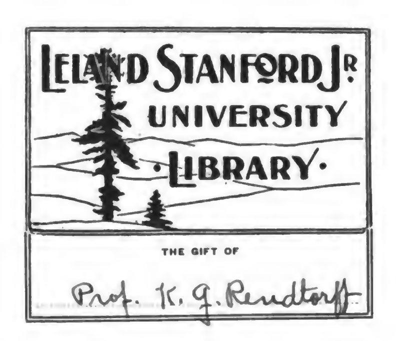





LELAND STANFORD JR.
UNIVERSITY
·LIBRARY·
THE GIFT OF
Prof. K. G. Rendtorff









Meyer's Monats-Hefte.

No. 1. Januar, 1855. Band 5.

An das Publikum.

Mit dem Januarhefte geht der Verlag und die Leitung der Monatshefte an Herrn Ad. Kolatschek über, welcher dieselben in der bisherigen Richtung und Form fortsetzen wird. Es werden durch diesen Wechsel neue geistige Kräfte an dem Unternehmen thätig, welche mich zu der Ueberzeugung berechtigen, daß das Ziel, welches den Monatsheften bei ihrer Begründung vorgesteckt wurde, nämlich nicht nur als Brücke für den Austausch geistiger Cultur zwischen hier und Deutschland zu dienen, sondern auch das Archiv selbständig deutsch-amerikanischer Literatur-Bestrebungen zu werden, um so rascheren Schrittes von nun an verfolgt werden wird, als die Schwierigkeiten nicht unerheblich waren, welche dem seiner Natur nach neuen Unternehmen im Wege gelegen hatten. Ich hoffe, daß die Freunde der Monatshefte mein Vertrauen zu der bereits bewährten und in den weitesten literarischen Kreisen anerkannten Fähigkeit der neuen Leitung theilen werden.

Für die freundliche Unterstützung, welche ich von Seiten des Publikums und besonders meiner Mitarbeiter erfahren, drücke ich meinen Dank aus, und schließe mit der Bitte, dieselbe in gleichem Maaße auf meinen Nachfolger zu übertragen.

Herrmann J. Meyer.

Die „Monatshefte" werden, auf den gemachten Erfahrungen einer anderthalbjährigen, erfolgreichen Wirksamkeit fußend, ihrer bisherigen Aufgabe und Tendenz treu bleiben. Wie schon das vorliegende Heft beweist, sollen sie namentlich eine größere Anzahl guter Originalbeiträge bringen, wozu ich die ausgebreitetsten Verbindungen besitze. Es steht mir nicht nur in Deutschland, Frankreich und England eine Menge des interessantesten und, wegen der dortigen Preßverhältnisse oder der persönlichen Lage der Verfasser, unverwendeten Materials zu Gebote, sondern es haben sich auch in den Vereinigten Staaten neue und vortreffliche Kräfte gefunden, welche im Verein mit den früheren Mitarbeitern das Unternehmen unterstützen wollen. Indem ich daher die Fortführung desselben im eigenen Verlag übernehme, darf ich die begründete Hoffnung hegen, daß es den Monatsheften immer mehr gelingen werde, den gesteigerten Anforderungen des Publikums zu entsprechen.

New York, den 1. Januar 1855. Ad. Kolatschek.

Rückblick und Vorblick.

Die Monatshefte haben in dem verflossenen Jahre unstreitig einen interessanten und reichen Lesestoff geboten. Dies ist zwar nur zum kleineren Theile ihr Verdienst; aber es ist auch nicht ihr Fehler, wenn die Erwartungen einzelner ihrer Abnehmer nicht ganz erfüllt worden wären, — denn ihre Hauptaufgabe war eben, ein Spiegel der deutschen Literatur der Gegenwart zu sein. Warf dieser nicht immer so hellglänzende Strahlen zurück, zeigte er nicht immer so prächtige Farben, wie man zu sehen hoffte, so vergesse man nicht, daß der Fehler im Vorbilde selbst, nicht in dem Spiegel zu suchen ist. An guten Novellen besonders war das letzte Jahr nicht so ergiebig wie sonst. Dennoch vermochten die Monatshefte ihren Lesern einige anmuthige Dichtungen dieser Gattung zu bringen. Wir rechnen dahin namentlich die Erzählungen von Th. Mügge, L. Bechstein, Louise von Gall, Julie Burow, F. Kossack, Joseph Rank und M. Hartmann. Der Versuch, den die Monatshefte machten, durch Ausschreibung eines Preises preiswürdige Novellen von Deutschen in Amerika und von amerikanischem Gepräge zu erlangen, mißglückte leider. Sie sehen es daher als einen besonderen Trost an, daß sie noch im letzten Monate des Jahres ihren Lesern wenn auch mit keiner Preis-Novelle, so doch mit einer Original-Novelle deutsch-amerikanischen Ursprungs und Charakters, eine Weihnachtsgabe bringen konnten.

Das Versemachen gelingt zwar in der polirten deutschen Heimath weit besser, als es unsern Landsleuten in der Union glücken will; die wilde Natur Amerika's scheint in dieser Beziehung unsere dichtenden Landsleute zu allzugroßen Kreuz- und Quersprüngen verleitet zu haben; — aber auf ihren poetischen Gehalt dürfen die heutigen Nachfolger Schiller's und Göthe's im alten Vaterlande wahrlich nicht sehr stolz sein, und wir blicken hoffnungsreich auf unsere Landsleute diesseits des Oceans, von denen uns Einer, vom hohen Norden herab, schon ein so frisches See- und Waldlied sang.

Dagegen ist ein erfreulicher Fortschritt auf dem realen Gebiete der Natur-, Länder- und Völkerkunde in Deutschland zu bemerken. Moleschott, Otto Ule, Orges u. A. führten die Leser der Monatshefte in die geheimen Werkstätten der Natur im Innern der Erde und auf die Höhen der Gletscher. Aurelio Buddeus, Lothar Bucher, Siegfried Kapper, Fr. v. Raumer und G. Kohl lieferten Skizzen und Schilderungen von den Ländern und Völkern, auf die jetzt die Aufmerksamkeit der Gebildeten gerichtet ist. Das himmlische Reich, das „für die Civilisation geöffnete" Japan, die Eisgewässer und Schneefelder des Nordpoles, die granitne Czarenstadt und die „Perle des Orients," die blutgefärbten Küsten der Krim, das neuerstehende Paris und die Wunder des Riesenpalastes von Sydenham, die Schätze der Münchener Ausstellung, die grüne Insel selbst, zogen vor den Augen unserer Leser vorüber, während unsere eigenen Mitarbeiter ihnen Bilder aus dem Farmer- und Indianerleben in Texas, aus dem ersehnten, üppigen Havana, dem munteren Turnertreiben in Philadelphia u. a. m., mit treuen Farben wiedergaben. Franz Arago, Franz Löher, Heusinger, Czaykowsky, Strauß, Treitschke, Prutz, Oken, Falke, widmeten den Monatsheften theils direkt, theils indirekt, historische Skizzen amerikanischer und europäischer Helden und Ereignisse

Die Kritiken, welche die Monatshefte über viele der bedeutendsten Erscheinnungen der Literatur und Kunst brachten, sind größtentheils Originalarbeiten. Unser Augenmerk war besonders auf das gerichtet, was von Deutschen über die Union geschrieben wurde, und von denen so Viele über die hiesigen Zustände reden, als wenn sie sie ganz durchforscht hätten, während sie entweder nach Touristen-Art die Vereinigten Staaten nur durchflogen oder gar, ohne mehr als einige Küstenstädte gesehen zu haben, aus ihren eingebundenen, europäischen Vorurtheilen unter dem Arme, beweisen wollen, was Amerika ist oder nicht ist, und was es sein sollte und könnte. An solcher Kritik haben die Monatshefte wenig Freude; aber sie gehört zu deren Aufgabe, und sie werden sie auch in der Zukunft zu erfüllen trachten.

Biographische Schilderungen gaben die Monatshefte im letzten Jahr von Benjamin Franklin, Aaron Burr, H. Clay, Prescott und von Börne, Karl Vogt und Andern, meistentheils waren ähnliche Portraits beigelegt.

Endlich müssen wir der Correspondenzen und selbständigen Artikel gedenken, von denen die Monatshefte fast in jeder Nummer einige Blätter füllten und die theils das Publikum deutscher Zunge über das Neueste in der „Empire City" in Kenntniß setzten, theils dazu dienen sollten, die hiesigen Zustände zu beleuchten. Das Treiben der Nativisten und die Stellung der Deutschen in Amerika, das Schulwesen, die technischen und Handelsverhältnisse der Union, die freien Gemeinden, die Gesang- und Turnvereine, die Fortschritte der Deutschen und Yankees in der Musik und andern Künsten, sowie deutsche Theater, sind Gegenstände, die sie in ihr Bereich gezogen haben.

Lassen die Monatshefte trotz der Mannichfaltigkeit dieses Inhaltes noch manche Lücken bemerken, so werden sie im neuen Jahre sich bestreben, sie auszufüllen. Die Ausfälle in der deutschen Novellistik sollen möglichst durch Original-Novellen von hiesigen Schriftstellern und von anerkannt tüchtigen Kräften in Deutschland ausgefüllt werden. Ebenso sind die nöthigen Einleitungen getroffen, um häufiger als früher Originalcorrespondenzen aus London, Paris und Deutschland und aus den bedeutendsten Städten der Union zu bringen. Von anderer Seite her sind den Monatsheften von Sachkundigen in Nordamerika Beiträge aus der Naturkunde, aus dem Gewerbs- und Handelswesen, Mittheilungen aus dem socialen Leben, über Kunst und die neuesten Literaturerscheinungen von Bedeutung zugesagt.

Jedes Heft wird eine biographische Skizze irgend eines bedeutenden Mannes des letzten Jahrhunderts oder der Gegenwart mit dem Portrait desselben enthalten. Auch sind Anstalten getroffen, um die neuesten Modebilder besser und schneller, als bisher, unsern Abnehmern liefern zu können. Mit solchen neuen Mitteln und Kräften ausgerüstet, wird es den Monatsheften im neuen Jahre hoffentlich gelingen, sich nicht blos die alten Freunde zu erhalten, sondern auch neue zu gewinnen. — und dies um so mehr, als am politischen wie am socialen Horizonte die weissagenden Sterne wichtige und interessante Ereignisse und Erscheinungen verkünden, die das gebildete Publikum auch dann noch fesseln dürften, wenn die Tagespresse bereits ihre Spalten mit anderen, viel neuern Nachrichten zu füllen genöthigt ist.

Armer Onkel!

Eine Skizze von Hans Wachenhusen.

1.

Der pensionirte Haupt-Zollamts-Rendant Heinrich Funkel war einer der allergemüthlichsten alten Junggesellen, die es auf der Welt geben kann, und da wir deren noch viele haben, so wollte diese superlative Eigenschaft schon etwas bedeuten. Größere Hochachtung als für ihn wurde in der ganzen kleinen Stadt für keine menschliche Seele, nicht einmal für den Bürgermeister gefühlt, ja, genau betrachtet, war überhaupt die kleine Stadt ohne den Rendanten Funkel gar nicht denkbar. Funkel mußte in allen Gesellschaften funkeln, er mußte Morgens kommen und sich nach dem Befinden der Familie erkundigen, und wenn er einmal ausblieb, so war es gar nicht möglich, sich an diesem Tage wirklich w o h l zu befinden; Funkel mußte die ersten Proben haben von Allem, was in der Stadt Ausnahmsweises gebacken oder gekocht wurde; Funkelchen oder wie man ihn auch gern nannte: Karfunkelchen mußte, mit einem Wort, an dem Firmamente der kleinen Stadt leuchten, wie die Sonne am Himmel, und wenn er fehlte, so war es dunkler Schatten in allen Straßen. Funkel war also die Lunge, der Athem der ganzen Stadt, der Allerwelts-Familienrath aller Väter und Mütter, die auf ihn schworen, wie auf den lieben Gott.

Daß nun Heinrich Funkel bei einer so allgemeinen Beliebtheit dennoch Junggeselle geblieben, war allerdings auffallend, da er prinzipiell durchaus kein Gegner der Ehe war; dieser Umstand hatte aber seine ganz eigene Bewandtniß. In einer sehr alten vergilbten Nummer des städtischen Wochenblattes bewahrte man noch eine Anzeige, welche lautete: „H e i n r i c h F u n k e l, M i n n a N a g e l, Verlobte;“ aber diese Anzeige war schon fünf und zwanzig Jahre alt und außer dem Wochenblatte wußten sich nur die ältesten Leute derselben noch genau zu erinnern; die jüngere Generation erzählte davon gelegentlich vom Hörensagen.

Diese Verlobung hatte nun wirklich damals stattgefunden, als Funkel erst kürzlich als Haupt-Zollamts-Assistent in diese Stadt versetzt worden und er noch ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, flott, lebenslustig, leidlich hübsch, und ein Gegenstand vielfältiger Anfechtungen für gefühlvolle schwarze und blaue Augen war. Aber diese Verlobung war, wie man zu sagen pflegt, aus dem Leim gegangen, und wenn Funkel an jene Zeit zurückdachte, so war es ihm noch heute, als drücke ihn was am Herzen.

Funkel war damals kaum ein Vierteljahr in der kleinen Stadt gewesen, als er auf einem der Bälle, deren steter verpflichteter Arrangeur er alsbald geworden, in einem kühnen Walzer einen Angriff auf das Herz der Kämmerers-Tochter Minna Nagel entreprenirte; Minchen capitulirte ohne Weiteres, Beide wurden einig, sie tanzten weiter und nahmen sich vor, eben so heiter wie jetzt auch ferner mit einander durch's Leben zu walzen.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Als Minchens Vater „Ja“ und „Amen“ gesagt hatte und die Verlobungsanzeige des Wochenblattes wie eine Bombe in die hier-

auf ganz unvorbereitete kleine Stadt fiel, als man die Annonce las, in welcher die Namen Funkel und Nagel durch eine sinnige Einrichtung des Setzers so eng in einander verschlungen standen, da war dies natürlich eine funkel-nagel-neue Nachricht für alle Muhmen und Basen, überhaupt für alle Klatschschwestern der ganzen Stadt. Im Hause des Kämmerers war es des Laufens und Gratulirens gar kein Ende und die Kaffeemaschine ward vom Mittag bis zum Abend nicht mehr kalt.

Alle Gratulantinnen hatten sich als wahrhaft theilnehmende Seelen nun gegenseitig das heilige Gelübde gethan, genau über die Lebensweise, die Moralität des Bräutigams zu wachen und über alle seine Sünden Buch zu führen, damit das liebe Minchen nicht etwa einem Unwürdigen ihre Hand reiche und sie ja um Gotteswillen recht glücklich werde; man machte auch dem Kämmerer Vorwürfe wegen der übereilten Verlobung, man hätte ja im Stillen den Aspiranten so hübsch beobachten können; aber da dies nun einmal nicht zu ändern war, so mußte jetzt nachgeholt werden, was sich noch für die Consolidirung von Minchens Glück thun ließ. Auf jeden Fall waren sie ja noch nicht verheirathet.

In Folge dieses Vigilirens des hundertäugigen Argus machte man denn alsbald die Entdeckung, daß Funkel eigentlich ein Windbeutel sei, daß er gern Alles mitmache und bei allen tollen Streichen sogar an der Spitze stehen müsse; man hatte ihn auf allerlei krummen und verdächtigen Wegen ertappt, und als nun die Basen eines schönen Tages sich versammelten, um das Resultat ihrer stillen Beobachtungen zusammenzutragen und Funkel's Sündenregister zu summiren, da gewann man das erschreckliche Facit, daß Funkel während des seit der Verlobung verstrichenen Vierteljahres dreimal, sage dreimal betrunken gesehen worden war. Wenn nun also, multiplicirte man, Minchen Nagel vom Himmel nur ein dreißigjähriger Krieg mit ihrem Funkel beschieden war, so mußte sie, — selbst angenommen, daß seine Lasterhaftigkeit wider alle Erwartung gar nicht zunehme — ihren Gatten gerade dreihundert und sechzigmal in betrunkenem Zustande sehen. Dies Resultat war ein entsetzliches; welch ein Elend stand der jungen Frau bevor, und dann gar die armen Kinderchen! — — Nein, nein, es war gewiß am besten, wenn man diese unglückliche Ehe bei Zeiten zu hintertreiben suchte, dadurch rettete man ein armes Mädchen vom Verderben und leistete dem ganzen Geschlecht einen gottgefälligen Dienst. Also ward es im Rathe der Basen beschlossen, und daß es auch gehalten wurde, das ist ganz gewiß.

Das Unglück wollte, daß am nächsten Tage, dem Sonnabend, ein großer Casinoball stattfand. Funkel, der Vergnügungsdirector der Stadt, war an diesem Abend in unverwüstlicher Laune, und als der Ball zu Ende und der Kämmerer mit seiner Familie nach Hause gefahren war, saß der Bräutigam mit seinen Freunden bei der Champagnerbowle und trank das Wohl seiner theuren Braut. Bei solchen Anlässen darf man die Gläser nicht zählen; Funkel zählte auch nicht einmal die Stunden, die ja überhaupt dem Glücklichen nicht schlagen, und so kam es, daß er erst am andern Morgen um 10 Uhr, als alle christlich denkenden Leute mit dem Gesangbuch zur Kirche gingen, in seligster Laune in bloßem Frack, mit verschobener Cravate und die siegreiche Brust noch vom Abend mit Cotillonorden bedeckt, nach Hause schlenderte.

Funkel war ganz ungeheuer wohl zu Muthe. Aber das erwähnte Unglück mißgönnte ihm seine Rosenlaune und führte ihm zwei seiner Arguse auf ihrem Kirchgange in den Weg. Die beiden Damen glaubten nicht anders, als, es komme ihnen ein Wellington oder ein Blücher entgegen, als sie Funkel's gestirnte Brust im Sonnenschein erblickten; wer aber beschreibt ihr Entsetzen, als sie ihren Delinquenten Funkel erkannten, der ganz vergnügt auf sie zu steuerte, den Hut von seiner weinseligen Stirn zog, ihnen ein paar drollige Phrasen von dem Ball und dem alleinseligmachenden Champagner vorschwatzte und dann eben so vergnügt wieder weiter lavirte.— Das war ein Horreur! Sie,

die Basen, hatten schon seit mehren Stunden den Ball ausgeschlafen, und dieser gottlose Mensch kam soeben erst daher! — Kein Wunder, wenn sie ihm zu seinen Cotillonorden auch noch den Verdienstorden legten und anstatt zur Kirche zu gehen, direct auf das Haus des Kämmerers los marschirten, um dort ihrer sittlichen Entrüstung sogleich Luft zu machen. —

Das arme Minchen verbrachte demnach den Sonntag in heißen Thränen, und als Funkel am Abend kam, um sie zu besuchen, hieß es, das Fräulein befinde sich so unwohl, daß sie Niemanden empfangen könne. — Das war der erste Schlag aus heitrem Himmel. — Den Montag verbrachte Minchen in leisem Schluchzen; als Funkel am Morgen nach ihrem Befinden sich erkundigte, bekam er eine Antwort, die ihm beunruhigend erschien. Am Dienstag war Minchen schon gefaßt, denn die Mutter hatte ihr gerathen, sich in das Unvermeidliche zu fügen und sich nicht durch einen unbesonnenen Schritt in ewiges Unglück zu stürzen. Als endlich Funkel am Mittwoch Morgen seine Toilette beendet hatte und sich eben zu seiner Braut begeben wollte, erhielt er ein Billet vom Kämmerer, in welchem dieser ihm höflichst anzeigte, daß er aus tausend Gründen, und in Uebereinstimmung mit seiner Tochter, sich genöthigt sehe, die Verlobung aufzuheben.

Wir haben gesehen, daß es bei dieser Entscheidung blieb. Funkel's Schicksal stand in den Cotillon-Sternen geschrieben, eine Appellation an die Instanz der Basen war nicht denkbar. Funkel schwor dem Geschlechte der letzteren ewige Verachtung, sich selbst aber ein lebenslängliches Cölibat. Den ersteren Schwur vergaß sein gutes Herz sehr bald, den letzteren hat er nie gebrochen.

Zehn Jahre darauf erhielt Funkel die Stelle des Haupt-Zollamts-Rendanten und wieder zehn Jahre darauf, als er schon daran dachte, sich in's Privatleben zurückzuziehen, starb sein jüngerer Bruder in einer entfernten Stadt und ließ eine sechzehnjährige Tochter als Waise zurück. Funkel nahm bei Empfang dieser traurigen Nachricht sofort einen kleinen Urlaub; er reiste, und als er zurückkehrte, brachte er eine Nichte mit, ein recht hübsches, aber vom Vater als einziges Kind bis zur höchsten Charakterweichheit verzärteltes Wesen. Funkel reichte sofort bei der Regierung sein Gesuch um Pensionirung ein, das ihm denn auch nach einigen Einwänden bewilligt wurde. Schon lange hatte Funkel sich in seiner häuslichen Einsamkeit eine Gesellschaft gewünscht, die ihm sein kleiner Bologneser und ein kleines niedliches Kätzchen nicht gewähren konnten; oft hatte er daran gedacht, sich eine Wirthschafterin zu nehmen, aber was hätten dann die Klatschschwestern der Stadt gesagt, deren Leumund er wie das Fieber fürchten gelernt! Sich eine häßliche Wirthschafterin zu nehmen, das widerstritt seinem guten Geschmack, lieber gar keine; eine hübsche hingegen würde, und wenn sie der Genius der Tugend selbst gewesen wäre, sein moralisches Renomme für immer untergraben haben. — So warf sich denn endlich der Himmel in's Mittel, indem er ihm seinen theuren Bruder nahm und ihm dafür eine Tochter schenkte. Funkel malte sich jetzt, seit Amely, die Nichte, bei ihm war und er auch die Pensionirung erwirkt hatte, seine Zukunft auf's goldenste aus; sein Alter sollte jetzt, wie er sich poetisch ausdrückte, dahin fließen, wie ein stiller, klarer Waldstrom, und in der That schien sich dies zu verwirklichen.

Amely war von jetzt seine Perle, seine Rose, sein Augapfel, anders nannte er sie gar nicht, und hatte der Vater sie schon verzärtelt, so that es der Onkel diesem noch zuvor. Ein innigeres Verhältniß, als es sich zwischen diesen Beiden knüpfte, war gar nicht denkbar. Amely hatte ihm, was er sich immer gewünscht, eine kleine Miniatur-Wirthschaft eingerichtet, sie bereitete ihm allerlei ausgesuchte Gourmandisen, begleitete ihn, an seinem Arme hängend, auf den Spazirgängen und sorgte in jeder Hinsicht so liebevoll und aufmerksam für ihn, daß Funkel, wenn er — wie es doch Jedermann passirt — einmal einen Wunsch zu äußern das Bedürfniß fühlte, immer erst eine Stunde über Das nachsinnen mußte, was er wohl wünschen könne; und selbst dann waren

diese Wünsche, ihm unbewußt, in der Regel schon halb oder ganz erfüllt. — Das war ein paradiesischer Zustand für den alten Junggesellen, und wenn er so in stiller Gemüthlichkeit mit Amely in dem traulichen Wohnstübchen saß und sie ihm vorlas, oder sie ihn bei seinem Nachhausekommen mit irgend einer kleinen Surprise erfreute, dann konnte Funkel nicht umhin, er mußte das liebe Kind auf die Stirn küssen — und Amely ließ sich dies von ihrem Onkel gern gefallen.

Wir sehen die Nothwendigkeit ein, hier in flüchtigen Zügen Amely's Portrait zu entwerfen, kommen dabei aber den Usancen der Romantik gegenüber in einige Verlegenheit. Amely war ein hübsches, vielleicht sogar schönes Mädchen, aber ein Engel, wie er heut zu Tage in der Novellistik nothwendig geworden, war sie keineswegs. Wir schreiben diese unsre Skizze nach dem Leben und lassen uns auf keinerlei romantische Unwahrheiten oder Ueberschwenglichkeiten ein, selbst auf die Gefahr hin, für prosaisch zu gelten; auch sind wir der Meinung, unsere Novellisten sollten doch lieber mit unsrer heutigen Generation oder Degeneration Hand in Hand gehen, die uns die Engel vergeblich mit der Laterne suchen läßt. Wir sind nicht so glücklich wie andere Novellisten, die Engel dutzendweise auf unsrem Wege zu finden, und wissen auch nicht, weßhalb gerade in jeder Novelle ein Engel die Heldin spielen mußte; nur die Fehler sind romantisch, die Vollkommenheit ist langweilig, und wenn unsre Novellisten so fortfahren, aus jedem leidlich hübschen Mädchen grundsätzlich einen Engel zu schaffen und hiedurch die Engel so gewöhnlich zu machen, daß uns für den Hausbedarf des täglichen Lebens keine Unvollkommenheiten mehr übrig bleiben, so werden sich die Romantiker alsbald genöthigt sehen, eine Kategorie von Erzengeln aufzustellen, um doch für besondere Fälle noch einen Comparativ zu behalten. Uebrigens können auch junge Damen, die nicht geradezu Engel, ja sogar weit entfernt sind, solche zu sein, ganz gute Romane anspinnen; das ist eine Behauptung, die gar nicht weiter bewiesen zu werden braucht.

Doch wir wollten Amely's Portrait liefern. Ein Engel also war sie nach unsren Begriffen nicht, darin waren auch sämmtliche Mädchen der kleinen Stadt mit uns einverstanden, denn diese hatten doch allerlei an ihr zu mäkeln. So z. B. wußte man nicht, ob ihr Haar eigentlich braun oder dunkelblond sei, — und das darf man einer reinen Schönheit nicht nachsagen. Ferner fand man ihre Augen zu himmelblau; einen Himmel im Herzen und nebenbei eine ganz kleine Hölle von Medisance in demselben konnte man schon tragen; aber ein sittsames Mädchen muß — so meinte man — ihren Himmel doch nicht so vor aller Welt in den Augen zur Schau tragen. Ihre Taille ferner wurde zu schlank gefunden, eine solche Taille konnte man nur durch gewaltsame Schnürleibsvermittelung erzielen, und so tagaus, tagein vom Morgen bis Abends im Schnürleib zu gehen, Gott bewahre, das hieß doch die Eitelkeit bis zum Aeußersten treiben. Ihr Mund galt für ganz hübsch, ja, gegen den ließ sich nichts sagen; gegen ihre Zähne auch nicht, notabene, wenn keine falsche darunter waren; aber warum konnte, wer so beständig im Schnürleib ging, nicht auch falsche Zähne tragen? Endlich hatte man auch an Amely's kleinen Füßen so Manches auszusetzen. Das waren ja gar keine ausgewachsene, rechtschaffene Füße, auf denen man ohne Besorgniß stehen und gehen konnte; zum Tanzen mochten sie recht gut und niedlich sein; aber, du lieber Gott, wer kann denn alle Tage tanzen, und wo blieb dann die Küche, die Wirthschaft! — — Alle diese Mäkeleien waren aber reiner Neid, reine Verleumdung, und wenn dir, lieber Leser, nach dieser Rechtfertigung vor der kleinstädtischen öffentlichen Meinung Amely als ein Engel erscheint, so soll es uns recht sein.

So ging das stille Glück Funkel's ungestört vier Jahre lang, bis Amely zwanzig Jahre alt ward und die Zeit kam, wo sich der Spruch erfüllen sollte, daß Niemand ungestraft unter Palmen wandle. Onkel Funkel bemerkte an seiner kleinen Nichte eine Veränderung, und wenn er sich an das

Fenster stellte und das gegenüberliegende Haus genau anschaute, so konnte er, wenn er wollte, auch dort seit einiger Zeit eine Veränderung gewahren. An dem einen Fenster jener Bel-Etage stand nämlich ein Zeichentisch mit großen, architektonischen Entwürfen, mathematischen Instrumenten u. s. w. bedeckt. Hinter diesem Tische saß in der Regel ein junger Mann, ein Architekt, Herr Ludwig Winther, der erst seit Kurzem aus der Hauptstadt hier eingetroffen und dem Stadtbaumeister in einigen weitaussehenden Regierungsarbeiten beigeordnet war. Dieser junge Architekt hatte bei seiner Ankunft in der kleinen Stadt einigen Rumor unter der jungen Damenwelt angerichtet; denn Herr Winther war ein hübscher junger Mann, mit schwarzem Haar und schwarzem Schnurrbart, welcher letztere in der Stadt für einzig in seiner Art erkannt, und demnach doppelt gefährlich wurde. In einer kleinen Stadt, wo es der jungen Schnurrbärte nicht viele zu geben pflegt, können mitunter zehn empfindsame Herzen an einem einzigen solchen Schnurrbart hangen; aber wehe ihm, wenn er es sich einfallen läßt, sie Alle glücklich machen zu wollen, und ebenso wehe ihm, wenn er es wagt, dieses Glück nur einer Einzigen zuzuwenden.

Mit letzterem Unglück war nun aber Ludwig Winther bereits in voller Fahrt: er hatte sich sterblich in Amely, seine schöne Nachbarin, verliebt. Stunden lang saß er oft an seinem Zeichentisch vor den Situationskarten, die er anzufertigen hatte, ohne auch nur einen Strich zu thun, und wenn er wirklich arbeitete, so war er so zerstreut, daß unmöglich die Karte richtig werden konnte. — So war dies nun seit seiner Ankunft gegangen; Amely saß öfter am Fenster, als es sonst ihre Gewohnheit zu sein pflegte, sie erröthete öfter, als sie dies sonst zu thun gewohnt war, wenn sie auf die Straße hinausschaute, und wenn dann Ludwig Winther dies gewahrte, dann warf er Zirkel und Reisfeder auf den Tisch, vergaß seine ganze Mathematik und schwor, der berühmte Pythagoras sei die dummste Erfindung, die je gemacht worden, nicht werth der hundert Ochsen, die man seinetwegen den Göttern geopfert.

Onkel Funkel bekam seinerseits endlich Wind von der Sache; er schaute Amely prüfend von der Seite an, brummte: „Hm, hm!" vor sich hin und kratzte sich hinter die Ohren.

2.

So kam der Herbst. — Eines Abends, es war spät im September, schickte Baumeisters Sophiechen, Amely's intimste Freundin, die Botschaft, der Bauer habe die vom Vater bestellten Gänse geschickt, morgen früh sollten dieselben geschlachtet werden, Amely möge sich daher versprochenermaßen ja bei dieser feierlichen Gelegenheit hilfreich einfinden. — Weißt du, lieber Leser, welch eine wichtige Epoche das Gänseschlachten in dem Jahresleben einer kleinstädtischen Familie ist? Beschreiben läßt sich dieser Moment nicht; aber wichtiger als er, können höchstens nur Hochzeiten und Kindertaufen sein.

Am frühen Morgen rüstete sich also Amely und begab sich auf den Weg nach Stadtbaumeisters Hause. Dort fand sie bereits ein halbes Dutzend blutdürstiger Weiber mit großen Messern in den Händen, welche eben über die ersten Opfer des gänsemordenden Hausknechts herfielen, die dieser als Leichen vom Hofe herauftrug. In einem Verschlage neben der Küche saßen drei andere Weiber, welche die armen Thiere so unbarmherzig rupften, daß die Daunen zu Myriaden in dem Verschlage umherflogen. Sophiechen und Amely ihrerseits umgürteten ihre zarten Hüften mit großen aber schneeweißen Küchenschürzen und verrichteten mit ihren langen Waidmessern Wunder der Tapferkeit, so daß es wirklich nicht eine Schlacht, sondern ein Schlachten zu nennen war.

Unter dieser blutigen Arbeit war es Mittag geworden und die Küche in ein Leichenfeld von zwanzig Gänsen verwandelt, was also mehr sagen will, als eines der neuesten und wahrhaftigsten russischen Kriegs-Bülletins. Sophie wurde jetzt von ihrem Vater

aus der Küche abgerufen und eilte zu diesem ins Zimmer. Gott mag wissen, was es dort zu sehen gab, denn Sophie rief auch Amely herein. In ihrer echt mädchenhaften Neugier verließ die Letztere, wie sie dastand mit dem langen Messer und den gänseblutigen Händen die Küche und eilte Sophien nach. Als sie ihre Neugier drinnen befriedigt, trat Amely wieder heraus und schritt kichernd über die Hausflur zur Küche zurück.

Aber kaum an der Treppe angelangt, erschrak Amely heftig; sie ward erst kreideweiß und dann glühendroth, denn vor ihr stand mit einer großen Papierrolle in der Hand Herr Ludwig Winther, der eben die Treppe herauf gekommen, um den Stadtbaumeister in Amtsangelegenheiten zu besuchen. Amely war es, als müsse sie in die Erde sinken; was sollte ihr Nachbar von ihrem Costüm, von dem mit Gänsedaunen gefiederten Nachthäubchen auf ihrem Kopfe, von ihrer unreinlich gewordenen Schürze, von ihren fast bis an die Schultern aufgeschürzten runden Armen denken, die man doch höchstens auf Bällen sehen läßt; was endlich sollte er zu ihren blutigen Händen, zu dem großen, mordgierigen Messer sagen? Stand sie nicht da wie eine Amazone dem Achilles oder Theseus gegenüber, wie eine Wlasta, oder wie eine Judith vor dem enthaupteten Holofernes?

Mit dem Letzteren hatte übrigens Winther auch eine entfernte Aehnlichkeit; denn der Kopf fehlte ihm gänzlich, als er, durch eine Fügung des Zufalls, Amely den schmalen Weg zur Küche vertretend, dastand; höflichst, aber in namenloser Verlegenheit, zog Holofernes den Hut von der Stelle, wo sonst sein Kopf gesessen; er hätte ihr so gerne etwas gesagt; aber er wußte nichts, er wußte seinen Kopf nicht zu finden und schaute staunend auf die blutigen Hände der Judith, als hänge an diesen sein armer Kopf. Aber wer kann denn auch auf dergleichen Attrapen des Schicksals immer gleich vorbereitet sein!

„Hahaha! Nur herein, lieber Winther! Fürchten Sie sich nicht, sie thut Ihnen nichts!" rief plötzlich der Stadtbaumeister, der in die Thüre des Zimmers getreten war und sich an Beider Verlegenheit weidete.

Winther war dies sehr willkommen, obgleich er bis in alle Ewigkeit hätte dastehen und die schöne Judith hätte betrachten können. Aber wie dumm sah es wiederum aus, daß er sie gar nicht angeredet! Für eine Million hätte er nicht ein einziges Wort hervorzubringen vermocht. Er verbeugte sich daher nochmals sehr erröthend, trat bei Seite und ließ Amely vorbeihüpfen, die ihrem Gott für die rechtzeitige Intervention des Stadtbaumeisters dankte und in die Küche verschwand.

Am Abend, als man bei Tische saß, erzählte der Baumeister in Amely's Gegenwart seiner Familie die Geschichte von der Judith und dem Holofernes; Alle lachten, nur Amely war stumm, denn sie hätte viel darum gegeben, wenn sie heute nicht zum Gänseschlachten gekommen wäre. — So sind die Mädchen; sie wollen, man solle sie nur im Salon sehen, und doch ist das Leben nichts weniger als ein solcher. Jedenfalls aber ist das Gänseschlachten um Martini eine sehr zweckmäßige Einrichtung, deren sich Niemand zu schämen braucht.

Onkel Funkel war ganz verwundert, als er seine Perle so traurig gestimmt zu Hause anlangen sah; theilnehmend fragte er, ob sie sich vielleicht beim Schlachten verwundet, ob ihr was wehe thue. Freilich that ihr was wehe, aber das saß im Herzen und das wußte der Onkel nicht zu beurtheilen. Onkel Funkel sollte indeß sehr bald aus seinem Traume geweckt werden.

Seit jenem Tage, dessen Vorgänge wir oben erzählt, ging etwas hinter dem Rücken des Onkels vor, wovon dieser lange keine Ahnung hatte. Amely und Ludwig Winther wußten jetzt, wo sie sich—natürlich ganz zufällig—begegnen konnten, und der Zufall, dieser Gelegenheitsmacher, richtete es auch wirklich so ein, daß des Stadtbaumeisters Haus die Stelle ward, wo Beide sich oft im Kreise von dessen Familie zusammen fanden; ob dies vielleicht auch ein oder mehre Male unter vier Augen geschah, das war ungewiß.

Was Amely aber dem alten Onkel nicht zu gestehen wagte, das sollte ihm die nichtsverschweigende Stimme des Volkes verrathen. Als Funkel nämlich eines Tages seine gewöhnlichen Morgenvisiten machte, die er nie ausfallen ließ, empfing man ihn im Hause des Bürgermeisters mit der Frage:

„Nun, Rendantchen, man darf ja wohl gratuliren?"

„Gratuliren?... Zu was?" fragte Funkel betroffen.

„Nun, zu der baldigen Verlobung Ihrer Nichte."

„Meiner Nichte?... Und mit wem?" fragte Funkel.

„Nun mit dem schönen jungen Baumeister, Herrn Winther!"

Onkel Funkel ging ein Lichtstrahl auf. Er sagte gar nichts, griff schweigend nach Hut und Stock, grüßte stumm und entfernte sich. Sein Weg ging direct nach Hause.

„Verlobung — Nichte — Baumeister!" brummte er auf der Straße, und trat endlich mit so feierlicher Miene zu Amely ins Zimmer, daß diese, gerade am Stickrahm sitzend, die Nadel aus der Hand fallen ließ. Ein solches Gesicht pflegte der Onkel nicht einmal an seinem Geburtstage zu machen. Amely's Herz begann zu pochen—so geht es, wenn man nicht reinen Herzens ist.

Funkel setzte sich auf das Sopha.

„Amely!" begann er mit steifleinener Miene; „setze dich hier zu mir!"

Amely erhob sich, trug ihren Sessel zum Sopha und nahm vor ihrem Onkel Platz.

„Amely, schau mir einmal offen ins Gesicht, wie ich es an dir gewohnt bin!" fuhr er mit salbungsvoller Stimme fort.

Aber Amely schaute ihn nicht an, sondern schlug tief erröthend die Augen nieder.

„Ich weiß genug, Amely," sprach Funkel vorwurfsvoll. „Hab' ich verdient, daß du so an mir handelst? Findest du in deinem Herzen irgend einen Grund, deinem Onkel dein Vertrauen zu entziehen? — Was gab dir Veranlassung, einen der gefährlichsten, wichtigsten Schritte deines unerfahrenen Lebens zu thun, ohne mich zu Rathe zu ziehen? —Antworte mir, Amely!"

Aber statt der Antwort warf sich seine Perle weinend an des Onkels Brust.

„Verzeih' mir, Onkel!" schluchzte sie endlich. „Ich — ich — konnt' es nicht über's Herz bringen, dir dies zu sagen!"

So verstanden sich die Beiden, ohne eigentlich den Differenzpunkt mit Worten berührt zu haben.

„Weil dein Herz nicht mehr das alte ist," sagte der Onkel strafend. — „Aber ich verzeihe dir, mein Kind, wie schwer es mir auch werden wird, dies zu vergessen."

Amely schaute mit ihren thränenfeuchten Augen so dankbar zu ihm auf, daß er sich nicht enthalten konnte, sie versöhnend auf die Stirn zu küssen. Wie hätte der gute Onkel seiner Rose, seinem Juwel auch wirklich zürnen können! Was sich überhaupt seit jener Uriasnachricht in seinem Herzen regte, war weniger das Gefühl des Unwillens, als vielmehr das des Harms, eines Schmerzes, den er erst spät in seiner Tragweite ermessen sollte.

„Liebt denn Winther dich wirklich, mein Kind?" fragte er, sie am Kinn fassend und ihr verschämtes Antlitz zu sich aufrichtend.

„Ja, lieber Onkel."

„Glaubst du, daß er dich wird glücklich machen können?"

„Ja, Onkelchen, eine innere Stimme sagt es mir."

„Hat er dir seine Liebe gestanden?"

„Ja, lieber Onkel!"

Da haben wir die Geschichte? Es war schon Alles klar zwischen den Beiden, und das war Alles von dem Gänseschlachten hergekommen!

Der Onkel ging schweigend hinaus und sandte die Köchin mit einer Empfehlung zu Herrn Winther hinüber: Herr Rendant Funkel ließe ersuchen, ihn sofort mit seinem Besuche zu beehren.

Amely ahnte nicht, zu welchem Zwecke die Köchin ausgeschickt wurde, und zu fragen wagte sie nicht. Bald jedoch löste sich dieses Dunkel, als Winther nach einem Viertelstündchen im schwarzen Frack und weißem Gilet hereintrat.

„Mein Herr," begann Funkel, nachdem er

den jungen Mann von oben bis unten gemustert, seinen Gruß erwiedert und ihm einen Stuhl gereicht, „soeben hat mir meine Nichte gestanden, daß sich zwischen Ihnen, mein Herr, und Amely ein Verhältniß angeknüpft, welches — ich — ich — im Grunde nicht gern sehe," setzte er, um einen Nachsatz verlegen, hinzu.

„Herr Rendant," antwortete Winter, eben auch nicht in der bündigsten Fassung, „ich begreife sehr wohl, daß ich von Ihrer Seite auf ein Vertrauen nicht Anspruch machen kann, das zu erwerben ich noch keine Gelegenheit gehabt, doch seien Sie überzeugt—"

„Ich will überzeugt sein, daß Sie meine Amely so lieben, wie es meine Perle verdient," unterbrach ihn Funkel; „ich will auch überzeugt sein, daß Sie im Stande sind, meine Nichte glücklich zu machen, denn im Grunde hab' ich bisher nur Gutes von Ihnen gehört. Da ich ferner einsehe, daß *ich* in dieser Sache nichts ändern kann, so mache ich Sie denn für das ganze Lebensglück meiner Amely hiemit heilig verantwortlich, indem ich Ihnen ihre Hand gebe. —Hier—nehmt meinen Segen, Kinder!—"

Onkel Funkel hatte bei diesen letzten Worten Amely's und Winther's Hände ergriffen, er fügte sie jetzt in einander, drückte noch einen Kuß auf Amely's Haar, warf einen schmerzlichen, entsagenden Blick auf sein einziges Juwel, wandte sich dann ab und ging in's Nebenzimmer, dessen Thür er hinter sich schloß.

Funkel's schnelle Handlungsweise, seine lakonische Kürze entsprangen keineswegs aus Kälte, verletztem Selbstgefühl oder Egoismus; er setzte sich im Nebenzimmer in eine Ecke, stützte den Kopf in die Hand und zwei klare Thränen rannen über seine Wangen. Er hatte drüben während jenes entscheidenden Actes gefühlt, daß diese Thränen im Anzuge waren, und um sie nicht zu verrathen, hatte er die Einsamkeit gesucht. Er, der alte Onkel, hatte nie daran gedacht, Amely selbst zu *besitzen*, er hatte sie nur als seine kindliche und treue Gefährtin betrachtet und geliebt; *jetzt* wollte seine Perle, sein Augapfel von ihm gehen, sie wurde mit dem heutigen Tage von seiner Seite, seinem Herzen gerissen, er wußte nur zu wohl: wenn *sie* nicht mehr bei ihm war, dann war er vereinsamt, verlassen, dann war es aus mit ihm. — Das ist das Loos der alten Junggesellen!

Ein paar lebenswarme, weiche Arme störten ihn aus seinem trüben Nachdenken. Er schaute auf und sah Amely, wie sie ihm so innig dankbar, so glücklich in's Auge blickte.

„Sei nicht traurig, Onkelchen, bat Amely, die seinen Kummer wohl begriff; fortan wirst du ja *zwei* Kinder anstatt des *einen* haben!"

„Zwei Kinder!" seufzte es in des Onkels Herzen, denn in diesem Herzen wohnte ja nur das *eine* Kind, Amely, und für ein zweites hatte dasselbe keinen Raum mehr; auch wußte dieses Herz ja, daß jetzt Alles anders, so ganz anders werden mußte, daß sein Augapfel später vielleicht auf immer von ihm gehen werde, wenn Amely ihrem Gatten in die Stadt folgen mußte, sobald dessen Arbeiten hier zu Ende waren.—Indeß gelang es Amely doch, den Onkel wieder zu einem Lächeln zu zwingen, und als er sich darauf mit Winther auf das Sopha setzte und ihm dieser von seinen Plänen, seiner gesicherten Existenz, seiner Familie und tausend andern Dingen erzählte, und es Winther wirklich gelang, sich wenigstens ein *kleines* Plätzchen in dem Herzen des Onkels zu erobern, da vergaß dieser für den Augenblick seinen Kummer und nahm sich vor, *heute* nicht mehr an die trübe Zukunft zu denken.

3.

Amely's und Winther's Hochzeit hatte am ersten Mai des folgenden Jahres stattgefunden und Onkel Funkel bei derselben natürlich als Brautvater fungirt. Ein schöneres Paar, als dieses, hatte man seit Menschengedenken in dem kleinen Städtchen nicht gesehen; beim Kirchgange war unter lichtem Sonnenschein ein leiser Regen in die Brautkrone gefallen und die alten Weiber der Stadt prophezeiten einstimmig, das bedeute ein ganz seltenes Glück in der Ehe.

„Gott gebe es," antwortete Funkel seuf-

zend, als man auch ihm dieses Orakel meldete, denn wie gern er auch an dasselbe glaubte, regte sich doch seit einigen Wochen vor der Hochzeit eine Stimme in ihm, die in einsamen Stunden immer vom Gegentheil flüsterte.

Hier und dort hatte man nämlich die Behauptung ausgesprengt, Ludwig Winther sei zwar ein herzensguter Mensch, aber er sei schwach und habe seine Tage, wo er über alle Grenzen des Anstandes hinaus ausschweifend sei, und was derartiges Unkengekrächze mehr war. Als Onkel Funkel dies hinterbracht wurde, da dachte er unwillkürlich an die Zeit zurück, wo durch ganz dasselbe Gewäsche unberufener Leute auch er auf's Aergste verleumdet, und sogar hiedurch seine Verlobung rückgängig gemacht worden war.

„Junge Leute haben immer ihre lustigen Stunden und sollen sie auch haben, weil sie jung sind," antwortete Funkel den Hinterbringern barsch; „man soll mich mit diesem Gerede in Ruhe lassen, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, was dahinter steckt!"

Wie sehr nun Funkel auch vom Gegentheil dieses Gerüchtes überzeugt war, nahm er hieraus doch Anlaß, mit Winther in dieser Richtung ernst und eindringlich zu sprechen. Winther gab ihm die beruhigendsten Versicherungen, und Funkel ließ die Sache hiebei bewenden. Trotz alledem hatte das calumniare audacter auf Funkel die gewöhnliche Wirkung hervorgebracht, Etwas von diesem Gerüchte blieb doch im Innersten seiner Seele kleben, und Funkel, der noch lange nicht den Schmerz seines Isolirtseins überwunden hatte, fühlte sich daher doppelt unruhig, doppelt unglücklich. Er hatte in edler Resignation seine Perle dahingegeben, um sie in eine Krone zu fassen, der Gedanke aber, daß sie muthwillig zertreten werden könnte, erfüllte ihn oft mit namenloser Angst.

Vergeblich hatte das junge Paar ihn nach der Hochzeit nochmals mit Bitten bestürmt, doch in ihr Haus zu ziehen und bei ihnen zu leben; Funkel erklärte, seine Junggesellen-Gewohnheiten seien das einzige Theure, was ihm geblieben, auch wisse er, daß es nicht tauge, wenn ein so altes Kraut, wie er, unter dem jungen wachse. So blieb er denn allein in seiner Wohnung. Mit Amely aber war alle Ruhe, aller Friede aus derselben gezogen, mit seinem stillen Glück war es für immer vorbei, und oft fand ihn Amely, wenn sie ihn besuchte, um ihm einen frischen Blumenstrauß zu bringen, in trauriges Sinnen vertieft in seinem Lehnstuhl. Wenn sie ihn weckte, schaute er sie mit trübem Lächeln an, und ein schmerzlicher Zug spielte um seine einfallenden Wangen. Bald fehlte auch der ganzen Stadt etwas, denn Onkel Funkel stellte allmälig seine regelmäßigen Besuche ein. Das war ein Ereigniß, das mehr Verwirrung in alle Familienkreise brachte, als wenn die Stadtuhr vier Wochen verkehrt gegangen wäre. Vergebens waren alle Bemühungen; Onkel Funkel war abgelaufen und ließ sich nicht wieder aufziehen.

Zwei Monate nach seiner Vermählung mußte Winther in Geschäften auf vier Wochen nach der Residenz reisen; Amely hätte ihn so gern begleitet, aber sie konnt' es nicht über's Herz bringen, den Onkel so lange allein zu lassen, der in totalen Trübsinn verfallen sein würde, wenn er seinen Augapfel vier Wochen lang hätte entbehren müssen.

Winther kehrte wieder zurück, und Amely, die große Sehnsucht nach dem Abwesenden empfunden, war während den ersten Tagen nach seinem Eintreffen überglücklich. Bald aber legte sich ein Wölkchen um Amely's klare Stirn, das immer bestimmter und dunkler zu werden schien. Vergebens fragte Funkel seine Perle, was ihr fehle, er bekam keine genügende Antwort.

„Dahinter steckt etwas... meine Ahnung!!" sagte der Onkel, dem es banger als jemals um's Herz wurde... „Wir wollen doch die Augen aufthun!"....

„Amely, mein Röschen, was fehlt dir?" fragte Funkel vierzehn Tage später, als er eines Abends mit ihr allein in ihrem Zimmer saß und sie vergebens ihre Unruhe über das Ausbleiben des Gatten zu verstecken suchte.

„Nichts, Onkelchen," antwortete das Rös-

chen, mit der zarten Hand über die Stirne fahrend, als wollte sie die Wolke verjagen.... „Ich fühle mich seit einiger Zeit nicht so wohl wie sonst.“

„Ich weiß auch, wo das Uebel sitzt, mein Kind!“

„Du weißt es, Onkelchen!“ fragte Amely zerstreut.

„Ja, und ich kenne auch sogar die Ursache,“ fuhr der Onkel mit weicher, bewegter Stimme fort, indem er ihre Hand in die seinige nahm und ihr besorgt ins Auge blickte.

„Du kennest sie, Onkelchen? fragte Amely erschreckt.

„Ja, mein Kind!... Winther ist nicht mehr der Alte!“'

„Wie so, Onkel?“ entgegnete Amely erbleichend.

„Laß mich offen zu dir sprechen, mein Kind, und vergelte du dies mit Gleichem, wie es die Umstände erfordern. Wie ich leider zu spät und auch jetzt nur zufällig erfahren, hat Winther eine sehr stürmische und leidenschaftliche Jugend verlebt, ohne mit dieser zu einem moralischen Abschluß gekommen zu sein... Ich wollt', er hätte diese Reise nicht unternommen!“

„Du siehst vielleicht zu finster, lieber Onkel... ich fürchte mich, dich zu verstehen,“ sprach Amely, während ihre Hand leise zitterte.

„Scheue den Muth nicht, mich zu verstehen, Amely; sei aufrichtig gegen deinen Onkel, denn du kannst ihm nichts verhehlen oder beschönigen, was sein aufmerksames Auge nicht schon entdeckt hätte... Soll ich fortfahren, Amely?“

„Ja, lieber Onkel!“

„Winther hat in der Residenz, wie er dies selbst erzählt, manche seiner verderblichen Jugendbekanntschaften wieder gefunden, die ihn abermals in einen Strudel hineingerissen haben, aus welchem er so schnell wieder heraus zu finden nicht die Kraft zu haben scheint. Letzteres ist es, was dich so traurig macht, mein Kind. Ich habe dich, wie es mein Gewissen vorschreibt, soeben mit Winther's Antecedentien bekannt gemacht, damit du hienach dein Benehmen einrichten kannst, um ihm in liebevoller Weise wieder auf den rechten Weg zurück zu helfen; Niemand wird dies besser gelingen können als dir.“

In diesem Augenblick vernahmen Beide das Poltern unsicherer, tappender Schritte auf der Treppe, die sich über den Gang in das Schlafcabinet verloren. Amely erbebte und ward noch bleicher; Funkel erhob sich.

„Gute Nacht, mein Kind... wenn sie dir beschieden ist!“ fügte er leise, mit tonloser Stimme für sich selbst hinzu, warf noch einen bekümmerten Blick auf seine bleiche Rose und ging.

Leider waren seine Worte nur zu wahr gewesen; es stand mißlich mit Winther, so wie er gesagt. Was Funkel aber noch nicht wußte, war: daß Winther das Leben in der kleinen Stadt seit seiner Rückkehr anekelte; daß dies ihn unzufrieden machte in den Stunden, wo er wirklich solid war, und daß ihn diese Unzufriedenheit immer von Neuem der Ausschweifung in die Arme trieb. Allerdings liebte er Amely noch mit der alten Innigkeit, aber wie sehr diese sich auch bemühte, ihn an ihre Seite zu fesseln, ihm seine Häuslichkeit doppelt angenehm zu machen, sie mußte zu ihrem Schrecken erfahren, daß Winther charakterlos war, daß er seinen wieder heraufbeschworenen Leidenschaften gegenüber, die in ihm nur eingelullt, nicht ertödtet gewesen, keinen Willen besaß und wo er diesen wirklich zu fassen suchte, ihm derselbe von seinem Dämon über dem Kopfe weggenommen wurde.

Acht Wochen später war Winther, ohne von Geschäften gerufen zu sein, wieder nach der Hauptstadt gereist, ließ seine Arbeiten im Stiche und kehrte erst nach anderthalb Monaten bleich und abgezehrt zurück. Amely erschrak vor seinem Anblick, daß sie kaum fähig war, sich aufrecht zu erhalten, denn sie selbst war ja schwächlich; es bedurfte nicht vieler Seelen- oder Körperleiden, um diese zarte Organisation unrettbar zu stören, und dennoch war ihr ein solches Uebermaß von Leiden beschieden. Wenige Tage waren verflossen, seit Winther, ein Bild der Wüstheit, zurückgekehrt, da saß Funkel am Krankenbette seiner Perle; Tag und Nacht

wachte er an ihrem Bette, und wenn er spät Nachts auf einige Minuten in dem Sessel eingeschlummert war, dann weckten ihn in der Regel die Hausschelle und die schweren, unsicheren Tritte Winther's auf dem Gange, in dessen Geistesabwesenheit die Leiden seines armen Weibes gar nicht existirten. Nur Morgens, wenn der Onkel gewöhnlich auf ein Stündchen die Ruhe gesucht, um sich zu neuen, seine eigenen Kräfte übersteigenden Nachtwachen zu stärken, dann pflegte Winther bleich wie ein Gespenst oder in fieberhafter Hitze an allen Gliedern zitternd, mit noch wüsten Sinnen an das Bett seiner kranken Gattin zu kommen: er bedeckte ihre Hände mit Küssen, schwor sich zu bessern, ihr wieder zu sein, was er ihr gewesen, er verfluchte sich selbst und seine Schwäche und— — war dann plötzlich wieder verschwunden, um in demselben Zustande spät in der Nacht oder erst am frühen Morgen nach Hause zu taumeln.

Funkel's Leiden überstiegen bei diesem Stande der Dinge wo möglich noch die seiner armen Amely, aber er suchte stark zu sein und war es auch, denn es galt ja seinem Augapfel. Dreimal hatte er mit Winther lange und eindringlich gesprochen, er hatte ihm Alles gesagt, was sein schmerzbewegtes Herz ihm dictirte; Winther hatte auch alle Versprechungen gemacht, die—ein Mann ohne Charakter und Willenskraft nicht zu halten vermag.

Amely erhob sich wieder vom Krankenbette; sie war scheinbar genesen, doch blieb fortan eine feine hektische Röthe auf ihren eingefallenen Wangen. Das Erste, was sie nach ihrer Genesung vernahm und was ihr nicht verschwiegen bleiben konnte, war, daß die Regierung ihrem Gatten sämmtliche Arbeiten abgenommen, und bereits ein Andrer mit diesen Geschäften betraut, in der Stadt angelangt sei. So kamen denn jetzt auch die Nahrungssorgen, die Funkel freilich nach Kräften durch seine mäßige Pension abzuwenden suchte.

Endlich schien es, als kehre Winther,—sei es nun in Folge endlich gefaßter starker Vorsätze, oder aus Entkräftung—zur Vernunft zurück. Winther beschloß, nach der Hauptstadt zu reisen, um durch seine Connexionen und durch eigne Vorstellungen bei der Regierung wieder Beschäftigung zu erhalten. Amely zitterte, als sie dies hörte; sie beschwor ihn, nicht wieder zu reisen und lieber auf andere Weise sein Brot zu suchen. Als er von seinem Vorhaben nicht abzubringen war, bat Amely ihn, sie wenigstens mitreisen zu lassen. Winther wollte hierauf zwar eingehen, machte sie aber darauf aufmerksam, daß er fast gänzlich von Geld entblößt sei und das Wenige was er noch zu fordern habe, unmöglich zu einer gemeinschaftlichen Reise ausreiche. Funkel saß am Fenster und hörte dies; auch über sein Inneres hatte sich die krankhafte, drükkende Atmosphäre verbreitet, welche seit einiger Zeit in diesem Hause herrschte; in seiner Seele flatterte allerlei Geflügel von düstern Gedanken umher und sang dort, wie schön es doch ehedem gewesen und wie alles das doch so anders geworden sei. Er erhob sich und legte tröstend den Arm um den Nacken der jungen Frau.

„Amely," sagte er liebkosend, „du sollst mitreisen; deiner Gesundheit wird diese kleine Erholung wohlthätig sein, ich werde die Reisekosten bestreiten."

Winther sah offenbar einen willkommenen Vorwand scheitern, denn er war sichtbar wenig erbaut von Funkel's Bereitwilligkeit; indeß hatte er nichts weiter einzuwenden und war endlich selbst sehr zufrieden damit, daß Amely ihn begleite. Amely ihrerseits fand eine große Beruhigung in dem Gedanken, Winther nicht von sich lassen zu dürfen; die Vorbereitungen zur Reise wurden gemacht, Funkel brachte das nöthige Geld, welches Amely ihrem Gatten übergab, um ihm nicht den geringsten Grund zur Unzufriedenheit zu lassen, und mit beklommenem Herzen sah Funkel Beide die Reise antreten.

Es waren schreckliche Tage, die der Arme so ganz allein verleben mußte; bei all dem Unglück, das über ihn hereingebrochen, war es ihm, als müsse er sterben, und dennoch mußte er ja leben—leben für seinen Aug-

apfel, für seine Amely. Umsonst hatte er lange auf ein Schreiben gewartet, umsonst war er täglich nach der Post gelaufen, um sich persönlich zu überzeugen, ob denn Amely wirklich noch immer nicht geschrieben habe. Endlich, endlich, nach vierzehn Tagen kam der erste Brief. Eine Zentnerlast fiel von Funkel's Herzen. Aber das Leid erschöpft sich nicht so leicht wie die Freude, und für den armen Funkel sollte die letztere nur kurz sein: Amely schrieb, daß Winther sie schon am dritten Tage nach ihrer Ankunft verlassen, daß sie ihn vergeblich zehn Tage überall habe suchen lassen, bis man ihn endlich eines Abends sterbenskrank in ihre Wohnung geschafft. In Folge seiner unausgesetzten, rastlosen Ausschweifungen, die sie, unbekannt mit der großen Stadt, nicht habe abwenden können, sei ihm endlich ein Blutgefäß in der Brust gesprungen, die herbeigerufenen Aerzte hätten ihn bereits aufgegeben und ihm nur noch einen Tag Lebensfrist gelassen. Amely beschwor jetzt ihren Onkel, sie abzuholen, da er sie bestimmt allein und von allen Mitteln entblößt finden werde.

„O mein armes, armes Kind!" jammerte der Onkel. „Dahin mußte es mit dir kommen, meine Rose, mein Juwel!— O ich elender, elender Mann!"—

Aber Onkel Funkel war trotz seines Alters ein Mann der Thatkraft, wo es galt, zu handeln. Eilig packte er selbst seinen Mantelsack; Thränen rannen hiebei auf die wenige Wäsche, welche er mitzunehmen für nöthig hielt, und der Abend fand den unglücklichen alten Mann bereits unterwegs. Den letzten Rest seiner halbjährigen Pension hatte er zur Bestreitung der Reisekosten mit sich genommen und noch war es ein Vierteljahr bis zur nächsten Pensionszahlung. Aber was galt ihm das Alles, Amely war unglücklich, Amely sollte jetzt wieder in seine Arme zurückkehren und dann hatte er ja seine Perle wieder—ganz allein wieder!

Amelys kurze und traurige Ehe hatte ein ebenso trauriges Ende genommen. Wieder finden wir sie wie ehedem in dem traulichen Stübchen des alten Onkels, wieder sitzen sie in den langen Winterabenden beisammen, aber Amely liest ihm nicht mehr vor wie damals, denn ihre Brust duldet es nicht. Das Röschen von ehedem ist in eine bleiche, langsam dahin welkende Rose verwandelt, der Glanz ihrer schönen blauen Augen ist erloschen; sie leidet an inneren, zehrenden Schmerzen, die sie sorgsam dem guten Onkel zu verbergen sucht. Funkel glaubt noch immer, es sei die Erinnerung an jene Schreckensperiode, welche an seiner Rose zehre, er hofft also noch immer auf bessere Tage, er glaubt noch immer, das Lächeln wieder auf Amely's Wangen treten zu sehen, und freut sich auf das Herannahen des Frühlings, der ihm erlauben werde, seine Perle wieder in's Freie zu führen.

Aber Onkel Funkel hoffte vergebens und als es Frühling ward und die Knospen alle ihre Blätter entwickelten, da schloß die bleiche Rose in des Onkels Armen ihr schönes Auge für immer, und wenige Tage darauf führte er sie wirklich in's Freie, aber in's Land der ewigen Freiheit hinaus.

Monde vergingen, ehe Onkel Funkel sich von dem ersten Schmerz um den Verlust seines Juwels ein wenig erholte. Tagtäglich wanderte er zum Friedhof hinaus und setzte sich auf das Grab seiner Amely, die ihn, wie er es ja geahnt, nun wirklich für immer allein gelassen.

„Onkel Funkel kann nicht ohne seine Amely leben," sagten alle Leute in der kleinen Stadt, wenn sie ihn abgezehrt und gebeugt, wie einen Schatten zum Thore hinauswandern sahen.—„Onkel Funkel wird in dieser Nacht wohl seine Perle aufsuchen!" sagte endlich auch der Kreisphysicus eines Abends, und das that er richtig am andern Morgen — der arme Onkel!

(Ill. Familienbuch des Triest. Lloyd.)

Ein Soldaten-Begräbniß.

Deine Phantasie, lieber Leser, braucht sich nicht allzusehr anzustrengen, wenn sie mir auf den Schauplatz meiner Erzählung folgen will. Denke dir einen Kasernenhof, eine Kompagnie Soldaten, vor welcher der Hauptmann geschniegelt und gebügelt auf und ab geht, einen schwarzen schmucklosen Sarg, auf dessen Deckel ein Paar weiße Handschuhe, ein blanker Säbel und ein Helm prangen, endlich ein Grab und einen Kirchhof, so hast du dich hinlänglich orientirt, um mich zu begleiten.

In dem Sarge ruht ein Kanonier, dem eben von seinen Kameraden die letzte Ehre erzeigt werden soll. Wenn ein Offizier stirbt, so geleitet ihn das ganze Regiment mit klingendem Spiele zu Grabe; bei einem gemeinen Soldaten reicht die Kompagnie aus, und Musik ist noch weniger erforderlich. Der Hauptmann streichelt seinen Schnurbart und ruft: „Grad gestanden!“ und die Soldaten stehen so fest und still, als wären sie an dem Boden festgewachsen. „Die ersten sechs Mann vor!“ und sie treten vor, um den Sarg aufzuheben und mit ihm auf den Friedhof abzumarschiren. Da stürzt plötzlich eine Frau mit dem Ausdruck der Verzweiflung und des wildesten Schmerzes in den Kasernenhof; sie verlangt, ihren Sohn, den zu begrabenden Kanonier, noch einmal, zum letztenmale zu sehen. Trotz der schärfsten Kälte war sie zehn Stunden weit zu Fuß aus ihrem Dorfe in die Stadt geeilt, um ihrem Kinde den letzten Abschiedskuß auf die kalten Lippen zu drücken. Beinahe fußfällig flehte sie den Hauptmann an, nur auf wenige Minuten den Sarg zu öffnen. Umsonst! Der Sarg war schon zugenagelt—ein Schloß dafür wäre zu theuer gewesen—die Kompagnie mußte um 12 Uhr acht Mann auf die Wache schicken; es war schon 11 Uhr, mithin keine Zeit zu verlieren. Und fort gings, ungeachtet alles Bittens und Flehens der betrübten Mutter.

Ein Soldat brachte die ohnmächtig Gewordene in die Wachtstube, die Kompagnie zog auf Kommando zum Kirchhof und formirte dort um das offene Grab einen Kreis, worauf dann der Hauptmann, auf seinen Säbel gestützt und auf die Erde blickend, seine Leichenrede also begann:

„Herr Gott, deine Wege sind unerforschlich und deine Rathschlüsse bleiben uns ein ewiges Geheimniß. Vor kaum vier Wochen hast du des Prinzen August Königliche Hoheit in ein besseres Jenseits gerufen, und vorgestern holtest du sogar den Kanonier Müller. Ja, er ist todt, mausetodt, darum thun wir ihm heute die letzte militärische Ehre an. Seht, Soldaten, da liegt der Kerl, obgleich er noch nicht einmal ausexerzirt war! Aber er hat sich im Königlichen Dienst erkältet und ist in Folge dessen den schönen Tod für's Vaterland gestorben. Noch vor zehn Tagen war er auf Wache, heute vor acht Tagen putzte er zum letzten Male seine Sachen, und heute ist derselbe Müller, der stets ein guter Soldat war, eiskalt. Darum thue Jeder von Euch gehörig seine Schuldigkeit und sei gehorsam in und außer dem Dienste, damit er, wenn er auch so plötzlich abberufen wird, mit gutem Gewissen vor seinen Schöpfer treten kann, denn vom Leben zum Tode ist, wie es im Gesangbuch heißt, nur ein Schritt. Eigentlich hätte Müller einen bessern Sarg verdient; dafür hätten Sie sorgen müssen, Feldwebel!“

Der Feldwebel grüßt vorschriftsmäßig auf diese Ansprache hin, und erwidert sie mit einem lauten: „Zu befehlen, Herr Hauptmann!“

„Ja, das ist jetzt zu spät; der Sargdeckel schließt kaum, am Ende liegt der arme Teufel gar krumm und schief und kommt am jüngsten Tage als Krüppel wieder aus dem Grabe hervor. Da sehe ich selbst seine Haare hervor hängen. Wenn ein guter Freund sich ein paar kleine Büschel davon abschneiden will, so kann er nachher vortreten und sie als Andenken mitnehmen.“

Einige Kanoniere machen eine Bewegung, als ob sie schon jetzt vortreten wollten.

„Heuochsen, die Ihr seid; nicht gemurt oder es giebt drei Strafwachen! Feldwebel, notiren Sie vorläufig den Neuhaus. Der Kerl scheint inwendig über meinen Tadel zu raisonniren. Soll den Himmelhund der Teufel verschlagen, so wahr ein Gott im Himmel lebt! Ich werde ihn mit der Trense reiten, daß er noch als Großvater daran denkt. Ich wollte, wir könnten jetzt den Neuhaus begraben statt des Müller, dann hätten wir einen guten Soldaten mehr und einen schlechten weniger. Müller zog sich nie einen Tadel zu, war stets propre und adrett, ein fixer Kerl, uff Ehre! Ja, der Müller hätte es sicher nach zwei Jahren zum Vice-Unteroffizier gebracht und später vielleicht selbst bis zum Feldwebel. Aber so geht's immer! Die besten Menschen erreichen ihre Bestimmung nie oder selten. Die Bestimmung des Soldaten ist, vor dem Feinde zu stehen und zu siegen oder zu fallen; wenn das indessen wegen des Friedens nicht angeht, sich mit der Zeit zu einer guten Civil-Versorgung emporzuarbeiten. Jetzt wollen wir aber nicht weiter darüber nachdenken. Das hilft doch nichts. Der Müller wird nie wieder lebendig, denn er ist ja todt, mausetodt, so wahr ein Gott im Himmel lebt. Aber nun kann der Sarg in's Grab gesenkt werden!"

Die kommandirte Mannschaft läßt ihn an Seilen hinab, ohne jedoch vorher den Helm, Säbel und Handschuhe vom Sargdeckel zu nehmen, weil dies nicht kommandirt ist.

„Aber sind diese Bauernlümmel denn reineweg des Teufels? Handschuhe, Helm und Säbel wollen sie auch mit begraben, als wenn sie kein Geld kosteten. Glaubt Ihr etwa, Se. Majestät der König fänden die Montirungsstücke für Euch auf der Straße? Zum Schluß will ich noch eine Handvoll Erde auf den Sarg schmeißen, als Zeichen der guten Kameradschaft mit Müller, selbst im ewigen Leben. Die Kompagnie kann einzeln vortreten und dasselbe thun."

Alle Soldaten drängen sich an's Grab; es entsteht Unordnung und Verwirrung. Namentlich kommt Neuhaus zuerst der Aufforderung des Capitains nach und schleudert ein paar massive Schollen auf den Sarg, so daß dieser unter ihrem Gewicht erzittert.

„Aber den Kerl soll ein heiliges Kreuzdonnerwetter verschlagen! Dieser Neuhaus ist reineweg toll!" ereiferte sich der Hauptmann. „Es scheint, er will den Müller wieder aufwecken, damit er im bloßen Hemde vor versammelter Kompagnie erfriert. Das wäre mir eine schöne Geschichte, nachdem die Montirungsstücke des Verstorbenen bereits wieder an die Kammer abgeliefert sind. Feldwebel, notiren sie das Subjekt zu drei Strafwachen an der Pulvermühle! Jetzt bleibe er stille stehen und rühre sich nicht vom Fleck, oder ich werde ihn frikassiren!"

Allmälich ist das Grab mit Erde angefüllt. Der Hauptmann nimmt stillschweigend seinen Helm ab, die Soldaten thun auf seinen Wink dasselbe. Der Feldwebel tritt dienstfertig an seinen Vorgesetzten heran mit der Frage: was befehlen Herr Hauptmann für ein Gebet?

„Ja so, das ist wahr, das habe ich vergessen zu sagen, Jeder bete das Vater Unser, wenn er es noch kann, und fahre so lange damit fort, bis ich fertig bin."

Der Hauptmann nimmt seinen Helm so vor die Augen, daß er über seinen Rand hinausblicken und die Kompagnie beobachten kann. Die Soldaten blicken in das Unterfutter ihrer Helme und thun ebenso, als ob sie beteten. Alles nach Vorschrift.

„Amen!" rief der Hauptmann, und in demselben Athemzuge fortfahrend: „Grade gestanden, linksum kehrt, abmarschirt!" und so gings im Geschwindschritt in die Kaserne zurück.

„Wo habt Ihr meinen Sohn!" fragte dort weinend die wieder zu sich gekommene Mutter die zurückkehrenden Soldaten.

„Begraben, liebe Frau, begraben mit allen militärischen Ehren," unterbrach sie der Hauptmann, „tröste sie sich nur, er war ein guter Soldat; schade, daß er todt ist. Sage sie das ihrem Manne und ihren Kindern.

„Ach, die sind schon Alle todt, er war der letzte," seufzte die Unglückliche.

„Nun, dann heirathe sie noch einmal, vielleicht wird sie dann wieder Kinder bekommen und sie sicher eben so brav groß ziehen."

Mit diesem Troste ließ der Hauptmann die arme alte Frau stehen, die ihm halb verwundert, halb wahnsinnig lächelnd nachblickte.

Den Soldaten in der Wachtstube traten die Thränen in die Augen und sie sammelten ihre letzten Heller, um der gebeugten jammernden Mutter die Rückkehr möglich zu machen.

Ein Tag aus dem Leben des alten Schauspieldirektors Herrmann in Schleswig-Holstein.

Humoreske nach dem Leben. Von Herbert König.

Ein langer, grüner Rock, halb civil, halb militär, ein paar graue Reiterhosen, mit entsetzlich steifem Leder besetzt, und zwei Reihen messingener Knöpfe zu beiden Seiten, zuletzt eine Weste, die ihrem Schnitte zufolge, kurz nach dem siebenjährigen Kriege entstanden sein mochte, schützten den armen Leichnam des alten Schauspiel-Direktors Herrmann, wie mir dies Alle bezeugen werden, so ihn je gesehen. Dazu trug unser berühmter Freund auf seinem verwitterten, von tausend Furchen und Falten durchkreuzten Haupte sehr kurzgeschnittene Haare (was ihn veranlaßte, den Wallenstein zu spielen), und sehr lange eiserne Sporen an den stets geschmierten rindsledernen Stiefeln, welche Erstere so bedeutend klirrten, daß der etwas zerstreute Mann unzähligemal ein: „bst, bst!" ertönen ließ, sobald er sein geschweiftes Pedal in Bewegung setzte.

Wer nicht das Leben wandernder Schauspieltruppen kennt (ich wage nicht den technischen Ausdruck: „Meerschweinchen" zu brauchen), dem diene zur besondern Nachricht, daß dies ein höchst trauriges ist, so traurig, daß, hätte ich nicht versprochen eine Humoreske zu bringen, ich Euch eben so gut ein Drama von Leid und Mißgeschick zeigen könnte, wollte ich den Vorhang eines solchen ambulanten Bühnenlebens gänzlich aufrollen. Da würdet Ihr nichts sehen, als abgezehrte Gesichter, herabgekommene Gestalten in elenden Flitterstaat gehüllt. Da würdet Ihr sehen Hunger, Kummer und Elend, da würdet Ihr sehen, wie der letzte Rest von Tugend und edleren Regungen, sich verzweiflungsvoll, doch meistens vergebens, gegen das überwuchernde Laster stemmt, wie eine Schaar Gefallener, von der Gesellschaft Ausgestoßener, ihr Dasein zu fristen sucht, jeder Selbstachkung baar auf jedes bessere Loos freiwillig verzichtend. — Es giebt einige Wenige, die aus diesem Schlamme gesellschaftlicher Verhältnisse, rein und stolz, wie der mit Koth beworfene Schwan, sich erhoben und dann glänzten an den ersten Bühnen Deutschlands. Ihnen, diesen muthigen, ausdauernden Kämpfern, gönne man von Herzen den wohlerrungenen Lorbeer, man beneide sie auch nicht um ihre hohen Einkünfte, sie haben sie wahrlich verdient, vielleicht redlicher, als mancher gepriesene Goldmensch, an dessen Schätzen die Thränen armer Betrogener hängen.

Freund Herrmann war nun der Direktor, Chef, Principal einer solchen wandernden Schauspielergesellschaft, welche vor so und so viel Jahren die bedeutenderen Städte des guten Schleswig-Holstein mit ihren Kunstproductionen unsicher machte. Doch müssen wir der Wahrheit die Ehre geben, indem wir hinzufügen, daß seine Gesellschaft eine bessere der reisenden war, denn er zahlte verhältnißmäßig eine leidliche Gage, und diese pünktlich, wenn er auch die kleine Schwäche gehabt haben soll, die Gagen in kleinsten Münzsorten auszuzahlen, so daß an jeder Papierdüte einige Schillinge fehlen konnten, ohne daß es sonderlich bemerkt worden wäre. Dennoch war Herrmann ein guter, redlicher Mann, seine Schauspieler waren dem alten Original zugethan, auch war das Leben dort

damals noch billig, denn man sang in dem einst so gesegneten Ländchen noch nicht das Lied: „Schleswig-Holstein, stammverwandt!"

Es war an einem Sonntag, und wunderschönes Wetter, d. h. für Herrn Herrmann, denn es goß in Strömen herab, und was sollten dann die Kieler anfangen, als ins Theater gehen?

Des alten Herrmann Sporen klirrten heute lauter als je, denn mit furchtbar ausgreifenden Schritten durchmaß er sein Zimmer, was nicht wenig schwierig war, insofern es sehr klein, und noch dazu von fünf schneidernden Damen besetzt war, welche alte Waffenröcke in französische Kaiseruniformen zu verwandeln strebten.

„Verdamm — rrr!" murmelte Direktor Herrmann monologisirend vor sich hin, „heute giebt's ä Haus—alle Logen wegg—Sperrsitze wegg—Parterre findet sich an der Kasse — Gallerie wird brechen — muß!" dabei schleppte er sechs Ellen Goldbändchen hinter sich her, welche die eine Nähterin schon seit einer Stunde vergebens suchte, um den Kragen für Marschall Davoust damit zu besetzen.

Das neue Werk, welches heute gegeben werden sollte, und von dem er sich, abgesehen der so günstigen Theaterwitterung, d. h. ein sehr volles Haus versprach, scheint aber so dunkeln Ursprungs gewesen zu sein, wie die Worte des alten Direktors. Durch den Zettel erfahren wir nur, daß es aus dem französischen vom „Direktor Herrmann" übersetzt, und von seinem Sohne, dem Regisseur Willem für die „Biene"*) verarbeitet war, und unter dem Titel: „Napoleons Anfang, Glück und Ende" das Licht der Welt erblickt hatte, und sodann vom Stapel gelassen werden sollte.

Wie gesagt, Herrn Herrmanns Schritte waren heute muthiger als je, sein Auge blickte stolz, seine violette Nase fraß förmlich den Schnupftabak, und seine roßhärene Halsbinde mit weißem Vorstoß war übermäßig zusammengeschnürt, ein sicheres Zeichen, daß er mit außergewöhnlichen Dingen umging. Nur eine einzige Sorgenfalte schien auf der Stirne des Unternehmens zu lagern, „Neustett!" machte ihm Kummer und allerlei Bedenklichkeiten. Wer ist Neustett, was solls mit Neustett? Wir werden es sogleich erfahren.

„Verdamm — rrr! wie lange bleibt rrr denn?" wendete sich zuletzt der Direktor im Tone des Gebieters an seine Umgebung.

„Eben kommt Herr Neustett die Straße herunter," entgegnete am Fenster eine kleine mißgestaltete Nähterin, die auf der Bühne zu Gnomen, Erdgeistern und Erscheinungen vortrefflich verwendet wurde.

In drei gemessenen Schlägen klopfte es alsbald, „rrrein!" — und herein trat ein Greis mit ehrbedürftigen Zügen nebst einem Hängebauch. Dies zusammengenommen, war Herr Neustett der Vater- und Heldenspieler der Gesellschaft. Erst gegen die Damen, dann gegen den Direktor machte er eine tiefe Verbeugung. Indem er seinen Chef und seine Colleginnen ehrte, ehrte er sich.

Mit einem kleinen organischen Uebel, welches, wie man sagt, in einem zu kurzen Zungenbande bestand, begann er: „Herr Direktor haben mich gewünscht!" Während er sprach, stand er bereits in einem Cirkel von Regenwasser, welches von seinen triefenden Kleidern floß, und wiederholt den Beweis lieferte, daß dies Wetter heute außerordentlich günstig war.

„Verdamm — rrr, Neustett, kommt in mein „Biero"!" Hierbei winkte der Chef sein verbrauchtes Bühnenmitglied hinter eine spanische Wand, wo sich bald folgendes Gespräch entspann, das halb laut sein sollte, aber von allen fünf Nähterinnen Wort für Wort vernommen wurde.

„Neustett, könnt mrrr 'nen rechten Gefallen thun — heutiges Stuck — wo Napoljon in Cairo vorkommt — kommt 'n Löwe vor — springt von der Peremide uf Napoljon — — verdamm — rrr, Neustett — Geschichte geht m'rrr schon den ganzen Morgen im Koppe rrrum — drrr Löwe muß ä routinirter, alter Schauspieler sein, kei Anfän-

*) Dieser Orthographie nach muß das Geschlecht der Herrmanne mindestens den Angel-Sachsen entsprossen sein.

ger — Hauptscene — Exposition — könnt Applaus kriegen — verdamm — rrr — macht den Löwen, Neustett, — sollt's nicht bereun."

Der Vater- und Heldenspieler, der an die abgebrochene Redeweise seines Direktors längst gewöhnt war, und sie wohl verstand, war im ersten Augenblicke erstarrt, und entgegnete dann mit schlecht unterdrücktem Ehrgefühl: „Herr Direktor, mir, dem erfahrenen Menschendarsteller, Ihrem ältesten Mitgliede, mir, der zwei Jahre am Hoftheater zu Ballenstedt engagirt war, muthen Sie so Etwas an?!"

Aber der Direktor ließ sich durch das verletzte Ehrgefühl nicht so leicht außer Fassung bringen, sondern langte aus der abgerissenen Westentasche ein Drittel *), drückte es in die verschämte Hand des erröthenden Heldenspielers, worauf dieser versprach, unter strengster Discretion über dieses Ereigniß, heute Abend in die Löwenhaut zu kriechen.

Als die beiden Männer wieder hinter der spanischen Büreauwand hervortraten, sagte der Direktor zu seinem Mitgliede mit sehr lauter Stimme, und zwinkerte dabei mit den Augen: „Also lieber Neustett, seid krank, könnt baar Tage nich spiele, thut mrrr leid — — schade, geht zu Hause — laßt Euch von der Altschen pflegen." Das Mitglied, welches diese Kriegslist sogleich auffaßte, versprach auf seinen Diensteid sich zu pflegen, und um die Täuschung vollständig zu machen, versicherte er noch, daß er nächsten Mittwoch dafür gern den König Philipp „übernehmen" wolle, machte aber abermals zwei tiefe Verbeugungen, und verschwand.

Mit diesem Besuch war Herrn Herrmann ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, diese Löwenscene, die die Pointe des Stückes bildete, von einem erfahrenen Schauspieler dargestellt, konnte unmöglich ihren Effect verfehlen.

Wir lassen Herrn Herrmann über das Gelingen seines diplomatischen Kniffs, vier Prisen auf einmal nehmen, lassen ihn noch zehn Parterrebillets in der Wohnung verkaufen, lassen Napoljon, neun Marschälle und Hudson Lowe und Andere vollends fertig nähen, und eilen auf die Bühne, um einen Blick hinter die Coulissen zu thun, denn es ist bereits dreiviertel auf sechs!

Der Schauplatz ist Corsika, denn es wird ja „Napoleons Anfang, Glück und Ende" gegeben, demnach muß der erste Act nothwendig in Corsika spielen.

In einer kleinen, dicken Frau mit einem Schleppkleid und einem Schäferhütchen, darauf ein kühn imitirter Paradiesvogel, erkennen wir sogleich Madame Lätitia, die Mutter des Helden. An einem Palais lehnt ein Schauspieler mit dreieckigem Hut, einer Jägerlivree und einem fleischfarbenen Tricot, das mit den Beinen des verehrten in Kreuzbänderschuhen steckt, — dies ist der Vater. Das Kind Bonaparte ist noch nicht ganz fertig, es wird noch an ihm geschminkt und Locken gebrannt, übrigens aber von einem Mädchen dargestellt. Allein diese Wendung ist eben nicht neu, läßt doch der Verfasser des „Königslieutnants" seinen — jungen Göthe — auch von einer Schauspielerin geben.

Jener große aufgedunsene Bursche in brennend rother Uniform läßt auf Hudson Lowe schließen, als welcher „Sohn Willem" heute glänzen soll, und der als Regisseur bereits auf dem Felde der Ehre erschienen ist, um Alles zu überwachen.

Unsere ganz besondere Aufmerksamkeit zieht aber die sehr merkwürdige Figur der „Direktion" als „alter Krieger" auf sich, denn so stehts auf dem Zettel: „Ein alter Krieger .... die Direktion!" Es sind mindestens noch drei volle Stunden bis zum vierten Acte, in welchem die Direktion als alter Krieger zu erscheinen hat, dennoch aber hält sie schon die zehn Fuß lange Standarte mit einer ausgestopften Krähe oben am Knopfe (die den Adler vorstellen soll), in der Hand, mit welchen Insignien der alte Krieger auf den Eisgefilden Rußlands stirbt. Dieser alte Krieger hat uns in diesem Momente, den Schleppsäbel zwischen den Beinen, den Rücken zugewandt, und lauscht durch ein Loch im Vorhange, um sich mit

*) Ungefähr einen Gulden werth.

Entzücken an dem vollgestopften Hause zu weiden, denn keine Schweizerlandschaft, nicht Vater und Mutter gehen ihm über solches. —Jetzt wendet er sich mit gesättigtem Blicke von seinem Observatorium, und fragt, da das Orchester die Introduction begonnen: ob Alles in Ordnung sei?

„Alles in Ordnung" antwortet der Sohn und Regisseur Willem, worauf der Direktor-Vater nach den letzten Geigenstrichen der drei Violinen im Orchester, zweimal in seine holzharten Hände schlägt — das Zeichen, daß der Vorhang aufgezogen werde. Dieser rauscht auf, es erschallt à tempo, Seitens des Publikums, ein homerisches Gelächter, denn eben noch sieht die Versammlung das linke Bein des alten Herrmann, mit den wohlbekannten Messingknöpfen, hinter der ersten Coulisse verschwinden, welches etwas langsamer abgesprungen war, als das rechte.

Madame Freudenthal, als Lätitia, eröffnete das Stück mit einem Wiegenliede; im Hintergrunde angelt *) Vater Napoleon in eine Waldpartie hinein. —

Es wäre ein saures Stück Arbeit, wollte ich dem Leser mittheilen, wie Herrmann die verschiedenen Entwicklungs-Perioden vom Kinde zum Manne und Helden Napoleon in seinem Drama schildert. Gehen wir daher sogleich zum dritten Acte über, der uns nach Cairo führt, und in welchem Herr Neustett unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit und dem strengsten Incognito, als Löwe effectuiren soll.

Die Decorationen sind gestellt. Im Hintergrunde die französische Flotte, links, im Vorgrunde, eine alte Waarenkiste mit Gräsern bemalt, dies soll eine Pyramide bedeuten, und auf dieser ruht Herr Neustett als Löwe, d. h. in Sackleinwand eingenäht, vorn ein cachirtes Löwenhaupt, mit einer Mähne von Werg und Hanf. Der Eindruck, den dieses künstliche Thier macht, ist so täuschend, daß selbst die Direktion mit Zufriedenheit auf den routinirten Schauspieler blickt, und ein: „Verdamm — rrr! gut geschminkt," vor sich hin murmelt.

Es ist wiederum „Alles in Ordnung," der Vorhang fliegt auf und Napoleon betritt als Obergeneral den Schauplatz, ohne im Geringsten von dem Löwen Notiz zu nehmen, der ihm ziemlich auf der Nase sitzt, so tief ist er in seinen Monolog versunken. Der Löwe lauscht mit gespanntester Aufmerksamkeit auf das Stichwort, bei dem er von seiner Kiste herab auf den Feldherrn springen soll. Demgemäß macht sich Herr Neustett als alter routinirter Schauspieler auf seinem Posten locker, um nicht etwa beim Springen hängen zu bleiben. Er räuspert sich so unbemerkt wie möglich, streckt höchst natürlich die Glieder, und schüttelt die Mähne, versucht auch ein dumpfes Brüllen nachzuahmen, und greift zuletzt, um ganz sicher zu gehen, mit der rechten Vorderpfote, durch welche ein Siegelring schimmert, nach dem Schweife, der schon lange an der Pyramide herabhängt. Hier stößt er aber auf ein nicht unbedeutendes Hinderniß. Dieser Schweif nämlich geht nicht los!! Das verhängnißvolle Stichwort, das Zeichen zum Sprunge naht; Herr Neustett macht so verzweiflungsvolle Anstrengungen sich los zu machen, daß er mit der ganzen Kiste zu wackeln anfängt.— Das Stichwort ist da — der Schweif immer noch eingeklemmt — ein „Verdamm — rrr" schallt aus der Seitencoulisse — schon entsteht eine Pause. — Der Obergeneral wird unruhig, da er immer noch nicht angefallen wird — das Publikum noch unruhiger —— „Verdamm — rrr, macht los, Neustett," brüllt Herrmann endlich höchst vernehmlich. —Neustett springt auf dieses Stichwort rücksichtslos und wie wahnsinnig auf den Obergeneral. — Das Haus dröhnte vor Lachen, Geschrei, und „Bravo, Bravo, Papa Neustett," denn der ominöse Schweif, den ein junger Schauspieler (der den Wolf im Schafspelz ausspionirte), leise an die Kiste angenagelt hatte, zerrt diese ein Stück nach vorn, reißt dann ab, und der Löwe hält schweiflos, nur noch mit etwas heraussthehendem Seegras geschmückt, sein Opfer umklammert.

Dies sollte der Haupteffect des Stückes sein, um deswillen Herrmann ein Drittel

*) Aus uns unbekannten Gründen führte der Verfasser den Vater Napoleons als Fischer auf.

ausgegeben, um deswillen Herr Neustett den Kranken gespielt, und außerdem noch über den Charakter des Löwen in Raff's „Naturgeschichte für Kinder" nachgeschlagen!

Aber noch nicht genug des Elends; denn als Herr Neustett sein Mißgeschick bemerkt und noch dazu durch Herrmanns Gebrüll sein Incognito verrathen sieht, stößt er entrüstet sein Opfer, den Obergeneral, von sich, schreitet aufrecht ans Proscenium bis hart zu den Lampen, reißt das cachirte Löwenhaupt herunter, das er wie einen Hut unter den Arm nimmt, und spricht mit gramverzehrter Miene zum Publikum: „dies dürfte wohl ein alter erfahrener Charakter- und Menschendarsteller, der auf zwei Jahre für das Hoftheater zu Ballenstedt gewonnen wurde, nicht verdient haben," und geht darauf, wieder eingedenk seines darzustellenden Charakters, auf allen Vieren ab.

Durch dieses Intermezzo war eine Pause entstanden, wie sie wohl in den Annalen des deutschen Theaters noch nicht erlebt worden, ja selbst Herrmanns gegen ähnliche Ereignisse gestähltes Nervensystem, wurde diesmal aufs Höchste erschüttert. Wie verrückt rennt er hinter den Coulissen auf und ab, tritt dem Kinde Napoleon, das nun für den letzten Act als Genius im rothen Feuer am Sterbebette des Kaisers verwendet werden soll, auf die Füße, und schreit in einem fort nach dem „Regisseur Willem."

Es muß hierbei bemerkt werden, daß, um das dienstliche Verhältniß vom verwandtschaftlichen streng zu unterscheiden, sich Vater und Sohn auf der Bühne nie anders als „Direktion" und „Regisseur" titulirten. Durch dieses gegenseitige Uebereinkommen wollte man eine gewisse Wohlanständigkeit hervorrufen, die jeder zu großen Vertraulichkeit eine Grenze setzen, und somit etwaigen Animositäten vorbeugen sollte. Ob dies aus tiefgefühlter Delicatesse entsprungene Princip immer durchgeführt wurde, wollen wir sogleich sehen.

„Verdamm — rrr — wo steckt denn das Schaf, der Regisseur," schreit noch lauter der Direktor-Vater, als Sohn Willem auf sein erstes Rufen nicht sogleich erscheint. — — „Regisseur, Schafskopp, Schweinsohr, hierher, draußen ist Alles still, verdamm — rrr, halt' 'nen Monolog, bis mr wieder drinne sin!"

Sohn Willem erscheint endlich mit zornglühendem Gesicht über die vertrauliche Ansprache seines Direktor-Vaters. „Verdamm — rrr, wo steckste Regisseur, halt' 'n Monolog, schnell!" „Ich halte keinen!" entgegnet trotzig Sohn Willem. „Verdamm — rrr, Du hältst enen, kannst och die Zenkern heirathen, oder ich verfluche Dich!"

„Direktor, Ihr seid ein alter Esel." — „Regisseur, Maulhalten, Ihr verletzt den Anstand gegen die Direktion! — Inspicient! schreibt den Regisseur auf wegen Widersetzlichkeit und ochsiges Benehmen." „Halts Maul! Direkt" — — hier hebt die Direktion die Hand, worauf der Regisseur, als wäre nichts geschehen, mit verschränkten Armen hinaustritt, und als Hudson Lowe Wallensteins Monolog beginnt: „Hier steh' ich, ein entlaubter Stamm."

Dies nannte Herrmann eine Pause „vertuschen!"

Nachdem der Regisseur seinen Monolog gesprochen, nimmt die Scene wieder ihren Fortgang, und der Act würde so ziemlich ungestört zu Ende gegangen sein, hätte nicht eine Schlange gefehlt, die nach General Klebers Worten aus dem Schilfe „züngeln" sollte.

„Verdamm — rrr! wo ist wieder die Schlange?" schnauzte Herrmann die Requisitrice an, eine alte taube Frau, die ganz harmlos strickt, und eben den Meßstrumpf zu Rathe ziehen will, ohne vom Direktor Notiz zu nehmen, „die Schlange, Hempeln!"

„Was? Herr Direktor."

„Die Schlange fehlt, altes Runkunkel!"

„Morgen früh um Zehne!"

„Taubes Rindvieh!" — und den langen blauen Meßstrumpf anblickend, reißt er ihn weg, zieht ihn über das Schaftende der Standarte mit dem kaiserlichen Adler, den er längst verloren, und fährt ingrimmig schnell mit diesem sonderbaren Instrumente zur Coulisse hinaus, zurück, wieder zurück, um das „Züngeln" der so nothwendigen

Schlange zu versinnlichen. Der Vorhang fällt, stürmisch wird die Direktion gerufen: diese hält es für bittersten Ernst, erscheint als alter Krieger mit der Standarte, an der noch die Schlange statt des Adlers steckt, verbeugt sich tief und versichert dem Publikum: „daß dieser Abend der schönste Tag ihres Lebens sei, und daß sie die Ehre haben würde, im nächsten Acte wieder zu erscheinen!" —

Herrmann hat schreckliche Angst, denn dieser nächste Act hat begonnen, und als alter Krieger hat er eine große Sterbescene auf den Eisgefilden Rußlands, und muß dabei den Adler von der Standarte nehmen, ihn küssen und umarmen. Dies ist keine Kleinigkeit. „Verdamm — rrr — da giebt's viel stummes Spiel," und außerdem vermißt er noch die Adlerkrähe, die sich zuletzt ganz zersessen auf dem Stuhle der Requisitrice findet.

Dabei liegen ihm noch alle möglichen Nebengeschäfte ob, da er als „alter Mann" alles selbst besorgen muß, während der Inspicient für seine viele Gage nichtsnutzig „herumlungert." So muß der „alte Mann," wie man sich besonders gern im Schweiße seines Angesichts zu nennen pflegt, allein einen Soldatenchor singen, muß alles Trommeln hinter der Scene besorgen und feuert dabei fortwährend aus zwei alten Reiterpistolen, um das Schlachtgetöse anzudeuten. Auch wird auf der Scene von einem Cavallerieregiment gesprochen, das am Horizont auftaucht. Flugs setzt der „alte Mann" einen Helm auf, hält zwei dergleichen mit beiden Händen in gleiche Höhe und gallopirt hinter einer Pappwand auf und ab, wodurch es scheinen soll, als ritten drei Cavalleristen oder ein Regiment neben einander.

Außerdem hat, wie gesagt, der „alte Mann," der Alles selbst thun muß, wegen seiner Sterbescene die entsetzlichste Angst, immer repetirt er im Stillen den Anfang seiner Rolle, und sieht er einen Schauspieler so recht sorglos an einem Coulissenbaume lehnen, schießt er wie ein Geyer auf ihn los, packt ihn beim Arme und schreit ihn an: „Verdamm — rrr — Herr, Sie haben Angst!"

Das erste Zeichen zur Verwandlung wird gegeben.

Noch krönt man den Kaiser, und schon werden große gemalte Eisstücke den Marschällen zwischen die Beine geschoben und die Eisfelder Rußlands vorbereitet. Auch werden vom Schnürboden bereits kleine Papierschnitzel aus Säcken geschüttelt, was starker Schneefall sein soll, und durch die fadenscheinige Hinterdecoration des Thronsaals sieht man nicht undeutlich Moskau brennen.

Es klingelt zum zweiten Male,— es wird vollständig verwandelt! Hinten Geschrei, Gelärm, Getümmel, vorn schwankt ein alter Krieger herein, auf die Standarte gestützt, dies ist die Direktion. An einem Meilensteine läßt sie sich nieder, der wohlweislich kaum eine halbe Elle vom Soufleurkasten steht, so daß Herrmanns Füße, als er sich ausstreckt, das Soufleurbuch vom Pulte in die Maschinerie stoßen. Der alte Krieger beginnt nicht eher seinen Monolog, bis der Soufleur sein Buch wieder gefunden und die betreffende Scene aufgeschlagen hat, und läßt inzwischen mehrere „Verdamm — rrrs" vernehmen.

Dieser Monolog (das Stück besteht fast nur aus solchen) bereitet uns auf das Ende des alten Kriegers vor, den wir schon unheilbar auftreten sahen, und theilt uns nebenher auch manches Neue und Interessante aus Napoleons Leben mit. So ist dieser alte Krieger derselbe, der bei Eylau mit Napoleon aus einer Flasche trank, so behauptet derselbe, den Kaiser bei Jena aus fünfundzwanzig Mann herausgehauen zu haben; so lieh er einst dem Kaiser 50 Francs, die er sich von seiner Löhnung absparte, als Jener die Truppen nicht gleich bezahlen konnte; zuletzt erfahren wir, daß der alte Krieger Otto Naumann aus dem Elsaß und der Bruder jener Obsthändlerin in Brienne war, bei der Napoleon manchmal kleine Ausstände hatte. Wie der Kaiser diese Verwandtschaft erfahren, soll er eine unauflösliche Zuneigung zu dem alten Krieger gefaßt,

ja, ihm einmal auf dem Schlachtfelde von Austerlitz Brüderschaft angetragen haben, was jedoch der alte Krieger aus Bescheidenheit abgelehnt.

In diesen Erinnerungen schwelgt nun der sterbende Veteran, und bis hierher ging Alles so ziemlich gut. Plötzlich aber sehen wir den alten Krieger unruhig werden, denn schon dreimal hat er von einem Kanonenschuß gesprochen, der ihm von Moskau's Wällen in sein „sterbendes Ohr" brüllt — er setzt zum vierten Male an — immer noch brüllt kein Schuß — — endlich ruft er, was er halblaut nennt, zur Coulisse hinein: „Verdamm — rrr, den Schuß — der Schuß muß fallen!" Da erinnert er sich, daß er „als alter Mann, der Alles selbst besorgen muß," auch den Klöpfel zur großen Trommel in der Rocktasche hat, schnell gefaßt, richtet er sich langsam, immer mit gebrochenen Augen und stummem Spiele, auf, schwankt in die erste Coulisse hinein, haut auf die große Trommel, schwankt wieder auf die Bühne — und stirbt weiter.

Von diesem großen stummen Spiele, das mindestens vier Minuten dauerte (auf dem Theater ein furchtbarer Zeitraum), hat der alte Herrmann noch auf seinem Sterbebette gesprochen, und es allen jungen Schauspielern, bei ähnlichen Gelegenheiten, als Muster anempfohlen.

Mit den letzten Athemzügen des alten Kriegers senkte sich langsam der Vorhang, und blieb auf den Beinen des alten Veteranen ruhen, die er im Todeskampfe zu weit ins Proscenium gestreckt hatte.

Das Haus wieherte von Beifallsgeschrei und Hervorruf. Herrmann erschien abermals und sprach von schwerem Beruf des „gramatischen Künstlers."

Mit dieser Scene wollen wir uns schließlich begnügen, und überlassen den Kielern den Schlußact.

Die Direktion, immer noch im Costüm des alten Kriegers, überzählte an jenem Abend noch bis in die Nacht hinein ihre Einnahme, und verpackte den größten Theil davon in die beliebten Papierdüten, während in einer entfernten Branntwein- und Victualien-Handlung Herr Neustett bei einem Glase Grog einem Steuermann auf Diensteid versicherte, daß er bei seinem berühmten Sprunge nicht den asiatischen, sondern den afrikanischen Löwen im Sinne gehabt habe.

(Nov.-Zeitg.)

Das Leben im Vogelbauer. *)

Von C. Giebel.

Ein bunter Chor gefiederter Gäste ist eine gar kurzweilige, belustigende und lehrreiche Gesellschaft. Das unaufhörliche Durcheinander, die sich drängenden Ausbrüche der Freude, des Wohlbehagens und ungebändigter Leidenschaften, die sich tändelnden Spiele und bösartigen Raufereien, die entschiedenen Aeußerungen leichtsinniger und bedächtiger, milder und roher Charaktere, die vielstimmigen Concerte gewähren dem Freunde der belebten Natur eine stets abwechselnde und zugleich höchst anziehende Unterhaltung, so daß er wieder und immer wieder als stiller Beobachter zum Käfig sich hingezogen fühlt. Zu fünfzig und hundert zwischen die engen Drahtwände eingepfercht, haben die Vögel jedenfalls vielfachere und häufigere Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten ihres Naturells, gewisse Fähigkeiten und Neigungen zu äußern, als in der freien Natur. Hier bewegen sie sich ja im unbeschränkten Raume und Keiner kümmert sich um den Andern; die feindlichen Charaktere fliehen einander. Den größten Theil des Tages suchen sie Nahrung, beschäftigen sich mit dem Bau des Nestes oder pflegen die Jungen. Rauhe Witterung treibt sie in ihre Verstecke und verstimmt ihre heitere Laune. Zum Spielen und zur gegenseitigen Unterhaltung bleibt ihnen nur wenig Zeit. Und wie schwer ist es für den Beobachter, die flüchtigen, unstätigen Thierchen einzeln in ihrem Thun

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz dem „Weltall," einer „Zeitschrift für populäre Naturkunde." Dieselbe wird, wie wir unsern Lesern bereits in einer Uebersicht der deutschen Zeitschriften (3. Bd. S. 393) mittheilten, unter Mitwirkung der Herren Cotta, Eschricht, v. Littrow, v. Martius, Reichenbach, Schacht, Schmidt, Snell, v. Tschudi, Unger, Volkmann u. A. von Dr. C. Giebel und Prof. J. Schaller in Halle herausgegeben. Es sind bis jetzt zwölf Nummern erschienen, deren Inhalt aber noch zu sehr den alten Standpunkt der speculativen Naturanschauung verräth. Die obige Skizze bildet eine Ausnahme. Die Red.

und Treiben zu verfolgen! Im Käfig dagegen kommen die verschiedenartigsten Charaktere stets in nähere Berührung mit einander. Nahrung wird reichlich geboten, Hunger und Durst daher in kürzester Zeit gestillt, die Sorge für die Jungen fehlt und das Stubenklima behagt ihnen sehr bald. Die Zeit zu vertreiben müssen sie mit einander spielen, liebkosen, hadern und kämpfen und wer sich die Mühe nimmt, den Lehrmeister zu spielen, die verschiedenen Charaktere weiter zu entwickeln, die Fähigkeiten und Anlagen zu stützen und zu fördern, wird überraschende Beobachtungen sammeln und große Freude erleben.

Mein Käfig, aus festem Holzgestell und Drahtgeflecht bestehend, mißt 4 Fuß Länge, 3 Höhe, 2 Breite und beherbergt bis 80 Vögel 26 verschiedener Arten. Gewohnt möglichst hoch vom Boden sich zu halten, wurde die Gesellschaft aus den höhern Regionen gewaltsam herabgenöthigt, indem die anfangs weit von einander getrennten, und in verschiedenen Höhen angebrachten, kleinen Gefäße für Futter und Wasser später in je ein großes Behälter mit verschiedenen Abtheilungen vereinigt und an den Boden gestellt wurden. In reichlichem Maße wird zur Fütterung geliefert Rübsaat, Mohn, Hanf, Glanz, Waizen, Hafer, in Milch geweichte Semmel, und geriebene, mit Käsematz gemengte Mohrrüben. Etwas Grünkohl, grüner Salat, Kreuzkraut, gekochtes Fleisch, Zucker und Mehlwürmer dienen je nach den Zeiten als besondere Delicatessen. Die allgemeine und regelmäßige Lieferung des Futters geschieht Mittags, dagegen wird frisches Wasser zur Stillung des nie erlöschenden Durstes und zu erfrischenden Bädern Morgens, Mittags und Abends vorgesetzt.

Während des Nachts herrscht tiefe Stille im Cabinet. In bunter Ordnung haben die Schläfer ihre Lagerstätte gewählt, nur die Stärksten und Größten beanspruchen das oberste Stock zur Ruhe für sich allein. Die gedrängten Reihen aber führen zu plötzlichen, ernsten, jedoch schnell beseitigten Kämpfen. Ein Träumender berührt durch leichte Schwankungen nach rechts und links seine Nachbarn. Diese, empört über den Ruhestörer, stürzen ihn vom Schwungstabe hinab. Halb schlafend und von der Dunkelheit umfangen geräth er im Fallen unsanft auf die Schläfer in den tiefern Regionen. Plötzlich erhebt sich ein allgemeiner Sturm, ein Schwirren und Schreien wie in Todesgefahren. Aber die Nacht ist kurz, der Schlummer süß, der Friedensstörer kann nicht verfolgt und zur Rechenschaft gezogen werden. Schnell legt sich daher die Verwirrung und Alles versinkt wieder in tiefen Schlaf.

Die Sommernächte sind besonders sehr kurz. Wachteln und Lerchen, dem Wahlspruche: „Morgenstunde hat Gold im Munde" huldigend, erwachen früh um zwei, spätestens um drei Uhr. Sie schliefen, von Freiheitsträumen umgaukelt, so sanft und schön, wie kaum in Gottes freier Natur. Der Gedanke an die edle Freiheit umfängt sie noch bei dem Erwachen und sie erheben sich sogleich mit kühnem Flügelschlage. Aber schrecklich! die schwingenden Flügel treffen die noch träumenden Genossen und diese stürzen taumelnd von den Schwungstäben und Schaukeln herab. Der erste mißlungene Versuch klärt die Getäuschten noch nicht auf, sie wiederholen vielmehr die Freiheitsgelüste und alsbald ist dadurch die ganze Gesellschaft unter vielem Zank und Geschrei mobil gemacht. Einige Langschläfer pflegen sich zwar wieder in die stillen Winkel des Gemachs zurückzuziehen, um noch ein Stündchen zu schlummern, allein die Thätigkeit der Wachenden ist bereits so lebhaft und geräuschvoll, daß sie sich nicht wieder einwiegen können, sondern ärgerlich in das allgemeine Getümmel zu stürzen genöthigt sind.

Als erste Beschäftigung werden aus dem Futterbehälter die besten, von gestern übrig gelassenen Körner ausgelesen, wobei Wachteln und Lerchen bereits Allen vorangegangen sind. Streit findet bei dieser Frühmahlzeit nicht Statt. Jeder sucht unbekümmert um den Andern und da Viele vorziehen, was bei der gestrigen Fülle vergeudet worden, so entsteht kein Gedränge und kein Neid. Dagegen eilt Alles zum frischen Wasser, um den Durst zu löschen. Ist das Frühmahl genommen, so steigt Einer nach dem Andern vom Boden auf, bringt die Toilette in Ordnung und giebt Aeußerungen des besten Wohlbehagens. Die rohern und kräftigern Mitglieder, vor Allem Spatz und Staarmatz, lieben schon ein Frühbad und theilen sich friedlich in das vorhandene Wasser.

Die Zeisige ordnen ihre Toilette am schnellsten und laden alsdann durch lebhaftes Zwitschern die ganze Gesellschaft, welche zur Verdauung des Frühmahles eine Nachruhe halten möchte, zu einem allgemeinen Morgenconcerte ein. Bald singt auch der ganze Chor in vollster Begeisterung, jeder nach seiner Art. Wie sich's gebührt, haben die Sänger in den höhern Regionen Platz genommen, die stummen Zuhörer in ungestörter Aufmerksamkeit und tiefer Andacht auf dem Boden und den untern Stäben. Das Concert dauert durchschnittlich eine Stunde und wird von keinem Gottlosen gestört. Nach Vollendung desselben geht Jeder seiner eigenen Liebhaberei nach. Die zärtlichen Paare tauschen Liebkosungen aus, Spielkameraden haschen einander, die feindlichen Parteien eröffnen den Kampf, Andere turnen, klettern, schaukeln, überschlagen sich, noch Andere pflegen der Ruhe oder schauen neugierig zu, bedächtig und ängstlich den Kopf schüttelnd, wenn der Kampf bis

zur Rauferei ausartet. Ab und zu sucht Einer nach Körnchen oder stillt den durch die Aufregung veranlaßten Durst. Bisweilen fliegt auch wohl ohne irgend eine äußer Veranlassung wie auf Commando die ganze Gesellschaft wild durcheinander, um ihr allgemeines Wohlbehagen kund zu geben.

Mittags wird frisches Futter gereicht. Alles blickt gespannt, begierig auf den Schubladen. Er öffnet sich und der Trog wird mit der köstlichsten Speise gefüllt. Zeisige und Stieglitze eilen zur Thür hinaus, um als die Ersten einen bequemen und sichern Platz in der Lebensfrage zu gewinnen. Sobald das Futter in den Käfig geschoben, fällt die ganze Schaar bis auf die ängstlich zurücktretenden Wachteln, wie Heißhungrige über die Tagesmahlzeit her. Da ist ein Drängen und Schieben, ein Ueberlaufen und Ueberstürzen, ein Schreien und Aechzen, ein Zerren und Zupfen, ein Eifer im Vertilgen und eine Vergeudung des Ueberflusses, daß man himmelangst werden könnte. Die weniger Bedächtigen nähern sich erst, wenn die gierigsten Wölfe gesättigt abziehen. So groß der Hunger, ist auch der Durst. Vom Fressen zum Saufen, vom Saufen zum Fressen ist eine halbe Stunde lang das Losungswort der ganzen Gesellschaft. Nach Stillung des ersten Durstes beginnt bereits die Badelust. Aber die Wanne ist viel zu klein, alle Badegäste zu fassen; es entbrennt auch hier der Kampf, in welchem das klare kühlende Wasser beschmutzt und versprudelt wird, bevor noch zwei Bäder genommen worden; das frisch dargereichte wird alsdann rathsam vertheilt.

Nach der Mahlzeit wiederholt sich die Beschäftigung des Vormittags. Das Gefieder wird geordnet, mit dem frisch gewetzten Schnabel geputzt und geglättet. Die Zeisige laden wieder zu einem allgemeinen Lob- und Dankliede für die reichliche Mahlzeit ein und darauf folgen Belustigungen der verschiedensten Art.

Mit einbrechender Dunkelheit entbrennt endlich ein allgemeiner wüthender Kampf um die Schlafstellen, in welchem alle Bande der innigsten Freund- und Verwandtschaft gelöst sind und Bruder gegen Bruder, Braut gegen Bräutigam, Frau gegen Mann kämpft. Die Stärkern der Gesellschaft behaupten das obere Stock und die Schwächern müssen nach wiederholten vergeblichen Versuchen, hier ein Plätzchen zu erobern, weichen. Im zweiten und dritten Stock kämpft der große Mittelstand. Besonders ist es die Furcht vor der Nachbarschaft eines unruhigen Träumers, die Erinnerungen an trübe Erfahrungen vergangener Nächte, welche den Kampf so sehr in die Länge zieht. Jeder will den ganzen Stab für sich allein haben und beißt daher wild auf die Andern, wenn sie auch nur in angemessener Entfernung sich niederlassen. Die wildesten und hervorragendsten Kämpfer um das Nachtlager sind die Buchfinken. Sie finden schwer ein geeignetes Plätzchen und gönnen darum auch der übrigen Gesellschaft keine Ruhe. Erst nach angestrengtem Kampfe, der sie von der Unausführbarkeit ihres Vorhabens, eine ganze Etage für sich zu besitzen, überzeugt, begeben sie sich zur Ruhe. Zeisige, Hänflinge, Stieglitze retiriren nach wenigen Angriffen in die Ecken und hängen sich hier an den Drahtwänden auf. Sie versinken auch schnell in so tiefen Schlaf, daß sie sich mit den Fingern an der Brust streicheln und ihren Kopf ganz auf den Rücken hinüberschieben lassen, ohne zu erwachen. Naht helles Lampenlicht dem Käfig, so hängen sich die Kreuzschnäbel sofort an die Drahtdecke und gehen, als verrichteten sie die ernstesten Geschäfte, schweigend in größern und kleinern Kreisen an derselben herum. Die unruhigen Buchfinken lassen sogleich ihr durchdringendes Geschrei ertönen und stören durch wüthendes Beißen und Stoßen die Gesellschaft im ersten Schlummer. Auch die Wachteln gehen bei abendlicher Beleuchtung gern schweigend spazieren.

Als der Winter das Grün des Gartens vor dem Fenster mit seinem blendend weißen Schleier verhüllt hatte, mußte der fröhlichen Gesellschaft ein künstlicher Wald als Ersatz für die verlorene freundliche Aussicht geschaffen werden. Eine vielzweigige, reich benadelte grüne Tanne wurde in den Käfig gestellt. Aber leider war der Wald zu dicht, den Bewohnern der ohnehin schon beschränkte Raum nun zu sehr verengt. Die weisen Väter der Gesellschaft, jedes Ungemach gründlich durchschauend und um die Mittel zu dessen Beseitigung niemals verlegen, beginnen sofort den Wald zu lichten. Um schneller zum Ziele zu kommen, wird die Arbeit vertheilt, die leichtere den kleinen, schwachen Genossen übertragen, die schwerere den größern Kräften zugewiesen. Die Methode des Unterrichts ist einfach. Am Grunde des Astes beginnend brechen die Kreuzschnäbel mit ihrem kräftigen, hakig gekrümmten Schnabel die steifen, spitzigen, den freien Flug gefährdenden Nadeln aus und laufen unter fortwährendem Brechen bis zur Spitze des Astes hin. In wenigen Minuten sind ganze Reihen von Nadeln gelöst und an den Boden geworfen. Die gelehrigen Kleinen machen das Experiment nach, aber es fehlt ihnen die gewaltige Kraft des Kreuzschnabels, um in kurzer Zeit gleich furchtbare Verwüstungen anzurichten. Doch was die Kraft des Einzelnen nicht vermag, schafft die Menge. Zeisige, Kanarienvögel, Hänflinge, Stieglitze, Finken, kurz Alles ist eifrig mit dem Entnadeln beschäftigt. Die Kreuzschnäbel, ihnen folgend die rohe Kraft des Spatzen, wenden sich an die schwierigere Arbeit, an die Entästung des Stammes. Der oberste schwächste Quirl oder

die Krone ist bald vernichtet. Die zartesten Zweige werden gleich an der Basis gefaßt und ohne Mühe abgerissen. Den stärkern wird zuerst die Endknospe genommen und dann mit der scharfen Spitze des Schnabels der Ast gespalten. Wie man mittelst Hin- und Herbiegen des Messers leicht einen zähen Holzstab spaltet, ganz so trennt der Kreuzschnabel mit dem Instrument, das ihm den Namen lieh, in unglaublicher Schnelligkeit die längsten Zweige in zwei Theile. Klaffen beide Hälften bis auf die Basis, so werden sie mit vielem Geschick nach einander abgebrochen. Reicht dazu die Kraft eines befiederten Holzhauers nicht aus, eilt schnell ein zweiter zur Hülfe herbei. Stärkere, der einfachen Spaltung widerstehende Aeste werden von der Spitze aus allmählig zersplittert. Diese systematische Zerstörungswuth hatte in vier Tagen den dichten Wald völlig entnadelt und nach vierzehn Tagen stand die üppig belaubte Tanne als kahler Stamm, ohne Krone, nur mit den Basen der untern Quirle da. Der grüne Schmuck und das Reisig bedeckten mehrere Zoll hoch den Boden. Großartig ist hiernach der Schaden, welchen die befiederten Bewohner in den Waldungen anrichten.

Als väterliche Rathgeber in der bunten Gesellschaft, als Aufseher und Vorsteher des ganzen Hauses geriren sich drei Kreuzschnäbler, durch Liebe und Freundschaft auf's Innigste unter einander verbunden. Bezieht ein neuer Gast das Haus, so nehmen sie denselben auf's Freundlichste in Empfang, begrüßen und führen ihn in die oberste Etage, damit er die neue Heimath ganz überschauen und alle Genossen mustern könne. Neben ihm sitzend fragen sie nun nach Herkunft, den Schicksalen, der Heimath und sonstigen Lebensverhältnissen, und machen den Neuling zugleich auf die Ordnung und das Leben im Hause, auf die Charaktere seiner neuen Genossen aufmerksam. Kränkelt ein Mitglied der Gesellschaft oder sitzt es auch nur verdrießlich und ruppig da, so eilen die Kreuzschnäbler besorgt herbei, erkundigen sich theilnehmend nach der Veranlassung der Unzufriedenheit, des Unbehagens, ordnen sanft mit ihrem großen Schnabel das rauhe Federkleid, flüstern leise tröstende Worte zu und halten ihr Versprechen eines baldigen theilnehmenden Besuches. Bei jeder Rauferei übernehmen sie die Vermittlerrolle und treiben die kämpfenden Parteien gewaltsam auseinander, wenn sie auf friedlichem Wege die erhitzten Gemüther nicht besänftigen können. Im Gedränge bei der Futterung oder an der Tränke beißen sie nicht; ist ihnen der Zugang versetzt, so zupfen sie leise am Schwanze, den Flügeln oder an den Beinen und bitten um Platz; den heißhungrig Heranstürmenden weichen sie ohne Widerwehr. Der schwächsten Genossen nehmen sie sich mit bewundernswerther Liebe an und zweien Zeisigen räumen sie sogar das Nachtlager im obersten Stock zwischen sich ein. So haben sie denn auch keinen Feind außer dem allgemeinen der ganzen Gesellschaft, den Spatz, der sie einzeln angreift, aber stets ihren vereinten Kräften weichen muß. Merkwürdig ist allerdings das hohe Ansehen, dessen sie sich Seitens der Gesellschaft erfreuen, da sie zugleich die Possenreißer, die Bajazzos sind. Sie klettern auf und nieder, hängen sich am Schnabel auf, überschlagen sich, gehen in den verschiedensten Wendungen an der Decke spazieren und üben alle möglichen Turnerkünste, indem sie ihren starkhakigen Schnabel als Hand gebrauchen. So geschickt sie nun auch turnen, springen sie doch sehr vorsichtig; sie fixiren nämlich den gewählten Punkt fest mit den Augen, legen den ganzen Körper in die betreffende senkrechte oder geneigte Richtung, bevor sie die Füße loslassen und mit den Flügeln schlagen. Daher klettern sie auch viel lieber an dem senkrechten Stamme oder den Drahtwänden auf und nieder, als daß sie springen oder fliegen. Die Hanfkörner hülsen sie mit unglaublicher Schnelligkeit aus, fressen dabei aber nicht übermäßig viel. Von süßen Mohrrüben und Matz, auch von Milchsemmel und Zucker naschen sie gern. Wird Kohl oder Salat aufgetischt, so nehmen sie die übrigbleibenden Rippen und Strünke. Nur eine zwar vielfach belustigende, aber doch gefährliche Unart besitzen sie, nämlich eine nicht zu bändigende Zerstörungswuth. Die Stäbe des festen Holzgestelles meines Käfigs waren nach wenig Wochen stellenweis so weit zerstückelt, daß das Drahtgeflecht frei lag und um der weitern Zerstörung Grenzen zu setzen, ein innerer Beschlag von Eisenblech angelegt werden mußte. Zum Ersatz wurden im Innern des Käfigs besondere Holzstücke aufgehängt, an denen die scharfen spitzen Schnäbel die Proben ihrer Kraft bald zeigten. Der Gutmüthigkeit im Käfig darf man kein besonderes Vertrauen schenken, denn nimmt man sie in die Hand, so beißen sie den Finger durch und durch.

Ganz der entgegengesetzte Charakter ist der Spatz, ein Demokrat vom reinsten Wasser, ein Proletarier in der vollsten Bedeutung des Wortes, ein Communist, dem Alles gehört. Er trat ein in die Gesellschaft als ein zerlumpter, hungriger Bettler, ohne Schwanz, mit zerzaustem Gefieder und ärmlich genährt. Dieses kläglichen Zustandes sich vollkommen bewußt, saß er schlafend, den Kopf hinter den Flügel versteckt, in dem obersten Winkel des Käfigs unbeweglich. Wer ihn, absichtlich oder zufällig gleichviel, störte, wurde mit heftigen Schnabelhieben tractirt. Eiligst flog er auf kürzestem Wege zur Mahlzeit und eben so eilig in seinen Schlafwinkel zurück. Nach einigen Wochen aber

trat er propre und stattlich hervor, mit einem neuen schönen Schwanze geschmückt, in ein dichtes glattes Gefieder mit frischen Farben gehüllt, mit gerundetem Leib und mit gestärkten Muskeln. In dieser Gestalt glaubte er die Gesellschaft terrorisiren oder doch wenigstens seine rohen und plumpen Manieren ungenirt äußern zu können. Der feine Ton der Gesellschaft übte auch nicht den geringsten Einfluß auf sein Betragen aus. Er frißt ohne Ausnahme von Allem, was vorgesetzt wird, von Gut und Schlecht viel und schnell, und drängt dabei Groß und Klein vom Futter und Wasser weg. Sein Brodneid läßt ihm keine Ruhe, denn wenn er gesättigt bereits in die oberste Etage zurückgekehrt ist, unten aber noch mit dem besten Appetit Andere speisen sieht, so fliegt er wieder hinab und vertilgt, was sein Magen kaum fassen kann. Ein ganz besonderes Vergnügen gewährt es ihm, Proben seiner überlegenen rohen Kraft zu geben. Er ergreift dabei einen Zeisig, Kanarienvogel, Finken, Grünling am Flügelbug, schleudert den in Todesangst Schreienden einige Male um seinen Kopf herum und läßt dann den Gemißhandelten fallen, wohlgefällig, mit sichtlicher Freude hinterdrein schauend und die ausgerauften Federn nachwerfend. Mit jedem Mitgliede in der Gesellschaft sucht der Raufbold Händel und fordert zum offenen Kampfe heraus. Der Seidenschwanz straft ihn mit stiller Verachtung, die Buchfinken versetzen ihm manchen derben Schnabelhieb, die Grünlinge vereinigen sich gegen ihn und das treue Kleeblatt der Kreuzschnäbler übt zum Schutze der ganzen Gesellschaft gegen den Raufbold eine unversöhnliche Rache. Er ist und bleibt der rohe Gesell, den seine plumpen Beine, sein dicker Schnabel, sein feister Leib schon äußerlich andeutet. Warm und glatt gekleidet und mit übermäßiger nährender Kost stets versehen, ist er immer frohen Muthes, während seine Brüder, frostig, rauh und verstört, draußen an einer steinhart gefrorenen Kartoffel picken oder frisch gefallene Pferdeäpfel begierig durchstöbern, um kümmerlich das Dasein zu fristen. Trotz all seiner Rohheit und seiner gemeinen Ansichten nimmt er doch an den täglich zweimal angestimmten Dankliedern der Gesellschaft aufrichtigen und innigen Antheil, und verräth dadurch mehr religiösen Sinn, als man derartigen Charakteren zuzutrauen pflegt.

Sein Vetter, der Rohrsperling, schon äußerlich als ein feinerer Bursche sich präsentirend, benimmt sich in seinem ganzen Betragen viel anständiger, hegt friedlichere Gesinnungen und läßt sich nicht zu rohen Streichen des Uebermuths hinreißen. Der gemeine Spatz zeigt auch keine Spur von Freundschaft gegen ihn, sondern verfolgt ihn sogar heftig. Doch kann man auch ihn nicht frei von demokratischen und communistischen Ideen sprechen.

Eine höchst absonderliche Erscheinung in der Gesellschaft ist der Seidenschwanz. Uebertriebener Stolz, steifes, stutzerhaftes Wesen, lächerliche Reinlichkeitsliebe, grenzenlose Dummheit und beispiellose Völlerei bezeichnen sein Wesen. Besorgt um das saubere, nette Federkleid hält er sich nur im obersten Stock auf, damit er ja nicht von dem übrigen Gesindel — denn das ist jedenfalls die ganze Gesellschaft in seinen Augen — beschmutzt oder sonst incommodirt werde. Treibt ihn der Hunger hinab, so sieht er jeden Augenblick über sich, ängstlich ergreift er den ungeheuern Bissen und verschlingt ihn mit nach oben gewandten Blicken. Nach genommener Mahlzeit eilt er schleunigst an den höchsten Standort zurück. Trotz aller Aufmerksamkeit trifft ihn dennoch bisweilen das Unglück, beschmutzt zu werden. Dann reinigt er sich schnell und straft seine ganze Umgebung mit den verächtlichsten Blicken. Anfangs fütterte ich ihn stündlich aus der Hand und staunte nicht wenig über die ungeheuern Massen, die er täglich vertilgt. Merkwürdig, daß ein äußerlich ganz netter Vogel einer der größten Vielfraße ist und demgemäß auch viel mistet. Gegenwärtig wird ihm täglich nur zweimal Futter gereicht. Da aber jedes Mitglied der Gesellschaft die süßen Mohrrüben kostet, so bleibt ihm nicht genug übrig und er ist oft genöthigt, freilich mit sichtlichem Widerwillen, zum Hanfe seine Zuflucht zu nehmen. Umgang pflegt er mit Niemandem. Wer sich ihm zutraulich oder feindlich nähert, dem hält er den breiten, weitklaffenden Rachen geöffnet entgegen und schlägt klappend den Schnabel zu. Nur den Kreuzschnäblern hat er es endlich gestattet, sich ruhig neben ihn zu setzen und sie nähern sich ihm auch oft, weil sie seine Zurückgezogenheit und Ruhe, seinen Stolz und seine Dummheit gar nicht begreifen können. Den günstigen Augenblick zu einem Bade in frischem Wasser versäumt er nicht. Sobald er sich unter auffallend steifen und ungeschickten Bewegungen hinlänglich bewässert hat, ist mindestens eine volle Stunde zur Ordnung der Toilette nöthig und er würde gewiß noch mehr Zeit darauf verwenden, wenn er vor und hinter sich einen Spiegel hätte. Unbeweglich, mit völlig gleichgültigem Blick sitzt er stundenlang da, nur die Aussicht auf frisches Futter, die er schon in weiter Ferne verspürt, vermag ihn in freudige Aufregung zu versetzen.

Dagegen erscheint der Staarmatz als die personificirte Munterkeit und Schlauheit. Scheinbar um Niemanden sich kümmernd, rennt er eiligst hin und her, auf und nieder, mit den Augen überall im Käfig und draußen. Bei der Fütterung läuft er über Häuslinge, Zeisige und andere Kleinigkeiten weg, deren Todesgeschrei gar nicht beachtend. Mit seinem langen Schnabel schlägt er so gewaltig in die Körner, daß ein Drittel der ganzen

Mahlzeit sofort unter den Mist geräth. Von Matz, Mohrrüben, Semmeln, Fleisch verschlingt er aber begierig große Stücke. Brod weicht er gern erst im Wasser auf. Im Bade ist er ganz unbändig und vergeudet das Wasser, als stünde er im Ocean. Das plumpe Niedertreten der Kleinen, das ungestüme Hin- und Herrennen, die unsaubern Manieren bei der Schüssel und beim Glase ziehen ihm den Vorwurf der Rohheit zu. Doch ist es lange nicht die plumpe, sich brüstende, wohl berechnete Rohheit des Spatzen; sie hat vielmehr in der Lebhaftigkeit des Naturells und in der Unbekanntschaft mit den in der Gesellschaft herrschenden Anstandsregeln ihren Grund. Der schlaue Blick, der gesunde Witz und der bei verbotenen Streichen sich offenbarende Scharfsinn erheben den Staar auf eine viel höhere Stufe, als der Spatz einnimmt. Er weiß bald in dem überall sorgfältig verschlossenen Käfig einen heimlichen Ausweg zu finden, um in der geräumigen Stube allerhand schlaue Späße auszuüben, und weiß auch sehr wohl den günstigen Augenblick zu benutzen, ungesehen durch seinen heimlichen Gang in den Käfig zurückzugelangen, wenn die Zeit der Fütterung ist. Als er in den Käfig einzog, war er ungeschwänzt und ungeflügelt, eine höchst possierliche Gestalt. Mit Aufbietung aller Kräfte schwang er sich von Stab zu Stab bis auf den obersten, aber welcher Schrecken, welche Angst, wenn er den Rückweg antreten wollte. Fünf, selbst zehn Minuten lang rannte er auf dem obern Stabe ängstlich schreiend hin und her, dann wagte er endlich den tollkühnen Sprung auf den darunter liegenden Stab, aber verlor im Springen die Balance, traf den gewählten Punkt nicht und stürzte auf den Boden hinab. Ohne die Folgen des Falles sich jemals merken zu lassen, eilte er stets lustig und heiter davon. Sein Ende war schmachvoll. Eine Zeitlang wurde nämlich der Käfig aus meiner Arbeitsstube in die anliegende Kammer versetzt und hier auf einen andern postirt, den eine stolze, geschwätzige Elster bewohnte. Seiner Gewohnheit gemäß verließ der Staar auf heimlichen Wegen auch hier das Gemach und trieb sich geschäftig in der Kammer umher. Trotz aller Schlauheit und Aufmerksamkeit gerieth er doch einst der feindlichen Elster zu nah. Diese zog ihn bei einem Beine in ihren Käfig und zerfleischte ihm den Schenkel und Hinterleib. Auf das fürchterliche Geschrei eilte ich hinzu, aber zu spät, die Verletzung war zu lebensgefährlich und ich mußte dem qualvollen Zustande des liebgewonnenen Thieres durch Enthauptung ein Ende machen. Versuche, Nachfolger zu ziehen, mißlangen, denn sie fanden den heimlichen Weg ihres Vorgängers aus dem Käfig und entwischten durch Fenster oder Thür in die liebe freie Natur.

Doch jetzt müssen wir die muntere Gesellschaft verlassen und ernstern Geschäften nachgehen. Vielleicht findet sich bald wieder ein freies Stündchen, in dem ich meinen Lesern noch die übrigen Bewohner des Vogelbauers vorführen darf.

Aus Barnum's Leben.*)

Das Jenny Lind-Unternehmen.

Ich faßte zuerst im Oktober 1849 die Idee, Jenny Lind ins Land zu bringen. Ich hatte sie früher nie singen hören, da sie erst einige Wochen nach meiner Abreise mit General Tom Thumb in London ankam. Indessen genügte ihr Ruhm für mich. Ich komme gewöhnlich sprungweise zu einem Schluß und finde regelmäßig, daß meine ersten Eindrücke immer die richtigsten sind. Es durchblitzte mich, als mir zuerst der Gedanke dieser Spekulation einkam, daß dieselbe, wenn gut geleitet, unendlich vortheilhaft sein mußte, vorausgesetzt, die „Schwedische Nachtigall" wäre unter halbwegs vernünftigen Bedingungen zu gewinnen. Da es ein großes Unternehmen war, so erwog ich die Sache mehrere Tage lang, und all mein „Chiffriren" und Kalkuliren bot nur ein Resultat — ungeheurer Erfolg.

Bedenkend, daß sehr viel von der Art, wie sie vor's Publikum gebracht werden würde, abhinge, erkannte ich meine Aufgabe als eine sehr schwierige.

Ich wußte, daß möglicher Weise Umstände eintreten könnten, die das Unternehmen mißlingen machten. „Das Publikum" ist ein sehr seltsames Thier, und obwohl eine gute Kenntniß der menschlichen Natur den Proviantmeister seines Vergnügens im Allgemeinen richtig leiten wird, um es zu packen, so ist es doch wandelbar und häufig eigensinnig. Ein kleiner Fehlgriff in einem öffentlichen Vergnügungsunternehmen verdirbt manchmal die vielversprechendste Aussicht. Alles in Betracht nehmend, gelangte ich zu folgenden Schlußsätzen:

Erstens, die Chancen sind sehr zu Gunsten eines ungeheuren pekuniären Erfolgs; und zweitens, insofern mein Name lange Zeit hindurch mit „Humbug" identificirt worden und das amerikanische Publikum muthmaßt, daß mein Talent nicht über die Ausstellung einer ausgestopften Affenhaut oder eines todten Meerweibchens hinausgeht,

*) Wir erhalten den obigen Auszug aus der deutschen Ausgabe von „Barnum's Leben," die sich unter der Presse befindet, durch besondere Güte des Verlegers, Herrn Radelief.

Die Red.

kann ich es aushalten, 50,000 Dollar in einem Unternehmen zu verlieren, welches das größte musikalische Wunder auf der Höhe ihres Lebens und Ruhms in dieses Land bringen will, sobald nur das Engagement mit Vertrauen auf die Leitung vor sich geht.

Ich dachte, daß die oben erwähnte Summe zur Deckung jeglichen Verlustes weit ausreichen würde, und mich wenig um die persönlichen Sorgen und Mühen bekümmernd, werfe ich meinen Blick umher um den richtigen Agenten, der die „göttliche Jenny" womöglich gewinne, zur Absendung nach Europa zu finden.

Ich sah in Herrn John Hall Wilton, einem Engländer, der dieses Land mit den Sax-Horn-Spielern besucht hatte, den besten Mann, der mir zu diesem Zwecke bekannt war. Wenige Minuten genügten, mit ihm das Abkommen zu treffen, durch welches ich nur verbunden war, seine Auslagen zu bezahlen, wenn seine Sendung ohne Erfolg blieb, ihm aber eine große Geldsumme schuldete, wenn er vermochte, Jenny Lind an unsere Küste zu den beliebigen Bedingungen einer Scala, die ich ihm schriftlich mitgab, herüber zu führen.

Am 6. November versah ich Wilton mit den nöthigen Dokumenten, einschließlich eines Briefes mit allgemeinen Instruktionen, welche ihm freistand, Jenny, sowie jeder andern musikalischen Notabilität, die ihm dazu passend schien, zu zeigen, und eines Privatschreibens, welches Winke und Einschiebsel enthielt, die in jenem nicht aufgenommen worden waren. Ich gab ihm ebenso Briefe zur Einführung bei meinen früheren Bankiers, Gebrüder Baring und Comp. in London, und viele andere Freunde in England, Frankreich &c.

Das Wesentliche meiner sämmtlichen (öffentlichen wie geheimen) Instruktionen an Wilton erstreckten sich darauf: Er sollte Jenny wo möglich auf Aktien engagiren, damit mein Risiko nicht zu groß sei, es wäre denn, daß er sie für hundert Abende um die Summe von 60,000 Dollars gewinnen könnte, welchen Modus ich dem der Aktien vorzog. Indessen ermächtigte ich ihn, wenn es nicht anders ginge, sie für hundert und fünfzig Abende um die Summe von 150,000 Dollars sammt all ihren Auslagen, einschließlich Dienerschaft, Wagen, Sekretär &c., sowie dreier mitwirkender und von ihr zu wählender Musiker, zu was immer für welchen Bedingungen, zu engagiren. Nöthigenfalls war ich bereit, den ganzen in dem Kontrakt genannten Betrag in die Hände eines Londoner Bankierhauses niederzulegen, ehe Jenny Lind absegelte.

Wilton's Belohnung richtete sich nach dem Maßstabe einer aufsteigenden Scala, nach den Bedingungen, die er für mich erlangte, so daß, je näher er sich den engeren Grenzlinien derselben hielt, seine Bezahlung um so größer wurde.

Wilton begab sich nach London und eröffnete von dort eine Correspondenz mit Frl. Lind, die damals auf dem Continent war. Er erfuhr aus dem Inhalt ihrer Briefe, daß, wenn sie überhaupt sich versucht fühlen sollte, Amerika zu besuchen, so müßte sie von Herrn Julius Benedict, dem ausgezeichneten Komponisten, Pianisten und Musikdirektor begleitet sein. Sie hatte ebenfalls die Meinung, daß Signor Belletti, der schöne Baritonist, von wesentlicher Hülfe wäre. Wilton ging daher sogleich zu Herrn Benedict und Signor Belletti, die beide sich in London aufhielten und kam nach mehreren Zusammenkünften dahin, die Bedingungen zu erfahren, unter denen sie bereit wären, mit Fräul. Lind dieses Land zu besuchen. Nachdem er sich der gewünschten Auskunft versichert, ging er sofort nach Lübeck in Deutschland, um eine Zusammenkunft mit Frl. Lind selbst zu erlangen. Nach seiner Ankunft im Hotel schickte er ihr seine Karte mit der Bitte, ihm eine Stunde der Zusammenkunft zu bezeichnen. Sie nannte den nächsten Morgen, und er war pünktlich am Platze.

Im Verlaufe der ersten Unterhaltung theilte sie ihm offenherzig mit, daß sie während ihrer gegenseitigen Correspondenz an Freunde in London, einschließlich meinen Freund Herrn Joshua Bates vom Hause der Gebrüder Baring, geschrieben und sich rücksichtlich meines Charakters, Talents und Vermögens erkundigt habe, die nach Versicherung alle ganz befriedigend sein sollten. Sie unterrichtete ihn indeß, daß im Augenblick vier Personen sich Mühe geben, mit ihr über eine Reise nach Amerika zu unterhandeln. Der eine dieser Herren war ein wohlbekannter Opernunternehmer in London; der andere ein Theaterunternehmer in Manchester, der dritte ein Komponist und Chef des Orchesters der Hofoper in London, und der vierte ein Mann, der einige Jahre vorher eine erfolgreiche Spekulation mit der Einfuhr einer berühmten Tänzerin in Amerika gemacht habe. Mehrere dieser Herren hatten sie persönlich besucht und der Letztgenannte bei Nennung seines Namens versucht, sie von dem Eingehen eines Engagements mit mir dadurch abwendig zu machen, daß er sagte, ich wäre ein Humbugger und Komödiant, der so viel als möglich Geld bei der Spekulation herauszuschlagen sich nicht besinnen würde, sie in einen Kasten zu stecken und um 25 Cents im Lande auszustellen.

Sie erklärte, daß sie das etwas beunruhige und schrieb an Herrn Bates. Er klärte sie vollständig auf, indem er ihr freundlich versicherte, daß ich ihm persönlich bekannt sei und sie mit mir unterhandelnd es nicht mit einem gewöhnlichen Theaterun-

ternehmer zu thun habe, der ihre Bezahlung ganz von dem Erfolg des Unternehmens abhängig mache, sondern daß ich im Stande wäre all meine Verbindlichkeiten zu erfüllen, sie niemals ganz unvortheilhaft ausfallen ließe, und daß sie das vollste Vertrauen in meine Ehre und Unbescholtenheit setzen dürfe.

„Nun," sagte sie zu Herrn Wilton, „ich bin völlig befriedigt in diesem Punkt, denn ich kenne die Welt ziemlich gut und weiß, wie weit zuweilen Eifersucht und Neid den Menschen führen; da nun alle, die mit mir unterhandeln wollen daran festhalten, daß ich an Gewinn und Verlust Theil habe, so ziehe ich vor, mit Ihnen zu verhandeln, da Ihr Prinzipal Willens ist die ganze Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen und die ganze Direktion sammt den Chancen des Unternehmens zu tragen."

Es fanden mehrere Zusammenkünfte statt, während welcher sich Wilton sie von dem Arrangement mit den Herren Benedict und Belletti über die Beträge ihres Gehalts, falls das Uebereinkommen abgeschlossen würde, in Kenntniß setzte und im Lauf einer Woche hatten sie beide selbst die Punkte und Bedingungen festgesetzt, unter welchen sie bereit war, das Abkommen zu treffen. Da diese Punkte innerhalb der Grenzen meiner geheimen Instruktionen waren, so wurde die folgende Vereinbarung in triplo aufgesetzt und den 9. Januar 1850 von ihr und Wilton in Lübeck unterzeichnet. Die Unterschriften der Herren Benedict und Belletti wurden in London einige Tage später beigesetzt.

Memorandum einer Vereinbarung, getroffen den vierten Januar im Jahre des Herrn eintausend achthundert und fünfzig, zwischen Joh. Hall Wilton, als Agenten für Phineas T. Barnum in New York, Vereinigte Staaten von Amerika, einerseits und Fräulein Jenny Lind, Sängerin von Stockholm in Schweden andererseits, wonach die besagte Jenny Lind einwilligt:

1) Für den besagten Phineas T. Barnum in hundert und fünfzig Concerten, einschließlich der Oratorien, innerhalb (wenn möglich) eines Jahres oder achtzehn Monaten vom Tag ihrer Ankunft in der Stadt New York angerechnet, zu singen — besagte Concerte in den Vereinigten Staaten und der Havana gebend. Die besagte Jenny Lind behält die volle Bestimmung der Zahl der Abende und Concerte in jeder Woche, sowie die Zahl der in jedem Concerte singenden Stücke, welche ihrem Befinden und der Erhaltung ihrer Stimme angemessen, der ersteren aber nie weniger als eine, der letzteren nie mehr als vier sein sollen. Sie tritt in keinem Fall in Opern auf.

2) In Betracht der erwähnten Leistungen willigt besagter Joh. Hall Wilton, als Agent für den besagten Phineas T. Barnum von New York ein, die besagte Jenny Lind mit einem Stubenmädchen und einem männlichen Bedienten für ihren und ihrer Leute ausschließlichen Dienst zu versehen, die Reise- und Hotelauslagen eines Freundes, als ihres Gefährten, zu zahlen; ebenso einen Sekretär zur finanziellen Ueberwachung zu besolden, alle ihre und ihrer Gesellschaft Kosten zur Reise von Europa und während ihrer Tour in den Vereinigten Staaten und Havana zu bestreiten; alle Hotelauslagen für Kost und Wohnung während derselben Zeit zu tragen; in jeder Stadt zu ihrer Disposition einen Wagen und Pferde mit der nöthigen Bedienung bereit zu halten, und ihr überdies die Summe von zweihundert Pfund Sterling oder eintausend Dollars für jedes Concert oder Oratorium, in dem die besagte Jenny Lind singen wird, zu bezahlen.

3) Und der besagte Joh. Hall Wilton willigt als Agent für den besagten Phineas T. Barnum fernerhin ein, der besagten Jenny Lind die befriedigendste Sicherheit und Deckung für den vollen Betrag ihres Engagements zu geben, welcher Betrag sammt Interessen in die Hände der Herren Gebrüder Baring in London vor ihrer Abreise und zu ihrer Verfügung nach Maßgabe der Reduktion der stattgefundenen Concerte und Oratorien niedergelegt werden soll.

4) Und der besagte Joh. Hall Wilton gesteht für den besagten Phineas T. Barnum weiterhin zu, daß, sollte der besagte Phineas T. Barnum nach fünfundsiebenzig Concerten so viel eingenommen haben, daß nebst Deckung der laufenden Ausgaben alle seine übrigen Auslagen, seien es die Depositen auf Interessen, zur Deckung der Gehalte, Vorauslagen oder andere in Folge dieses Engagements ausgelegten Beträge, wiedergewonnen wären und er überdies einen reinen Gewinn von wenigstens fünfzehntausend Pfund Sterling hätte, daß dann der besagte Phineas T. Barnum der besagten Jenny Lind außer der obigen Summe von eintausend Dollars gang und gäbe Münze der Vereinigten Staaten von Nordamerika, allabendlich den fünften Theil des Gewinns nach Abzug jeder laufenden und damit verknüpften Auslagen von den übrigen fünfundsiebenzig Concerten geben wird: oder aber der besagten Jenny Lind steht es frei, mit dem besagten Phineas T. Barnum fünfzig Concerte oder Oratorien auf die obenerwähnten erstgenannten Bedingungen zu versuchen und sollten dann die Erwartungen des besagten Phineas T. Barnum sich getäuscht finden, so verspricht die besagte Jenny Lind dieses Uebereinkommen auf Grundlage der Bedingungen seines ersten Vorschlags, wie ihn die beigeschlossene Abschrift seines Briefes enthält, abzuändern; im Fall dieses dagegen nicht nöthig erachtet wird, so läuft das Engagement bis zu fünfundsiebenzig Concerten und Oratorien weiter fort, nach deren Schluß, wenn

der vorerwähnte Gewinn von fünfzehntausend Pfund Sterling nicht realisirt worden, das Engagement, wie zuerst gesagt, aufrecht steht — indem dessen Summen, nach den Ausgaben für Julius Benedict und Giovanni Belleti, unangefochten bleiben, es wäre denn Behufs einer Erhöhung.

5) Und der besagte Joh. Hall Wilton willigt als Agent für den besagten Phineas T. Barnum auf Verlangen der besagten Jenny Lind ein, Herrn Julius Benedict von London die vor seiner Abreise von Europa bei den Gebrüdern Baring hinlänglich versicherte Summe von fünftausend Pfund Sterling zu bezahlen, damit er die besagte Jenny Lind als musikalischer Direktor, Pianist und Oberleiter des musikalischen Departements begleite und mit ihr in ein hundertundfünfzig in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und der Havana zu gebenden Concerten und Oratorien mitwirke; — und der besagte Joh. Hall Wilton willigt ferner für den besagten Phineas T. Barnum ein, demselben alle seine Reiseunkosten von Europa sammt den Hotels- und Reiseauslagen während der Zeit der zu gebenden einhundertundfünfzig Concerte und Oratorien zu bezahlen — indem der besagte Julius Benedict die Organisation der Oratorien auf Verlangen zu besorgen hat.

6) Und der besagte Joh. Hall Wilton willigt nach dem Wunsch, der Auswahl und zur Mitwirkung der besagten Jenny Lind ein, dem Giovanni Belletti, Baritonsänger, die ihm vor seiner Abreise von Europa auf befriedigende Weise sicher gestellte Summe von zweitausend fünfhundert Pfund Sterling nebst all' seinen Hotel- und Reisekosten zu zahlen, damit er die besagte Jenny Lind während der einhundertundfünfzig Concerte und Oratorien in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Havana in Verbindung mit dem besagten Julius Benedict begleite.

7) Und es wird ferner eingewilligt, daß es besagter Jenny Lind völlig frei stehen soll, zu jeder Zeit, die ihr geeignet scheint, für wohlthätige Zwecke und Anstalten zu singen, unabhängig von dem mit dem besagten Phineas T. Barnum getroffenen Engagement, indem die besagte Jenny Lind mit dem besagten Phineas T. Barnum sich über Zeit und Gelegenheit in Einvernehmen setzen wird, immerhin angenommen, daß keinenfalls das erste oder zweite Concert in einer Stadt zu solch' einem Zwecke bestimmt und ebenso wenig den Interessen des besagten Phineas T. Barnum entgegen sein wird.

8) Es wird ferner eingewilligt, daß, sollte die besagte Jenny Lind durch irgend einen Beschluß Gottes außer Stand kommen, dem ganzen obengenannten Engagement zu entsprechen, ein verhältnißmäßiger Theil der oben festgesetzten Beträge der besagten Jenny Lind, Julius Benedict und Giovanni Belletti für die bis dahin geleisteten Dienste gegeben werden wird.

9) Es ist ferner bewilligt und einverstanden, daß der besagte Phineas T. Barnum alle zu den erwähnten Concerten und Oratorien gehörigen Auslagen, mit Ausnahme derjenigen für mildthätige Zwecke bestreiten und daß die Rechnungen von beiden Parteien wöchentlich gelegt und geordnet werden sollen.

10) Und die besagte Jenny Lind gesteht ferner zu, daß sie kein zweites Engagement zum Singen, für wen es auch sei, während des Fortgangs des Engagements mit dem besagten Phineas T. Barnum für einhundertundfünfzig Concerte und Oratorien, ausgenommen zu wohlthätigen Zwecken, wie oben bemerkt, eingehen wird. — Die Reiseregel ist erste und beste Classe.

Zur Beglaubigung des in dem obigen Memorandum Enthaltenen setzen wir dazu unsere Siegel und Unterschrift.

Joh. Hall, Wilton, Agent für Phineas T. Barnum von New York, Ver. St.
Jenny Lind. Julius Benedict.
Giovanni Belletti.

In Gegenwart von C. Ahilling, Konsul Seiner Majestät des Königs von Schweden und Norwegen.

Auszug aus dem von Phineas T. Barnum an Joh. Hall Wilton gerichteten und in Paragraph No. 4 der beiliegenden Vereinbarung erwähnten Schreiben:

New York, den 6. Nov. 1849.

Herrn J. Hall Wilton.

„Mein Herr! In Erwiderung Ihres Vorschlags, eine Unterhandlung mit Fräul. Jenny Lind zu versuchen, wodurch dieselbe in einem berufsmäßigen Besuch in den Vereinigten Staaten vermocht wird, erkläre ich, mit ihr ein Uebereinkommen in folgender Weise treffen zu wollen: Ich will mich anheischig machen, alle ihre Ausgaben von Europa sicher zu bezahlen, ihr einen ersten Tenor und einen Pianisten zu verschaffen und zu bezahlen, deren Gehalte zusammen nicht einhundert und fünfzig Dollars per Abend übersteigen; für sie einen Wagen, zwei Dienstleute und einen Freund zur Begleitung und Besorgung ihrer Finanzen zu halten. Ich will außerdem alle und jede Auslage behufs ihres Auftretens vor dem Publikum tragen und ihr die Hälfte der Bruttoeinnahme von den Concerten und Opern geben. Ich will mich verbinden, persönlich mit ihr zu reisen und ihre Anordnungen zu besorgen, vorausgesetzt, daß sie übernimmt, nicht weniger als achtzig und nicht mehr als einhundertundfünfzig Concerte oder Abendvorstellungen zu geben.

Phineas J. Barnum.

Ich bescheinige, daß Obiges ein treuer Auszug des Briefes ist. J. H. Wilton.

Ich war in meinem Museum in Philadelphia, als Wilton in New York den 19. Februar 1850 ankam. Er ließ mir sofort telegraphiren, daß er ein Uebereinkommen mit Jenny Lind abgeschlossen habe, welchem zufolge sie ihre Concerte in Amerika im nächsten September beginnen würde. Ich war über diese plötzliche Anzeige einigermaßen überrascht und errkennend, daß die Zeit bis zu ihrer Ankunft zu lang wäre, um nicht das Geheimhalten der Sache für einige Monate räthlich erscheinen zu lassen, telegraphirte ich ihm unmittelbar zurück, Niemanden etwas davon zu erwähnen und mich den nächsten Tag in New York zu erwarten.

Wenn man bedenkt, wie vollkommen Jenny Lind, ihr musikalisches Talent, ihr Charakter und ihre wunderbaren Erfolge jetzt allen Klassen in diesem Lande sowohl wie in der ganzen gebildeten Welt bekannt sind, so ist es schwer zu begreifen, daß sie zu der Zeit, wo dieses Engagement gemacht ward, auf dieser Seite des Wassers verhältnißmäßig unbekannt war. Die Thatsache ist kaum glaublich, daß Millionen Leute in Amerika nie von ihr gehört hatten, und daß andere Millionen blos ihren Namen gelesen hatten, ohne eine bestimmte Idee davon zu haben, wer und was sie eigentlich war. Nur ein kleiner Theil des Publikums war in der That von ihren großen Triumphen in der alten Welt unterrichtet und dieser Theil beschränkte sich fast gänzlich auf musikalische Personen, Reisende, welche in der alten Welt waren, und die Führer der Presse.

Den nächsten Morgen eilte ich nach New York. Bei meiner Ankunft in Princeton begegneten sich die Züge, und indem ich ein Morgenblatt kaufte, ward ich überwältigt von Erstaunen und Aerger, als ich darin einen vollen Bericht meiner Uebereinkunft mit Jenny sah. Diese vorzeitige Ankündigung konnte jedoch nicht widerrufen werden, und ich mußte gute Miene zum bösen Spiele machen. Begierig zu erfahren, wie diese Mittheilung die öffentliche Meinung berühren würde, setzte ich den ehrenwerthen Condukteur (den ich gut kannte) in Kenntniß, daß ich mit Jenny Lind ein Engagement geschlossen, und daß sie zuverlässig dieses Land im kommenden August besuchen werde.

„Jenny Lind? Ist das ein Tänzer?" fragte der Condukteur.

Ich unterrichtete den Herrn, wer und was sie sei, aber seine Frage machte mich frösteln, als wären seine Worte von Eis. In Wahrheit, dachte ich, wenn das Alles ist, was ein Mann in der Eigenschaft eines Eisenbahn-Condukteurs zwischen Philadelphia und New York von der größten Sängerin in der Welt weiß, so bin ich nicht gewiß, daß sechs Monate eine zu lange Zeit sind, um das ganze Publikum über sie aufzuklären.

Ich hatte eine Zusammenkunft mit Wilton und erfuhr von ihm, daß in Ausführung der Vereinbarung es für mich erforderlich wäre, die ganze festgesetzte Summe von $187,500 in die Hände Londoner Banquiers niederzulegen. Ich beschloß augenblicklich, den Kontrakt zu ratificiren, und sandte unverweilt die nöthigen Documente an Fräulein Lind und die Herren Benedict und Belletti.

Hierauf begann ich das Publikum durch die Zeitungen für den Empfang der großen Sängerin vorzubereiten. Wie wirkungsvoll das geschehen, ist noch in der Erinnerung des Amerikanischen Publikums.

Als eine Probe der Art und Weise, in der ich meinen Zweck verfolgte, gebe ich den folgenden Auszug meines ersten Schreibens an die Zeitungsleser. Es erschien in den New Yorker Zeitungen vom 22. Februar 1850.

„Vielleicht werde ich aus diesem Unternehmen nichts herausschlagen; aber ich versichere Sie, daß wenn ich gewiß wäre, nicht einen Heller Nutzen zu haben, ich doch den Contrakt ratificiren würde, so gedrungen fühle ich mich, eine Frau die Vereinigten Staaten besuchen zu lassen, deren musikalische Größe noch von keinem anderen menschlichen Wesen erreicht wurde und deren Charakter die personificirte Menschenfreundlichkeit, Einfachheit und Güte ist.

„Fräulein Lind hat viele bessere Anträge als den, welchen sie von mir annahm; aber sie ist sehr begierig Amerika zu sehen. Sie spricht von diesem Lande und seinen Institutionen in den höchsten Ausdrücken des Lobes und ist entschlossen, uns zu besuchen, weil Geld allein nicht den größten Reiz für sie hat. In ihrem Contrakt mit mir (der auch die Havana einschließt) behält sie sich ausdrücklich vor, Wohlthätigkeits-Concerte geben zu können, wenn immer sie es für passend hält.

„Seit ihrem Debut in England hat sie den Armen aus ihrer Privatbörse mehr als den ganzen Betrag gegeben, den ich ihr zu zahlen versprochen, und die Einnahmen der Concerte für wohlthätige Zwecke in Großbrittanien, in denen sie gratis sang, haben mehr als zehnmal diesen Betrag überschritten."

Man fing bald an, über Jenny Lind zu sprechen, und mir war viel daran gelegen, ein gutes Portrait von ihr zu bekommen. Glücklicher Weise bot sich eine gute Gelegenheit. Eines Tages, während ich in der Office meines Museums saß, näherte sich mir ein Ausländer mit einem kleinen Päckchen unter dem Arm. Er unterrichtete mich in gebrochenem Englisch, daß er ein Schwede sei. Er sagte, er wäre Künstler und eben von Stockholm angekommen, wo Jenny Lind so gütig war, ihm einige Sitzungen zu schenken, und er hätte eben ihr Bild bei sich, daß er auf Kupfer gezeichnet.

Er öffnete das Päckchen und zeigte mir ein schönes Bildniß von der Schwedischen Nachtigall in einem eleganten Goldrahmen von vierzehn auf zwanzig Zoll Durchmesser. Das war gerade, was ich brauchte. Sein Preis betrug fünfzig Dollars. Ich kaufte es ohne Weiteres. Als ich es einem Kunstfreunde an demselben Tage zeigte, versicherte er mich gelassen, daß dies eine billige Lithographie wäre, die auf eine Zinnplatte geklebt, rein gefirnißt und einem Novizen in der Kunst, wie mir, als eine schöne Arbeit aufgehängt worden wäre. Der wahre Werth des Bildes überstieg nicht 37½ Cents.

Nachdem ich alle meine disponiblen Fonds zusammengebracht hatte, um sie in Papieren der Vereinigten Staaten nach London zu schicken, fand ich, daß eine beträchtliche Summe bis zum vollen Betrage noch fehlte. Ich hatte einige zweite Hypotheken, die ganz gut waren, aber ich konnte sie in Wallstreet nicht negociiren. Nichts wollte ihrem Mangel, erste Hypotheken auf Stadtbesitz in New York oder Brooklyn zu sein, abhelfen.

Ich ging zu dem Präsidenten der Bank, mit der ich alle Geschäfte während acht Jahren gemacht hatte. Ich bot ihm als Sicherheit für ein Anlehen meine zweiten Besitztitel an und schlug ihm als eine weitere Bestimmung vor, ihm meinen Contrakt mit Jenny Lind zu verschreiben, unter der schriftlichen Garantie, daß er einen Kassirer bestelle, welcher auf meine Unkosten die Sorge für alle Einnahmen über dreitausend Dollars per Abend übernehmen und dieselben zur Ausgleichung meines Anlehens verwenden sollte.

Er lachte mir in's Gesicht und sagte: „Herr Barnum, es wird in Wallstreet allgemein angenommen, daß Ihr Engagement mit Jenny Lind Sie ruiniren wird. Ich kann nicht glauben, daß Sie in einem Concert drei Tausend Dollars einnehmen."

Ich war über diesen Mangel an Urtheil entrüstet und antwortete ihm, daß ich in diesem Augenblick meinen Contrakt nicht um 150,000 Dollars abtreten würde; ich wollte es in der That nicht.

Nach weiteren Versuchen fand ich, daß es nutzlos wäre, in Wallstreet die Nachtigall zum Austausch gegen Gimpel anzubieten.

Endlich wurde ich bei Herrn Joh. L. Aspinwall, von der Firma Howland und Aspinwall, eingeführt. Er gab mir auf Extra-Sicherheiten, die ein wohlwollender Geist statt der strengen Banquiersregel ihn anzunehmen vermocht hatte, für eine bedeutende Summe einen Creditbrief an die Gebrüder Baring.

Nachdem ich noch einige Besitzthümer gegen baar verkauft hatte, stellte ich die verschiedenen Beträge zusammen und fand sie noch um 5000 Dollars zu klein. Ich fühlte, daß es in der That „der letzte Schlag war, der des Kameels Rücken bricht." Indem ich aber gelegentlich meine verzweifelte Lage einem Geistlichen, der mir seit vielen Jahren befreundet war, erzählte, stellte er mir sofort die nöthige Summe zur Verfügung. Vergnügt nahm ich den Beweis seiner Freundschaft an und fühlte, daß er mir eine Bergeslast von den Schultern genommen. Dieser Priester war der Hochwürdige Abel C. Thomas von Philadelphia. *

Nachdem das Engagement mit Jenny Lind vollzogen war, lehnte sie mehrere sehr liberale Anträge, in London zu singen, ab, doch gab sie auf mein Ersuchen am Abend vor ihrer Abreise nach Amerika zwei Concerte in Liverpool. Mein Zweck bei dieser Bitte war, mit dem Eklat auf jener Seite des Atlantischen Oceans die Aufregung auf dieser, die fast schon die Fieberhitze erreicht hatte, zu verbinden.

Das erste der beiden Liverpooler Concerte war am Abend vor dem Abgange eines Dampfers nach Amerika gegeben worden. Mein Agent hatte die Dienste eines musikalischen Kritikers in London gewonnen, welcher seinen Bericht über das Concert um ein Uhr in der Nacht, oder eigentlich den andern Morgen beendete, worauf mein Agent denselben um zwei Uhr in ein Liverpooler Morgenblatt einrücken ließ, von dem mir Abzüge durch den Dampfer desselben Tages zugingen. Der Wiederabdruck der Kritik in den amerikanischen Blättern sammt dem Bericht über den in ihrem transatlantischen Concerte sich kundgebenden Enthusiasmus hatte die gewünschte Wirkung.

Mittwoch Morgens, den 21. August 1850 reiste Jenny Lind und die Herren Benedict und Belletti in dem Dampfschiff „Atlantic," in welchem ich lange vorher die Plätze genommen und an dessen Bord ich ein Piano zu ihrem Gebrauch gestellt hatte, von Liverpool ab. Sie waren von meinem Agenten Wilton, Fräulein Ahmansen und Herrn Hjortzberg, Geschwisterkinder von Fräulein Lind, letzterer zugleich ihr Sekretär, sodann von zwei Dienstboten und dem Bedienten der Herren Benedict und Belletti begleitet.

Man erwartete die Ankunft des Dampfers Sonntag den 1. September. Entschlossen aber, die Sängerin zu jeder Zeit, sobald sie ankäme, zu begrüßen, ging ich Samstag Abends nach Staten-Island und schlief in dem gastfreundlichen Hause meines Freundes Dr. A. Sidney Doane, der zu jener Zeit Oberarzt des Hafens von New York war. Einige Minuten vor zwölf Uhr Sonntag Mittags kam der „Atlantic" in Sicht und unmittelbar darauf war ich durch die Güte meines Freun-

* Zu früherer Zeit ein Drucker, ist er ein selbstgemachter Mann. Er war sechsundzwanzig Jahre im geistlichen Stande und hat kürzlich seine „Autobiographie" veröffentlicht, die eines der interessantesten Bücher ist, die ich je las.

des Doane am Bord des Schiffes und ergriff Jenny Lind's Hand.

Nach einigen Augenblicken der Unterhaltung frug sie mich, wann und wo ich sie singen gehört hätte.

„Ich hatte nie das Vergnügen, Sie früher in meinem Leben zu sehen," erwiderte ich.

„Wie ist es möglich, daß Sie so viel Geld an eine Person wagten, die Sie nie singen gehört haben?" frug sie überrascht.

„Ich wagte es auf Ihren Ruhm hin, welchem ich in musikalischen Dingen mehr vertrauen möchte, als meinem eigenen Urtheil," antwortete ich.

Ich kann hier gestehen, daß obgleich ich vorzugsweise auf Jenny Lind's Ruf als den einer großen Künstlerin baute, ich doch auch eben so sehr zum Gelingen bei allen Klassen des amerikanischen Publikums ihren Charakter, ihre außerordentliche Güte und Großmuth in Betracht zog. Ohne diese Eigenschaft ihres Wesens hätte ich nie gewagt, das Engagement, wie es war, zu unternehmen, indem mir gewiß war, daß Massen Einzelner in Amerika wären, die durch dieses Gefühl allein zum Besuch ihrer Concerte getrieben würden.

Tausende bedeckten die Schiffe und Hafendämme, und weitere Tausende hatten sich am Landungsplatz bei Canalstreet versammelt, um sie zu sehen. Der wildeste Enthusiasmus brach aus, als der herrliche Dampfer sich dem Dock näherte. So groß war das Ungestüm auf einer Schaluppe in der Nähe des Ankerplatzes, daß ein Mann in seinem Eifer, eine gute Aussicht zu haben, unter dem Geschrei seiner Nachbarn über Bord fiel. Jenny bemerkte den Unfall und war sehr erregt. Er wurde indessen herausgezogen, nachdem er sich statt eines Blicks auf die Nachtigall ein kühles Bad verschafft hatte. Eine prachtvolle und mit schönen Flaggen verzierte Baumgruppe sammt zwei Triumphbogen, von denen der eine die Inschrift enthielt: „Willkommen, Jenny Lind!" zeigte sich auf dem Landungsdock. Der zweite Triumphbogen trug einen Adler über sich mit der Inschrift: „Willkommen Amerika!" Diese Dekorationen waren vermuthlich nicht durch Zauberei bewirkt worden, und ich weiß nicht, warum ich es vernünftiger Weise einigen Leuten übel nehmen soll, die glaubten, daß ich meine Hand im Spiel gehabt hätte. Mein Privatwagen stand bereit, und Jenny Lind wurde von Capitain West in denselben geführt. Die Uebrigen von der musikalischen Gesellschaft setzten sich ein, und ich beorderte, nachdem ich auf den Bock an die Seite des Kutschers gestiegen, denselben nach dem Irving-Hause. Da einige W e n i g e meiner Mitbürger mich wahrscheinlich schon früher gesehen hatten, so verhalf meine Erscheinung auf der Außenseite des Wagens denjenigen, welche die Fenster und Trottoirs längs unseres Weges ausfüllten, zu der Ueberzeugung, daß Jenny Lind da sei.

Ein Blick in die Blätter von jenem Tage wird zeigen, daß selten vorher ein solcher Enthusiasmus in der Stadt New York, ja in Amerika, sich kundgab.

Innerhalb zehn Minuten nach unserer Ankunft im Irving-Hause hatten sich nicht weniger als zehntausend Personen um den Eingang im Broadway versammelt, eine Zahl, die nicht vor 9 Uhr Abends abnahm. Auf ihren Wunsch speiste ich mit ihr zu Mittag, und als sie nach Europäischer Sitte sich anschickte, mich zu einem Glas Wein zu verführen, war sie etwas erstaunt über meine Antwort: „Fräulein Lind, ich kann nicht glauben, daß Sie irgend einen Gefallen auf Erden von mir verlangen können, den ich nicht mit Vergnügen zu erweisen bereit wäre; aber ich bin ein Mäßigkeits-Anhänger und muß mir die Erlaubniß erbitten, Ihr Wohl und Ihre Gesundheit mit einem Glas kalten Wassers zu trinken."

Um zwölf Uhr Nachts brachte ihr die „New Yorker musikalische Fonds-Gesellschaft," die bei dieser Gelegenheit zweihundert Musiker zählte, ein Ständchen. Sie waren von ungefähr dreihundert Feuerlöschmännern in ihren hochrothen Hemden, mit Fackeln nach dem Irving-Hause begleitet worden. Wenigstens zwanzigtausend Menschen waren zugegen. Das Rufen nach Jenny Lind war so heftig, daß ich sie durch ein Fenster auf den Balkon führen mußte. Das laute Beifallsgeschrei aus der Masse dauerte mehrere Minuten, ehe die Serenade fortgesetzt werden konnte.

Ich habe hier in Kürze einen Theil der Vorgänge an dem ersten Tage von Jenny Lind's Aufenthalt in Amerika erwähnt. Die Aufregung war wochenlang nachher unvermindert. Ihre Zimmer waren überschwemmt von Besuchern, die Großen des Landes in Kirche und Staat einbegriffen. Die Wagen der „schönen Welt" konnten vor der Front ihres Hotels zu jeder fashionablen Stunde gesehen werden, und es war nicht ohne Schwierigkeit, daß ich die Fashionabels verhinderte, sie ganz für sich zu monopolisiren, was, wie mir schien, meine Interessen traurig beschädigt hätte, indem sie sie von den Sympathien, die sie in der Masse erweckt hatte, abschnitten. Mit Geschenken jeder Art wurde sie überhäuft. Modehändler, Mantillenfabrikanten und Kaufleute wetteiferten mit einander, ihre Aufmerksamkeit auf ihre Waaren zu lenken, von denen sie ihr eine Menge der werthvollsten Musterstücke schickten, froh, wenn sie dagegen nur ihre schriftliche Bestellung erhielten. Lieder, Quadrillen und Polka's wurden ihr ge-

widmet, und Dichter besangen ihren Ruhm. Wir hatten Jenny Lind-Handschuhe, Jenny Lind-Hauben, Jenny Lind-Reithüte, Jenny Lind-Shawls, Mantillen, Kleider, Stühle, Piano's; in Wahrheit, Alles war Jenny Lind.

Ihre Bewegungen waren beständig bewacht, und im Augenblick, wo ihr Wagen vor der Thür erschien, wurde sie von einer Menschenmenge umlagert, die begierig war, einen Blick auf die Schwedische Nachtigall zu werfen.

Wenn ich meine Sammlungen von Auszügen aus den New Yorker Zeitungen jener Zeit durchblättere, in denen alle möglichen Details über sie pflichtschuldigst eingetragen sind, so scheint es mir ganz unglaublich, daß solch ein Grad von Enthusiasmus existirt haben soll.

Eine Beschreibung des „Gesagten und Geschehenen" in Bezug auf die Jenny Lind-Manie während der ersten zehn Tage nach ihrer Ankunft erschien in der London Times vom 23. Sept. 1850, und obgleich sie eine ironische Ausstellung des amerikanischen Enthusiasmus, mehrere Seiten lang war, so gab sie doch ein treues Gesammtbild der Fakta, welche mir jetzt eher wie ein Traum als eine Wirklichkeit vorkommen.

Vor ihrer Ankunft hatte ich $200 für eine Preis-Ode „Gruß an Amerika" ausgesetzt, die in dem ersten Concert von Jenny Lind gesungen werden sollte. Mehrere hundert Gedichte wurden von allen Theilen der Vereinigten Staaten und Kanada's eingeschickt. Die Aufgabe des Preis-Committee's, das diese Ergüsse sämmtlich zu lesen und die Auswahl des besten zu treffen hatte, war sicherlich eine sehr schwierige. Die „Opfer," mit vielleicht zwölf Ausnahmen, waren der erbärmlichste Schund. Der Preis wurde Bayard Taylor für die folgende Ode zuerkannt:

Gruß an Amerika.

Worte von Bayard Taylor. — Musik von Julius Benedict.

Gegrüßet sei von Herzen, du westliches Land,
Deß Banner sich stolz einem Welttheil entrollt,
Deß Macht die Atlantis im Osten umspannt,
Gen Abend hin öffnet die Thore von Gold!
Du Land der Gebirge, der Thäler und See'n,
Der Ströme, die brausen in mächtiger Fluth,
Der Herzen der Tapfern, die nimmer vergehn
Und heil'gen den Boden, den tränkte ihr Blut!

Du Wiege der Thatkraft! Ob breit auch die Wog'
Die Völker zu scheiden aufschäumend sich müht,
Es doch hin zu Dir wie zur Heimath mich zog.
Denn heimisch ist nur bei den Freien das Lied!
So lang deine Wasser sich spiegeln im Blau,
So lang deiner Helden Gedächtniß man ehrt,
Sei deines Geschlechtes hochstrebender Bau
In Eintracht und Stärke der Frieden gewährt!

Obgleich diese Wahl allgemeinen Beifall fand, so wurde sie doch von mehreren der enttäuschten Dichter mit Ungunst angesehen, indem sie dem Urtheil des Committe's zum Trotz darauf bestanden, ihre eigenen Produktionen für die besten zu erklären. Diese Anschauungsweise war zum Theil ohne Zweifel die Ursache, welche zu der Publikation eines sehr witzigen Pamphlets, betitelt „Barnum's Parnaß, vertrauliche Eröffnungen des Preiscommitte's der Jenny Lind-Lieder," Anlaß gab.

Jenny Lind's erstes Concert sollte im Castle-Garden, Mittwoch den 11. September stattfinden, die Mehrzahl der Eintrittskarten wurde Samstag und Montag vorher im Wege der Auction verkauft. Der Hutmacher Genin legte den Grund zu seinem Vermögen, indem er das erste Billet um $225 kaufte.*

Die Eigenthümer vom Castle-Garden fanden es passend, die gewöhnliche Abgabe von einem Schilling für den Eintritt in das Gebäude zu erheben und dennoch waren dreitausend Personen bei der Auktion anwesend. Eintausend Billete wurden den ersten Tag um die Gesammtsumme von $10,141 verkauft.

Am Dienstag nach ihrer Ankunft unterrichtete ich Fräulein Lind, daß ich eine kleine Abänderung in unserem Contrakt zu machen wünschte. „Worin besteht sie?" frug sie überrascht.

„Ich bin überzeugt," erwiderte ich, „daß unser Unternehmen erfolgreicher sein wird, als wir beide vermuthet. Ich wünsche daher festzusetzen, daß Sie immerhin $1000 für jedes Concert, außer allen Unkosten, wie ausgemacht worden, erhalten und daß, nachdem ich $5500 per Abend für Unkosten und meine Mühe abgezogen, der Ueberschuß zwischen uns zu gleichen Theilen getheilt werden soll."

Jenny sah mich mit Erstaunen an. Sie konnte meinen Antrag nicht begreifen. Nachdem ich ihn wiederholt und sie seine Bedeutung verstanden hatte, nahm sie mich herzlich bei der Hand und rief: „Herr Barnum, Sie sind ein Ehrenmann. Es ist so, wie mir Herr Bates gesagt hat. Ich will für Sie singen, so lange Sie wollen. Ich will für Sie singen in Amerika — in Europa — überall."

Beim Aufsetzen des Contrakts wurde auf Jenny Lind's Wunsch die Bedingung aufgenommen, daß sie das Recht haben sollte, gegen die Bezahlung von $25,000 das Engagement statt mit dem hundert und fünfzigsten mit dem einhundertsten Concerte zu beschließen, wenn sie es wünschen würde.

Man braucht nicht anzunehmen, daß die Erhöhung ihrer Belohnung ein reiner Akt der Großmuth meinerseits war. Ich hatte mich überzeugt, daß in dem Unternehmen Geld genug für uns Alle

* Man hat geglaubt, Herr Genin und ich wären verschwägert. Unsere Beziehungen sind rein geschäftlich und freundschaftlich.

liege und ich fühlte zugleich, daß, obschon sie durch die Erfüllung meiner Verbindlichkeiten nach dem Contrakte befriedigt sein müsse, dennoch neidische Leute versuchen möchten, sie unzufrieden zu stimmen und daß es daher eine Sache der Klugheit wäre, der Möglichkeit dessen zuvor zu kommen.

Am Dienstag den 10. Septbr. unterrichtete ich Fräulein Lind, daß, nach dem gegenwärtigen Anscheine zu urtheilen, ihr Antheil an der Einnahme des ersten Concertes sich auf $10,000 belaufen würde. Sie beschloß sogleich, jeden Dollar davon der Wohlthätigkeit zu widmen, und nachdem nach dem Bürgermeister Woodhall geschickt worden, suchte sie unter seinem und meinem Beistande die verschiedenen Anstalten zu wählen, unter welche die Summe vertheilt werden sollte.

Meine Vorkehrungen in dem Concertsaale waren sehr umfassend. Das große Parterre und die große Gallerie in Castle-Garden wurden durch vier imaginäre Linien in vier Abtheilungen, jede mit einer Lampe von besonderer Farbe bezeichnet, getheilt. Die Eintrittskarten wurden in der Farbe der Abtheilung, welche die Besitzer einzunehmen hatten, gedruckt und hundert Aufwärter mit Rosetten und Stäben mit Bändern von derselben Farbe, halfen jedem Einzelnen ohne Schwierigkeiten seinen Platz finden. Jeder Sitz war natürlich der Zahl der Anweisungskarte, welche Jedermann gegen Abgabe seines Eintrittsbillets an der Thüre erhielt, gemäß numerirt. Diese Einrichtung war gehörig angekündigt und alles Nöthige auch auf jedem Billet abgedruckt worden. Um Verwirrung zu vermeiden, wurden die Thüren um fünf Uhr geöffnet, obwohl das Concert erst um neun Uhr anfing. Die Folge war, daß obgleich in dem ersten Concert fünftausend Menschen beisammen waren, ihr Kommen mit so viel Ordnung und Ruhe geschah, als je bei einer Versammlung in einer Kirche gesehen ward. Diese Vorsicht wurde bei allen unter meiner Leitung im Lande gegebenen Concerten beobachtet, und die gute Ordnung, welche immer geherrscht, war Gegenstand des vielfältigsten Lobes Seitens des Publikums und der Presse.

Dem Empfang Jenny Lind's bei ihrem erstmaligen Auftreten war in Hinsicht des Enthusiasmus wohl nie früher etwas in der Welt gleich gekommen. Als Herr Benedict sie an den Rand der Bühne führte, erhob sich die ganze Versammlung und bewillkommnete sie mit drei Hochs, die von dem Schwingen der Hüte und Schnupftücher begleitet waren. Es war eine bei weitem größere Zuhörerschaft als Jenny Lind je vor sich gehabt hatte. Sie war offenbar sehr ergriffen, aber das Orchester begann und ehe sie ein Dutzend Noten der „Casta Diva" gesungen, hatte sie ihre Selbstbeherrschung wieder und lange ehe die Scene schloß, war sie so ruhig geworden, als ob sie in ihrem Empfangzimmer wäre. Gegen den Schluß des Gesangstücks war das Auditorium von seinen Gefühlen so fortgerissen, daß der Rest der Arie in einem vollständigen Beifallssturme erdrückt ward. Der Enthusiasmus hatte seinen Gipfel erreicht, aber das musikalische Talent von Jenny Lind übertraf alle gehegten Erwartungen und ihr Triumph war vollkommen.

Am Ende des Concertes wurde Jenny Lind laut herausgerufen und war genöthigt, dreimal zu erscheinen, ehe das Publikum befriedigt war. Sie schrieen dann lärmend nach „Barnum," und ich folgte widerstrebend dem Ruf.

An diesem Abend bethätigte Herr Julius Benedict vor dem amerikanischen Publikum seinen europäischen Ruhm als vollendeter Direktor und musikalischer Komponist, während Signor Belletti eine Bewunderung einflößte, die bei dem Verlauf seiner musikalischen Laufbahn in diesem Lande an Wärme und Tiefe bei den amerikanischen Herzen immer mehr zunahm.

Es schien, als ob die Jenny Lindmanie ihren Culminationspunkt erreicht habe, ehe man sie noch gehört hatte, und ich gestehe, daß ich befürchtete, die Erwartungen des Publikums gingen zu hoch, um befriedigt zu werden, und daß demzufolge nach dem ersten Concert eine Reaction eintreten würde; glücklicherweise aber ward ich enttäuscht. Der erhabene musikalische Genius der Schwedischen Nachtigall war allen Bildern, welche die Phantasie erschaffen konnte, überlegen und das Furore erreichte seinen höchsten Grad erst nachdem sie gehört worden. Man war in Extase; die Macht des Zeitungsscharfsinns, der Lettern und Tinte waren ungenügend ihr Lob zu singen. Der Rubikon war überschritten. Der erfolgreiche Ausgang des Jenny Lind-Unternehmens war festgestellt. Ich glaube, es gab nach ihrem ersten Concert Hunderte von Leuten in New York, die mir mit Freuden $200,000 für meinen Contrakt gegeben haben würden. Ich erhielt wiederholt Anträge eines Aequivalents von einem Achtel, Zehntel oder Sechszehntel dieses Preises. Aber mein war das Wagniß, und ich hatte beschlossen, mein sollte auch der Triumph sein. Ich fühlte mich durch den Erfolg trotz aller Hindernisse und falschen Propheten so gehoben, daß ich glaube, nicht eine Million Dollar würde mich in Versuchung gesetzt haben, das Unternehmen fahren zu lassen.

Es ist Niemand im Stande, sich eine richtige Idee von der Größe der Kopf- und Händearbeit zu bilden, die ich während der ersten vier Wochen nach Jenny Lind's Ankunft zu thun hatte. In der Voraussicht davon hatte ich einige Zeit in den „Weißen Bergen" (White Mountains) zugebracht, um meine Kräfte zu stärken. Doch war ich natür-

lich nicht lässig während des Sommers. Ich hatte zahllose Mittel und Maßnahmen zur Förderung meines Zweckes in Bewegung gesetzt, und das Publikum wurde wenig von der Hand gewahr, welche indirekt seine Herzensfedern berührte, um seine Geldfedern springen zu lassen. Diese Mittel und Maßregeln aber wurden durch den ganzen musikalischen Feldzug hindurch fortgesetzt und erweitert.

Nach Verlauf des ersten Monats kam in das Geschäft etwas System und mit Hülfe solcher Agenten, wie mein treuer Schatzmeister L. C. Stewart und der unermüdliche Le Grand Smith, wurde mir meine Arbeit bedeutend erleichtert; aber von dem ersten Concert, am 11. September 1850, bis zu dem drei und neunzigsten, am 9. Juni 1851 (ein Zeitraum von 9 Monaten), hatte ich nicht einen wachen Augenblick, der ganz frei von drückender Sorge gewesen wäre.

Ich konnte nicht hoffen, von Mühe und Wirrwarr bei der Leitung eines Unternehmens, das vollständig von der öffentlichen Gunst abhing und große Consequenzen für mich selbst erzeugt hatte, befreit zu bleiben; aber ich hatte nicht die Masse von kleinen Verdrießlichkeiten erwartet, die mich besonders in der ersten Periode der Concerte verfolgten. Weder Frl. Lind noch irgend Jemand sonst hatte von dem unvergleichlichen Enthusiasmus, der ihrer harrte, geträumt, und die ungeheure Versammlung in Castle-Garden stimmte sie, wie ich vermuthe, etwas geneigt für böse Einreden. Es konnte scheinen, da die Bedingungen unseres Contrakts hinlänglich vortheilhaft für sie und gewagt für mich seien, um das Vertrauen auf ein vollkommen ehrliches Verfahren zu begründen (und auch großen Gewinns, da das Risiko groß war), aber gewisse neidische Einmischer schienen anders zu urtheilen. „Sehen Sie nicht, Frl. Lind, daß Barnum aus Ihrem Genius Geld prägt?“ Natürlich sah sie's und bedauerte vielleicht, daß sie nicht eine höhere Ziffer als $1000 per Concert nett auswarf; aber die hochherzige Schwedin verachtete und wies mit Abscheu diejenigen ab, welche ihr den Bruch ihres Contrakts auf gut Glück und die Unternehmung auf eigene Rechnung — um sie möglicherweise in die jener zu legen — anriethen. Dennoch litt ich viel von der unverständigen Einmischung ihres Advokaten. Benedict und Belletti benahmen sich als Männer, und Jenny Lind drückte mir später ihr Bedauern aus, daß sie auch nur für einen Augenblick den quälerischen Zumuthungen ihres gesetzlichen Berathers gehorcht habe.

Die große Versammlung in Castle-Garden war nicht allein von Jenny Lind's großem musikalischem Talent und Genius erfaßt worden. Sie war mit Erfolg vor das Publikum gebracht worden, noch ehe sie es sah und hörte. Sie war vor einer schon enthusiastischen Jury vorher aufgetreten, deren Erwartungen sie erfüllte. Alle Mittel, die ich, um den Weg zu ebnen, anwandte, rechtfertigten es auf diese Weise hinlänglich.

Als Direktor bestand meine Aufgabe darin, Andere an's Werk zu stellen. Biographien der Schwedischen Nachtigall wurden stark verbreitet; „die ausländische Correspondenz“ verherrlichte ihre Talente und Triumphe durch Beschreibungen ihres Wohlwollens, und „Druckerschwärze“ in jeder möglichen Gestalt wurde verwandt, um Jenny Lind vor das Auge zu bringen und zu halten. Ich bin glücklich zu sagen, daß die Presse im Allgemeinen von Anfang bis Ende von dem Ruf ihres Lobes wiederhallte. Ich könnte viele Bände mit gedruckten Auszügen aus meinen „Buchherbarien“ vollfüllen. Sie sind fast alle von gleichem Inhalt wie der folgende ungekaufte und unverlangte Artikel, welcher im New York Herald den 10. Sept. 1850 (den Tag vor ihrem ersten Concert in den Ver. Staaten) erschien:

„Jenny Lind und das amerikanische Volk. — Wer war jener alte Monarch, sei er der Geschichte oder der Fabel, welcher die Hälfte seines Königreichs (was in unseren Tagen der Eintrittspreis für Logen und Sperrsitze ist) gegen die Erfindung eines originellen Reizes oder die Entdeckung eines neuen Vergnügens anbot? Dieser Reiz — dieses Vergnügen, welches königlicher Gewalt in der alten Welt zu entdecken mißlang, ward um einen geringeren Preis durch Herrn Barnum, einen schlichten Republikaner, in's Leben gerufen und soll jetzt von den Souverainen der neuen Welt genossen werden.

Jenny Lind, das merkwürdigste Phänomen in der musikalischen Kunst, das während des letzten Jahrhunderts über den Horizont der alten Welt heraufstieg, ist jetzt unter uns und wird morgen Abend ihr Debut vor einem Hause von nahe an zehntausend Zuhörern machen, die im Wege des Aufstrichs eine Summe von vierzig bis fünfzig tausend Dollars dafür fahren lassen. Während der letzten zehn Tage haben unsere musikalischen Berichterstatter unsere Leser von jedem mit ihrer Ankunft in dieser Metropole verknüpften Gegenstande, so wie von den von Herrn Barnum in Einleitung ihres ersten Auftretens angewandten Schritten unterrichtet. Die gestrigen Vorgänge des Verkaufs des übrigen Theils der Billets und der staunenerregende — der wunderbare Eindruck, den sie bei ihrer ersten Probe auf die wenigen Personen und Musikkenner, die zugelassen worden waren, hervorgebracht hat, sind an einer anderen Stelle in unseren Spalten erwähnt.

Wir pflichten Allem bei, was von unserem musikalischen Berichterstatter über ihren außerordent-

lichen Genius — ihre unerreichte Vereinigung von Kraft und Kunst gesagt worden. Nichts, nicht ein Iota war übertrieben. Drei Jahre vorher, nicht viel länger oder kürzer, hörten wir Jenny Lind, als sie das erste Mal so großes Aufsehen in Europa machte, bei mehreren Anlässen in ihren Debuts in dem Londoner Opernhaus. Damals war sie groß an Kraft — an Kunst — an Genius; jetzt ist sie größer an Allem. Wir sprechen aus Erfahrung und Ueberzeugung. Damals erstaunte, ergötzte und bezauberte sie die Tausende der brittischen Aristokratie; jetzt wird sie bezaubern, ergötzen und entzücken und vor musikalischer Aufregung krank machen die Millionen der amerikanischen Demokratie. Morgen aber wird dieser neue Reiz — diese frische Bewegung — diese alle früheren Aufregungen übersteigende Aufregung in's Dasein treten, sobald sie die Noten der Casta Diva anschlägt und ihre erstaunliche Kraft — ihre wundersamen Gaben entwickelt, die mehr dem Himmel als der Erde anzugehören, mehr eine Stimme des Unendlichen, denn von den Lippen eines menschlichen Wesens herzurühren scheinen.

Wir sprechen nüchtern — ernsthaft — gelassen. Die öffentliche Erwartung war die letzte Woche auf einer hohen Stufe der Spannung — höher denn zu irgend einer Periode unserer vergangenen musikalischen Annalen. Aber so hoch wie sie gestiegen, wird die Wirklichkeit, die Thatsache, das Concert, die Stimme und der Eindruck der Jenny Lind alle vergangene Erwartung weit übertreffen. Jenny Lind ist ein unbegreifliches Wunder im Singen — ohne Täuschung."

Die Einnahme des ersten Concerts stellte sich etwas geringer heraus, als ich vermuthete. Die durch den Auktionsverkauf gelösten Summen beliefen sich sammt den durch den Privatverkauf eingegangenen zusammen auf mehr als 20,000 Dollars. Es ergab sich aber, daß viele der zu $12 bis $25 losgeschlagenen Billete nicht eingelöst worden waren. Einerseits mag der Eifer der Bieter sich etwas abgekühlt haben, wenn sie aus dem Platze der Aufregung hinausgingen und die frische Seebrise athmeten, die von den „Narrows" heraufstrich, während vielleicht Gebote von andern Leuten gemacht wurden, die niemals die Absicht hatten, Karten zu kaufen. Ich kann nur ein- für allemal sagen, daß ich mich eines falschen Gebots niemals mit schuldig gemacht und in diesem Punkte so streng gehandelt habe, daß ich keinem meiner Angestellten je erlaubte, ein Billet auf einer Auktion zu licitiren oder zu kaufen, wenn auch besondere Freunde darum ersuchten.

Die für die Eintrittskarten zum ersten Concert eingenommene Geldsumme betrug 17,864 Dollars 5 Cents. Da so der Antheil des Frl. Lind zu klein war, um die zu Wohlthätigkeitszwecken bestimmten 10,000 Dollars zu realisiren, schlug ich ihr vor, die Einnahmen der beiden ersten Concerte zu gleichen Theilen zu theilen und sie nicht in unserem Engagement zu zählen. Demgemäß wurde das zweite Concert den 13. September gegeben, und die Einnahme im Belaufe von 14,203 Dollars 3 Cents, wie die des ersten, zu gleichen Theilen getheilt. Unser drittes Concert, welches wir das „erste regelmäßige" nannten, fand Dienstag den 17. September 1850 statt.

Es ist nicht meine Absicht, in das Einzelne aller Concerte Jenny Lind's mich einzulassen. Ich habe ein Verzeichniß der Orte und Einnahmen eines jeden Concerts zusammengestellt, welches außer der Befriedigung der Neugierde unsere Reiserichtung hinlänglich bezeichnen wird, und will hier einige Seiten den Vorfällen schenken, die, wie ich glaube, für das Publikum die interessantesten sind.

Jenny Lind's leutseliger Charakter wurde so allgemein bekannt, daß ihre Thüre von Menschenfreundlichkeit suchenden Personen belagert und sie mit Briefen derselben Tendenz in den größeren Städten überhäuft wurde. Ihr Sekretär prüfte sie und beantwortete einige günstig. Er wollte im Anfang auf alle antworten, gab aber die Sache bald in Verzweiflung auf. Ich kannte mehrere Fälle, in denen sie den Bittstellern Summen verschiedener Größe, von 20, 50, 500 bis 1000 Dollars, und in einem Falle 5000 Dollars einem schwedischen Freunde gegeben, und Niemand als „Er, der in das Innere sieht," kennt den Umfang ihrer Güte.

An einem Concert-Abend in Boston kommt ein Mädchen an die Kasse und sagt, indem sie drei Dollars für ein Billet hinlegt, „das ist ein halber Monatserwerb, aber ich will Jenny Lind hören!" Ihr Sekretär hörte die Bemerkung und erzählte einige Minuten später in Jenny's Zimmer ihr lachend den Umstand. „Wollen Sie das Mädchen wieder ausfinden?" fragte Jenny ernsten Blicks. Auf sein Jawort legte sie ein Zwanzig-Dollarsgoldstück in seine Hand und sagte: „Armes Mädchen! Geben Sie ihr das mit meinem besten Gruß."

Die Nacht nach Jenny's Ankunft in Boston wurde ihr zu Ehren in Front des Reverehauses ein hübsches Feuerwerk, gefolgt von einem prachtvollen Fackelzug der Deutschen in jener Stadt, ausgeführt.

Auf dem Rückwege von Boston nach New York stiegen Jenny, ihr Gesellschafter und die Herren Benedict und Belletti in meiner Wohnung in Bridgeport ab, wo sie bis den folgenden Tag blieben. Den Morgen nach der Ankunft nahm sie meinen Arm und schlug einen Spaziergang in's Freie vor. Sie schien sehr vergnügt und sagte:

„Ich bin erstaunt, daß Sie einen so schönen Platz verlassen haben sollen, um mit mir durch's Land zu reisen.“

Denselben Tag äußerte sie in scherzhafter Weise, daß sie eine höchst außerordentliche Nachricht gehört habe. „Ich habe gehört, daß Sie und ich einander heirathen würden,“ sagte sie, „wie kann nur so ein absurdes Gerücht je entstanden sein?“ fuhr sie fort.

„Wahrscheinlich von dem Factum, daß wir „engagirt“ sind,“ erwiderte ich. Der Scherz gefiel ihr und sie lachte herzlich.

Jenny wünschte immer an den Orten, wo sie singen sollte, anzukommen, ohne daß man Zeit habe, ihre Ankunft zu erfahren, damit so die Aufregung der vermischten Menschenmassen vermieden werde. Ich war aber der Ansicht, daß die Interessen des Unternehmens großentheils von diesen Bewegungen abhingen. Obgleich es ihr sehr häufig unbegreiflich schien, wie so viele Tausende das Geheimniß entdeckt haben und in Folge davon versammelt sein konnten, um sie zu empfangen, so war ich doch nicht darüber erstaunt, indem mein Agent stets bei Zeiten den Zeitpunkt ihrer muthmaßlichen Ankunft vorausgemeldet hatte und mit der Benachrichtigung des Publikums nicht lässig war.

Bei der Ankunft in Philadelphia erwartete ein großer Zudrang von Leuten die Annäherung des Dampfers. Mit Noth kamen wir durch die Menge. Viele Tausende folgten uns zu Jones Hotel. Die Straße in der Front des Gebäudes war dicht mit der Volksmasse besetzt und die arme Lind, die an heftigem Zahnweh litt, zog sich in ihre Gemächer zurück. Ich versuchte die Menge zum Fortgehen zu bewegen, aber sie erklärte, sie würde es nicht eher, als bis Jenny Lind sich am Balkon gezeigt. Ich wollte sie nicht stören, und befürchtend, daß der Lärm ihr verdrießlich werden könnte, setzte ich ihren Hut und Shawl ihrer Gesellschafterin, Fräulein Ahmensen auf, und führte sie auf den Balkon. Sie verneigte sich anmuthig gegen die Menge, welche ihr herzliche Hochs brachte und sich zerstreute. Jenny Lind haßte die Täuschung so sehr, daß wir niemals wagten, ihr die Rolle zu erzählen, die ihr Hut und Shawl in Abwesenheit ihrer Besitzerin gespielt haben.

Jenny hatte die Gewohnheit, in die Kirche zu gehen, so oft sie es, ohne die Neugierde auf sich zu ziehen, thun konnte. Sie bethätigte auch stets ihre Nationalität, indem sie schwedische Kirchen erfrug und besuchte, wo immer sie sein mochten. Sie gab einer schwedischen Kirche in Chicago 1000 Dollars.

In Boston besuchte ein armes schwedisches Mädchen, welches bei einer Familie in Rorbury diente, die Lind. Diese hielt ihre Besucherin mehrere Stunden zurück, plauderte mit ihr über die Heimath und andere Dinge und nahm sie des Abends in ihrem Wagen in's Concert mit, wo sie ihr einen Sitz gab und schickte sie nach der Vorstellung in einem Wagen nach Rorbury zurück. Ich zweifle nicht, daß das arme Mädchen substantielle Beweise von der Freigebigkeit ihrer Landsmännin mit sich nahm.

Meine Tochter Caroline und ihre Freundin, Fräulein Lyman von Bridgeport, begleiteten mich auf der Reise von New York nach Havana und wieder zurück via New Orleans und den Mississippi.

Wir waren in Baltimore am Sabbath, und meine Tochter begleitete eine Freundin, die in der Stadt wohnte, in die Kirche, wo sie mit ihr im Chore Platz nahm und in den Gesang mit einstimmte. Ein Theil der Gemeinde, welcher Caroline Tags zuvor mit ihr gesehen hatte und sie für Jenny Lind hielt, befand sich noch in demselben Irrthum, und bald ging durch die ganze Kirche das Geflüster, daß Jenny Lind auf dem Chor wäre. Die Spannung war auf der Spitze, als meine Tochter sich erhob, als ob sie ein Mitglied der musikalischen Abtheilung wäre. Jedes Ohr paßte auf, um die ersten Klänge ihrer Stimme zu fangen, und als dieselben ertönten, gingen Strahlen des Wohlgefallens durch die Versammlung. Caroline, die die Aufmerksamkeit, welche sie erregte, gar nicht bemerkte, sang das Lied bis zu Ende. Nicht eine Note verloren die lauschenden Ohren der Gemeinde. „Welch' eine vortreffliche Sängerin!“ „Göttliche Töne!“ „Noch nie habe ich etwas Aehnliches gehört!“ und ähnliche Ausdrücke durchliefen die Kirche.

Nach dem Schlusse des Gottesdienstes fanden meine Tochter und ihre Freundin den Weg zu ihrem Wagen von einer Menschenmenge verengt, die um einen näheren Anblick der Schwedischen Nachtigall besorgt waren. Der Grund der Aufregung klärte ihr jetzt den Irrthum auf, in dem sich die Leute befanden, aber sie enttäuschte sie nicht und viele Personen prahlten Nachmittags, in dem guten Glauben, daß sie dem außerordentlichen Gesang der großen schwedischen Sängerin gelauscht hätten. Die Pointe des Witzes ist, daß wir niemals entdeckt haben, daß meine Tochter große Ansprüche als Sängerin hätte.

Unser Orchester bestand in New York aus sechzig Gliedern. Als wir unsere Tour nach dem Süden antraten, nahmen wir als permanente Orchestermitglieder zwölf der besten Musiker mit, die wir finden konnten und vermehrten in New Orleans ihre Stärke auf sechszehn. Wir vergrößerten die Zahl auf fünfunddreißig, vierzig und fünfzig, wie es der Fall verlangte, durch die Auswahl von Musikern der Orte, wo die Concerte

stattfanden. Bei unserer Rückkehr von Havana nach New York erweiterten wir unser Orchester auf einhundert.

Am Morgen nach unserer Ankunft in Washington besuchte Präsident Fillmore Jenny Lind und ließ seine Karte zurück, da sie aus war. Als sie nach Hause kam und das Zeichen seiner Aufmerksamkeit gewahr wurde, gerieth sie in einige Unruhe.

„Kommen Sie," sagte sie, „wir müssen gleich dem Präsidenten einen Besuch abstatten."

„Warum denn?" frug ich.

„Weil er mich besucht hat und das natürlich so viel wie ein Befehl für mich ist, ihn in seiner Wohnung zu sehen."

Ich versicherte sie, daß sie sich nicht zu derangiren brauchte, denn was immer die Sitte mit gekrönten Häuptern mit sich brächte, unsere Präsidenten wären nicht gewohnt, den Bewegungen der Fremden Befehle aufzuerlegen und daß es vollkommen früh genug wäre, wenn sie seinen Besuch den nächsten Tag erwiederte. Sie that so und war ganz entzückt über das unaffektirte Benehmen des Präsidenten und die warme Theilnahme seiner Frau und Tochter (beide jetzt leider Bewohner des Grabes) und willigte auf ihren Wunsch ein, den Abend mit ihnen zuzubringen. Sie wurde von den Herren Benedict, Belletti und mir nach dem „weißen Hause" begleitet, wo man einige recht vergnügte Stunden in dem Cirkel der Präsidentenfamilie genoß.

Herr Benedict, welcher eine lange ruhige Unterredung mit Herrn Fillmore hatte, war sehr entzückt von der Zusammenkunft. Ein an die Hofetiquette gewöhnter Ausländer ist gewöhnlich überrascht von der Einfachheit, welche den ersten Beamten der Union auszeichnet. Im Jahr 1852 besuchte ich den Präsidenten mit meinem Freunde Brettell von London, der im St. James Palast wohnt und fast ein Anbeter der Königin und ein lebhafter Verehrer aller königlichen Würde und Ceremonie ist. Er erwartete etwas dieser Art, als er den Präsidenten der Vereinigten Staaten besuchte und war sehr erfreut über seine Enttäuschung.

Beide Concerte in Washington waren von dem Präsidenten mit seiner Familie und jedem Mitglied des Kabinets besucht. Ich bemerkte unter den Zuhörern auch die Herren Clay, Benton, Caß, General Scott und Andere. Am folgenden Morgen wurde sie von Hrn. Webster, Hrn. Clay, General Caß und Colonel Benton besucht und Alle waren offenbar gegenseitig sehr befriedigt. Ich hatte Hrn. Webster bei Jenny Lind in Boston eingeführt. Als er sie eines ihrer wilden Gebirgslieder in New York und ebenso in Washington singen hörte, gab er seinen Beifall dadurch zu erkennen, daß er der ganzen Länge nach sich erhob und ihr eine tiefe Verbeugung machte. Jenny war über dieses Zeichen des Lobes Seitens des großen Staatsmannes sehr erfreut.

Wir besuchten das Capitol, während beide Häuser in Sitzung waren. Fräul. Lind nahm den Arm des ehrenwerthen C. F. Cleveland, Deputirten von Connecticut, der sie in die verschiedenen Theile des Capitols geleitete. Sie war von Allem sehr erbaut.

Während wir in Washington waren, wurde ich mit Fräulein Lind und ihren nächsten Freunden eingeladen, Mount Vernon mit Colonel Washington, dem gegenwärtigen Eigenthümer, und Herrn Seaton, Ex-Bürgermeister von Washington und Herausgeber des „Intelligencer," zu besuchen. Colonel Washington miethete ein Dampfboot zu diesem Zwecke. Wir waren in kurzer Entfernung von dem Grabmal gelandet, das wir zuerst besuchten. Uns nach der Wohnung begebend, wurden wir Frau Washington und mehreren andern Damen vorgestellt. Fräulein Lind zeigte ein großes Interesse, die Erinnerungen an den großen Mann und dessen Heimath kennen zu lernen. Ein schönes Vesperbrod war zubereitet und mit vielem Geschmacke aufgestellt. Ehe wir fortgingen, machte Col. Washington Jenny ein Geschenk mit einem Buche, in dem der Name Washington's von seiner eigenen Hand geschrieben stand. Sie war durch dieses Geschenk sehr überrascht, rief mich bei Seite und sprach von dem Wunsch, etwas dagegen zu geben.

„Ich habe nichts bei mir," sagte sie, „ausgenommen diese Uhr und Kette, und ich will diese geben, wenn Sie glauben, daß sie annehmbar sind."

Ich wußte, daß ihre Uhr sehr werthvoll war, und sagte ihr, daß ein so kostbares Geschenk weder erwartet noch passend sei.

„Diese Ausgabe ist nichts, verglichen mit dem Werth dieses Buchs," erwiderte sie mit viel Bewegung, „da aber die Uhr ein Geschenk von einem werthen Freunde ist, sollte ich sie vielleicht nicht wieder wegschenken."

Ich bin gewiß, Jenny Lind wird niemals die freudenvollen Empfindungen jener Tage vergessen.

In Richmond hatten sich eine halbe Stunde vor unserer Abreise Hunderte von jungen Damen und Herren in den Hallen des Hauses zusammengedrängt, um noch einen Blick beim Abschied auf sie zu werfen. Ich sagte ihr, daß sie Schwierigkeiten haben würde, hinauszukommen.

„Wie lange haben wir noch, ehe wir aufbrechen?" frug sie.

„Eine halbe Stunde," erwiderte ich.

„Oh, ich will den Durchgang vor dieser Zeit frei machen," sagte sie lächelnd, worauf sie in die obere Halle ging und die Harrenden benachrichtige, daß sie Jedem von ihnen die Hand zu drücken wünsche.

doch unter einer Bedingung: sie sollten an ihr der Reihe nach vorbeigehen und sobald sie ihr die Hand gereicht, die Stufen hinabgehen und die Gänge nicht mehr verengen. Sie stimmten freudig bei und in fünfzehn Minuten war der Gang leer. Die arme Jenny hatte mit Jedermann von der Menge die Hände geschüttelt und ich vermuthe, daß sie für ein oder zwei Stunden wenigstens eine fühlbare Erinnerung an den Vorfall gehabt habe. Viele Mitglieder der Legislatur in Richmond machten ihr ihre Aufwartung, da dieser Körper gerade Sitzungen hatten, als wir dort waren.

Die Reise von Wilmington nach Charleston war eine außerordentlich rauhe und gefährliche. Wir brauchten ohngefähr sechs und dreißig Stunden zur Ueberfahrt, während die gewöhnliche Zeit sechezehn ist. Es war wirklich große Gefahr vorhanden, daß unser Dampfer versänke, und wir hatten alle die Aussicht, den Hafen von Charleston nicht lebendig zu erreichen. Jenny Lind legte bei dieser Gelegenheit mehr Kaltblütigkeit als irgend Jemand, mit Ausnahme der Mannschaft, an den Tag. Zuweilen, wenn eine starke Woge gegen das Schiff anfuhr und es auf eine Seite legte, erschrak sie, sich aber gleich wieder sammelnd, sagte sie mit gedämpfter Stimme: „Ein gütiger Vater wacht über Alles: seine Wille möge geschehen.“ Endlich kamen wir gerettet an und ich war bekümmert zu hören, daß zwölf Stunden der Verlust des Steamers als gewiß betrachtet und die desfallsige Botschaft durch den Telegraphen in die nördlichen Städte berichtet worden war.

Wir verweilten in Charleston ohngefähr zehn Tage, um den Dampfer Isabel auf seiner regelmäßigen Fahrt nach Havana zu erwarten. Jenny hatte so viel Aufregung im Norden gehabt, daß sie beschloß, hier der Ruhe zu pflegen, weßhalb sie alle Besuche ablehnte. Das verdroß manche Damen und Herren. Eine junge Dame, die Tochter eines reichen Pflanzers in der Nähe von Augusta, war so entschieden, sie in ihrem Privatleben zu sehen, daß sie eines der Dienstmädchen bestach, ihr eine Haube und Schürze umzuhängen und sie den Aufsatz zu Jenny's Thee hineintragen zu lassen. Ich erzählte später Frl. Lind den Spaß und meinte, daß nach solch' einem Beweise von Bewunderung sie von der jungen Dame einen Besuch annehmen sollte.

„Das ist nicht Bewunderung — das ist Neugierde,“ erwiderte Jenny Lind, „und ich will zu solchen Narrheiten nicht aufmuntern.“

Weihnachten waren nahe und Jenny beschloß sie, wie sie in Schweden oft that, zu feiern. Sie hatte im Geheimen einen schönen Weihnachtsbaum gemacht, an dessen Zweigen eine Mannigfaltigkeit von Geschenken für die Gesellschaft hing. Diese Geschenke befanden sich in Papier eingewickelt, auf dem der Name der Empfänger geschrieben stand.

Nachdem wir einen heitern Abend in ihrem Wohnzimmer zugebracht, rief sie uns in den Parlor, wo die Ueberraschung auf uns wartete. Ein Jeder begann das Packet unter seiner Adresse zu öffnen, und obgleich Jeder ein oder mehrere hübsche Geschenke erhielt, so hatte sie einen Spaß für Jeden bereitet. Herr Benedict z. B. nahm Umschlag nach Umschlag von einem Päckchen ab, das anfänglich so groß wie sein Kopf war, aber nachdem er einige vierzig Papierhüllen entfernt hatte, zu einem kleineren Umfang als seine Hand zusammenschmolz und hinter dessen letzterem Couvert ein Stück Kautaback zum Vorschein kam. Eines meiner Geschenke, künstlich in ein Dutzend Umschläge eingemacht, zeigte einen vergnügten Bachus von Parischem Marmor — als ein scherzhafter Hinweis auf meine Temperenzgrundsätze.

Der Sylvesterabend wurde in ihrer Wohnung in großer Fröhlichkeit verbracht. Die Stunden flohen, belebt durch Musik, Gesang, Tanz und Geschichtenerzählen eilig dahin. Frl. Lind fragte mich, ob ich mit ihr tanzen wollte. Ich sagte ihr, daß meine Erziehung in dieser Hinsicht vernachlässigt worden und daß ich nie in meinem Leben getanzt habe.

„Desto besser,“ sagte sie. „Tanzen Sie Cotillon mit mir, ich weiß gewiß, Sie können ihn tanzen.“ Jenny ist eine ausgezeichnete Tänzerin, und ich sah sie nie herzlicher lachen, als über meine Unbehülflichkeit. Sie bemerkte dann, daß ich der schlechteste Tänzer wäre, den sie gesehen hätte.

Ungefähr ein Viertel vor 12 Uhr that Jenny unserer Heiterkeit Einhalt und sprach: „Bitte, lassen Sie uns jetzt ruhig sein, noch fünfzehn Minuten und das Jahr ist für immer dahin!“

Sie setzte sich sofort und lehnte schweigend ihren Kopf auf ihre Hand. Wir alle folgten ihrem Beispiele und während einer Viertelstunde herrschte das tiefste Stillschweigen im Zimmer. Die Beschreibung des übrigen Theils der Nacht entnehme ich einer Schilderung, welche Frau Lyman am andern Tage niederschrieb:

„Die Glocke der benachbarten Kirche schlug 12 Uhr, die Scheidestunde des Jahres, Alles schwieg — jedes Herz war mit sich beschäftigt und das sinnende Haupt und das thränenvolle Auge zeigte, daß die Gedanken in der Vergangenheit weilten. Es war nur ein kurzer Augenblick, aber die Gedanken und Gefühle drängten sich in ihm zusammen. Ein Moment mehr — und der letzte Schlag der Glocke drang an's Ohr — die letzte kleinmüthige Bewegung wich — das alte Jahr ging für immer und ein neues tagte, in welchem Jeder leben und handeln mußte. Dieser Gedanke rief Alle zum Bewußtsein der Gegenwart zurück, Alle

erhoben sich und brachten einander ruhig, aber herzlich die freundlichsten Neujahrswünsche dar. Als die liebenswürdige Wirthin die Hand ihrer Gäste drückte, sahen wir, daß auch sie geweint hatte — sie die Begabte, Bewunderte und Vergötterte. Was war der Grund ihrer Thränen? Woher kamen sie? Von einem überfließenden dankbaren Herzen, von zärtlichen Gefühlen oder von traurigen Erinnerungen? Keiner wußte es, keiner konnte fragen, obgleich sie eine tiefe und besondere Sympathie hervorriefen. Und aus einem Herzen wenigstens stieg das Gebet auf, daß wenn der Zeiger der Zeit auf die letzte Stunde ihrer irdischen Laufbahn weisen sollte, sie diese mit Freude und nicht mit Schmerzen grüßen möchte, daß ihrer Seele Geisterstimmen zuflüstern möchten: „Komm, süße Schwester, komm zu uns in's Reich des ewigen Lichtes und der Liebe, komm, vereinige deine engelgleichen Töne mit den unsrigen und singe uns den Preis dessen, der sich aus Liebe für uns dahin gab" — während sie mit demüthig gefaltenen Händen und himmelwärts erhobenen Augen antworten sollte: „Ich komme freudig und ohne Zagen, denn ich weiß, daß mein Erlöser lebt."

Ich hatte mit einem Manne in New York ein Abkommen getroffen, daß er eine vollständige Einrichtung nach Havana schaffen, ein Haus damit ausstatten und Jenny Lind mit der zu ihr gehörenden Gesellschaft für die Zeit unseres Aufenthaltes beköstigen sollte. Als wir ankamen, fanden wir das Haus in ein halbes Hotel verwandelt, die Zimmer aber keineswegs behaglich. Jenny war das nicht recht. Bald nach dem Essen nahm sie einen Wagen und einen Dolmetscher und fuhr hinaus in die Vorstädte. Sie war vier Stunden abwesend. Niemand von uns wußte, wohin oder warum sie gegangen war. Endlich kam sie zurück und benachrichtigte uns, daß sie außerhalb der Stadtmauern ein prachtvoll gelegenes und bequem meublirtes Haus gemiethet hätte. Sie lud uns ein, während unseres Aufenthaltes in Havana bei ihr zu wohnen. Wir willigten ein und wir Alle haben einen angenehmen Monat verlebt.

Jenny war jetzt keinerlei Störung mehr ausgesetzt; ihre Zeit gehörte ihr. Sie empfing keine Besuche, ging und kam, wie es ihr gefiel, hatte keine naseweisen Rathgeber um sich und war so lustig wie ein Heimchen. Wir hatten einen großen Hof hinter unserm Hause, und hier lief und sprang sie umher, sang und lachte wie ein junges Schulmädchen. „Jetzt, Herr Barnum, noch ein Ballspiel," sagte sie des Tages ein halbes Dutzend Mal, worauf sie einen Gummiball nahm, deren sie zwei oder drei besaß, und ihn so lange zu werfen und zu fangen begann, bis ich endlich ermüdet erklärte, daß ich nicht mehr könnte. Dann konnte man ihr volles musikalisches Lachen durchs Haus schallen hören: „O Herr Barnum, Sie sind zu dick und faul, Sie können nicht einmal Ball mit mir spielen."

Ihre Landsmännin, Fräulein Bremer, verbrachte einige sehr angenehme Tage mit uns. Bald nach unserer Ankunft in Havana fand ich aus, daß ein starkes Vorurtheil gegen unser musikalisches Unternehmen herrschte. Ich sollte besser sagen, daß die Havanesen, welche nicht an die hohen und in den Ver. Staaten bezahlten Concertpreise gewöhnt waren, mich dazu zwingen wollten, ihre Opernpreise anzunehmen, während ich, der ich allein 1000 Dollars per Abend für das Tacon Theater zu zahlen und andere Ausgaben im Verhältniß zu diesem Preise hatte, fest entschlossen war, entweder die entsprechenden Preise zu erlangen, oder gar keine Concerte zu geben. Dieser Entschluß meiner Seits kränkte die Havanesen, welche nicht als knickerig gelten wollten, aber es in Wirklichkeit waren. Ihr Hauptaß ging gegen mich und eine ihrer Zeitungen nannte mich höflich einen Yankee-Piraten, der nur nach ihren Doublonen trachtete. Sie gingen zwar in's Concert, waren aber entschlossen, der großen Sängerin keine Gunstbezeugungen zu Theil werden zu lassen. Ich durchschaute diese Absicht schon im Voraus, ließ aber Fräulein Lind darüber im Unklaren. Ich ging deßhalb mit einigen Befürchtungen ob ihrer Aufnahme in's erste Concert. Der folgende Artikel, den ich aus der Havana-Correspondenz der New Yorker Tribune abschreibe, giebt einen genauen Bericht darüber.

„Jenny Lind trat auf von Herrn Belletti geführt. Bei ihrem Erscheinen klatschten 300 bis 400 Personen in ihre Hände; aber das Zeichen des Beifalls wurde sofort durch Zischen von wenigstens 2500 Personen zum Schweigen gebracht. Nachdem in dieser Weise festgesetzt worden, daß die öffentliche Meinuug nicht im Voraus mit Beschlag belegt werden solle und daß Jenny Lind, wenn sie überhaupt Beifall erwarte, ihn erst verdienen müsse, herrschte ein feierliches Stillschweigen. Ich habe die Schwedische Nachtigall oft in Europa und Amerika gehört und immer bemerkt, daß sie mit einem gewissen Zittern ihrem ersten Auftreten in einer Stadt entgegensah. Dies Gefühl war offenbar in ihrem Gesichte ausgeprägt, als sie vorn an's Orchester trat. Als sie aber diese Art ihrer beabsichtigten Aufnahme sah, die so verschieden von Allem war, was sie erwarten konnte, da verwandelte sich plötzlich ihre Bestürzung in eine stolze Selbstbeherrschung, ihre Augen sprühten herausfordernd, und unbeweglich wie eine Statue stand sie da, erhaben und schön. Sie

war froh, daß sie jetzt eine Feuerprobe durchzumachen und einen Triumph für ihr Talent zu gewinnen hatte. In einem Moment überflog ihr Auge die ungeheure Zuhörer-Masse, die Musik begann und dann folgten — wie soll ich es beschreiben? — solche himmlische Klänge, wie sie, glaube ich, nie ein Sterblicher, außer Jenny Lind, gesungen, und wie sie nie ein Sterblicher, außer von ihren Lippen, gehört hatte. Einigen alten Castilanern stand der Unwille auf dem Gesichte geschrieben und ihre Züge umschwebte ein verächtliches Lächeln. Die Damen aber und der größte Theil der Zuhörer fing an verwundert aufzuschauen. Die ausströmende Melodie wuchs an Schönheit und Erhabenheit. Die „Caballero's,“ „Sennora's“ und „Sennorita's“ sahen einander an; Alle aber saßen still, um bis zuletzt Widerstand zu leisten. Der Strom floß stärker und stärker, die Lerche flog höher und höher, die Melodie wurde reicher und reicher; aber noch war jede Lippe fest geschlossen. Allmälig, als die reichen Töne in die entzückten Ohren einströmten, flüsterte eine einzige Stimme unwillkürlich ein Bravo. Diese Sprache des Herzens wurde sofort niedergezischt. Die Fluth der Harmonien rollte weiter, bis sie am Schluß jedes Hinderniß vor sich niederwarf. Nicht eine Spur von Opposition blieb zurück; aber solch ein furchtbarer Beifallssturm war nie zuvor gehört.

Der Triumph war ganz vollständig. Und welche Wirkung übte er auf Jenny Lind aus? Sie, die einige Minuten vorher hart wie ein Diamant dagestanden hatte, zitterte jetzt gleich einem Rohr im Winde vor der rauschenden Begeisterung, die ihre eigenen Noten hervorgebracht hatten. Langsam und ihr Gesicht fast bis zur Erde verneigend, zog sie sich zurück. Das Geräusch und der Beifall des Sieges nahm nur zu. Encore! encore! encore! tönte es von jeder Lippe. Sie erschien wieder und trat, sich verbeugend, ab; aber sie wurde wieder und immer wieder gerufen und bei jedem Wiedererscheinen erschallte lauteres Zujauchzen. So empfing Jenny Lind fünf Mal den einstimmigsten und betäubendsten Beifall.“

Ich kann meine Gefühle kaum beschreiben, als ich dieser Scene vom ersten Range aus folgte. Arme Jenny! Ich sympathisirte von Herzen mit ihr, als das erste Gezisch erscholl. Ich beobachtete zugleich die entschlossene Haltung, welche sie annahm, aber ich war ob des Ausgangs besorgt. Als ich Zeuge ihres Triumphes war, vergoß ich unwillkürlich Freudenthränen. Ich stürzte durch eine Privatloge auf die Bühne, die ich gerade betrat, als sie sich nach dem fünften „Encore“ zuzurückzog. „Gott segne Sie, Jenny,“ rief ich aus, „Sie haben's gut mit ihnen abgemacht.“

„Sind Sie zufrieden?“ fragte sie, indem sie ihre Arme um meinen Nacken schlang. Sie jauchzte vor Freude und erschien mir nie so schön, als an jenem Abend.

Trotz dieses großen Triumphes fuhr jedoch eine Havana-Zeitung fort, ermäßigte Preise zu verlangen. Dieser Umstand veranlaßte Viele, welche bald eine Herabsetzung erwarteten, die Concerte nicht zu besuchen. Man glaubte, daß wir deren zwölf in Havana geben wollten; das Publikum wurde aber sehr verdrießlich, als es sah, daß nach dem vierten, wohlthätigen Zwecken gewidmeten Concerte keins mehr angekündigt wurde. Comite's warteten uns auf und baten um mehr Concerte; wir schlugen aber ihr Ansuchen entschieden ab. Einige der ersten Don's, unter ihnen Graf Penalver, boten uns darauf eine Garantie von 25,000 Dollars für drei Concerte an. Meine Antwort war, daß es auf der ganzen Insel nicht Geld genug gäbe, um meine Zustimmung zu erlangen. Damit war die Sache erledigt, und wir hatten eine angenehme Zeit zur Erholung.

Wir folgten einer Einladung des Hrn. Brinckerhoff, eines ausgezeichneten amerikanischen Kaufmanns, zu einem Besuche in Matanzas, wo ich ihn drei Jahre früher getroffen hatte. Der freundliche Wirth that Alles, was in seinen Kräften stand, um unsern Aufenthalt bei ihm angenehm zu machen. Jenny war so entzückt über seine Aufmerksamkeit und die interessanten Einzelnheiten, die er über die von uns besuchten Zucker- und Kaffee-Pflanzungen gab, daß sie nach ihrer Rückkehr nach Havana Herrn Benedict auf dieselbe Vergnügungsreise schickte. Dieser war nämlich durch Krankheit abgehalten worden, uns zu begleiten.

Ich traf auch meinen kleinen italienischen Teller-Tänzer Vivalla in Havana wieder. Er besuchte mich häufig. Er befand sich in großer Noth, da er durch einen Schlagfluß den Gebrauch seiner Glieder an der linken Seite seines Körpers verloren hatte. So war er selbst unfähig, seinen Unterhalt zu erwerben, und hielt sich einen Hund, welcher Vorstellung gab, Spinnräder drehte und sonst einige Kunststücke konnte.

Eines Tages, als er gerade zur Thür hinausging, fragte mich Fräulein Lind, wer er wäre. Ich erzählte ihr kurz seine Geschichte. Sie äußerte große Theilnahme für ihn und sagte, daß bei der Vorstellung für die Armen etwas für ihn zurückbehalten werden sollte. Demgemäß setzte Fräulein Lind, als jenes Benefiz stattgefunden hatte, $500 für ihn aus, und ich traf die nöthigen Anstalten für seine Rückkehr nach Italien. Bei demselben Benefiz wurden $4000 unter zwei Spitäler und ein Kloster vertheilt.

Einige Morgen später schellte es bei uns. Der

Diener rief mich, da man mich zu sprechen wünschte. Ich fand vor der Thür eine große Prozession von Kindern, die sauber gekleidet waren, Fahnen trugen und unter Anführung von zehn bis zwölf Priestern in reichen fliegenden Gewändern aufzogen. Ich fragte nach ihrem Begehr: sie wollten Fräulein Lind sehen und ihr für ihr Wohlwollen danken. Ich überbrachte die Botschaft. „Ich mag sie nicht sehen," sagte Fräulein Lind, „sie haben mir für nichts zu danken. Wenn ich Gutes gethan habe, so ist es nicht mehr als meine Pflicht und mein Vergnügen. Ich verdiene ihren Dank nicht; ich mag sie nicht sehen." Ich gab für sie diese Antwort und die Führer der großen Prozession zogen getäuscht ab.

An demselben Tage kam Vivalla und brachte ihr einen Korb mit den üppigsten Früchten, die er nur hatte auftreiben können. Der alte Bursche war sehr glücklich und äußerst dankbar. Fräulein Lind war gerade ausgefahren.

„Guter Gott, ich bin so glücklich, sie ist eine so gute Dame! Ich werde meine Brüder und Schwestern wiedersehen; oh, sie ist so gut!" Er bat mich, ihr in seinem Namen zu danken und ihr die Früchte zu geben. Als er wegging, zauderte er einen Augenblick und sagte dann: „Herr Barnum, ich möchte so gern, daß die gute Dame meinen Hund das Spinnrad drehen sähe, er macht das sehr hübsch, er kann recht gut spinnen. Soll ich den Hund und das Rad für sie bringen? Sie ist eine so liebe Dame, ich möchte ihr so gerne etwas zu Gefallen thun." Ich lächelte und sagte, daß ihr gewiß an dem Hunde sehr wenig gelegen sein würde, daß sie ihm aber das Geld gern gegeben hätte und daß sie heute Morgen die Priester aus dem Kloster nicht hätte sehen wollen, weil sie nie Danksagungen für ihr Wohlwollen empfinge.

Als Jenny zurückkam, gab ich ihr die Früchte und erzählte ihr lachend, daß Vivalla ihr seinen Hund und dessen Kunststücke zu zeigen wünschte.

„Der arme Mann!" rief Jenny aus, „lassen Sie ihn doch kommen; es ist das Einzige, was er für mich thun kann!"—und die Thränen strömten ihr von den Wangen. „Ich liebe das," fuhr sie fort, „lassen Sie den armen Menschen kommen und seinen Hund mitbringen. Das wird ihn glücklich machen."

Ich gestehe, es machte mich glücklich und ich versetzte voll dankbaren Herzens; „Gott segne Sie; er wird aufjauchzen vor Freude und morgen kommen!"

Ich sah Vivalla an demselben Abend und entzückte ihn durch die Nachricht, daß Jenny Lind seinen Hund am andern Tage um 4 Uhr seine Kunststücke wollte ausführen sehen.

„Ich werde pünktlich da sein," antwortete Vivalla vor Aufregung zitternd, „wußte ich doch, daß sie meinen Hund gern sehen wollte."

Schon eine volle halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit saß Jenny Lind an ihrem Fenster und wartete auf Vivalla und seinen Hund. Bald darauf kamen sie beide. „Ah, da kommt er, da kommt er!" rief sie entzückt aus, stürzte die Treppe hinunter und öffnete selbst die Thür. Ein Negerknabe brachte ein kleines Spinnrad, während Vivalla den Hund führte. Sie gab dem Knaben eine Silbermünze, hieß ihn gehen und sagte, das Rad unter ihren Arm nehmend: „Es ist recht freundlich von Ihnen, daß Sie mit Ihrem Hunde kommen; folgen Sie mir, ich will das Rad hinauftragen." Ihre Dienerin wollte es ihr abnehmen, aber sie litt es nicht. Sie rief uns Alle in ihren Salon und widmete eine volle Stunde dem glücklichen Italiener. Sie sank in ihre Kniee, um den Hund zu liebkosen, und legte Vivalla alle möglichen Fragen über seine Kunststücke vor, über seinen Lebenslauf, seine Freunde in Italien, seine gegenwärtigen Hoffnungen und Entschlüsse. Darauf sang und spielte sie für ihn, gab ihm einige Erfrischungen und bestand schließlich darauf, sein Rad an die Thür zu tragen, von wo aus ihr Diener Vivalla bis zu seiner Wohnung begleitete.

Armer Vivalla! Er war sicher früher nie so glücklich; aber seine Freude überstieg nicht die von Jenny Lind. Diese Scene allein würde mich für alle Mühen bezahlt haben, die ich während unserer ganzen Kunstreise hatte.

In New Orleans waren bei Ankunft des Dampfers „Falcon," auf dem wir von Havana aus unsere Plätze genommen hatten, die Wherfte zum Ersticken mit Menschen gefüllt. Jenny hatte sich einen Monat lang der Ruhe erfreut und fürchtete die Aufregung, der sie jetzt wieder ausgesetzt sein sollte.

„Herr Barnum," sagte sie in Verzweiflung, „ich kann gewiß nie durch das Gedränge kommen."

„Ueberlassen Sie mir das. Verhalten Sie sich 10 Minuten lang ruhig und die Menge wird sich verlaufen haben," entgegnete ich.

Ich nahm meine Tochter in meinen Arm, deckte den Schleier über ihr Gesicht und ging die Treppe hinunter auf die Wherfte zu. Die Menge drängte sich herum. Ich hatte, ehe ich das Schiff verließ, einem Lohnkutscher zugewinkt.

„Das ist Barnum, ich kenne ihn," riefen mehrere Personen mit lauter Stimme.

„Machen Sie gefälligst Platz für Herrn Barnum und Fräulein Lind!" rief Le Grand Smith über die Gitter des Schiffes hinaus, dessen Deck er gerade von den Wherften aus erreicht hatte.

„Drängen Sie nicht, bitte meine Herren!" rief ich und mittelst Stoßen, Drücken und guter Worte erreichten wir den Wagen und fuhren nach dem Montala-Hotel, wo Jenny's Zimmer bestellt

waren. Die Menge folgte uns dicht auf den Fersen. Einige Minuten nachher kamen Fräulein Lind und ihre Begleiter ruhig nach und gelangten in das Haus, ehe die List entdeckt ward. Zur Befriedigung des unaufhörlichen Rufes nach ihr trat sie einen Augenblick auf den Balkon, schwenkte ihr Tuch und erhielt drei Hurrahs und dann zerstreute sich die Menge.

Ein armer blinder Junge, aus dem Innern von Mississippi, ein Flötenspieler und leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, kam nach New Orleans, nur um Jenny Lind zu hören. Seine Nachbarn hatten für ihn die Reisekosten gesammelt. Als Fräulein Lind dies hörte, schickte sie nach ihm, spielte und sang für ihn, gab ihm viele tröstliche und freundliche Worte, nahm ihn mit in ihre Concerte und entließ ihn um Vieles reicher, als er je zuvor gewesen.

Ein drolliges Ereigniß trug sich in New Orleans zu. Unsere Concerte wurden im St. Charles Theater, damals unter der Direktion meines Freundes, Col. Smith, gegeben. Auf dem freien Platze daneben waren Buden, worin Mammuth-Schweine, fünffüßige Pferde, Bären u. s. w. gezeigt wurden.

Ein Herr hatte einen 12jährigen Sohn von ausgezeichnetem musikalischen Gehöre. Er konnte jede Melodie singen oder pfeifen, wenn er sie nur einmal gehört. Sein Vater liebte weder, noch kannte er die Musik, zahlte aber, seinem Sohn zu Liebe, dreißig Dollars für zwei Billete.

„Die Musik gefiel mir besser, als ich dachte," sagte er mir andern Tages „mein Sohn aber war entzückt. Er war so vollständig bezaubert, daß er den ganzen Tag nicht ein Wort sprach. Ich hätte um keinen Preis seine verzückte Träumerei stören mögen." Als das Concert zu Ende war, gingen wir zusammen weg. Es wurde kein Wort gesprochen, ich wußte, daß sein musikalisches Genie in den Wolken schwebte und blieb daher still. Ich konnte nicht anders, als ihn um seine Liebe zur Musik beneiden, und betrachtete meine $30 als nichts im Vergleiche zu dem Genusse, den ich ihm verschafft. Ich dachte sogar, ihn auch das nächste Mal in's Concert zu führen, als er endlich zu sprechen anfing. Es war gerade an den Schaubuden neben dem Theater. Eins der ausgehängten Schilder fesselte seine Aufmerksamkeit und er sagte: „Vater, laß uns hineingehen und das große Schwein betrachten." „Der kleine Spitzbube! Ich hätte ihn peitschen mögen," sagte der Alte, lachte aber selbst über die lächerliche Täuschung.

Ich traf ein Uebereinkommen mit dem Capitän des prächtigen Dampfers „Magnolia" von Louisville, unsere Gesellschaft bis zum Verbindungspunkte des Ohio mit dem Mississippi zu führen, mit hinlänglichem Aufenthalte in Natchez, Miss., und Memphis, Tenn., um an jedem dieser Orte ein Concert zu geben.

Einmal hatten wir im Damen-Salon ein schönes musikalisches Fest zur Unterhaltung, wobei Jenny Lind ohne Ceremonie sang. Es schien uns, als hätte sie nie vorher so schön gesungen. Zur Unterhaltung der Gesellschaft erzählte ich manche Anekdote aus meinem Leben oder die ich auf meinen Reisen gesammelt. Auch machte ich mancherlei Taschenspielerkunststücke, die sie erheiterten und in Erstaunen setzten. Eins davon war, einen Viertel-Dollar auf das Knie zu legen, ihn mit einer Karte zu bedecken und geheimnißvoll verschwinden zu lassen.

Am Tage nachher fiel mir auf, daß der rasirende Mulatte an Bord die Zahlung ablehnte unter dem Vorwande, er bediene mich mit Vergnügen. Die Wahrheit kam jedoch bald an den Tag. Er hatte den Tag vorher meinen Kunststückchen zugesehen und sein Aberglaube machte ihn denken, ich hätte einen Bund mit dem Teufel eingegangen.

Am nächsten Morgen beim Rasiren wagte sich der farbige Herr mit einer Hindeutung auf das Geheimniß heraus.

„Verzeihen's, Herr Barnum, ich hab' schon viel gehört von Sie und hab' gestern Abend mehr gesehen, als ich zu sehen gewunschen hätt' — is es denn wahr, daß Sie sich dem Teufel verkauft haben und Alles thun können, was Ihnen in den Sinn kömmt?"

„Oh ja," antwortete ich, „so ist unser Vertrag."

„Auf wie lange haben Sie's zugesagt?" war die nächste Frage.

„Nur auf neun Jahre," erwiederte ich, „drei sind schon herum und nach den andern sechs werde ich schon Mittel finden, den alten Herrn zu übertölpeln. Das habe ich ihm ins Gesicht gesagt."

Bei diesen Worten wurde das Weiße im Auge des Darkey noch weit größer und er fragte:

„Ist's in Folge des Vertrages, daß Sie so viel Geld verdienen?"

„Freilich. Es ist einerlei, wer das Geld hat und wo er's hat, in seiner Kiste oder im Ladentische oder im Sacke. Ich brauche nur das Wort zu sagen und her fliegt's!"

Das Geschäft wurde schweigend beendigt, aber Bangen hatte sich der Seele des Barbiers bemächtigt und er beeilte sich möglichst, seinen Geldsack unter Obhut des Clerks in den eisernen Schrank zu geben.

Die Sache entging mir nicht und es ward sogleich ein Spaß eingeleitet. Ich hatte gerade Zeit, einige Verabredungen mit dem Clerk zu treffen und meinen Sitz wieder einzunehmen, als der Barbier eine weitere Unterredung suchte, um die ange-

deutete Macht des Gesellschafters Seiner höllischen Excellenz auf die Probe zu stellen.

„Verzeihen Sie Herr Barnum, wo, meinen Sie, ist mein Geld? Können Sie's kriegen?"

„Ich brauch's nicht erst zu kriegen. Das ist untergebracht."

„Ja, untergebracht ist's, in dem eisernen Schrank ist's, ha! ha! ha! da ist's sicher vor Ihnen."

„Es ist nicht in dem eisernen Schrank," sagte ich.

Dies war so ruhig und so bestimmt gesagt, daß der farbige Herr in das Bureau lief und fragte, ob Alles in der Ordnung wäre.

„Oh, Alles in Ordnung," sagte der Clerk.

„Schließen Sie doch auf und lassen Sie mich sehen," bat der Barbier.

Der Schrank ward aufgeschlossen, und—o weh, das Geld war verschwunden! In Jammer und Schreck eilte der Trostlose zu mir und bat um meine Hülfe.

„Der Sack ist in Ihrer Schublade," sagte ich, „suchen Sie ihn dort!" Und dort war er wirklich.

Bei diesem und dem nun folgenden Streiche hatte ich natürlich einen Helfershelfer.

„Jetzt," sagte ich, „geben Sie mir einmal einen Cent. Ich will ihn Seiner unterirdischen Hoheit zusenden und ihn dann wieder zurückbringen."

Es wurde mir ein Cent gereicht. Ich warf ihn in die Luft und er verschwand.

„Wohin soll er zurückkommen?"

„Unter diese Barbierschüssel," war die Antwort. Die Schüssel ward aufgehoben und siehe! der Cent war da! Der Barbier nahm ihn auf, ließ ihn aber gleich wieder fallen. Er war glühend heiß. „Der Teufel hat ihn in der Hand gehabt—er ist noch ganz heiß," schrie der Barbier. Mein Helfer hatte ihn erhitzt und heimlich dorthin gelegt.

„Und jetzt will ich Euch in einen Kater verwandeln, und dann in Eure Gestalt zurückzaubern," sagte ich.

„Das können Sie gewiß nicht thun," sagte der Barbier, aber doch etwas schüchtern in seiner Ueberzeugung.

„Nun Sie werden's gleich sehen," sagte ich feierlich. „Ihr lauft nur eine Gefahr. Sollt' es mir passiren, daß ich Sr. Majestät Parole vergäße, so bleibt Ihr ein schwarzer Kater Euer ganzes Leben lang. Seid Ihr bereit?"

Der Barbier floh in größter Angst aus der Stube und war so ernstlich erschreckt, daß der Capitain fürchtete, er möchte über Bord springen. Von dieser Wirkung des Spaßes in Kenntniß gesetzt, erklärte ich dem Opfer meines Spaßes den ganzen Hergang.

„Bei Gottchen!" sagte der Barbier in der seiner Race eigenen Glückseligkeit—„bei Gottchen, wenn ich nach New Orleans zurückkomme, will ich als Barnum über die Schwarzen triumphiren! Ha, ha!"

Während unseres Aufenthaltes in St. Louis gab ich eine Temperenz-Vorlesung in dem Schauspielhaus, und unter andern dem Gelübde Beitretenden war der berühmte Komiker Sol Smith. Onkel Sol, wie er allgemein genannt wird, wohnt mit seiner Familie in St. Louis und ist noch immer in Theater-Unternehmungen dort und in New Orleans bethätigt, falls er sich nicht in behagliche Ruhe zurückgezogen hat, wie es ihm sein Vermögen erlaubt.

Bei der ersten Billetversteigerung war die Aufregung groß, und das Bieten lebhaft, wie überall. Nachdem es vorüber war, hörte einer meiner Leute den Eigenthümer eines Seidengeschäftes erklären:

„Ich gebe fünf Dollars, wenn mich Einer tüchtig durchprügelt. Ich verdiene es und will es bezahlen. Wenn ich daran denke, welch' ein Narr ich war, $48 für 4 Billette für mich und meine Familie zu bezahlen, um 2 Stunden Musik zu hören, werd' ich wahnsinnig, und ich will's bezahlen, wenn mich einer tüchtig dafür abprügelt."

Ich denke, gar Mancher hatte gleiche Reue, wenn die Vernunft an die Stelle der Aufregung getreten war.

Von Nashville aus besuchten wir mit Frl. Lind die „Ermitage," einst die Residenz des General Jackson. Dort hörten wir zum ersten Male den wilden Spottvogel singen, worüber Fräulein Lind viel Vergnügen empfand.

Den ersten April brachten wir in Nashville zu. Ich wurde am Morgen vielfach durch Anfragen meiner Leute gestört, die behaupteten, sie seien zu mir beschieden worden. Ich beschloß, sie sämmtlich dafür „in den April zu schicken." Der folgende Artikel aus dem „Nashviller täglichen Amerikaner" vom folgenden Tage möge sagen, wie ich's anfing, da er von mir mitgetheilt ward.

„Gestern passirten eine Menge drolliger Scenen in der Veranda zur Feier des ersten Aprils. Herr Barnum hatte den ganzen Wirrwarr angestiftet. Er hatte sich ein Packet unausgefüllter Telegraphen-Briefe und Couverte dazu zu verschaffen gewußt und schrieb an alle Personen des Jenny Lind-Gefolges wunderbare Neuigkeiten. Beinahe Alle erhielten ein Schreiben vom Telegraphen-Amte, unterzeichnet vom Agenten, unter Adresse des Herrn Barnum. Fräulein Barnum ward geschrieben, daß ihre Mutter und andere Verwandte in Louisville auf sie warteten: manche vertrauliche Familiennotiz war beigefügt. Herrn Smith ward geschrieben, daß sein Geburtsort

niedergebrannt sei — sein eigenes Haus sei nicht unverschont geblieben. Verschiedene Herren in Barnum's Diensten erhielten vortheilhafte Anerbietungen von Banken rc. im Norden. Hrn. Burke und andern Musikern wurden reiche Engagements von Theaterdirektionen angeboten; Andere erhielten Anerbietungen, wenn sie sogleich zur Weltausstellung abreisen wollten.

Ein verheiratheter Herr in Barnum's Gefolge erhielt die Nachricht, daß seine Frau mit kräftigen Zwillingen niedergekommen und Mutter und Kinder sich wohl befänden, eine Nachricht, auf die er freilich nur zur Hälfte des Resultats die Woche über gewartet hatte. Alle Briefe wurden zu gleicher Zeit abgegeben, und eine Zeitlang war daher Jeder nur mit seinem eigenen Glücke beschäftigt. Dann theilte man sich die empfangenen Neuigkeiten mit und tauschte Gratulationen ein. Einige kündigten Herrn Barnum; beinahe Alle antworteten per Telegraph oder Post. Der glückliche „Doppel-Papa" rüstete sich zur Abreise — kurz die Wahrheit kam erst am späten Abend zu Tage — und Mancher erfährt vielleicht erst aus unserm Artikel, daß er von Barnum in den April geschickt worden ist."

Von Nashville ging der größere Theil unserer Gesellschaft zu Wasser nach Louisville, Jenny Lind mit wenigen Freunden aber zu Land über die „Mammuth-Höhle" dahin ab.

In Havana engagirte ich den Signor Salvi auf einige Monate vom 10. April an. Er kam in Louisville zu uns und sang dort mit vielem Beifalle. Herr Prentice und Frau, vom Louisviller Journal, welche viel zur Unterhaltung von Fräulein Lind beigetragen, gingen mit nach Cincinnati.

Ein Einwohner von Madison ersuchte mich in Louisville, in jener Stadt ein Concert zu geben und erbot sich $5000 für die Einnahme zu garantiren, da ich die Stadt für zu unbedeutend hielt. Da der Dampfer gegen Abend in Madison eintraf und lang genug halten konnte, so willigte ich ein. Als wir ankamen, hörten wir, daß der Concertsaal ein Schweineschlachthaus sei, das zu dem Zweck dekorirt worden. Wollten indeß die Leute sich dabei beruhigen, so konnte es uns auch recht sein. Die Einnahme blieb übrigens $1300 unter dem Minimum, und ich verlor diese Summe. *) Um zehn Uhr fuhren wir mit dem Dampfer Franklin nach Cincinnati ab.

Am nächsten Morgen dort angekommen, fanden wir eine ungeheure Menge auf dem Quai. Ich fürchtete, daß eine Wiederholung der List, wie in New Orleans, nicht glücken werde, da der Spaß in den Zeitungen gestanden hatte; ich gab daher Frl. Lind den Arm und bat sie ohne Furcht zu sein, ich hätte ein Mittel, sie vor Belästigung zu schützen. Wir gingen demnach ans Ufer: sobald wir es aber betreten, rief Smith mir vom Boote aus, als ob er einer der Passagiere sei, mit lauter Stimme zu: „Oh, Herr Barnum, das thut's nicht, diesmal können Sie Ihre Tochter nicht für Jenny Lind einschwärzen."

Der Zuruf erregte die allgemeine Lustigkeit der Menge; Viele riefen: „Oho, alter Barnum, diesmal ist es nichts! Sie können die New Orleanser foppen, aber bei den „Buckeyes" bringen Sie's nicht fertig. Wir bleiben hier, und warten, bis Jenny Lind herauskommt." So ließen sie mich ohne Schwierigkeiten mit der Dame, die sie für meine Tochter hielten, durch, und fünf Minuten darauf war Frl. Lind comfortabel in ihren Gemächen im Burnett Hause. Die Masse blieb noch lange auf dem Quai, bis sie es glaubte, daß die Dame, die man für meine Tochter gehalten, wirklich die Schwedin gewesen war. Endlich zerstreute sie sich unter Gelächter und viele riefen lustig: „Hat uns der alte Barnum doch gehumbugt!"

Auf der Stromfahrt aufwärts nach Pittsburg wartete das Boot vier Stunden in Wheeling, bis das dort gegebene Concert vorüber war. Ein Paar Herren waren die Unternehmer und hatten $5000 voraus für die Einnahme gezahlt; ihre Mühe ward hübsch belohnt. Das Concert fand in einer Kirche statt.

In Pittsburg war der den Concertsaal umgebende freie Raum von Tausenden besetzt, die statt die Musik anzuhören, sich darin gefielen, unanständig zu lärmen. Wir verließen daher die Stadt am nächsten Morgen und reisten nach Baltimore, ohne das angekündigte zweite Concert zu geben.

Dort zahlte mir Le Grand Smith meinen ihm gespielten Aprilstreich zurück. Er überredete ein Frauenzimmer seiner Bekanntschaft, mich aufzusuchen und mich von einem Complot zu unterrichten, hinter welches sie angeblich durch Zufall gekommen, da sie die Verabredung einiger Schelme gehört, unsere Postkutsche im Alleghanygebirge anzuhalten und zu berauben. Die Geschichte schien unglaubwürdig, die Frau erzählte sie aber mit so großem Schein von Aufrichtigkeit, daß ich anbiß, alles entbehrliche Geld, das ich besaß, nach New York remittirte und für diejenigen unserer Gesellschaft, die noch nicht mit Waffen versehen waren, Revolver kaufte, so daß wir von Pittsburg bis an die Zähne bewaffnet abzogen. Glücklicher Weise war Fräul. Lind mit einigen Reisegefährten schon voraus, als mir die wichtige Entdeckung gemacht wurde, so daß sie nicht darüber in Schrecken gesetzt

*) Das letzte Concert in Louisville und die Concerte in Natchez und Wheeling wurden unter ähnlichen Aversionalverträgen gegeben, hatten aber bessere Resultate für die Unternehmer und auch passendere Aufführungslokale.

wurde. Es ist überflüssig zu erwähnen, daß wir unserer Waffen nicht bedurften.

Wir erreichten New York Anfangs Mai 1851 und gaben vierzehn Concerte in Castle Garden und Metropolitan Halle. Das letzte davon war das 92ste der ganzen Zahl unseres Vertrages. Fräulein Lind war jetzt wieder im Bereiche ihrer „Rathgeber.“ Ich verspürte sehr bald die Wirkung ihres Einflusses, machte mir aber wenig daraus, welchen Weg sie ihr anrathen würden. Ich wünschte ernstlich, sie möchte sich bestimmen lassen, mit ihrem hundertsten Concerte zu schließen, denn ich war durch die beständige Aufregung und unaufhörliche Anstrengung sehr angegriffen. Ich wußte, daß wenn Jenny es unternähme, Concerte auf eigene Rechnung zu geben, sie betrogen und in tausenderlei Weise chikanirt werden würde; aber ich dachte es wäre besser, sie machte den Versuch, wenn sie der Versicherung glauben könnte, daß ich das Unternehmen nicht mit so gutem Erfolge geleitet, als es hätte geschehen können. Daher war ich sehr zufrieden, als sie mir bei dem 95sten Concerte erklärte, sie sei entschlossen, die $25,000 Conventionalstrafe zu bezahlen und die Concerte mit dem hundertsten zu schließen.

Wir gingen nach Philadelphia, wo ich das 92., 93. und 94. Concert angekündigt und das große Nationaltheater in Chestnutstraße dazu gemiethet hatte. Dieses war früher als Circus und zu Reitervorstellungen benutzt worden, Max Maretzek hatte es aber für die italienische Oper hergerichtet. Es war für unsern Zweck vollkommen geeignet. Einer ihrer „Rathgeber,“ einer ihrer Angestellten zweiten Ranges, den es schon nach der Direktor-Stelle juckte, machte die Wahl dieses Gebäudes zum Grunde, Unzufriedenheit bei Fräulein Lind zu erwecken. Ich erkannte, welche Einflüsterungen hier thätig waren, und da ich lieber auf den Vortheil der noch restirenden sieben Concerte verzichten, als das freundliche Einvernehmen stören wollte, welches seitdem ununterbrochen zwischen der Dame und mir bestanden hatte, so schrieb ich ihr, daß ich bereit wäre, den Vertrag, wenn sie es wünschte, schon nach dem heutigen Concerte aufzugeben, vorausgesetzt, daß sie mir für die sieben noch rückständigen Concerte einen Abstand von $1000 per Concert zugestehen wollte, außer der Conventionalstrafe von $25,000, die für den Fall, daß sie nach dem hundertsten Concerte schließen wollte, bedungen war. Gegen Abend erhielt ich folgende Antwort:

Herrn P. T. Barnum.

„Ich nehme ihren Vorschlag, unseren Concert-Vertrag heute Abend erlöschen zu lassen, an, dahin gehend, daß ich Ihnen noch außer der Summe, die ich zu bezahlen verpflichtet bin, wenn ich die Concertreise mit dem hundertsten schließe, eine weitere Summe von $7000 zu bezahlen habe.

Aufrichtig ergeben

Jenny Lind.

Philadelphia, den 9. Juni 1851.

Ich sah Fräulein Lind des Abends im Concerte. Sie war artig und freundlich wie immer. Zwischen dem ersten und zweiten Akte stellte ich ihr General Welsh, den Pächter des Nationaltheaters, vor, der ihr bemerkte, daß er einverstanden wäre, mich von der Miethe des Gebäudes frei zu geben, wenn sie es nicht ferner zu benutzen wünschte. Sie erwiderte, daß sie solches nach dem Versuche weit zweckmäßiger befunden, als sie Anfangs geglaubt; sie wollte es daher für die übrigen Concerte behalten.

Mittlerweile hatten ihre Rathgeber das Mährchen in Umlauf gebracht, daß ich Fräulein Lind genöthigt hätte, in einem unzweckmäßigen Lokale zu singen, und als sie hörten, daß sie sich entschlossen, es noch ferner zu benutzen, so bestürmten sie dieselbe mit Gründen gegen dasselbe, bis sie nachgab und eine kleinere Halle für ihre Concerte wählte.

Ich hatte in einem Umkreise von 100 Meilen die drei Concerte in den Zeitungen bekannt gemacht und den Redakteuren Frei-Billets geschickt. Am zweiten Concerttage weigerte sich einer der neuen Agenten, welcher zur Aufhebung des Vertrags mitgewirkt hatte, jene Frei-Billets anzuerkennen. Ich bewies ihm die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens, erhielt aber keine befriedigende Antwort. Ich stellte daher die Sache Fräulein Lind selbst vor, und sie befahl sofort, den freien Eingang zu gestatten, Frei-Billets für Redakteure der Nachbarstädte aber, welche nach meiner Abreise von Philadelphia präsentirt wurden, wurden gewiß gegen den Willen und ohne Kenntniß von Fräulein Lind zurückgewiesen. Die Redakteure, die mit ihren Frauen aus weiter Ferne hergekommen, mußten sich daher Eintrittskarten lösen und ich vergütete später vielen solchen Herren, die man zurückgewiesen, ihre Auslagen.

Fräulein Lind gab mehrere Concerte mit abwechselndem Erfolge und zog sich dann nach Niagara und später nach Northampton, Mass., zurück. Von letzterem Orte aus besuchte sie Boston, wo sie sich mit Herrn Otto Goldschmidt, einem deutschen Componisten und Clavierspieler, für den sie große Zuneigung hatte, und der in Deutschland Musik mit ihr studirt hatte, verheirathete. Er hatte mehrere Male in unseren Concerten gespielt. Er scheint ein sehr ruhiger, gutmüthiger Mensch zu sein, ist ein vortrefflicher Musiker und, wie ich nicht zweifle, ein sehr guter Ehemann.

Ich traf Fräulein Lind noch verschiedene Male nach der Auflösung unseres Verhältnisses. Einmal sah ich sie in Bridgeport, wo sie mir sagte,

daß sie bei ihren späteren Concert-Vorstellungen viel Verdrießlichkeiten erfahren habe.

„Man belügt und beschwindelt mich gar zu sehr," sagte sie, „und ich finde es höchst lästig, Concerte auf meine eigene Rechnung zu geben."

Wenn sie in New York auftrat, wurde ich immer mit Eintrittskarten versehen und als sie zum letzten Male sang, besuchte ich sie in ihrem Zimmer hinter der Bühne und nahm von ihr und ihrem Manne mit den herzlichsten Wünschen Abschied. Sie erwiderte solche in gleicher Weise und sagte mir, daß sie nur wenig und vielleicht gar nicht mehr öffentlich auftreten würde; ich bat sie jedoch dringend, um des Publikums willen sich nicht ganz zurückzuziehen, worauf sie erwiderte, sie würde wohl gelegentlich noch ein Concert geben. Ich glaube jedoch nicht, daß sie vermocht werden konnte, noch ferner in Opern aufzutreten.

Nach so vielen Monaten voll Aufregung, Arbeit und banger Zweifel bei den Jenny Lind'schen Concerten wird man mir gerne glauben, daß ich mich nach Ruhe sehnte. Ich brachte eine Woche in Cap May zu und eilte dann nach Hause nach Iranistan, wo ich den ganzen Sommer zubrachte.

Jenny Lind's Concerte.

Total-Einnahme mit Ausnahme der Concerte für wohlthätige Zwecke.

Nr.			Nr.		
	New York	$17,864 05	46.	Havana	$2,931 95
	"	14,203 03	47.	New Orleans	12,509 85
Nr.			48.	"	10,210 42
1.	"	12,519 59	49.	"	8,131 15
2.	"	14,266 09	50.	"	6,019 35
3.	"	12,174 74	51.	"	6,644 00
4.	"	16,028 39	52.	"	9,720 80
5.	Boston	16,479 50	53.	"	7,545 50
6.	"	11,848 62	54.	"	6,053 50
7.	"	8,639 92	55.	"	4,850 25
8.	"	10,169 25	56.	"	4,495 35
9.	Providence	6,525 54	57.	"	6,630 85
10.	Boston	10,524 87	58.	"	4,745 10
11.	"	5,240 00	59.	Natchez	5,000 00
12.	"	7,586 00	60.	Memphis	4,539 56
13.	Philadelphia	9,291 25	61.	St. Louis	7,811 85
14.	"	7,547 00	62.	"	7,961 92
15.	"	8,458 65	63.	"	7,708 70
16.	New York	6,415 90	64.	"	4,086 50
17.	"	4,009 70	65.	"	3,044 70
18.	"	5,982 00	66.	Nashville	7,786 30
19.	"	8,007 10	67.	"	4,248 00
20.	"	6,334 20	68.	Louisville	7,833 90
21.	"	9,429 15	69.	"	6,595 60
22.	"	9,912 17	70.	"	5,000 00
23.	"	5,773 40	71.	Madison	3,693 25
24.	"	4,993 50	72.	Cincinnati	9,339 75
25.	"	6,670 15	73.	"	11,001 60
26.	"	9,840 33	74.	"	8,446 30
27.	"	7,097 15	75.	"	8,954 18
28.	"	8,263 30	76.	"	6,500 40
29.	"	10,570 25	77.	Wheeling	5,000 00
30.	"	10,646 45	78.	Pittsburg	7,210 58
31.	Philadelphia	5,480 75	79.	New York	6,868 42
32.	"	5,728 65	80.	"	5,453 00
33.	"	3,709 88	81.	"	5,463 70
34.	"	4,615 48	82.	"	7,378 35
35.	Baltimore	7,117 00	83.	"	7,179 27
36.	"	8,357 05	84.	"	6,641 00
37.	"	8,406 50	85.	"	6,917 13
38.	"	8,121 33	86.	"	6,642 04
39.	Washington	6,878 55	87.	"	3,738 75
40.	"	8,507 05	88.	"	4,335 28
41.	Richmond	12,385 21	89.	"	5,339 23
42.	Charleston	6,775 00	90.	"	4,087 03
43.	"	3,653 75	91.	"	5,717 00
44.	Havana	4,666 17	92.	"	9,525 80
45.	"	2,837 92	93.	Philadelphia	3,852 75

Wohlthätigkeits-Concerte.

Von den ersten beiden Concerten widmete Fräulein Lind ihre Hälfte mit $10,000 wohlthätigen Zwecken in New York. Ferner gab sie Wohlthätigkeits-Concerte in Boston, Baltimore, Charleston, Havana, New Orleans, New York und Philadelphia, und gab zu ähnlichen Zwecken große Summen her in Richmond, Cincinnati und anderen Städten. Ebenso fanden mehrere Benefiz-Concerte für das Orchester, Le Grand Smith u. s. w. statt.

Recapitulation.

	Concerte.	Einnahme.	Durchschnittlich.
New York	35	$286,216 64	$8,177 50
Philadelphia	8	48,884 41	6,110 55
Boston	7	70,388 16	10,055 45
Providence	1	6,525 54	6,525 54
Baltimore	4	32,001 88	8,000 47
Washington	2	15,385 60	7,692 80
Richmond	1	12,385 21	12,385 21
Charleston	2	10,428 75	5,214 37
Havana	3	10,436 04	3,478 68
New Orleans	12	87,646 12	7,303 84
Natchez	1	5,000 00	5,000 00
Memphis	1	4,539 56	4,539 56
St. Louis	5	30,613 67	6,122 73
Nashville	2	12,034 30	6,017 15
Louisville	3	19,429 50	6,476 50
Madison	1	3,693 25	3,693 25
Cincinnati	5	44,242 13	8,848 43
Wheeling	1	5,000 00	5,000 00
Pittsburg	1	7,210 58	7,210 58
Total	95	$712,161 34	$7,496 43

Jenny Lind's Einnahme.

Total-Ertrag von 95 Concerten . .		$712,161 34	
Dann ab die beiden ersten, die außer dem Contrakte gegeben und deshalb in der obigen Aufstellung nicht mit gezählt wurden		32,067 08	
Total-Einnahme d. Concerte No. 1—93		$680,094 26	
Dann abzuziehen die Einnahme von 28 Concerten, deren jedes unter $5500 brachte mit	$123,311 15		
Ebenso Abzug für jedes der übrigen 65 Concerte mit	$357,500 00	480,811 15	
Bleibt		$199,283 11	
Zu gleichen Theilen betrug Fräulein Lind's Hälfte			$99,641 55
Ich zahlte ihr $1000 für jedes der 93 Concerte .			93,000 00
Ebenso die Hälfte der Einnahme der beiden ersten Concerte			16,038 54
Also bezahlt im Ganzen an Jenny Lind .			$208,675 09
Sie gab mir kontraktlich Reugeld dafür, daß sie sich nach dem hundertsten Concerte zurückzog		$25,000	
Ebenso $1000 für jedes der aufgegebenen 7 Concerte		7,000	32,000 00
Also Netto-Einnahme Jenny Lind's f. 93 Concerte			$176,675 09
P. T. Barnum's Brutto-Einnahme, nach Zahlung von Fräulein Lind			535,486 25
			$712,161 34

Preise der Billetts. Die höchsten Auctionspreise für Billetts waren folgende: Johann N. Genin in New York $225, Ossian E. Dodge in Boston $625, Oberst Wilhelm C. Roß in Providence $650, M. A. Root in Philadelphia $625, D'Arcy in New Orleans $240, der Wirth eines Erfrischungssalons in St. Louis $150, ein Daguerreotypist in Baltimore $100. Die Namen der beiden Letztern sind mir nicht mehr gegenwärtig. Gewöhnlich fiel nach dem Verkauf der ersten Billetts die Prämie auf $20 und so fort auf alle anderen Zahlen; der Billettpreis hielt sich zwischen $7 und 8. Promenaden-Billetts wurden zu $1 und $2 ausgegeben.

Presto.

Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Jahrhunderts, von Theodor Hagen.*)

(Für die Monatshefte.)

Presto! Wer kennt ihn nicht? Wer hat ihn nicht gesehen, gehört, empfunden! Ihr Alle, die Ihr verdammt seid, Musik zu machen, des Geschäfts wegen, des Anstands wegen, der Sitte wegen, des Vergnügens wegen, ja, der „Qual" wegen, und die Ihr über Alles dies noch nicht den Verstand verloren habt, Ihr wißt, wer Presto ist, was er macht, was er treibt, was er will, was er nicht will. Ihr Alle habt Euch seinem dämonischen Einflusse nicht entziehen können, Ihr Alle habt oft genug darunter geseufzt, Ihr Alle habt oft genug versucht, sich seiner zu entäußern, Ihr wißt, mit welchem Erfolge! Und ein solcher Mensch, den Jeder kennt, von dem Jeder aus eigener Erfahrung ein Stückchen zu erzählen weiß, dem Jeder täglich, stündlich begegnen muß, er mag wollen oder nicht, ein solcher Mensch ist dennoch seiner Entstehung, seinem Wesen nach ein unerforschtes Räthsel, ein Geheimniß, das man sich gegenseitig ins Ohr raunt, Knecht Ruprecht der kleinen und großen Kinder der musikalischen Welt. Keiner hat versucht, die Hand an diesen Popanz zu legen, die deutsche Kritik, die Alles zu seciren versteht, sogar die Leichname der Zukunft, von der Gegenwart geboren und erzogen, sie hat Presto unberührt gelassen. Und was die deutsche Kritik nicht wollte oder vielmehr durfte, das mag Der vielleicht mit einiger Aussicht auf Erfolg unternehmen, der Deutschlands und dessen Kritik nur wie längst entschwundener Kindermährchen gedenkt.

Daß Presto geboren wurde, glaube ich nicht, sein Wesen widerspricht dieser üblichen Procedur. Er gehört vielmehr zu Jenen, von Denen man in Wahrheit sagen kann: „sie erblicken das Licht der Welt," denn als er ins Leben trat, war er bereits ein fix und fertiges „Kind der Revolution." Es giebt viele Kinder der Revolution, politische, sociale, specifisch-musikalische und allgemein künstlerische. Die ersteren beiden scheinen nicht mehr so ganz en vogue zu sein, dahingegen gelangten die letzteren gerade in der allerneuesten Zeit zu einer erhöhten Anerkennung. Presto beansprucht übrigens weder das Eine noch das Andere allein, er nahm vielmehr all' diese Seiten des revolutionären Geistes für sich in Beschlag, er war ein Kind der universalen Revolution. Deshalb trat und tritt er auch in so verschiedenen Gestalten auf, deshalb ist es so schwer, seiner auf die Dauer habhaft zu werden. Kaum zeigt er sich auf dem einen Gebiete, so ist er auch schon in dem andern, zumal, wenn ihm auf jenem für den Augenblick unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, er ist fortwährend auf den Beinen, fortwährend thätig, nie zur Ruhe und zum Schweigen zu bringen, und glaubt man ihn für längere Zeit beseitigt, so ist er im nächsten Moment wieder da. Erst seit ihm kennt die deutsche Sprache den Ausdruck. „Er ist nicht todt zu machen," er ist der Schöpfer und das Objekt dieses Begriffs und Satzes. In Wahrheit, Presto ist nicht todt zu machen! Man hat alles Mögliche versucht, so etwas zu verwirklichen, man hat ihn zu Boden gedonnert, getreten, gestoßen; aber bekanntlich springt der Ball um so höher zurück, je stärker er geworfen wird, so auch Presto. Er ist durch und durch elastischer Natur, man kann Stücke von ihm abreißen, und er rollt doch immer wieder zu einem Ganzen zusammen. Er ist das unerschöpfliche, stets sich von Neuem reproducirende Vorwärts, und zwar nicht das Vorwärts aus der Zeit des Parademarsches, nein, er ist das Vor-

*) Es gereicht uns zu besonderem Vergnügen, den obigen Beitrag, durch welchen sich Herr Hagen als Mitarbeiter der Monatshefte bei unsern Lesern einführt, hier mittheilen zu können. Wie bekannt, erfreut sich Hr. Hagen eines ausgezeichneten Rufes als musikalischer Schriftsteller und Kritiker und ist unter dem pseudonymen Namen „Butterbrod" der Verfasser der geschätzten Korrespondenzen in den „Signalen für die musikalische Welt." Seine größeren Schriften sind: „Civilisation und Musik," ein socialistisch-musikalisches Werk, die Popularisirung der Musik befürwortend und zugleich eine Kritik der Straßenmusik, Tanzmusik, Militär-, Kirchen- und Opernmusik der Gegenwart gebend; sodann: „Musikalische Novellen," „Elise Fährlich," ein socialer Roman, und zwei Dramen: „Rücksichten" und „Hotel Lafitte oder das Opfer der Revolution," die beide mit Beifall aufgeführt worden sind. Herr Hagen, jetzt in New York ansäßig, hat auch einen wesentlichen Antheil an der Leitung der neuen, vielversprechenden Musical Gazette der Herren Mason. Die Red.

wärts des Geschwindmarsches, und seine Parole ist nicht: „Immer langsam," sondern „immer schnell voran," so schnell, daß die Meisten nicht folgen können oder vielmehr nicht mögen. Und eben diese nie rastende Schnelligkeit, die in sich immer wieder neue Keime zur Entwicklung ihrer Natur findet, bringt es mit sich, daß Presto fast immer allein ist; denn kaum haben einige von der Natur bevorzugte Schnellläufer ihn eingeholt, so giebt gerade dies seiner Kraft neue Nahrung, und sowie der Dampf, wenn die Maschine verstärktem Drucke unterworfen wird, das Schiff mit einem Stoße vorschiebt, so springt auch Presto durch den Druck der ihm Nachfolgenden diesen immer wieder voraus. Daß dies auf dem Gebiete der Kunst ganz besonders geschieht, ist natürlich; denn hier herrscht bekanntlich, wenn auch nicht immer *Gedanken*-, doch auf jeden Fall vollständige Redefreiheit. Auf allen übrigen Gebieten hat man Presto so viele Hindernisse in den Weg gelegt, daß er merklich schachmatt geworden ist. Aber doch immer nur scheinbar; denn während er sich auf dem politischen Gebiete kaum noch regte, war er bereits auf dem künstlerischen in voller Thätigkeit und speciell auf dem musikalischen raffte er sich mit einer Energie auf, die wirklich verblüffen konnte, und solches denn auch redlich gethan hat. Diese Energie, diese verstärkte Thätigkeit und Rührigkeit war um so natürlicher, als Presto im Grunde in der Musik zu Hause war. Das musikalische Gebiet war sein castle, sein Eigenthum, der Boden, der ihm vom Anfang an am besten zusagte, der ihn am besten aufgenommen hatte, und auf dem er sich in Folge dessen auch am wohlsten fand. Hier störte ihn Keiner, und kam dann und wann ein ungebetener Gast, so konnte er von demselben Rechte Gebrauch machen, das auf ihn so oft Anwendung gefunden hatte, nämlich, er konnte ihn hinauswerfen. Aber freilich, je thätiger er war, desto größerer Räume mußte er bedürfen, und je mehr Ausdehnung diese letzteren fanden, desto mehr mußte Presto in fremde Gebiete kommen, die früher mit dem musikalischen gar nichts zu thun gehabt hatten. Und gerade dieses Einfallen in fremde Gebiete bewirkte mannigfache Unzufriedenheit und Störungen, machte die Harmonie seines Wirkens zu nichte, und schuf um ihn eine Welt der Dissonanzen. Aber, da Presto vermöge seiner Natur überall hin muß, da er die ganze Welt mit seinem Wesen erfüllen muß, so liegt es auf der Hand, daß diese Dissonanzen erst dann für ihn aufhören werden, wenn die ganze Welt sein ist. Dann kommt auch er endlich zur Ruhe, dann ist auch seine Aufgabe erfüllt, und vielleicht erscheint dann jenes Reich ungestörter Harmonieen, in welchem die Menschheit ihre Komödie begann, und um das alle Poeten, welche seitdem Verse schrieben, etwas Ordentliches geseufzt haben. Hoffentlich ist dieses Reich ungestörter Harmonieen für's Erste nicht zu erwarten; denn so wahr es ist, daß mit dem Erscheinen dieses Reiches die Komödie wirklich zu Ende ist, ebenso wahr dürfte es sein, daß dann aller Spaß aufhört, und was sollen wir wohl mit einer durchaus spaßlosen Menschheit beginnen? Nun, Presto muß noch lange leben, er muß sich und uns Alle noch lange auf den Beinen erhalten, selbst wenn er dabei, wie in diesem Augenblicke, etwas über die Schnur hauen sollte.

Es ist wahr, Presto war nie so thätig, als eben jetzt. Im Anfange des Jahrhunderts, als sein Großpapa Andante bereits längst überwunden war, und sein Papa Allegro mit einem Male durch die Revolution unsichtbar gemacht wurde, ging es bedeutend langsamer mit ihm. Aber trotzdem, daß seine politische Wirksamkeit ihn beinahe erschöpft hatte, trat er dennoch auf dem musikalischen Gebiete imposant genug auf. Als Kind der Revolution, als *Kind des Jahrhunderts* mußten die Resultate der vergangenen Geschichtsepoche auch in musikalischer Beziehung sein Eigenthum sein, und so erklärt es sich denn, daß er auf dieses letztere nur einen untergeordneten Werth legte. Was uns von Haus aus gehört, interessirt uns im Grunde sehr wenig; Presto kümmert es deßhalb auch gar nicht, was damals in musikalischer Beziehung gäng und gäb war, das hatte er mit seiner bekannten Schnelligkeit bald durchmessen. Und als er durch war, fand er sich wie von selbst auf einem neuen Wege, auf dem es mit wahren Presto-Schritten fortging. Aber eben das Letztere bewirkte seine baldige Einsamkeit, sein völliges Herausgetretensein aus dem Bereiche des Singens und Tönens der übrigen musikalischen Menschheit, und so darf es uns denn auch nicht wundern, daß sein eigenes Gehör nur noch für seine Töne existirte, daß er nur noch sich selbst hörte. Aber diese sogenannte Taubheit, dieses Nichthören der Stimmen Anderer, was allerdings mit einem berechtigten Vorauseilen Hand in Hand gehen kann, bewirkt immer in der künstlerischen Entwickelung der Allgemeinheit einen momentanen Stillstand, und daher erscheint es natürlich, daß, als unter den Auspizien Presto's die neunte Symphonie Beethoven's entstand, selbst Diejenigen, welche bis dahin dem Autor zu folgen versucht hatten, keine Lust zum Weitergehn empfanden, weil sie eben ihr Vorbild in dessen neuem Werke gänzlich aus dem Gesichte verloren. In künstlerischen Dingen stillstehen, heißt bekanntlich zurückgehen, und so erleben wir denn das amüsante Schauspiel, daß, als die musikalische Kunst in den Einzelnen am weitesten war, dieselbe in der Masse eine rückschreitende Bewegung machte. Hätte Presto, als er den neuen Weg betrat, einen Augenblick warten können, um

den Nachfolgenden mit einer hülfreichen Hand ebenfalls darauf zu verhelfen, so würde er sich weniger allein, und in Folge dessen auch weniger unglücklich gefühlt haben; denn das ist eben das Eigene, daß Presto das Bedürfniß der Mittheilung hat, wie jeder Andere, und daß, wenn ihn sein Genius einmal zu sehr großen Schritten veranlaßt hat, die dadurch für ihn verursachte Einsamkeit das Einzige ist, was ihn zu einer Art momentaner Ruhe bewegen kann.

So weit die Geschichte Presto's. In diesem Augenblick scheint sie auf dem europäischen Kontinente in eine neue Phase treten zu wollen, eine sehr natürliche Folge des Komödienspiels, das die westliche und östliche Civilisation Europa's einmal wieder zur Aufführung bringen. Aber da Presto durchaus auf der „Höhe der Zeit" steht, so kann diese mit all' ihren Ereignissen im Grunde sehr wenig gegen ihn ausrichten. Im Gegentheil, je mehr die Wirksamkeit Presto's gestört, desto leichter wird es seinen Anhängern, ihm zu nahen, und desto mehr Aussicht für einen gesteigerten Fortschritt der musikalischen Kunst. Deßhalb mag es gerade jetzt auf der andern Seite des Oceans im Sinne Presto's keimen und sprießen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn das Prestissimo des zukünftigen Jahrhunderts bereits unterwegs wäre. Go ahead! sagen die Amerikaner, wenn sie die Triebfeder ihrer Entwickelung, ihrer Größe und ihrer — Schiffbrüche bezeichnen wollen, go ahead! sagt auch das musikalische Jahrhundert, und Presto ist nichts weiter, als das ästhetische Go ahead der Amerikaner in höchst eigener Person.

Neue Gedichte

von Heinrich Heine.*)

I.

Das Sclavenschiff.

1.

Der Supercargo Mynher van Kork
Sitzt rechnend in seiner Kajüte;
Er calculirt der Ladung Betrag
Und die probablen Profite.

„Der Gummi ist gut, der Pfeffer ist gut,
Dreihundert Säcke und Fässer;
Ich habe Goldstaub und Elfenbein —
Die schwarze Waare ist besser.

„Sechshundert Neger tauschte ich ein
Spottwohlfeil am Senegalflusse;
Das Fleisch ist hart, die Sehnen sind stramm,
Wie Eisen vom besten Gusse.

„Ich hab' zum Tausche Branntewein,
Glasperlen und Stahlzeug gegeben;
Gewinne daran achthundert Procent,
Bleibt mir die Hälfte am Leben.

„Bleiben mir Neger dreihundert nur
Im Hafen von Rio-Janeiro,
Zahlt dort mir dreihundert Ducaten per Stück
Das Haus Gonzales Parreiro."

Da plötzlich wird Mynher van Kork
Aus seinen Gedanken gerissen;
Der Schiffschirurgus tritt herein,
Der Doctor van der Smissen.

Das ist eine klapperdürre Figur
Die Nase voll rother Warzen —
Nun, Wasserfeldscherer, ruft van Kork,
Wie geht's meinen lieben Schwarzen?

Der Doctor dankt der Nachfrag' und spricht:
„Ich bin zu melden gekommen,
Daß heute Nacht die Sterblichkeit
Bedeutend zugenommen.

„Im Durchschnitt starben täglich zwei,
Doch heute starben sieben,
Vier Männer, drei Frauen — ich hab' den Verlust
Sogleich in die Kladde geschrieben.

„Ich inspicirte die Leichen genau,
Denn diese Schelme stellen
Sich manchmal todt, damit man sie
Hinabwirft in die Wellen.

„Ich nahm den Todten die Eisen ab,
Was dann ich gewöhnlich thue,
Ich ließ die Leichen werfen in's Meer
Des Morgens in der Fruhe.

„Es schossen alsbald hervor aus der Fluth
Haifische ganze Heere,
Sie lieben so sehr das Negerfleisch;
Das sind meine Pensionaire.

„Sie folgten unseres Schiffes Spur,
Seit wir verlassen die Küste;
Die Bestien wittern den Leichengeruch
Mit schnüpperndem Freßgelüste.

„Es ist possierlich anzusehn,
Wie sie nach den Todten schnappen!
Die faßt den Kopf, die faßt das Bein,
Die andern schlucken die Lappen.

„Ist Alles verschlungen, dann tummeln sie sich
Vergnügt um des Schiffes Planken
Und glotzen mich an, als wollten sie
Sich für das Frühstück bedanken."

*) Aus dessen „Vermischten Schriften."

Doch seufzend fällt ihm in die Red'
Van Koek: Wie kann ich lindern
Das Uebel? Wie kann ich die Progression
Der Sterblichkeit verhindern?

Der Doctor erwiedert: „Durch eigne Schuld
Sind viele Schwarze gestorben;
Ihr schlechter Odem hat die Luft
Im Schiffsraum so sehr verdorben.

„Auch starben viele durch Melancholie,
Dieweil sie sich tödtlich langweilen;
Durch etwas Luft, Musik und Tanz
Läßt sich die Krankheit heilen."

Da ruft van Koek: „Ein guter Rath!
Mein theurer Wasserfeldscheerer
Ist klug wie Aristoteles,
Des Alexander's Lehrer.

„Der Präsident der Societät
Der Tulpenveredlung im Delffte
Ist sehr gescheidt, doch hat er nicht
Von Eurem Verstande die Hälfte.

„Musik! Musik! die Schwarzen soll'n
Hier auf dem Verdecke tanzen.
Und wer sich beim Hopsen nicht amüsirt,
Den soll die Peitsche kuranzen.

2.

Hoch aus dem blauen Himmelszelt
Viel tausend Sterne schauen,
Sehnsüchtig glänzend, groß und klug,
Wie Augen von schönen Frauen.

Sie blicken hinunter in das Meer,
Das weithin überzogen
Mit phosphorstrahlendem Purpurduft;
Wollüstig girren die Wogen.

Kein Segel flattert am Sclavenschiff,
Es liegt wie abgetakelt;
Doch schimmern Laternen auf dem Verdeck,
Wo Tanzmusik spektakelt.

Die Fiedel streicht der Steuermann,
Der Koch der spielt die Flöte,
Ein Schiffsjung' schlägt die Trommel dazu,
Der Doctor bläst die Trompete.

Wohl hundert Neger, Männer und Frau'n,
Sie jauchzen und hopsen und kreisen
Wie toll herum; bei jedem Sprung
Tactmäßig klirren die Eisen.

Sie stampfen den Boden mit tobender Lust,
Und manche schwarze Schöne
Umschlingt wollüstig den nackten Genoß —
Dazwischen ächzende Töne!

Der Büttel ist Maître des plaisirs,
Und hat mit Peitschenhieben
Die lässigen Tänzer stimulirt,
Zum Frohsinn angetrieben.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng!
Der Lärm lockt aus den Tiefen
Die Ungethüme der Wasserwelt,
Die dort blödsinnig schliefen.

Schlaftrunken kommen geschwommen heran
Haifische viele Hundert;
Sie glotzen nach dem Schiff hinauf,
Sie sind verdutzt, verwundert.

Sie merken, daß die Frühstücksstund'
Noch nicht gekommen, und gähnen,
Aufsperrend den Rachen; die Kiefer sind
Bepflanzt mit Sägezähnen.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng,
Es nehmen kein Ende die Tänze;
Die Haifische beißen vor Ungeduld
Sich selber in die Schwänze.

Ich glaub', sie lieben nicht die Musik,
Wie viele von ihrem Gelichter.
Trau keiner Bestie, die nicht liebt
Musik! sagt Albions großer Dichter.

Und Schnedderedeng und Dideldumdei —
Die Tänze nehmen kein Ende.
Am Fockmast steht Mynher van Koek
Und faltet betend die Hände:

„Um Christi willen, verschone, o Herr,
Das Leben der schwarzen Sünder!
Erzürnten sie Dich, so weißt Du ja,
Sie sind so dumm, wie die Rinder.

„Verschone ihr Leben um Christi will'n,
Der für uns Alle gestorben!
Denn bleiben mir nicht dreihundert Stück,
So ist mein Geschäft verdorben."

II.

Guter Rath.

Laß Dein Grämen und Dein Schamen!
Werbe keck und fordre laut,
Und man wird sich Dir bequemen,
Und Du führest heim die Braut.

Wirf Dein Geld den Musikanten,
Denn die Fiedel macht das Fest;
Küsse Deine Schwiegertanten,
Denkst Du gleich: Hol' Euch die Pest!

Rede gut von einem Fürsten
Und nicht schlecht von einer Frau;
Knickre nicht mit Deinen Würsten,
Wenn Du schlachtest eine Sau.

Ist die Kirche Dir verhaßt, Thor,
Desto öfter geh' hinein;
Zieh' den Hut ab vor dem Pastor,
Schick' ihm auch ein Fläschchen Wein.

Fühlst Du irgendwo ein Jucken,
Kratze Dich als Ehrenmann;
Wenn Dich Deine Schuhe drucken,
Nun, so zieh' Pantoffeln an.

Hat versalzen Dir die Suppe
Deine Frau, bezähm' die Wuth,
Sag' ihr lächelnd: Süße Puppe,
Alles was Du kochst ist gut.

Trägt nach einem Shawl Verlangen
Deine Frau, so kauf' ihr zwei;
Kauf' ihr Spitzen, goldne Spangen
Und Juwelen noch dabei.

Wirst Du diesen Rath erproben,
Dann, mein Freund! genießest Du
Einst das Himmelreich dort oben,
Und Du hast auf Erden Ruh!

Pestalozzi.

(Für die Monatshefte.)

In einem Lande von so freien Institutionen, wie Nordamerika sie besitzt, in dem das Wohl und Wehe des ganzen Volkes mehr, als in anderen, von obenherein regierten Staaten, von der Tugend und Intelligenz des Einzelnen abhängt— ist die Erziehung eine weit folgenreichere Sache, als bei Nationen, wo der Wille des Einzelnen in allen öffentlichen Angelegenheiten gar nicht in Frage kommt oder doch nur geringe Wirkung hat. Muß demnach die Erziehung der Jugend den Amerikanern besonders am Herzen liegen — und die vielen öffentlichen Schulen und die großen Ländereien, die zu Schulzwecken bestimmt sind, sprechen dafür, — so haben auch die Deutschen, die dieses Land sich zur neuen Heimath erkoren, eine besondere Pflicht, das Ihrige zur großen, gemeinsamen Sache beizutragen. Ja, sie haben noch einen Grund mehr dazu, als die eingeborenen Amerikaner; denn erstens haben sie manche Fehler der deutschen Erziehung hier abzustreifen, und dann die Vorzüge, die diese eben so gut hat, hier einzubürgern und zur Geltung zu bringen. Eine Prüfung unserer heimischen Erziehungs- und Unterrichtsmethode, eine Vergleichung derselben mit der amerikanischen, eine Erinnerung und Vergegenwärtigung des Strebens unserer großen Pädagogen und ihrer Principien ist eine Aufgabe, die sich jeder Deutsche in Amerika stellen sollte, der als Lehrer oder Familienvater zu thätigem Antheil an der Erziehung der Jugend berufen ist. Die hier folgende kurze Charakteristik erinnert an den unstreitig größten Pädagogen der letzten hundert Jahre, den Europa gehabt hat. Seine Ideen und Erfahrungen wirken namentlich in allen deutschen Schulen bis auf den heutigen Tag fort, und ihre theilweise Verpflanzung nach Amerika würde von den wohlthätigsten Folgen für dieses Land sein. Dieser Mann war Johann Heinrich Pestalozzi, geboren in Zürich am 12. Januar 1746.

Noch für lange Zeit wird Pestalozzi als der bedeutendste Pädagog dastehen, wenn man nur seine neuen Beobachtungen und Ansichten im Gebiete der Erziehung im Auge hat, — sein praktisches Leben aber, das er selbst mit der seltensten Offenheit der Welt vorlegte, wird Generationen hindurch eine Fundgrube für Erzieher nicht blos, sondern für alle Menschenfreunde sein.

Die Erziehung oder vielmehr Verhätschelung, die P. selbst in seiner Kindheit von der unverständigen Liebe seiner weiblichen Angehörigen nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters erfuhr, machte ihn, dessen lebhafter Geist sich durch dieses weichliche Leben allmählig Bahn brach, zu einem kräftigeren Handeln, auf die Mängel derselben aufmerksam und rief in ihm den Gedanken wach, Andern durch eine auf seine Erfahrungen gestützte bessere Erziehung zu nützen. Mit dem glühenden Eifer, der ihn bei allen seinen Unternehmungen beseelte, machte er sich in noch jungen Jahren an die Ausführung dieses Planes. Der entnervenden „Stubenerziehung,“ die er selbst erduldet, stellte er das Princip der „Erziehung in der Natur“ entgegen, und um dasselbe praktisch populär zu machen, gründete er eine Armen-Kinder-Anstalt in Neuhof im Canton Aargau auf die Arbeitskräfte ihrer Zöglinge. Durch letztere sollte sie sich selbst erhalten. So lange das Wetter es irgend gestattete, beschäftigte P. seine Zöglinge mit Feld- und Gartenarbeiten; während der schlechten Jahreszeit mit Spinnen und andern häuslichen Arbeiten, wobei er den nöthigen Elementarunterricht ertheilte. So viel Treffliches aber auch in diesem Plane lag, P. mußte ihn nach 5 Jahren der angestrengtesten Mühen wieder auf-

geben. Die schlimmen Folgen seiner Erziehung bewiesen sich jetzt nur zu sehr. Gänzlicher Mangel an Geschick zu allen praktischen Arbeiten, besonders des Landbaues, Unordnung in seinen Geldverhältnissen, übelangewandte Wohlthätigkeit, übertriebenes Zutrauen zu den Menschen — Alles Folgen seiner Jugenderziehung, die ihn von allem praktischen Leben und Thun fern gehalten—verursachten den Ruin der Anstalt. War das schon Mißgeschick genug, so entsprang daraus das noch größere Uebel, daß das Publikum die ganze Idee der Pestalozzi'schen Methode verwarf und sogar seine Freunde anfingen ihn für einen überspannten, jedenfalls aber für einen ganz unfähigen Reformer zu halten. In dieser Periode des Unglücks bewies aber P. eine Kraft, die bald Alles in Erstaunen setzte, ihn aus dem Elend emporhob und neues Vertrauen zu ihm entzündete. Seine Selbsterkenntniß führte ihn auf das theoretische Gebiet zurück. Er wurde Schriftsteller. Einige kleinere Abhandlungen, launige Aufsätze, Aphorismen u. s. w. gingen als Erstlingsversuche schon nicht ohne einige Theilnahme aus der Presse. Dann erschien der pädagogische Roman „Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk.“ Dieses Werk, in das P. seine Ideen über Volkserziehung hineingelegt hatte, machte fast eben solches Aufsehen, wie das ihm geistig verwandte Rousseau's „Emile.“ Der eigentliche Werth des Buches wurde freilich vielfach mißkannt und sehr verschieden aufgefaßt: den Einen gefiel die reine, christliche Frömmigkeit darin; den Andern riß die gefühlvolle bis zur Schwärmerei gehende Menschenliebe hin, die sich in ihm offenbart; die Dritten sahen eine von poetischem Gewand umhüllte Moral und Erziehungsvorschrift in dem Roman, während P. ein wirkliches, freilich etwas idealisirtes Bild aus dem Gemeinde- und Familienleben des Volkes darin gegeben hatte und nur die Erziehung, wie sie die Natur dem natürlichen, einfachen Menschen und Christen vorschreibe, hatte darstellen wollen. Genug, das Buch hatte wenigstens den wichtigen Erfolg, Pestalozzi's Credit als intelligenter Mensch und als unerschütterlicher Volksfreund zu haben. Aus allen Theilen Europa's kamen Zeichen der Anerkennung, namentlich von Hochgestellten. Das hatte P. weder erwartet, noch beabsichtigt. Er hatte die höchste Anerkennung gerade von den untern Classen, vom Volke selbst erwartet, für das er das Buch geschrieben. Für das Volk war es aber zu hoch, zu unverständlich— abermals Folge des unpraktischen Elements in P. Denselben Fehler beging er in andern Schriften, die alle Volksschriften sein sollten, aber nur für Gebildete genießbar waren, wie ihr Verfasser später selbst gestand. . .

Gegen das Ende der 80er Jahre sehen wir P. als Politiker auftreten und zwar im demokratisch-republikanischen Sinne. Er hoffte von der Bewegung von 1789 die Reform der Schweizerischen Zustände, die Ueberwindung des Cantönligeistes und der Patrizierherrschaft. Er betheiligte sich deshalb mit Wort und Schrift an der Bewegung und trat sogar in den Illuminatenorden. Bitter enttäuscht durch die Persönlichkeit vieler Mitglieder desselben, deren Egoismus mit den Ordensziele in krassem Widerspruch stand, trat er bald wieder aus und machte eine Reise durch Deutschland, wo er Herder, Wieland, Klopstock, Göthe u. A. kennen lernte. Nach der Schweiz zurückgekehrt, schloß er sich der Regierung der fünf Direktoren an und redigirte eine kurze Zeit das Regierungsorgan, das „Schweizer Volksblatt.“ Seine alte Neigung zur Erziehung, „von der einzig und allein eine wahre Reform der Menschen ausgehen könne,“ führte ihn zum zweiten Male auf die Idee, „Schulmeister zu werden.“ Die Direktoren schickten P. zu diesem Zwecke nach Stanz in Unterwalden, um daselbst ein Waisenhaus für die große Anzahl der Kinder zu gründen, die in Folge der furchtbaren Verwüstungen durch die Franzosen schutz- und obdachlos geworden waren. P. war nur ein Jahr in Stanz, aber nirgends hat er Größeres geleistet, nirgends mehr Ausdauer und Menschenliebe an den Tag gelegt, als unter den schwierigen und elenden Verhältnissen, unter denen er diese Anstalt leiten mußte. Fast hundert Kinder sammelte er aus dem Canton, die größtentheils sich im schmutzigsten, verwildertsten Zustande befanden. Nur eine einzige Haushälterin unterstützte P., der mit den spärlichsten Hülfsmitteln und dabei als Protestant fortwährend von einem Theile der katholischen Einwohner angefeindet, an diesen Kindern Alles that, was nur die aufopferndste Vaterliebe zu thun vermag. Nach abermaliger Besetzung Stanz's durch die Franzosen (1799) mußte P. das Institut verlassen und eilte in's Berner Oberland, um seine, durch seine treue Amtsführung ganz zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Schon im nächsten Jahre jedoch stand P. an der Spitze einer neuen Unterrichts-Anstalt in Burgdorf (Canton Bern). Diesmal war der Erfolg schon um ein bedeutendes besser als in Neuhof, aber recht gedeihen wollte die Anstalt auch nicht, da es P. zu sehr an Ordnung und praktischen Direktorialeigenschaften fehlte. Die Anstalt kam in Fellenberg's Hände, der sie mit seinem landwirthschaftlichen Erziehungsinstitut vereinigte. P. nahm einen Ruf nach Iferten (Yverdün) an. Hier gründete er das berühmt gewordene Institut in Verein mit Niederer, Joseph Schmid und Andern und leitete es über 21 Jahre. Es hatte einen doppelten

Zweck: Einmal war es Erziehungsanstalt, das andere Mal Bildungsanstalt für Lehrer und Erzieher. Als letzteres hat es die größten Erfolge gehabt. Noch jetzt finden wir Pestalozzi'sche Lehrer in allen Theilen Europas und meistens an der Spitze rühmlichst bekannter Erziehungsanstalten. P.'s Methode entwickelte sich in Iferten erst ganz vollständig und sie hat fast das ganze Unterrichts- und Erziehungs-System in Deutschland und dessen Grenzländern umgeändert. Das Abrichten der Kinder, das mechanische Eintrichtern gewisser Regeln, die auf blinden Gehorsam gehende Zucht in den Schulen — diese Uebel sind wesentlich durch Pestalozzi's System beseitigt worden, der die Liebe als das oberste Bindemittel zwischen Erzieher und Zögling aufstellte und dessen erstes und unausgesetztes Bestreben dahin ging, in dem Kinde seine natürlichen Anlagen zu entwickeln, damit es mit diesen so bald als möglich zum Selbstunterricht übergehen könne, wozu ihm nur die Anleitung und Gelegenheit zu geben sei. So vortrefflich aber auch die Methode P.'s nur immer sein mochte, und eines so großen Rufes sich die Iferten er Anstalt auch lange erfreute, er mußte auch diese Anstalt wieder zu Grunde gehen sehen, hauptsächlich weil er zu wenig Organisationstalent besaß, nicht im Stande war, die Streitigkeiten und Eifersüchteleien unter seinen Lehrern zu unterdrücken und endlich weil er in seinem wohlgemeinten Eifer für das Wohl der ganzen Anstalt die besondere pädagogische Behandlung der einzelnen Zöglinge übersah. Als Greis von 80 Jahren kehrte P. nach Neuhof zurück, wo er ein halbes Jahrhundert früher seine pädagogische Wirksamkeit begonnen hatte. Wohl schied der edle, getäuschte Mann mit den schmerzlichsten Gefühlen und der Ueberzeugung eines verfehlten Strebens und Lebens von Iferten, aber das, was er aufgebaut, wirkte dennoch fort und thut es heute noch, nachdem das Irrige, was sich in P.'s Methode befand, namentlich das Zuvielanleiten der Kinder, in das er zuweilen verfiel, sich mehr und mehr abschält und der gesunde Kern in seiner Reinheit an's Licht tritt.

Die Pestalozzische Erziehungsmethode, die übrigens nicht nothwendig mit dem specifisch-christlichen Elemente, das ihr Gründer hineinlegte, verknüpft ist, sondern die sich auch ohne dasselbe denken und anwenden läßt, wenn sie nur das Prinzip der Liebe in sich behält, verdient in Amerika das genauste Studium und die sorgsamste Pflege. Wir schätzen an dem Amerikanischen Erziehungswesen besonders ein Streben, das ist: die Willenskraft des Kindes sich möglichst frei entwickeln zu lassen, damit es reif werde zur "independence." Dagegen könnte mehr gethan werden zur Weckung der Anlagen, denn das mechanische Abrichten (zum business), das geisttödtende, ist in den öffentlichen Schulen der Union noch sehr zu Hause, und endlich sollte die Liebe unter den Kindern selbst und zu ihren Erziehern mehr geweckt und gepflegt werden, denn die philanthropischen Eigenschaften der großen Gründer der Union, namentlich des großen Selbsterziehers B. Franklin, werden wahrlich immer seltener.

P. überlebte den Untergang der Iferten er Anstalt nicht lange. Er starb am 17. Febr. 1827 in Brugg, nachdem er noch kurz vorher sein höchst schätzbares Werk: „Meine Lebensschicksale" geschrieben. Mit ihm sank ein Mensch ins Grab in des Wortes edelster Bedeutung. Wäre ihm die Erziehung zu Theil geworden, die er selbst ins Leben rief, er wäre einer der größten Schöpfer geworden. So mußte er meistens Andern die praktische Ausführung dessen überlassen, was sein großer Geist ersann. Aber auch Dem hat die Nachwelt zu danken, Den zu verehren, der ihr solche Pläne entwarf und solche Lehren gab.

H. L.

Der Nord-Amerikanische Phalanx.

(Für die Monatshefte.)

Wenn irgend ein Punkt der neuen Welt es werth ist, die Aufmerksamkeit Ihrer Leser auf einige Zeit zu fesseln, so ist es die 700 Acre große, in Monmouth County in New Jersey gelegene, unter obigem Namen bekannte Farm. — Seit 10 Jahren lebt hier eine kleine Gesellschaft von Menschen, die sich zur Aufgabe gestellt haben, die Lösung der socialen Frage auf praktischem Wege anzustreben. Ich werde durch eine ganz objective Darstellung des Platzes, wie des jetzigen Zustandes der Theilhaber Ihre Leser in den Stand setzen, zu beurtheilen, wie weit es ihnen gelungen ist, ihre Aufgabe zu lösen.

Die Lage des Punktes ist sehr vortheilhaft und bietet neben der größten Ruhe des Landlebens zugleich die größte Leichtigkeit einer beständigen Verbindung mit dem bedeutendsten Markte der Union, mit New York. Zwei Dampfbootlinien, die eine über Red Bank, die andere über Key Port, unterhalten den Verkehr an den reizenden Ufern des Neversink mit den angrenzenden Sommerhotels und Farmen. Von dem erstgenannten Landungs-

platze liegt der Phalanx eine Stunde, von letzterem zwei Stunden landeinwärts, welche Strecken für den Personenverkehr mit Omnibus befahren werden. — Sie sehen, wir sind nicht aus der Welt, und es fehlt uns auch besonders im Sommer nicht an Besuchern, für die insoferne ganz gut gesorgt ist, als sie für einen Dollar per Tag alles Nöthige hier finden. — Der Weg hierher führt durch meist gut angebautes, von Hügeln und Waldungen durchbrochenes Land, dessen Charakter auch das dem Phalanx zugehörige Gebiet trägt. Ein durch mehrere Quellen beständig mit Wasser versehener Graben bildet nach einer Seite hin die Grenze. Rechts reiche Waldungen, links ein Obstgarten, der beiläufig siebentausend Pfirsichbäume, eine Menge junger Aepfelbäume und andere Obstarten enthält, sind gleichsam die natürlichen Ceremonienmeister, welche den Besucher in den Phalanx einführen. Die ersten Gebäulichkeiten, denen das Auge begegnet, sind ein altes graues Wohnhaus, mitten in den Pfirsichbäumen gelegen; daneben Scheune und Hühnerhof. Bald darauf erscheint ein Zimmerplatz und Schreinerwerkstätte. Das Keuchen des Dampfes und das Geklapper der Räder kündigt die Dampfmühle an, mit welcher eine Sägemühle verbunden ist. — An diesen Werken vorüber, nimmt uns ein breiter, schattiger Laubgang in Empfang, an dessen rechter Seite ein mit üppigen Wasserpflanzen bewachsener Kessel das aus einem Teiche abfließende Wasser in einen Graben sammelt und abführt. Der Teich zur Linken, durch eine sehr geeignete Erweiterung eines Baches gebildet, dient im Winter zum Einsammeln des im Sommer nöthigen Eises in das am Rande gelegene Eishaus, im Sommer aber zu einem herrlichen Badeplatz, dessen Tiefe den Schwimmern Gelegenheit bietet, ihre Kunst zu üben. Die Wölbung der Brücke aber, unter welcher das Wasser abfließt, ist zu einem nie versiegenden, immer frisch herabrauschenden Douchebade eingerichtet. Einige Schritte weiter liegt auf einem kleinen Hügel rechts eine Cottage mit wenigen Wohnzimmern und einem Parlor, welcher als Spiel- und Bewahranstalt für Kinder von drei bis zu sechs Jahren dient. — Neben der Cottage beginnt der linke Flügel eines großen, neuen, zweistöckigen Wohnhauses, etwa 175 Fuß lang, mit Verandah und kleinen Blumenbeeten vor den Fenstern. Der planmäßig mittlere, etwas höhere Pavillon bildet jetzt noch den Schluß des Gebäudes, bis der rechte Flügel dem linken gleich angebaut sein wird. Eine geräumige Vorhalle des Mittelgebäudes führt rechts zum allgemeinen Parlor, links zum Bureau des Sekretärs und neben dieser befindet sich ein öffentliches Lesezimmer. Geradeaus im Hintergrunde vom Eingang führen ein paar Stufen in den geräumigen, hohen und freundlichen Speisesaal, dessen Länge einen rechten Winkel mit der Fronte des Wohnhauses bildet. Dieser Saal dient zu keinen anderen Zwecken, als etwa zu einigen Bällen, die im Laufe des Jahres abgehalten werden, oder zu kleinen Tanzpartien, welche manchmal an Winterabenden improvisirt werden und zu gelegentlichen Vorträgen, die jedoch selten vorkommen. — Ein zweites, älteres Wohnhaus steht dicht dabei. Beide Gebäude sind durch eine Wasserleitung reichlich mit frischem Quellwasser versehen, so daß man in jeder Wohnung, bis zur Mansarde, nur den Krahnen zu öffnen hat, um davon Gebrauch zu machen. Unter dem Speisesaal befindet sich eine helle, lustige Küche, Backhaus, Milchzimmer und Eiskeller; hinter demselben ist das Wasch- und Bügelzimmer. Das Kochen, wie auch das Waschen geschieht mittelst einer, vielleicht weniger zweckmäßigen als großartigen Dampfeinrichtung; weniger zweckmäßig sage ich für die Küche, indem für die etwa 150 Personen starke Bevölkerung des Phalanx derselbe Apparat und Dampf nöthig ist, der für 500 ausreichen würde, und die amerikanische Küche in Gemüsen und sonstigen abgekochten Speisen wenig leistet. — Einige hundert Schritte von den Wohnhäusern entfernt, befinden sich die Stallungen und Remisen, welche etwa 60 bis 70 Kühe und Ochsen, 12 Pferde, 2 Maulesel und das nöthige Fuhrgeräthe enthalten. In einer kleinen Entfernung steht ein aus Backsteinen neu erbautes Packhaus oder Magazin, welches als Kartoffelbehälter dient und ebenfalls mit Dampfkraft versehen ist, um im Herbst eine große Parthie Früchte einzukochen und zu conserviren.

Der Boden ist hier, wie fast durchgängig in New Jersey, sandig und fordert Bearbeitung und Dünger, um fruchtbar zu sein. Hierbei kömmt uns ein Umstand zu Hülfe, welcher rings um uns her nicht wieder gefunden wird. Wir haben nämlich in unserm Territorium eine Art Walderde, welche die trefflichsten Dungstoffe in Salzen enthält. Diese Erde wird in Hunderten von Wagen im Winter an die Plätze gebracht, wo Dünger nöthig ist. Diese Arbeit verbessert den Boden und liefert zugleich vielen Händen Beschäftigung zu einer Zeit, wo sonst die Farmerei ruht. Trotzdem können wir aber nur wenig Waizen ziehen, nicht einmal hinreichend für den eigenen Verbrauch — denn Brod und Cakes spielen in der Nahrung der Amerikaner eine Hauptrolle —; dagegen kann man aber Kartoffelfelder bei uns sehen, die wohl siebenzig Acre in einem Strich einnehmen. Unsere Waldungen sind romantisch, hügelig, von Waldbächen durchrauscht, die manchmal, nach starkem Regen und nach dem Winterschnee, zu reißenden Strömen anschwellen. Ein reizendes Gemisch von Holzarten, Ahorn, wilden Kastanien, Eichen, Buchen, Tannen und Strauchwerk, ein Meer von schön blühen-

den Oleanderbüschen unterhält das Auge, und wenn auch der kaltblütige, für Naturschönheiten und gemüthliches Flaniren noch wenig empfängliche Amerikaner diese stillen Tempel der Natur vernachlässigt, so arbeitet doch der Schönheitessinn des Europäers darin und die culturbringende Hand der Deutschen, noch mehr der Franzosen haut Wege durch die Wildniß, baut Hütten und streut Blumen um sich her, so daß in wenig Jahren die schönste Anlage daraus werden wird.

Obgleich wir an Singvögeln im Vergleich zu Deutschland arm sind, so ergötzt doch ihr Gezwitscher in gleichem Maße als es hier seltener ist, dagegen ist das Gefieder der Vögel größtentheils glänzender, als bei uns, und erfreut das Auge.]

Ganz in unserer Nähe ist ein einzeln liegender Berg, von dessen Gipfel aus man auf das reizendste Panorama einer blühenden Landschaft schaut und einen Blick aufs Meer hat. —

Nachdem wir nun den Platz ein wenig kennen gelernt haben, wenden wir uns zu den Menschen, die ihn bevölkern und zu der Art, wie sie leben: Punkte, welche unstreitig das Interesse der Leser am Meisten zu wecken geeignet sind. Bevor ich aber in Spezialitäten eingehe, will ich die Entstehung der Gesellschaft in kurzen Umrissen skizziren. —

Vor beinahe einem Vierteljahrhundert trat ein Mann Namens Brisbane mit einer Broschüre vor das Publikum, worin er einen Auszug aus Fourier's Lehren über Association giebt. In diesem kleinen Werke sind die Leiden und Uebel der menschlichen Gesellschaft so lebhaft geschildert; die Nachtheile der Einzelhaushaltung und der vereinzelten Arbeit gegen die Vortheile vereinigten Interesses und getheilter Arbeit so klar nachgewiesen, daß es die Aufmerksamkeit eines großen Publikums auf sich zog und bald vergriffen war. Eine zweite Auflage erschien im Jahre 1843. Ihr war zugleich eine Constitution einer bereits gebildeten Gesellschaft beigefügt, worin im Wesentlichen Folgendes bestimmt ist.

Der Name der Assoziation soll sein: Der Nordamerikanische Phalanx.

Die Thätigkeit desselben soll sich erstrecken auf Agrikultur, Manufaktur, Kunst, Wissenschaft, Erziehung und häusliche Verrichtungen.

Der Werth der Ländereien, Bauten, Heerden, Maschinerie, kurz die Immobilien und Mobilien der Gesellschaft sollen in Actien dargestellt und ausgegeben werden.

Es kann ein Mitglied Actionär sein und nicht thätiges Mitglied der Gesellschaft oder auch umgekehrt, thätiges Mitglied, ohne Actien zu besitzen — oder Beides.

Mitglied zu werden, unterliegt dem Votum des Directoriums.

Die Geschäfte des Phalanx, bis er in voller Thätigkeit ist, sollen durch einen Präsidenten, Vicepräsidenten und ein Directorium von 12 Mitgliedern geführt werden.

Wenn die Organisation vollendet und der Phalanx in Thätigkeit getreten ist, wenn die Vorbedingungen dieser Constitution — eine gewisse Anzahl von Mitgliedern und ein bestimmter Capitalwerth inbegriffen, erfüllt sind, — dann sollen die Functionen des Präsidenten, Vicepräsidenten und Directoriums aufhören und ein großer Rath, durch die Mitglieder erwählt, an deren Stelle treten.

Die Vollmacht des Präsidenten und Rathes wurden insofern beschränkt, als sie nie eine Anleihe oder Schuld in irgend einer Form im Namen der Gesellschaft contrahiren dürfen.

Ein Viertel des Gewinnes soll den Actionären als Dividende zukommen, Dreiviertel den arbeitenden Mitgliedern im Verhältniß zum Betrage ihrer Arbeit.

Auf Grund dieser Ideen — die jetzt noch mit einigen Abänderungen die Constitution der Gesellschaft bilden, — verbanden sich einige Capitalisten und einige praktische Sozialisten — darunter der Autor der Broschüre selbst und mehrere Familien, welche jetzt noch hier leben — und erwarben das Territorium, dessen erste, theilweise Cultivirung dem Schweiße unglücklicher Sklaven zu verdanken ist. Man kann sich denken, daß die erste Zeit der neuen Ansiedler keine rosige war. Die Phantasie des Europamüden darf nicht mitspielen in Entwerfung eines Gemäldes von solch einem Leben, welches Muth, Ausdauer, Fleiß und Entbehrungen aller Art forderte, um zum Ziele zu kommen, und die Unternehmer verdienen unsere Anerkennung dafür, daß der Versuch zu einer wohlbegründeten, nicht mehr wegzuleugnenden Thatsache herangewachsen ist.

Hundert und zwanzig Mitglieder — darunter viele Familien — leben hier verbunden durch dasselbe Interesse einig und arbeitsam. Man sollte denken, daß eine Besitzung von 700 Acre hochcultivirten Landes, Waldung, Wiesen, Kühe, Hühner eine Gesellschaft von 120 Menschen reichlich ernähren könnte ohne große Arbeit, und dennoch ist die Arbeitsamkeit und Sparsamkeit eine Bedingung, ohne die man hier nicht existiren kann.

Alle Arbeitszweige sind in Arbeitergruppen eingetheilt, die sich, wo es Noth thut, gegenseitig helfen und ergänzen. Die Serie der Feldarbeiter ist in drei Gruppen getheilt: Ackerbau, Baumzucht und Gartenbau. Das Fuhrwesen bildet eine Gruppe, das Mühlwesen eine; die Frauen bilden eine Wasch- und Bügelgruppe; das Küchenwesen eine; die Aufwärter bei Tische ebenso u. s. w. Eine Person kann in mehreren Gruppen thätig sein, so daß Jedem eine Abwechselung in der Be-

schäftigung zu Gebote steht, doch darf sie nicht störend auf die Thätigkeit wirken, worauf auch schon jeder Einzelne achtet, indem der Zeitverlust nicht der Gesellschaft, sondern dem Individuum zur Last fällt, das so viele Arbeitsstunden weniger zu verrechnen hat. Die Gruppen ernennen ihre Chefs, die Chefs bilden den Rath der Gesellschaft, während die Gruppen ihre inneren Angelegenheiten selbst ordnen. Präsident, Vicepräsident und Schatzmeister werden von allen Mitgliedern erwählt. — Die Arbeit wird verschieden bezahlt, je nach den Leistungen und je nach der Natur der Arbeit. Ein wesentlicher Unterschied entsteht aber dadurch nicht, indem es sich um 1, 2, höchstens 3 Cts. per Stunde handelt. Prinzipiell gilt die höhere Bezahlung, je nachdem die Arbeit unangenehm und nothwendig ist, nebenbei wird aber auch für alle Arbeiten bei Bestimmung des Lohnes auf die Geschicklichkeit einige Rücksicht genommen. Die Arbeiter werden stundenweise in ein dazu bestimmtes Gruppenbuch eingetragen und vom Chef controllirt. Am Ende des Monats wird mit Jedem abgerechnet; ein Buchhalter besorgt dieses Geschäft mit Hülfe des Schatzmeisters. Der Lohn der Arbeit wechselt von 3 bis 5 Cts. per Stunde für Kinder; von 7½ bis 14 Cts. für Erwachsene, jedoch nur Wenige erreichen das Maximum. Die Meisten haben zwischen 7½ bis 9 Cts., Männer wie Frauen. —

Die Lebensweise ist folgende: Morgens früh um eine bestimmte Stunde, während der Sommermonate z. B. um 5 Uhr Morgens, weckt die Glocke und um ½6 Uhr ruft sie zum Frühstück. Wenn die zweite Glocke geläutet, sind die Aufwärter bereit, die Bestellungen der Gäste in Empfang zu nehmen und auszuführen. Der Speisesaal hat, um eine Vorstellung davon zu erleichtern, ganz das Aussehen eines feinen europäischen Restaurants und die Aufwartung geht auch in demselben Wege vor sich. Es wird nach der Karte gespeist und zu jedem Mahle wird eine Speisekarte gedruckt mit dem Datum und der Ueberschrift: „Frühstück,“ „Mittagessen,“ „Abendessen.“ Zu diesem Behufe ist eine Presse mit den nöthigen Buchstaben angeschafft und mein kleiner Junge Hermann, ein 11jähriger Knabe, besorgt dieses Geschäft. Eine volle Stunde ist eingeräumt für jedes Mahl, so daß man Zeit genug hat, nach Gefallen zu kommen und zu gehen.

Wer nach der bestimmten Stunde essen will, wenn die Speisen wieder aus dem neben dem Speisesaal befindlichen Anrichtezimmer in die Küche getragen sind, dem wird ein Extra-Mahl aufgetragen, welches mehr kostet—oder es steht ihm frei zum gewöhnlichen Preis in der Küche zu speisen. Eine halbe Stunde vor jedem Mahle ertönt die Glocke, damit die Entfernteren, wie überhaupt alle Arbeiter Zeit haben, sich zu reinigen und zum Essen zu rüsten. Kein Fremder wird bei Tische im Stand sein, den Feldarbeiter oder Ochsentreiber vom Präsidenten zu unterscheiden, denn Alle kommen und gehen mit gleichem Anstand. — Um den Aufwärtern es möglich zu machen in der gleichen Stunde mit den Andern zu speisen, sind sie in zwei Partieen getheilt, die sich halbstündlich abwechseln. — Jedes Mitglied lebt so theuer oder billig als es will, natürlich darf sein Verbrauch seinen Verdienst nicht übersteigen. Zur richtigen Controllirung ist ein Kasten vorhanden, etwa wie ein Buchstabenkasten in einer Buchdruckerei. Darin liegen Marken von der Größe eines Viergroschenstücks, worauf Zahlen von ½ Cent bis zu 25 Cents, je um ½ Cent steigend, geprägt sind. Der Aufwärter legt jedem die Summe des Bestellten in einer solchen Marke an den Platz und wechselt sie gegen den rechten Betrag aus, so oft nachbestellt wird. Da jedes Mitglied seinen bestimmten Platz hat und auf jedem Tische ein kleines Buch liegt, worin die Rechnungen der am Tische sitzenden Personen geführt werden, so ist die Controlle leicht. Der Chef der Aufwärter-Gruppe macht die Einträge gleich nach dem Essen, so daß man jeden etwaigen Irrthum leicht ermitteln kann.

Es ist unglaublich und für den Besucher überraschend, mit welcher Regelmäßigkeit der ganze Organismus arbeitet. Da sieht man nirgends eine Spur von Autorität oder Zwang; aus keiner Gruppe kann man einen Chef herauskennen; kein Wort des Tadels oder Lobes verräth seine amtliche Stellung. Jeder arbeitet; Jeder muß darauf sehen, seine vollen Stunden zu machen, denn es gibt der gezwungenen Ruhetage auch Manche z. B. durch schlechtes Wetter und andere Verhältnisse, so daß man bei den niedrigen Arbeitspreisen nichts versäumen darf.—Es kann Einer durch Ordnung und Beständigkeit in der Lebensweise leicht dahin kommen, jeden Monat einen kleinen Betrag über seine Bedürfnisse zu erringen, der ihm ausbezahlt wird; aber für eigentliche Geldmacher ist hier der Platz nicht. Der Gewinn liegt nicht im Gelde, sondern in der inneren Ruhe und Befriedigung, weil man nicht mehr den Brutalitäten und Zufälligkeiten des äußern Lebens preisgegeben ist. Welch' ein reicher Genuß des Daseins erwächst aus dem Bewußtsein, in einer Gemeinschaft zu leben, die Jedem, der arbeiten will, eine sichere Existenz bietet.

Um nun hier nur Ein Beispiel der Thätigkeit der Gruppen zu geben, wähle ich einen Gegenstand, welcher in jeder Haushaltung vorkommt: die Wäsche; und finde für gut meinen deutschen Lesern zu besserem Verständniß zu bemerken, daß durchgängig in den amerikanischen Familien—auch in den reichsten—es Sitte ist, die Arbeit jeden Montag vorzunehmen. So auch hier.—Sonntags bis

um zwei Uhr Nachmittags muß Alles, was gewaschen werden soll, eingeliefert sein; jedes einzelne Stück mit dem vollen Namen des Eigners versehen; was mit chemischer Tinte ja leicht Einmal für immer bewerkstelligt wird. Die ganze Wäsche für die 120 Mitglieder und für 30 bis 40 Mietharbeiter wird von Montags früh 7 Uhr bis gegen Abend 5 Uhr durch etwa 8 bis 10 Personen beendigt und zum Trocknen aufgehängt. Dienstags früh um 9 Uhr beginnt das Bügeln und Donnerstags am Vormittag ist Alles sehr gut beendigt; denn man hält bekanntlich auf weiße Wäsche hier sehr viel. — Der Dampf sowie die Wasserleitung sind bei dieser ganzen Arbeit behülflich. Um kaltes oder warmes Wasser in seiner Waschkufe zu haben, darf man nur die Krahnen drehen. Der Dampf kocht die Wäsche, preßt sie aus, anstatt sie auszuwinden. Der Dampf treibt die Mangel, der Dampf ist in Amerika allmächtig.—

Wenn das Ziel, welches sich die Gründer des Phalanx gestellt haben, ganz erreicht würde, so gäbe es keinen Fleck auf der Erde, wo man glücklicher leben könnte, als hier. Aber es ist noch nicht so weit und es geschieht auch noch wenig um dahin zu gelangen. Was uns zunächst einige Hindernisse in den Weg legt, ist die uns umgebende alte Welt mit ihrem Erbschaden, dem grenzenlosesten, naturwidrigen Egoismus, der mit uns auf dem Markte zusammenstößt und der folglich auch unsere Kreise regulirt. Rechnen wir dazu die kostspielige Einrichtung, sowie sonstige Gebrechen des inneren Organismus, dann wird Jedem klar, daß das Leben hier theuer ist. Denn wenn auch billiger als anderwärts, so darf man doch nicht vergessen, daß die Vergütung für die Arbeit ebenfalls kaum die Hälfte des Preises erreicht, den man anderwärts dafür erzielen kann. — Daraus folgt ferner, daß Familien mit, wenn auch nur wenigen, für die Arbeit noch unfähigen Gliedern, durchaus hier nicht bestehen können, ohne zu darben, während die ledigen Mitglieder Gelder ersparen können—wenn auch nicht viel. — Dieses Mißverhältniß entspricht nicht den Grundsätzen des Sozialismus. Noch mehr aber machen es ausdrückliche Gesetze fühlbar. Ich habe z. B. oben von einem Spielzimmer für Kinder von 3 bis 6 Jahren gesprochen: was geschieht denn mit den Kindern von 1 bis 3 Jahren? —Sie bleiben entweder der Mutter oder einem ältern Kinde oder gar sich selber überlassen! — Die Mutter oder das ältere Kind werden der Arbeit entzogen, müssen aber den Kinderparlor in den allgemeinen Kosten erhalten helfen für Leute, die Kinder über 3 Jahre alt haben. Wenn ein solches Institut nöthig ist — warum nicht für Alle? Soll darin die alte Welt die neue übertreffen?

Der hiesige Sozialismus scheint eben so wenig etwas auf die geistige Ausbildung der älteren Kinder, als auf eine ideale Richtung der Erwachsenen zu geben. Die Kinder sollen ihr Leben machen und in der Praxis lernen. Sie sind auch gerade so, die Kinder, denen man hier begegnet: von Allem haben sie Etwas und Nichts recht!—Wenn sie, außer den paar Stunden, wo sie buchstabiren, lesen, etwas rechnen und schreiben lernen, nicht irgend einen Schmutz fegen, Ochsen treiben u. s. w., so bekümmert sich kein Mensch um sie. Da ist kein Lehrer, der mit ihnen spielt, turnt, musicirt, singt oder spazieren geht und sie praktisch in die Naturlehre einführt; der ihren Sinn öffnet und weckt für neue Gedanken, ja nur für Gedanken überhaupt! Ich denke bei einer solchen Einrichtung läßt sich's noch nicht sorgenfrei leben.—

Ein gewisser Nepotismus in der inneren Verwaltung ist ebenfalls nicht wegzuleugnen, der wegfallen würde, wenn einmal viele solcher Anstalten existirten. Alleinstehend ist es ein natürlicher Gedanke der Alten, das, was sie mit großer Aufopferung und Geduld errungen, ihren Kindern zu erhalten. Der monotone, conservative Geist, welcher dadurch hier herrscht, der weder neue Ideen anregt, noch aufnimmt und neue Kräfte eher abstößt als anzieht, ist ganz geeignet eher eine Familien-Sinecure als eine propagandistische Anstalt aus dem hiesigen Platze zu machen. Die Meisten, namentlich Solche, welche es prinzipiell mit dem Sozialismus halten, schütteln deßhalb auch nach kurzer Probezeit unbefriedigt den Staub von ihren Schuhen und lassen das geträumte Paradies hinter sich. — Zur Begründung dieses schweren Tadels führe ich einfach die Ausnahme an, die man in Bezug auf den Besuch der Kinderbewahranstalt für diejenigen Mitglieder machte, deren Kinder zwar das dritte Jahr noch nicht erreicht haben, aber an den Besuch der Anstalt gewöhnt sind! Ist das nicht eine in die Augen springende, erschwerende Maaßregel gegen neue Familien? ist es nicht ein Beweis des unsozialen Geistes, der hier vorherrscht? —Uneinigkeit und Zänkerei sind hier zwar ganz fremde Dinge; aber eben so wenig kann man von Einigkeit und einem geistigen Verkehre der Mitglieder reden. Man sieht sich zehnmal des Tages, bleibt sich aber dennoch fremd; Anknüpfungspunkte sind wenig vorhanden und die Bildungsstufen der Mitglieder sind so verschieden, die Weltanschauung geht so auseinander, daß es schwer ist, ein gemeinsames geistiges Band aufzufinden. Von einer Seite her wurden zwar schon Versuche gemacht Etwas für die ideelle Seite des Lebens zu thun, aber gerade von der allerschlimmsten: von den christlichen Sektirern aller Art. — Man fühlt indessen an unserm Platze sehr wohl, daß jeder Versuch der Art den herrschenden Frieden gänzlich vernichten würde. — Das Ziel der jetzigen Leiter der Gesellschaft ist: die äußeren Bedingungen eines glückli-

chen Lebens zu erreichen. Aber ein solches Ziel ist nicht erreichbar ohne den Geist frei zu machen von allen Vorurtheilen; ohne ihm die Größe und Einfachheit der ihn umgebenden Natur wiederzugeben, deren Spur er verloren. Statt dessen finden wir städtischen Luxus in kleinlicher Nachäfferei und die in keinem Winkel Amerika's fehlende Sucht der Geldmacherei in Duodezauflage. Die alten Mitglieder, die eine gewisse Sicherheit ihrer Existenz empfinden, machen ihr Geld durch eine Art geschäftiger Bummelei, die neuen, die ihren Werth kund geben wollen, durch Sklavenarbeit und unfreies Bewegen. Ein interessanter Versuch der Verschmelzung der Nationalitäten bleibt es immerhin, aber der Versuch zeigt als erste Bedingung die Wegräumung des Sprachunterschiedes, denn wo die Ideen auseinandergehen, da ist kein Verständniß möglich ohne tiefere Sprachkenntniß.—Die Franzosen zeigen sich als Lebemenschen. Sie arbeiten fleißig, aber nicht so regelmäßig und anhaltend wie die Andern, dagegen ist ihr Schönheitssinn und ihre Aufopferungsfähigkeit sichtbar in herrlichen Wegen und Anlagen, die sie unaufgefordert und ohne irgend eine Vergütung, in der Wildniß ausführen. Die Deutschen sind ihrem Nationalcharakter auch hier getreu. Sie leben mehr in sich hinein als sie aus sich heraustreten. — Wie sie in der Culturgeschichte der Menschheit die größten Ideen geboren, aber keine in ihrem Staatenleben zur Anschauung gebracht haben, so sind sie hier im praktischen Sozialismus die wahren Befruchter, denn sie führen unstreitig die schwersten und nützlichsten Arbeiten aus, ohne daran zu denken je Mitglied der Gesellschaft werden zu wollen. Die meisten sind gemiethete Arbeiter und fühlen sich wohler dabei! Ist das nicht die alte deutsche Natur von Teuts Zeiten her? Es ist nicht zu leugnen, das die Furcht, ihre Unabhängigkeit zu verlieren, dabei mitwirkt und ihnen den Gedanken eingibt, lieber als freie Knechte zu arbeiten, denn als abhängige Mitglieder.—In diesem scheinbaren Widerspruch liegt eine tiefe Wahrheit, deren Beleuchtung ich dem Leser überlassen muß.

Meine Erfahrung hier geht dahin, daß Europäer und Amerikaner noch lange nicht zu einer geistigen Verbindung tauglich sind. — Eine Unterhaltung unter Amerikanern, die witzig und geistreich sein soll, läßt den Europäer theilnahmlos, kalt. — Zu untersuchen, wo die Schuld liegt, ist nicht hier am Platze, indem dies weit über die Grenzen dieser Mittheilung hinausführen würde; aber einen Theil der Schuld habe ich hier näher zu berühren, nämlich die Lebensweise des Amerikaners. — In der Regel lebt der Amerikaner von lauter Dessert — Cakes, Kuchen und Molasses, Käse u. s. w., sind seine Hauptnahrungsgegenstände; und wo Fleisch oder Gemüse auf den Tisch kommt, da ist es ohne Würze und kaum genießbar. — Es ist wunderlich, diese Farmer hier im feinen Saale, an fein gedeckten Tischen ihre Siebensachen verzehren zu sehen, die einem deutschen Bauer in den hohlen Zahn gehen. Aber sie sehen auch danach aus! Die Eingeborenen haben gut einen Bund schließen gegen die Uebermacht der Einwanderung; sie haben gut sich alarmiren Angesichts des Einflusses, den die Fremden hier gewinnen!—So wie Vieles hier, ist auch der amerikanische Socialismus nur Show, nur Schein! ein Aushängeschild für andere Zwecke, und ich kann leider nicht sagen, daß Menschen oder Verhältnisse hier besser wären, als in der ersten besten Stadt der Union, wo gewiß kein Mensch an Socialismus denkt. — Es ist um so nothwendiger, diese Wahrheiten hier auszusprechen, als die Außenseite des Etablissements ungemein täuscht, blendet und zu irrigen Schlüssen verleitet.—Man kann nicht sagen, daß irgend eine Ungerechtigkeit hier vorkomme und walte, aber auch keine Gerechtigkeit, Liebe oder irgend eine Idee, welche das Leben verherrlichen oder nur über das Niveau des Alltäglichen erheben könnte. Die kleinlichen Verhältnisse machen kleinliche Menschen und so wagt es kein Mensch hier, einen Schritt aus dem breit getretenen Geleise zu thun. Dies Alles zusammengenommen macht den Besuch des Phalanx auf ein paar Tage recht angenehm, aber das Leben daselbst auf die Dauer höchst langweilig. Es wird auch schwerlich besser werden. — Der Council of electors — (Wahlcollegium) besteht aus vierzehn Mitgliedern, die zumeist zu den älteren Ansiedlern gehören oder von ihnen beherrscht sind. Wenn auch dies hin und wieder nicht der Fall ist, so sind es eben Amerikaner, deren Ideengang, Nahrung und Lebensweise nicht harmoniren mit „Fremden." Die wenigen Versuche, die bis jetzt ausnahmsweise mit einigen Franzosen gemacht sind, bereut der Council schon so, daß eine principielle Opposition gegen Aufnahme irgend eines „Frenchmen" in ihm vorherrscht. Man braucht hier nur Mitglieder, die sich systematisch aushungern, d. h. mit halbem Futter vorlieb nehmen, regelmäßig ihre Arbeitsstunden einhalten und im Uebrigen sich um Nichts bekümmern; nur solche kommen auch hier aus, ohne Schulden zu machen. Die Vereinfachung des Lebens besteht nach amerikanischen Begriffen in einer Art von Kasteiung, religiöser „Aufopferung;" für uns aber besteht sie in einem „naturgemäßen Genuß" des Lebens. Dieser Zweck wird nur halb erreicht und wenn auch das Unternehmen pekuniär sicher steht, so liefert es doch für die Lösung der socialen Frage kein nennenswerthes Resultat gegen das äußere Leben. Die Chancen des Erfolges und Mißlingens sind für jeden Aspiranten dorten wie anderwärts vor-

handen und die wirklichen Mitglieder leben dorten in kleineren, weniger beunruhigenden, ängstlichen Verhältnissen; weniger dem Loose ausgesetzt, von der gewaltigen Strömung des nimmer rastenden Lebens niedergezogen zu werden; aber es dürfen in ihr ruhiges Treiben dennoch keine Zufälligkeiten eingreifen! — Zwei Monate Krankheit können Einen hier in Schulden stürzen, deren Zahlung Monate lange Entbehrungen auferlegt. — Da, wie schon erwähnt, Familien, ohne gänzliche Vernachlässigung der Erziehung ihrer Kinder, hier gar nicht existiren können, so liegt darin schon eine totale Verurtheilung des Instituts, wie es geführt wird.—Nicht das Princip, sondern der gute Wille der jetzigen Leiter und die ans Absurde grenzende Gleichgültigkeit der hier lebenden Menschen — in ihrer Majorität — werden dadurch angegriffen.— Es wären aber mehr als hinreichende Mittel vorhanden, alle diese Mängel zu beseitigen und in glänzenden Resultaten der Welt einen Weg zu lichten durch die jetzt herrschende geistige Wildniß.

P. W.

Anmerkung der Redaktion.— Wir haben die obige Mittheilung eines im New Jersey Phalanster lebenden Freundes unverkürzt und selbst mit ihren Widersprüchen abdrucken lassen, weil sie in dieser Form dem Leser jedenfalls das erforderliche Material liefert, um sich ein selbständiges Urtheil über jenen socialistischen Versuch zu bilden.

Der Korrespondent hat Recht mit seiner Ansicht, daß der Phalanster keine Lebensfähigkeit in sich trägt; aber er hat Unrecht, wenn er glaubt, daß sein Nichtgedeihen örtlichen oder persönlichen Uebelständen zuzuschreiben sei und daß es dem Princip des Socialismus deshalb nichts vergebe. Es beweist vielmehr nur, daß dies Princip in der hier geltend gemachten Form falsch ist. Es hatte ja Zeit genug sich zu entwickeln, denn eine elfjährige Existenz ist namentlich hier zu Lande mehr als hinreichend, einem lebenskräftigen Gedanken Ausdruck und Gestalt in der ihn umgebenden Außenwelt zu verleihen; allein der Phalanster mit seinen patriarchalischen Gelüsten und Anschauungen hat keinen neuen Inhalt, keine revolutionäre Kraft in sich und beweißt durch sein Fortvegetiren nur, daß er eine impotente Ausgeburt des seinem innersten Wesen nach reaktionären Fourierismus ist, der die Reorganisation der Gesellschaft vom guten Willen abhängig macht und daher zu Phantasieen und Utopieen seine Zuflucht nimmt, sobald er schöpferisch und gestaltend auftritt. Es sei hier im Vorbeigehen bemerkt, daß bis jetzt fast alle amerikanischen Socialisten Fourieristen sind, weil sie keinen Begriff von einer geschichtlichen und ökonomischen Entwicklung haben. Der Korrespondent hat ferner Unrecht, wenn er dem amerikanischen Volkscharakter hauptsächlich das Mißlingen des Phalansters in die Schuhe schiebt. Allerdings ist jener vielleicht weniger als irgend ein anderes Volk zur Lösung einer derartigen Aufgabe geeignet, allein auch an jedem Orte Europa's hätte sie mißlingen müssen. Und es ist ein guter Beweis für die gesunde Entwicklung hüben wie drüben, daß solche phantastische Sentimentalitäten, solche Produkte der mit sich selber ringenden Unklarheit an und in sich selbst zu Grunde gehen. Diese Petrefakte systematisirender Propheten können höchstens hinten im Westen, in abgeschiedenen Einöden, wo es noch gar keine Berührung mit der Außenwelt giebt, unter der Aegide eines hohenpriesterlichen Patriarchen, unter dem Drucke des rohesten Fanatismus eine Zeit lang gedeihen; sie zerfallen aber regelmäßig mit dem Tode ihres Stifters oder mit dem Erlöschen des ihnen Leben einhauchenden Geistes. New Harmony und die Rappisten in Ohio beweisen dies deutlich. Alle diese Systeme erklären aber dadurch, daß sie sich ganz außerhalb der civilisirten Gesellschaft stellen, selbst unverhohlen, daß sie nicht in diese gehören und höchstens vom Standpunkte einer Kritik der Verirrungen des menschlichen Geistes aus beurtheilt werden können.

Lebensversicherung und — Kaufleute.*)

Das Wagen liegt in der Natur der kaufmännischen Thätigkeit, und mit welcher Vorsicht immer die Größe des Risicos ausgemessen werden mag, die Verlegenheiten, in welche zu allen Zeiten auch die tüchtigsten, ehrenhaftesten und klügsten Kaufleute gerathen sind, beweisen, daß die Gefahren zum Theil unberechenbar sind. In jeder Handelsstadt findet man auf den Armenlisten Witwen und Waisen von Männern, ja man findet zuweilen sie selbst darauf, die Jahre lang an der Börse zu den ersten, in der Gesellschaft zu den beneidenswerthesten gerechnet wurden. Diese Thatsache hat etwas ungemein schmerzliches an sich. Die Armuth, welche durch einen Wechsel der Verhältnisse herbeigeführt wird, ist ungleich empfindlicher, als die angeborene Armuth, so sehr die Humanisten auch der letzteren vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden pflegen, namentlich macht sich der Unterschied dann geltend, wenn jene Armuth so weit gediehen ist, daß diejenigen, welche Unterstützung zu geben gewohnt waren, die Unterstützung beanspruchen müssen, welches bei dem Armgebornen Gewohnheitssache ist.

Es ist daher erstaunlich, daß das Gefühl, auf welcher Höhe des Glückes man immer stehen mag, solcher Gefahr ausgesetzt zu sein, nicht mächtiger ist, als der gewöhnliche Einwand, welchen der Geschäftsmann der Lebens- und Rentenversicherung entgegenstellt, der nämlich, daß auch die kleinen Summen, welche zu der Prämienzahlung nothwendig sind, im Geschäfte mehr Zinsen tragen, als bei der Versicherung!

Es ist wahr, daß, wenn der, bei dessen Tode die Versicherungsgesellschaft ein Capital zu zahlen hat, ein hohes Lebensalter erreicht, die Prämiengelder sich ihm schlecht verzinsen, es ist aber auch wahr,

*) Diese kurze Abhandlung, in der die Bedeutung der Lebens-Versicherung für Kaufleute treffend dargelegt ist, hat für Amerika besonderes Interesse, zumal in einer Zeit, in der, wie jetzt, das Unsichere und Schwankende des kaufmännischen Geschäfts uns so lebhaft vor Augen geführt wird.

A. d. Red.

daß die Lebensdauer eines Mannes nicht leicht durch andere Ereignisse in gleichem Maße verkürzt wird, als durch den unglücklichen Wechsel einer Lebensstellung, durch den Verlust seines Vermögens, durch den Schlag des Schicksals, welcher sein Ehrgefühl auf das Tiefste verletzt. Bei denjenigen, welche von solchem Unglück betroffen werden, ist daher wahrscheinlich die Versicherungs-Gesellschaft selten im Vortheil, der Versicherte hat nicht allein den Seinigen ein Capital gesichert, welches, im Geschäfte angelegt, den Gläubigern zugefallen wäre, sondern er hat ihnen auch dies Capital auf die möglichst wohlfeilste Art gesichert.

Es widerstrebt freilich dem kaufmännischen Ehrgeiz, nur den Fall seines Untergangs zu denken, wir wollen diesem Ehrgeiz auch nicht zu nahe treten, wir halten aber dafür, daß auch der tapferste General für die Möglichkeit einer Niederlage sich eine Rückzugslinie offen halten muß.

Man kann vielleicht bei der Lebensversicherung die Frage aufwerfen, ob im Falle einer Insolvenz des Versicherten die Polize nicht in die Masse fällt, dies würde aber nach allen Gesetzen dann nicht der Fall sein, wenn die Versicherung durch eine Capitalszahlung zu Gunsten von Frau und Kind in der Zeit bewerkstelligt wurde, wo die Solvenz noch unzweifelhaft war, oder wenn die Prämien von den Interessen des im Geschäfte befindlichen Capitals der Frau bezahlt werden. Jene Frage kann nur dazu aufmuntern, die Versicherung eben dann vorzunehmen, wenn sie am wenigsten nöthig zu sein scheint, und den Frauen eine Bedingung vorzeichnen, die sie aus Sorgfalt für Mann und Kinder auch dann stellen müssen, wenn sie ihr Vermögen den stolzen Wimpeln der glänzendsten Firma anvertrauen.

Die Lebensversicherung kann aber für den Kaufmann nicht nur ein Trost bei dem melancholischen Gedanken des eigenen Untergangs sein, sondern sie bietet ihm auch ein Hülfsmittel bei dem drohenden Untergange Anderer.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Kaufmann seine Schuldner, wenn sie insolvent werden, häufig mehr mit Leidenschaft, als mit Verstand behandelt, daß das menschliche Gefühl der Gereiztheit bei einem Verluste viel öfterer, als die ruhige Ueberlegung der Möglichkeit, diesen Verlust zu verkleinern, das Votum in den Versammlungen der Gläubiger bestimmt. Dies mag zum Theil erklärlich und entschuldbar sein in Fällen, wo der Schuldner offenbar keinen andern Zweck hatte, als den, Schulden zu machen, anders ist dies aber gegenüber von Schuldnern, deren Geschäft vielleicht seit Jahren bestanden, eine Kundschaft erworben, einen regelmäßigen Umsatz erreicht, eine Familie ernährt hatte. Wenn ein solcher Schuldner durch Unglucksfälle oder selbst durch einen einzelnen eigenen Fehler seinen Gläubigern eine Unterbilanz vorlegen muß, dann ist es ein wahrer Vandalismus, das Geschäft des Schuldners zu zerstören, oder durch ein Arrangement demselben das Betriebscapital zu entziehen. Bei solch' einem Geschäft ist es unter zehn Fällen neunmal möglich, es durch die Lebensversicherung zu retten, wenn die Gläubiger vorziehen, anstatt der wenigen Procente, welche der Concurs im glücklichen Falle überläßt, das ganze ihrer Forderung in späteren Jahren zu empfangen und inzwischen nichts als die Zinsen jener Procente zu verlieren, bei welchem letzteren Verlust es immer zu berücksichtigen ist, daß dadurch ein Geschäftsfreund erhalten, und in neuen Geschäften mit ihm eine Gelegenheit zu neuem Gewinn geboten wird.

Wenn aber für die Kaufleute die Lebensversicherung ein Anker für Stürme des Lebens ist, die jeder für unwahrscheinlich hält, und ein Mittel, Verluste zu vermindern, so ist sie für das Personal in kaufmännischen Geschäften ein Schutz gegen Sorgen, die leider beinahe zu den Regeln zu rechnen sind.

Viele Commis, ausgezeichnete Correspondenten, tüchtige Buchhalter haben weder die Absicht noch die Mittel, sich jemals selbst zu etabliren, je mehr ihre Neigung sie an große Unternehmungen fesselt, desto weniger können sie ohne große Capitalien eigene Geschäfte anfangen, je mehr es Sitte wird, in ihnen nicht die jeder Laune unterworfenen Diener, sondern die Freunde des Principals zu erblicken, desto weniger hat die sogenannte Selbständigkeit allein einen Reiz für sie.

Solche Gehülfen werden meistens gut bezahlt. So lange sie ihren Platz ausfüllen können, haben sie für ihre Existenz wenig Sorgen, so lange sie leben, sind meistens ihre Familien gesichert. Oft aber versagen im Alter die Kräfte, es reichen die Fähigkeiten nicht mehr hin, die bisherige Stellung zu behaupten, die bisherigen Dienste sind vergessen, irgend ein kleiner Gnadengehalt ist der seltene und höchste Ausdruck der Dankbarkeit des Principals, welcher, genau betrachtet, zu solchen Opfern gar nicht verbunden ist, da in dem Vertrag zwischen Principal und Commis die gegenseitige Nützlichkeit abgerechnet, und mit dem Vertrag die gegenseitige Verpflichtung gelöst ist. Oft auch ruft der Tod den treuen Arbeiter von seinem Pulte ab, und so groß sein Erwerb gewesen sein mag, die Hinterlassenen sind ohne Mittel zu ihrer Erhaltung.

Freilich wird ein weiser Mann auch die guten Einnahmen, welche er als Commis genießt, nicht ganz aufzehren. Er wird seine Ausgaben einschränken, um für die alten Tage oder für die Seinigen etwas zurücklegen zu können, gewöhnlich gewährt der Principal den Vortheil, daß er solche Ersparnisse etwas höher, als andere Gelder in seinem

Geschäfte verzins't. Wie viel Jahre muß aber erspart werden, um für das Alter ein Capital zu erwerben, dessen Zinsen einer Pension gleichkommen, wie viel Jahre, um ein Capital zu sammeln, welches nach dem Tode des Sparers die Familie ernähren kann! Und welche Sicherheit ist vorhanden, daß nicht Krankheit das Sparen unmöglich macht, daß nicht der Tod der Anhäufung des Capitals zuvorkommt, welches den Geliebten vermacht werden sollte? daß nicht das Ersparte in den Geschäften des Principals einmal verloren geht?! Wahrlich diesen Gefahren gegenüber hat der Vorwurf vollkommene Berechtigung, daß die Handlungsgehülfen das eigene Interesse und das der Ihrigen vernachlässigen, indem sie verabsäumen, von dem Versicherungswesen Nutzen zu ziehen!

Die goldenen Vließe der Neuen Welt.

Von J. G. Kohl.

(Für die Monatshefte.)

Selten setzen sich die Völker von bloßer Wanderlust getrieben in Bewegung, noch seltener aber, um etwa geographische Entdeckungen zu machen, oder um die gelehrte Kenntniß der Natur zu vermehren. Vielmehr sind in der Regel reellere Dinge, beabsichtigte Eroberungen, lockende Schätze, zu hoffender Gewinn an Geld und Gut die eigentlichen Triebfedern, welche sie aus ihren heimathlichen Sitzen in die Ferne treiben. Jene Lust zum Wandern und Abenteuern kommt dann nur als etwas Sekundäres hinzu, und die Entdeckung der Welt, die wissenschaftlichen Belehrungen, die Kenntniß der großen, schönen Schöpfung wird dann nur als ein gar nicht beabsichtigtes, fast nur als ein zufälliges Resultat gewonnen.

Als Alexander der Große den ganzen Orient erobernd bis nach Indien durchzog, erglühte sein Geist nur von heroischem Rachemuthe gegen den Perserkönig, den er für alles das den Griechen angethane Unrecht züchtigen wollte. Er und seine Soldaten waren es sich wohl wenig bewußt, daß ihr mit Blut, Brand und Zerstörung bezeichneter Zug einst den Naturforschern und Cosmographen Griechenlands als eine Wanderung von Lichtträgern, gleichsam als ein weitleuchtender Blitz erscheinen sollte, der auf ein Mal einen großen Theil der bewohnten Erde enthüllte, und der eine Menge von Ländern, Gebirgen, Wüsten und Strömen den Landkarten des Ptolemäus hinzufügte.

Als die griechischen Argonauten für ihren eigenen Säckel das schwarze Meer und den Caucasus entdeckten, dachten sie wenig daran, dadurch dem Strabo oder sonst einem andern spekulirenden Stubengelehrten in die Hände zu arbeiten. Sie hatten vielmehr das schöne und berühmte Vließ von Gold vor Augen, das in den fruchtbaren und produktenreichen Thälern von Colchis und Armenien aufgehängt war.

Ich habe schon oft darauf hingedeutet, daß auch Amerika von vornherein seine goldenen Vließe, seine Produkte, Schätze und Waaren gehabt hat, welche als Reizmittel dienten, und denen nachstrebend, die Völker alle Partieen jenes großen Welttheils ausspürten Es kommt hier nun darauf an, die amerikanischen goldenen Vließe und die Stärke und Art ihres Einflusses auf den Gang und den Fortschritt der Entdeckungen an einigen Beispielen etwas näher nachzuweisen.

Es gibt große Striche von Amerika, deren Entdeckung wir einzig und allein einer gewissen Waare verdanken. Zuweilen wurde dieses oder jenes Produkt das Ziel aller Bestrebungen, gleichsam das Tagesgeschrei. Alle Expeditionen richteten sich nach der Gegend, wo man dieses modige Erzeugniß finden zu können glaube. Die Richtung der Reiserouten wurde ganz nach der wirklichen oder supponirten Lage dieses Zieles bestimmt, und vielen anderen oft eben so nützlichen Dingen ging man dabei aus dem Wege oder fand sie nur unabsichtlich auf. Das glänzendste Beispiel dieser Art geben gleich die Waaren, welche von vorneherein gleichsam auf der Fahne der ersten Amerika-Fahrer geschrieben standen, die Specereien Ost-Asiens nämlich und seine anderen kostbaren Produkte. Die Gewürz-Inseln, China, Ostindien, das waren die Ziele, denen die Amerika-Fahrer zustrebten, und nach deren Situation sie ihre Reiseroute einrichteten.

Darum segelte Columbus immer westwärts. Der Specereien und Katai's wegen gab er auf der zweiten Reise seine nordwestliche Richtung längs Cuba, die ihn beinahe nach Mexico geführt hätte, auf, weil er glaubte, sie bringe ihn zu weit nach Norden. Um jener Specereien willen unternahm er seine vierte Reise westwärts zum Isthmus von Panama, an dem er sich und seinen Schiffen, um durchzubringen, den Kopf vergebens wund stieß.

Sebastian Cabot, Magelhaens, ja alle die ersten großen Entdecker Amerika's hatten dieselben Waaren, dasselbe leuchtende Ziel im Sinne, und darnach ordneten sie ihre Course. Die amerika-

nischen Länder schienen ihnen dabei anfänglich eher ein Hinderniß, dem sie bloß aus dem Wege gingen, als das Ziel, dem sie zustrebten. Daher nannte man auch alle diese Fahrten, obwohl sie großentheils nur wegen der dabei gemachten amerikanischen Entdeckung eine historische Wichtigkeit erlangten, nicht amerikanische Unternehmungen, sondern Specerei-Expeditionen, oder Molukken-Fahrten. Die Begierde nach den indischen Kostbarkeiten hat den Fortgang der Entdeckung Amerika's sowohl behindert als gefördert. Sie bewog den Magelhaens, nachdem er seine Straße durchfahren hatte, sogleich westwärts über den Stillen Ocean zu segeln, da er das reiche Peru gefunden haben würde, wenn er statt dessen seinen Cours nach Norden gerichtet hätte.

Noch lange nach Columbus und Magelhaens waren die Gedanken und Blicke der Spanier westlich gerichtet, und sie organisirten alsbald, da sie an den Küsten der Südsee angekommen waren, ihre Schifffahrt zu den Molukken und Philippinen, ließen dabei aber den Norden Amerika's aus den Augen, und verloren darüber das goldreiche Californien und vieles Andere.

Nachdem in der neuen Welt selbst eine Menge schätzenswerther Dinge gefunden waren, derentwegen es sich lohnte, etwas zu unternehmen, erhoben sich dann auch in dieser selbst verschiedene glänzende Zielpunkte, denen man zusteuerte und die gleichsam die Focus, um die sich alle Anstrengungen drehten, wurden.

Man könnte fast die ganze große Entdeckungsgeschichte Amerika's als eine verkettete Reihe von Argonauten-Fahrten betrachten, von denen jede ihr besonderes goldnes Vließ hatte, jede ihre besondere Gruppe bildet. Oft waren diese goldenen Vließe bloß eingebildete Phantome, deren fabelhafter Ruhm die Vorsehung gleichsam unter den Menschen verbreitet zu haben schien, um sie zu Entdeckungen anzutreiben und gleichsam zu zwingen. Die Auffindung und Erlangung neuer und schöner Länder, in denen man wohnen und leben konnte, war dann gewissermaßen das unbeabsichtigte und zufällige Resultat, zu dem die Entdecker gelangten, wie die Alchymisten bei ihrem Suchen nach dem Stein der Weisen zu den nutzbaren Erkenntnissen der Chemie.

Nach Florida segelten die Spanier, weil sie glaubten, dort die Quelle der Jugend, den fabelhaften Fluß von Bimini, finden zu können. Ein großer Theil der Ströme Süd-Amerika's wurde entdeckt, weil man sie für Wege hielt, die zu dem Sitze des unermeßlich reichen Goldkönigs führten.— Es gibt fast keinen Theil Amerika's, in dem man nicht irgend ein Haupt-Produkt als den eigentlichen Angelpunkt seiner ganzen Entdeckung nennen könnte. Canel zu suchen rückte Gonzalo Pizarro von den Anden in das Innere des Amazonen-Landes hinab, und fast jeder Nebenfluß des Amazonas hat seine ihm eigene Pflanze, die ihn berühmt und bekannt gemacht hat. Der Cacao-Strauch ist die Pflanze, welche uns die meisten Nebenflüsse dieses großen Systems erschlossen hat. Die ganze Geschichte der Entdeckung des Nordwestens von Amerika dreht sich vornehmlich um das kleine aber kostbare Pelzthier, das die Zoologen lutra marina (die Seeotter) nennen, und der ganze weite Norden wurde nur um der Biber, der Marder, der Bären und anderer Pelzthiere wegen durchspürt.

Der Perlenfang brachte die Entdeckung der ganzen, der Reihe der Perlen-Inseln gegenüberliegenden Nordküste Süd-Amerika's in Gang. Leider hat auch die schändliche Menschenjagd und der Sklavenfang, wie viele Striche Afrika's, so auch mehrere der neuen Welt zuerst erschlossen. Der große Rio Negro in Süd-Amerika ist anfänglich fast bloß deßwegen von den Portugiesen erspäht worden, um die armen Anwohner seiner Ufer in die Sklaverei zu entführen. Auch viele Theile der Küsten der Vereinigten Staaten wurden anfänglich nur des Menschenraubes wegen besucht.

Auch der Fischfang hat sich seine eigenen Verdienste bei der großen Angelegenheit, die uns beschäftigt, erworben. Die Stockfische und die andern Wasserthiere, die sich so zahlreich auf den großen Bänken bei Newfoundland versammeln, haben die Franzosen und Biskayer an die Mündung des großen Lorenzo hinübergeführt, dessen früheste Kunde von den Stockfischfängern ausgebreitet und getragen wurde. Die Wallfische haben uns weit in den Norden hinausgelockt. Bei ihrer Verfolgung wurde die Umgegend der Grönländischen See entdeckt, und als diese armen geplagten Thiere sich später in die höchsten Winkel und Busen der Baffins-Bai versteckten, da gingen wir ihnen auch dorthin nach und sie trugen durch diese Flucht nicht wenig dazu bei, alle unsere späteren arktischen Entdeckungen zu veranlassen und zu fördern.

Ich sage demnach also, fast alle die Unternehmungen und Fahrten, die wir in unserer Geschichte der neuen Welt als Entdeckungsreisen betrachten und bezeichnen werden, sind nur sehr uneigentlich und sehr theilweise solche ächte Entdeckungsreisen, es sind größtentheils Eroberermärsche oder Jagdzüge, Sklaven-, Pelzthier- oder Wallfischjagden, Gold- oder Diamanten-Such-Expeditionen.

Erst in neuester Zeit, wo ein großer Mann es ausgesprochen hat, daß auch Wissenschaft Macht und Kraft und so gut wie Goldeswerth sei, erst in

unserem und dem vorigen Jahrhundert, wo namentlich in Folge der Entdeckung und Besiedlung der neuen Welt die Wißbegierde ein so mächtiger Hebel, wo namentlich die Naturkunde fast eine Leidenschaft — eine höchst edle Leidenschaft — der Völker geworden ist, haben denn auch die Wissenschaften nicht nur nebenher ihre Aernte gehalten, vielmehr haben sie sich selbst mit an die Spitze stellen können, und wir haben dann eine Menge rein wissenschaftliche Reisen erlebt, bei denen Entdeckung und Erforschung die Hauptsache war, und bei denen dann umgekehrt hintendrein der Kaufmann und Spekulant als Aehrenleser den Gelehrten folgten.

Die Antriebe der Menschen zum Handeln sind indeß in allen Beziehungen gemischter Natur und sind dies von jeher gewesen, selbst der gierige Goldsucher empfindet doch auf seinem Zuge durch die Gebirge noch andere Regungen und Reize, die ihn auf seinem Wege begleiten und unterstützen. Wir wollen daher auch durch das Gesagte keiner Klasse von Entdeckern zu nahe treten, und namentlich auch nicht den ersten spanischen Entdeckern, die man, so viel Tadel sie auch verdienen mögen, doch zuweilen etwas zu schwarz geschildert hat. Indem man sie uns als bloße gierige Goldsucher darstellte, hat man ihre Geschichte eines großen Theiles des Interesses, das sie darbietet, beraubt. Wer ihre Unternehmungen, ihre Berichte und Aeußerungen näher studirt, dem wird es nicht entgehen, daß auch diese Conquistadoren zum Theil selbst von einem wahren und edlen Entdeckersinne belebt waren, daß sie ihre Freude an der Natur und allen den sich ihnen darbietenden neuen Erscheinungen hatten, daß sie zum Theil selbst Schriftsteller wurden und die neue Welt und ihre Wunder mit glühenden Farben schilderten; und daß fast immer ihre gewaltige Gold- und Ländergier einen Heldenmuth in ihnen aufrief, der dann oft auch noch so zu sagen über sein nächstes Ziel hinausging, und sie Thaten verrichten machte, für die sie unsere Bewunderung und zum Theil sogar unsern Dank verdienen.

Einen nicht geringen Antheil an der Entdeckung Amerika's hatte von vornherein die Begierde, welche sowohl die Entdecker und Conquistadoren selbst, als auch die sie ins Feld schickenden Könige beseelte, die in der andern Welt gefundenen Heiden für's Christenthum zu gewinnen. Der Bekehrungseifer war einer der Haupthebel aller Unternehmungen. Anfänglich machten die Herren, die das Schwert führten, oft auch selbst die Prediger und Täufer in den Wüsten. Später traten verschiedene Mönchsorden der katholischen Kirche, namentlich und vor allen Dingen die Jesuiten dazwischen, und die Blüthezeit der Entwicklung ihrer Bestrebungen folgte meistens der militärischen oder heroischen Zeit der Conquistadoren. Die spirituelle Conquista, wie die Spanier dies nannten, folgte meistens der weltlichen. Und überall, wo der militärische Entdeckungsgeist schon vorgedrungen war, traten dann die Mönche und namentlich die Jesuiten an die Spitze und setzten das mit dem Schwert angefangene Werk mit dem Kreuze und dem Taufbecken in der Hand fort. Bekehrungseifer und Gottesfurcht erfüllte diese Herren der Kirche mit eben so starkem Muthe, mit eben solcher Kühnheit, wie Golddurst und Eroberungslust die Männer des Schwerts. Die erste Entdeckung und Besiedlung vieler großer Flüsse und Länderstriche, sowohl in Süd- als auch in Nord-Amerika, ist von den Jesuiten in's Werk gesetzt.

Sie haben als bewunderswürdige Apostel eine Menge von Wildnissen zuerst betreten, haben dort die Eingebornen in Dörfern vereinigt, ihre Sitten, ihre Künste, ihre Sprache studirt, und haben der Welt dann die interessantesten Aufschlüsse über dies Alles gegeben. Ihr Werk ist namentlich in Süd-Amerika die Erforschung der großen Ströme Parana und Uruguay, der weiten Wüsten, die zwischen dem La Plata-Strome und den Anden liegen. Sie haben die wässrigen Striche, welche im Osten von Peru sich ausbreiten, und die jetzt einen Hauptheil der großen Republik von Bolivia bilden, zuerst mit Anbau, mit Dörfern und mit Heerden europäischer Rinder erfüllt. Sie allein haben das Innere von Californien erschlossen. Französische Jesuiten entdeckten und beschrieben zuerst die entferntesten der großen canadischen See'n, und ein Jesuit war es, der von allen Europäern zuerst auf dem Mississippi hinabfuhr.—Im Ganzen aber muß man sagen, daß es fast keinen Theil der neuen Welt giebt, an dessen Entdeckungsgeschichte sich dieser merkwürdigste aller geistlichen Orden der katholischen Kirche nicht betheiligt hätte.

Auch bei den späteren Entdeckungen protestantischer Völker hat die Freude an der Bekehrung und Belehrung der Eingebornen zuweilen wesentlich mitgewirkt.

Der Wiederentdecker, der Columbus Grönlands, Egede, war ein norwegischer Prediger. Er führte dort im Verein mit den deutschen Herrnhutern eine wahre spirituelle Conquista aus. — Unsere Herrnhuter Missionäre haben sich wie um Grönland, so auch um Labrador, wohin sie ihre kleinen wohlthätigen Kolonien unter vielfachen Drangsalen ausbreiteten, ein bedeutendes Verdienst erworben. Auch sind viele Ausflüge ihrer Prediger von ihrem berühmten Centralpunkt Bethlehem in Pennsylvanien aus über die Alleghanygebirge in's indianische Westland hinaus wahre Entdeckerreisen gewesen. Der berühmte Reisende Heckewälder und viele andere sind aus ihrer Mitte hervorgegangen.

Die Entdeckung und Bepflanzung des Innern von New England ist fast ganz durch protestantische Prediger ausgeführt, welche sich halb als friedliche Missionäre, halb als Parteiführer oder gelegentlich auch als Kriegschefs und Conquistadoren an die Spitze einer kleinen Truppe stellten, und bald an diesem Fluß, bald an jenem Meerbusen die kleinen kirchlichen Gemeinden und Missionen gründeten, aus denen jetzt die Staaten und Städte Neu Englands hervorgewachsen sind.

Penn und seine Quäker liefern ein anderes Beispiel von Entdeckung und Kolonienstiftung, welche wenigstens zum Theil aus Bewegungen religiösen Eifers der Protestanten hervorging.

Auch viele der neuen Reisenden, die aus den Vereinigten Staaten aussetzten, sind kirchliche Missionäre, Sendlinge und Boten der großen in New York, New England 2c. begründeten Missionsgesellschaften gewesen.

Georg Bancroft's Rede

bei der Jubelfeier der New Yorker historischen Gesellschaft.

Die New Yorker historische Gesellschaft erfreut sich trotz ihres erst 50jährigen Alters bereits eines Rufes, der über die Grenzen der Union hinaus in die Pflanzstädte älterer Institute dieser Art in der alten Welt gedrungen ist, noch mehr aber sind die Namen einzelner ihrer Mitglieder bekannt, von denen mehrere zu den glänzendsten Sternen am Horizonte der Wissenschaft gezählt werden müssen. So Fulton, Livingston u. A. Unter den gegenwärtigen Gliedern derselben nimmt Bancroft unstreitig den ersten Platz ein. Die Wahl desselben zum Festredner bei der Jubelfeier der Gesellschaft am letzten 20. November war daher völlig gerechtfertigt. Die englische Presse New Yorks verbreitete diese Rede auch nach allen Theilen der Union und durch die New Yorker Staatszeitung gelangte sie sogar zur Kenntniß des größeren deutschredenden Publikums. Sie ist ein bedeutendes Dokument, sowohl durch ihren Verfasser, als durch die Gelegenheit bei der sie gehalten wurde. Ist doch Bancrofts Geschichte Nordamerika's auch in deutscher Sprache gekannt und gelesen und die Existenz der historischen Gesellschaft New Yorks für jeden Freund der Wissenschaft eine erfreuliche Bürgschaft für die Pflege und kommende Blüthe derselben in der neuen Welt. Mit solchen Anschauungen nahm wohl Jeder das Blatt zur Hand, das ihm die „Festrede Bancrofts" brachte. Wie aber lautet diese Rede? War sie wirklich die Verkünderin einer neuen, höheren Stufe der historischen Wissenschaft, wie sie unbeengt von den Vorurtheilen und Fesseln der alten Welt auf dem freien Boden Amerika's erwachsen konnte und sollte? In der That, wir mögen noch so freundlich gesinnt sein, noch so viel Achtung vor dem Schreiber der nordamerikanischen Geschichte hegen, wir können nur sagen, daß in jener Rede von einer solchen Verkündigung sehr wenig Spuren zu bemerken sind. Vielmehr erinnert uns die Rede fast in jedem Worte an die Anschauungen der alten historischen Schule Europa's und nicht einmal an die erleuchtetsten Vertreter derselben. Besonders erinnert sie uns an ein deutsches Buch, das seiner Zeit viel Aufsehen machte, dessen historische Schwächen eben gegenwärtig vollkommen aufgedeckt sind und fast von Niemand mehr geleugnet werden. Es ist dieß des sächsischen Oberhofpredigers von Ammon „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion." Abgesehen von dem Rückblicke auf die Geschichte der letzten 50 Jahre, die hauptsächlich von den Fortschritten der Mechanik und Technik handelt, ist die ganze Rede eine Art Predigt, deren Thema die Nothwendigkeit, Wirklichkeit des Fortschreitens der Menschheit und die Aussichten für die Fortdauer desselben ist. Als Argument für diesen Fortschritt dient dem Redner wesentlich die Verkündigung „der Wahrheit von einem dreieinigen Gotte" und die wachsende Verbreitung dieses Glaubens an diese „Wahrheit." Das ist gewiß eine ganz biblische Theorie der Geschichte, die dem orthodoxen Christen Bancroft alle Ehre machen mag, aber der Historiker Bancroft, der die Vergänglichkeit der Religion aus der Geschichte selbst kennt, der da wissen muß, und dieß in seiner Rede selbst erwähnt, daß die Erkenntniß der Menschheit ewig fortschreitet, der sollte eine solche Theorie von „ewigen Wahrheiten" nicht hinstellen, wenn er sich nicht selber schlagen will. Wie viel ewige, heilige Wahrheiten sind nicht schon durch die fortschreitende Erkenntniß der Menschheit umgestoßen worden? Ein Historiker, der an die ewige Wahrheit dessen glaubt, was wir jetzt für wahr halten, leugnet den Fortschritt der Menschheit in der Entdeckung neuer, größerer Wahrheiten viel mehr, als er ihn anerkennt. Seine Anschauung der Geschichte ist eine kleinliche, er mag noch so sehr von ihrer Großartigkeit sprechen. Und was Herr Bancroft sonst noch sagt von dem Berufe der Union, die Welt zur Erlangung der Freiheit durch die Schönheit des Beispiels aufzumuntern, an den wir auch glauben, so verliert dieses Wort sehr viel von seinem Werthe, wenn die Bankroft'sche Anschauung der Geschichte die herrschende in der Union werden sollte. Und was sollen wir sagen, wenn der Hi-

storiker Bancroft sich sogar dazu herbeiläßt, hypersentimentalen Leuten die beruhigende Versicherung zu geben, daß Christus nicht blos die irdischen Menschen erlöst habe, sondern auch für die „intelligenten" Wesen auf andern Planeten, die dort existiren sollen, gestorben sei.

Solche Spielereien in der Festrede zu finden, wundert uns um so mehr, als der realere Theil vielfache Lücken enthält, die auszufüllen sicher wichtiger gewesen wäre. So zählt Hr. Bancroft die Völker auf, die der Union zu ihrem jetzigen Charakter verholfen haben. Er geht dabei so minutiös zu Werke, daß er sogar das russische Seerecht nicht vergißt, das die Union adoptirt hat. Fast alle Völker der alten Welt sind genannt, nur die Deutschen scheinen nach Bancroft der Union nichts mitgebracht zu haben; daß von dort aus die protestantische Wissenschaft ihren Ursprung fand, von der Hr. Bancroft selber sein Wissen herleitet, ja daß Deutschland der Herd des Protestantismus selbst war, von wo er erst nach England und Amerika überging, davon wußte Bancroft nichts zu sagen. Eben so wenig fiel ihm ein, was das deutsche Element in der Union nur für das Aufblühen der musikalischen Kunst in Amerika gethan hat und noch thut. Ging doch Hr. Bancroft bis nach Indien um die Großmutter der englischen Sprache aufzusuchen, worunter er wohl das Sanskrit meinte, als ob die deutsche Sprache, als ihre Mutter, gar keiner Erwähnung werth sei. Wir wissen nicht, ob etwa die Rücksichten auf die Know Nothings, oder auf die streng-puritanische Gesinnung der weiblichen Zuhörerinnen oder ihrer Seelsorger oder was sonst Hr. Bancroft bewogen hat, seinen Vortrag also einzurichten, Rücksichten sind es sicher gewesen, denn schon bei Unterdrückung der ersten freisinnigen Auflage der ersten Bände seiner Geschichte bewies Hr. Bancroft, daß er Rücksichten zu nehmen versteht. Für alle diese Mängel kann die blühende Sprache der Rede und die Gewähltheit des Ausdruckes, die darin zu bemerken, schwerlich entschädigen. Die New Yorker historische Gesellschaft aber wird sicher einen höheren Gesichtspunkt für ihr Wirken zu gewinnen wissen, als ihr dießmaliger Vertreter bei der 50jährigen Jubelfeier.

H. L.

Literatur.

Zur deutsch-amerikanischen Literatur

hat Herr Friedrich Kapp in New York einen werthvollen Beitrag durch seine kürzlich in Göttingen in Deutschland (G. A. Wigand) und in N. Y. (L. W. Schmidt) erschienene Schrift geliefert:

Die Sklavenfrage in den Ver. Staaten. Geschichtlich entwickelt rc.

Bevor wir näher auf den Inhalt des Buches eingehen, müssen wir anerkennend vorausschicken, daß aus der ganzen Schrift ein großer Fleiß und eine Kenntniß der Geschichte der Union hervorleuchtet, die wir allen unseren dentschen Landsleuten Amerika's wünschten. Herr Kapp ist erst seit einigen Jahren in der Union, er übertrifft aber in Kenntniß der Landesgesetze und Geschichte so Manchen, der länger im Lande ist. Unwillkührlich fallen uns dabei manche Literaten ein, die über die hiesigen Verhältnisse die unmotivirtesten Urtheile fällen. Sie können sich getrost an dem Studium, das diese Schrift schuf, ein Beispiel nehmen. Es würde um die politische Selbständigkeit der Deutschen in der Union weit besser stehen, wenn sie sich etwas mehr in der Geschichte ihres neuen Vaterlandes umsähen. Das Lesen der Kapp'schen Schrift wird ihnen dazu behülflich sein. Trotz aller gründlichen Studien ist aber „die Sklavenfrage rc." nicht ohne ein gewisses Vorurtheil geschrieben. Vielleicht daß dies daher kommt, daß der Verf. „als Fremder, aber nicht als Amerikaner, geschweige denn als Deutsch-Amerikaner," wie er im Vorwort sagt, „sich vom ersten Tage seiner Ankunft an stets gefühlt hat." Dieses Gefühl, trotz eines mehrjährigen Aufenthalts und vielfacher Beziehungen zu dem Lande, kann unmöglich auf eine günstige Beurtheilung desselben wirken.

Auch begegnen wir gleich in dem ersten Capitel einer Anschauung des amerikanischen Lebens, die uns den specifischen Europäer im Verfasser klar zeigt. Er adoptirt da den Hegel'schen Ausspruch: „Was sich bis jetzt hier ereignet, ist nur der Widerhall der alten Welt und der Ausdruck fremder Lebendigkeit," nicht blos für die Zeit, in der er gethan wurde (Hegel starb 1831), sondern er setzt hinzu: „Und er hat Recht bis auf den heutigen Tag." Die Unrichtigkeit einer solchen Auffassung der amerikanischen Zustände leuchtete übrigens dem Vrf. der „Sklavenfrage" im Verlauf seiner Arbeit ein. Im Beginn des 12. Capitels urtheilt er schon weit besser folgendermaßen:

„Die amerikanische Gesellschaft und die Existenz dieses Staatenbundes stützt sich auf den Individualismus. Dies ist der einzige, aber auch der große Unterschied zwischen Europa und den Vereinigten Staaten. Während dort auf höheren Befehl oder nur mit hoher obrigkeitlicher Be-

willigung Länder und Völker geschaffen werden, hat sich hier „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“ selbst einen Staat aufgebaut. In Europa wird alle Civilisation, Bildung, ja selbst Industrie von Oben herab durch die Staatsorgane in das Volk eingeführt; hier hat jedes Individuum sie frei mit sich gebracht, ganz unabhängig vom Staate und unbekümmert um ihn.“

In diesen Worten liegt eine so vollständige Anerkennung des selbständigen, von Europa und dessen historischer Entwickelung unabhängigen Seins, daß wir nicht begreifen, wie der Verf. trotzdem den Hegel'schen Satz aussprechen konnte. Es würde uns zu weit führen, die Frage, ob „Amerika sich freiwillig oder unfreiwillig in der Peripherie des Kreises bewegt,“ dessen „Centrum der weltgeschichtlichen Entwickelung“ Europa ist, zu erörtern. Der Verf. enthebt uns auch dieser Arbeit durch seinen eigenen Widerspruch im oben angeführten 12. Capitel seiner Schrift. Das Hinkende seiner Parallele des Streites zwischen dem Norden und Süden der Union und dem Kriege im Orient fühlt der Verfasser selbst, er hätte den Krieg zwischen den Kaffern und England mit demselben Rechte damit vergleichen können. Glücklicher ist der Verf. in der Eintheilung der beiden Perioden der Geschichte der Union, in die „der Ideen ohne Baumwolle“ und der „Baumwolle ohne Ideen.“ Mit gewissen Einschränkungen ist diese Eintheilung nicht unrichtig. Den eigentlichen Kern des Buches bildet die Schilderung des allmähligen Wachsthums der Sklaverei oder vielmehr ihres politischen Einflusses auf die Geschicke der Union, nachdem die Periode ihrer Einschränkung vorüber war. Das ist der werthvollste Theil. Er bietet ein mit Lebhaftigkeit und richtiger Färbung ausgeführtes historisches Gemälde, in dem uns besonders die Charakteristik Calhoun's angezogen hat, des ächten Aristokraten des Südens, von ehrenwerthem Charakter, aber durchweg vom herrischen Geiste der großen Grund- und Menschen-Gebieter beseelt. Nicht minder gelungen scheint uns die Charakteristik des pfiffigen Webster, des smarten Politikers. Die Nachtheile auf die Entwickelung und Cultur der Sklavenstaaten im Gegensatze zu den freien weist der Verf. durch statistische Belege nach. Weniger verbreitet er sich über die moralischen Nachtheile, welche die Sklaverei auf die weiße Bevölkerung des ganzen Südens, nicht blos auf die Sklavenhalter selbst ausübt. Ein tieferes Eingehen in dieses Thema wäre zu wünschen gewesen; denn die Sklaverei ist, trotz einzelner Grausamkeiten, die gegen Sklaven begangen werden, doch sicher ein größeres Uebel für die Weißen, als für die Schwarzen selbst. Sie ist die Mutter des Despotismus, der Brutalität, des junkerhaften Uebermuthes und anderer Fehler, die sich so oft unter den Südländern zeigen. Unwillkührlich muß man an diese Südländer denken, wenn man das amerikanische Volk, ein Volk von Königen nennen hört. Allerdings sind das Könige, diese Südländer; es steckt nur zu viel Königliches in ihnen!

Auch die gegenwärtigen Pläne des Südens und ihre Entstehung stellt der Verf. passend zusammen, und seine Schlüsse über das Gefahrdrohende derselben theilen wir vollkommen.

Am letzten Capitel fällt Hr. Fr. Kapp ein Urtheil über die Bedeutung der Regierung in der Union und ihren Einfluß auf das Volk, und übe die Bedeutung der Constitution. Von ersterer sagt er sehr wahr:

„Eine Regierung, wie die augenblicklich in den Ver. Staaten herrschende, würde zweifelsohne in einem europäischen Lande durch ihre nachtheiligen Einwirkungen das Volk längst verdorben und ähnlich den Republiken des Mittelalters alles öffentliche Leben auf eine intrigante Adelsoligarchie beschränkt haben. Allein das ist hier unmöglich, weil eben die Regierung gar keinen bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung des Volkes hat. Dieses hat überall die Mittel, sich selbst zu helfen, es bedarf gar keiner Regierung, und wenn es auch eine hat, so liegt die Initiative in ihm und nicht in Washington.“

Die Bedeutung der Constitution schlägt der Verf. dagegen zu gering an. Obgleich in ihren Principien mehrfach verletzt, steht sie doch nicht blos auf dem Papier, wie er meint. Die „Know Nothings“ würden sich wahrlich nicht solche Mühe geben, ihre Abänderung zu verlangen, wenn die Bestimmung der „Religionsfreiheit für alle Kirchen und Sekten“ und der Naturalisation der Eingewanderten nach fünf Jahren „blos auf dem Papiere“ stände. Man muß das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Auch der Spott auf den „angeblichen jungen Riesen“ (die Union), kommt wohl auch auf Rechnung des „Fremden,“ denn selbst, wenn Amerika der „junge Riese“ nicht ist, so ist es doch noch weniger ein alter Goliath, den ein „David“ überwinden könnte.

H. L.

Zur anglo-amerikanischen Literatur.

Glanz und Elend.

Von Frau Ann S. Stephens. *)

London, im October. — Glanz und Elend — „Fashion und Famine.“ Wie nahe liegen diese Contraste oftmals beisammen in der

*) Vergl. Fashion and Famine. By Mrs. Ann S. Stephens New York, 1854.

der alten wie in der neuen Welt, auf dem Markte der großen Hauptstadt, wie in der Einsamkeit des Landlebens, wo an dem Eisengitter des reichen Grundbesitzers das bleiche Bettelweib kauert, oder auf dem kargen Gütchen des Bauers der satte Städter sich eine leichtere Digestion erjagt.

„Glanz und Elend — Fashion und Famine" ist der Titel des amerikanischen Romans, der sich, wie fast alle Producte der überseeischen Romanliteratur, wie „Onkel Tom" und der „Lampenputzer", hier in England der ungeheuersten Verbreitung erfreut.

Es fragt sich: was sichert dem Roman diese Verbreitung in zehntausend Exemplaren? Ist es wirklich literarisches Verdienst, was ihm diesen großen Leserkreis erworben? Da müssen wir denn gestehen, daß von literarischem Verdienste nur in sehr bedingtem Maße die Rede sein kann. Die Verfasserin apologisirt in der Vorrede vor dem Publicum: „es sei ihr erster Roman — an dem Siechbett eines geliebten Bruders, den ihre Feder ernährt, geschrieben;" „sie sei ein Weib, und gegen Frauen benehme sich ja der Amerikaner immer gentlemännisch" 2c. Sie muß also wohl selbst gefühlt haben, daß ihre Production an bedeutenden Fehlern laborire, und so ist es wirklich. Daneben muß man freilich sowohl in der Anlage des Ganzen, in Erfindung und Combination sowohl, als in der Colorirung und Ausmalung einzelner Details ein unverkennbar bedeutendes Talent anerkennen, das nur noch allzu wild und naturwüchsig einherläuft, und der Zucht und Schule der Kritik bedarf. Frische der Darstellung, glücklich und keck entworfene Genrebilder muthen uns in dem langathmigen Opus hier und da gar erquicklich an; aber das raffinirt Gesuchte in den socialen Contrasten und in den Schicksalsverbindungen, in deren Gewebe sie uns hereinblicken läßt, verderben dem Leser von ästhetischem Geschmack unwiederbringlich den Genuß. Dann ist Roman viel zu breit und zu langathmig, und das Christenthum des neuen Onkel Tom des Romans — des verarmten Farmers Benjamin aus dem Staate Maine — kann uns nicht für die langathmige, weiblich-redselige Breite entschädigen, mit der es die Verfasserin aus der langen Leidensgeschichte des braven Mannes hervor entwickelt. Die gutgemeinte Absicht entschuldigt bekanntlich in der Kunst eben so wenig wie in der Politik für die lahme Ausführung; brave Leute können sehr schlechte Musikanten sein, wie Heine sagt, und der ehrenhafteste Mann kann einen schlechten Gesellschafter abgeben. Wir werden uns vor diesen anglo-amerikanischen Tendenz-Productionen im puritanischen Postillen-Styl bald wieder in die göttliche Tendenzlosigkeit des Boccaccio, des Le Sage, des Cervantes flüchten müssen.

Aber die Verfasserin scheint es in eigenthümlicher Weise darauf angelegt zu haben, den „Kindern der Welt und zugleich auch den Frommen gefallen zu wollen." Um diesen Zweck, der gewiß für den mercantilen Erfolg eines Buches ein ungemein wichtiger ist, zu erreichen, verfährt sie nach dem altbekannten Recept des Dichters:

„Malet die Wollust, doch malet den Teufel dazu!"

Wollust und Teufel sind in ihrer Darstellung eines. „William Leicester" heißt das Specimen, dem neben dem langweiligen Heiligen, dem Farmer aus dem Staate Maine, die Rolle des interessanten fascinirenden Teufels zugefallen ist. Daß das Märtyrerthum des Heiligen ganz unverblümt langweilig und der Teufel wenigstens darauf berechnet ist, interessant zu sein, das ist es, worüber sich fromme Seelen unstreitig bei der Verfasserin zu beklagen haben.

Fast das ganze Interesse des Romans concentrirt sich auf diesen Teufel mit dem „fascinirenden Blick," der hohen, weißen Stirn, dem vollen, glänzenden, dunkeln Haar, in welchem der leise Anflug von frühem Grau natürlich nicht fehlen darf, mit den Furchen der Leidenschaft um die vollen sinnlichen Lippen — kurz, mit allen jenen äußern und innern Qualitäten, welche in dem Typus des modernen „Don Juan" nicht fehlen dürfen. Freilich bei Byron haben wir dieß alles drastischer, kürzer, frischer — aus erster Hand namentlich.

Wir wissen wohl, daß es eine Schwäche weiblicher Naturen ist, eine nervöse Empfänglichkeit für das Don-Juanthum — man verzeihe die Wortbildung! — zu hegen. Die Vorliebe für dieses schließt, wie uns der vorliegende Roman zeigt, den Onkel-Tomismus nicht aus. Aber im Namen, wir wollen nicht einmal sagen des ästhetischen, nein, nur jenes Gefühls, welches auf der Grenzscheide entspringt, wo der gesellschaftliche Moral-Instinct sich mit gutem Geschmack und Tact berührt, müssen wir gegen die „unwiderstehliche Anziehungskraft" der „wickedness" eines Menschen protestiren, dem die Fabrication (erschrick nicht, hochgeborene Leserin!) — die Fabrication von — falschen Wechseln schon jahrelang die Mittel, seine Don-Juan-Passionen zu nähren, geliefert hat. Zu der anziehenden wickedness eines Yankee-Don-Juan gehört also auch, daß er in falschen Wechseln „macht!"

Und der Verfasserin scheint gar ihr eigener Schemen, den sie uns da vorführt, imponirt zu haben. Sie holt gewissermaßen lange aus; sie bereitet uns mit tiefem Athemholen auf die Erscheinung des interessanten Satan und Don Juans vor, der weiße Zähne und grau durchwachsenes Haar hat und die falschen Wechsel fabricirt; Homer ruft alle neun Musen an, wenn er anhebt, von der orientalischen Frage zu singen, die in der Erinnerung seiner Zeit lebte; Livius getraut sich

nur "cum Diis et Deabus omnibus" an sein Geschichtswerk zu schreiten; „O Edelmuth der alten Rittersitten!" ruft Ariosto in langer Apostrophe aus, ehe er eine Edelthat seiner Helden berichtet; Göthe hat die Eigenthümlichkeit, das Auftreten seiner dramatischen Helden durch die Dialoge anderer über sie, durch Prologe im Himmel u. dgl. vorzubereiten; Frau Anne S. Stephens hält auch ihren „Leicester," der am Ende an falschen Wechseln verblutet, für eine so bedeutsame Persönlichkeit, daß sie auf seine Erscheinung sorgsam vorbereiten zu müssen glaubt.

Draußen fegen Sturm und Schloßen durch die Straßen von New York, aber unser Don Juan sitzt mittlerweile in dem comfortablesten Zimmer des comfortablen Astor-Hotels in New York. Schwere Vorhänge geben dem Zimmer das Ansehen der heimlichsten Abgeschlossenheit. Wachskerzen brennen in silbernen künstlich gearbeiteten Leuchterchen; auf dem Tisch steht ein prächtiges Reise-Necessaire (enthält es vielleicht einen Pack falscher Wechsel?); auf einem zierlichen Tischchen daneben befinden sich die verschiedenen Bestandtheile eines delicaten Abendmahls: seltene Vögel, Flaschen mit dem köstlichsten Wein — ein ganz behäglicher Comfort kündigt den einzuführenden Yankee-Don-Juan an. Auf dem Kamin-Gesims vor ihm steht das Miniaturbild eines jungen Mädchens, neu und frisch auf Elfenbein gemalt. Ach, arme Florenze! Kein Mädchen hat noch Zeit gehabt, in diesem zierlich gearbeiteten Goldrahmen die Tinten des Alters anzusetzen. „Leicester" ist übersättigt: die Liebe hat nicht weniger wie die delicaten Krammetsvögel fast den Reiz für ihn verloren.

„Wir haben," sagt die Verfasserin, „lange bei diesen kleinen Gegenständen verweilt, weil wir dachten, sie würden unsern Mann besser als jede philosophische Analyse beschreiben, und weil wir fast eine Scheu hatten, mit dem verhärteten Zögling der Selbstsucht in Berührung zu kommen."

Homer, sagten wir, holt auch vor schwierigen Aufgaben tief Athem: er ruft die Musen an. Die moderne Roman-Epik reflectirt im Postillenstyle.

„Ach!" meint die Verfasserin, „wenn es nur die Aufgabe der Feder wäre, den Reinen und den Guten zu beschreiben, was für eine angenehme Aufgabe wäre es dann, Autor zu sein (nur vielleicht zu langweilig!); aber so lange nun einmal das menschliche Leben aus Gutem und Bösem besteht, müssen sich in einem Bilde des wirklichen Lebens, wie es von Anbeginn da war, viele dunkle Schatten finden. Unter dem Menschengeschlecht contrastirt, wie in der Natur, mitternächtliches Dunkel mit lichtem, reinem Sonnenschein."

"Aye, there's the rub!" ruft der bleiche Dänenprinz beim Shakespeare aus, der schlechte Schauspieler haßt. Es ist eine veraltete Welt- und Lebensanschauung, Gutes und Böses als absolute Gegensätze, einander gegenübertreten zu lassen, während sie die Weltentwickelung doch nur in gegenseitiger Durchdringung und dialektischer Flüssigkeit aufzeigt. Der Roman zumal, der dem wirklichen Leben so nahe steht, wird Mitteltinten stets mit größerem Glück anwenden, als grelle Gegensätze des Colorits. Dickens muthet uns gerade deshalb so versöhnlich an, weil er nie das „Tüpfelchen Roth" vergißt, das die Menschennatur rettet. Wir wissen wohl, daß unsere moderne Civilisation, die mehr als frühere Culturperioden ein Auge auf das Materielle hat, jene epikureisch-egoistische Richtung fördert, welche die Verfasserin in der ganz und gar nicht „fascinirenden" Fratze ihres „Leicester" gezeichnet hat; allein dergleichen Gegenüberstellungen von Guten und Bösen sind immer mißlich, zumal hier in diesem Roman, wo man nicht einsieht, warum die Guten nothwendig fast alle langweilig und die Schlechten "alluring" und "fascinating" sein müssen; warum die Schlechtigkeit schöne Haare, wohl soignirte Zähne, eine einnehmende Gestalt ꝛc. haben soll, während der Biedermann steif und plumpfüßig einherschreitet. Der treue Domestik „Jacob," der seine von „Leicester verlassene schöne Herrin liebt, ist ein solcher auf plumpem Fuß einherschreitender Ehrenmann. Ihre schöne Heldin von einem plumpen footman geliebt sein zu lassen, verräth sicher nicht den besten Geschmack seitens der amerikanischen Autorin.

Doch wir wollen unsern Lesern ganz kurz die Fabel des Romans mittheilen. Er beginnt auf dem Gemüsemarkt in New York, der sehr geschickt gezeichnet ist. Scenen und Charaktere aus dem Volksleben, so das Bild der wohlthätigen Pächterin und Gemüseverkäuferin aus Maine gelingen der Verfasserin vortrefflich. Ein kleines Mädchen erscheint auf dem Markte, um — Arbeit betelnd. Wer einmal in dem Fall war, in einer unserer großen, erbarmungslosen Hauptstädte, wo man den Menschen, der nicht Baron und von der Natur nicht vorsorglich mit einigen Hunderttausenden ausgestattet ist, nur nach seinem Werth als Exhibition-Artikel (wie ein gutes oder schlechtes Diorama) abzuschätzen pflegt—wer einmal in dem Fall war, sagen wir, in einer unserer großen Haupt- und „Weltstädte" hungernd um Arbeit betteln zu müssen, wird an dem Bild der kleinen, schüchternen „Julia Warren" — der Frucht der Verbindung zwischen der Heldin und „Leicester" — welche sich an den fremden Gesichtern auf dem Markt scheu vorüberdrückt, bis ihr endlich die gutmüthig-dralle Bauernmiene der Gemüsefrau aus Maine den Muth einflößt, sie zu Gunsten ihrer dem Hungertode nahen Pflege-Eltern um Arbeit anzuflehen, keinenfalls theilnahmlos vorübergehen; wie er auch

in den humanen, socialen Maßregeln des Kaisers Napoleon, der dem Arbeiterproletariate „Paläste baut," kein crimen laesae Majestatis an der ehrsamen „Mittelclasse" und ihrem souveränen Gemeinverstande erblicken wird.

Die wilde Amerikaner-Phantasie liebt es bekanntlich die Glückskarten etwas wunderlich und verwegen zu mischen, und so dürfen wir uns auch wohl nicht wundern, wenn die kleine „Julia Warren" bei ihrem ersten Ausgange mit ihren Erdbeeren und Blumen von ihrer Mutter, die sie nicht kennt, Goldstücke bekommt, auch ihrem Vater, dessen Anblick (es ist ja der schöne Teufel) sie erbeben macht, begegnet, wie er eben mit einem neuen Opfer seiner Lust im Hafen von New York landet ꝛc. Dann ein anderes Bild! Während die kleine „Julia" alle diese einträglichen Aventuren hat, machen ihre Pflege-Eltern daheim alle Stadien des Hungers durch. Wir wissen nicht, ob es mit der Würde, auch des Romans verträglich ist uns eine physische Qual, wie die des Hungers ist, durch alle ihre Schattirungen und Steigerungen hindurch mit solch minutiöser Wahrheit auszumalen, wie die Verfasserin es gethan hat. Gewiß! wenn ein respectabler Zweck dadurch gefördert wird, werden unstreitig viele unserer Leser ausrufen. Allein auch zugegeben, daß in der Aesthetik mehr als in der Moral und Politik der Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heilige, gelten dürfe, so ließe sich gegen das Verfahren der Verfasserin immer noch der Einwand erheben, daß ihre Darstellung den Eindruck mache, als ob ihr der außerordentliche französisch-romanische Unterhaltungskitzel Hauptsache und die Veranschaulichung der christlichen Glaubensstärke, auch im tiefsten Elend, nur ein nachhinkendes „Bitte um Entschuldigung" sei.

Das barmherzige Huckster-woman aus dem Staate Maine rettet für dießmal die guten Alten. Zartnervige Leserinnen werden es der Verfasserin Dank wissen, daß man auch während der Schilderung der Hungersnoth die nahe Ankunft des kleinen Rettungsengels mit dem Thee und den Beefsteaks im voraus wissen kann.

„Ada Leicester" feiert inzwischen eine interessante Begegnungs- und Erkennungsscene mit ihrem Manne, der sie seit Jahren verlassen hatte. „Leicester" verfährt nämlich nach der Theorie die Th. Moore in den „Irischen Melodien" aufstellt:

„Die Schwinge der Lieb' ist die Schwinge des Pfauen,
Denn beide sind bunt und veränderlich auch;
Bald liebt man die Braunen, bald liebt man die Blauen,
Es ändert die Farbe der leiseste Hauch." *

Leicesters Frau ist zwar ein herrliches Weib, von blendender Schönheit, Königin der Salons; er hat sie ehrsamen Farmersleuten (deren Bekanntschaft wir so eben an der Tafel des Hungers gemacht haben), ihren Eltern, entführt; diese haben aus Gram über diese Entführung ihre Wirthschaft vernachlässigt und sind an den Bettelstab gekommen. Ada Leicester hat dann, nachdem sie ihr Mann verlassen, als Gouvernante ihr Glück gesucht, Europa besucht, Fortune gemacht. Unermeßlich reich, aber mit gebrochenem Herzen kehrt sie ins Vaterland zurück. Sie hört, daß Leicester in New York ist. Sie will ihn sehen. Aber weiblicher Stolz will sie ihren Reichthum nicht entdecken lassen. Der Zauber ihrer Persönlichkeit allein soll ihr das Herz ihres Mannes wiedergewinnen; aber Leicester hat nur Kälte, nur sneers für sie; er lacht über die Gluth ihrer Leidenschaft mit jenem Lächeln, welches dem suffisanten „Don Juan" im Styl und nach den Begriffen der Handlungsdiener Gelegenheit gibt, ihre Vorderzähne paradiren zu lassen. Die Begegnung mit der kleinen „Julia" hat auch das Muttergefühl in Ada Leicester wieder geweckt: zum erstenmal nach langen Jahren, scheint es, sehnt sie sich nach der stillen, heimischen Farm in dem Staate Maine und nach ihren alten Eltern zurück. Dahin also pilgert sie in Begleitung jenes treuen, sie heimlich liebenden „Jacob Strong," ihres Dieners, eines naturwüchsigen Down-Eastman. Sie findet ihre Eltern dort nicht. Also abermals zurück in den Strudel der großen Welt, um die Stimme ihres Gewissens und die Schmerzen ihres wunden Herzens zu übertäuben. Dieß füllt mit einigen Episoden das Buch etwa bis zur Hälfte aus. Dann kommt die Katastrophe, welche an dem bösen Princip des Romans die poetische Gerechtigkeit sich vollziehen läßt. „Leicester" benutzt zur Betreibung seines Berufsgeschäftes, der Anfertigung falscher Wechsel, einen jungen Neveu Jacob Strong's; der letztere aber, als Rival von dem wüthendsten Haß gegen den Verderber seiner geliebten Herrin erfüllt, entlarvt den Schändlichen, der die Stirn gehabt, während eines Maskenfestes in dem Hause seiner Herrin nach dem liebenswürdigen angloamerikanischen Ehegesetze mit Ansprüchen auf das Vermögen seiner Frau, die er verlassen, zu drohen. Er erschießt sich im Hause seiner Schwiegereltern vor den Augen von Ada's Vater.

Hier sollte der Roman schließen; denn mit „Leicester" ist das pikante, böse Element und also auch das Salz aus dem Buche verschwunden. Aber nun muß auch der neue Onkel Tom, dem die Rolle des weißen Heiligen zugefallen ist, noch unschuldig des Mordes angeklagt werden — eine Geschichte, welche noch die ganze andere Hälfte des Buchs für sich in Anspruch nimmt. Man sieht an diesem Capitalgebrechen wie recht wir hatten, wenn wir am Anfang sagten, daß das Talent der Verfasserin in diesem Produkte noch

* Aus dem Liede:
"'Tis sweet to think, that wherever we roam etc."

gar zu wild einherlaufe. Da ist keine Ordnung, keine Harmonie zwischen den Theilen.

Dafür drängt sich denn aber gegen das Ende umsomehr Tendenz, religiöse und social-humanistische, in Gestalt von Polemik gegen das Rechtswesen der Vereinigten Staaten (das allerdings den in diesem Buche gegebenen Proben nach zu urtheilen theilweise sehr roh sein muß) herein. Wir hören, daß in Amerika sogar Kinder, wenn sie zufällige Zeugen eines Verbrechens waren, mit Verbrechern zusammen, im Interesse der gerichtlichen Verhandlungen, Monate lang eingesperrt bleiben können; wir gewinnen wieder einen Einblick in die Excesse des souveränen Mob der dortigen Handelsstädte, den wir schon in der Sklavenfrage eine so bedeutende Rolle spielen sahen, und werden schließlich auch recht mit Onkel-Tomismus übergossen.

Denn heißt auch der christliche Märtyrer und Heilige in dem Roman nicht geradezu „Onkel" (wie in dem „Lampenputzer"), so ist er doch nur eine neue Auflage des schwarzen Heiligen, nur in weißem Umschlag, und von seinem Urbild sich dadurch unterscheidend, daß er weniger frisch und plastisch gezeichnet ist, als die Figur nach welcher Frau Stowe ihren Roman genannt hat, und daß er weniger Hymnen singt. Wenn wir hier in ironischer Weise von einem Onkel-Tomismus sprechen, so wollen wir damit nur dem Luxus der Nachahmung der Frau Stowe ein Halt zugerufen haben.

Wir sagten schon, daß der Leserkreis, den diese überseeischen Producte bei uns finden, ein ungeheurer sei. Einestheils mag daran die Schillingsausgabe schuld sein (denn es bedarf kaum der Bemerkung, daß auch dieser Roman von dem Bücher-Ware-House der HH. Routledge gekapert und in das Bouteillen-Grün der Lincolnshire-Outlaws gekleidet worden ist); anderntheils die raffinirt gesuchten und gehäuften Knalleffecte (wie am Schluß noch das Erscheinen der Tochter vor Gericht, deren Zeugniß den eigenen Vater schuldig spricht); ferner der Onkel-Tomismus; dann der Reiz des Fremdartigen (es ist starker amerikanischer Tabak). Vielleicht auch die Lust, welche das große Publikum immer an dem ästhetisch Ungeläuterten und bloß Stofflichen empfinden wird. Wir wollen hier auf die alte Streitfrage: ob Tendenz-Romane, Tendenz-Gedichte 2c. zulässig seien oder nicht? nicht wieder zurückkommen. Wir wollen sein „Tendenzchen in Ehren niemand verwehren," nur meinen wir, daß es besonders in einem freien Staat weit gerathener sei, wenn man die Jurisprudenz, das Gefängnißwesen 2c. verbessern oder erbauen wolle, zu dem nächsten Mittel zu greifen, d. h. Meetings zu halten, zu predigen, Postillen zu schreiben u. s. w., als zwei verschiedenartige Dinge zusammenzuwerfen und den Pegasus vor den Karren zu spannen. Das Gleichniß der Frau Norton, „die Poesie habe von Alters her Gesandtenrolle am Hofe der Wahrheit gespielt," ist kein besonders glücklich gewähltes; denn Poesie und Wahrheit stehen nicht in dem Verhältniß von Foreign Powers zu einander, und die Poesie zumal kann sich durch den Vergleich mit geschniegelten und gebückten Höflingen nur verletzt, die Wahrheit aber keinesfalls sehr erbaut fühlen.

Wir haben bei diesem neuen Produkt anglo-amerikanischer Belletristik etwas länger verweilt, weil sich denn doch einmal die Augen der Welt derjenigen Literatur, welche dort drüben über dem Wasser aufkeimt, mehr und mehr zuzuwenden beginnen. Bei vielen Fehlern finden wir auch in diesem Roman wieder vieles verheißungsvolle: strotzende, tropische Ueppigkeit des Wachsthums, trotz wilder Regellosigkeit und bei vielen Auswüchsen, viel Frische und Keckheit der Darstellung, namentlich in der Schilderung der Leidenschaften, eine bunte, vielgestaltige Welt, die nur daran leidet, daß ein Bild das andere überstürzt —Mangel an Plastik mit einem Wort, und Ueberfülle der Kraft. Sicher würde sich auch die Verfasserin durch Murillo und Raphael erkältet und von Rubens angezogen fühlen. Auch auf Amerika kann man wohl, wie auf Rußland selbst, das russische Sprüchwort anwenden: „Vom einen Ufer abgefahren und noch nicht am andern angekommen." *

* Eine Reihe von Vorlesungen über **Erziehung** im allgemeinen und die Bedeutung des **naturwissenschaftlichen Unterrichts** für dieselbe insbesondere, die im Laufe dieses Frühjahres in den Räumen des Royal Institute in London gehalten wurden, gab den englischen Naturforschern Gelegenheit, zum größeren Publicum zu sprechen. Eine besondere Färbung erhielten diese Vorträge, an denen sich die hervorragendsten Gelehrten, unter anderen auch Faraday, sehr eifrig betheiligten, von zwei Umständen; einmal von der sehr allgemeinen Agitation gegen die ausschließliche Herrschaft der philologischen Wissenschaften an den englischen Hochschulen, in der sie ein wichtiges Glied bilden sollten, dann aber auch, was uns näher liegt, durch die Polemik gegen die mystischen und abergläubischen Richtungen, die in der Masse des englischen wie in der unsres eignen Volkes noch sehr lebendig sind, und die in den letz-

* Diese zuerst in der A. Allg. Z. erschienene Kritik ist in London geschrieben. Wir ziehen sie einer neuen von hier uns geschriebenen vor, weil sie das hier besprochene Buch vom Standpunkte der Kunst und Aesthetik aus beleuchtet und zugleich von dem Antheile Zeugniß ablegt, den man jenseits des Oceans an den poetischen Produkten Nordamerika's nimmt.
Anm. d. Red.

ten Jahren bei Gelegenheit des Tischrückens, des Geisterklopfens und ähnlichen Schwindels so unerfreuliche Zeichen ihres Daseins gegeben haben. Man erinnert sich, daß eben Fanaday es war, der bald nach dem ersten Auftreten der Trapezomantie entscheidende Versuche über die Sache anstellte und es nicht verschmähte, in einer ausführlichen Erörterung des Gegenstandes die richtige Theorie (die seitdem von allen Sachkundigen als solche anerkannt wurde) der sehr erklärlichen Sinnestäuschung der Unkundigen entgegenzusetzen, während deutsche Naturforscher es dies Mal vorzogen, mit kalter Verachtung auf die unwissende Menge herabzublicken. In der vorliegenden Rede nun (On Mental Education bei J. W. Parker, zu 1 Schilling), bezeichnet dieser Naturforscher, an jene Erscheinungen anknüpfend, Urtheilslosigkeit als das Hauptgebrechen des gegenwärtigen Bildungszustandes und sucht den bildenden Einfluß der Naturwissenschaften in dieser Beziehung des näheren darzuthun, wobei er insbesondere bei der Gewohnheit verweilt, die wir durch naturwissenschaftliche mehr als durch jede andre Beschäftigung erwerben, unsern Wünschen und Neigungen jede Gewalt über unsre Vorstellungen zu entziehen. Wir führen aus seinem Vortrage eine schöne Stelle an, in der er die Früchte der echten Wissenschaft der völligen Unfruchtbarkeit jener Schwindeleien gegenüberstellt. „Blicken wir auf die Electricität, so sehen wir, daß sie in den Händen des sorgfältigen Forschers zu den außerordentlichen Ergebnissen geführt hat; sie folgt dem Winke seiner Hand, bricht aus dem Metall hervor, steigt aus der Atmosphäre herab; sie umgibt die Erdkugel; sie spricht, sie schreibt, sie zeichnet auf, sie erscheint ihm (behutsam wie er geworden ist), als eine die ganze Natur durchwaltende Kraft. Blicken wir auf die Lichtbildnerei, deren Ursprung in unsre Tage fällt und sehen wir, was sie in den Händen ihrer Entdecker und deren Nachfolger geworden ist, wie wunderbar sind ihre Leistungen! Das Licht muß auf dem todten Silber oder dem rauhen Papier Eindrücke zurücklassen, schön wie die, die es auf der lebenden und empfindenden Netzhaut hervorruft; sein flüchtigster Eindruck wird zu jahrelanger Dauer gezwungen; er muß, je nachdem wir wollen, eine sichtbare oder unsichtbare Spur hinterlassen, alle natürlichen Gestalten, ja selbst Farben abbilden; er versieht die Geschäfte des Krieges, des Friedens, der Kunst, der Wissenschaft und des Verkehrs. — Was hat das Hellsehen, oder der Mesmerismus oder das Tischklopfen im Vergleich damit gethan? Was haben uns die Schnecken in Paris von den Schnecken in New York erzählt?—Warum haben sie nicht einen von den Irrthümern der Naturforscher berichtigt? Es gibt deren ohne Zweifel, die der Berichtigung bedürfen. Es war Zeit genug, um wenigstens einige von den Ansprüchen zu bewähren und zur Reife zu bringen, die in Bezug auf jene vermeintlichen Naturkräfte hervorgetreten sind; wie kommt es, daß die Hülfsmittel des Naturforschers nicht eine Bereicherung, die Gesellschaft nicht eine nützliche Anwendung gewonnen haben?"

Und damit man nicht glaubte, die Nützlichkeitsrücksichten spielten im Bewußtsein der englischen Gelehrten eine allzu große Rolle, und man wüßte im praktischen England nicht so gut wie anderswo, wo das wahre Ziel und der wahre Quell wissenschaftlicher Forschung zu suchen ist, — wollen wir noch eine schöne Stelle aus der begeisterten Rede Professor Tyndalls anführen: „Wer von solchen Anwendungen geblendet ist,—wer in der Dampfmaschine und im elektrischen Telegraphen die höchste Verkörperung menschlichen Genies, das einzige berechtigte Ziel menschlicher Forschung erblickt, der hüte sich wohl, dem Forscher dieselben Bedingungen vorzuschreiben. Er hüte sich, an die Stelle jener reinen Liebe, mit der der Jünger der Wissenschaft seine Aufgabe verfolgt, die Berechnungen dessen zu setzen, was man Nützlichkeit zu nennen beliebt! Der Mann der Wissenschaft mag immerhin der Natur auf seinem eignen Wege nahen; denn wenn ihr seine Freiheit durch eure sogenannten praktischen Rücksichten beschränkt, so mag es auf Kosten eben der Eigenschaften geschehen, auf denen sein Erfolg als Entdecker beruht. Möge der sogenannte praktische Mann auf jene blicken, deren fruchtbarem Geiste er und tausende mit ihm ihr Dasein verdanken. Wurden sie zu ihren ersten Unternehmungen durch Berechnungen der Nützlichkeit angetrieben? Nicht einer von ihnen. Sie waren oft genöthigt, schlecht zu leben und auf harter Erde zu schlafen, und den einzigen Ersatz für ihre Entbehrungen in dem Entzücken zu suchen, mit dem sie ihre Lieblingsbeschäftigung erfüllte." Mit den Worten eines Mannes, der wohlberechtigt ist, über den Gegenstand zu sprechen, fügt er hinzu: „ich sage nicht nur, blickt auf die Dürftigkeit eines Mannes wie Johann Dalton (bekanntlich der Begründer der Atomenlehre), oder auf den freiwilligen Hungertod des verstorbenen Graff; sondern vergleicht das, was eure Faradays, eure Liebigs und Herschels als genügendes und als reichliches Auskommen ansehen, mit den durchschnittlichen Ergebnissen eines in glücklichen Handelsspeculationen verbrachten Lebens; dann vergleicht den Aufwand an Geisteskraft, die Leistung für die Gesellschaft in jedem der beiden Fälle und ihr werdet gestehen müssen, daß die ersteren zu einer Classe von Arbeitern gehören, die für ihre Arbeit überhaupt nicht bezahlt werden, und nicht bezahlt werden können, wie es denn eine Art von Arbeit ist, zu der keine Bezahlung antreiben könnte."

* Max Waldau (Spiller von Hauenschild), dessen literarische Thätigkeit zum Bedauern seiner zahlreichen Freunde durch eine langwierige Krankheit gelähmt war, ist jetzt glücklich wieder hergestellt; außer der schon neulich erwähnten „Rachab, ein Frauenbild aus der Bibel," haben wir von ihm noch im Lauf dieses Jahres eine zweite durchaus umgearbeitete Auflage der „Cordula," nebst einer Sammlung kleinerer „Novellen" zu erwarten, beide bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

* In der von dem bekannten Reisenden Dr. Berthold Seemann gegründeten und gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm redigirten Zeitschrift „Bonplandia" (Hannover, Rümpler), die zugleich als officielles Organ der kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher dient, theilt Alexander von Humboldt eine Reihenfolge höchst interessanter Briefe mit, welche sein berühmter Reisegefährte Aimé Bonpland, nach dem die Zeitschrift selbst ihren Namen führt, in den beiden letzten Jahren an ihn gerichtet hat. Man sieht daraus, daß Bonpland, trotz seines hohen Alters—er ist nur zwei Jahre jünger als Humboldt—und trotz der Einsamkeit, in der er lebt, sich körperlich wie geistig noch immer einer großen Gesundheit erfreut und an dem wissenschaftlichen Leben Europas den lebhaftesten Antheil nimmt; selbst die Rückkehr nach Frankreich hat er noch nicht völlig aufgegeben. Diese Briefe sind mit großer Lebendigkeit und Innigkeit geschrieben; besonders anziehend sind die Stellen, in denen der Verfasser sich in Erinnerungen an jene berühmten Reisen in Südamerika ergeht, die seinen und seines Freundes Namen unsterblich gemacht haben. (D. Mus.)

Deutsches Theater.

V.

Mitte December. Der allgemeine Geldmangel, der diesen Winter zu einer Zeit der Noth und des Jammers stempelt, machte in den jüngsten Wochen seinen unheilvollen Einfluß auch auf die Theater New Yorks geltend und unter diesen natürlich auch auf das deutsche. Volle Häuser fangen an eine Seltenheit zu werden und selbst mittelmäßige sind nur durch Vorführung einer beliebten Posse zu erzielen, denn das Publikum will lachen, lachen um jeden Preis, des Beweinenswerthen hat es genug umsonst. Doch auch nicht alle Possen ziehen und schwerlich hat das außerordentlich leere Haus bei der jüngsten Vorstellung, die wir dort sahen, den Nestroy'schen „Jux," der Direktion einen Jux gemacht und schien sie auch das schwache Auditorium durch einen über seine Kräfte gehenden Applaus dafür entschädigen zu wollen, so war es doch „Viel Lärm um Nichts." Und nun gar Trauerspiele, schwacher Besuch von vorn herein, kein Zuschauer scheint sich in die Situation denken zu wollen, dann ein spitzfindiges Grübeln und in's Lächerliche ziehen von Stellen, die vollkommen ernst sind und im Bereiche menschlicher Möglichkeit liegen, und kommt es zuletzt noch zur Vergiftungs- oder Erdolchungsscene, dann hört das unvermeidliche Todesopfer, das da klassisch schön zu sterben meint, ein schlecht verhaltenes Lachen des Publikums an seine Ohren dringen und mit einem Mißtrauensvotum es zu Grabe geleiten. Auf ähnliche Weise wurden im verflossenen Monate die letzten Augenblicke der „Lucrecia Borgia" und des „Uriel Acosta" hier versüßt, obgleich beide Stücke theilweise recht gut besetzt über die Bretter gingen und in der Titelrolle des ersteren Frau Lindemann Vortreffliches leistete. Im „alten Studenten" von Maltitz that sich Hr. Worret als Zolky wieder einmal durch eine wahrhaft künstlerische Auffassung und treffliche Nüancirung hervor und bekundete wiederholt den begabten Schauspieler, der immer am Platze ist, wenn er mit Lust und Liebe daran geht. Eine gelungene Vorstellung war auch „die eiserne Maske." Hr. Hoym (Gaston) mag diese Partie zu seinen besten zählen, eine gewisse Ruhe, im Verhältnisse zu seinen sonstigen Liebhaber- und Heldenrollen, kam ihm darin sehr zu Statten und machte ihn zu einer angenehmen Erscheinung. Ungefähr dasselbe können wir von Mad. Hoym in diesem Stücke sagen, auch ihre Deklamations- und Spielweise war gemäßigt und der Eindruck, den sie machte, ein guter. Herr Worret (Chevalier) war in den meisten Charakteren ohne Verstoß und eine kräftige Stütze für die Intrigue des Ganzen. Eine neue Posse „Münchhausen" von Kalisch wurde gegeben und ziemlich lau aufgenommen, aber nicht so lau, als es die Aufführung verdiente, sonst scheint über neue Stücke ein besonderes Fatum zu walten. „Die magnetischen Kuren" von Hackländer, ein Lustspiel, das an deutschen Bühnen allenthalben beifällig aufgenommen wurde, ist soviel wir wissen, schon 3 Monate auf dem Repertoir und von Woche zu Woche wird es weiter hinausgeschoben, ein anderes, „Proletariat und Aristokratie," ein Zeitbild von Germain Metternich, soviel wir hören nach einem Romane Th. Mügge's geschrieben, ist ebenfalls schon seit langer Zeit in Aussicht gestellt und bis heute noch nicht erschienen, während altes aufgewärmtes Zeug die schönsten Abende wegnimmt und noch dazu die pe-

kuniären Interessen schmälert. Die zwei besten Häuser der Saison bewirkte übrigens die letzte Woche in Scene gesetzte Flotow'sche Oper „Martha." Die lieblichen Melodien dieser ächtdeutschen Oper, die ungeachtet ihrer Leichtigkeit in einem wohlthuenden Kontraste zu den modernen italienischen stehen, versetzten das Publikum in einen Jubel, den die Besetzung bei Weitem nicht verdiente, obwohl der wackere Benefiziant, dem wir diesen Genuß verdanken, Herr Kapellmeister Unger, Alles aufbot, die Vorstellung nach Kräften zu fördern. Frau Siedenburg (Martha) hat einen hübschen Sopran, dem jedoch Stärke abgeht und der manchmal dann gar zu dünne wird. Ihr Vortrag ist recht wacker und besonders in dem herrlichen Liede, „die letzte Rose," lobenswerth, auch ihr Spiel bezeichnet sie als auf der Bühne zu Hause. Mad. Martini d'Ormy (Nancy) sang, wie sich das von einer solchen Künstlerin nicht anders erwarten läßt, ausgezeichnet, aber Spiel und Kostüme waren wenig der Handlung entsprechend, und etwas mehr Anspruchslosigkeit und weniger glanzvolles Auftreten hätte der beliebten Sängerin den Beifall der Verständigen auch in dieser Hinsicht gesichert. Passabel war Herr Vincke (Plumkett), Herr Quint (Lionel) that des Guten nicht sonderlich viel und Herr Schwegerle (Tristan) hat das Verdienst durch seinen Gesang, wenn wir anders es so nennen sollen, die schönsten Ensemblestücke gestört zu haben.

Was man sich schon seit der Eröffnung des Theaters erzählte, daß Herr Siegrist nämlich aus der Direktion scheiden und Herrn Hamann, den ehemaligen Mitdirektor des St. Charles Theaters, dafür eintreten lassen wolle, scheint sich in den jüngsten Tagen bestätigt zu haben, hoffen wir, daß die Thätigkeit des Herrn Hamann sich nur auf das Finanzielle erstrecke, dem Oekonomie noth thut und die übrigen Fächer, insoferne sie gut bestellt sind, den alten Händen verbleiben. l.

Correspondenz.

J. G. Kohl und die historische Gesellschaft.—Vorträge von Dr. Löwe u. A.—Deutsche Unterrichtsanstalt.—Der Arbeitsmangel.—Das neue Postgebäude.—Ein Dock für die Einwanderer-Schiffe.—Oper.—Musikgesellschaften.—Presse.—Banken.

New York (Ende December). — Unser letzter Bericht im Jahre aus der Empire City ist uns die angenehmste Arbeit von allen vorhergehenden, denn wir können unsern Lesern von einigen Thatsachen erzählen, die für das deutsche Element in New York, sogar in der Union überhaupt, nicht unwichtig, jedenfalls erfreulich und Hoffnung bringend sind. Es ist dies zunächst das Auftreten unseres Landsmannes J. G. Kohl in New York und die Aufnahme, die er unter den gebildeten Amerikanern gefunden. Die New Yorker historische und geographische Gesellschaft, in der die hiesigen Notabilitäten der Wissenschaft zahlreich vertreten sind, ersuchte Kohl wiederholt um Vorträge über seine Forschungen hinsichtlich der Entdeckungsgeschichte Amerika's, denen derselbe auch entsprach. Schon Kohl's erstes Auftreten in dieser Gesellschaft und seine erste Vorlesung erregte lebhaften Beifall und bekundete eine Theilnahme, die den Vortragenden, wie die Gesellschaft gleich sehr ehrte. Ebenso die zweite Vorlesung. Die dritte war zahlreicher besucht, als die ersten beiden und wir bemerkten mit Vergnügen auch einige Deutsche unter den Zuhörern. Kohl sprach in derselben frei und obgleich ihm dies in englischer Sprache nicht so gut gelang, als es im Interesse des Gegenstandes zu wünschen gewesen wäre, so bewiesen doch die Zuhörer, unter denen auch einige gelehrte Damen, eine höchst liebenswürdige Rücksicht und Liberalität dem Sprecher gegenüber. Nicht blos der Dank der Gesellschaft wurde ihm zu Theil, sondern das warme Interesse in dem Vortrage gab sich auch durch vielerlei und mancherlei Fragen kund, die nach Beendigung desselben über das Thema an Kohl gerichtet wurden. Die Deutschen der Union werden hinter den Amerikanern in Anerkennung verdienstvoller und tüchtiger Vertreter ihrer ehemaligen Heimath hoffentlich nicht zurückbleiben. Sie ehren dadurch sich selbst mit.

Die zweite erfreuliche Thatsache, die wir oben erwähnten, ist der glückliche Beginn der von einigen Deutschen angekündigten Vorträge naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und literarischen Inhalts. Am 14. Dec. hielt Dr. Löwe (von Calbe) den ersten über „Schlaf und Traum." Obgleich in Hope Chapel gehalten, die den von Deutschen bewohnten Stadttheilen ziemlich fern liegt, waren doch über hundert Zuhörer anwesend. Möge das gewählte Thema nicht ominös werden und die Vorlesungen oder gar das hörende Publikum einschlafen. Löwe's gewandter Vortrag und die interessanten Seiten, die er seinem Gegenstande abzugewinnen wußte, hielt diesmal die Leute wach. Die folgenden Sprecher werden sein:

Dr. Wiesner, über den Socialismus in der englischen Revolution.

A. Böhme, über das Temperenzwesen.

Dr. Schramm, über Frauencultur.

Fr. Kapp, über die feudalen Ansiedelungsversuche in Texas.

Dr. Wislicenus, über die Entwickelung der freien Gemeinden.

Wir haben schon im vorigen Hefte darauf hingewiesen, wie nöthig es sei, daß die vortragenden Herren, wenn sie die Zuhörer auf die Dauer fesseln wollen, sich dem Ideenkreise des hiesigen deutschen Publikums möglichst nähern, ihre Vorträge in Verbindung mit dem setzen müssen, womit sich der Deutsche hier zu beschäftigen pflegt, sei es seine Arbeit, sein öffentliches Interesse oder seine Vergnügungen. Es gibt in Amerika zu wenig wissenschaftlich gebildete, auf einem Fleck vereinigte Deutsche (und auch zugleich Zeit und Mittel hätten), um von Vorträgen abstrakter Natur oder rein wissenschaftlichen Inhalts die Brücke zu ihren persönlichen Interessen zu finden oder zu suchen. Die Erfahrung hat dies nicht blos in New York, sondern auch in andern Städten der Union gelehrt. Wird sie benutzt, so glauben wir, könnten die Vorlesungen der Obengenannten von höchst wohlthätigem Einfluß auf das geistige Leben unter den Deutschen werden. Im andern Falle prophezeien wir denselben nur ein kurzes Leben. Aber wir sind noch nicht fertig mit Aufführung der „Improvements," die in der letzten Zeit unter den Deutschen New Yorks und der Umgegend ins Leben traten. Die Wislicenus'sche Erziehungsanstalt ist in Hoboken eröffnet worden und ist der Anfang auch nur klein, so verspricht doch die Tüchtigkeit eines Mannes, wie Wislicenus, und die warme Unterstützung, die ihm von einigen deutschen Freunden der Unterrichtsverbesserung zu Theil wird, das beste Wachsthum des Unternehmens. So hätte denn Hoboken zwei deutsche Erziehungsanstalten, die, von sachkundigen Männern geleitet, ihren wohlthätigen Einfluß bald geltend machen werden, dann auch die seit letzten Mai daselbst bestehende Felder'sche Bloomfield-Academy, die einen erfreulichen Aufschwung genommen hat und sich besonders dadurch auszeichnet, daß Schüler verschiedener Nationalität und Sprache in derselben erzogen und unterrichtet werden. Man findet in derselben Deutsche, Amerikaner und Spanier, theils als Boardingschüler, theils als bloße Unterrichtsbesucher. Nicht minder gedeiht die deutsch-englische Schule des Herrn Dulon in New York, an der auch Herr Franz Sigel als Lehrer mitwirkt. Neben diesen angenehmen Erscheinungen drängen sich gegenwärtig in New York leider auch sehr traurige Bilder auf, hervorgehend aus der sich steigernden Arbeitslosigkeit, die wohl nirgends bemerkbarer ist, als in New York. Unsere Landsleute theilen dies Schicksal mit den Amerikanern und Irländern. Unter ersteren herrscht aber die Noth noch mehr, besonders unter Solchen, die der englischen Sprache noch nicht mächtig, ihre Arbeit nur in beschränkteren Kreisen suchen und noch zu kurze Zeit im Lande sind, um von Ersparnissen zehren zu können. Tausende entbehren so des regelmäßigen Unterhaltes. Das Schlimmste ist, daß sich das Ende der Krisis noch nicht absehen läßt, aber auch wenig geschieht, um die Noth durch Arbeitsbeschaffung zu lindern. Man kann in einer Republik nicht von den Behörden Alles verlangen, aber, wenn man sieht, daß sie auf die Noth des Volkes gar keine Rücksicht nimmt, so erfüllt sie ihre Pflicht sicher nicht. Die Entlassung von 500 Arbeitern in der Navy Yard in Brooklyn in dieser Zeit, ist eine dieser Rücksichtslosigkeiten, denn der Staatsschatz ist gefüllt genug, um die Arbeiten fortsetzen zu können. Aber auch bemittelte Privatleute sollten die Noth zu mildern suchen, nicht durch Geschenke, die nur vorübergehend helfen, sondern dadurch, daß sie in ihrem Hause und für ihren Comfort überhaupt Arbeiten machen lassen, die sie vielleicht auf spätere Zeit verschoben hätten, in der sie sie aber vielleicht nicht so billig erhalten, wie jetzt. Sie könnten also sich und zugleich Andern eine Wohlthat erzeigen. Unter den beschäftigungslosen Arbeitern befinden sich eine Menge Leute, die zu verschiedenen Arbeiten Geschick haben: Posamentirer, Kunsttischler, Pianokastenmacher, Drechsler u. s. w. Zu wünschen wäre, daß die Vorbereitungen zu den projektirten öffentlichen Bauten möglichst beschleunigt würden, damit sie, sobald es die Jahreszeit erlaubt, beginnen können. Das neue Postgebäude ist beschlossen. Nur über den Platz ist man noch nicht einig. Die New Yorker Tagespresse aller Zeitungen empfiehlt die Südspitze des Parks dazu, die freilich den großen Tagesblättern sehr gelegen wäre. Die untere Stadt ist indessen wahrhaftig verbaut genug, um sie nicht noch mehr zu verengen. An Schönheit würde der „Park" dadurch wahrlich auch nichts gewinnen. Das Bassin in demselben, dessen trockner Anblick schon längst ein Gegenstand des gerechten Spottes ist, ließe sich ohnedem wegschaffen. Für die Post wäre z. B. das Astorhaus, Stuarts Gebäude oder der Ankauf anderer Privathäuser in einer Seitenstraße des Broadway zweckmäßiger, als die Verunstaltung des einzigen freien Platzes der untern Stadt. Und daß um so mehr, als durch den Neubau des neuen Stadthauses der nördliche Theil des Parks ohnehin schon verbaut werden soll. Der vernünftigste Bauplan, der seit langem hier aufgetaucht ist, ist dagegen der eines neuen Docks — für die Auswandererschiffe, den die Senatscommission der Legislatur vorzulegen beschlossen hat. Es würde dadurch großen Uebelständen vorgebeugt und das ganze Runnerwesen, das die Einwanderer so aussaugt, abgeschafft oder doch umgestaltet werden können. Die Deutsche Gesellschaft und besonders

ihr thätiger Präsident, Herr Witthans, thut das ihrige zur guten Sache.

Die herrschende Geldklemme scheint auch nicht ohne Einwirkung auf die öffentlichen Vergnügungen zu bleiben. Die Musik-Akademie hat ihre Vorstellungen mehrmals unterbrechen und endlich sistiren müssen, trotz Mario und Grisi, und es ist zu fürchten, daß in diesem Winter keine Operngesellschaft auf ihre Rechnung kommen wird. Die Oper „Favorite" von Donizetti war übrigens prachtvoll ausgestattet und die Sänger, besonders Mario, leisteten alles Mögliche.

Die philharmonische Gesellschaft hat aber auch diesen Winter ein volles Haus und erfreut sich der Unterstützung der Musikkenner und Freunde, trotz der Gründung der Harmonic Society, eine Art Know Nothing Gesellschaft, die leicht dasselbe Ende nehmen kann, wie eine ähnliche amerikanisch-musikalische Gesellschaft in Milwaukie, die ihrer eigenen Musik entlief. In der amerikanischen Presse hat sich wenig verändert. Ein neues Journal, dem Home Journal ähnlich, ist von Fowler & Wells unter dem Namen Life illustrated gegründet worden. Der Herald zeichnet sich in der jetzigen Geldkrisis dadurch aus, daß er durch allerlei verschiedene Rathschläge und Nachrichten hinsichtlich mancher Banken die Verwirrung vermehrt. Die Entlassung des Herrn Neumann, als Redakteur der Staatszeitung, wie die Anschaffung einer neuen Dampfmaschine für dieselbe, die es ihr möglich macht, ihre Formen bis gegen Morgen offen zu halten, sind Neuerungen die gewiß allgemeinen Beifall finden werden. ***

Musik und Theater.

Der Preis für das beste Libretto einer neuen Oper, welcher in Deutschland ausgeschrieben worden, ist von den Preisrichtern, Liszt, Gutzkow und dem Schauspieler Genast in Weimar, unter 191 eingelaufenen Arbeiten keiner zuerkannt worden.

* Hr. Fiorentino in Paris wird nach wie vor, auf höheren Befehl, das musikalische Feuilleton im Constitutionnel schreiben, ohngeachtet es öffentlich bekannt geworden, daß er von Fräulein Cruvelli mit 12,000 Fr. und Mad. Tedesco mit 8000 Fr. jährlich bezahlt wird.

* Ein Riesen-Saiten-Instrument ist jetzt in Paris gebaut worden, um im nächsten Jahre auf der dortigen Ausstellung zu figuriren, es ist ein Goliath unter den Contrabässen. Das Instrument ist 8 Fuß hoch, und die Töne werden nicht mit den Fingern gegriffen, denn keine Hand wäre groß und stark genug, die Saiten niederzudrücken, sondern mit einem beweglichen Steg, der an dem Griff angebracht ist, ungefähr wie bei der Posaune, durch Hin- und Herschieben den Ton wechselt. Der ungeheure Bogen, dessen das Ungeheuer bedarf, wird durch einen besonderen Mechanismus in Bewegung gesetzt. Gegen das Springen der Saiten sind Sicherheitsvorkehrungen getroffen, da dies eine der Dampfkessel-Explosion ähnliche Wirkung hervorbringen würde.

* Die Gattin Rich. Wagner's ist in Berlin angekommen, um durch ein noch rechtzeitiges Nachgeben die Aufführung des „Tannhäuser" zu ermöglichen.

* Ludwig Bechstein's „Fahrten eines Musikanten," denen bekanntlich die Tagebücher und mündlichen Erzählungen des Musikdirektors Elster zu Grunde liegen, sind jetzt in zweiter Auflage erschienen. Das zweibändige Werk, in dieser neuen Auflage um ein viertes Buch vermehrt, welches die Lebensschilderung des Musikanten bis auf die neueste Zeit fortsetzt, hat eine Fülle von Abenteuerlichkeiten, einen Reichthum und eine Mannigfaltigkeit des Thatsächlichen zu seiner Empfehlung, wie sie deutschen Erzählungswerken selten zu Gebote stehen.

* Freunden Schulhoff'scher Musik ist eine neue leichte und doch sehr brillante Mazurka von ihm zu empfehlen; sie heißt "Souvenir de Kieff."

* Clara Novello bereitet sich zur Abreise nach New York vor. Sie soll noch diesen Winter hier auftreten. Ferner spricht man von einer bevorstehenden Kunstreise von Johanna Wagner (Nichte des Componisten Richard Wagner), der gefeierten deutschen Sängerin, nach der Neuen Welt. Gewiß ist, daß ihr Anträge deshalb gemacht wurden und sie sich geneigt zeigte, darauf einzugehen. Die Bildung einer neuen Operngesellschaft für New York ist im Werke, welche sowohl Opern in englischer Sprache, als deutsche und italienische Opern zur Aufführung bringen soll. Die N. Y. Musical Gazette weiß bereits, daß diese Gesellschaft am 15. Januar ihre Vorstellungen beginnen soll.

Vermischtes.

Abnahme der Körpergröße des Menschen. — Die Augsb. Allg. Zeit. 1852, No. 22, enthält die interessante Notiz: „Vor 1789 betrug das Soldatenmaß in Frankreich beim Fußvolke 5′ 1″, bei der Reiterei 5′ 3″. Im Jahre 1818 konnten die Ersatzmannschaften in dieser Größe nicht mehr in hinreichender Anzahl gestellt werden; das Maß wurde daher auf 4′ 9″ herabgesetzt. Im Jahre 1830 mußte es abermals niedriger genommen werden, und 1848 zum dritten Male. Wäre das Soldatenmaß gegenwärtig noch das nämliche, wie vor 1789, so hätten nicht weniger als 120,000 Mann, die unter den Waffen stehen, nicht eingekleidet werden können.“ Hiernach ist eine Abnahme der Körpergröße bei der männlichen Bevölkerung Frankreichs seit 60 Jahren nicht wohl zu bestreiten. Man muß sich aber in Acht nehmen, hieraus sogleich für die Abnahme der Körperkraft im Allgemeinen entscheidende Schlüsse zu ziehen.

* **Der Humor der telegraphischen Depeschen.** — Die telegraphischen Depeschen, welche der magneto-elektrische Apparat von Osten nach Westen befördert, gleichen einem Pfeile, welcher ans Ziel gelangt, bevor er abgeschossen ist. Eine Depesche, welche genau um 12 Uhr von Wien ohne Unterbrechung nach München abgefertigt wird, kommt dort um 11¾ Uhr an, überholt also die Zeit um eine volle Viertelstunde. Käme das riesige Project einer telegraphischen Verbindung zwischen Nordamerika und der Alten Welt durch den Atlantischen Ocean zu Stande, so würden die europäischen Depeschen, welche Mittags aufgegeben werden, die Yankees an demselben Tage noch im sanften Morgenschlummer antreffen; ja wir könnten dann die Antwort aus New York nach dortiger Zeitrechnung früher zurückerhalten, als wir die eigene Frage gestellt haben. Wir sagen: könnten! Denn wem wäre es nicht passirt, daß er eine telegraphische Depesche, die er um 6 Uhr Abends hätte haben müssen, erst um 8 empfing! Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. (Unterh. f. d. häusl. Herd.)

* Wir vernehmen aus guter Quelle, daß die preußische Regierung ihrem Consul in New York, Hrn. Schmidt, die Zumuthung gemacht hat, in den Ver. Staaten eine Sammlung für den „Kölner Dombau“ zu veranstalten. Der Consul hat indessen gewiß Einsicht genug, solche Zumuthungen einfach ad acta zu legen. Wir huldigen dem Ausspruche Börne's, daß der Kölner Dom gerade durch seine Unvollendetheit eine Schönheit mehr habe.

* In der New Yorker ethnographischen Gesellschaft hielt vorigen Monat Herr Advokat Ludwig einen interessanten Vortrag über die Urvölker Centralamerika's, über welche derselbe umfassende Studien gemacht hat.

* Der Vortrag von Oberst Benton in der Academy of Music am 19. Dez. hatte eine solche Menge von Leuten angezogen, daß das geräumige Haus nicht alle fassen konnte. Benton besitzt vielleicht nach Fremont die meisten Kenntnisse über die großen Länder zwischen dem Mississippi und Californien und seine Schilderung war daher höchst lehrreich. Old Benton scheint die Feststellung der Eisenbahn zwischen St. Louis und San Francisco sich zu einer letzten, großen Lebensaufgabe gestellt zu haben. Seine Thätigkeit dafür zeugt von der Energie, die den alten Eisenkopf stets beseelte. Nur begreifen wir nicht, wie er sein Votum gegen die Nebraska- und Kanzas-Bill und sein Wirken für die Rechte von Kanzas auf die Sklaveneinfuhr logisch vereinigen will.

* Einen großen Verlust hat der New Yorker Maler Theodor Kaufmann bei dem großen Brande im Brodway am 20. Dezemb. v. J. erlitten. Nicht nur sein ganzes Atelier mit den sämmtlichen Apparaten für seine Zeichnen- und Malschule brannte ab, sondern auch fast alle seine Gemälde wurden ein Raub der Flammen. Unter letztern befindet sich auch leider der ~~in den Monatsheften früher erwähnte~~ Cyklus von acht großen, religionsgeschichtlichen Bildern, die Frucht einer siebenjährigen Arbeit, die schon in Deutschland die Aufmerksamkeit erster Größen der Kunst auf sich gezogen hatten. Nur zwei davon, Luther und die Göttin der Vernunft darstellend, wurden gerettet, leider nicht unbeschädigt.

Obgleich das ganze artistische Eigenthum Kaufmann's nur mit Tausend Dollars versichert war, ihm also, abgesehen von dem unersetzlichen Verluste an Zeit und Mühe, auch noch ein bedeutender pekuniärer trifft, hofft er dennoch seine Akademie mit Neujahr wieder eröffnen zu können. Unter den vorbenannten Portraits von Kaufmann's Hand, befand sich auch ein sehr ähnliches von Jul. Fröbel, der jetzt in San Francisco weilt.

* Herr J. G. Kohl, der allbekannte und geschätzte Reisende und Schriftsteller, beabsichtigt mehrere Werke über Amerika herauszugeben. Seinem Grundsatz getreu zuerst zu sehen, „wie es von jeher gewesen ist und dann erst zu fragen, wie es jetzt aussieht und was die Tagesfragen sind,“ wird er zunächst ein historisch-geographisches Buch über Amerika verfassen, wozu er schon in Europa bedeutende Studien gemacht hat. Der große Fleiß dieses Mannes leuchtet abermals aus dem reichen Kartenschatze (1200 Stück) hervor, den er aus den Bibliotheken der alten Welt copirt und der New Yorker historischen und geographischen Gesellschaft vorgelegt hat. Die Karten betreffen alle Amerika und sind eine chronologische Reihenfolge der ältesten Karten dieses Welttheiles bis auf die gegenwärtigen. Von Kohl's zahlreichen, früheren Schriften nennen wir folgende: „Beiträge zur Urgeschichte einiger Erfindungen. Kgsbrg. 1834. Deutschen Mundes Laute. Das. 1837. Kindergeschichten und Nichtgeschichten. Das. 1837. Petersburg in Bildern und Skizzen. Das. 1841. Reisen in Südrußland. 1841. Die deutschen Ostseeprovinzen. 1841. Der Verkehr und die Ansiedlungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von den Gestaltungen der Erdoberfläche und Reisen im Innern von Rußland und Polen; beide auch 1841 in Kgsbrg. erschienen. 1842 erschien: Hundert Tage auf Reisen in den östreichischen Staaten. 1844: Reisen in Schottland und Reisen in England und Wales (Dresden). 1845 gab er die Reisen in Dänemark heraus. 1849 erschienen seine berühmten Alpenreisen. 3 Bde. 1850: Aus meinen Hütten; Reisen in den Niederlanden; der Rhein; Reisen nach Istrien, Dalmatien und Montenegro; Reisen im südöstlichen Deutschland; Skizzen aus Natur und Völkerleben.“

Modebild.

LA BERLINI.

Wir freuen uns, unsern schönen Leserinnen mit dem Modebild eines Mantels dienen zu können, der aus dem reichen Vorrath, den Brodie dem Publikum zur Ansicht stellt, ausgewählt ist. Er ist in Berlin erfunden und ganz frisch von Paris eingeführt. Es ist ein gar schönes Kleidungsstück und gar schwer zu sagen, was eigentlich das vorzüglichste daran ist, der Stoff, der Schnitt oder die Besetzungen; die Arbeit ist, wie bei allen Produkten Brodies, tadellos.

Der Schnitt des Mantels ist leicht verständlich. Man kann auf den ersten Blick wahrnehmen, daß die Schultern von einem doppelten Kragen bedeckt sind, der nach vorne sich anmuthig abrundet. Der Mantelrock selbst ist in breiten tiefgelegten Falten angesetzt, die sich bei dem reichen Stoff besonders schön ausnehmen. Er ist so eingerichtet, daß die Arme von einer Klappe bedeckt sind, die so tief geht als der Mantel und über einen Aermel von viertelkreisförmigem Schnitt fällt, wie man es auf dem Bilde sieht. — Das Ganze nimmt sich durch den Reichthum der Stickereien ganz ungemein schön aus.



Briefkasten.

Philadelphia. P. Gedichte. Wir müssen dafür danken. 1 und 2 sind zu sentimental und das noch unvollendete 3 dürfte sich mehr für ein humoristisches Volksblatt eignen. Fr. S. ist für unser Heft viel zu lang. Auch ist es unser fester Grundsatz, von amerikanischen Schriftstellern poetische Produkte nur dann zu honoriren, wenn sie amerikanisches Leben schildern.

St. Louis. Frl. B. L. Die Hefte sind nach Ihrem neuen Wohnort abgeschickt.

Havana. Dr. F. Ihrem Wunsche wegen der Hefte wird nachgekommen werden. No. 1 legten wir zurück, weil wir Aehnliches daher kürzlich gebracht hatten. Vergessen Sie uns ferner nicht.

Cincinnati. M. M. Senden Sie uns lieber Correspondenzen über das Leben und Treiben in C. als solche Phantastereien. Doch um das Leben um Sie herum kümmern Sie sich wohl gar nicht? Sie schweben immer in den Lüften!

Milwaukie. Br. und Lo. Die folgenden Hefte werden Ihnen und Ihren Freunden beweisen, daß das deutsche Leben in Wisconsin von uns gebührend beachtet wird, aber gut Ding will Weile haben.

D. Red.

Gedruckt bei King und Baird, No. 9 Sansomstraße, Philadelphia.

Meyers Conv. Lex. No 8



Inst. Bibl. excudit

Meyer's Monats-Hefte.

No. 2. Februar, 1855. Band 5.

Der Lauf der Welt.

Erzählung von Talvj.

(Den Monatsheften von der Verfasserin.)

> Il n'y a que d'une sorte d'amour, mais il y en a mille différentes copies. *Larochefoucault.*

Alwinen's Thür flog auf, und der Graf trat in das Zimmer seiner Braut. Mit freudestrahlendem Gesicht, händeklopfend sprang ihm das Fräulein entgegen.

„Sie kommen, sie kommen," rief sie jauchzend.

„Wer kommt?" fragte befremdet der Graf.

„Cousine Fanny und der Baron! Mein Mütterchen, meine Pflegerin, meine gute liebe Fanny! Freuen Sie sich mit mir! Sehen Sie nicht so ernst aus! Freuen Sie sich der Aussicht, die liebenswürdige Frau nun auch kennen zu lernen."

„Was geht mich Cousine Fanny an?" erwiederte der Bräutigam, gezwungen lachend. „Ich kenne nur Alwinen, will nur Alwinen kennen. Ihre Freude ist's, die mich freuet — und betrübt."

„Und betrübt?" wiederholte die Kleine staunend. Eine Thräne schien sich in das lachende Auge drängen zu wollen. Es war, als wenn eine Wolke plötzlich vor die Sonne tritt.

„Alwine!" sagte der Graf und drückte mit Heftigkeit die zarte Hand, seine Wangen färbten sich mit dunklerem Roth, und die schöne Stirn zog sich in strenge Falten. „Alwine! hätten Sie nur einen Begriff von meiner Liebe, Sie würden wenigstens so nicht fragen. Ich liebe nur Sie, sehe, höre, denke, empfinde nur Sie. Sie lieben mich, sagen Sie. Ja, aber Sie lieben neben mir tausenderlei. Ihr Herz hat Raum für Gespielen, Blumen, Vögel — und weiß Gott was alles für Tanten, Vettern und Cousinen! Ich fürchte, mir bleibt nur eine kleine Stelle darin übrig."

Alwine wußte nicht mehr, ob sie lachen oder weinen sollte.

„Lieber Graf," sagte sie herzlich, „Sie liebe ich tausendmal mehr als Vögel, Blumen, Cousinen und Tanten. Will ich nicht selbst meine geliebten Eltern Ihretwegen verlassen? Und wie werden sie mich vermissen! Aller Orten werden sie mir fehlen! Noch ist's vierzehn Tage bis zur Hochzeit, und schon richtet der liebe Vater täglich wehmüthige Blicke auf mich; und wie oft sah ich die gutmüthige Mutter sich still die Brille abwischen, wenn sie, wie sie pflegt, emsig beim Nähzeug im großen Stuhle sitzt. Ach, bester Graf! zweifeln Sie nicht an meinem Herzen, das so viel Liebe freudig Ihnen opfert."

Sanfte Thränen netzten das liebliche Gesichtchen. Der Graf ließ ihre Hand fahren.

„Das eben ist's!" rief er unmuthig. „Darf ich hoffen Ihnen so Theures ersetzen zu können? Der Apostel hat gut predigen: Das

Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen. Sie reichen mir die Hand mit halbem Herzen, mir, der Sie allein und einzig liebt, der nichts auf der Welt begehrt und will, als Sie. Ich biete Ihnen mein Alles, und Sie geben mir einen armseligen Ueberrest von Empfindung dafür und wollen mich überreden, dieß sei Liebe."

„Lieber Freund," sagte Alwine nach einer kleinen Pause sanftmüthig, „Sie sind in der übelsten Laune. Irgend etwas hat Sie verstimmt und gereizt, und so müssen Sie zanken, mit dem Ersten, der Ihnen begegnet. Unmöglich können Sie es mir im Ernste verdenken, daß ich keine unnatürliche Tochter, kein undankbares liebloses Geschöpf bin. Aber Sie sollen Ihren Willen nicht haben, mein schöner Herr! Ich will still halten wie ein Lamm. Ich will Ihnen nicht vorrechnen, wie manchen Neigungen ich Ihretwegen schon willig entsagt, wie manches theure Verhältniß ich um Ihretwillen schon abgebrochen."

„Neigungen, Verhältniß? Wovon sprechen Sie?"

„Welche Freude machte mir nicht das Klavierspiel, keine Beschäftigung war mir lieber! Ich war noch so schwach darin! Unterricht that mir so Noth! Sie wollten es nicht mehr — o ich schäme mich auszusprechen warum! Es war gar zu beleidigend, gar zu kränkend!"

„Alwine, ich kenne nichts Unschicklicheres als diese Handlungen. Dieses Sitzen Arm an Arm! Diese unanständigen, verführerischen Vertraulichkeiten!"

„Ist es möglich! Der Cantor, ein Mensch so tief unter mir an Geburt und Erziehung, ein Ehemann noch dazu und nicht ein bischen liebenswürdig! Aber ich that es, weil Sie's wollten. Ich gab den Unterricht auf und stümpere nun so fort. Und dann — o nein, das können Sie nicht vergessen haben — es wird Ihnen von selbst wieder einfallen. Sehen Sie — vergeben Sie mir, aber ich kann nicht ohne Thränen daran denken — mein liebes kleines Canarienvögelchen, das so zahm und ergeben war! Sie wissen, wie ich an dem kleinen Liebling hing, dennoch — es war mein fester Vorsatz, ihn wegzugeben, weil Sie ihn nicht leiden mochten. Da ersparten Sie es mir selbst — o nein, mein Geliebter, ich mache Ihnen keinen Vorwurf! Ich weiß es, es that Ihnen selbst weh, als Sie aus Versehen ihn ertraten, den armen, kleinen Flügellosen — aber noch einmal, seien Sie mir nicht böse — ich muß weinen, wenn ich an die kleinen brechenden Aeuglein denke, mit denen er so klagend mich ansah, an das zuckende Herzchen, das in meiner Hand zum letzten Male pochte!"

Sie verbarg mit den Händen die weinenden Augen. Der Graf stand erweicht und beschämt. Er umfaßte sie sanft.

„Sie sind ein süßes Kind, meine Alwine!" sagte er. „Kommen wir erst nach der Stadt, sollen Sie Papageyen und Goldfischchen haben, so viel Sie wünschen."

„Und dann Minchen," fuhr Alwine ermuthigt fort. „Sie war meine Jugendgespielin, meine älteste, liebste Freundin, das beste Mädchen von der Welt, und stets so liebevoll gegen mich! Seh' ich sie noch? Zog ich mich nicht ganz von ihr zurück? Muß erleben, daß sie mich für stolz und undankbar hält — und bloß, weil Sie aus unbegreiflichem Eigensinn das gute Mädchen nicht mögen, weil Sie sie langweilig, geschwätzig, weiß der Himmel was Alles finden."

„Minchen?" wiederholte der Graf lächelnd. „Amtmanns Minchen? Ja ja, ich besinne mich, eine wahre Vogelscheuche, häßlich wie die Nacht und superklug, voll tugendhafter Floskeln. Liebste Alwine, Sie bedürfen dieser Folie nicht, um schön und liebenswürdig zu erscheinen."

„Wie!" rief Alwine nicht ohne Empfindlichkeit, „Sie trauen mir doch nicht etwa zu, daß ich darum — —"

„Alles Gute, alles Vortreffliche traue ich Ihnen zu, schöne Alwine," erwiederte der Graf schmeichelnd und zog sie fester an sich, „allein Sie wissen selbst, was die Freundschaft anbetrifft, so stehen die Damen in einigem Mißcredit."

Aber Alwine machte sich los. Sie war ernstlich böse. Sie vertheidigte Minchen,

vertheidigte ihre Freundschaft. Der Eifer, mit dem sie sprach, stand ihr allerliebst. Der Graf fand sie höchst reizend in ihrem Unmuthe. Er ward immer weicher und schmeichelnder. Die Zärtlichkeit kleidete ihn tausendmal besser als die üble Laune, und so war die Versöhnung bald geschlossen. Nach ein paar Minuten saßen die Liebenden traulich bei einander, und es währte nicht lange, so war Alwine wieder bei Cousine Fanny. Der Graf ließ es geschehen. Er hörte nicht viel hin, freute sich still an der anmuthigen Bewegung der blühenden Lippen, spielte mit Locken und Schleifen der Geliebten und versäumte nicht, sie oft durch die, Verlobten gestatteten Liebkosungen zu unterbrechen. Die Kleine plauderte harmlos fort; und als die alte Landräthin, Alwinen's Mutter, in das Zimmer trat, bemerkte sie wohlgefällig den seltenen Frieden des Brautpaares und schlich sich, leise die Thür zudrückend, wieder hinaus.

Im Grunde wußte auch der Graf Alles schon, was Alwine ihm sagte, hatte seit den vier Wochen, da er als Bräutigam hier auf dem Gute des Landrathes zum Besuche war, alle Verhältnisse der Familie bis zum Ueberdrusse absprechen hören. Er wußte, daß Cousine Fanny als eben erst erwachsenes Mädchen in das Haus seiner künftigen Schwiegereltern gekommen war, daß sie die fünfjährige Alwine gleich beim ersten Anblicke geliebt und sie gehätschelt und gepflegt, sieben Jahre lang, oft mit Aufopferung eigener Freuden und mit schlaflosen Nächten, wie gut geartete große Mädchen gerne die Kraft ihrer Liebe an kleinern üben und stärken. Es war ihm längst bekannt, daß sie sich mit einem jungen Baron aus der benachbarten Stadt versprochen habe, der ein paar Jahre hindurch das wahrhafte Ideal eines Bräutigams gewesen war, verliebt über allen Ausdruck, gefällig, unterwürfig, nur für die Eine lebend, die Eine besingend, feiernd auf mannigfache Weise; daß sie nun bereits seit sieben Jahren mit ihm verheirathet sei und in einer sehr entfernten Residenz lebte, wo der Gemahl als Rath bei der Regierung angestellt war. Das alles hatte der Graf vielfältig besprechen und besonders gern und oft bei dem excentrischen Ausdruck verweilen hören, mit welchem der zärtliche Bräutigam seine Liebe kundgegeben hatte. Wie er einmal mit Todesgefahr den steilsten Felsen erstiegen, weil die Geliebte einen flüchtigen Wunsch ausgesprochen nach einer dort blühenden Blume; wie er einen treuen Hund, der ihm einst das Leben gerettet, abgeschafft, weil sein Bellen sie erschreckt, wie an jedem Morgen frische Kränze ihre Toilette geziert und ein neues, huldigendes Gedicht sie begrüßt. Alle diese Züge hatte der Graf aus dem Munde des Landrathes und der Landräthin gleichgültig mit angehört; aber als heute nun auch Alwine ihrer gedachte, ward er unwillkürlich aufmerksamer und seine Miene verdüsterte sich. Den sie umfassenden Arm zurückziehend, das zürnende Auge auf den Boden geheftet, begann er mit der Spitze des Fußes Kreise zu malen.

„Nun," unterbrach er endlich die anmuthige Schwätzerin mit schlecht erkünstelter Kälte, „bald werden Sie sich am Anblicke dieses liebenswürdigsten aller Männer weiden können."

Alwine erschrack vor dem Tone seiner Stimme.

„Sie wissen nur zu gut," entgegnete sie einlenkend und mit weicher Hand die seine ergreifend, „jetzt hab' ich nur Augen für Einen."

„Jetzt, ja, wo nur Einer das Glück hat, vor diesen schönen Augen zu stehen."

„Nun, Sie glauben doch nicht etwa, daß das zwölfjährige Mädchen schon Liebesgedanken gehabt?"

„Wer überzeugt mich vom Gegentheil, Alwine? Ich könnte Ihnen zwanzig Fälle für einen nennen, wo man noch früher Romane gespielt."

„Liebster Freund, Sie machen mich lachen! Mit Ihren Städterinnen mag es anders sein, aber wir Landmädchen spielen im zwölften Jahre noch mit der Puppe."

„Diese Wärme der Erinnerung" — —

„Seien Sie ganz ruhig, mein Lieber! Sie haben des Barons Wiedererscheinen auf

keine Weise zu fürchten. Seine Huldigungen galten ausschließlich seiner Fanny. Er hatte weder Ohr noch Auge für eine Dritte."

„Sie spotten meiner, Alwine!" rief der Graf aufgebracht. „Diese Garantie geben Sie mir für Ihre Treue."

„Bleibt mir eine andere übrig," erwiederte das Mädchen schmerzlich, „wenn Sie die sichere Bürgschaft meines Herzens, meines ewig gleich liebevollen Betragens verwerfen?"

„Sie sind beleidigt, Alwine," sagte der Graf rasch aufstehend. „Sie haben keine Ahnung davon, wie der bloße Gedanke, die entfernteste Möglichkeit, Sie zu verlieren, mein treues, liebendes Herz zerreißt."

„O hätten Sie Vertrauen zu mir! Wodurch hab' ich je Ihren Argwohn verdient?"

„Sie kennen das Menschenherz nicht, meine Alwine, Sie kennen Ihr eigenes Herz nicht! Schwach und eitel ist Ihr Geschlecht, ein zerbrechliches Gefäß bewahrt des treuesten Mannes irdisches Glück!"

„Die Liebe macht mich stark," rief Alwine, sich an seine Brust lehnend, „die Liebe zu Ihnen. Sie sind meine Eitelkeit, mein Stolz! O quälen Sie Ihre Alwine nicht durch Mißtrauen!"

Kuß und Umarmung erstickten jedes fernere Wort. Aber nicht immer endeten die Streitigkeiten der Liebenden so. Oft genug kam Alwine mit rothgeweinten Augen zu Tische, und der Graf spielte mit Messer und Gabel, ohne zu essen; stürzte schweigend ein Paar Gläser Wein hinunter und stieß den anspringenden Hund mit einer solchen Gewalt zurück, daß das arme Thier heulend in eine Ecke flog. Der Landrath summte dann ein Liedchen vor sich hin, die gute Mutter schüttelte still den Kopf. Alwine war die Einzige, die freundlich und liebevoll sprach, nur darauf bedacht, den Gedanken nicht wieder in den besorgten Eltern aufkommen zu lassen: sie solle den Eifersüchtigen, Uebellaunischen aufgeben, an dessen Seite kein Eheglück ihrer warte.

Alle Kränkungen, alle Beleidigungen, welche sie erfuhr, nahm sie willig und gern als ein Uebermaß seiner Liebe. Welche Sünde wird leichter verziehen? Und der Graf war unwiderstehlich, wenn er, der stolze unbeugsame Mann, so zärtlich und demuthsvoll, oft knieend um Vergebung flehte, sie seine Heilige nannte und die rührendsten, enthusiastischsten Betheuerungen glühender Liebe aussprach. Ein härteres als Alwinen's Herz hätte darüber Alles vergessen.

Der Graf war über zwölf Jahre älter als seine Braut, — ein schöner stattlicher Mann, Officier und Cavalier im weitesten Sinne des Wortes. Er war früh unabhängig geworden und hatte die Freiheit seiner Lage nicht immer weislich benutzt. Er galt für einen Verehrer der Frauen, weil er im Aeußern keinen Zug ritterlicher Galanterie vernachlässigte, und fast nie ohne ein zärtliches Verhältniß war. Aber im Herzen glaubte er die Frauen verachten zu dürfen und bürdete unbillig, was der Leichtsinn der Einen an ihm verbrochen und die Schwäche einer Zweiten ihm gelehrt, dem ganzen Geschlecht auf. Mißtrauen und Stolz, der nur Außerordentliches sich aneignen zu dürfen glaubte, machten ihm jeden Gedanken der Heirath verhaßt. Dennoch blieb im Innersten seines Herzens eine Sehnsucht nach echter, wahrer Liebe, nach einer süßen anmuthigen Häuslichkeit lebendig. Ein stilles, frommes Mädchen zu finden, fern von dem Verderben der Residenzen erzogen, unschuldig und schön, durch ihn gebildet, durch ihn für die Liebe empfänglich gemacht — seine Seele öffnete sich und sein Gemüth erweichte sich wunderbar, wenn ihm in einsamen seltenen Augenblicken diese Vorstellung kam. Allein er dachte daran, wie der Reifgewordene an die Erfüllung eines frühen Jugendtraumes, an das Wahrwerden eines lieben Mährchens denkt, das einst des Kindes Phantasie mit idealen Gedanken gefüllt.

Ein Zufall führte ihn als Gast zu fernen Verwandten auf das Land; ganz nahe lag das Gut von Alwinen's Eltern. Das Pfingstfest, das man eben feierte, brachte wechselsweise die ganze Nachbarschaft bald hier, bald dort zusammen. Die frische blühende Schönheit Alwinen's entzückte den Grafen, ihre

natürliche Anmuth und Güte fesselte ihn, ihre Unerfahrenheit und Neuheit in allen Verhältnissen der großen Welt übten eine zauberische Gewalt über sein Herz aus. Er sah wie sie, obwohl schöner und liebenswürdiger als alle, so herzlich von ihren Gespielinnen geliebt ward; wie sie harmlos und kindlich der Lust des Tanzes genoß, wo aus Mangel an Tänzern, wie es wohl auf dem Lande zu geschehen pflegt, sich Mädchen und Mädchen paarten; wie sie, so unschuldig und schüchtern sie war, sich doch so geschickt der plumpen Zudringlichkeit einiger älteren Landjunker zu entziehen wußte. Solche Beobachtungen rechtfertigten das erweckte Gefühl in seiner Brust; der Gedanke an eine ernste Verbindung trat ihm seit langer Zeit zum ersten Male wieder vor die Seele. Alle Umstände waren günstig; Stand, Vermögen — gegen nichts ließ sich die mindeste Einwendung machen.

Er trat mit einigen raschen Schritten Alwinen näher, und Alwine trat nicht zurück. Mit Beben und betäubendem Herzklopfen, mit hochglühenden Wangen hörte sie endlich seine Erklärung mit an. Seine feinen liebenswürdigen Sitten gefielen ihr; seine stolze Männlichkeit überwältigte sie. Sie fühlte, an seiner Kraft ruhen zu können; die heiße Liebe, welche er ihr aussprach, lieh ihr Vertrauen zu ihm. Ihre Eltern konnten gegen den wohlhabenden gräflichen Freier, gegen den anerkannten Mann von Ehr' und Redlichkeit nichts einwenden. So war sie seine Braut, ehe noch sie sich ihrer Gefühle für ihn recht bewußt geworden war. Aber nun schmiegte sie sich ihm mit der innigsten Hingebung an. Wie sie von jeher die zärtlichste, gehorsamste Tochter gewesen war, die rücksichtsvollste Freundin, die gütigste Herrin, ward sie jetzt die aufmerksamste, liebreichste Braut.

Der Graf dagegen war kaum ihres Besitzes gewiß, als nicht etwa seine Leidenschaft sich verminderte — diese schien mit jedem Wiedersehn zu steigen, nein, aber als der Egoismus seines Sinnes schroff und verletzend hervorbrach. Umsonst daß seine getrübten Ansichten von Frauenwerth und Treue an Alwinen's musterhaftem Betragen abglitten; sein schneller Sieg selbst über ihr Herz mußte dazu dienen, sein altes Mißtrauen zu wecken. Es quälte ihn, ob nicht ein Anderer an seiner Stelle wohl auch so glücklich gewesen sein würde? Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß er ja vielleicht der erste Mann gewesen sei, der sie gekannt, der sich ihr liebend genähert. Dazu kam die Langeweile und Einförmigkeit des Landlebens, wenn er sie während des Bräutigamstandes auf mehrere Tage oder Wochen besuchte. Er hegte geringe Achtung gegen den glänzenden Kreis, in welchem er selbst sich mit Anmuth und Freiheit bewegte, und glaubte die Gesellschaft leicht entbehren zu können, an welcher er doch mit allen Ketten der Gewohnheit hing. Von der Landwirthschaft, des Landraths Steckenpferd, verstand er nichts. Bei der guten Mutter Familiengeschichten hatte er genug zu thun, das Gähnen zu unterdrücken. Alle Kräfte seiner Seele waren einzig auf Alwinen gerichtet, aber ohne daß das liebe Mädchen sich daran hätte erfreuen können.

Mit der unermüdlichsten Geduld unterwarf sie sich seinen despotischen Launen, und konnte doch nur auf kurze Zeit des theuern Freundes Zufriedenheit erringen. Die Liebe des guten Kindes, die sich über alles, was es umgab, wohlthätig ausdehnte und doch für ihn so unbeschränkt und reich blieb, war ihm nicht ausschließlich, ja nicht selbstsüchtig genug. Er wollte nicht ihr höchstes, er wollte ihr einziges Glück sein. Sie sollte ihn nicht allein vorziehen, sie sollte alles über ihn vergessen. Ihre unschuldigsten Liebhabereien verdrossen ihn, sobald sie nur irgend das Maß des blossen Wohlgefallens überschritten. „Lieb' ich doch auch einzig sie," sagte er und vergaß, daß er, ehe er sie gekannt, gar nichts geliebt, daß sein Herz in stolzer, egoistischer Abgeschiedenheit an keinem Gegenstande mehr als oberflächlichen Antheil genommen. Seine Eltern waren längst todt; mit seinen Geschwistern lebte er gespannt; von den achtungsvollen, anscheinend freundschaftlichen Verhältnissen mit seinen Waffengefährten wußte sein

Gefühl für Ehre und Anstand mehr als sein Herz. Alwinen's ewige Gefälligkeit ließ seiner launischen Eigensucht freien Spielraum. Hatten schon während seiner kürzern Besuche die besorgten Eltern oft bedenkliche Mienen gemacht, so drohte ihr Mißfallen jetzt, wo er seit beinahe einem Monate bei ihnen die letzten Vorbereitungen zur Hochzeit abwartete, oft genug laut auszubrechen. Aber Alwinen's Liebe ließ keine Erörterungen zwischen Eltern und Bräutigam zu. „Ich liebe ihn," sagte sie beschwichtigend, „er wird mich schon besser kennen, mir vertrauen lernen!" Und Vater und Mutter schwiegen, das arme Kind nicht zu kränken.

Endlich kam der Tag, für welchen Fanny ihre Ankunft angekündigt hatte. Der Wagen ward angespannt, man wollte dem willkommenen Besuch entgegen fahren, ihn desto besser begrüßen zu können. Alle standen wartend an den Fenstern umher, der Graf hinter seiner Braut. Da trat ein Herr in Reisekleidern, ziemlich wohlbeleibt und dem Ansehn nach bereits stark in den Vierzigen, in das offen stehende Thor des Schloßhofes. Die Pfeife ragte hoch hinten aus der Tasche empor; der erschlaffte Gang schien zu verrathen, daß er einen weiten Weg zurückgelegt habe, übrigens trug sein ganzes Ansehen das Gepräge einer gewissen Behaglichkeit. Er sah sich mit der Miene eines Bekannten rings um, grüßte, die Familie am Fenster erblickend, vertraulich hinauf und schritt rascher auf das Wohngebäude zu.

„Wer mag das sein?" fragte Alwine.

Der Landrath nannte allerlei Namen entfernter Bekannten, die Damen verwarfen alle. Während dieses Gespräches trat der Fremde unangemeldet in das Zimmer. Beim ersten Ton seiner Stimme rief die Landräthin höchst überrascht: „Mein Himmel! der Baron!" und der Landrath, nachdem er ihn näher betrachtet:

„Wahrhaftig, unser Regierungsrath!"

Freudige Begrüßungen wechselten nun mit Fragen nach Fanny und verwunderungsvollen Ausrufungen, ihn allein zu sehen. Aber der Baron beruhigte die Besorgten:

„Meine Frau ist also noch nicht hier?" fragte er. „So kann sie doch keine Viertelstunde mehr ausbleiben. Sie haben gar böse Wege hier zu Lande, lieber Onkel; ich konnte das Stoßen und Schütteln und das ewige Lamentiren nicht mehr ertragen und zog vor, die letzte Stunde zu Fuß zu gehen. Auf der ganzen Reise hab' ich's so gehalten. Fanny war's auch recht; sie kann das Tabakrauchen im Wagen nicht leiden, und mir wird es zu schwer, es zu lassen, da es noch das Einzige ist, was Einem die Langeweile im Reisewagen vertreibt."

Unterdessen der Landrath sich freute, in ihm einen Genossen beim Rauchen begrüßen zu dürfen — denn der Graf ließ ihn dieß sein Lieblingsvergnügen, aus Galanterie gegen die Damen, immer allein genießen und schmälerte es ihm dadurch zur Hälfte, — und die gütige Hausfrau ihn ermunterte, sich es bequem zu machen, betrachtete Alwine den neuen Vetter nicht ohne unangenehme Verwunderung. Welch ein ganz anderes Bild hatte Cousine Fanny's junger Gatte in ihrer kindischen Phantasie hinterlassen! Daß man in sieben Jahren älter wird, hatte sie nicht vergessen; männlicher, ruhiger, gehaltener meinte sie; aber in dem Manne, der so nüchtern, so prosaisch, so alle Jugend verläugnend vor ihr stand, glaubte sie den nicht zu erkennen, der, wie sie unerfahren wähnte, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, aus dem schlanken, poetischen, kaum achtundzwanzigjährigen Liebenden, den sie damals gekannt, in sieben Jahren hätte werden müssen. Der Graf sah sie an. Er errieth leicht, was in ihrer jungen Seele vorging, und lächelte ein wenig spöttisch.

Der Regierungsrath begrüßte darauf die Cousine herzlich, und ihren Verlobten mit einem Anstand, der deutlich auf seine Erziehung und die Gewohnheit, mit Leuten von Rang und Geburt umzugehen, hinwies. Den von Neuem in Anregung gebrachten Vorsatz des Entgegenfahrens suchte er jedoch der Familie auszureden.

„Mit dergleichen Freundschaftsbezeugungen," meinte er im Allgemeinen, „sei selten

dem Reisenden gedient, der, hauptsächlich wenn er einem werthen Ziele zusteuert, nur ungern das in der Phantasie aufgenommene Bild sich zerstückeln ließe, indem er gezwungen werde, das geliebte Locale von dem geliebten Personale zu trennen. Fanny insbesondere," fügte er lächelnd hinzu, „würde Ihre Erscheinung, trotz ihrer Sehnsucht hierher, vielleicht mehr in Verlegenheit setzen als erfreuen, und in solche Angst um die zarten Sachen darin, daß sie bei der beständigen Erschütterung des Wagens nur immer zu halten und aufzuheben hat. Sie könnte daher diese nothwendigen Uebel so wenig ihrem Schicksal überlassen, um sich zu Ihnen in Ihren Wagen zu setzen, als sie, so hoch umthürmt und umlagert, mehr als eine Person in den ihrigen nicht aufnehmen könnte."

„Ja ja," lachte der Hausherr, „so machen's die Weiber."

Allein die Landräthin äußerte Besorgniß. „Der Abend dämmert schon," sagte sie. „Ich kenne Fanny: sie war immer furchtsam, und so ganz allein — —"

„Nicht doch," erwiederte der Baron, indem er sich die Pfeife stopfte. „Der Bediente ist bei ihr."

„Wie, wenn sie gar umwürfe . . . ."

„Der Kutscher ist zuverlässig," entgegnete er und zündete die Pfeife an.

Alwine beschloß um so lebhafter, zu fahren. „Kommen Sie, bester Graf!" sagte sie mit einem kleinen Trotze, der ihr sonst wenig eigen war. Der Graf erklärte sich lächelnd zu allem bereit. Er war liebenswürdiger als je, und die Folie des schwerfälligen Ehemannes gab in den Augen der jungen Braut seiner Erscheinung einen mehr als gewöhnlichen Glanz.

Indem rollte ein Reisewagen in den Hof. Alles eilte hinüber, die geliebte Fanny zu begrüßen. Der Baron war zu ermüdet von dem weiten Gange. Er trat mit der Pfeife an das Fenster und sah nicht ohne herzliche Rührung, wie seine Frau, vor Freude laut weinend, sich in die Arme der ehrwürdigen Pflegeltern warf und die süße kleine, nun zur Jungfrau erblühte Schwester an ihre Brust drückte. So wenig diese letztere vom Baron befriedigt war, so sehr entzückte sie Fanny's Wiedersehen. Die sieben Jahre hatten freilich trotz der sorgsamsten Pflege auch ihren Reizen einigen Eintrag gethan. Allein was davon die Toilettenkunst nicht verbergen konnte, deckte Alwinen's Liebe für sie zu, und außerdem machte die Anmuth ihrer Miene, die Grazie ihrer kleinen zierlichen Gestalt, die Eleganz ihrer Kleidung sie noch immer zu einer höchst liebenswürdigen Erscheinung. Mehr aber als alles dies nahm die unveränderte, ja gesteigerte Liebe, mit welcher sie ihre Verwandten begrüßte, deren Herzen ein. Die süßen Worte Vater, Mutter, Schwester, tönten wie Musik von ihren zarten Lippen, als wollte sie sich an ihrem lange nicht gehörten, lieben Klange weiden.

Besonders aber überhäufte sie Alwinen mit den zärtlichsten Liebkosungen, und wußte es wiederholt als das sicherste Zeugniß ihrer Freundschaft geltend zu machen, daß sie die Pflegeschwester nicht um ihre jugendliche Schönheit beneide, sondern sich herzlich darüber freue. Eine Aeußerung, die Alwinen freilich nur beschämen konnte und mit hohem Erröthen von ihr aufgenommen ward, um so mehr, als sie glaubte, vor dieser holdseligen Erscheinung ganz verschwinden zu müssen. Ein instinktartiges Gefühl machte sie daher heute weicher und liebevoller als je gegen den Grafen; überdieß war sie zu lange auf diesen Abend vorbereitet, um über den Empfang des lieben Gastes den Bräutigam scheinbar nur im mindesten zu versäumen; und ihr gutes Herz lehrte sie, die zärtlichsten Aufmerksamkeiten gegen beide so geschickt zu vereinigen, daß selbst der Graf, der ohnehin durch den Eindruck, welchen der Baron gemacht, in günstige Stimmung versetzt war, keinen Grund zur Unzufriedenheit finden konnte.

Für den folgenden Morgen hatte die Baronin Alwinen zu sich beschieden. „Da wollen wir unsere Herzen vor einander ausschütten, liebes Mädchen! Wir haben einander gar viel zu erzählen. Ich weiß, bei Euch fängt der Tag früh an; habe Du Nachsicht mit der

Städterin, mit der Verwöhnten. Um acht Uhr komm vor mein Bett, süßes Kind."

Alwine versprach es freudig. Schon bald nach sechs Uhr kam der Graf vor die Thür seiner Braut, um sie zum Spaziergang abzuholen. Der Morgen war herrlich. Sie ging still entzückt an des Geliebten Seite; die Natur erschien ihr schöner durch ihn, sie ihm schöner in der freien Natur; ihr innigerer Händedruck sagte es ihm; sein beredter Mund verkündete es ihr; so waren beide mit einander zufrieden. Die reinste Freude spiegelte sich in des lieben Mädchens Augen; denn wie schwach auch die menschliche Brust sei — an dem Vergnügen, dem Geliebten zu gefallen, hat die Eitelkeit geringern Antheil als das Herz.

Endlich schlug die Dorfuhr acht, und Alwine erinnerte sich an das der Cousine gegebene Versprechen. Sie erwähnte es unbefangen gegen den Grafen und schlug vor, den Weg nach dem Schlosse zu richten. Ueberdieß war es die gewöhnliche Zeit, wo sie von ihren Morgenspaziergängen zurückzukehren pflegten. Der Graf aber meinte, die Damen der großen Welt schliefen wenigstens bis neun, und suchte den Rückweg geflissentlich in die Länge zu ziehen. Alwine gab im Grunde heute lieber nach als je, aber sie war zu pünktlich gewöhnt und zu gewissenhaft, um ihr gegebenes Wort über ihr Vergnügen zu vergessen. Nach einer Viertelstunde erinnerte sie daher den Freund aufs neue, und ließ sich wieder eine andere Viertelstunde hinhalten. Nun wollte sie Fanny nicht länger warten lassen. Der Graf nahm es ihr übel, daß sie an seiner Seite, daß sie in solchen Stunden der überschwenglichen Liebe nur an Fanny zu denken Zeit habe. Er machte keine Einwendungen mehr, aber er ging verstimmt und schweigend an ihrer Seite. Umsonst bemühte sie sich, mit liebevollen Worten ihm deutlich zu machen, wie viel ihr heute ihre Gewissenhaftigkeit koste. Er antwortete nicht, und so schwieg auch sie endlich. Aber als sie sich vor Fanny's Thür trennten, konnte sie nicht umhin, erst in ihr einsames Kämmerchen zu schleichen, um sich eine Viertelstunde lang hier recht auszuweinen, und mit erleichtertem Herzen der lieben Schwester nahen zu können.

Der Graf hatte Recht gehabt; Fanny war kaum erst erwacht. Sie fand in der Ermüdung von der Reise eine gerechte Entschuldigung, und Alwine hatte nicht nöthig, die ihrige wegen des verlängerten Ausbleibens anzubringen. Ihre verweinten Augen entgingen Fanny's aufmerksamem Blicke nicht, doch war sie zu discret, um von vornherein mit Fragen auf sie zu dringen. Das junge Mädchen mußte ihr ihre Liebesgeschichte auf das Umständlichste mittheilen; sie wollte alles wissen: was sie gesagt, empfunden, was der Graf gesprochen und wie er dabei ausgesehen, vom ersten Augenblicke der Bekanntschaft an bis auf heute. Das ungemessene Lob, mit welchem die erfahrene Frau von seinem Aeußern sprach, gab Alwinen Muth, ebenso sein Inneres zu rühmen, und sie redete mit solchem Enthusiasmus, daß Jene endlich lächelnd fragte:

„Hat er denn wirklich keinen Fehler?"

Alwine war zu aufrichtig, um zu läugnen, und zu sehr durch des Bräutigams Fehler gequält, um sie zuzugeben. Sie suchte auszuweichen; als ihr aber Fanny tief und tiefer in das verweinte Auge sah und sie vor dem scharfen Blick derselben umsonst es niederschlug, bekannte sie endlich, er sei empfindlich und eifersüchtig. Sie wollte nicht sagen despotisch, selbstsüchtig und neidisch.

„Eifersüchtig?" rief Fanny, „o Du glückliche Unglückliche! Es ist der schönste, liebenswürdigste Fehler, den ein Liebender haben kann. Glaube mir, das ist das Seidenfädchen, sein Herz auf ewig festzuhalten. Kennst du erst diese verwundbare Stelle, so steht es bei Dir, ihn durch tausend kleine, unmerkliche Nadelstiche beständig nach dem süßen Balsam Deiner Liebe lechzen zu machen, den Du natürlich auch wieder immer für ihn bereit haben mußt. O wie glücklich bist Du! Wisse Kind, das ist von jeher mein größtes Leiden gewesen, daß es mir nie hat gelingen wollen, nur einen Funken von Eifersucht in meinem Mann zu wecken."

„Du scherzest, Fanny! Was hätte Deinem Herzen wohlthuender sein können, als solch unbegrenztes Vertrauen?“

„Gutes Kind, ist Dir das Mährchen auch erzählt worden? Vertrauen? Man ist allenfalls seiner Grundsätze gewiß — aber auch seines Herzens? Wer den Menschen kennt, weiß, daß er mit dem Zügel des Pflichtgefühles höchstens die Leidenschaft in ihrem wilden Laufe hemmen, nicht aber sie nach Belieben hierhin und dorthin lenken kann. Wer sich das sichere Eigenthum eines liebenden Herzens bewahren will, muß klüglich bedacht sein, es dem Angriff und der Gefahr des Kampfes zu entziehen.“

„Unmöglich, meine Fanny! Die Tugenden mögen im Preise steigen durch mühevollen, schwer errungenen Sieg. Aber die Treue ist kaum eine Tugend: sie ist das Element, in welchem allein die wahre Liebe lebt, die nothwendige Bedingung ihres Daseins, sie ist ihr Bedürfniß, wie das Athemholen das des Lebens ist.“

„Kleine Schwärmerin! Aus welchem Roman hast Du Deine Weisheit geschöpft? So wenig wir wissen, warum wir Blau mehr lieben als Roth, oder umgekehrt, so wenig wir Rechenschaft zu geben vermögen, weßhalb wir eine Speise der andern vorziehen, so wenig sind wir Herren unserer Neigungen. Wir essen Kraftsuppen und enthalten uns des Confectes, wenn der Arzt es verordnet; aber werden wir uns deßhalb überreden können, die Suppe schmecke süßer als Marzipan? Gewiß nicht; wir folgen eben der Vernunft, daß wir um unserer Gesundheit willen der Lieblingskost, für deren Wohlgeschmack wir nicht können, entsagen. Gerade so ist's mit der ehelichen Treue. Die Pflicht des Gatten wie der Gattin ist's, zu sorgen, daß die Brühe schmackhaft bleibe.“

Die stumme Verwunderung, mit welcher Alwine zuhörte, schmeichelte der schönen Philosophin, und beschwichtigte halb und halb ein geheimes schmerzliches Gefühl in ihrer Brust. Sie trank ihre Tasse Chocolade aus und fuhr fort.

„So lange ich Braut war, meine Alwine, war ich, obwohl ein paar Jahre älter, nicht weniger unerfahren als Du. Mein Verlobter hielt mich durch seine unermüdlichen Aufmerksamkeiten so sehr in Athem, seine Liebe befriedigte mich so ganz, daß ich gar nicht an die Möglichkeit des Erkaltens dachte. Aber der Ehemann zeigte sich bald anders. Zuerst ging noch alles gut; es kann auf der Welt nicht zwei glücklichere Wesen geben als wir waren. Aber dann gerieth der Baron mehr und mehr in die Geschäfte hinein. Er saß den ganzen Tag in die Akten vergraben, und kam er Abends zu mir, war er abgespannt und erschlafft; und wie viel Mühe ich mir auch gab, ihn zu unterhalten, ich mußt' es nicht selten erleben, daß er mitten unter meinen Erzählungen an meiner Seite einschlief. Ich weiß kaum, ob das Loos der Gattin eines Müssiggängers trauriger ist, oder das der Frau eines Ueberbeschäftigten. Der Müssiggänger quält sie durch Einmischen in Alles: er hat ewig zu fragen, zu stören, Rath zu geben, und keine Liebe ist so kräftig, daß die Langeweile sie nicht nach und nach zu Tode zu martern vermöchte. Der Ueberbeschäftigte wiederum hat nicht Zeit zu empfinden, zu lieben, und es ist fast als ob die Bürde der Arbeit, indem sie ihm die Frische des Geistes raubt, auch lastend auf seinem Herzen drückt und den freien Athemzug hemmt. Es sollte mein Geschick sein, dies zu erfahren. Ich hatte mich den ganzen Tag über so herzlich auf jene Abendstunden gefreut! Als ich sah, daß meine Unterhaltungskunst nicht mehr ausreichte, schlug ich vor, die Abende in Gesellschaft zuzubringen. Allein da war es ihm lästig, sich nach so mühevollem Tage noch anzukleiden, noch Zwang anzuthun. Ich machte nun den Versuch und ging allein. Aber ich hatte bald genug Ursache, es zu bereuen! Statt der geliebten Fanny folgen, die geputzt, gefeiert zu sehen sonst sein höchster Triumph war: was that er? Er ging auf das Casino. Da waren nun Männer, da konnte er im Ueberrock erscheinen und beim Whist die müden Gedanken vollkommen ausruhen lassen. So leben wir nun Jahr aus Jahr ein. Ich habe

mich, so gut ich kann, in mein Loos gefunden, besuche Bälle, Thee's, Concerte ohne ihn. Bered' ich ihn ja einmal, mich zu begleiten, so seh' ich ihn dennoch den ganzen Abend nicht. Von Tanz und Unterhaltung ungestört, von den Damen ungenirt, sitzt er in einem entlegenen Zimmer mit einigen Collegen und — — raucht. Dabei werd' ich doch als die glücklichste Frau gepriesen. Seine Redlichkeit ist anerkannt. Er ist ein ausgezeichneter Arbeiter, einer der aufgeklärtesten Köpfe. Er wird Director, Präsident, Minister werden. O sage, werde ich dann glücklicher sein? Er läßt mich thun, was ich will. O wie haff' ich diese Freiheit, die nur seine Erkältung mir verschafft. Dem despotischen Zwange wollt' ich mich unterwerfen, wenn die Liebe mir ihn auferlegte!"

Thräne auf Thräne drängte sich in Fanny's Augen, während sie sprach. Alwine hatte, tief bewegt, ihre Hand ergriffen. Jene fuhr fort:

„Umsonst versucht' ich oft, durch Erregung seiner Eifersucht die alte Liebe in ihm zu wecken. Ich erzählte neckend von Diesem und Jenem, der mir den Hof gemacht. Er versicherte lächelnd, sein Vertrauen zu mir wäre zu groß, um Besorgnisse zu hegen. O dies unselige Vertrauen! Er sprach von einer galanten Intrigue wie von einer Unmöglichkeit. Er achte mich, meinte er, dies sei genug. Wie wenig kennen diese Aktenmenschen das Herz! Ich redete mit Interesse, mit Wärme von einem jungen Manne — er stimmte in mein Lob ein. Ich empfing ein Billet, las es heimlich und versteckte es: er bemerkte es nicht. Entweder er hatte noch seine verwünschten Domänen im Kopfe, oder er griff gerade nach den Zeitungen, und immer: „begierig saugend an geliebtem Rohr." O glückliche Alwine! Du wirst nie diesen Zustand kennen lernen. Der Graf ist mißtrauisch, er wird ewig sorgsam wachen, sich Deine Liebe zu erhalten. Er ist Officier, darum kein Sclave der Bequemlichkeit, dieser Feindin der männlichen Liebe. Sein Dienst wird ihm Zeit übrig lassen für Dich, und sein Geschäft, weil es großentheils ein körperliches ist, seinem Geiste nicht vorzeitig die jugendliche Frische rauben."

Die Stunde war nun gekommen, wo Fanny aufstehen und sich ankleiden mußte. Alwine ging betrübt fort. Sie betrachtete der Freundin Lage nicht in Bezug auf ihr eigenes Verhältniß. Der ganze Eindruck, den sie empfangen, war Mitleid mit Fanny und Widerwillen gegen den Baron, den sie ohne Weiteres für veränderlich erklärte. Sie war zu jung, als daß wir ihr nicht verzeihen sollten, daß sie keine bessere Psychologin war.

Fanny hatte zwar die Wahrheit, aber bei weitem nicht die ganze Wahrheit gesagt. Der verständige Leser übersieht das Verhältniß leicht. Des Barons Liebe hatte ihren eigentlichen Sitz in der Phantasie gehabt, die Liebe Fanny's war wenig mehr gewesen als geschmeichelte Eitelkeit. So konnte es nicht fehlen, daß der Besitz jene herabstimmen, die Entziehung der Nahrung diese niederschlagen mußte. Doch hätte Beider Verdienst und die Gewohnheit des Beisammenseins diese Gesinnung gegen einander wohl im Verlaufe des Lebens zu einer wahren Herzensliebe gestalten können; aber erstens blieb, zu ihrer Beider Kummer, ihnen das liebste Band versagt: ihre Ehe blieb kinderlos; zweitens hatte Fanny Recht, wenn sie überhäufte Arbeit für das Gift des Gefühles hielt. Der Baron hatte sich als Jüngling fast ausschließlich mit Poesie und der schönen Literatur abgegeben. Der Ernst des trockenen Geschäftslebens ekelte ihn anfänglich an. Es bedurfte eines herzhaften Entschlusses, einer muthigen Entsagung seiner Lieblingsneigungen. Er hatte viel nachzuholen, und trotz seines ausgezeichneten Kopfes, kostete ihm das Arbeiten zuerst Anstrengung. Er verwickelte sich anfangs absichtlich in endlose Geschäfte, und konnte sich ihnen dann nicht mehr entziehen. Fanny suchte sich indessen, so gut sie konnte, zu trösten. Die dunkle Sehnsucht eines liebebedürftigen darbenden Herzens ist die gefährlichste Feindin tugendhafter Grundsätze. Ein vorsichtiger, zärtlicher, aufmerksamer Ehemann hätte die beste Gattin in ihr gehabt. Ihre vereinzelte Stellung in der Gesellschaft

wurde ihr bald unerträglich. Sie mußte Jemand haben, der sich es zum Glück rechnete, sie an den Wagen zu führen, und einen Tanz zu erlangen, sie mußte es laut und entzückt aussprechen hören, daß sie schön und liebenswürdig sei. So hatte sie Anbeter in Menge; einen davon als Liebhaber anzuerkennen, hinderten sie Erziehung, Furchtsamkeit und ein dunkles Gefühl des Rechten.

Die Hoffnung des Wiedersehens ihrer verehrten Pflegeeltern, ihres geliebten Zöglings, hatten alle edleren Gefühle ihres guten Herzens rege gemacht, und sie hatte sich darauf vorbereitet, ein paar Wochen lang ohne Anbeter, ohne Intriguen, ausschließlich den ländlichen und häuslichen Freuden gewidmet, zuzubringen. Sie betrachtete die Zeit im voraus als das Pastorale ihres bunten geräuschvollen Lebens, wie in einer Sammlung von Gedichten unter Romanzen, Satyren und erotischen Liedern auch eine Idylle nicht fehlen darf. An ihren Mann machte sie ohnehin keine Ansprüche mehr, und von dem Grafen, dem Bräutigam ihrer Alwine, mehr als gewöhnliche Galanterie zu erwarten, war sie zu wohlgesinnt.

Was diesen letztern anbelangt, so war er nicht der Mann, gegen die anmuthige Gegenwart einer liebenswürdigen gewandten Frau gleichgültig zu bleiben; auch fühlte er den Reiz des Wechsels so gut wie jeder Andere, und der beliebte Grundsatz des englischen Dichters:

'T is not that I expect to find
A more devoted, fond and true one,
With rosier cheek, or sweeter mind,
Enough for me, that she 's a new one. *

war wie aus seiner Seele geschrieben. Allein um leichtsinnig zu sein, hatte er zu schweres Blut. Das Unanständige eines Liebesverständnisses ein paar Wochen vor der Hochzeit konnte seinem feinen Takte um so weniger entgehen, als wirklich Fannys Schönheit mit der blühenden und fast vollkommenen der jungen Alwine keinen Vergleich aushielt.

Fanny wünschte eifrig die Plätze ihrer jugendlichen Freuden wiederzusehen, und auch der Regierungsrath stimmte in ihren Wunsch ein.

„Ist man doch ein ganz anderer Mensch geworden," sagte er lächelnd. „Wenn ich zurückdenke an jene Zeiten, ist mir, als sei es ein Traum gewesen!"

Er lachte herzlich, als ihm die Landräthin einige seiner Extravaganzen in das Gedächtniß rief, und bemerkte nicht das unwillige Erröthen seiner Frau. Sie konnte nicht, wie tausend andere Frauen, den Erkalteten mit Vergleichungen zwischen Sonst und Jetzt necken und ihm scherzhafte Vorwürfe machen. Ihr Herz und ihre Eitelkeit waren zu tief gekränkt; sie schwieg beleidigt still und so entgingen ihre Empfindungen ganz seiner Aufmerksamkeit. Dabei konnt' es nicht fehlen, daß die Huldigungen, welche sie den Grafen fortwährend seiner Braut darbringen sah, der Gegenstand eines stillen heimlichen Neides eines so liebedürstenden Herzens waren.

Einige Tage lang machte anhaltendes Regenwetter die verabredeten Ausfahrten unmöglich. Der Baron ging indeß mit dem Landrath auf den Böden, in den Ställen umher, denn ohne ein besonderes Interesse für diesen Zweig der Landwirthschaft zu haben, wünschte er als Cameralist die Gelegenheit zu benutzen, sich durch eigenes Anschauen zu unterrichten. Die beiden Verlobten hatten ein Recht, von Zeit zu Zeit sich abzusondern, und nahmen es gern in Anspruch. So blieb Fanny oft mit der guten verständigen Mutter allein, in herzlichen Gesprächen zwar, die aber bei der ganz verschiedenen Lebensweise und Ansicht der beiden Frauen kaum anders als einförmig und für die Verwöhnte unbefriedigt sein konnten.

Endlich erheiterte sich der Himmel und Streifereien durch die erfrischte herrliche Gegend versprachen doppelten Genuß. Aber zugleich fing die Landräthin an, sich unwohl zu fühlen; sie drang darauf, daß einige kleinere Partien ohne sie gemacht würden; als man

* Der Vers ist von Th. Moore und würde im Deutschen ungefähr so lauten:

Nicht daß ich hofft' ein Lieb zu finden,
Ein mehr ergebenes und treues,
Mit röthrer Wang und süßrem Sinne,
Genug für mich, daß es ein neues.

jedoch eines Abends heimkehrte, fand man sie in Fieber und alle Vorboten einer bedeutenderen Krankheit zeigten sich. Alle waren besorgt und bereit, die freundlichen Pläne zur Benutzung der folgenden Tage aufzugeben, besonders zeigte der Landrath die zärtlichste Unruhe. Indessen erklärte der herbeigerufene Arzt, daß durchaus keine Gefahr vorhanden sei, daß jedoch die Sache langwierig werden könne und die Kranke besonders der Ruhe bedürfe. Alwine schlug nun sogleich vor, daß sie zur Pflege ihrer guten Mutter zu Hause bleiben wollte, daß aber die lieben Gäste ihre Zeit nicht versäumen dürften, und Vater und Bräutigam sie in der Gegend herumführen müßten. Sie hörte auf keine Einwendung, ordnete mit einer Anmaßung, die dem guten sanften Kinde allerliebst stand, alles an, schickte Boten aus, die Kommenden anzumelden, und empfahl dem Kutscher, ja zu rechter Zeit bereit zu sein. Auch die Landräthin stimmte ihr bei und stützte sich auf des Arztes Ausspruch, wie die größte Ruhe ihr nöthig sei, und so entschloß man sich denn, ohne sie und Alwinen große Ausfahrten und kleine Reisen anzutreten.

Der Landrath fuhr mit dem Baron in einem kleinen Cabriolet voraus, und wenn gleich keinem von beiden der Sinn für die wunderschöne Natur, die sie umgab, gebrach, war doch ihr Augenmerk eben sowohl auf die Felder und ihre Benutzung gerichtet und ihr Gespräch ausschließlich diesem Gegenstand gewidmet.

Der Graf hätte anfänglich tausendmal lieber bei seiner Braut im verdüsterten Cabinette gesessen und ihr zärtliche Worte zugeflüstert, als bei Fanny im Wagen, um deren Ritter zu spielen.

Allein Alwine fürchtete mit Recht die Störung durch seine Gegenwart und seine ungestümen Ansprüche an die ihrige. Sie hielt es überdieß für Pflicht, sich unter solchen Umständen ausschließlich ihrer guten Mutter zu widmen, und für lieblos, Fanny sich selbst zu überlassen. So trieb sie den Grafen fort. Dieser, durch die Aussicht seine Hochzeit verschieben zu müssen, doppelt verstimmt, hatte jedoch zu viel guten Ton, um seine Empfindungen nicht zu verbergen, und einen zu scharfen Blick, um zu zweifeln, auf welche Weise eine galante verwöhnte junge Frau am besten unterhalten werde. Als Unterhaltung, nur als solche, nahm auch Fanny seine erhöhten Artigkeiten auf, aber sie sättigte sich mit mehr als gewöhnlicher Begier an der süßen Speise, die sie acht bis vierzehn Tage lang hatte entbehren müssen. Die innere Zufriedenheit vermehrte noch ihre Liebenswürdigkeit, die Gefahr des tête-à-tête die natürliche Empfänglichkeit des Grafen. Ueberdieß hatte er beständig beim Fahren zu beruhigen — wir wissen ja wie furchtsam Fanny war! Beim Aussteigen und Klettern zu helfen, die Gräben waren so breit, die Felsen so steil, Fanny so zum Schwindel geneigt! In keiner Rolle gefallen sich die Männer besser als in der des Beschützers. Die Schwäche der Frauen läßt ihre Stärke erst im rechten Glanz erscheinen, und die Damen wissen nur zu gut, wie liebenswürdig sie in ihrer Hülfsbedürftigkeit sind, und welche treffliche Bundesgenossin ihnen die männliche Eitelkeit ist. Auf den Spaziergängen mit dem Grafen lieh das Landmädchen Alwine ihm nur selten dieß Vergnügen. Wie eine junge Gemse flog sie auf die Felsenspitzen hinauf, ein anmuthiger Sprung brachte sie über manches rauschende Bächlein, und bei den kleinen Gefahren zu Wasser und zu Lande dachte sie nicht daran, daß erkünstelte Furcht sie reizender machen könnte als natürlicher Muth.

So wohl unterhalten kam Fanny von jener Streiferei mit Entzücken nach Hause. Die Aussichten, die sie gesehen, waren göttlich, alles war ihr durch Neuheit doppelt interessant geworden, ihre jetzige Heimath bot ihr weder Burgen noch Felsen, jedes Plätzchen war überdieß voll der süßesten Erinnerungen für sie, und so schien es natürlich, daß ihr Verlangen, alles wiederzusehen, mit jedem Tage wuchs. Alwine freute sich ihrer Freude herzlich und die erhöhte Zärtlichkeit, die der Bräutigam in den kurzen Momenten ihrer

späten abendlichen Begrüßung ihr zeigte, tröstete sie für die häufigen Trennungen.

Das gute Kind dankte Gott, daß er ihr mindestens noch die liebe Mutter zu pflegen vergönne und dieser letztern lieber vor als nach ihrer Hochzeit das Fieber geschickt. Der Mutter Krankheit schien sich übrigens in die Länge ziehen zu wollen; vielleicht war es die langgenährte heimliche Sorge um das Glück der geliebten Tochter, die ihre ohnehin schwache Kraft gebrochen. Der Landrath glaubte es wenigstens, doch äußerte er gegen Niemand etwas, auch seine Gattin sagte kein Wort, das darauf deutete, nun, da alles zu spät schien.

Während ihres Uebelbefindens hatte sie auch keine Veranlassung, in ihrer Angst um Alwinens Zukunft bestärkt zu werden. Das Mädchen selbst erinnerte sie nie an eine von des Grafen Launen, und wenn dieser mit seiner Braut auf kurze Stunden vor dem Bette der Kranken erschien, war es natürlich, daß sowohl diese Situation, als die lange vorhergegangene Abwesenheit ihn weicher und liebevoller als je stimmte.

Weder Mutter noch Tochter ahneten indessen, was mehr noch als beides dazu beitrug, des Grafen gewöhnlichen launischen Uebermuth zu zügeln. Sollte es nicht das dunkle halbreuige Gefühl einer schuldbewußten Brust gewesen sein? Denn er war nach und nach dahin gekommen, sich mit Marmontel's quand on n'a pas ce que l'on aime, il faut aimer ce que l'on a zu trösten. Sollte er Tage lang kalt und unempfänglich an der Seite einer holdseligen Frau sitzen? wovon sollte er am Ende mit ihr sprechen als von ihren unwiderstehlichen Reizen? Und wie hätte seine Braut dieß erfahren können? Denn der Gedanke, das sanfte kleine Herz Alwinens zu verwunden, war und blieb ihm unerträglich. Ihr diese unbedeutenden, vorübergehenden Galanterien auf das geflissentlichste zu verheimlichen, war daher sein festester Vorsatz, und damit mußte sein Gewissen sich beruhigen. Wie konnte sie etwas kränken, wovon sie nimmermehr Kenntniß bekam? Nur der Mann, sagte er, wird durch heimliche oder öffentliche Untreue der Geliebten gleich beleidigt, denn sie ist eine Beschimpfung seiner Ehre. Das Weib, dessen Ehre nur in der eigenen Treue besteht, kann durch den Verrath des Geliebten nur am Herzen verletzt werden, und daher nur durch die Entdeckung des Verrathes. Ihr liebendes Gefühl nicht zu verwunden, ist meine Pflicht; Pedanterei, knabenhafte Romanschwärmerei wär's, wenn ich mich berufen fühlte, bloß darum, weil sie sich am Krankenbette langweilt, mich auch im Reisewagen zu langweilen.

Ob sich Fanny's Gewissen auch so leicht zur Ruhe sprechen ließ? Wir glauben nicht. Noch vor ein paar Wochen wäre sie vor der Vorstellung erschrocken, ihrer Alwine den Bräutigam zu rauben, und hätte den, der ihr das zugetraut, für den abscheulichsten Verläumder erklärt. Und noch immer erschrack sie davor. Denn alle gutgesinnte Frauen hassen die Theorie des Bösen von Herzen, sie wissen nicht, wie die Männer, sich durch Sophistereien damit zu versöhnen, und wenn sie es dennoch begehen und entschuldigen, so ist es nur, weil ihr Fall gerade eine Ausnahme von tausend Fällen ist und nicht nach allgemeinen Regeln beurtheilt werden kann. Ueberdieß hatte ein Wort das andere gegeben, ein Blick den andern erzeugt; Erfahrung hatte sie nicht Vorsicht gelehrt, — sie war verwickelt, in tausend seidne Fädchen verschlungen, ehe sie es wußte. Das Gewebe war zart — ein herzhafter Entschluß hätte es zerreißen können, aber gerade dieses Bewußtsein überzeugte sie, daß hier keine Gefahr vorhanden, daß dieß Verständniß nur ein heiteres Spiel sei. Ein paar Wochen, und alles ist aus, sagte sie, mein Weg führt mich nach Norden, der ihrige sie nach Süden, und nie, nie soll es Alwine erfahren, nie ahnen!

Auf diesem Wege war die Sache weiter gediehen, als sie, und vielleicht auch weiter, als der Graf anfänglich gewollt hatte. Rückschritte sind immer schwieriger, als die natürlichen, die uns vorwärts führen. Und wo der Weg mit jedem Momente scheint lieblicher zu werden und blumenreicher, gehört einiger

Heldenmuth dazu, den Rückweg nicht zu vergessen. Mit dem Gedanken: er steht dir immer noch offen, gehen wir weiter und weiter, bis wir uns in dem süßduftenden Labyrinthe verirrt und den verlornen Pfad nicht mehr zu finden wissen.

Still und freundlich saß unterdessen Alwine am Bette der Mutter, und das Bewußtsein, freudig das Glück der Nähe des Geliebten dem kindlichen Gefühl zum Opfer zu bringen, verlieh ihr eine süße Zufriedenheit. Wenn die Kranke über ihrem Vorlesen sanft eingeschlafen war, überließ sie sich wohl, sorgsam am Lager sitzenbleibend, ihr die störenden Fliegen abzuwehren, den Hoffnungen einer lieblichen Zukunft. Pläne für ihr ferneres Leben, die fast alle darauf hinausliefen, wie sie sich bemühen und bestreben wolle, mehr und mehr des Geliebten Vertrauen zu gewinnen, beschäftigten ihr harmloses Gemüth, und oft richteten sich ihre Gedanken zu Gott im Gebete für die verlassenen Eltern. Kein reineres Herz wandte sich je in voller Inbrunst zu ihm.

Einst waren die lieben Umherstreifenden drei ganze Tage lang weggeblieben. So lange hatte noch keine Ausfahrt gedauert. Alwinens Sehnsucht war fast bis zur Leidenschaft gesteigert, und sie überließ sich diesem Gefühle um so lieber, als binnen diesen drei Tagen die günstigste Veränderung mit der theuren Kranken vorgegangen war. Sie war aufgestanden, sie ging in den angrenzenden Zimmern umher. Alwine konnte die Zeit kaum erwarten, dieß Glück dem besorgten Vater zu verkündigen und mit solcher Botschaft den ungeduldig der Hochzeit Harrenden zu erfreuen. Ein paar Stunden vor der zu erwartenden Rückkehr beschloß sie, von der Mutter ermuntert, den Kommenden entgegen zu gehen. Durch dichtes Gehölz hinter dem Garten führte ein Pfad nach der Landstraße; so wurde ihr der Gang auf dem staubigen Fahrweg erspart; sie konnte am Wäldchen stehen bleiben und die Wagen erwarten. Schon weidete sie sich an der Vorstellung der freudigen Ueberraschung des Geliebten, wenn er sie plötzlich hinter den Bäumen vortreten sähe.

Mit liebenswürdiger Coquetterie zog sie den häuslichen Ueberrock aus und wählte ein weißes Kleid, worin der Bräutigam sie am liebsten zu sehen pflegte. Feiern wir doch heute ein Genesungsfest! sagte sie, wie um sich bei sich selbst zu entschuldigen, und putzte sich erröthend mit rothen Schleifen und Bändern. So mochte sie sich etwas verspätet haben, sie eilte nun mit raschen Schritten durch das Gehölz, als sie plötzlich Minchen am Arme eines jungen Mannes vor sich stehen sah. Sie hatte die Freundin in der letzten Zeit, wo sie wiederholt kam, sich nach dem Befinden der Landräthin zu erkundigen, wieder öfters gesehen. Den jungen Mann kannte sie: es war ein Prediger aus der Nachbarschaft, für den Minchen lange schon eine stille Neigung gehegt. Eine freudige Ahnung durchflog Alwinens theilnehmendes Herz und es überraschte sie nicht, als Minchen sagte: Du siehst eine glückliche Braut, gute Alwine! heute feierten wir unsere Verlobung!

Alwinens Lippen strömten von herzlichsten Segenswünschen über. Sie drückte die Freundin an ihr Herz und verzieh dem Bräutigam, den sie als den redlichsten, besten Mann kannte, leicht die ungeschickten Bücklinge, mit denen er dem gnädigen Fräulein unterthänigst dankte.

Unter den Gesprächen über dieß neue Ereigniß, unter Alwinens freudigem Bericht über die Genesung ihrer Mutter war die Zeit schnell vorübergestrichen und das Mädchen mußte nun eilen, ihr Ziel zu erreichen. Gedankenvoll ging sie weiter und bemerkte die einbrechende Dämmerung nicht. An einen Scheideweg kommend, wußte sie plötzlich nicht wohin, und sie sah nun ein, daß sie den rechten Pfad verloren. Sie schlug den ersten besten ein, kehrte um, als es ihr nicht der rechte schien, ging nun wieder zu weit zurück und konnte endlich die Richtung nicht mehr finden, die sie nach der Fahrstraße führte.

Unterdeß war der Mond aufgegangen und seine bleichen Strahlen liehen der sonst ihr so bekannten Gegend etwas Unheimliches und Fremdartiges. Noch nie war sie um diese Stunde allein im Freien, wenigstens noch nie

so weit vom Hause entfernt gewesen. Ein dunkles Gefühl geheimer Angst bemeisterte sie, und sie beschloß endlich, die Bank aufzusuchen, die ihr Vater hier für sie unter einem schattigen Baume hatte errichten lassen, ihr Lieblingsplätzchen, wo sie manche Stunde mit dem Verlobten gesessen hatte. Von dort nun meinte sie leicht sich orientiren zu können. Nach einigem ängstlichen Suchen fand sie einen schmalen Pfad, der dahin führte und dicht neben dem Bänkchen auslief. Sie sah durch das Gebüsch den Schein des Mondes blendend hell auf den ausgehauenen Platz fallen, und die weißen Stämme der jungen Birken, die ihn umkränzten, leuchteten fast. Als sie näher trat, glaubte sie leise flüstern zu hören; sie schrack unwillkürlich zusammen. Aber mit noch größerm Befremden sah sie jetzt ihr Bänkchen von einem liebenden Paare besetzt. Sie konnte nur den Rücken der beiden gewahren und den umschlingenden Arm des Mannes. „Hat Minchen auch den Weg hierher gefunden?" fragte sie lächelnd. Sie zweifelte nicht, sie sei es; doch wunderte sie sich, daß die Verlobten eine ihrem vorigen Wege ganz entgegengesetzte Richtung genommen. Blödigkeit und Verschämtheit, eine solche Scene zu unterbrechen, hielten ihren Fuß zurück. Sie stand ein Weilchen, nur durch einen dichten Busch von den Sitzenden getrennt. Da hörte sie bestimmt und deutlich die Worte:

„Hören Sie endlich auf, süße Fanny, sich um mich zu quälen! kann Ihrer Cousine Glück beeinträchtigen, was sie nicht weiß, nie erfahren wird? laß mich doch des Sonnenscheins Deiner himmlischen Gegenwart genießen, geliebter Engel! Die Nacht wird ohnehin bald genug eintreten!"

„O mein schöner Herr!" entgegnete eine zarte Stimme leise, „die Nacht hat zum Glück strahlende Sterne! Alwinens blaue Augen—"

„Das Feuer der Deinigen hat ihren matten Glanz vollends erblassen gemacht!"

„Nein," sagte Fanny — denn Alwine hatte sie längst erkannt — „nein, liebster Graf! Sie gehen zu weit." Sie suchte sich ängstlich ihm zu entwinden, aber ihr Widerstand schien ihn nur beherzter zu machen.

„Beklagen Sie mich," fuhr er zärtlich fort, „tadeln Sie mich nicht — warum führte den Baron, warum nicht mich ein guter Genius vor Jahren in Ihre holde Nähe? statt seiner, der das Kleinod, das er besitzt, so wenig zu schätzen weiß! warum muß ich jetzt erst, jetzt erst Sie finden, da wir beide gefesselt sind?"

„Blumenfesseln sind Ihre Ketten," entgegnete Fanny. „Wie undankbar sind die Männer! wie sind wir zu beklagen! ich — Alwine! wir Alle!"

„Schönste Fanny," versetzte der Graf dringender, „verkennen Sie mich nicht, ich bin nicht undankbar! Alwine ist ein gutes Kind, bei Gott! ich will sie nicht kränken! aber kannst Du mich im Ernste verdammen, daß der Glanz der vollen, balsamischen Rose mein Herz erquickt, weil ich, ehe mein Auge sie erblickte, mit flüchtigem Wohlgefallen die Hand nach dem duftlosen Vergißmeinnicht am Wiesenbache ausstreckte?"

„Schmeichler! gehen Sie! ich darf und mag das nicht hören! Alwine ist tausendmal schöner, jünger, besser als ich, und was mehr als alles ist, Ihre Braut."

„Wie schonungslos sind Sie! ja, sie ist meine Braut! sie soll meine Gattin werden! was ihr gebührt, soll sie haben. Sie wird damit zufrieden sein! aber lassen Sie mich dann wie des süßesten Traumes meines Lebens der Stunden gedenken — lieblichstes Geschöpf!" —

„Nein, fort! fort! Sie werden mich böse machen, was denken Sie von mir?"

Etwas bescheidener fuhr der Graf fort: „Lassen Sie mich nur ein Wort des Trostes von Ihren himmlischen Lippen hören. Nur das Eine sagen Sie, wenn ich frei wäre —"

„Nun ja, wenn ich — aber ich bin es nicht — Sie sind es nicht — jetzt lassen Sie uns gehen!" —

Sie sprang auf. Er hielt sie umfaßt, Fanny wendete den Kopf sprachlos zur Seite. „O, warum bin ich's nicht!" rief er; aber ein greller Schrei der bedrängten Fanny riß ihn endlich aus seinem Entzücken. Er ließ die

Zitternde fahren und stand wie zur Bildsäule erstarrt.

Denn dicht vor ihnen stand Alwine: geisterhaft schimmerten im gebrochenen Mondlicht die weißen Gewänder — geisterhafter die todtbleichen Wangen. Aus dem langen Blick der thränenlosen, weit aufgeschlagenen Augen, sah ein tödtlich verwundetes, in namenlosem Weh erstorbenes Herz ihn an. Keine Feder schildert die Gefühle, die dieser Blick in seiner schuldigen Seele weckte.

Jetzt machte er eine Bewegung zu ihr hin, aber still abwehrend hob sie die Hand empor, und als er unwillkürlich wie gefesselt stehen blieb, glitt sie, den Blick gewaltsam von ihm abwendend, gespenstisch leise an ihm vorüber. Er sah ihr erschüttert nach, wie sie langsam den Weg hinschwankte, der sie zurück nach dem Hause führte. Er hatte nicht den Muth, ihr zu folgen.

Fanny aber, als sie sich etwas von ihrem ersten Schrecken erholt, brach in lautes Weinen aus. Sie rang die Hände, sie überschüttete ihn, sich selbst mit den leidenschaftlichsten Vorwürfen. Alle Folgen einer solchen Entdeckung standen plötzlich vor ihrer Seele. Die Scham vor ihrem Gemahl, vor ihren verehrten Pflegeeltern, ja vor dem Grafen, überwältigte sie fast; aber mehr noch ergriff sie der Gedanke an die unschuldige Alwine, und sie legte wiederholt die Hände vor die Augen, den letzten Blick des armen gequälten Herzens nicht mehr zu sehen.

Der Graf wagte nicht, sie trösten zu wollen. Er stand stumm in sich versenkt. Die Hälfte seines Lebens hätte er darum gegeben, die letzten Augenblicke zurückzurufen. Allein es ward spät und später. Die beiden andern Männer mußten schon lange zu Hause sein. Er selbst war mit Fanny am Eingange des Gehölzes ausgestiegen, um diesen Theil des Weges zu Fuß zurückzulegen, während der Wagen allein dem Schlosse zufuhr.

Er erinnerte endlich Fanny in einem ehrerbietigen Tone, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen. Sie stieß den Arm zurück, den er ihr bot, und eilte mit ungewissem Schritt vorwärts. Er ging stumm hinter ihr her. Nicht weit vom Garten sahen sie einen Mann auf sich zukommen, der ihnen ängstlich auszuweichen suchte und als er keinen passenden Pfad fand, schüchtern grüßend sich an ihnen vorbeidrückte. Es war der junge Prediger, der, nachdem er seine Braut nach Hause gebracht, dem schönen Mondscheinabend das Vollgefühl eines seligen Herzens vertrauen wollte und still für sich, in heiliger Einsamkeit, die Nachfeier seiner Verlobung hielt. Mit dem gestirnten Himmel, mit der unendlichen Größe und Herrlichkeit der Natur war seine Brust vertraut: die nichtige Größe sogenannter vornehmer Personen drückte seinen Geist nieder. Sein scheues Vorbeischleichen konnte ihm fast das Ansehen eines bedrängten Gewissens geben.

Fanny hatte ihn kaum bemerkt. Allein auf den Grafen machte seine unerwartete Erscheinung einen schnellen mächtigen Eindruck. Bis jetzt war es ihm noch nicht eingefallen, wie wohl Alwine zu so später Stunde hier in den Wald gekommen sein möge? Das tiefe Bewußtsein seiner Schuld hatte für einige Augenblicke sein angebornes Mißtrauen unterdrückt. Aber jetzt diente der bloße Anblick des jungen Mannes dazu, den schlummernden Funken zur hellen Flamme anzufachen, und das drückende Gefühl seines gedemüthigten Stolzes half geschäftig in die Gluth blasen. Er kannte den Prediger; er wußte, Alwine hatte ihn sonst oft bei Minchen getroffen und schätzte ihn sehr. Er leitete gewissermaßen ihre Lektüre; noch vor wenig Tagen hatte der Graf ein Buch mit seinem Namen in ihren Händen gesehen. Eifersucht und zornige Scham über seine eigene Einfalt einige Augenblicke vorher begannen in seinem Innern zu toben — vielleicht auch hatte das letztere Gefühl das erstere geweckt, und er wollte mehr eifersüchtig sein, als daß er es war.

Genug, als sie durch die Hausthüre in den Garten traten, hatte er sich so weit gesammelt, Fanny liebreich zuzureden, sich zu fassen und den Uebrigen nichts merken zu lassen. Fanny that als hörte sie ihn nicht, aber seine Vorstellungen schienen doch nicht ohne Wir-

kung zu bleiben. Ihre Thränen standen. Sie drückte den Hut tiefer in das Gesicht und ihre Schritte wurden gleichmäßiger.

Zu Hause waren sie schon längst mit einiger Unruhe erwartet worden. Und wo ist Alwine? riefen Vater und Mutter zugleich. Niemand hatte sie gesehen. Man sandte Boten aus, sie zu suchen. Angst und Sorge bemächtigten sich Aller. Der Graf ergriff den Vorwand, sich zu entfernen. Endlich bemerkte das Kammermädchen, der Schlüssel stecke außen an der Thüre ihres Zimmers. Aber die Thüre war fest verriegelt. Auf wiederholtes Klopfen öffnete sie sich und Alwine trat mit blassen Wangen und zerstörter Miene heraus.

„Ich bitte Dich," sagte sie sanft, „sage meinen guten Eltern, ich sei etwas unpäßlich. Ich bin es. Ich will mich zu Bette legen. Wenn ich Euch einigermaßen lieb bin, so laßt mich nur ein Paar Stunden in Ruhe! fügte sie heftiger hinzu. Ich bitte Dich dringend, beschwöre auch meine Eltern, mich jetzt ungestört zu lassen."

Sie zog sich von neuem zurück und schob den Riegel vor. Das Kammermädchen berichtete zagend. Der Landrath war in der höchsten Bestürzung und wollte durchaus zu dem geliebten Kinde, das er drei Tage lang nicht in seine väterlichen Arme geschlossen. Aber die Mutter hielt ihn zurück. Eine dunkle Ahnung sagte ihr Alles. Fanny ging unter dem Vorwande unerträglichen Kopfschmerzes auf ihr Zimmer. Der Regierungsrath bedauerte, ohne nähern Antheil zu nehmen, und setzte sich endlich mit dem Landrath zum Schach.

Was indessen in Alwinens junger Seele vorging, möchte schwer und unerfreulich zu beschreiben sein. Der Wanderer, der, von langer mühseliger Irrfahrt heimkehrend, sich inbrünstig sehnt, an dem Herzen der zärtlichen Gattin auszuruhen, zu sitzen am häuslichen Heerde an ihrer Seite, während die geliebten Kleinen seine Kniee umklammern, und nun, an das heiß erwünschte Ziel gelangt, vergebens mit schweifendem Blick die traute Stätte sucht, wo die heimatliche Hütte stand: er erkennt sie nicht wieder, zur nächtlichen Stunde ein Raub tückischer Flammen geworden, liegt sie, ein Schutthaufen, vor ihm, und in fürchterlicher Seelenstarrsucht steht er ein paar Augenblicke lang vor seinem zertrümmerten Glück, wer wird ihm sein tiefes Mitleid versagen? Aber was ist der Verlust der irdischen Habe gegen den des Glaubens an Menschenwerth? Des Glaubens an die heilige Treue?

Der heftige Abscheu, den der Graf so oft vor jeder Idee des Wankelmuthes, der Unbeständigkeit, gegen sie ausgesprochen hatte, die Strenge, mit welcher er selbst die harmlosesten Neigungen als Verletzung des ausschließlichen Gefühles für den Geliebten ansah, hatte nie in ihr den Gedanken an die Möglichkeit einer Untreue aufkommen lassen. Er hatte ihr so oft gesagt, wie schwach das weibliche Herz sei, daß sie nie entfernt geahnt hatte, wie viel nöthiger es ihr sei, sein Herz als ihr eigenes zu bewachen. Daß er mißtrauisch und launisch sei, wußte sie und war entschlossen, sich darein zu fügen; daß er der Sklave seiner Sinne war, daß er nicht das Weib in ihr, nur seine Gattin in ihr ehren wollte, hatte sie nie für möglich gehalten. Theils hatte die Achtung, welche er ihr selbst und ihrem Verhältniß bewies, sie bis jetzt vor dieser traurigen Kenntniß bewahrt; theils hatte sie noch keine Gelegenheit gehabt, ihn in einer Lage zu beobachten, wo er Veranlassung gehabt hätte, diese Seite seines Charakters zu zeigen. Und hätte er sie gehabt, müßte er sie sehr unvorsichtig zur Schau getragen haben, um von dem ungeübten Blicke des jungen, herzlich liebenden Mädchens erkannt zu werden. Die Kammerjungfer war häßlich, die Köchin alt; durch die Reihe rothbäckiger Bauerdirnen, die Abends vor ihren Thüren standen, ging er, nur den Arm Alwinens in den seinigen geschlungen. Der erste Verdacht in ihrer Brust war zugleich umumstößliche Gewißheit! und mußte das sein! mußte gerade die verehrte, geliebte Fanny an ihr zur Verrätherin werden!

Sie brachte die Nacht in unsäglichem Herzenselend zu. Ganz früh kam die Mutter zu

ihr. Alwinens Sorge um sie, sie so zeitig am Tage außer Bette zu sehen, verdrängte halb den eigenen Schmerz. Unter herzlichen Worten und Fragen ging eine Viertelstunde hin, ohne daß die würdige Frau eine Erklärung gefordert hätte. Alwine versicherte, wieder gesund zu sein und bestand darauf, aufzustehen. Während sie sich ankleidete, ging die Mutter fort, nach dem Vater zu schicken, welcher der Ungeduld, die liebe Tochter wieder zu sehen, zu entgehen, einen Morgenspaziergang unternommen hatte. Kaum war Alwine fertig, als die Thüre sich unerwartet öffnete und der Graf rasch herein trat. Sie schrack heftig zusammen. Seine Miene war finster. In seinen Bewegungen war der künstliche Zorn, hinter dem die Scham sich zu verstecken sucht.

„Alwine," hob er an, ohne die Erbleichende anzusehen, „ich habe Sie zu Vorwürfen berechtigt."

„Ich mache Ihnen keine," erwiderte sie mit einer leisen, zitternden Stimme, die ihn halb entwaffnete. Aber er nahm sich zusammen und fuhr fort.

„Es sollte mir weh thun. Es wäre ein Zeichen, daß Ihr Zorn größer wäre, als meine Schuld, und würde mir alle Mittel — zur Rechtfertigung sag' ich nicht — zur Entschuldigung rauben. Sie müssen mir erlauben, weniger nachsichtig zu sein. Auch ich bin zu der Frage berechtigt: wie kamen Sie um diese Stunde in den Wald?"

Er sah sie an, ein unbeschreiblicher Blick antwortete ihm. Finster und verwirrt fuhr er fort: „waren Sie wirklich allein dort? waren Sie dorthin gegangen, um mich zu belauschen?"

Alwine sah sprachlos vor sich nieder. Sie legte bebend beide Hände über die Brust. Vielleicht schien dieß ihm die demüthige Stellung einer überführten Sünderin zu sein, denn er setzte heftiger hinzu:

„Sprechen Sie, was führte Sie dorthin? Sie waren nicht allein! Sie vermutheten dort meine Gegenwart nicht? Reden Sie, ich weiß alles! zwischen den Büschen kroch der demüthige Schleicher aus Bunzen herum. Wie kam er dorthin? vertheidigen Sie sich, Alwine! bei Gott, ich brenne vor Begierde, zu hören, was Sie zu sagen haben!"

Alwine hatte die Hände über das bleiche feuchte Gesicht gelegt. Ihre Kniee trugen sie nicht mehr. Eine lange Pause erfolgte. Endlich sagte sie fast tonlos:

„Ich ging in den Busch, um Ihnen bis an die Landstraße entgegen zu gehen. Das Zeugniß meiner Mutter werden Sie nicht verwerfen. Minchen begegnete mir mit dem Prediger. Sie ist mit ihm verlobt. Heute wird sie ihn als ihren Bräutigam vorstellen. Jetzt aber bitt' ich Sie dringend: gehen Sie! lassen Sie mich nur eine Stunde lang allein."

Er zögerte. Heftiger setzte sie hinzu: „Wenn Sie glauben, der Tochter des Hauses, dessen Gastfreundschaft Sie erfuhren, auch nur eine Spur von Rücksicht schuldig zu sein, so — seien Sie barmherzig und lassen Sie mich jetzt allein!"

Es war etwas unsäglich Bitteres, krampfhaft Verzogenes in ihrer Miene, als sie die letzten Worte sprach. Noch nie sah er sie so, noch nie nur ähnlich. Er betrachtete sie mit äußerster Bestürzung.

„Alwine," sagte er sanft, sich ihr nähernd.

Allein sie trat zurück: „Haben Sie Erbarmen und gehen!" rief sie außer sich.

„Vielleicht sollt' ich nicht," entgegnete er, durch ihr Wesen immer verwirrter. „Allein Ihre Bitte wird stets mir Befehl sein. Ich gehe jetzt, weil Sie es wollen, aber vergessen Sie nicht, daß Sie mir wenigstens, wenn Sie selbst keiner Entschuldigung bedürfen, wie mein Herz sich zu glauben sehnt, daß Sie mir wenigstens eine Stunde gewähren müssen, wo ich zu Ihren Füßen meine Entschuldigung stammeln darf. Versprechen Sie mir das, meine Alwine!"

„Gehen Sie nur jetzt," versetzte Sie abgewandt.

„Nicht eher, als bis Sie mir Ihr Wort gegeben haben," rief er, indem er leidenschaftlich auf sie zutrat.

„Gut," entgegnete sie abwehrend, „in zwei Stunden will ich Sie sprechen. Gehen Sie jetzt."

Er ging, nicht ohne einige vergebliche Ver-

suche gemacht zu haben, ihre Hand zu ergreifen. Sie verschloß hinter ihm ihre Thür.

Nach einer halben Stunde fanden ihre Eltern sie im heftigsten Fieber. Der schmerzlichste Seelenkampf blickte aus dem lieben, sonst so engelruhigen Gesichte hervor. Der Vater war außer sich; ein reitender Bote ward sogleich nach dem Arzte geschickt. Als der Graf sie nach dem verflossenen Termine aufsuchte, war sie außer Stande, Wort zu halten. Am Abend kannte sie ihn kaum. Auch Fanny sah sie mit gleichgültigem Blick an. In lichten Momenten sprach sie den Wunsch aus, nur ihre Eltern und ihr Mädchen zu sehen. Den folgenden Tag war die Krankheit bedeutend gestiegen und der Doktor machte ein bedenkliches Gesicht.

Die Landräthin ahnete dunkel den Zusammenhang der Sache. Der Graf betrug sich wie ein Verzweifelnder. Minchens und ihres Verlobten wirklich eintreffender Besuch und der Mutter beiläufige Erzählung von der Freude des guten Kindes, ihm entgegen zu gehen, hatte ihn vollkommen von der Unschuld Alwinens, an der er im Innersten des Herzens dießmal nicht gezweifelt hatte, überzeugt. Der Gedanke, die schöne, reine, leidenschaftlich geliebte Alwine durch sein Vergehen an den Rand des Grabes gebracht zu haben, brachte ihn dem Wahnsinn nahe. Er hätte nicht strenger gestraft werden können.

Fanny ging mit leichenblassen Wangen im Hause umher. Sie wagte nicht, den Grafen anzusehen. Oft warf sie sich schluchzend an den Hals der Mutter, und wenn diese aus dem Krankenzimmer trat, bewachte sie ihre Mienen mit unendlicher Angst, als wolle sie das Urtheil über das Ziel ihres eigenen Lebens darin lesen. Der Regierungsrath war traurig und nachdenklich. Hier hatte er Zeit, seine Frau zu beobachten. Er näherte sich ihr liebreich und zeigte ihr eine so sanfte, gütige Stimmung, daß ein genauer Beobachter wohl merken konnte, er fühle, er habe zu verzeihen. Auch erwiderte Fanny seine Aufmerksamkeiten, deren sie so wenig mehr gewohnt war, mit einer gewissen dankbaren Demuth, welche die verständigen Eltern in Stunden, wo nicht Alwinens Pflege sie beschäftigte, zu allerlei Schlüssen berechtigte.

Alwinens gesunde kräftige Natur hatte bald die Gefahr besiegt. Schon nach einigen Tagen durfte mit Sicherheit auf baldige Genesung gerechnet werden. Sie duldete nun auch freundlich still den Grafen und Fanny an ihrem Bette, nur mit einem von ihnen allein zu bleiben, vermied sie, und da beide fühlten, wie sehr sie noch der Schonung bedürftig war, suchten sie es auch nicht.

Sie war nun mehr matt und angegriffen als krank, und bloß auf des Arztes Geheiß blieb sie noch liegen, um neue Kräfte zu sammeln. Sie selbst schien ungeduldig, aufzustehen und als eine Gesunde behandelt zu werden. An ihrem stillen, besondern Wesen konnten die Eltern, die sich stets ihres Kindes Herz zum genauen Studium gemacht, wohl merken, daß sie etwas vorhabe. Allein sie ließen sie gewähren, ohne sie durch Rath oder Frage zu stören. Fanny blieb kleinlaut und trübe. Das herzlichere Verhältniß zwischen ihrem Gatten und ihr versprach fest, dauernd zu werden.

Des Grafen Brust schien merklich durch Alwinens Genesung erleichtert; und da er seine Braut nur wenige Stunden des Tages sehen konnte, verschmähte er es nicht, mit der unterdeß angekommenen jungen Haushälterin, einem muntern hübschen Dinge, die an Alwinens Stelle künftig der Mutter Gehülfin sein sollte, ein Paar andere zu verscherzen. Wozu greift man nicht, der Langeweile des Landlebens zu entgehen?

Endlich durfte Alwine das Bett verlassen. Den folgenden Morgen erklärte sie ihren Eltern mit anscheinender Ruhe, sie sei zu der Einsicht gekommen, daß sie Recht gehabt, als sie ihr die Verbindung mit dem Grafen widerrathen hätten; sie wünsche mit ihrer Bewilligung noch jetzt sie zu lösen. Zugleich bat sie herzlich, sie möchten nicht fragen warum, und versicherte, alles wohl bedacht und von allen Seiten betrachtet zu haben. Es war eine gewisse Festigkeit in Ton und Miene, die den liebevollen Eltern Zutrauen zu ihrer

Kraft gab, ihren Vorsatz auszuführen. Sie waren nicht überrascht durch ihren Entschluß und gaben ihr freudig Erlaubniß und Zustimmung. Alwine bat nun ihren Vater, die Sache so schonend wie möglich für den Grafen einzuleiten. „Ich wünschte ihn nicht mehr allein sehen zu müssen," setzte sie mit einer Stimme, deren Zittern sie vergeblich zu verbergen suchte, hinzu.

Der Landrath eröffnete dem Grafen kalt aber höflich Alwinens Wunsch. Der Graf stand anfänglich wie vom Donner gerührt. Als er endlich die Sprache wiederfand, bekannte er sich unaufgefordert als den Schuldigen, und jedes Wort, das er sprach, drückte ein tiefes Gefühl seines Vergehens und einen heftigen Schmerz aus. Doch bat er dringend darum, Alwinen noch einmal allein sehen zu dürfen, und berief sich, als es ihm verweigert ward, auf ihr ihm vor ihrer Krankheit gegebenes Wort. Der Vater, die herbeigerufene Mutter, beide fanden eine solche Unterredung gleich bedenklich, fruchtlos und unnütz, erschütternd für den Grafen sowohl, als für die kaum genesene Alwine. Allein der Bräutigam erklärte endlich, nur wenn er es aus dem Munde seiner Braut selbst, und zwar ohne Beisein ihrer Eltern, höre, daß er ihr entsagen müsse, könne er seine Ansprüche aufgeben.

Die Unterhandlungen darüber hatten einen ganzen Tag lang gedauert. Je mehr Furcht Alwine selbst zeigte, ihn zu sehen, um so entschiedener verweigerten die Eltern ihre Erlaubniß dazu. Aber je fester sie schienen, desto hartnäckiger bestand der Graf auf seinem Willen, und so erklärte Alwine endlich, sie wolle ihn sehen. Ihr Vater warnte sie, stärkte sie noch einmal durch seinen Rath und Zuspruch. Sie gelobte ihm, unerschütterlich zu bleiben, und ihre Eltern verließen sie.

Nicht der Schmerz über die entdeckte Untreue des Geliebten allein, der Kampf, der sich in ihrer Seele erhob, hatte Alwinen krank gemacht. Ein Herz wie das ihre kann nicht lange zürnen, am wenigsten um einer Beleidigung willen, die allein es selbst traf. Aber sich von ihm loszusagen, sein verrätherisches Betragen nicht durch ihre Verzeihung gleichsam zu autorisiren, erschien ihr als eine moralische Pflicht; ihre Tugend forderte dieß Opfer, welches das minder strenge Herz darzubringen sich sträubte. Nicht die Liebe allein, die innigste hingebendste Liebe, die noch je eine menschliche Brust stärker bewegte, auch das Zarteste und Edelste im Weibe, die Scham, war es, die sie an ihn mit unauflöslichen Banden kettete. Vor dem Urtheil der Welt gewährte ihrer Eltern Billigung und tadelloser Ruf ihr Schutz, aber wer schirmte sie vor der Gluth der Beschämung, wenn die lebendige Erinnerung der süßen Stunden einst über sie kam, wo sie ihm willig und erröthend die Rechte des Liebhabers zugestanden? Kein sittsames weibliches Herz kann den Gedanken ertragen, daß der Mann, dem sie solche Ansprüche gegeben, ihm je wieder ein Fremder werden könnte. Jede Vertraulichkeit, die es gestattet, jede Liebkosung, die es erwidert, bilden einen neuen Ring zu der Kette, die nicht mehr zu lösen, die nur gewaltsam zu zersprengen ist; und die Erinnerung einer einzigen in halbem Rausch verlebten Stunde stempelt es in seinem innersten Bewußtsein unwiderruflich zu jenes Mannes Eigenthume.

Der Drang solcher und ähnlicher Vorstellungen war es, der Alwinens innere Unruhe bis zum Fieber steigerte. Sie hatte gesiegt und war ruhiger geworden. Doch fing sie an heftig zu zittern, als sie jetzt den wohlbekannten Schritt vor der Thüre hörte, und als sie ihn eintreten sah, mußte sie sich niedersetzen.

Bleich, mit einem Blick tiefen Schmerzes trat er vor sie hin. Sie hatte den Muth nicht, ihn anzusehen. Vergebens erwartete sie, er solle sprechen. Es schien, als mangle ihm die Kraft dazu. Das stolze Haupt lag gebeugt auf seiner Brust. Die rechte Hand deckte die Augen, die, ach wie oft! sie so liebevoll angeblickt.

„Lieber Graf," hob Alwine endlich, nach Fassung ringend, an. „Sie haben mich zu sprechen verlangt. Ich wollte Ihnen und mir die Pein dieser letzten Unterredung ersparen. Glauben Sie aber nicht, daß ich gesonnen war, feindselig von Ihnen zu scheiden."

Ihr Athem stockte. Noch änderte er nicht seine Stellung. „O nein," fuhr sie mühsam gesammelt fort. „Sie aber selbst müssen einsehen, daß ich eine andere Liebe verlange, als die Ihr Herz für mich hat. — Es ist daher das Beste, — gewiß, lieber Graf! — lassen Sie uns in Frieden scheiden!"

Er sah sie lange mit einem unbeschreiblichen Schmerz an. Dann kniete er langsam vor ihr nieder. Er wagte nicht, ihre Hand zu faßen, nur den Saum ihres Kleides drückte er sprachlos an seine Lippen.

Sie bat ihn ängstlich, aufzustehen. „Lassen Sie mich, Alwine!" rief er mit einem Tone, der bis in ihr tiefstes Herz drang: „lassen Sie mir den armseligen Trost, zu Ihren Füßen mein Leben auszuhauchen. Ich bitte Sie nicht, einem Unwürdigen Ihre reine Hand zu reichen. Ich will nichts — ich verlange nichts — aber von diesem Platze dürfen Sie nicht den einst Geliebten verstoßen!"

„Sprechen Sie nicht so," sagte Alwine leise und bemühte sich vergebens, ihn aufzurichten. Eine glühende Thräne fiel aus des Grafen Auge auf ihre eiskalte Hand.

Eine einzige Thräne eines männlichen Auges übt über ein weibliches Herz mehr Gewalt, als die reichsten Ströme aus dem schönsten weiblichen Auge über eines Mannes Brust. Alwinens Kraft drohte zu brechen. Sie zog ihre Hand zurück. Er fuhr fort.

„Nein, Alwine, ich will mich nicht vertheidigen, — nicht entschuldigen, und doch — entschuldigen vielleicht könnte ich mich. Aber Du bist zu heilig, zu rein, um das zu verstehen, was ich zu sagen hätte. Glaube mir nur das Eine, meine Alwine! glaube mir: mein Herz war nie mehr Dein, als in jenen verrätherischen Augenblicken, die ich verwünsche, verwünsche in den Abgrund der Hölle! — Ja, ich bin schuldig, ich bin Deiner unwerth, nicht seit jener Zeit, ich war nie Deines heiligen Herzens werth. Aber bedenke wohl, was Du thust, meine Alwine! Deine beleidigte Tugend will grausam dem verirrten Freunde den Weg verschließen zum Tempel eines reinen Glückes! O nein, nein! meine Alwine ist nicht streng und hart, sie ist gütig! nein, Geliebteste, Du kannst, Du wirst nicht ewig zürnen!"

„O Gott!" rief Alwine, hart bedrängt, „ich zürne Ihnen nicht, aber darf ich — muß ich nicht — —"

Dem Grafen entging nicht, wie gut seine Sache stand. Er sprang auf, er setzte sich neben sie. Sie wollte aufstehen, fliehen im Gefühl ihrer Schwäche. Er hielt sie und fuhr schmeichelnd fort: „Nein, süße Alwine, Du darfst nicht, Du mußt nicht. Du willst auch nicht. Wie oft hat Deine zarte Hand die Saiten dieser ungestümen Brust zu mildern Tönen gestimmt; wie oft mit sanftem Wort ihre wilden Stürme beschworen. Darfst Du sie den finstern Mächten wieder überlassen? mußt Du nicht Dein Liebeswerk vollenden, Geliebte? Willst Du die Verantwortung übernehmen, wenn die Leidenschaft den hinreißt, der nur Deiner süßen Macht sich unterwarf, hinreißt auf den dunkeln Pfad schlimmern Vergehens, als Dein weiches Herz verletzte?"

„O mein Himmel," rief das arme Kind, fast überwältigt: „welche Verantwortlichkeit wollen Sie auf meine schwache Brust werfen! schonen Sie mich!"

„Verzeihe mir, verzeihe dieß eine Wort, wie Du mir tausend schlimmere verziehst. Aber hast Du auch Dein eignes Loos schon bedacht? kannst Du hoffen, erwachend je die Morgensonne wiederzusehen, ohne daß Du in einsamen Gedanken des Freundes leises Klopfen vernimmst, das Dich zur Feier des jungen Tages rief? kannst Du im Schatten eines jungen Baumes ruhen, ohne vor der gespenstigen Leere des Platzes neben Dir zu schaudern, den der Geliebte nicht mehr ausfüllt? kannst Du wähnen, in stiller Nacht erquickenden Schlummers zu genießen, den nicht sein bleiches Bild unterbricht, Dich mahnend — nicht an das gebrochne Wort — es ist Dein, ich geb es Dir zurück — nein! aber an Deine Schuld um sein gebrochnes Herz!"

Alwine war durch und durch erschüttert. Ihre Thränen strömten. Sie rang die Hände. Wir zweifeln, ob unsere geneigten Leserinnen

es nöthig finden werden, den Verlauf der Unterredung weiter zu verfolgen. Und wer aus der Kenntniß seines eignen stärkern Herzens ihr Ende nicht errathen kann, der möge nur ein Paar Minuten lang versuchen, mit dem unsrer armen jungen Heldin zu lieben und zu fühlen, um nicht länger zweifelhaft zu bleiben.

Die Landräthin war im Nebenzimmer. Sie merkte wohl aus der Länge und Stille der Zusammenkunft, daß sie der Tochter zu Hülfe kommen müsse. Sie öffnete die Thür und sah nun wohl ein, daß sie zu lange gesäumt. Sie erschrack heftig, als sie die Tochter, zwar mit rothgeweinten Augen, aber doch kaum anders, als sie sie hundertmal betroffen, kosend neben dem Geliebten sitzen sah. Alwine riß sich beschämt von ihm los und warf sich an ihrer Mutter Brust.

„Mutter!" rief sie, „ich kann nicht ohne ihn leben. Zürne mir nicht! möge mein Schicksal sich erfüllen. Ich kann nichts, als mich ihm unterwerfen."

„Mutter!" sagte der Graf, innig ihre Hand küssend, „meine Alwine hat mir verziehen. O vergeben auch Sie mir!"

Der Landrath kam herbei. Des zärtlichsten Vaters, der verständigsten Mutter erneuerte Warnungen, Bitten, ja Gebote, scheiterten an den Thränen, an dem Flehen des geliebten Kindes. „Ich weiß es nun," rief sie, „ich kann ihm nicht entsagen, ich darf es auch nicht. Macht mich, macht ihn nicht unglücklich, geliebte Eltern!"

So gedrängt gab der Landrath ungerne nach, und endlich die Mutter ihre abgenöthigte Zustimmung. Der Graf dankte auf die verbindlichste Weise. Der Hochzeittag ward von neuem angesetzt, und wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Alwine bis dahin keine einzige Thräne vergoß.

Von der armen Fanny Brust ward eine schwere Last genommen, als sie diesen Ausgang erfuhr. Wenn Alwine dem Grafen verzieh, meinte sie, dürfte sie sich selber verzeihen. Sie hatte sich vorgenommen, in einer stillen Stunde ihrer Cousine alles zu gestehen, und sie mit Thränen um Vergebung zu bitten: nun aber beschloß sie, sich diese demüthige Scene zu ersparen. Und Alwine unterstützte diesen Entschluß, indem sie geflissentlich vermied, mit ihr allein zu bleiben. Für ihres Gatten gütiges Betragen fühlte sie sich sehr dankbar. Sie nahm sich aber doch vor, es nicht allzusehr merken zu lassen, damit er nicht etwa auf den Gedanken komme, ihre Schuld sei größer, als sie wirklich war. In dem Baron schien allerdings die Besorgniß erwacht zu sein, seine gutmüthige, aber charakterlose Gattin bedürfe eines Wächters. Er war nichts weniger als unempfindlich im Punkte der Ehre; allein er konnte leicht bemerken, daß das Verhältniß seiner Frau zu dem Grafen das einer flüchtigen Galanterie nicht überschritten habe, und so beschloß er, es nicht weiter zur Sprache zu bringen, um so mehr, da er aus seiner Frau heftigen Gemüthsbewegung glaubte schließen zu müssen, es sei das erste dieser Art. Er nahm sich vor, ihr künftig mehr Zeit zu widmen, sie dagegen, seine kleinen ehemännischen Bequemlichkeiten mit mehr Toleranz zu ertragen. Als sie in den Wagen stiegen, fragte er wohlmeinend nach ihren Schachteln, die sie, aus Rücksicht auf ihn, so eng wie möglich zusammengepackt hatte; sie aber fragte ebenso freundlich nach seiner Pfeife, welche er, weil sie das Rauchen nicht mochte, in die Wagentasche gesteckt. Hat der Eindruck dieser einzelnen Begebenheit gegen die verjährten Gewohnheiten ihres ehelichen Lebens vorgehalten, so sind sie noch ein glückliches Paar geworden.

Tief und heftig war Alwinens Schmerz, als sie einige Tage später die geliebten Eltern, die traute Heimat verließ. Denn an der Hand eines Mannes, gegen den sie noch eine Fülle von Liebe, aber kein Vertrauen mehr hegte, ging sie einem neuen Leben, einer verhängnißvollen Zukunft entgegen. Und doch war die Empfindung der beiden Alten heftiger zwar nicht, aber tiefer gewiß.

Der Graf fand etwas Beleidigendes in ihrem grenzenlosen Schmerz, doch war er nicht Unmensch genug, sich es gegen seine junge Gattin merken zu lassen. Er sprach ihr

auf's Zärtlichste zu, tröstete sie mit baldigem Wiedersehen und schleuderte auf die Haushälterin, die am Wagen stand und ihn mit frecher Leichtfertigkeit ansah, einen zornig-verächtlichen Blick. Die Halbohnmächtige lag an seiner Brust, dicht von seinen Armen umschlossen, als der Wagen im raschen Fluge davon rollte. Alle rings umherstehenden Dienstleute sendeten laut und herzlich ihren Segen nach. Er wiederhallte im Munde der Landleute, die sich vor dem Thore versammelt hatten, ihr liebes Fräulein zum letzten Male zu grüßen. Des Grafen starke Brust überwältigte fast das Gefühl, wie er hier unwürdig miternte, was der Geliebten Güte gesäet. In seiner tiefen Erschütterung kam sie ihm fast wie das Opferlamm vor, das für seiner Sünden Vergebung bluten müsse. Er drückte sie fester an sich, und wenn er das gehalten, was er in diesem Augenblicke sich vornahm, so ist auch Alwine eine glückliche Frau geworden.

Mit schmerzlicher Ergebung sahen die liebenden Eltern eine Zeitlang der forteilenden Tochter nach. Dann ging die Landräthin in ihr Wohnzimmer hinauf. Sie setzte sich still in ihren Lehnstuhl und fing herzlich an zu weinen. Der Gatte war ihr gefolgt; er ging tief bewegten Gemüthes im Zimmer auf und nieder; jetzt blieb er vor der gebeugten Matrone stehen.

„Sei ruhig, gute Mutter," sagte er; „wir haben gethan, was in unsrer Macht stand. Sie wollte es nicht anders. Die sanfte Seele, die uns niemals widerstand, widerstand uns dieß eine Mal. Es war ihr Schicksal so!"

„Kann uns das trösten? Darf irgend etwas uns über den Gedanken trösten, unser geliebtes, einziges Kind so blindlings in das Unglück stürzen zu sehen?"

„Blindlings? Nicht doch! Die Augen sind ihr schmerzlich genug geöffnet worden. Sie kannte das Unglück, das sie erwartete, und wollte es dennoch. Und ist es denn am Ende ein so großes Unglück, einen schönen, stolzen und verliebten Mann zu haben? Sag' selbst, Mutter!"

„Du scherzest! Ich erkenne Deine gute Absicht. Allein was des Grafen Liebe betrifft, so ist sie Sinnlichkeit. Er liebt nicht die gute, er liebt die schöne Alwine."

„Nun, daß man Euch blos Eurer Güte wegen liebt, wollt Ihr ja selbst nicht. Die geistreichsten, vernünftigsten Frauen haben gestanden, daß der Eindruck, den sie durch ihr Aeußeres machen, ihnen am meisten schmeichelt. Laß nur! Alwine sieht den Grafen mit ihren, nicht mit unseren Augen an. Der glückliche Leichtsinn der Jugend wird sie über die Huldigungen, die er ihr darbringt, den Kummer vergessen lassen, den er ihr verursacht, und der feurig Verliebte wird schon sorgen, daß die schönen Augen nicht lange in Thränen schwimmen. Mit den Jahren findet sich Manches: er wird mit ihr älter, vor ihr sogar, und so hoffentlich vernünftiger und gelassener."

„Guter Vater!" entgegnete die Landräthin, „Du verläugnest Deine eigene Einsicht, mich mit Hoffnungen zu täuschen, die Du selbst nicht theilst. Liebe ohne sittliche Achtung schmeichelt keinem edlen weiblichen Herzen, und wenn sie am Liebhaber ertragen wird, dem ein minder unumschränktes Vertrauen verziehen werden muß, so empört sie am Gatten. Denn Treulosigkeit der Geliebten ist eine Schwachheit, die der Gattin ein Verbrechen. Auch ich bin nicht ohne Trost, allein er beruht auf besserm Grund. Vielleicht wird es die Fülle der eigenen Liebe sein, die Alwine ewig ein gewisses Glück sichern wird. Denn nicht nur die Liebe, welche ein Herz empfängt, auch die, welche es ausströmt, beglückt. Und der Reichthum in unseres Kindes Brust wird nie versiegen. Fanny's Empfindung mußte ersterben, denn sie war nur geschmeichelte Eitelkeit; des Barons Leidenschaft erkaltete: es war Phantasterei. Aber eine wahrhafte Herzensliebe stirbt, erkaltet nur mit dem Herzen selbst."

„So ist's, meine Liebe. Aber beurtheile auch Fanny nicht zu scharf! Sie und Alwine, Beide sind die wahrhaften Repräsentantinnen ihres Geschlechtes, nur daß in der Einen die Tugenden desselben, in der Andern die Schwächen mehr vorwalten. Aber diese

schließen jene, jene schließen diese nicht aus. Die Liebe ist das Element des Daseins Beider, es ist das aller Frauen. Stark und schwach sind sie nur durch die Liebe: stark durch die, welche sie austheilen, schwach durch das Bedürfniß, Liebe zu empfangen. Der Heroismus liebender Gattinnen, die demüthigenden Bande berühmter Regentinnen, die Selbstverläugnung eines mütterlichen Herzens, der Stiefmutter giftiger Neid — vielleicht sind es alles nur Schattirungen Einer Farbe. Ein Abglanz Gottes sind ihre lichten Stellen, sein Auge allein vermag zu erkennen, wo unter dem nächtlichen Dunkel ein heller Grund verborgen liegt."

„Gut," versetzte die Gattin unter Thränen lächelnd, „aber sei es auch mir vergönnt, in den beiden Männern, die unsere Töchter heimführten, die treuen Spiegel ihres Geschlechtes zu erkennen. Im Leben des grösseren Theiles der Männerwelt ist der Liebe nur ein kurzer Abschnitt vergönnt: ein lieblicher Morgentraum, der selten dauert in der Sonnenhelle des reifen männlichen Geistes. Dann nimmt der Staat ihn in Anspruch, die Wissenschaft, der Erwerb, der Ruhm. Es ist eine schöne Idee, zu wirken, zu nützen, doppelt reizend, wenn man dadurch nicht blos Anderen, sondern sich selbst auch nützt. Vielleicht soll und muß es so sein; fast glaub' ich's, wenn ich die Liebe des andern Theiles betrachte, die mit ihren berauschten Sinnen, mit ihrem eifersüchtigen Egoismus und ihrem rastlos überdrüssigen Verlangen nach Wechsel kaum sich selbst, geschweige Andere beglückt.

Der Landrath hatte gleichfalls lächelnd zugehört. „Mutter," sagte er freundlich, ihr tief in das halb zürnende Auge schauend, „mach' es nicht zu arg! Wären wir wirklich so schlimm, Ihr wäret arge Thörinnen, uns so zu lieben. Und wir, meine Gute, haben wir uns nicht ein Vierteljahrhundert lang treu und herzlich geliebt? nicht mit einander uns gefreut, und redlich ausgehalten in Kummer und Leid? Was ist das phantastische, hochmüthige Jugendgefühl gegen das unauflösliche Band zweier Seelen, die Eins geworden sind durch Jahre des Vertrauens, der Achtung und der demüthigen Opfer ehelicher Selbstverläugnung? Ja, Opfer sind es und gemeinschaftliche Leiden, die den Menschen am festesten an den Menschen knüpfen. Nicht wenn wir unseren eigenthümlichen Neigungen folgen und dem natürlichen sanften Zuge unserer Herzen, wirkt die Liebe in uns mächtig; nur wenn sie uns gleichsam aus uns selbst herausgehen läßt, zeigt sich ihre ganze Kraft. Daß Du für mich sorgtest, gute Mutter, vom Morgen bis zum Abend, daß Du Geduld übtest mit meinem Starrsinn, daß Deine Sanftmuth gut machte was mein Ungestüm verdorben, das war schön und löblich; indessen Du folgtest Deiner edlern Natur, Du konntest kaum anders. Aber daß kein Wort der Klage über Deine erbleichenden Lippen ging, als der Feind den Brand warf in unser Eigenthum, den, Deinen Warnungen zum Trotz, mein Stolz, meine Heftigkeit gereizt, und nun all' der liebe Besitz, Dein blühender Hausstand, an dem Dein echt weibliches Herz hing, das theure Erbe Deiner hochverehrten Eltern, vor Deinen Augen in Rauch aufging; — daß kein Wort des Vorwurfes ihnen je entschlüpfte bei dem neuen, mühseligen Erwerb; daß Du mir nur eine Stirne heiterer Ergebung zeigtest in der gefahrvollen Lage, in welche meine Schuld Dich gestürzt, als wir nächtlich vor der Rache des Usurpators flohen — daran erkannte ich erst den ganzen Reichthum Deiner Liebe, Deines Herzens. Und ich, Mutter, darf ich es sagen? Ja ich darf es. Daß ich Dir treu war, auch in den Jahren der Jugend, daß ich Dein Wohl im Auge hatte mein Leben lang, daß ich kein Verschwender war Deinetwegen, daß ich mit freundlichem Rathe Dir beistand und Deinen Rath ehrte, — das alles war nur meine Pflicht. Aber wenn ich Tage über an Deinem Lager saß, wenn Krankheit Dich dort gefesselt hielt, nicht Zerstreuung suchte, Jagd oder Spiel wie andere Männer, wenn ich dann den Ausbrüchen Deiner krankhaften Reizbarkeit, Du Theure, Deinen wie Vorwürfe bittern Thränen Geduld und herzlichen Zuspruch entgegensetzte

und das schwellende Herz tief hinunterdrückte in die trotzige Mannesbrust — da übte auch ich die wahre, heilige Liebe aus; und wenn es Momente gibt, wo die Engel lächelnd auf die Menschen niedersehen, so waren es jene in Deinem, diese in meinem Leben, Mutter!"

„Amen!" versetzte die Landräthin tief gerührt. „Nein, die echte Liebe ist kein Jugendtraum: sie ist des ganzen, langen Lebens einziger, bester Gehalt. Es ist wahr, schnell entfloh die Zeit, wo ein Druck der jugendlich runden Hand, wo ein Kuß der blühenden Lippen Dich entzückte. Und wär' es nicht erlaubt, ihr eine wehmüthige Thräne nachzusenden? Aber wenn der Besitz Dich auch beruhigte, er machte nach fremden Gütern Dich nicht lüstern; und ich weiß es, diese verwelkten Wangen, diese erloschenen Augen, sie sind noch immer Dir theuer, und vielleicht wirst Du es schwerer ertragen, im Sarge dieses reizlose Antlitz von der kalten Hand des Todes berührt zu sehen, als wenn die Neuvermählte im frischen Glanze der Jugend dort gebettet worden wäre. Und Du, bester, theuerster Freund meines Lebens! Auch Deinem Haupte nahm die Zeit seinen Schmuck! Die reichen Locken sind dahin, die sonst es umschatteten; aber wie ehrwürdig ist mir diese kahle Stirn! Und wenn sonst mein Herz stolzer schlug, wenn ich draußen Deinen kecken, muthigen Schritt hörte — jetzt erwärmt es sich, wenn ich von meinen Fenstern aus Dich rüstig noch, aber doch minder straff und stattlich, über den Hof kommen sehe. Wir stiegen den Himmel zusammen hinan, freudig und im mildesten Sonnenschein. Nun gehen wir Hand in Hand hinunter; durch die Wolken dringen noch Strahlen genug, uns den alterlich-langsamen Weg zu erhellen und am Fuße des Berges die stille Stätte zu beleuchten, wo wir bei einander schlafen wollen." *

* John Anderson, my jo, John,
We clamb the hill thegither, &c. *Rob. Burns.*

Heirathsbriefe nach Californien.

New-Yorker Novelle von Hermann Lindeman.

(Für die Monatshefte.)

„Nun, mein Brief ist fertig, wo sind die Eurigen. Bertha, Gretchen — Ihr habt doch geschrieben? Nicht? O ihr feigen Mädchen! Da seht her, hier ist der meine, geschrieben wie in Kupfer gestochen, oder vielmehr wie gestickt, auf feinem Velinpapier!" Unter diesen im fröhlichsten Tone gesprochenen Worten war Ida, ein junges Mädchen mit einem Stumpfnäschen, das zwischen den frischen Wangen und überstrahlt von zwei munteren Augen, sich gar schelmisch ausnahm, in das Arbeitszimmer getreten, in dem mehrere Arbeiterinnen schon beisammen waren, hatte flink Hut und Shawl abgelegt, aus den Taschen ihres Kleides das Handwerkszeug — wesentlich aus Nadelbuch und Scheere bestehend — auf den Tisch geworfen und auch schon den von ihr belobten Brief entfaltet. Ehe noch aber die Angeredeten Zeit hatten, auf die Fragen und Anschuldigungen zu antworten, mit denen Ida sie so freigebig begrüßte, war die Briefschreiberin schon auf einen Stuhl gesprungen und rief pathetisch den Mädchen zu, die sich inzwischen noch durch ein paar Neueingetretene um Zwei vermehrt hatten: „Still, ich will von Euren Entschuldigungen gar nichts wissen, sie halten doch nicht Stich! Ich will Euch meinen Brief aber auch nicht lesen lassen, denn Ihr seid es nicht werth, Ihr haltet nicht Wort." Dabei hielt sie ihren Brief, nach welchem sich schon mehrere Hände oder Händchen ausstreckten, so hoch, daß er fast die Decke des Zimmers erreichte. „Nun, warum denn nicht," rief jetzt Anna, „von Dir ist die Idee zum Scherz ausgegangen, Du mußt am besten wissen,

wie er auszuführen. Ich habe daher mit meinem Briefe nur gewartet, bis Du uns Deine Muster vorlegen würdest." „Sehr schmeichelhaft," entgegnete Ida, das Stumpfnäschen, von ihrem Throne herab, „und auch wahrhaftig sehr bequem! Aber," fuhr sie fort, „habt Ihr denn Alle etwa so gedacht? Hat denn Keine einen Funken amerikanischen Freimuthes in sich, wenn sie auch von drüben davon Nichts mitgebracht hätte?" Dabei sah sie sich kühnen Blickes in dem Kreise der sie umgebenden Mädchen um. Alle schwiegen bis auf Eine, die plötzlich herausplatzte: „Muth nennen Sie das, Miß Ida? Ich halte es für etwas ganz anderes — Uebermuth wäre vielleicht richtiger. Ich danke wenigstens für solchen Muth, und habe deßhalb auch nichts geschrieben." Mit einem etwas malitiösen Knix wollte sich die Sprecherin jetzt nach dem Fenster wenden, wo ihr Stickrahmen stand; aber Ida's schallende Stimme bannte sie fest: „O Sie sind gewiß nicht übermüthig, Miß Rosa, Sie haben keine Ursache dazu; wir danken Ihnen vielmehr für Ihre Großmuth, mit der Sie uns den Kampf und die Besiegung der Männerherzen allein überlassen. Vielleicht sind Sie durch bittere Erfahrungen schon zu sehr entmuthigt dazu." Die Mädchen konnten ein Beifallskichern nicht unterdrücken ob dieser verdienten Abfertigung der Spröden, von der sie doch Alle und zwar ganz genau wußten, daß sie schon lange, wenn bis jetzt auch vergeblich darauf ausging, einen Mann zu „kätschen" — ein Verbrechen oder vielmehr ein Laster, von dem sie sich zwar sonst Jedermann gegenüber völlig frei wußten, das sie aber unter einander sich doch eher eingestanden. Rosa entgegnete kurz und spöttisch: „Ich denke, ein gewisser Beau in New-York ist mir immer lieber als ein ungewisser Mann in Californien. Dabei bleibe ich und erkläre nochmals, daß ich mit der ganzen Geschichte nichts zu thun haben will." Nach dieser Erklärung ging sie, stolz den Kopf werfend, nach ihrem Rahmen. Die übrigen Mädchen, dadurch keineswegs entmuthigt, verlangten aber nun stürmisch, Ida sollte ihren Brief vorlesen. Diese, durch die Weigerung Rosa's, an der ganzen Angelegenheit Theil zu nehmen, nur noch mehr angereizt, sie durchzusetzen, zeigte sich jetzt mehr geneigt, ihr Werk, auf das sie stolz war, zum Besten zu geben, und verlangte nur vorher die Auslieferung der schon fertigen Briefe, um sie gleichfalls vorzulesen. Obgleich sich nur ein einziger fertiger Brief außer Ida's vorfand und die Schreiberin schüchtern eingestand, daß sie ihn nicht mit ihrem wahren Namen unterzeichnet, sondern einen erdichteten darunter gesetzt habe, so begann doch Ida, nachdem ihre Freundinnen sich im Kreise um sie geschaart und eine andächtige Miene angenommen, die Lesung ihres Briefes, wie folgt:

„Junger, liebenswürdiger und reicher Californier!

„Aus dieser Anrede ersehen Sie, mein Herr, an wen dieser Brief gerichtet ist, nämlich nur an einen jungen, liebenswürdigen und reichen Herrn. Sind Sie ein Solcher nicht, so ist auch der Brief nicht an Sie, und ich erwarte von Ihnen als Gentleman, daß Sie denselben dann auch nicht lesen, wenn das Ihre Neugierde anders zuläßt, oder sorgen, daß Sie ihn vielmehr an seine richtige Adresse abgeben werden. Sind Sie aber der Rechte, o so bin ich sicher, daß Sie ihn nicht ungelesen lassen. Sie sollen auch gleich erfahren, von wem er kommt. Er ist von einem einfachen deutschen Shop-Girl, das sich mit seiner Händearbeit seinen Unterhalt sauer verdient, wie Ihnen die Weste beweisen wird, in deren Tasche Sie dieses Briefchen gefunden haben. Wissen Sie, reicher Californier, was das heißt: ein einfaches, fleißiges Shop-Girl zu sein, wie ich es bin? Lesen Sie nur weiter: Das ist ein junges Mädchen ohne Vermögen, das heißt, ohne Geld. Das ist aber auch Alles, was ihr fehlt; denn übrigens besitzt sie alle guten Eigenschaften anderer Mädchen oder Ladies mit Geld, und auch einige andere, die diesen Damen oft abgehen: sie ist vor Allem sehr tugendhaft, denn sonst würde sie nicht fleißig sein; sie ist also an Arbeit gewöhnt und

darin geschickt, denn sonst würde sie bald keine Arbeit mehr haben und am allerwenigsten solche Westen sticken können, wie die Ihrige ist. Sie hat Geschmack, und ist bei aller Mühe und Arbeit doch immer fröhlich und lustig (namentlich wenn ihr einmal das Glück zu Theil wird, auf einen Ball zu kommen). Das schreibe ich in Parenthese. Sind das nicht schon viele lobenswerthe Eigenschaften, um deren willen Mancher gar viel geben würde, wenn sie seine Frau besäße? Hier in Amerika nämlich kommen aber noch ganz andere Dinge dazu, die das Shop-Girl oder das Näh- oder Stickmädchen, wie man sie in Deutschland nennt, vor denen anderer Länder auszeichnen: Erstens spricht es zwei Sprachen, yes Sir-ri, zwei Sprachen! Es ist also viel gebildeter als die übrigen deutschen oder amerikanischen Shop-Girls, die nur eine Sprache reden. Es hat eine große Reise gemacht, und die Männer sagen ja immer, daß Reisen das beste Bildungsmittel seien. Das ist das Zweite. Drittens eignet sich das ächte Shop-Girl, aus Deutschland gebürtig und dort erzogen, hier am allerbesten zur Hausfrau. Denn was, mein Herr, ist die amerikanische Küche gegen die deutsche? Und was sind die amerikanischen Ladies gegen die deutschen Hausfrauen? Die „Lady" läßt sich von ihrem Mann in den Rocking-Chair setzen und läßt sich dann wieder von ihm herausheben, wenn sie nämlich will, sonst bleibt sie darin sitzen und weiter thut sie gar nichts, als sich schön anziehen und lesen oder shopping gehen, was viel Geld kostet, oder sie geht gar zu Lucy Stone und verschwört sich mit ihr gegen ihren Mann! Was hat ein Mann an einer solchen Lady? Fährt er da nicht tausendmal besser mit einem deutschen Shop-Girl, das an Arbeit gewöhnt ist, sich die Küche und das Hauswesen nicht nehmen läßt, die sparsam ist und von Luxus nichts weiß, als was sie von Anderen hört und sieht? Sie meinen vielleicht, es wäre auch nöthig für eine Frau, zuweilen die Lady zu spielen. Aber, das kann ein gebildetes Shop-Girl auch, wenn es darauf ankömmt — das kann ich Ihnen versichern, Herr Californier!

„Sie wissen nun ungefähr, was ein Shop-Girl ist und also auch, was ich bin. Fassen Sie alle die guten Eigenschaften, die ich Ihnen eben aufgezählt, zusammen, fügen Sie dazu mein Portrait, das einer hübschen Brünette mittlerer Größe von 20 Jahren gleicht, wie ein Ei dem andern, so wissen Sie wie ich aussehe. Doch Sie wundern sich, daß ich Ihnen das so gerade heraussage? Aber ich denke, wenn mich andere Mädchen so nennen, so ist es gewiß wahr. Herren haben noch viel Schöneres von mir gesagt, was ich aber nicht glaube, und also auch schon wieder vergessen habe.

„Worauf das Alles hinaus will, brauche ich Ihnen nicht erst auseinanderzusetzen. Sie können sich wohl schon selbst vorstellen, wie glücklich Sie ein so armes Shop-Girl machen würden, wenn Sie es aus seiner Stellung erlösten! Man sagt zwar, die reichen Männer trachteten nur immer wieder nach reichen Mädchen; aber ich glaube, wenn sie manchmal mehr die Bekanntschaft von armen Mädchen suchten, würden sie oft ein solches einem reichen vorziehen. Doch ach! sie denken gar nicht an die Arme, wenn sie die Atlasweste anziehen, an deren Stickerei sich ein armes Shop-Girl ihre hübschen Augen müde und matt gearbeitet hat. Und für welchen elenden Lohn! Kaum für den vierten Theil des Preises, den der reiche Verkäufer dafür empfängt, und für den zwanzigsten Theil ihres unschätzbaren Werthes!

„Ich kann und mag nicht glauben, daß alle reichen Männer von so armen Herzen sind, daß nicht Einer es vorziehen würde, ein armes ordentliches Mädchen zu beglücken, das es herzlich gut mit ihm meinen würde, ihm seine Wirthschaft tüchtig führte, sein Leben erheiterte und ihm treu anhinge, nota bene wenn er sie wie seine liebe Frau behandelte und nicht wie ein Isegrimm mit ihr umginge; denn solchen Männern — das sage ich Ihnen gleich, Herr Californier! — bin ich spinnefeind.

„Um aber auch nun die Bekanntschaft,

nämlich die solide Bekanntschaft eines reichen Mannes zu machen, der auch ein reiches Herz hat — was bleibt da einem halb verachteten Shop-Girl übrig, als sie selbst anzuknüpfen? Werden Sie so grausam und hart sein, mir dieß zu vereiteln? Dann, mein Herr, und wenn Sie jung und reich und sogar schön wären wie ein Gott, gilt das, was ich am Anfange meines Briefes sagte, und dann können Sie denselben meinetwegen auch zerreißen, denn Sie wären gar nicht werth, daß ein ehrliches Shop-Girl an Sie schriebe, und ich will dann nie wieder etwas von den reichen Männern wissen, und diesen Barbaren ewigen Haß widmen! Doch ich hoffe, ein guter Stern wird einmal über mir lächeln. Antworten Sie mir also, mein Herr, wenn auch nur in ein paar freundlichen Zeilen. Ich unterzeichne mit meinem vollen Namen. Ehren Sie das Vertrauen eines ehrlichen Mädchens! Ida Lenz."

„N. S. Es versteht sich, mein Herr Californier, daß, wenn wir uns persönlich kennen gelernt haben und uns nicht gegenseitig gefallen, ich an nichts gebunden bin; denn einen Mann, der mir nicht gefällt, heirathe ich nicht, und wenn die ganze „Golden Gate" mit allen ihren Schätzen sein wäre, die vorige Woche hier einlief. Die Obige."

Nach Anhörung dieses Briefes, dessen Lesung öfters durch lebhafte, theilnehmende Ausrufe unterbrochen wurde, klatschten alle Mädchen Beifall und waren bereit, das gute Beispiel nachzuahmen, obschon Anna meinte, die Stelle, worin das Rocking-Chair-Leben so hart getadelt würde, sollte etwas gemildert werden; denn so ganz sei dieses Möbel doch nicht zu verachten. Ida beruhigte sie aber mit der Bemerkung, daß der Rocking-Chair ja in allen Ehren gelassen sei und die Stelle sich nur auf die Ladies darin beziehe. Rosa rümpfte freilich das Näschen. Aber während die anderen Mädchen eifrig sich an ihre Stickerei setzten und die linken Taschen der für die morgende Sendung nach Californien bestimmten Westen zur Aufnahme ihres zarten Inhaltes vorbereiteten, zog Rosa unbemerkt ein Blättchen Papier und Bleistift aus der Tasche und schrieb Alles nieder, was sie von Ida's Brief nur immer im Gedächtniß behalten hatte.

Wir ersparen unsern Lesern die Mittheilung der Herzensergießungen der übrigen Shop-Girls, da auch sie unwillkürlich so manche Stellen enthielten, die dem Sinne von Ida's Brief entsprachen, da sie Alle wohl die Nadel, aber nicht die Feder so gewandt zu führen verstanden, als ihre begabte Genossin. Nur ein Briefchen verdient besonderer Erwähnung. Es war das des kleinen Mädchens, das außer Ida allein am Morgen das ihrige fertig mitgebracht und lange schüchtern gezögert hatte, es abzugeben. Hedwig war nicht minder gut erzogen, als ihre Freundin Ida. Auch sie hatte in der Heimath bessere Tage gesehen, und mußte das Schicksal ihres Vaters theilen, der vor der Rache siegreicher politischer Gegner sich auf den fernen Continent hatte retten müssen. Hier war dieser in Folge früherer schwerer Leiden bald gestorben. Da sein Vermögen von der landesväterlichen Regierung eingezogen worden war, blieb der Tochter, die noch für eine jüngere Schwester zu sorgen hatte, nichts übrig, als die erste Arbeit zu ergreifen, die sich ihr darbot. So kam sie in den Shop der Mad. M., in dem wir sie mit Ida zusammen fanden.

Hedwig's Brief trug das Gepräge der ernsten Stimmung, die sich in Folge ihres trüben Geschickes ihrer bemeistert hatte. Von der kecken, muntern Laune in Ida's Brief war nichts in dem Hedwig's zu finden. Auch sagte sie wenig von ihrer Person darin, sondern suchte die Aufmerksamkeit des gehofften Lesers mehr auf die Arbeiterinnen überhaupt zu lenken. Sie schilderte mit lebhaften Farben und großer Innigkeit die traurige Lage Vieler unter ihnen, und deren ungewisse Zukunft, wenn sie nicht das Glück hätten, einen begüterten Lebensgefährten zu finden; sie sprach sogar von mehreren ihrer Genossinnen, die sie eines solchen Glückes für völlig würdig erklärte, und schrieb am Schlusse ohne Rückhalt, daß ein Mann, der unter ihnen zu su-

chen verstehe, gerade in Amerika, wo so viele gebildete eingewanderte Mädchen zu den Shop-Arbeiterinnen gehörten, gewiß finden werde, was er suche. Auch dieser Brief wurde sorgsam in die Westentasche, welche die erhabene Bestimmung trug, ein Männerherz zu erwärmen, eingenäht und noch am selben Abend in die Kiste gepackt, die am nächsten Tage die „Golden Gate" nach Californien führen sollte. Auch Rosa hatte einige Westen mit zu der Sendung geliefert — wie Alle glaubten, ohne andere zarte Beziehungen zu ihren künftigen Trägern, als den Werth des Stoffes und der Stickerei. Wir können aber mittheilen, daß von Rosa keine Weste abging, in der sich nicht ein mit Wohlgerüchen durchduftetes und von süßen, aus verschiedenen Romanen gesogenen Worten behandeltes Blättchen gefunden hätte, das mit „Rosa Morgenroth" unterzeichnet war.

Ida klopfte jubelnd in die kleinen geschickten Hände, als der „Carman" die mit Westen beladene Kiste abholte, und malte unter Lachen und Scherzen ihren Verbündeten die überraschten Gesichter aus, die die verschiedenen Entdecker der geheimen Correspondenz machen würden.

Monate waren verflossen, seit die fleißigen Stickerinnen, die wir in einer Stunde fröhlicher Laune in ihrem Arbeitslokale in der „Empire City" belauscht, ihre Briefe nach dem Goldlande abgeschickt hatten. Monate am Stickrahmen! Wie mancher Stich war von ihren fleißigen Händen in dieser Zeit gemacht worden, wie oft hatte nicht noch die späte Abendstunde die emsigen Mädchen bei ihrer Arbeit zusammengefunden, wenn die Müdigkeit das scherzende Wort verdrängt hatte und leise Seufzer sich über ihre Lippen rangen. Besonders wenn es galt, noch am Sonnabend die bestellte Mantille zu vollenden, damit sie nicht den Sonntag den „Board" schuldig bleiben mußten und die scheelen Gesichter der Wirthin als Feiertagskost vorgesetzt bekamen. Nicht allen Nähterinnen und Stickerinnen ist die Elasticität gegeben, mit leichtem Humor dieses Loos zu ertragen, wie es Ida vermochte. Und selbst sie schien seit einiger Zeit diese verloren zu haben. So viel Heiterkeit sie sonst an den Tag gelegt hatte, namentlich wenn die californische Westencorrespondenz wieder auf das Tapet kam, was ziemlich oft geschah, so wollte dieß doch endlich auch nicht mehr helfen. Schon längst hätte ja eine Antwort von irgend einem der Finder, oder richtiger der Gesuchten, da sein können, und die Schreiberinnen wurden ganz verdrießlich, wenn sie zufällig wieder an die reichen Männer in Californien dachten. Ida schwieg bald ganz davon und ihre Mienen wurden immer nachdenklicher. Nur selten spielte das schelmische Lächeln um ihre Lippen, das die Freundinnen sonst an ihr so oft bemerkten. Diese schoben die Veränderung an Ida auf das Mißglücken der Californier Spekulation, deren Leiterin Ida gewesen war und worüber manches neckische Wort mit ihr gewechselt wurde. Das Merkwürdigste dabei war, daß Ida dann nicht, wie sonst, mit gleicher Münze antwortete, sondern oft gar nicht auf die kleinen Nadelstiche ihrer Arbeitsschwestern zu merken schien. Die Sache kam so am ersten in den Hintergrund und bald sprach Niemand mehr im ganzen Shop von der Westencorrespondenz.

Ein anderes Ereigniß sollte jedoch die Stickerinnen aus ihrem einförmigen Leben etwas herausziehen. Ida verschwand plötzlich aus ihrem Kreise auf ganz räthselhafte Weise. Sie hatte an einem Sonnabend, nachdem sie den Betrag für ihre letzten Arbeiten empfangen, den Freundinnen erklärt, daß sie auf einige Tage zu Landsleuten auf's Land gehen und ihr Amt als "foreman" einer Andern einstweilen übertragen werde. Seitdem waren aber schon mehr als eine Woche verstrichen und von Ida noch immer nichts zu hören; so daß ihre Freundinnen anfingen, sich deshalb zu beunruhigen. Als aber Ida's Boardwirthin auf Befragen erklärte, daß Ida ihren Koffer von einem Unbekannten habe abholen lassen, wurden sie nicht wenig ungehalten über die vermeintliche treulose Freundin. Eines Nachmittags endlich erschien die Vermißte. Nach den ersten Begrüßungen er-

klärte Ida, daß sie heute nicht zu arbeiten gesonnen sei und forderte ihre Freundinnen auf, sie heute Abend in ihrer neuen Wohnung, die sie seit ihrer Rückkehr vom Lande bei einer kürzlich aus Deutschland angelangten Verwandtin genommen, zu besuchen. Dort versprach sie alle Aufklärungen über ihr langes Ausbleiben zu geben. So gingen denn die "Shop-Girls" dem Astorhause zu, von wo sie der stets bereit stehende „Car" bald nach der obern Stadt führte. Einigermaßen verwundert waren die Freundinnen Idas, als diese dem Conducteur den Namen einer Straße als Haltpunkt zurief, in der sonst nur sehr bemittelte Leute zu wohnen pflegen, zu denen die Verwandten der shop-girls in der Regel nicht gehören. Ihr Erstaunen wuchs aber, als Ida, nachdem sie wieder die Seitenwege erreicht hatten, ihre Freundinnen nach einem Hause in dieser Straße führte, dessen Aeußeres auf die Wohlhabenheit der Insassen schließen ließ. Das blanke Schild an der Thüre ließ den Namen eines Arztes erkennen. Dieß veranlaßte Hedwig zu der Frage: „Aha, Deine Tante oder Cousine ist gewiß Haushälterin bei dem Herrn Doktor da?" In dem Augenblicke wurde die Hausthüre von einem jungen Mädchen geöffnet, das, nach einem Blick auf Ida, mit einem gewissen Respekt die Stickerinnen einließ, ihnen die Shawls ablegen half und sich beeilte, die Thüre des Parlors aufzumachen. „Tretet nur ein, meine Freundinnen," begann Ida, „die Mama wird wohl darin sein und Ihr braucht Euch vor ihr gar nicht zu geniren. Auch sie war früher ein Nähmädchen und hat das nicht vergessen." Im Zimmer zeigte sich in der That auch auf einem Rockingchair eine Dame, die ihrem Alter nach zu dem Range einer „Mama" sicher schon längst erhöhet worden sein konnte. Sie erhob sich mit einiger Mühe, legte ihr Strickzeug in den Schaukelstuhl und begrüßte Ida und ihre Freundinnen auf's herzlichste: „Kommt nur näher, ihr Mädchen," rief sie den Zögernden zu, „die Freundinnen Ida's sind mir doppelt willkommen, wenn sie so fleißige Arbeiterinnen sind, wie Ihr." Damit reichte sie ihnen die Hand, an der die Spuren eines arbeitsreichen Lebens noch zu fühlen waren, obwohl die Matrone jetzt wohl nur noch leichte Hausgeschäfte besorgen konnte. Nur das große lebhafte Auge der alten Frau schien nichts vom Alter zu wissen, das selbst ihre Gestalt nicht verschont hatte, wie ihre etwas gebückte Stellung zeigte und das die überraschten Mädchen so freundlich grüßte wie ihr Wort. Noch ehe diese dieß erwidern konnten, drängte sich Ida zwischen ihnen durch und umarmte die „Mama" so stürmisch, daß sie fast in ihren Stuhl zurückgefallen wäre und sagte: „Nun seht, das ist meine liebe „Mama," d. h. es ist zwar nicht eigentlich m e i n e Mama, aber ich habe sie gerade so lieb, als ob sie es wirklich wäre. Also „Mama," das ist das Völkchen, von dem ich Ihnen schon erzählt, hier zuerst H e d w i g, die kleinste von Allen; tritt hervor und mache Deinen Knix, das verstehst Du sehr schön. Sie ist eine schlechte Arbeiterin, Mama, sie arbeitet immer zu viel, mehr als sie vertragen kann, darum sieht sie auch so blaß aus, das arme Kind, was ihm indessen gut steht. Ich glaube manchmal," fuhr sie, Hedwig mit dem Finger drohend, fort, „sie weiß das und läßt sich deßhalb gar nicht dazu bringen, sich mehr zu schonen. Aber ich werde sie jetzt in die Kur nehmen. Bin ich nicht eine ganz gute Doktorin, Mama?" Hedwig erröthete ob der Neckerei Idas, die geschwätzig fortfuhr, ihre übrigen Freundinnen vorzustellen, deren jede in ähnlicher Weise charakterisirt wurde. Hedwig rächte sich, als Ida endlich sie zu Worte kommen ließ, indem sie zur „Mama„ gewandt sagte: „Hat Ihnen Ida auch schon gesagt, daß sie unter uns immer das „Plappermäulchen" genannt wurde oder auch die kleine „Klappermühle?" Dann werden sie auch wissen, daß nicht Alles, was sie liefert, feinstes Mundmehl ist." „Hört, hört," unterbrach sie Ida schon wieder, „die ernste Hedwig, unser „Reverend" genannt, wird launig!" In diesem Augenblicke änderte sich die Scene abermals durch das Erscheinen eines jungen Mannes, der unter dem Geplauder der Mädchen unbemerkt eingetreten war, auf den aber

Ida, sobald sie ihn erblickte, rasch zuschritt, seine Hand ergriff und ihn zu ihren erstaunten Freundinnen führte, indem sie ausrief: „Still, still, hier ist der gestrenge Herr des Hauses, Herr Doktor Werner; ist auch mein Haustyrann, fügte sie mit einem Seufzer hinzu und machte dabei eine Miene, als ob sie damit einen ganzen Berg voll Leiden auf ihrer Brust fühle. Der etwas verwunderte Doktor erwiderte die verlegene Verbeugung der Mädchen und sah dabei Ida so fragend und verdutzt an, daß diese sich des Lachens kaum enthalten konnte. Plötzlich aber wieder ernsthaft werdend schleuderte sie des Doktors Hand weg, verbarg sich hinter ihren Freundinnen und rief: „Seht nur diese grimmige Miene, die dieser Despot macht; nehmt Euch vor ihm in Acht, mir hat er schon meine Freiheit genommen; will mich aus Eurem Kreise auf immer entführen! Wenn Ihr mich nicht wieder mit in Euren Shop nehmt, so ...." Da bekam der Doktor Worte: „Wie," sagte er, „ich wäre der Freiheitsdieb? Bin ich nicht vielmehr um die meinige betrogen? Ach, was klagen nicht meine Freunde, in deren fröhlichem Kreise ich so manches heitere ...." „Glas Lagerbier leerte, nicht wahr?" fiel Ida jetzt ein und das ist die Freiheit, um die ich ihn betrogen haben soll? Seht dieses Ungeheuer von einem Manne, jetzt, da es nun einmal heraus ist, will ich's Euch nur sagen zum erschreckenden Exempel, dieser Despot ist mein Mann und ich bin seine Frau! Weinet mit mir, ihr Mädchen!" Diese aber konnten weder zum Weinen noch zum Lachen kommen, wußten kaum, ob sie träumten oder wachten, bis der Doktor endlich seine schmollende, halb widerstrebende Frau in die Arme schloß und es zu näheren Erklärungen kam. Ida war wirklich Frau Doktorin. Die Bekanntschaft mit ihm war erst wenige Wochen alt und rührte von ihrem jüngsten Aufenthalt auf dem Lande her. Die Praxis des Doktors führte ihn fast an demselben Tage in die Familie von Idas Verwandten, an dem diese ihren Besuch dort machte. Die Krankheit, wegen deren der junge Arzt kam, war zwar nicht bedenklich, dennoch entwickelte er eine so große Sorgfalt, daß er jeden Tag seinen Besuch wiederholte. Natürlich entspannen sich da zwischen ihm und Ida, der Krankenpflegerin, oft Gespräche, die allmählig immer länger wurden und einen immer mannigfaltigeren Inhalt annahmen. Kein Wunder, daß die Liebe endlich auch darin vorkam und schließlich den wesentlichen Gegenstand der Unterhaltung zwischen zwei jungen heirathslustigen Leuten wurde, die, wie sie sich bald überzeugten, ganz für einander geschaffen waren. Etwas weiteres bedarf es ja in dem freien Amerika nicht. Die Heirath folgte nach amerikanischer Sitte schnell der Verlobung und der Doktor führte seine junge Frau alsbald seiner „Mama" in das Haus, das ihm seine hübsche Praxis nach sechsjährigem Aufenthalte in Amerika erworben hatte. Ida hatte von dem Wechsel ihres Schicksals ihren Freundinnen nichts gesagt, um sie so durch die Einführung in ihr neues Leben besser zu überraschen. Der Abend verstrich der kleinen Gesellschaft auf das angenehmste und obschon die Mädchen immer beklagten, ihre ewig heitere Genossin aus der gemeinsamen Arbeitsstube zu verlieren, so gönnte natürlich ihr jede ihr Glück und versicherten ihr dieß ausdrücklich. Rosa, die einzige, die sie beneidet hätte, war ja nicht unter den Anwesenden. Einigen der Mädchen fuhr ihre californische Correspondenz durch den Kopf, aber es sprach doch keine ein lautes Wörtchen davon, so schwer ihnen das auch wurde. Das Mädchengeheimniß mußte vor den profanen Ohren eines Mannes geschützt bleiben, das fühlte Jede und so schwieg selbst die kleine „Klappermühle."

Nachdem die Thüre des Doktors sich aber hinter den Mädchen geschlossen hatte, und sie das Haus im Rücken wußten, machte die mühsam verhaltene „Kritik" sich Luft. An der nächsten Straßenecke blieb die Vorangehende, die offenbar ihre Schritte so beschleunigt hatte, um desto eher in respektvoller Entfernung ihr Herz ausschütten zu können, stehen und begann in fast athemloser Hast: „Nun sagt mir, wie die es anfängt, eine

solche famose Partie zu machen! wie man eine Hand ausstreckt! Na, sie ist jetzt gut ab, und die Alte wird den Rockingchair auch nicht ewig ausfüllen; dann hat sie das Hausregiment und den Rockingchair dazu." So sprach das zarte Gretchen. Ihre Freundin Emma fügte hinzu: „Und wir? wir gehen in den Shop nach wie vor und sticken wohl auch noch für den Herrn Doktor eine Atlasweste!" „Mit einem Gratulationsbriefe in der Tasche?" fragte Bertha schnippisch. Gretchen fuhr fort: „Na, was sagt Ihr aber jetzt zu unsern californischen Briefen? O, der Humbug! Wir einfältigen Dinger lassen uns so an der Nase herumführen!" „Wie so," bemerkte jetzt Hedwig, „an der Nase herumführen — hat denn Ida den Scherz nicht selbst mitgemacht, nicht selbst geschrieben?" „Darin liegt ja eben der Humbug," berichtigte das sanfte Gretchen, „denkst Du denn, die Liebesgeschichte mit dem Doktor ist wirklich so, wie sie uns erzählt haben? Das mache mir Niemand weiß, das ist schon lange eingefädelt und ich wette, Ida war damals schon mit dem Doktor verlobt, als sie uns zu den californischen Briefen verleitete. Sie hat uns schmählich behumbugt und triumphirt jetzt als Frau Doktorin über uns ewigen Shop-Girls! Das verzeihe ich ihr nie! Und sie soll sehen, ich werde auch heirathen, ja, und das bald, vielleicht eher, als man denkt, und wenn's der alte Barbier uns gegenüber wäre, sie ärgert sich dann doch, daß ich nicht mehr Shop-Girl bin." Gretchen sagte das in solchem Eifer und stampfte so heftig mit dem Fuße, daß keine ihr zu widersprechen wagte. Nur Hedwig nahm die Partei der verläumdeten Ida, machte darauf aufmerksam, wie so etwas ganz außer dem Charakter Ida's liege, die sich vielmehr immer als treue Freundin gezeigt habe, und wie namentlich der heutige Abend dieß wieder beweise. Aber das war in den Wind gesprochen. Die sonst so warmen Freundinnen Ida's, des Shopmädchens, waren verschwunden und hatten der Eifersucht und dem Neide gegen Ida, die Frau, Platz gemacht. Sie wurde verurtheilt, Hedwig konnte sagen, was sie wollte. Anstatt Ida's sinkendem Stern, der sonst den Stickerinnen als Wegweiser gedient hatte, tauchte jetzt Rosa's Name gleich einer glänzenden Sonne an dem Horizonte der „Freundinnen" auf. Ihr früher so hart getadeltes Benehmen wurde jetzt von ihnen als klug und weise erkannt. Sie war die einzige, die sich nicht hatte düpiren lassen und man fand gar bald so viel Lobenswerthes an ihr, als man an Ida Tadelnswerthes nur immer aufzutreiben vermochte. Gretchen beschloß auch sofort, Rosa am andern Morgen in ihre Rachepläne einzuweihen, deren sie einen ganzen Vorrath im Kopfe hatte. Vor Hedwig wurde natürlich dieß möglichst verborgen. Während sich so ein kleines Gewitter über dem Haupte der armen Ida von einer Seite her zusammenzog, von der sie es nimmer vermuthen konnte, bereitete sich auch auf einer andern ein Unheil vor, welches in das junge Eheglück Ida's einen unangenehmen Wechsel bringen sollte.

Am andern Morgen beim Frühstück kam auch in der kleinen Familie des Doktors das Gespräch auf die Freundinnen Ida's, die sich immer noch an den überraschten Gesichtern derselben vom vorigen Abend erfreute. Die „Mama" hatte besonders Wohlgefallen an der Erscheinung der Stickerinnen gefunden, die ihr in ihrer, wenn auch einfachen, aber netten Kleidung, mit ihrer eine gewisse Selbstständigkeit verrathenden Haltung meist anmuthiger vorkamen, als so manche Mädchen in gleicher Lage in Deutschland, die freilich oft das Zeichen ihrer ärmlichen und gedrückten Stellung auf Stirn und Kleid tragen. Sie pries die, wenn auch keineswegs zufriedenstellende, aber doch verhältnißmäßig weit bessere Lage der Arbeiterinnen in Amerika, dem traurigen Zustande gegenüber, in dem sie sich in Deutschland befinden.

Ida stimmte in dieses Lob nur halb mit ein, die Mühe und Entbehrungen, die sie auch in der neuen Welt als Shopmädchen hatte ertragen müssen, namentlich in Zeiten, wo der Preis für derartige Arbeiten gedrückt war, lagen ihr noch zu nahe, um sich nicht glücklich zu schätzen, diesen Beruf mit dem einer Hausfrau vertauscht zu haben. Auch

meinte sie, mit einem gewissen Stolze, wüßten nicht alle Arbeiterinnen sich so gut zu halten, wie ihre Freundinnen. Sie gedachte so mancher Stunde, die sie mit diesen guten Mädchen verlebt habe und wußte von Jeder etwas Liebenswürdiges zu erzählen. Der Doktor, der seit seiner Bekanntschaft mit Ida ein enthusiastischer Verehrer der Stickerinnen geworden war, die er, wie er sich aber nur heimlich gestand, früher oft von einem weniger erhabenen Gesichtspunkte aus betrachtet hatte, verbreitete sich über den Zustand der Arbeiterinnen in Amerika und Europa vom socialistischen Prinzip aus; sprach über die Mittel, denselben zu verbessern, gründete im Geiste schon eine neue Gesellschaft, die sich diesen edlen Zweck zum ausschließlichen Ziele nehmen solle, schwor, künftig immer nur gestickte Westen zu tragen, die er nicht mehr von den „Storebesitzern," sondern direkt von den armen Stickerinnen kaufen wolle und daß alle seine Freunde das Gleiche thun müßten! Ja er gerieth in eine solche Begeisterung bei dem Gedanken, daß Ida sich nur unter der Bedingung damit einverstanden erklärte, daß sie die Vermittlung dieser Käufe übernähme, damit die christliche Liebe des Doktors für die Shop-Girls nichts von ihrem idealen Charakter verliere. So viel aber auch von den Freundinnen Ida's gesprochen wurde, die californischen Heirathsbriefe blieben wieder unerwähnt. Sei es, daß sich Ida jetzt in ihrer Frauenwürde ihres jugendlichen Mädchenstreiches etwas schämte, oder daß sie bei ihrem Manne dadurch in einem falschen Lichte zu erscheinen fürchtete — kurz sie beschloß mit der Erzählung dieser Episode aus ihrem Mädchenleben, das ihr schon weit hinter ihr zu liegen schien, noch zu warten, bis nach längerem ehelichen Zusammenleben eine solche Mißdeutung nicht mehr möglich wäre. Die Stunde, in der die Praxis den Doktor zum Ausgehen rief, machte ohnehin allen etwaigen Zweifeln darüber in Ida's Brust ein Ende.

Der Doktor war so voll von seinen menschenfreundlichen Absichten und Plänen für die armen Stickerinnen, daß er jeden Bekannten, den er bei seinen Besuchen traf und der ihm zur Beförderung selbiger irgend geeignet schien, dafür zu gewinnen trachtete. Und als er seine Patienten alle mit seinem ärztlichen Beistande gestärkt hatte, konnte er es sich nicht versagen, einen reichen, aber etwas sehr ökonomischen alten Hagestolz, der nach des Doktors Ansicht sein Geld gar nicht besser verwenden könnte, als wenn er sich eine Sammlung gestickter Westen anlege, dergestalt für seine Pläne zu pressen, daß er ihn mit sich fort nach dem Shop schleppte, in dem, wie er gestern gehört, Ida's Freundinnen arbeiteten. Hier sollte der knickrige Hagestolz sich gleich zu einem Dutzend der kostbarsten Westen Maß nehmen lassen. Halb gezwungen stieg er mit dem Doktor die Treppe des Hauses hinauf, in dem sich das Arbeitslokal unserer Stickerinnen befand. Erst an der Thüre fiel dem eifrigen Beschützer der Arbeiterinnen ein, daß dieselben in ihrem Shop keine Herrenbesuche annähmen. Seine Würde als Ehemann und ein Blick auf das schon ergraute Haupt seines Begleiters ermuthigte den Zögernden dennoch einzutreten. Den alten Hagestolz schob er voran in das Zimmer. Da gerade Mittagszeit war, so befanden sich nur wenige Mädchen im Shop. Unter ihnen nur eine, die den Doktor kannte, das sanfte Gretchen. Ihre Begrüßung des Doktors war auch in der That sehr sanft. Fielen ihr ihre Sünden von gestern ein oder war es die ungewohnte Erscheinung von Herren in dem Shop, Gretchen erröthete und machte ein sehr verlegenes Gesicht. Dieß stand ihr so gut, daß des geizigen Hagestolz Zorn gegen seinen Verführer etwas zu schwinden begann und er bereitwilliger, als dieser gehofft hatte, auf die Vorschläge des Doktors wegen der Westen einging, mit denen dieser alsbald herausrückte. Während dieses Geschäftes zwischen Gretchen und dem alten Herrn, der ein so vergnügtes Gesicht annahm, wie seit langem nicht, als Gretchen ihm verschiedene Stickmuster zur Auswahl vorlegte, sah sich der Doktor nach dem Platze um, wo seine Ida früher gearbeitet hatte und den er mit all der heiligen Andacht und Ehrfurcht eines Lieben=

den betrachtete. Ihr Stickrahmen, das Tuch, mit dem sie ihre Arbeit vor dem Staube schützte, die Ueberbleibsel einer zerbrochenen Stecknadel auf dem Fenster, Alles entzückte den verliebten Doktor. Bei solchem Versunkensein bemerkte er den Eintritt eines Dritten in den Shop nicht. Es war dieß ein junger Mann, der mit einer gewissen Bescheidenheit die Thüre geöffnet hatte und sich mit fragender Miene umsah. Da Gretchen beschäftigt war, traf es sich, daß Rosa, deren Aufmerksamkeit das Erscheinen eines Herrn nicht so leicht entging, sich zu ihm wandte. Da dieser obendrein ziemlich hübsch war und seine elegante Kleidung ihn nicht minder auszeichnete, so beeilte sich Rosa so sehr als möglich, ihm zu dienen. Die Frage lautete nach Miß Ida Lenz. Schon wollte Rosa antworten, als ihr Blick auf etwas fiel, das ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und auf einmal in ihr Gedanken aufsteigen ließ, die ihre Antwort, die ihr schon auf den Lippen schwebte, umgestaltete. Dieser Gegenstand war nichts anders als die Weste des Fremden, in der Rosa ein Exemplar der vor fast einem halben Jahre in ihrem Shop gearbeiteten und nach Californien geschickten Westen erkannte. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte sie beim Erblicken dieser Weste der Gedanke, daß dieß Ida's Briefweste sein könne. Das kam gelegen, Rache an der Hochmüthigen, Beneideten zu nehmen und den Freier, den sie ja ohnehin nicht brauchen konnte, selbst zu fangen. Dieß war der Entschluß eines Momentes und ihre Antwort fiel demgemäß an den Fremden aus. Sie erklärte ihm, daß Ida nicht da sei, auch heute schwerlich kommen werde, daß sie aber sehr gern alle Besorgungen für sie, ihre Freundin, übernehmen wolle. Dieß wurde zwar abgelehnt, aber der Fremde fragte doch nach der Stunde, in der er Ida am andern Tage wohl treffen könne. Rosa bestimmte ihm, ohne sich lange zu besinnen, die Zeit; fast eine Stunde früher, als die Arbeiten im Shop begannen.

Der junge Mann verabschiedete sich, nachdem er versprochen hatte, zur genannten Zeit wiederzukommen, indem er hinzufügte, daß er in einer dringenden Angelegenheit mit Miß Lenz zu sprechen habe. In dem Augenblicke mahnte auch der Doktor, der durch seine Betrachtungen eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Frau bekam, zum Fortgehen. Das bereits abgemachte Westengeschäft gab ohnehin dem alten Herrn keinen Vorwand zum längern Verweilen, und so empfahlen sich Beide. Der Doktor eilte so rasch die Treppe hinunter, daß Jener ihm nachrief, sein Ungestüm etwas zu zügeln, da er ihn begleiten wolle. Bei dem Klange dieser Stimme horchte der Fremde, den der eilige Arzt auf der Treppe überholt hatte, hoch auf und ließ, stehen bleibend, den alten Herrn heranhinken. Da, ihn plötzlich erkennend, streckte er ihm die Hand entgegen, indem er sagte: „Mister Richman? Wahrhaftig Sie sind es!" „Halloh!" tönte es jetzt aus dessen offenem Munde, „Charley! How do you do? Woher auf einmal?" „Direkt von San Francisco mit dem „North Star" gestern angekommen," entgegnete der Gefragte. „Nun," fuhr der Hagestolz fort, „um hier zu bleiben? Schon Geld genug gemacht in drei Jahren? 's wird Ihnen wohl schon zu sauer, kostet zu viel Schweiß?" Dabei schüttelte er unwillig den Kopf, verzog seine ohnehin schon faltige Stirne in noch gewaltigere Runzeln. Der junge Fremde antwortete dagegen rasch und nicht ohne einige Gereiztheit im Tone: „Ich dächte, Mr. Richman, Sie wüßten am besten, daß ich Arbeit und Anstrengung nicht scheue; aber meinen alten Widerwillen gegen Arbeit, deren einziger Zweck das Geldmachen ist, habe ich selbst in Californien nicht verloren." „Also sind Sie wohl blos zum Vergnügen nach New-York gekommen, nicht einmal in Geschäften? Eine Reise, die mindestens $500 kostet!" fragte Mr. Richman weiter, der die erste Bemerkung des Californiers überhört zu haben schien. „Zum Vergnügen" — wiederholte der Erstere und setzte nach einer kurzen Pause hinzu: „Das muß sich erst noch entscheiden; möglich, daß die Sache zu einem Vergnügen ausschlägt. Vorläufig kann ich darüber noch wenig sagen." „Also doch eine Spekulation?

Nun, das lasse ich mir gefallen, und wenn Sie meines Rathes bedürfen, so stehe ich zu Diensten; auch haben Sie bereits in Californien" ..... hier unterbrach der junge Mann ergänzend: „erfahren, daß dieser Gold werth ist", wollen Sie sagen. „Gewiß, und ich würde Sie auch dießmal darum bitten; aber die Spekulation, die ich im Sinne habe, ist eine von denen, in welchen Sie niemals Glück gehabt haben." Auf diese Bemerkung machte Mr. Richman ein so verwundertes Gesicht, daß der Californier unwillkürlich lächeln mußte; er setzte daher erläuternd hinzu: „Wundern Sie sich immerhin! Trotz Ihres dreißigjährigen Businesslebens in Amerika haben Sie sonst so „smarter" Mann es darin zu nichts gebracht." „Und was wäre denn das, was mir mißglückt sei," entgegnete dieser mit einiger Heftigkeit, „und woran Sie superkluger Grüner sich doch wagen wollen?"

Eine Antwort erhielt der ganz neugierig gewordene Frager aber doch nicht; denn der Doktor, den die Ungeduld schon längst peinigte, platzte nun heraus: „Mr. Richman, ich überlasse Sie diesem Herrn für heute und erbitte mir Ihren Besuch ...." „Nein nein," fiel dieser jedoch ein, „im Gegentheil; wir gehen, denke ich, alle Drei zusammen." Er stellte nun den Fremden dem Doktor als den Sohn eines Geschäftsfreundes aus Hamburg vor, der sich bei ihm in New-York zum Kaufmann ausgebildet habe, dann nach San Francisco gegangen sei und dort ein rentables Geschäft geführt habe. Den Doktor bezeichnete er seinem jungen Freunde als seinen Hausarzt, der aber jetzt, weil dieser sich seit Kurzem in den Ehestand begeben, auch sein Hauskreuz zu werden drohe, denn er eifere fortwährend gegen die Hagestolzen. Des jungen Fremden Gesicht erheiterte sich bei diesen Worten merklich. Er bot dem Doktor die Hand und gratulirte ihm, daß er bereits eines Glückes theilhaftig sei, „das er selbst," wie er hinzufügte, „besonders in Californien recht schmerzlich entbehre." Damit war dem Doktor willkommener Unterhaltungsstoff gegeben, und so sehr auch der alte Hagestolz opponirte, die beiden jungen Männer besprachen das Thema der Ehe von den verschiedensten Seiten. Gerne hätte der Doktor seinen neuen Bekannten und Ehekandidaten, wie er annehmen zu können glaubte, gleich seiner Frau vorgestellt, wenn Mr. Richman ihm nicht mit einer Einladung zum Mittagessen zuvorgekommen wäre. Dies war, wie Charles von früherher wußte, eine seltene Auszeichnung seitens des alten Herrn, die er nicht gut ablehnen konnte. Der Doktor, welchen die Sehnsucht zu seiner Frau zog, mußte sich daher damit begnügen, daß der Californier versprach, ihn am nächsten Abend besuchen zu wollen. Während er nun mit geflügeltem Schritte nach seiner Wohnung eilte, gingen die beiden Anderen dem Hotel zu, in dem der alte Junggeselle zu speisen pflegte.

Während nun diese bei einer Flasche Rheinwein, die Mr. Richman dem Sohne seines Geschäftsfreundes zu Ehren ausnahmsweise spendete, sich über die Geschäfte, welche Charles in Californien gemacht, unterhielten, wollen wir sehen, welcher Art die Spekulation, von der der Letztere so geheimnißvoll gesprochen hatte.

Wie Rosa richtig vermuthete, war der junge Californier wirklich der glückliche Besitzer der Atlasweste, die Ida's geschickte Hand gestickt und deren Tasche sie als elegantestes Briefcouvert benutzt hatte, das wohl jemals gesehen worden war. Die Sache ging auch ganz natürlich zu. Karl Selmer hatte diese Weste aus erster Hand, denn er war selbst der Besitzer des "Gentlemen Furnishing Store" in San Francisco, an welchen jene seltene Sendung von Westen aus New-York gelangt war. Mochte ihm, dem aufmerksamen Kaufmanne, bei genauerer Prüfung der Waare die Unebenheit der inhaltreichen Westentasche aufgefallen sein, oder hatte sein guter Geschmack besonderes Wohlgefallen an den kunstvollen Ranken und Blumen gefunden, als er zum Sängerfestballe in der sublimsten Waare seines Lagers erscheinen wollte — kurz, er war der Finder von Ida's Brief geworden.

Nicht in allen Kaufleuten hat der Golddurst die Schwärmerei erstickt, nicht alle sind so hart geworden, daß sie nicht gerührt werden sollten, wenn die Klänge eines lieblichen Adagio an ihr Ohr tönen oder das Bild einer Idylle vor ihr Auge tritt. Zu diesen Ausnahmen gehörte der Finder von Ida's Brief, und solche Klänge und Bilder zogen in seine Seele ein, als er denselben las und wieder las. Daß Er wirklich der Gesuchte war, wurde ihm dabei ebenfalls immer deutlicher. Mit fünfundzwanzig Jahren ist man gewiß noch jung. Mit fünftausend Thalern Netto-Ertrag eines Geschäftes ist man gewissermaßen auch reich, und liebenswürdig kam sich Karl Selmer, so hieß er in gutem Deutsch, dann wenigstens ganz sicher vor, wenn er sich als Gatte der Briefschreiberin dachte, die seine Phantasie (der junge Kaufmann hatte noch Phantasie) mit allen Reizen ausstattete, die er an seiner Zukünftigen so oft vom Himmel erflebt hatte, ohne bis jetzt in Californien ein solches verkörpertes Ideal finden zu können. Zu antworten war Karl gleich nach Empfang des Briefes entschlossen. So oft er aber auch die Feder ansetzte, nie fand er den ächten Ausdruck für das, was er im Innersten seiner Herzenskammer empfand. „Sehen, selbst sehen muß ich sie, das liebliche Wesen!" rief er auf einmal, nachdem er wieder drei Goldfedern auf dem Schreibpulte zerstampft, ohne die rechten Worte finden zu können — überließ seinem Partner die Geschäftsfreuden auf drei Monate, und reiste nach New-York. Und so sehen wir ihn denn, mit Ida's Weste angethan, in dem Shop erscheinen, von dem aus die Stickerinnen vor sechs Monaten ihre schon halbvergessenen Heirathsbriefe entsendet hatten.

Dieser Besuch brachte den schon gewaltig Verliebten, wie wir gesehen haben, nicht weiter, als zu dem Stelldichein, das ihm nicht Ida, sondern Rosa am andern Morgen versprochen hatte. Sehen wir, wohin ihn dieses führte.

Rosa hatte sich schon sehr zeitig eingefunden und ihre Rolle möglichst einstudirt. Ihr Anzug schon bewies, daß sie Eindruck machen wolle, denn sie hatte mit kluger Berechnung Alles aufgeboten, was ihre Reize und deren besaß sie allerdings, zu heben vermochte, ohne ihrem Charakter als „Shopmädchen" Eintrag zu thun. Mit einer Spannung, die der stärkste Seidenstoff in ihren Rahmen nicht ausgehalten hätte, erwartete Rosa den jungen Mann, der auch mit der Minute erschien. Verwundert sah er Rosa an, da er nur sie allein im Shop erblickte. „Mein Herr," begann Rosa jetzt mit jungfräulicher Schüchternheit, „Sie hofften wahrscheinlich eine Andere hier zu sehen, als mich, Miß Ida Lenz. Allein zu meinem und ihrem größten Bedauern ist es ihr unmöglich, heute hierher zu kommen oder Besucher anzunehmen. Sie hat mich, ihre intimste Freundin, indessen beauftragt, mich nach Ihren Wünschen zu erkundigen, und, wenn Sie mich Ihres Vertrauens für würdig halten, mein Herr," fügte Rosa hinzu, „so . . . . Sie stockte erröthend. Karl aber rief bestürzt: „Wie, Ida ist also wohl krank? O, ich bitte Sie, mein Fräulein, sagen Sie mir schnell, was fehlt ihr, ist die Krankheit gefährlich? Ich nehme den wärmsten Antheil an ihrem Ergehen!" „Gefährlich," antwortete Ida, auf den Irrthum eingehend, „ist ihre Krankheit wohl eigentlich nicht, der Arzt meint aber, sie sei langwierig. Kennen Sie meine Freundin?" „Ob ich sie kenne," antwortete Karl, der jetzt anfing verlegen zu werden, „nun, wenn Sie darunter verstehen von Angesicht zu Angesicht, dann kenne ich sie freilich nicht, aber ich glaube sie sonst so zu kennen, wie das außerdem nur immer möglich ist. Doch Fräulein, Freundin Ida's, Sie erlaubten mir ja offen zu Ihnen zu sprechen. Ich will es, Ihr Auge sagt mir mehr, als Ihr Wort, daß ich Ihnen vertrauen darf. Hier ist das theure Band, das mich an Ida kettet, das mir eigentlich ein Recht gibt, sie zu sehen, ein Recht, sie zu verehren, ja sie zu lieben!" Bei diesen Worten überreichte ihr Karl Ida's Brief. Mit anscheinender Ruhe ihn öffnend zuckte diese jetzt sehr geschickt zusammen, nachdem sie einen Blick in denselben gethan hatte. Ein leiser

Ausruf des Schreckens entfuhr ihren Lippen und sie ließ das Papier auf ihren Schooß sinken. Karl machte wieder eine verwunderte Miene. Er wußte die Bewegung Rosa's nicht recht zu deuten. „Kennen Sie den Inhalt dieses Briefes?" fragte er endlich, als Rosa beharrlich schwieg. „Er ist mir nicht unbekannt," stammelte Rosa in scheinbarer Verwirrung. „Und," fügte sie nach einer Pause hinzu, „wie beurtheilen Sie die Schreiberin desselben, wenn ich fragen darf?" „Sagt Ihnen das mein Erscheinen nicht?" entgegnete Karl. „Ich reiste deßhalb nur nach New-York, der Brief soll, so hoffe ich, das Glück meines Lebens begründen. Begreifen Sie, Freundin Ida's, meinen Schmerz, sie krank zu wissen!" „Sie müssen ein sehr gutes Herz haben," mein Herr, bemerkte jetzt Rosa, etwas ihre Rolle vergessend, auf das einfältige Geschreibsel eines übermüthigen Mädchens hin" ... „O," unterbrach sie Karl mit Wärme, „möchte diese Einfalt und dieser Uebermüth in allen Mädchen leben, wir würden lauter glückliche Ehen haben." „Doch," wandte Rosa ein, „wenn nun diese Gepriesene gar nicht die wäre, für die sie sich ausgibt, wenn sie nur halb die Tugenden besäße, die sie sich selbst andichtet, und zum Beweise ihrer Fehler nicht einmal ihren wahren Namen unter den Brief gesetzt hätte, wie dann, mein feuriger Herr?" Karl stutzte einen Augenblick, antwortete aber dann rasch: „Was wäre das weiter, als eine Neckerei mehr von ihr? Hat sie doch die rechte Wohnung unterzeichnet und ihre Tugenden wird doch ihre Freundin nicht verringern wollen?" „Behüte Gott," platzte Rosa heraus, „dieser Sünde will ich mich nicht schuldig machen, habe es auch gar nicht nöthig — aber das ist doch nun einmal wahr und ich darf es Ihnen schon gestehen, der Name „Ida Lenz" ist nicht der der Verfasserin dieses Briefes. „Aber Sie wissen den rechten Namen, geschwind, ich bitte, welches ist er?" fragte Karl eifrig. „Rosa Morgenroth." „Doch bitte ich Sie," antwortete sie, „dieß vorläufig als Geheimniß zu betrachten. Sie sehen, ich will Ihr Vertrauen nicht unerwidert lassen." „Ich hoffe es noch mehr zu verdienen, Fräulein, ich betrachtete Sie jetzt schon als den Schutzgeist meiner Liebe. Und darum erzählen Sie mir von Rosa!" Diese fuhr fort: „Wenn nun aber das Bild, das Sie sich von ihr machen, nicht einmal ganz zuträfe, wie dann? Würde das Ihre Neigung nicht ändern?" „Wenn Sie nur von dem äußern Bilde reden, schwerlich." „Wenn Sie nun nicht so hübsch wäre, als Sie sich vorstellen, wenn ihre kastanienbraunen Haare sich in schwarze (Rosa hatte schwarze Haare) verwandelten, ihre Züge mehr das Gepräge der Leiden, der durchwachten arbeitsvollen Nächte trügen (Rosa hatte eine blasse Gesichtsfarbe), ihr guter Humor nicht mehr so häufig sprudelte, wie damals, als sie jenen Brief schrieb?" „Auch das könnte meine Herzensmeinung nicht ändern." „Wohlan denn," sagte jetzt Rosa entschlossen, „denken Sie sich, Rosa gliche mir auf ein Haar, was sagen Sie denn?" Sie senkte bei diesen Worten verschämt die Augen und wartete den Eindruck ab, den diese Entdeckung auf den Californier machen werde. Dieser stand einen Moment wie vom Schlage gerührt, unfähig, ein Wort zu sagen. Die verschiedensten Gedanken durchschwirrten seinen Kopf. Endlich stieß er die Frage hervor: „Und warum wählten Sie den fremden Namen?" „Konnte ich wissen," entgegnete Rosa, „daß der Brief in solche Hände kam, konnte er nicht einem Gefühllosen dazu dienen, mich öffentlich zu verspotten?"

Karl's Auge betrachtete die in ihrer wahren oder erkünstelten Verschämtheit wirklich anmuthige Gestalt, sah die blassen Züge, durch das dunkle Haar gehoben, erinnerte sich, daß Rosa ihm die Wahrheit gestanden, noch ehe er ein Wort über sein Vermögen gesagt und — überwältigt von diesem Eindrucke, rief er, die Arme ausbreitend: „Und wenn ich meine Absicht nicht ändere, wenn ich Dir, holdes Mädchen, Herz, Hand und Haus biete, was wirst Du mir antworten?"

Da Rosa, dieß ahnend, schon die passende Stellung angenommen hatte, um mit Anstand sich umschlingen zu lassen, so lag sie schneller an Karl's überströmendem Herzen, als dieser fast vermuthet hatte. Zu solchen

Scenen paßt kein Dritter, lieber Leser, schleichen wir uns daher schleunigst fort und eilen auf die Straße, um uns nach einem herzhaften Trunk zur Stärkung nach solchen gefühlsangreifenden Scenen umzusehen. Wir brauchen dazu nicht weit zu gehen; — an der nächsten Ecke schon prangt über dem Eingange in den Keller das Wort „Lagerbier" in feuerrothen Buchstaben angeschrieben, deren Tinten mit der Nase des Wirthes, die eben durch die Thüre guckt, in rührender Harmonie zu stehen scheint. Glücklich erreichen wir die dunkle Tiefe, um fern von dem Geschäftsgewühl der Oberwelt uns zu neuem Thun zu erholen. Da gerade die Stunde des „Lunch" ist, so folgen uns Andere der Stärkung Bedürftige auf dem Fuße. Wir kümmern uns um sie eigentlich gar nicht, aber einige Gestalten fallen uns des eigenthümlichen Contrastes wegen auf, in denen ihre reiche Garderobe zu ihren Gesichtern steht, denn während die letzteren das deutlichste Gepräge eines treuherzigen deutschen Landmannes tragen, mit denen der gewichtige Schritt und die derben Hände vollkommen harmoniren, läßt sie der feine Rock, der nagelneue Hut und das glänzende Schuhwerk beinahe als Dandies erscheinen. „Wo mögen die herkommen?" fragen wir uns. Da fällt unser Blick auf eine riesige Busennadel von ächtem Gold, dessen grünlicher Schimmer und ungekünstelte Gestalt — einem mäßigen Kartoffelklose ähnlich — uns in ihnen ein Paar der Glücklichen verrieth, die fast jeder Panama-Dampfer der „Empire City" zuführt. Die Begrüßung, die der Wirth an einen derselben richtet, überhebt uns bald alles weiteren Zweifels: „Halloh, Gottlieb!" rief dessen Baßstimme, „seid Ihr's oder seid Ihr's nicht; Donnerwetter und wie seht Ihr aus! Bringt das Bierbrauen in Californien solche Goldklumpen ein, wie Ihr da tragt?" Der Angeredete bot schmunzelnd die derbe Rechte, nahm zuvörderst einen Schluck aus dem bereitstehenden Glase und sagte dann verächtlich: „Bierbrauen?" No, Herr Culmbacher, das habe ich bald an den Nagel gehangen, damit macht man bloß Geld, wenn man's schon hat. Ich hab' mir das Ding da aus der ersten Quelle geholt, kostet übrigens auch Schweiß genug," setzte er hinzu. „Also Glück gehabt in den Minen?" fragte der Wirth weiter. „Nun, gönn's Euch, Gottlieb; habt wohl auch sonst noch Batzen?" „Nu, nu," entgegnete dieser jetzt, „ist denn das hier zu Lande Sitte, daß man die Leute gleich fragt, wie viel sie werth sind? Ich will nicht gern prahlen, aber wenn's sein muß, so können wir's auch." Dabei griff Gottlieb mit beiden Händen in die Hosentaschen und warf vor den Augen des Wirthes einen Haufen Gold auf den Tisch, theils in geprägter Münze, theils unförmige Stücke, die nur den Abschätzungsstempel trugen. „Alle tausend!" schrie der Erstaunte. „Das nehme ich ungezählt für tausend Thaler!" Der Besitzer strich aber ruhig sein Geld wieder ein und bemerkte mit behaglicher Miene, „das war nur eine Probe. Weil Ihr's doch sonst nicht glauben wollt." „Was fangt Ihr aber nun an, Landsmann," fragte die neugierige Rothnase, die dem Golde so nahe gekommen war, als ob sie daraus eine Prise nehmen wollte, weiter. „Das sollt Ihr bald erfahren," antwortete Gottlieb, „aber nicht eher, als wenn's Zeit ist." „Auch gut," entgegnete dieser, fürchtend, den „Goldkratzer," wie er ihn heimlich nannte, zu beleidigen. „Jetzt trinkt Ihr aber mit mir ein Fläschchen! Ich habe ächten Landsmann bekommen. John, zwei Neckar!" rief er dem Barkeeper zu. „Na, das ist eher ein Wort," entgegnete Gottlieb, Platz nehmend. Bald saß der Wirth bei dem Landsmann, die Gläser klangen, die Gesichter wurden fröhlich und die Zungen lebendig. Gottlieb mußte seine Schicksale im Goldlande erzählen und that das, so weit sein Phlegma dieß zuließ, ziemlich ausführlich. Seine Geschichte glich im Wesentlichen allen denen, die man fast jede Woche in New-York von Leuten hören kann, die in den Minen Californiens nach harten Strapazen so glücklich waren, ein kleines Vermögen mit nach dem Osten zu bringen. Dem Wirth war auch im Ganzen wenig daran gelegen, wie Gottlieb sein Geld gemacht hatte, als daß er es besaß. Er kam auch bald wie-

der auf seine frühere Frage zurück, was sein Landsmann damit anfangen solle. Der Wein hatte diesen jetzt willfähriger gemacht zu antworten und so erfuhr er denn, daß Gottlieb nichts Wichtigeres im Sinn habe, als sich zu „settlen." „Also Ihr wollt eine Wirthschaft anfangen? Nun, da habt Ihr die schönste Gelegenheit. Mein Keller ist feil. Ich gebe ihn Euch für ein wahres Lumpengeld. Mir macht das Geschäft zu viel "trouble", meinte er, „ich hab' mir ein paar Thaler erspart und will diese in der Heimath verzehren." Der Landsmann aber sagte kurz: „Nicht zehn Dollars gebe ich dafür. Ihr denkt wohl, der Temperenzteufel soll mir lieber in den Beutel fahren, als Euch? O no, so smart sind wir auch noch! Eine Wirthschaft will ich schon anfangen, aber ganz anderswo: Denkt Ihr, ich soll mich in einen Temperenzstaat setzen? No, dazu habe ich mich nicht in der Union herumgeschunden! Und auch eine andere Wirthschaft, als Ihr meint!" Damit war aber der Wirth nicht zufrieden. Es bedurfte noch ein Paar Flaschen, um Gottlieb's Zunge zu lösen. „Hm," sagte er endlich, „erinnert Ihr Euch nicht mehr der Rosel von drüben?" „Müllers Rosel," fiel der Wirth ein, „das hochmüthige Mädel, die — ah richtig — die Euch so bei Seite schob, als Ihr um sie freitet?" „Schon recht," antwortete Gottlieb etwas verdrießlich, „mit der Hochmüthigkeit hat's aber ein End, seit der Müller starb und Alles an die Gläubiger aufging." „Hab's auch gehört," meinte der Wirth, „aber was wollt Ihr mit der Dirne?" „Hm," meinte Gottlieb wieder, „ich denk', sie wird jetzt ebbe's von mir wollen. S'war doch a schmuckes Mädel!" „Das war sie, aber sehr vornehm auch," wandte der Wirth ein. „Ist jetzt ganz anders," entgegnete der einst verschmähte Liebhaber, „s' Rosel hat mir geschrieben." „Und was ist's mit ihr. Sie kann doch nichts schaffen, dazu war sie nicht erzogen," bemerkte jener. „Freilich dreschen konnt's Mädel nicht," antwortete Gottlieb, „aber das soll sie bei mir auch nicht, das soll sie nicht. Arbeiten kann sie aber deßwegen doch. Oder ist das nicht auch eine Arbeit?" fügte er hinzu und zeigte mit dem Finger nach seiner Weste, während er sich nach der Glasthüre des Kellers zudrehte, um sie besser in's Licht zu bringen. „Herr Gottsapperment!" schrie der Wirth jetzt, „was für eine Weste! Nur Sammet und Seide; die hat Müllers Rose für Euch gefixt?" „Hm," schmunzelte Gottlieb, „Ihr wundert Euch, hab' auch einen Brief von ihr und," setzte er vergnügt hinzu: „und was für einen Brief; da lest selber!" Bei diesen Worten griff Gottlieb in die linke Westentasche und zog ein zierliches Billet hervor, das er dem Wirth gab. Dieser, nachdem er seine Brille aufgesetzt und den Inhalt genau betrachtet hatte, konnte sein Erstaunen, die Rosel in New-York zu wissen, gar nicht bergen. „Hier ist die Rosel," rief er aus, „und hat sich nicht bei uns sehen lassen?" „Nun, Ihr waret ja mit ihrem Vater ewig im Streit!" erinnerte Gottlieb. „Das schon," gestand der Wirth, „aber ich hätte ihr in meiner Wirthschaft einen Platz gegeben, wenn sie arbeiten wollt; so viel wie bei der Nadel hätt' sie da auch verdient." Gottlieb lachte heimlich, trank sein Glas aus und schickte sich zum Gehen an. Die Erinnerung an Rosel mahnte ihn zugleich, sie aufzusuchen. So schnell ließ ihn der Landsmann indessen nicht aus dem Garne. Gottlieb mußte zum Mittagessen da bleiben und noch einige Flaschen ausstechen helfen, ehe er zu „seiner Rosel" gehen durfte. Sehen wir uns inzwischen nach dem andern Californier um, der auch eine Rosa schon als Braut umarmt hatte.

Voll Seligkeit im Herzen hatte Karl die Geliebte einstweilen verlassen, um, wie er mit ihr verabredet, ein Haus aufzusuchen, in dem sie, bis zur Heirath, als seine Braut ein würdiges Unterkommen finden könne. Seine eigenen Bekanntschaften in New-York waren nicht zahlreich. Desto mehr hatte sein ehemaliger Chef, der alte Hagestolz, dachte Karl, und trat zu dem alten Herrn in's Zimmer. Freilich las ihm dieser wegen seines leichtsinnigen Streiches, wie er dessen Verlobung

nannte, erst gewaltig die „Moral“; da aber doch nichts mehr zu ändern war, obgleich ihm Karl von seiner „Spekulation“ nur das Resultat vortrug und sich alles Eingehens in Details enthielt, so machte er sich schließlich doch mit Karl auf den Weg, um bei dieser Wanderung seinen Wünschen zu genügen. Das Ziel war kein anderes, als das Haus des Doktors Werner, dessen flüchtige Bekanntschaft Karl ja gestern schon gemacht und der nach des alten Herrn praktischer Ansicht am allergeeignetsten war, die Braut seines frühern Lehrlings aufzunehmen. Der Hagestolz kannte zwar des Doktors Frau noch nicht; und hätte sie wahrscheinlich auch nicht so bald kennen gelernt — denn vor dem jungen Liebesglück Neuvermählter hatte er einen wahren Horror — aber gerade deßwegen, meinte er bei sich, sei die Anwesenheit von Karl's Braut ganz am Platze. Den verliebten Leuten werde dadurch ein heilsamer Zwang auferlegt. Ohnehin hatte er noch eine Pique auf den Doktor, der ihn gestern zu einer Ausgabe gepreßt hatte, wie er sie kaum in seinen Dandy-Jahren sich verziehen haben würde. Nichts war ihm daher willkommener, als diese Gelegenheit zur Rache. Doktor Werner konnte ihm einen Gegendienst füglich auch nicht abschlagen: zumal Rosa's Aufenthalt in seinem Hause nur kurz sein sollte. Rosa hatte sich ja ganz damit einverstanden erklärt, die Heirath nicht lange zu verschieben.

Der Doktor empfing seinen Besuch zunächst allein, da Ida gerade in der Wirthschaft beschäftigt war. Hocherfreut den jungen Californier so bald in seine eigenen Fußstapfen treten zu sehen, ging er gern auf das Anliegen desselben ein, und fügte hinzu: „Meine Ida wird sich um so mehr freuen, Ihre Braut bei uns zu sehen, als sie ohnehin daran gewöhnt war, in einem großen Mädchenkreise zu leben.“

Karl horchte hoch auf. Ida, dachte er, in einem größeren Mädchenkreise, und rief vergnügt aus: „Das trifft sich ja herrlich! meine Rosa war in einem ganz ähnlichen Falle.“ „Desto besser, wahrscheinlich in einer Pension?“ fragte der Doktor und setzte hinzu: „meine Frau war noch vor wenigen Wochen in einem Stickereigeschäfte, in dem sie als die geschickteste Arbeiterin galt.“ Das war unserm Bräutigam doch zu überraschend, so daß er trotz der Anwesenheit des alten Hagestolz in die Worte ausbrach: „Wie, Stickerin war Ihre Frau?“ Der Doktor sah ihn verwundert an und hätte diese Frage fast für ein Zeichen der Geringschätzung gehalten, aber Karl's Nachsatz klärte ihn schnell auf: „Das ist ja ganz köstlich, herrlich! so wissen Sie denn, daß auch meine Braut eine Stickerin ist.“ Der Doktor wäre dem jungen Manne jetzt gern um den Hals gefallen, da Ida aber eben in's Zimmer trat, zog er doch vor, dieser die Hand zu küssen und sie mit den Worten seinen Gästen vorzustellen: „Hier ist meine Stickerin und hier, liebe Ida, stelle ich Dir in meinem neuen Freunde, Herrn Selmer, zugleich den glücklichen Bräutigam einer ehemaligen Collegin vor, die Du bald kennen lernen und auf einige Zeit sogar bewirthen darfst.“ Ida klopfte freudig in die Hände und drückte dem jungen Manne so freundlich die Hand, als ob er selber ihr Bräutigam gewesen wäre. Sie erklärte sich gleich bereit, sie wie ihre Schwester aufzunehmen. „Aber,“ unterbrach sie sich selbst, „es wäre doch möglich, daß ich Ihre Fräulein Braut schon kennte. Darf ich um ihren Namen ....“ „Rosa Morgenroth heißt sie,“ fiel Karl ein, um sein Versäumniß rasch gut zu machen. Desto starrer stand Ida plötzlich da, einer Bildsäule gleich, hin war ihre Freude und sie zu wenig Weltdame, dieß schnell genug verbergen zu können. Ihr Mann deutete freilich ihre Miene ganz anders und bemerkte lachend: „Nun sehen Sie, Herr Selmer, welches Gesicht Ida macht, weil sie im großen New-York den Namen einer Stickerin hört, den sie noch nicht kennt.“ Dieß verschaffte Ida Zeit, sich so weit zu fassen, daß sie die Worte hervorbringen konnte: „O, nein, ich kenne Rosa recht wohl, aber gerade deßhalb überrascht mich, so plötzlich von Ihrer Verlobung zu hören und daß sie ....“ Sie stockte verlegen und verschluckte den Nachsatz.

Der Bräutigam Rosa's fühlte, daß er Rosa entschuldigen müsse und sagte: „Unsere Verlobung ist allerdings unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen erfolgt, und ist noch so neu, daß Sie, Frau Doktorin, meine Braut gewiß entschuldigen werden, wenn Sie mir gestatten, Ihnen diese Umstände mitzutheilen. Noch gestern," erzählte er lächelnd, „kannte ich den wirklichen Namen meiner Braut nicht, und liebte halb und halb eine andere, ein Mädchen, das Ihren Vornamen führt, Frau Doktorin, und in der That nicht bloß Ihren Namen, sondern auch ganz das schöne braune Haar hatte, und überhaupt, verzeihen Sie mir, je länger ich Ihnen gegenüber stehe, Ihnen weit mehr glich, als Rosa. Ich liebte, sage ich, diese Ida Lenz so, wie man ein Mädchen lieben kann, mit deren Bild man seit Monaten sich fast täglich beschäftigt hat. „Mein Herr!" fuhr jetzt plötzlich der Doktor auf, der seine Frau bei Nennung Ihres Namens angesehen und bemerkt hatte, daß sie erblaßte — „mein Herr, welches war der Name dieses Mädchens? Ida Lenz?" „Ida Lenz!" antwortete Karl, „gewiß, ich irre mich nicht, und um Ihnen jeden Zweifel zu benehmen," fügte er lächelnd hinzu und zog ein Papier aus der Tasche, das er dem Doktor hinhielt. Aber kaum hatte dieser einen Blick auf das Papier geworfen, als er es auch dem jungen Mann entriß und schrie: „Ida, das ist Deine Hand! Kein Zweifel, sieh' her, Ungetreue, das hast Du geschrieben!" „Ruhig, mein Herr, mit Ihnen spreche ich nachher!" rief er Karl zu, als dieser ihm das Papier wegnehmen wollte. „Schweig!" herrschte er Ida zu, als diese antworten wollte. „Ich werde jetzt sehen, von Anfang an, den ganzen saubern Brief muß ich kennen! Aha, da ist die Anrede: Junger, reicher und liebenswürdiger Californier!" „Mein Herr, das sind Sie!" unterbrach er sich jetzt wieder, und fuhr gegen Karl los, „und Sie wagen es, vor mir zu erscheinen? mich zu höhnen?" Die Ruhe und das Staunen, das aus dem Antlitz des jungen Mannes sprach, brachten jedoch plötzlich den erhitzten Doktor auf andere Gedanken. Sich mit der Hand vor die Stirn schlagend sagte er halblaut: „Doch nein, das ist ja nicht möglich! Er selbst entdeckt mir ja Alles — er ist unschuldig; sie, sie allein ist die Schuldige!" Dabei wandte er sich wieder gegen seine Frau, die einer Ohnmacht nahe schien und von der durch das Toben des Doktors herbeigerufenen Mama unterstützt wurde. Der alte Hagestolz lachte höhnisch aus vollem Halse über diese Scene ehelichen Glückes. Der Doktor rannte wie rasend im Zimmer auf und ab. Es herrschte eine heillose Verwirrung! Endlich gelang es der mütterlichen Ruhe und Autorität, den Doktor so weit zu beruhigen, daß er Ida, die öfters aber vergeblich sich Gehör zu verschaffen versuchte, anzuhören versprach. Sie hatte ihre Geister bald wiedergewonnen und sagte kalt und piquirt zum Doktor: „Willst Du so gut sein und Dich so weit beherrschen, den ganzen Brief von Anfang bis zu Ende vorzulesen?" „Ja, ja, rief dieser, „das will ich und wenn auch meine Schande dadurch um so klarer würde." Alles horchte jetzt gespannt. Schon nach den ersten Zeilen mäßigte sich die zornige Aufgeregtheit des Lesenden und fiel gradatim ab, je mehr er sich dem Schluß näherte. Als er aber gar an das Datum und das Postscript kam, war er bereits so besänftigt und kleinlaut, daß der alte Hagestolz ihn mehrmals ermahnte, deutlicher zu lesen.

Der Brief war zu Ende. Und obgleich dem Doktor noch nicht alle Räthsel gelöst waren, sah er doch so viel ein, daß hier viel wahrscheinlicher ein unschuldiger Scherz „seiner Stickerin", als ein schwarzer Verrath seiner Frau im Spiele sei. Schon näherte er sich ihr, um Verzeihung zu erflehen, als sie ihren Mann auf seinen vermeintlichen Nebenbuhler hinwies, der jetzt in der tragikomischsten Stellung mitten im Zimmer stand, nicht wissend, ob er sich ärgern, oder grämen und gegen wen er seinen Ingrimm loslassen sollte. Daß er gefoppt war, begriff er allerdings, aber ob Rosa mit im Complott sei, das war er begierig zu erfahren. Auch Ida war nicht minder wißbegierig, wie der Californier zu Rosa gekommen. Beide über-

schütteten sich daher mit einer solchen Fluth von Fragen, von denen natürlich keine beantwortet wurde, daß die Mama sich wieder ins Mittel schlagen mußte, ehe der Californier zu der Ueberzeugung gelangte, daß er doppelt an der Nase herumgeführt sei, einmal durch Ida und dann durch Rosa. Ersterer hatte er freilich kein Recht, zu zürnen, gegen letztere empfand er aber desto größeren Zorn. Um sie zu bestrafen, ersuchte er den Doktor und seine Frau, geradenwegs mit in den Shop Rosa's zu gehen und sie entlarven zu helfen. Ida, die auf die intriguante Rosa ebenfalls nicht zum besten zu sprechen war, erklärte sich dazu bereit. Der Doktor folgte als gehorsamer Ehemann, aber erst, nachdem er die Versöhnung mit seiner „Stickerin" durch ein Dutzend Küsse besiegelt hatte. Mr. Richman blieb auch nicht zurück, denn er hoffte, für diese fatale Versöhnungsscene, die er eben hatte verschlucken müssen, sich an der zu entschädigen, die zwischen Rosa und Karl bevorstand.

Rosa, die glückliche Rosa, hatte ihren Brautstand noch ganz als ihr Geheimniß in ihre Brust verschlossen und war lange schwankend, ob sie nicht klüglicherweise es bis zu ihrer Hochzeit darin bewahren solle, allein die Begierde, einen Triumph über ihre Genossinnen zu feiern, gewann die Oberhand, und sie beschloß, ihren Bräutigam als solchen im Shop zu präsentiren, wenn er sie versprochenermaßen am Abend abholen werde. Mit hochklopfendem Herzen erwartete sie die verabredete Stunde, als plötzlich die Thüre aufging und der Mann ihrer Wahl eintrat. Sie flog ihm entgegen. „Du kommst zwar zu früh, mein theurer Freund," schmollte sie zärtlich, „aber ich lege Dir das als Zeichen Deiner Sehnsucht aus — ich bin auch gleich bereit, Dir zu folgen, doch erlaube mir, Dich erst meinen Freundinnen vorzustellen." Damit führte sie ihren Bräutigam, der sich Alles ruhig gefallen ließ, nach Gretchens Platz und rief mit dem Tone der Selbstbefriedigung, dem etwas wie Hohn beigemischt war: „Liebe Freundin, Ladies, Herr Selmer, mein Bräutigam!" Triumphirender Miene und leuchtenden Auges stand sie da, einer Königin gleich, bereit, die Glückwünsche der Mädchen herablassend anzunehmen, die sich überrascht nach ihr umsahen. Da erschien plötzlich eine Gestalt vor Rosa, deren Anblick ihre Siegermiene sehr schnell in die entgegengesetzte umwandelte. Es war Niemand anders, als Ida, die wenige Minuten nach Selmer mit ihrem Manne und Richman ins Zimmer trat. Rosa suchte ihre Erschütterung durch einige begrüßende Worte an Ida zu verbergen. Bevor sie jedoch eine Antwort erhielt, wandte sich ihr Bräutigam zu ihr und sagte ziemlich kühl: „Erlaube mir, bevor ich Dich meinen Freunden vorstelle, eine Frage, an deren Beantwortung mir sehr viel liegt. Ist das Deine Handschrift?" Der Brief Ida's lag bei diesen Worten offen vor Rosa, die sprachlos und bis unter den Scheitel von Schamröthe bedeckt dastand. Die Sache kam auch so verwünscht geschwind und Ida's Anwesenheit dazu. Es half nichts, sie mußte bekennen. Kaum hatte sie das aber gethan, als sie der Sache eine andere Wendung zu geben suchte, indem sie meinte: „Ich habe freilich eine Unwahrheit gesagt, aber welche Folgen würde es für Ida gehabt haben, die ich schonen wollte, wenn ich die Frau Doktorin dem Manne denuncirt hätte, den ihr Leichtsinn so betrog, sie compromittirt hätte — indem ich die Wahrheit sagte. War ich es nicht, die damals Euern Uebermuth tadelte, als Ihr die albernen californischen Briefe schriebt? War ich nicht die einzige, die sich an dem sogenannten Scherz nicht betheiligte? Mein Glück, es ist dahin! Ich darf es jetzt nicht einmal mehr verdienen, wie ich zu hoffen wagte! Aber, Ida, Sie hätten meine Anklägerin nicht machen sollen!" rief Rosa mit schmerzlich-bewegter Stimme unter einem Strome von Thränen. Dieses Manöver verfehlte seine Wirkung nicht. Karl's Zorn milderte sich merklich. Die feuchten Augen des hübschen Mädchens thaten auch das ihrige, ihn zu besänftigen. Selbst Ida's gutes Herz empfand eine mitleidige Regung und die Aktien Rosa's waren so bedeutend im

Steigen, daß sie schon auf einen glücklichen Ausgang des fatalen Intermezzo hoffte, als abermals eine neue Erscheinung der Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft eine andere Richtung gab.

Der schwere Mannestritt ertönte vor der Thüre, durch die kurz darauf eine breitschulterige Figur hereinstolperte, die das strahlendste, weinfröhlichste Gesicht von der Welt krönte. Ohne Verlegenheit sah sich der Eintretende unter den erstaunten Anwesenden um, musterte besonders die Mädchen aufmerksam, bis sein Blick auf Rosa haften blieb. Plötzlich warf er seinen Hut bis an die Decke des Zimmers, sprang mit einem gewaltigen Satze auf diese zu und rief mit schallender Stimme: „Das muß 's Rosel sein! I wett', Ihr seid 's Rosel!" Diese zog sich verlegen zurück. „Aha, kennst mi nit," lachte jetzt der Fröhliche, „glaub's wohl, daß d'n Gottlieb nit meh kennst; kenn' im Spiegel mi selber kaum. Nu, laß gut sein, wirst mi scho merken, daß i der Gottlieb bin. He, schau' mal die West' do an! Dein West! Gelt, i halt's in Ehre! Und 's Briefl' a!" Gottlieb, unser bekannter Goldgräber vom Morgen, wickelte jetzt aus einem halben Dutzend Papieren verschiedener Sorten das „Briefl'" heraus, und fuhr geschwätzig fort, ohne sich an die Anwesenden zu kehren: „Na, kennst mi nit now?" Rosa schüttelte bloß verlegen das Haupt. Gottlieb ließ sich aber nicht aus dem Concepte bringen. Er näherte sich Rosa'n und flüsterte ihr ins Ohr: „Brauchst Di nit z' schäme; i bi der arme Gottlieb nümme, der z' Dir in d' Mühle kam; i hab' a Geld now." Dabei klopfte er behaglich an seine Taschen. Dieß benützte Rosa, um nach dem Briefe zu haschen, den Gottlieb in der Hand hielt. Unglücklicherweise zerriß derselbe, so daß das größere Stück in dessen Hand blieb. Dieser Riß war aber auch ein Riß in Gottlieb's Geduld. „Pfui, Rosel," sagte er, „das ist nit schön! Wenn Du mi nit willst, brauchst's nur zu sage; den Brief sollst aber nit habe, durch den Du mi zu Dir g'rufe hast!" Er wandte sich sichtbar gekränkt jetzt um, hielt das abgerissene Stück der ihm zunächst stehenden Ida hin und sagte: „Da sehen S', Madam, den Brief hat mir 's Rosel da in einer West' g'schickt; lesen S' nur den Namen drunter: is das nit 's Rosel Morgenroth? I weiß wohl, der G'vatter hat nit g'sagt, daß a Brief drin isch, da ich d' West' kauft hab'; er hat's aber doch von New-York zug'schickt kriegt, und hätt' mir d' West' nit umsonst so ufg'schwätzt, wenn er nit vom Brief g'wußt hätt; nun thut 's Rosel, als ob's gar nix davon wüßt'. Das is nit schön," wiederholte er, „mich vor de Leut' so zu blamire!" Damit ging Gottlieb, seinen Hut ins Gesicht drückend, zur Thüre hinaus.

Jetzt bekam Rosa Worte. „Der Lügner, den irgend Jemand erkauft haben mag, mich zu beschimpfen!" rief sie, und warf dabei wüthende Blicke auf Ida. Diese aber antwortete mit ironischem Lächeln, indem sie das Briefstück, auf dem Rosa's Name deutlich zu lesen war, an Hedwig gab: „Sie betheiligten sich ja nicht an der albernen Westencorrespondenz, Miß Rosa, also sind Sie natürlich auch ganz unschuldig!" Was half's, daß Rosa, immer wüthender werdend, ausrief: „Gehn Sie, elende Verrätherin! Geht Alle, Ihr Abscheulichen! Ich will Euch Falschen nie wiedersehen!" Sie selbst war auch die Erste, die Hut und Shawl ergriff und zur Thüre hinaus lief. Das schallende Gelächter, das ihr folgte, wurde nur übertönt von dem Hohngeschrei des alten Hagestolz, der diese Stunde für eine der glücklichsten seines Lebens erklärte. Der Doktor aber schloß seine Frau in die Arme, um ihm diese doch noch etwas zu versalzen.

Nächst Rosa hatte Karl offenbar die schlechtesten Geschäfte mit seinem californischen Briefe gemacht. Ida fühlte die Verpflichtung, sich seiner anzunehmen und that es, indem sie ihn mit Hedwig, ihrer wahren Freundin, bekannt machte, und war glücklich, als sie Karl nach einiger Zeit nur noch „seine Stickerin" nannte.

Rosa sahen die Freundinnen bald nach

ihrem so plötzlichen Abschiede aus dem Shop zu ihrer Verwunderung am Arme des einst von ihr so schnöde abgewiesenen breitschulterigen Landsmannes spazieren. Sie hatte ihn bald zu finden und zu versöhnen gewußt. Freilich wandelte an ihrer andern Seite einer ihrer frühern Beaus, der mit Gottlieb ewige Freundschaft geschlossen hatte.

Der Hagestolz blieb, nach wie vor, ledig. Doch rümpften die Stickerinnen die Nase und zischelten sich wunderbare Dinge in die Ohren, als das sanfte Gretchen eines Morgens, in Sammet und Seide prangend, gleichfalls aus dem Shop Abschied nahm, um eine Stelle als Haushälterin anzutreten.

Clara Schumann.

Von Franz Liszt.

Wir sehen in unseren Tagen leider nur zu oft Eltern, die auf einige glänzende Beispiele sich stützend, aus Motiven, die durchaus nichts mit der Liebe zum Schönen gemein haben, ihre Kinder, wenn sie einen Funken Talent zeigen, durch vorzugsweise mechanische Studien abnutzen und erschöpfen, wenn ihnen aus der geringsten Aussicht auf zu erlangende Fertigkeit die geringste Hoffnung auf Gewinn möglich scheint. Sie verlegen sich dann auf das Erzielen einer unfruchtbaren Virtuosität, eines größtentheils geistlosen, oft unsinnigen Vortrages von Meisterwerken, die durch leeres Abdreschen nicht begriffen werden, oder mittelmäßiger Produkte, die durch momentanen Erfolg nicht an Werth gewinnen. Die Zöglinge bleiben dann jeder andern geistigen Entwickelung gänzlich fremd und laufen, falls sie nicht ganz hervortretend begabt sind, Gefahr, in einer ganz materiellen Sonderfähigkeit zu verwildern. Clara Wieck gehört zu denen, die aus einer, durch praktische Erlernung eines Instrumentes fast gänzlich absorbirten Erziehung ungefährdet hervorging. Sie übte seit ihrer frühesten Jugend so lang und oft länger, als die physischen Kräfte ausreichten; aber da sie unter der Schaar der Berufenen eine Auserwählte war, erreichte ihr Gefühl, ohne sich im trockenen Mühen nach nöthiger Fertigkeit abzustumpfen oder durch den zu langen Aufenthalt in der luftdünnen Atmosphäre der Kunst zu verlöschen, wie Blumen am Strahl einer zu südlichen Sonne vor dem Erblühen ermatten, trotz all' dieser Gefahren eine frühzeitige Kraft, entfaltete sich, was bei einer weiblichen Organisation als ein doppelt günstiger Fall anzusehen ist. Anfangs kostete es ihr mühselige Anstrengungen, sich zu einer anhaltenden Arbeit zu zwingen, die ihr wie allen Künstlernaturen widerstreben mußte, die ja nothwendig mit einer zerstreuten Imagination, einem lässigen, träumerischen Geiste behaftet sind, der das Empfangene langsam in sich aufgehen läßt. Sie hatte eine Zeitlang muthig zu kämpfen, um harte Vorwürfe zu vermeiden, die solche zarte, erregbare, stolze und in sich gekehrte Wesen, die geheimnißvolle Geburtswehen einer schönen Zukunft in sich tragen, doppelt empfindlich berühren. Man erzählte uns, daß die junge Künstlerin, der man in jenen Jahren so wenig Muße zu dem holden Durcheinander von Spielen und Erholungen ließ, die in dieser Zeit den vornehmsten Reiz des Lebens bilden, eine Vorliebe für kleine Katzen empfand und keine größere Freude kannte, als mehrere derselben zu besitzen, ihnen jeden freien Augenblick zu widmen, kurz: so vernarrt war sie in diese Lieblinge, daß gutmüthige Freunde sich bewogen fanden, ihr manchmal die Wachsamkeit des Schultyrannen täuschen zu helfen, damit sie einige freie Augenblicke gewann, um hinter seinem Rücken die schnurrenden kleinen Günstlinge auf den Schooß zu nehmen und zu streicheln. Kam er dann wieder, setzte sie mit frischem Gleichmuth ihre Scalen fort, ohne über die manchmal von den Liebkosungen der kleinen Kameraden blutenden Finger einen Klagelaut zu verlieren. — Durch vieles Spielen, oder vielmehr trotz des vielen Spielens erwuchs ihr zuletzt statt Ueberdruß, wie man wohl glauben möchte, das innere Verständniß dessen, was sie spielte. Ohne Zweifel begriff sie die Musik anders, als man es ihr zu lehren suchte, und das rettete sie! Von da an versuchte ihr Geist immer höher in die geheimen Regionen der Poesie aufwärts zu dringen. Bald bedurfte es nicht mehr der Gegenwart eines Meisters,

um sie zum Studium anzuhalten; sie hatte die goldene Pforte ewiger Träume aufgefunden und tauchte mit immer wachsendem Entzücken in das Element, dessen hohe Reize ihr bekannt geworden waren. Sie drang mehr und mehr nach dem Aequator, um inmitten der Flammen der Kunst zu athmen, in einem Alter, welches sonst wenig dazu geeignet ist, sich diesen Flammen zu nähern ohne Gefahr, von ihnen verzehrt zu werden. Die seltene Energie ihrer Constitution, die seitdem trotz so mannichfacher Prüfungen, Anstrengungen und Aufopferungen, trotz ununterbrochener Sorgen ausgedauert hat, erlaubte ihr damals schon, ohne Nachtheil für ihre Gesundheit, anhaltend und immer länger in glühenden Zonen der Seele zu leben. So wuchs sie auf im Lande des Ideals, zu welchem jugendliche Geister träumerische Ausflüge unternehmen, ohne daß ihre Umgebung es ahnt, die mit jenen Sphären unbekannt ist und die unmerklichen, aber sichern Zeichen nicht kennt, an denen die Wanderer in jenes Wunderland kenntlich sind. Dort ward ihr in der Stille eifrigen Sinnens jene höchste Weisheit durch Intuition zu Theil, die dem Künstler plötzlich erschließt, was man ihm vergeblich nach Schulvorschriften zu lehren sucht.

Als wir Clara Wieck vor fünfzehn Jahren in Wien hörten, zog sie die Zuhörer nach in ihre poetische Welt, zu der sie an einem von Lichtfunken gezogenen und von zierlichen prismatischen aber nervig schwungvollen Flügelchen gezogenen Wunderwagen emporschwebte. Die Poeten erkannten in dieser anmuthigen Erscheinung eine Tochter ihres Vaterlandes, auf gleichen Ufern erzogen und von demselben Blüthenstaub genährt, sie streuten Perlen und Gesänge vor sie hin und feierten diesen Benjamin ihres Stammes, der mit schweifendem geistvollem Blick umherschauend, mit seltsamem Lächeln einer schweigenden Najade glich, die im Lande der Prosa sich unheimlich fühlte. Bei ihrem Vortrag der F-Moll-Sonate von Beethoven glaubten damals alle Zuhörer, was Grillparzer erzählte:

> Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
> Schloß seinen Zauber grollend ein
> In festverwahrtem, demanthartem Schrein,
> Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.
> Die Menschlein mühen sich geschäftig ab;
> Umsonst! Kein Sperrzeug löst das harte Schloß,
> Und seine Zauber schlafen, wie ihr Meister.
> Ein Schäferkind, am Rand des Meeres spielend,
> Sieht zu der hastig unberuf'nen Jagd.
> Sinnvoll, gedankenlos, wie Mädchen sind,
> Senkt sie die weißen Finger in die Fluth,
> Und faßt, und hebt, und hat's. — Es ist der Schlüssel.
> Auf springt sie, auf, mit höhern Herzensschlägen,
> Der Schrein blinkt wie aus Augen ihr entgegen.
> Der Schlüssel paßt, der Deckel fliegt. Die Geister,
> Sie steigen auf, und senken dienend sich
> Der anmuthreichen, unschuldvollen Herrin,
> Die sie mit weißen Fingern, spielend lenkt.

Welch eine andere Leidenschaft als die Liebe konnte einen auf den Gipfeln musikalischen Gefühles und Gedankens so heimisch eingebürgerten Genius auf diese Erde zurückführen? Und für wen konnte sie eine ihrer selbst, ihrer Träume und Ahnungen würdige Liebe empfinden, als für einen Künstler gleich ihr, der schweigend, in sich gekehrt, sinnend wie sie die Bahnen des Ideals wandelte, dessen balsamische Haine zu durchirren gewohnt war, um die ihm dort geoffenbarten Wunder in der Sprache der Töne zu erzählen? Zwei in ihrer Wesenheit so gleiche Seelen mußten alsbald beim ersten Begegnen vor einander knieen, wie die Chronik vom ersten Zusammentreffen Marien's von Burgund mit Maximilian von Oestreich erzählt und die Worte hinzusetzt: Tant emerveillés furent ils de leur moult grande beauté et gentillesse mutuelle. Und riefen nicht auch unsere Künstler wie jenes königliche Liebespaar in ihrem Innern nach der ersten bewundernden Betäubung: „Ach, wie schön!" Und mußten sie nicht, sich versenkend in den Zusammenklang ihrer beiden Wesen, sich gegenseitig einander widmen und opfern? Ihre Geschicke erfüllten sich in dieser unter dem Segensstrahl der Kunst erblühten gegenseitigen Liebe, und fortan „lebte er dichtend und sie dichtete lebend."

Schon 1837 bezeichneten wir in der Pariser Gazette musicale Robert Schumann als eine jener Individualitäten, die ihren Namen mit scharfem Grabstichel in die Blätter der Geschichte schreiben, als einen Mann, dessen Werke die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich ziehen sollen, da sie nicht deren Zustimmung bedürfen um länger als sie zu leben, als einen Autor, der durch das tiefe Gepräge seines Charakters, abgesehen von dem Grade der Sympathie, die ihm zu Theil werden möchte, Achtung erzwingen würde; damals konnten wir dies nur mit einem ahnenden Blick in eine Zukunft sagen, die nun unsere Erwartungen verwirklichend, ihm einen so entschieden hervorragenden Platz unter den lebenden Componisten angewiesen hat. Wir erwähnen sein hohes Verdienst heute nur, um anzudeuten, daß der Mann, den man unstreitig als den jetzigen Componisten, der am meisten M u s i k d e n k t, bezeichnen kann, unvermeidlich auf eine mit gleichem Hang von Geburt begabte Virtuosin einen großen Einfluß auszuüben berufen war. Da

die relative Gleichheit der beiden Künstler eine positive Superiorität des Mannes über die Frau nicht ausschloß, mußte die unausgesetzte Berührung mit einer so erhöhten und imponirenden Geisteskraft, die so eingenommen für das eigene Ideal, so umringt von den eigenen Visionen war wie Robert Schumann, das unverlöschliche Gepräge seines Profils auf Clara's Talent werfen. Und in der That war Fräulein Wieck noch weit von dem entfernt, was Frau Schumann geworden ist.

Jene lebte in einer noch durchsichtigen, von den frischen Lüften des Lebensmorgens durchhauchten Atmosphäre; tauchten hier und da Flammen auf, so glichen sie wie rosige bengalische Feuer nur einem Erröthen auf jugendlichen Mädchenwangen. Die Reinheit ihres Spieles schloß ein gleichsam unwillkürliches Schillern nicht aus, das man für eine sich selbst unbewußte Koketterie halten mochte. Neckische, sorglose Laune war ihr nicht fremd. Sie entfaltete ihre Grazie in scheinbar nachlässigem Sichgehenlassen. Man sah, die Imagination der jungen Künstlerin erging sich hoch, hoch da oben, mehr aus innerlich gebieterischem Hang, als aus selbstbewußter Leidenschaft, entschiedenem Willen. Unstät und unbedacht folgte sie ihren Neigungen selbst auf holdverwirrte Pfade, blickte mit Wohlgefallen nach jeder Blume, jedem Stern, wenn sie auch nur schlichten Duft streuten, in bleichem Glanze schimmerten. Von dem sie umwallenden Silberschleier wußte sie mit der lieblichsten Anmuth ein flittergesticktes Eckchen über jeden Gegenstand zu werfen, der da verschönert werden, der funkeln sollte. Die rhythmische Betonung traf sie mehr als sie dieselbe bestimmte; die Bewegung ihres Spieles hing vom Einfluß der Stunde, des Tages, von Sonnenglanz und Gemüthsruhe ab; der melodische Gesang blieb sich nicht immer gleich; er trat bald nebelhaft und bleich hervor wie die schönen Züge einer Walkyre auf grauer Wolke, bald glänzend entgegenkommend wie ein Zigeunerkind, das den Tamburin schwingt. Alles das war unwillkürlich, plötzlich, entzückend, so daß selbst die Unvollkommenheiten des jungen Wesens durch die Absichtslosigkeit und Naivität, durch den sichtbaren Mangel aller Vor- und Nachgedanken, durch einen Zauberbann eigener Reize, durch ein keusches Gefallen an der eigenen Schönheit, durch dies unschuldige Entfalten aller Vorzüge, durch die Wahrheit dieser poesieschwärmenden Einfachheit, die nicht ahnte, daß sie selbst Poesie war, durch alles dies fast anziehender wurden als ihre ernsteren und solideren Eigenschaften.

Frau Schumann spielte seit einer Reihe von Jahren nur von Zeit zu Zeit öffentlich. Das Geschick veranlaßte sie in der letzten Zeit zu neuen Concertreisen, und sie kehrte ihre besondere Aufmerksamkeit aufs Neue der Virtuosität zu. Da Weimar eine der ersten Städte war, die ihr Reiseplan umfaßte, hatten wir in mehreren Tagen, die der edle Gast unter uns verweilte, Gelegenheit, die bedeutsame Entwickelung, welche ihr Talent seitdem gewonnen, zu ermessen. Aus der lieblichen Musenspielgenossin ist eine weihevolle, treu pflichtige und strenge Priesterin geworden. Auf den feuchten Jugendglanz der Augen ist der starrende, angstdurchschauerte Blick gefolgt. Die sonst so lose ins Haar geflochtene Blumenkrone verbirgt jetzt kaum die sengenden Narben, die der heilige Reif tief in die Stirne gedrückt. Wenn ihre Finger die Saiten ertönen machen, scheint ein mysteriöses Licht ihnen zu entströmen. Nicht mehr jene auflodernden Lichtwellen umkreisen sie, denen das Haar erzitterte, das Herz schneller schlug; alle Wärme ist in eine Gluth zusammengedrängt, deren Brennpunkt nur die Hierophanten der Kunst kennen, dem sie allein näher treten dürfen, um den elektrischen Strom göttlichen Feuers zu fühlen, das ohne Fackel, ohne Strahl, ohne Flamme um so unauslöschlicher brennt. Eine vorwurfsfreie Vollendung charakterisirt jeden Ton dieser sanften, leidenden Sybille, die, Himmelslüfte athmend, mit der Erde nur noch durch ihre Thränen verbunden bleibt.

Selten wird wieder wie sie eine Frau ihr ganzes inneres Leben in die Kunst übertragen, um nur noch in ihrem Gebiete zu fühlen und zu genießen. Sie ist stufenweise zu dem verinnerlichten Leben jener Meister gelangt, wie wir sie in einigen phantastischen Erzählungen geschildert finden, deren Interesse des ganzen Erdenrundes so vollständig in der Kunstsphäre aufgegangen war, daß ihnen die Wirklichkeit zum Traume, zur unvermeidlichen aber lästigen Unterbrechung *ihres* Lebens wurde, das in den Augen der Menge ein erträumtes schien, ihnen aber als einzig wahre Realität galt. Sieht man doch leicht, wie sie nur wacht, so lange sie Musik hört oder selbst spielt, wie beim Verklingen der letzten Töne ihre Seele sich schließt, gleich dem Blumenkelche, dessen Blätter sich neigen, da kaum der letzte Sonnenstrahl entschwand, und dem neuen geistigen Tag nur dann sich wieder öffnet, wenn die Flügel der Harmonie sie empor tragen. Für ihre gesteigerte Empfindsamkeit wäre der unrichtige Ton eine

Katastrophe, die verfehlte Passage eine verwelkte Neigung, vergriffenes Tempo eine verkannte Liebe, falsch aufgefaßter Rhythmus eine geschmähte Großthat, die ihr empörtes Innere wie eben so viele Kränkungen empfinden müßte.

Wenn sie den Dreifuß des Tempels besteigt, spricht nicht mehr das Weib zu uns, sie unterhält uns weder als Dichterin von irdischer Leidenschaft, vom stürmischen Kampf menschlicher Geschicke, sie überzeugt uns nicht durch die Kühnheit ihrer Anreden, noch weniger bewirbt sie sich um Sympathien. Eine unterwürfige, glauben- und ehrfurchtvolle Geweihte des Delphischen Gottes begeht sie mit schauernder Gewissenstreue seinen Cultus. Zitternd, auch nur ein Jota des zu kündenden Spruches zu vermissen, eine Sylbe falsch zu betonen, bezähmt sie ihr eigenes Gefühl, um nicht zur schuldigen, trügerischen Interpretin zu werden. Sie entsagt den eigenen Eingebungen, um als unbestechliche Vermittlerin, als treue Auslegerin die Orakel zu verkünden. Keinen dunkeln Passus wird sie nach individueller Neigung erklären. Für sie ist in den heiligen Büchern, deren einzelne Blätter nach strenger Prüfung ihrer Echtheit als würdig aufgenommen wurden, nichts groß und nichts klein, sondern heilig ist Alles und soll mit zweifelloser frommer Verehrung empfangen werden. Und so ist sie von Andacht beherrscht, daß das beweglichere menschliche Element vor dieser objektiven Interpretation der Kunst fast gänzlich zurücktritt. Dagegen wird Niemand in der ergreifenden Wahrheit ihr den Vorrang abgewinnen, mit welcher sie die durch volles Verständniß geheiligten Meister vorträgt. Unter den Momenten lebhafter Bewunderung, die wir ihr verdanken, führen wir einen vor allen an, weil wir an ihm die in ihrem Talent vorgegangene Umwandlung am deutlichsten wahrnahmen, seit Grillparzer in ihren Händen den Schlüssel erkannte, mit dem jedoch ihre jugendlichen Finger nicht alle die geheimen Fächer des Schreins damals zu öffnen vermochten. Seit Jahren konnten wir uns kaum mehr zum Anhören der F-Moll-Sonate von Beethoven zwingen, so sehr hatte die Mittelmäßigkeit durch ein kaltes geistloses Ableiern dieses Werkes unser Ohr ermüdet und verdrossen. Als es von Clara Schumann neulich vorgetragen wurde, ergriff uns innerlichstes geistiges Wohlbehagen, wie etwa einen Maler, der ein erhabenes Original wieder auffindet, von welchem ihn seit langer, langer Zeit fade entstellende Copien verfolgten. Denn was kann uns das Sublime bitterer vergällen, als seine lächerliche Nachahmung?

Es ist öfters bemerkt worden, wie genau gewissenhaft Frau Schumann's Vorbereitungen zum öffentlichen Auftreten sind. Wie sie die Tastatur durchspürt und jeden Ton prüft, dessen, wenn auch richtiger Klang, die gewollte Resonnanz und Färbung nicht vollständig hergibt, wie sie sorgt, daß ihr Sitz nicht um das Geringste zu hoch oder zu niedrig sei. Wie sie nicht allein wie ein Ritter, der vor dem Turnier sein Roß tummelt, lange Stunden auf dem Piano übt, das sie spielen soll, um alle seine Feinheiten, Schwächen und Vorzüge kennen zu lernen, sondern wo möglich in dem betreffenden Lokale selbst, um abzulauschen wie in der Akustik jeder Accord, jedes Arpeggio, jedes Anschwellen und Abnehmen der Tonfluthen sich ausnehmen wird. Wir können darin nur eine Nothwendigkeit ihres Wesens sehen, eine Consequenz ihrer Verfahrungsweise, ihrer Auffassung von Kunst, Berufstreue und Schwierigkeit der künstlerischen Lebensaufgabe, die ihr nicht erlaubt, ihrer von der Gunst des Augenblickes und zufälliger Stimmung abhängigen persönlichen Begeisterung zu vertrauen, sie vielmehr überzeugt, daß, um der Würde der Kunst treu zu bleiben, man zu jedem ihrer Feste mit demselben Ernst, derselben Weihe schreiten muß.

So fanden wir die ehemalige meist melancholische, aber doch oft heitere und immer reizvolle Fee zur gewissenhaften Dienerin eines Altares geworden, die mehr von Gottesfurcht als Gotttrunkenheit beseelt. Als Talma in Erfurt die größten Könige in ihren besten Momenten darstellte, sah er ein Parterre von Königen vor sich. Auch für Clara Schumann bedürfte es ein Publikum von Majestäten der Kunst, wenn das heimlich ringende Feuer ihrer Seele alle Zuhörer so ergreifen sollte, wie es ihr die eigene Brust erbeben macht. Von Allen aber wird sie immer bewundert werden, da sie in der That in jeder Hinsicht makellos und durch andauernde Sorgfalt, Energie des Willens und ascetische Hingebung zu einer Meisterschaft gelangt ist, die sie gewissermaßen als unfehlbar stempelt. Sie ist keine Pianistin und Concertgeberin im gewöhnlichen Sinne des Wortes; ihr Talent erscheint uns gleichsam als eine Personificirung des weltlichen Oratoriums: eine Peri, die sich nach ihrem Paradiese sehnt, in fortwährenden mystischen Anschauungen des Erhabenen, des Schönen, des Ideals.

Gedichte.

I.

Antitemperenz-Lied.*

Du siehst mich wohl verwundert an,
Daß immerzu ich trinken kann,
Du kalte Wasserseele?
Ich hab' dazu manch guten Grund;
Der erste ist: ich bin gesund
Und habe eine Kehle!

Der zweite Grund geht jedem ein:
Ich trinke nicht für mich allein
Des Weines goldne Fluten;
Ein Röslein hab' ich, hold und fein,
Das will ja auch begossen sein
In seinen Liebesgluten.

Der dritte Grund ist allbekannt:
Was kann ein Rausch für's Vaterland
Dem frohen Becher schaden?
Ich lass' es leben hoch und frei,
Und brech' die Ketten noch entzwei,
Nur muß der Wein gerathen!

Der vierte Grund — ein frommer Grund!
Der Becher soll von Hand zu Mund
Nach Gottes Rathschluß wandern!
Und treff' ich einen vollen an,
So führ' ich ihn die rechte Bahn
Und einer folgt dem andern.

Der fünfte Grund ist wohl bedacht:
Will seh'n, wohin in später Nacht
Die trunknen Freunde kommen!
Daß aber recht ich sehen mag,
So trink' ich, bis der junge Tag
Im Purpurschein entglommen.

Drum schau' mich nicht verwundert an,
Daß immerzu ich trinken kann,
Du kalte Wasserseele!
Ich hab' viel andre Gründe noch,
Der beste aber bleibet doch:
Hab' eine durst'ge Kehle!

II.

Im Weinberge.

Grüne, blühe, Rebenranke,
In dem sonnenhellen Raum
Und kein trauriger Gedanke
Störe deinen Frühlingstraum.

Trinke milde Sommerlüfte,
Trinke gold'nen Sonnenschein
Und die süßen Blumendüfte
In das volle Herz hinein.

Trinke auch die Sternenfunken
Und die zauberische Pracht,
Die auf dich herabgesunken
In der mondbeglänzten Nacht.

Trinke, trinke, Rebenranke
Gottestrunken mußt du sein,
Eh' dein lieblichster Gedanke
Zum Gedichte wird im Wein.

III.

Mitgefühl.

Soll ich weinen, soll ich klagen,
Mitzufühlen fremden Schmerz?
Mond und Sterne will ich fragen,
Aber ihre Strahlen sagen:
Zeig' ein freies, frohes Herz!

Doch nicht wie die Sonne blenden
Soll sein lichter Freudenstrahl,
Willst du Leid und Kummer wenden,
Mußt du milde Wonne spenden
Wie der Mond auf Berg und Thal.

Daß der Arme voll Vertrauen
In den gold'nen Frieden sieht,
Seine Augen überthauen
Und des Kummers Nacht und Grauen
Vor dem Strahl der Hoffnung flieht.

IV.

Deutsche Volkslieder aus Böhmen.

Mitgetheilt von J. Virgil Grohmann.

1. Jed' Vöglein in dem Garten.

Jed' Vöglein in dem Garten,
Jed' Vöglein in den Lüften,
Das dreht sich nach dem Wind,
Bis es sein Liebchen find't.

Wir sind schon oft gegangen
In Compagnie zusammen
Sowohl bei Tag als Nacht,
Sowohl bei Tag als Nacht.

Leb' wohl, geliebtes Mädchen,
Jetzt reis' ich aus dem Städtchen,
Muß nun, Feinsliebchen, fort
An einen fremden Ort.

* Aus dem „Schenkenbuch" von Friedr. Hornfeck, einer Sammlung frischer und anmuthiger Lieder, die Weinfreuden, Liebe, Wanderung und Natur in neuen eigenthümlichen Weisen, voll Heiterkeit und mit einer reifen Lebensansicht besingen.

Wer jetzt in der Welt will gefallen,
Der muß sich lassen malen,
Bald schwarz, bald weiß, bald rosenroth,
Jetzt ist es so die Mod'.

2. Die Reue.

Es ging wohl ein verliebtes Paar
Im grünen Wald spazieren,
Der Jäger, der ihr untreu war,
Wollte sie im Wald verführen.

Er nahm sie bei der schneeweißen Hand
Und führte sie ins Gesträuche:
Ach Liebste, Herzallerliebste mein,
Genieße deine Freude.

Was soll ich hier im grünen Wald
Für eine Freude haben?
Mir scheint, es ist die Todtengruft,
Wo du mich willst begraben.

Das Mädchen fing zu weinen an,
Schlug ihre Händ' zusammen:
Ach wär' ich in den grünen Wald
Niemals spazieren gangen.

Und als sie in das Elend kam,
Ist er ihr treu geblieben,
Und als sie in die Schande kam,
Konnt' er sie nicht mehr lieben.

Er führte sie in den grünen Wald,
Gab ihr ein kurzes Ende,
Er zog ein Messer gleich herfür,
Ihre schneeweiße Brust durchrennte.

Er gab ihr wohl den ersten Stich:
„O Jesu, steh' mir bei!"
Er gab ihr wohl den zweiten Stich,
Da war's mit ihr vorbei.

Und als sie nun verschieden war,
Fing an sein Herz zu schlagen;
Vor lauter Angst und Traurigkeit
Konnt' er sie nicht begraben.

Er legte sich leise auf sie hin
Und starb an ihrem Herzen,
Vor lauter Reu' und Gottesfurcht
Sind sie miteinander gestorben.

Da kamen die Waldvögelein
Von weit und breit geflogen,
Die haben dem verliebten Paar
Sein Sterbelied gesungen. (D. Mus.)

Aus der Versammlung deutscher Naturforscher.

Von Karl Reclam.

Der glückliche Gedanke einer jährlich wiederkehrenden Zusammenkunft der Fachgenossen, welche einst Oken im Gewühle der Leipziger Messe zuerst verwirklichte, hat auch in diesem Jahre — zum 31. Male — die alte Tragweite und Anziehungskraft bewährt. Das einsam gelegene, kleine Göttingen nahm dießmal die wissenschaftliche Nomadenhorde bei sich auf und sah in seine Mauern manchen Träger eines berühmten und weitgenannten Namens einziehen, welcher aus ferner deutscher Landschaft oder über den Rhein, über den Kanal und selbst über das Meer gekommen war, um mit seinen Landsleuten zu tagen — um des regen und ewig jugendlichen Geisteslebens im alten Vaterlande sich wieder zu erfreuen.

Mag auch Dem, der im Worte Deutschland einen „geographischen Begriff" zu sehen sich nicht gewöhnen kann, der Blick sich trüben bei Betrachtung der Zustände an deutschen Grenzen — höher und freudiger wird ihm das Herz schlagen, wenn er sieht, wie im Reiche des Geistes, und vorzugsweise im Reiche der Naturwissenschaften, die Jungfrau Germania gebietet. Da beugen sich noch andere Nationen ihrem Scepter! Da haben deutsche Namen guten Klang auf dem ganzen Erdenrunde. Da hat noch keine andere Zunge deutschen Fleiß und deutschen Scharfsinn überboten! Und, wunderbarer als Alles: da sind die Deutschen einig — einig im Ringen nach Wahrheit! Wir haben noch in keiner dieser Versammlungen ein politisches Gespräch gehört, selbst nicht in engern Kreisen; aber wir haben auch noch keine dieser Versammlungen erlebt, welche nicht Liebe zum deutschen Vaterlande und Einheitsgefühl deutschen Stammes als belebender Hauch durchweht hätte. Hierdurch gewinnen die Zusammenkünfte der Naturforscher an culturhistorischer Bedeutung, neben ihrer speciell wissenschaftlichen.

Ueber die Arbeiten jener Tage in Göttingen allgemeine Mittheilungen auf gemessenem Raume zu machen, wäre kaum in an-

derer Weise möglich, als durch einfache Nennung der Namen und der Gegenstände des Vortrags; die Fülle des Erwähnenswerthen muß nothwendig überreich sein in einer Versammlung, welche über ein halbes Tausend Mitglieder zählte und welche in ihren sieben Sectionen eine Woche hindurch täglich etwa sechs Stunden lang mündliche Vorträge über die Forschungen der Einzelnen entgegennahm. Statt dessen wollen wir eine einzelne Frage herausgreifen, auf welche mehrere der Redner zurückkamen: die schon seit Jahrhunderten von Philosophen und Naturforschern im wechselseitigen Eifer aufgeworfene Frage nach Materialität oder Immaterialität der Seele.

Fast in jeder Jahresversammlung der Naturforscher tritt ein Hauptthema hervor, welches die Forscher verschiedener Richtungen in ihren Vorträgen am häufigsten berücksichtigen. Es hat keine Verabredung zwischen ihnen stattgefunden — oft gehören sie nicht einmal derselben Section an —, aber es ist, als ob der Einfluß einer geistigen Epidemie sie nöthigte, auf diesen Gegenstand ihres Nachdenkens immer wieder zurückzukommen. So erging es in diesem Jahre den Forschern mit jener noch immer ungelösten, und doch für Jeden so anziehenden und wichtigen Frage.

Ein bekannter Feind der materialistischen Anschauungen und Vertreter strenggläubiger Auffassung eröffnete den Reigen: Hofrath Rudolph Wagner, Professor der Physiologie in Göttingen. Er war der erste Redner in der ersten Versammlung und erhielt das Wort, um „über einige Abschnitte und Betrachtungsweisen der Anthropologie" zu sprechen, formulirte aber selbst das Thema seiner Rede in: „Menschenschöpfung und Seelensubstanz", um den Kern des Streites bereits scharf zu bezeichnen. So weit Gedächtniß und Niederschrift uns seinen in zwei Hälften auseinanderfallenden Vortrag bewahrt haben, war der Inhalt desselben etwa folgender: *

Durch das Zureden seiner Freunde zum Sprechen bewogen, wolle er zunächst als Nachfolger Blumenbach's der Verdienste dieses eigentlichen „Gründers der Menschenbeschreibung" gedenken und dessen Hauptlehren durchgehen. Alle Hauptresultate von Blumenbach's anthropologischen Forschungen hätten sich bis auf unsere Zeiten bewährt: dieselben beständen in folgenden Sätzen: 1) Alle körperlichen Verschiedenheiten der einzelnen Menschen sind nicht größer als die Verschiedenheiten (Varietäten) einer und derselben Thiergattung. 2) Diese Spielarten zerfallen in solche, die durch Zufall entstanden sind (wie z. B. die Kakerlaken), in solche, die das Klima hervorgerufen hat (z. B. die Hautfarbe), und in solche, die sich auf die Abstammung der Racen zurückführen lassen. 3) Wenn auch die Feststellung der Racenunterschiede zum großen Theil von der Willkür abhängt, so hat man doch die von Blumenbach aufgestellten fünf Racen: die Kaukasier, Mongolen, Amerikaner, Aethiopier und Malaien, beibehalten, oder sie höchstens noch um zwei Racen vermehrt, indem man außer der Körperform die Sprachen zur Unterscheidung der Stämme benutzte. 4) Alle Racen und deren Abkömmlinge mischen sich fruchtbar. 5) Die mehrere Jahrtausende alten Mumienskelette zeigen keine wesentlichen Unterschiede von den Skeletten der heutigen Menschen, und da nach Cuvier und neuern Forschern der Mensch das jüngste Geschöpf auf der Erde ist, so hat die Gattung derselben keine bedeutendern Umänderungen seit ihrem Bestehen erlitten. — Die letzten noch übrigen Lehrsätze faßte Wagner in Form der Fragen: 6) Lassen sich alle Racen auf eine einzige Urform zurückführen und wie sind sie aus dieser entstanden? — und 7) Lassen sich alle Racen auf ein einziges Menschenpaar zurückführen? Die Beantwortung dieser beiden Fragen, welche „für historisches Christenthum, Bibelglaube und wissenschaftliche Theologie besonders wichtig" sind, gibt Blumenbach in bejahender Weise und führt die Frage nach der Abstammung auf die Erzählung der Bibel zurück. Neuere Forscher dagegen nehmen zum Theil mehrere Stammpaare an (was den Sklavenbesitzern besonders angenehm sei, da diese hierdurch ihr eigenes Paradies erhielten, das sie nicht mit den Negern theilen müßten), und man hat nach und nach bis 17 verschiedene Adam und Eva als Stammältern proclamirt. Wagner dagegen ist der Meinung, daß sämmtliche Racen der Menschen sich ebenso auf eine ideale zurückführen lassen, wie dieß bei den Hausthieren möglich ist, und zwar entspreche diesem idealen Typus die gegenwärtige „indoeuropäische Race" am meisten; ob nur ein Menschenpaar die ganze Menschenbevölkerung der Erde hervorgerufen, oder ob mehrere Stammpaare bestanden hätten, das sei gegenwärtig nicht mehr zu erweisen; die Möglichkeit der Abstammung von nur einem Paare

* Der Vortrag ist seitdem unter dem Titel „Menschenschöpfung und Seelensubstanz" bei Wigand in Göttingen im Druck erschienen. D. Red.

lasse sich aber nicht bestreiten. Diese erste Hälfte seiner Rede schloß der Redner mit den Worten: „Dieß ist, wenn Sie wollen, mein wissenschaftliches Glaubensbekenntniß." Als Hofrath Rudolph Wagner diese Worte sprach — hatte er vielleicht vergessen, wo er sich befand? vergessen, daß er als Göttinger Professor der Physiologie vor Naturforschern sprach, und glaubte er sich statt dessen vielleicht auf dem gleichzeitigen Kirchentage zu Frankfurt zu befinden? Dorthin hätten Glaubensbekenntnisse vom Katheder aus allerdings gepaßt, unter den in Göttingen versammelten Naturforschern dagegen war man der Meinung, daß Jeder nur in seinem Herzen und in stiller Kammer seine Glaubensartikel sich zu bestimmen habe, nicht auf dem Marktplatze öffentlicher Sitzungen. Was hätte nur daraus werden sollen, wenn nach Herrn Wagner's Beispiel auch nur der fünfte Theil der Anwesenden, wenn auch nur Hundert ihre „Glaubensbekenntnisse" öffentlich zu verkünden sich gedrungen fühlten?

Außerdem müssen wir uns zu dem Inhalte der Rede noch zwei Bemerkungen erlauben. Der Redner mag noch so große Pietät für den Mann besitzen, welcher vor ihm die physiologische Lehrkanzel Göttingens einnahm, so hätte er doch um dieses Gefühles willen dem augenblicklichen Standpunkte der Wissenschaft sein Recht angedeihen lassen sollen. Die von Blumenbach aufgestellten fünf Menschenracen haben keine allgemeine Geltung mehr, sondern die besten Forscher unserer Tage haben deren Zahl auf drei eingeschränkt: 1) Neger, 2) Mongolen oder Turanen und 3) Kaukasier oder Iranier — während Malaien und Amerikaner als Mischracen erkannt worden sind. Vom Nachfolger Blumenbach's hätte man wohl das Festhalten des neuesten wissenschaftlichen Standpunkts, mehr noch als die Pietät gegen einen großen Vorgänger, erwarten sollen. Ferner aber hat der Redner ein Hauptverdienst Blumenbach's unerwähnt gelassen: die durch ihn vollbrachte Ausrottung des von Alterthum und Mittelalter überlieferten Aberglaubens an Geschöpfe, welche halb Mensch, halb Thier seien. Für diese Anschauungen bildete Blumenbach's gründliche Kritik eine unübersteigliche Mauer!

Im zweiten Theile der Rede war die „Seelensubstanz" das Thema. Die Naturforschung, sagte der Vortragende, habe sich auch an die Frage von der Zukunft gewagt. Was wird nach dem Tode aus der Seele? Unter den wenigen Physiologen, welche es wagen, diesen Streitpunkt aufzunehmen und ihre Antworten bestimmt auszusprechen, habe die materielle Richtung mehr und mehr überhand genommen, und wenn auch Einige nur in beschränkender Weise materialistischen Richtungen huldigen, so haben doch Andere mit wachsender Zuversicht die materielle Theorie aufgestellt. Unter ihnen Einer (Karl Vogt) in der neuesten Ausgabe seiner „Physiologischen Briefe" (Gießen 1854) mit folgenden Worten: „Der Sitz des Bewußtseins, des Willens, des Denkens muß einzig und allein in dem Gehirn gesucht werden. Eine Seele anzunehmen, die sich des Gehirns wie eines Instruments bedient, mit dem sie arbeiten kann, wie es ihr gefällt, ist ein reiner Unsinn." . . . „Mit dem Tode des Organs hören die Seelenthätigkeiten ganz auf." . . .

„Die Physiologie erklärt sich demnach bestimmt und kategorisch gegen eine individuelle Unsterblichkeit, wie überhaupt gegen alle Vorstellungen, welche sich an diejenigen der speciellen Existenz einer Seele anschließen. Sie ist nicht nur vollkommen berechtigt, bei diesen Fragen ein Wort mitzusprechen, sondern es ist ihr sogar der Vorwurf zu machen, daß sie nicht früher ihre Stimme erhob, um den einzig richtigen Weg anzuzeigen, auf welchem dieselben überhaupt gelöst werden können. Man hat behauptet, die Physiologie gehe zu weit, wenn sie sich mit mehr als dem materiellen Substrat beschäftigt; — sie will aber gerade die Functionen dieses Substrats kennen lernen, und was sie als solche Functionen erkennt, das muß sie in das Reich ihrer Betrachtungen ziehen" (S. 323). Hier fügte Wagner zu, daß Vogt auch seine Meinung über Andersdenkende nicht verschweige und daß er diese wenigstens ehrlich und einfach ausspreche: „Was mich selbst betrifft, so kann ich nur einfach hinzufügen, daß ich zwar die Behauptung aufgestellt habe, es müsse jeder Naturforscher bei folgerichtigem Denken zu solchen Schlüssen kommen; — daß ich aber niemals behauptet habe, daß es keine Naturforscher ohne folgerichtiges Denken, keine blödsinnigen oder vernagelten Menschen unter den Naturforschern gebe" (S. 325). Aus diesen Vogt'schen Ansichten, meinte Wagner, ergebe sich als Nutzanwendung: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!" und was das für den Staat und die ganze menschliche Gesellschaft zu bedeuten habe, wenn eine derartige Ansicht bei der Mehrheit Platz greife, das liege auf der Hand! Schon einer seiner „Freunde", ein jetzt Verstorbener (Radowitz), habe in seinen

„Gesprächen aus der Gegenwart über Staat und Kirche" den Grundsatz aufgestellt, daß jede Grundlage eines wohlgeordneten Staats der Glaube an die Fortdauer der Seele sein müsse, und deshalb müsse man auch als „Patriot" eine wissenschaftliche Richtung verwerfen, welche diese Grundlage erschüttere. Der Zustand der Wissenschaft reiche zur Entscheidung der Frage nicht aus; die Naturwissenschaft dürfe aber nicht die „sittlichen Grundlagen" der Nation erschüttern, denn unsere Nachkommen würden einst Rechenschaft über unsere Thaten uns abfordern.

Dem Berichterstatter ziemt es nicht, von seinem eigenen wissenschaftlichen Standpunkte aus den Inhalt dieser Rede einer verwerfenden oder beistimmenden Kritik zu unterziehen; denn der Bericht würde dann dem Urtheile der Leser vorgreifen und aufhören, parteilos und objektiv zu sein. Wohl aber ist er verpflichtet, über die Form des Vortrags und über die Art der geistigen Schachzüge das Urtheil der Zuhörer in Worte zu fassen, soweit er dasselbe in Erfahrung gebracht. Dieses Urtheil lautete freilich nicht sehr günstig! Man erwartete und war berechtigt zu erwarten, daß ein Lehrer der Physiologie einen der wichtigsten Standpunkte seiner Wissenschaft in einer Versammlung von Fachgenossen auf andere Weise erörtern werde, als durch Vorbringen einiger Spottreden gegen seinen Gegner und durch Anführen einer Stelle aus einer populären Schrift eines Publicisten (Radowitz). Man war mit Recht erstaunt, daß ein Lehrer der Physiologie zur öffentlichen Bekämpfung eines Gegners keine Waffe der Wissenschaft verwende, sondern es vorziehe, seiner Wissenschaft (oder wem sonst?) öffentlich ein geistiges Armuthszeugniß zu ertheilen und nach Anführung einiger voreiligen und logisch nicht begründeten Schlußfolgerungen eine ganze naturwissenschaftliche Richtung vom (juristischen) Princip der Nützlichkeit aus zu verwerfen. Keine wissenschaftliche Partei hat jemals das Utilitätsprincip gebilligt! Jede hat der freien Forschung das Wort geredet und dem Bestehen der Wissenschaft um ihrer selbst willen, nicht als Leibeigene der Nützlichkeit. Wenn Herr Wagner dieß Princip als oberste Richtschnur gelten lassen will, so müssen die Streichzündhölzchen verboten werden, denn es kann eine Feuersbrunst durch sie entstehen — gegen die Locomotiven müssen Steckbriefe erlassen werden, denn es sind bereits Menschen überfahren worden — und die Häuser dürfen keine Stockwerke erhalten, damit Niemand aus dem Fenster fallen kann! Vogt hat für seine Ansicht als Kämpen in das Feld geführt: die wissenschaftliche Thatsache und die logische Folgerung. Wenn Wagner ebenbürtig streiten wollte, so mußte er sich gleicher Waffen bedienen oder die Unächtheit jener Kämpen nachweisen. Die Art des Kampfs aber, welche er vollführte, war des ernsten Gegenstandes, der Bedeutung der Versammlung und seiner Stellung an der Universität Göttingen gleich unwürdig! Wagner hätte besser gethan, seinen Zuhörern nicht noch einmal jenen Ekel in das Gedächtniß zu rufen, welchen sie und jeder Gebildete vor seinen Zänkereien mit Vogt (in der „Allgemeinen Zeitung") einst empfanden. Die Erinnerung an jenen Streit ist ihm am wenigsten günstig, und wenn bei vielen Mitgliedern der Naturforscherversammlung der Nimbus gründlich zerstört ist, welcher sich bis dahin um Wagner's Stirn zog, so hat er dieß Zerstörungswerk ganz allein verrichtet.

Der folgende Tag brachte in der physiologischen Section eine Antwort auf die Rede Wagner's durch den Vortrag des Geheimen Hofraths Huschke, Professor der Physiologie in Jena. Derselbe legte der Versammlung sein in diesen Tagen erscheinendes Werk: „Schädel, Hirn und Seele der Menschen und Thiere nach Alter, Geschlecht und Race, dargestellt nach neuen Methoden und Untersuchungen" (Jena, Mauke, 1854), vor, in welchem er nach zehnjährigem (!) Fleiße eine Fülle von Thatsachen aufgehäuft hat, durch die er vollständig auf die Seite der materialistischen Anschauungen tritt. Diese Arbeit wird Epoche machen in der Geschichte der Physiologie. Sie ist die erste gründliche Untersuchung, welche die Materialisten unserer Tage nach Reil aufzuweisen haben, und gewährt dieser Richtung eine monographische Unterlage, welche ihr bis dahin gefehlt hat. Huschke hatte sich vorgesetzt, nicht die „körperliche," noch auch die „geistige" Seite der organischen Wesen ausschließlich, sondern die „Verbindung beider" zum Gegenstande seiner Forschung zu machen, und spricht das Endresultat derselben selbst (S. 161) in den Worten aus: „Alle (organische) Materie ist eine beseelte, und alle Seelenthätigkeit hat einen materiellen, ihr inhärirenden Begleiter." Wir haben jedoch hier den in eigenthümlicher Sprache vorgetragenen Lehren nicht zu folgen, sondern nur über den Vortrag Huschke's zu berichten, welcher einen einzelnen Abschnitt seiner Untersuchungen: die auf der Oberfläche des Hirns sichtbaren

Windungszüge, behandelte. Für diese eigenthümlichen Gebilde, welchen von fast allen Seiten vorzugsweise bedeutender Einfluß auf die Geistesthätigkeit zugeschrieben wird, gab Huschke ein Schema, um das chaotische Gewirr der seltsam verschlungenen Windungen in eine bestimmte Regel zu lösen. Unzweifelhaft war ihm dieser nicht unerhebliche Fortschritt auch gelungen und er wies nach, daß die Formen andere seien bei „Pflanzenfressern" (Schaf, Ochs, Pferd) als bei den „wilden" Thieren (Katze, Panther, Löwe, Hund, Fuchs, Fischotter, Iltis, Bär, Coati, Waschbär und anderen), während Schwein und Elephant in der Mitte zwischen beiden stehen. Je mehr sich die (Ur=) Windungen schlängeln, je tiefere Furchen sie zwischen sich lassen, je mehr Eindrücke und Aeste sie haben, je unsymmetrischer und scheinbar regelloser ihr Bau ist, desto vollkommener ist eine Thierspecies. Zahl und vielfache Schlängelung der Windungen steht bei den Thieren einer und derselben Ordnung immer im direkten Verhältniß zu den Geisteskräften, wobei der Einfluß einer durch Generationen hindurchgehenden Erziehung, welche die Benutzung der geistigen Fähigkeiten durch Uebung ausgebildet hat, auf die Formation der Windungen zu Tage tritt. So haben Fuchs und Wolf unvollkommenere Windungen als der Hund, dessen Intelligenz durch sein Verhältniß als Hausthier geweckt worden ist; so sind die Windungen des Schafes und Ochsen unvollkommener als die Hirnwindungen des Pferdes, welches nach allen Beobachtungen auch klüger als jene ist; so überragt der Elephant durch die verwickelte Bildung seiner Windungen das Schwein ebenso als durch seine geistigen Thätigkeiten; so sind endlich die Windungen des von Geschlecht auf Geschlecht im Zustande geistiger Kindheit verbleibenden Negers unvollkommener als die Windungen des Kaukasiers und ähneln in mehrfacher Weise mehr den Windungen des kaukasischen Kindes und Weibes als denen des kaukasischen Mannes. Ein Theil der Windungen (die Insula, der Lobus apertus s. caudicis) fehlt allen Säugethieren mit Ausnahme des Affen, bei welchem sich eine einfache hügelartige Andeutung findet, während er erst im Menschenhirn seine eigenthümliche Gestalt mit vier= bis fünffächerig auseinanderlaufenden Aesten bekommt.

Diese noch unveröffentlichten gewichtigen Resultate, welche Huschke von seinen Forschungen mittheilte und durch speciellere Angaben nebst photographischen Abbildungen belegte, erregten allgemeine Theilnahme der Anwesenden und fanden reiche Anerkennung.

Hofrath Wagner aber stand nicht an, bei der Wiedereinführung des am Tage vorher von ihm angeregten Streitpunktes auch seinerseits einen Schritt zur Wahrung seines Parteistandpunktes zu thun, und forderte seine Gegner, speciell den Professor Ludwig aus Zürich, zu einer wissenschaftlichen Disputation über die Frage: Ob Seele, ob Hirn? für den übernächsten Tag heraus. Der Genannte war zufällig abwesend, hatte auch schon erklärt, daß am nächsten Tag unaufschiebbare Geschäfte ihn zur Abreise nöthigen würden, ließ sich in Folge der Aufforderung aber dennoch bewegen, bis zu dem gesetzten Termine zu bleiben.

Zwar hat man in der gelehrten Welt längst den Stab über die Zungenkämpfe wissenschaftlicher Disputationen gebrochen, weil in der Regel Gewandheit und Uebung im Sprechen mehr Hoffnung auf Sieg in denselben haben als Kenntnisse und Gediegenheit; allein die Aussicht, in einer so bedeutsamen Frage die Vorkämpfer verschiedener Heere gleich den Helden vor Troja Angesichts der Heere den Kampf bestehen zu sehen, lockte doch die Mehrzahl, und zahlreiche Zuhörer erschienen am festgesetzten Tage vor den Schranken. Zu dem Professor Ludwig gesellten sich der Genosse seiner Richtung in dieser Frage: Professor Fick aus Marburg, und außerdem vernahm man noch, daß die praktischen Aerzte Dr. Scharlau aus Stettin und Dr. Spieß aus Frankfurt, Beide durch schriftstellerische Thätigkeit vortheilhaft bekannt, ebenfalls gesonnen seien, die Arena als Gegner Wagners und seiner etwaigen Meinungsgenossen zu betreten. Noch fehlte aber dieser. Mit Spannung wendeten sich viele Blicke zur Thür hin, und selbst der geistvolle Vortrag des berühmten Anatomen Professor Hyrtl aus Wien vermochte nicht Alle zu fesseln und von der Erwartung des vielbesprochenen Gefechtes abzuziehen — — als plötzlich der Sitzungspräsident einen Brief des Herausforderers vorlas, welcher die Hoffnung auf ein Gegenstück zum Sängerkrieg auf der Wartburg vernichtete. Der Hofrath Wagner theilte mit, daß er wegen plötzlichen Unwohlseins nicht erscheinen könnte und daher die „beabsichtigte Diskussion" um drei Tage verschieben müsse. Dagegen lud er auf den nächsten Tag zu einem Besuche des physiologischen Instituts (dessen Direktor er ist) und zu Anhörung eines Vortrages von

ihm in demselben ein. — Einige Aerzte verhehlten sich einander nach dieser Eröffnung nicht ihre hohe Achtung vor dem Scharfblicke von Wagner's Hausarzt, welcher es sicher voraussah, daß er den gewiß nicht unbedeutend Erkrankten (denn wie würde er ohne bedeutende Erkrankung und dringende Nöthigung von einem Kampfe weggeblieben sein, zu welchem er selbst herausgefordert?) in so kurzer Zeit herstellen würde, daß dieser bereits für den nächsten Tag zu einem Vortrag einladen konnte!

Der „Vortrag," zu welchem bei dieser Gelegenheit eingeladen worden, war nicht von erwähnenswerthem Inhalte, da er nur in Vorzeigung einiger schönen Objekte aus der Blumenbach'schen Sammlung bestand, ohne daß der leitende Faden eines geordneten Vortrages die einzelnen Gegenstände miteinander verbunden hätte. Nur das wollen wir unsern Lesern berichten, daß wir bei dieser Gelegenheit acht künstlerisch schöne und sehr charakteristisch ausgeführte Büsten des Bildhauers Professor Launitz in Frankfurt zum ersten Mal gesehen haben, welche die typischen Verhältnisse der einzelnen Menschenracen in Lebensgröße auf untadelige Weise wiedergeben. (Die Büsten sollen für ungefähr acht Thaler das Stück käuflich sein.) Sie verdienen jedem Freunde der Kunst und der Anthropologie warm empfohlen zu werden.

Die „beabsichtigte Discussion" fand endlich am letzten Versammlungstage statt. Hofrath Wagner eröffnete dieselbe; er sprach zuerst über die letzten Enden der einzelnen (Primitiv-) Nervenfasern, welche seiner Ansicht nach nicht als Schlingen, sondern frei, gleich abgeschnittenen Fäden, endigen — er berührte dann die verschiedenen Moden der Hirnuntersuchung und ging drittens plötzlich auf die Ganglienzellen über, welche er „für die allein wirksamen Elemente für die Thätigkeit der Seele" erklärte. Die nachfolgende Debatte bezog sich vorzugsweise auf diese kühne Behauptung und erging sich zwischen den beiden Annahmen, daß zur Funktion dieser Ganglienzellen entweder ein dritter Uebergang in die Nerven unnöthig sei (Contiguität), oder daß er nothwendig sei (Continuität). Hofrath Wagner vertrat die letzte Ansicht und schien nicht zu bemerken, daß er dadurch in dieser Frage materialistischer gesinnt sei wie seine als Materialisten verabscheuten Gegner. Von den Letztern war nur noch Dr. Spieß anwesend, welcher aber während der Debatte den Saal verließ. So verlief die mit Pomp angekündigte Disputation im Sande.

Wir wollen nun noch einige der Mittheilungen in den Sectionen erwähnen, welche ebenfalls auf das Verhältniß der geistigen Fähigkeiten zu dem Körper sich beziehen. Alle diese Thatsachen waren der Abhängigkeit des Geisteslebens vom Körper günstig.

Ober-Medicinalrath Bergmann wies den Ort der Entstehung für einzelne Klassen der Hallucinationen nach, und zwar für die Gesichts-Hallucinationen die innere Wandtafel der Mittelhöhle des großen Gehirns; für Gehör-Hallucinationen die Rautengrube und die innere Umgebung der vierten Hirnhöhle; bei Krankheiten außerhalb des Gehirns vermittele der **Nervus vagus** die letztern, der **Nervus Trigeminus** die erstern Sinnestäuschungen. Beide Angaben belegte er durch zahlreiche Krankengeschichten. Dr. Ernts theilte seine Beobachtung mit, daß bei Irren mit dem Beginne des Blödsinns die Haare auszufallen, bei der Heilung von demselben wieder zu wachsen pflegen, während Dr. Engelken auf den günstigen Erfolg aufmerksam machte, welchen zum Beginn der „Seelenstörungen" große Gaben Opium haben, das doch unmöglich auf die „Seele," sondern nur auf das „Hirn" einwirkt.

Endlich gab der Verfasser dieses Berichtes in seinem Vortrage „über den Zusammenhang zwischen Volksleben und Volkskrankheit" ein Beispiel der Beziehungen zwischen der geistigen Thätigkeit der gesammten Bevölkerung unseres Erdtheils und den übereinstimmenden Einflüssen der Ernährungsweise, dargelegt von der Abänderung, welche die Auswahl der Nahrung seit der Entdeckung von Amerika, Java und den Molukken erlitten hat. „Während nämlich früher in der Speiseauswahl die fetten Fleischspeisen und mehlreichen Breie und Backwerke vorherrschen, treten seit der Entdeckung des neuen Welttheiles zu diesen Verbrennungs-Unterhaltern die nervenaufregenden Alkaloide. Während (wie mittelalterliche Kochbücher beweisen) z. B. Damen bei freundschaftlichen Besuchen sich Gerstenschleim, mit ein wenig Raute und Salbei gewürzt, oder durch Honig gesüßten Brei von Hirse oder Reis vorsetzten — welche doch wahrlich keine Aufregung hervorbringen konnten —, werden später unter gleichen Verhältnissen Kaffee und Thee getrunken, deren anregende Wirkung schon in der eigenthümlichen „Beredtsamkeit" allgemein bekannt ist, welche ihrem wiederholten Genusse zu folgen pflegt. Wir über-

lassen weitere Folgerungen kulturhistorischen Forschern und deuten nur Eins an, das uns aber wichtig genug erscheint. Der allgemeine Krankheitscharakter ferner Jahrhunderte ist nur schwer zu erkennen; ein gutes Mittel dazu bietet die Terminologie der Symptome; wo viele Unterabtheilungen in der Benennung einer Erscheinung vorkommen, da muß diese Erscheinung häufig gewesen sein und hat eben durch ihre Häufigkeit zu genauern Unterscheidungen aufgefordert. So geht es z. B. mit dem Symptom der Schlafsucht. Kein Arzt, auch nicht der beste Beobachter, kann heute die vielen Unterschiede zwischen „Sopor, Coma, Cares u. s. w." auffinden, welche unsere Vorgänger aufstellten, und wenn wir diese nicht selber der Träumerei zeihen wollen (wozu doch kein Grund vorliegt), so müssen wir zugeben, daß diese Zustände früher weit häufiger waren als heute" — daß sich also die Krankheitskonstitutionen in Bezug auf die Art der „Seelenthätigkeit" in Krankheiten — oder wie die ärztlichen Lehrbücher es nennen: im Bezug auf die „Hirnsymptome" — geändert haben mit der gleichzeitigen Aenderung in den Sitten und der Ernährungsweise.

Hiermit glauben wir die wichtigsten Mittheilungen, welche rücksichtlich der Beziehungen zwischen Seele und Körper in der diesjährigen Naturforscherversammlung gemacht wurden, wahrheitsgetreu und parteilos berichtet zu haben. Der Leser wird sich von der geistigen Strömung und der allgemeinen Auffassung dieser Frage unter den Naturkundigen nach dem heutigen Standpunkte der Erkenntniß ein Bild machen können, zumal wenn er bedenkt, daß von den 500 Anwesenden auch nicht eine einzige Stimme sich zu Gunsten der im Beginn mit so großem Selbstgefühl auftretenden spiritualistischen Richtung erhob, obwohl doch gewichtige Namen und längst bewährte Forscher mit gediegener philosophischer Bildung gegenwärtig waren. Wer seine Zeit erkennen will, für den sind diese Wahrnehmungen nicht ohne Werth. Denn bei einem so einhelligen Zusammenwirken kann auch der stärkste Gegendruck keinen Damm mehr bieten, welcher zur „Umkehr" nöthigte, sondern er muß nothwendigerweise nur das Weiterschreiten in der vorhandenen Richtung um so mehr beschleunigen. Freilich läßt sich dabei auch mit Sicherheit voraussehen, daß manche Schroffheit und manche Schärfe des Ausdrucks mit der zunehmenden Klarheit und Sicherheit sich mildern werde, wozu ja schon jetzt Andeutungen sich finden lassen. Möge die Gährung immerhin noch brausen! Sie trübt den Blick nur vorübergehend. Nach ihrem Wogen und Drängen klärt sich der junge Most zum goldenen Weine: der Wahrheit! (D. Mus.)

Europäische Politik.

Nach Kladderadatsch.

Frankreich.

„Geschlagen ist die Almaschlacht, gefallen Sebastopel!"
So klang es lustig in Paris, fernher von Constantinopel.
Das Lager von Boulogne erdröhnt' von Siegsgeschrei und Vivats:
Vive l'empéreur, vive l'Angleterre, vive Omer Pascha et Rifaz!
Jetzt warten wir, bis die Bestätigung uns officiell beschieden,
Dann aber donn're Kanonenschall vom Dome der Invaliden!

Ein Fest, wie nie die Welt gesehn, soll diesen Sieg verkünden,
Es sollen die Straßen der Seine-Stadt ein Meer von Lichtern entzünden!
Es sollen Burgunder und Kaiserwein dem Volk in Strömen fließen —
Auf offenem Markt wird, wie voreinst, man Hammel und Ochsen spießen!
Acht Schimmel werden den Wagen ziehn des stolzen Napoleoniden —
Sobald ertönt der Kanonenschall vom Dome der Invaliden.

Die Maler malen bei Tag und Nacht, es sieden die Seifensieder,
Herr Méry schweißet mit vielem Schweiß das schönste der Jubellieder,
Herr Auber setzt die Noten dazu, ein Dritter übt schon die Kehlen,
Die Druckerei ist fertig schon mit den Polizeibefehlen.
Doch wie sie drucken und singen auch und wie sie schmieden und sieden —
Noch immer schweigt der Kanonen Mund am Dome der Invaliden.

Der Gallawagen ist schon bereit und zum Triumphe fertig,
Die Rosse wiehern voll Ungeduld, des großen Tags gewärtig;
Der Staatsrath ließ die Uniform ausklopfen, die besternte,
Er hat fast wieder vergessen schon die Rede, die er lernte,
Um würdig den Argonautenzug und die Kraft moderner Alciden
Zu feiern — Potz Blitz! — es blitzt noch nicht vom Dome der Invaliden!

Der Staatsrath legt sich wieder aufs Ohr, die Rosse legen sich schlafen,
Und kein Tartar beängstigt mehr den Schlummer des Telegraphen;
Es wechseln ruhig Tag und Nacht, es wechseln Mond und Wetter,
Herbstschauer schüttelt die Bäume und die vergilbten Tagesblätter,
Unwetter ballt und verziehet sich von wegen der „Timiden,"
Und still wird's wieder und still auch bleibt's am Dome der Invaliden.

Und wieder flaniren die Don Juans und ihre Leporelli,
Herr Fould vergißt die Finanzen fast und denkt nur an die Cruvelli;
Herr Soulé kommt, und Kriege droh'n und diplomatische Gräuel,
Und eng und enger verwirret sich der orientalische Knäuel;
Doch langsam wieder entwirrt er sich und löset sich auf in Frieden —
Nanu? Wie wird's? Noch immer still am Dome der Invaliden?

So lang schon hoffen und harren wir auf dieser Kanonen Mähre,
Daß Deutschland — und klingt's auch fabelhaft — fast einig geworden wäre.
Und währt's noch ein Weilchen, dann reichen sich von einem zum andern Ende
Die Weichsel und Reuß, die Donau und Jaxt zu Schutz und Trutz die Hände,
Dann wird gewiß zum Heil der Welt die ganze Frage entschieden — —
Auf Deutschland's Einheit abgeprotzt, am Dome der Invaliden!

England.

Die Times wünscht, daß England augenblicklich noch 20,000 Soldaten nach der Krim schicke, und erinnert dabei gelegentlich an Hannibal, welcher nicht durch das Schwert des römischen Feindes, sondern durch die „kümmerliche Politik des neidischen carthagischen Senates" aus Italien gedrängt wurde.

Der Vergleich der englischen Politik mit der weiland carthagischen erscheint uns um so treffender, je mehr wir bereits anderweitig veranlaßt waren, vermittelst einer eigenthümlichen Ideen-Association die Namen England und Carthago durch das Medium „Punische Treue" zu verbinden.

Einige meerumschlungene Herzogthümer.

Preußen.

Mel.: Adieu patrie! Adieu patrie chérie! etc.

Das Spiel ist aus — und Alles ist gezogen!
Nur Nieten noch verbirgt der Zukunft Schooß!
Fortuna, die sonst freundlich uns gewogen,
Warf hin zum Rhein — das beste, größte Loos!
Und Er — bei dem die Göttin sonst stets hausend,
Bei Seeger, wo sie heimisch sich gefühlt,
Sie gab ihm diesmal Nichts — als ein'ge Tausend —
Berlin! Berlin! Du hast sehr schlecht gespielt!!!

Was wäre Alles nicht aus uns geworden!
Wir hätten bald erreicht das höchste Ziel,
Und was Paris im Süden, ward im Norden
Berlin. — Berlin! O welch' ein schlechtes Spiel!
War Alles doch in unserem Besitze
Im vor'gen Jahr, als man die Ziehung hielt!
Doch heuer — jetzt — Nichts mehr, als schlechte Witze —
Berlin! Berlin! Du hast sehr schlecht gespielt!!!

Oesterreich.

Immer ruhig abwarten. Hauen sie ihn, dann helfe ich mit,
Kriegen sie aber Keile, dann stehe ich ihm bei.

Die allgemeine Lage.

An einem von jenen Novembertagen — die noch des Sommers täuschende Mienen tragen — an denen der Sonne Strahlen schüchtern hervor sich wagen — als wollten sie, damit wir des Winters Plagen — ohne Klagen — und leichter tragen, — noch ein lächelndes Lebewohl uns sagen: — an einem von jenen — sonnenschönen — Herbstmorgen — ließ ich, zu verscheuchen die Grillen und Sorgen, — die in dieser faulen gährenden — Alles zerstörenden — Nichts gewährenden — traurigen Zeit — voll Noth und Streit — Jeden bewußt oder unbewußt anwandeln — mich von der Lust anwandeln — etwas zu lustwandeln. — Ich verließ mein Haus — und ging vor's Thor hinaus — über der Menschen gemeinsames Gedränge fluchend — und des Thiergartens einsame Gänge suchend. — Dort wandelte ich unter den entlaubten — ihres grünen Schmucks beraubten, — in sehnenden Lenzes= und Sommerträumen — schlummernden Bäumen. — Ich sah von ihnen allen — verwelktes Laub zur Erde fallen — und nur wenige Zweige und Aeste — bedeckt von einem kleinen Reste — vergilbter Blätter — die des Herbstes Sturm und Wetter — bis jetzt noch muthig überdauern — um später in einer noch schlechtern und rauhern — Zeit, wie all' die andern, — den Weg des Untergangs und Verderbens zu wandern. — Unwillkürlich mußt' ich mein Denken — auf noch andere Blätter lenken — die auch ein Frühling emporgetrieben — und die kaum bis zum Herbst am Leben geblieben; — und wiederum zu manchem andern — ließ ich meine Gedanken wandern, — das trotz des Herbstes noch in grünem Flor steht — und harrt, was für ein Winter ihm bevorsteht! — Ich dachte noch weiter an dies und das — und ging in meinen Gedanken fürbaß — bis ich kam an eine Bank — auf welche ich, vom weiten Gang — auszuruhen, niedersank. — Kaum aber saß ich da — da ward ich, eh' ich mich dessen versah, — immer müder und müder — es schlossen sich die Augenlider — und auf den der einsamen Stille Lauschenden — in balsamischer Herbstluft süß sich Berauschenden — senkte sein Gefieder — ein sanfter Schlummer hernieder. — Da träumt' ich, es träte zu mir heran — ein magrer, hohläugiger, blasser Mann — von Ansehn erbärmlich — dürftig und ärmlich — die Kleidung halb zerlumpt — halb elegant zusammengepumpt — das Antlitz halb vom Schlemmen aufgeschwemmt und verlungert — und halb verhungert — mit dünnem Haar und dickem Bart — der sprach: Ich bin der Geist der Gegenwart — Komm mit mir! Ich will, wenn's dir gefällt — dir zeigen wie's aussieht in der Welt! — Ich reicht' ihm die Hand und trat ihm näher; — da begann ich zu schweben immer höher und höher — mich haltend an des Weltgeist's Paletot=Zipfel — hoch über der höchsten Bäume Wipfel — selbst über des Kreuzbergs schwindelnden Gipfel. — Und die Atmosphäre ward immer kälter und feiner — und mein Blick immer klarer und reiner — und unten die Welt erschien mir immer winziger und kleiner — denn ich sah zu gleicher Zeit — überall weit und breit — Neid, Leid und Streit — gegen Höhere überall Kriecherei — gegen Niedere Furcht und Verräther=Riecherei — Gehässigkeit — Unzuverlässigkeit — Unbeständigkeit — und bodenlose Elendigkeit. — Europa erschien mir wie ein großer Fleck — und über dasselbe hinweg — sah ich von Ost und West — ineinander geschlungen drohend und fest —

zwei Fäuste aneinander reichen — wie Hände von zwei großen Reichen — die, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, — über Alles, worin sie sonst von einander abweichen — sich augenblicklich miteinander vergleichen. — Die eine Hand trug eine Knute — während in der anderen eine Sklavenpeitsche ruhte; — die eine so fein, wie die eines streichelnden — schmeichelnden — Diplomaten von Erfahrung und Alter — die andere ungeschlacht wie von einem freiheitsschwindelnden Sklavenhalter — beide aber schienen sich anzuschicken — Europa den Daumen aufs Auge zu drücken. — Dort aber schien man vor den Beiden — noch keine zu große Angst zu leiden — denn ich sah, wie man an der Seine Strande — Herrn Soulé auswies aus dem Lande — obgleich man später der Ueberlegung pflog — und die Ausweisungsordre wieder zurückzog — indem man dachte: Ruhig Blut — ist doch in allen Dingen gut. — Ich hörte eine Kaiserlich Französische Musikbande — in London, im stolzen Englande — "Rule Britannia" lustig spielen — und sah wie die Briten in Freudegefühlen — ihnen um Hals fielen — und wie Albions Töchter, die schönen — um nicht nachzustehen Albions Söhnen — vor lauter Rührung — und zu der Franzosen Verführung — mit freudenthränengenäßten Tüchern wehten — und "Partant pour la Syrie" krähten. — Ich sah in Spanien — wie Keiner die Kastanien — der Revolution aus dem Feuer holen möchte — obgleich sie Jeder gern verstohlen an sich brächte — und wie Aller Blicke daran hangen — ob die Herren Nationalgardisten die Regierung gnädig oder ungnädig empfangen. — In Stockholm sah ich, wie die kriegführenden Parteien — kein Opfer und keine Mühe scheuen — und was sie ersinnen — und beginnen — um nur einige Schweden für sich zu gewinnen. — Dagegen sah ich in Kopenhagen — die Weltgeschichte, wie sie sagen, — der Gerechtigkeit einige Rechnung tragen, — und von den Dänischen vermeintlichen Patrioten — und deutschfeindlichen Zeloten — etliche kleine Kosten — für etliche halb vergessene Posten — die sie in nicht längst vergangenen Zeiten — auf ihres Schuldbuchs langen Seiten — à conto „Dänemark an Deutschland" mußte einschreiben, — jetzt mit einigem Verluste eintreiben. — Ad vocem „Deutschland!" Dort schien's mir aus meiner Höhe — als ob's noch confuser als anderswo gehe: — in unverständlichem Gewimmel lief Alles ineinander — auseinander und durcheinander — vermischte sich — verwischte sich — maßlos und munter — drüber und drunter — bunt und immer bunter — so daß zuletzt von allen Farben — keine Stich hielt und alle verdarben. — In Kurhessen viel zu steuern und wenig zu essen, — in Baiern — wenig zu essen und viel zu steuern; — in Wiesbaden — und Baden-Baden — macht die Bank noch immer keinen Schaden. — In Frankfurt scheint man sich vorzubereiten — auf ernste, entscheidungsschwangere Zeiten — denn man laborirt beim Bundestage — schon einige Wochen und etliche Tage — an der neuen Matricular-Umlage! — Ich spähte weiter in Deutschland umher — und sah in Hannover die letzte unverletzte Bürgerwehr — in ihren alten Rechten bestehen — und in Wien sah ich Einen fechten gehn, — doch unterschied ich nicht ganz klar — ob's vielleicht bloß „der Fechter von Ravenna" war. — In Coburg hab' ich „Santa Chiara" gesehen, — die Herzogliche Oper, in Scene gehen — in Berlin setzte Meyerbeer sich zur Ruh — weil in Paris man ihm entzogen sein Passe-partout. — Ich sah Mazzini — und Bazzini — wohlthätige Musik und musikalische Wohlthätigkeit — um in dieser schweren Zeit — zu lindern — oder doch zu mindern — der Ueberschwemmten und Abgebrannten Jammer, — auch sah ich die neuen Fauteuils für die erste Kammer; — ich sah Herrn von der Pfordten in Wien — und auch „die Bummler von Berlin." — Kurz, überall wo ich mochte spähen — war irgend Etwas doch zu sehen — was Gutes oder Schlechtes — was Unrechtes oder Rechtes. — Nur ein Punkt war's, wo stundenlang — mein Blick hindrang — und wo's mir dennoch nicht gelang — auch nur das Geringste zu erspähen. — Ich mochte hin und her gehen — ich mochte mich hin und her drehen — es blieb beim Alten: 's war Nichts, gar Nichts zu besehen! — Da wacht' ich auf, und neben mir — lag ein bedrucktes Blatt Papier, — und das Erste, was mein Blick trifft — ist ein Artikel mit fetter Schrift — mit der Nachricht, der wichtigsten von allen: —

„In Sebastopol ist immer noch Nichts vorgefallen!"

Heinrich Brougham.

Biographische Skizze.

(Für die Monatshefte.)

Unter den Staatsmännern des 19. Jahrhunderts wird Lord Brougham's Name immer genannt werden, auch wenn die Namen Aller nur noch ein historisches Interesse haben. Wenn aber die großen Redner aufgezählt werden, muß Brougham jederzeit in der ersten Reihe stehen.

Brougham ist 1779 in Edinburg geboren und auch daselbst erzogen. Gleich Humboldt verdankt er die Weckung seiner Geisteskräfte und das wissenschaftliche Streben dem glücklichen Umstande, einen so ausgezeichneten Erzieher zu haben, wie er nur wenigen Kindern zu Theil wird. Es war dieser der berühmte Geschichtschreiber Robertson, der den jungen Edelmann bis zu dessen fünfzehntem Lebensjahre unter seiner Leitung hatte. In diesem Jahre bezog der früh Gereiste die Universität Edinburg, die damals die beste im brittischen Reiche war, und unter deren Schülern damals das regste wissenschaftliche Leben herrschte.

Die Gegenstände, mit denen sich B. beschäftigte, waren der verschiedensten Art. Er studirte nicht allein Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz, sondern auch Physik und Mathematik. Schon in seinem 17. Jahre erschien eine Abhandlung von ihm im Druck, ein „Versuch über die Geschwindigkeit des Lichts." Eine spätere mathematische Schrift verschaffte dem kaum zweiundzwanzigjährigen Jüngling den Eintritt in die königliche Societät der Wissenschaften. In dieser Zeit unternahm er auch seine erste Reise auf den Continent zu seiner weitern Ausbildung. Der Krieg nöthigte ihn jedoch, sich auf Norwegen und Schweden zu beschränken. Erst nach dem Frieden von Amiens war es ihm vergönnt, nach Paris zu gehen und den Mann kennen zu lernen, dessen Bürgertugend und wissenschaftliche Arbeiten den jungen Schotten zur lebhaftesten Bewunderung hinrissen — den Bürger Carnot.

Das sehr mäßige Vermögen Brougham's nöthigte denselben jedoch, seine wissenschaftlichen Kenntnisse mit einem praktischen Zweck zu verbinden, der zugleich seine Einkünfte erhöhte. Im Jahr 1803 sehen wir daher den jungen Gelehrten als Rechtsanwalt auftreten. Er practicirte zuerst in Schottland und erwarb sich in kurzer Zeit daselbst einen Namen. Da übertrug ihm Lady Esser Ker die Führung ihres Processes gegen den Herzog von Roxburgh, und B. erschien das erste Mal vor dem Gerichtshofe des Oberhauses als Anwalt, wo er die glänzendste Beredtsamkeit entfaltete. Dies erhöhte seinen advokatorischen Ruf so, daß er in Kürze die ausgebreitetste Praxis in Großbritannien besaß. 1810 wurde er von dem Flecken Camelford ins Parlament gewählt und schloß sich sofort der Whigpartei an. Schon damals sprach er energisch für die Abschaffung der Sklaverei in den Colonien und unterstützte Wilberforce's nach gleichem Ziele strebende Anträge. 1812 wurde jedoch das Parlament aufgelöst, und bei der Neuwahl errang Canning die Stimmenmehrheit der Wähler von Liverpool über B. Erst 1816 gelang es B's einflußreichem Freunde, dem Earl of Darlington, denselben abermals ins Parlament zu bringen. Diesmal waren es vorzugsweise die weißen Sklaven, für die B. als Fürsprecher auftrat, indem er gegen die unseligen Hungergesetze, leider vergeblich, als unpraktische und unmenschliche kämpfte. Glücklicher war er dagegen (im Jahr 1820) als Generalanwalt der Königin Karoline, geb. Prinzessin von Braunschweig, deren Rechte er gegen ihren königlichen Gemahl vor dem Gerichtshofe der Lords vertheidigte. Brougham siegte und war von dieser Zeit an der gefeiertste Redner und Anwalt.

In demselben Jahre brachte er aber auch eine Bill ein für unentgeldlichen Volksunterricht an die Kinder der Armen. Der Clerus, der dadurch von seinen Einkünften zu verlieren fürchtete, brachte die Bill durch seinen Einfluß auf die lange Bank. Aber B. verband sich mit einer Anzahl einflußreicher Freunde und gründete einige Privat-Freischulen für das Volk, denen andere bald nachfolgten. Auch das Mechanic's Institute in London kam auf diese Weise durch Brougham zu Stande.

Neben diesem praktischen Wirken als Staatsmann und Anwalt verabsäumte er seine schriftstellerische Laufbahn nicht. Besonders war es die Edinburgh Review, diese berühmt gewordene Zeitschrift, deren Mitbe-

gründer B. war, in welche er zahlreiche politische und wissenschaftliche Abhandlungen schrieb. Die Verbesserung der Volkserziehung war sein Lieblingsthema. Sodann widmete er vielen Fleiß der Reform des Gerichtswesens, für die es ihm auch gelang, einige Parlaments-Beschlüsse durchzusetzen. Sieben Stunden sprach B. im Parlament für Einführung eines verbesserten Gerichtsverfahrens und der gesammten Rechtspflege, mit einem Feuer und einer Klarheit, die seine Gegner vollständig besiegte. Niemals sind die Mängel der englischen Justiz so blosgelegt worden als durch diese Rede. Sie hatte keine Gesammt-Reform zur Folge, denn das damalige Ministerium war Brougham feindlich; aber trotzdem wurden durch die Richter und Gerichtshöfe selbst seitdem manche Mißbräuche beseitigt, die sonst fortgewuchert hätten. Allein das Ende dieses Ministeriums Wellington nahte. Zwar fiel Lord Russel's Antrag auf Parlamentsreform, den Brougham lebhaft unterstützt hatte; aber noch in demselben Jahre (1830) gelang es, das Ministerium durch einen Antrag auf eine Specialprüfung der Civilliste zu stürzen. Graf Grey wurde erster Lord der Schatzkammer, und Brougham, den der König zum „Baron Brougham and Vaux" erhob, wurde Lordkanzler. Vier Jahre blieb B. Minister, und er benutzte sein Amt auf wirklich uneigennützige Weise zur Abschaffung vielfacher Mißbräuche in der Justiz, zur Errichtung der längst gewünschten Lokalgerichtshöfe, zu Einziehung vieler Sinekuren (wobei er selbst von seinem Einkommen 7000 L. St. jährlich opferte), und zu Erleichterung des Volksunterrichtes.

Dieß war offenbar der Höhepunkt von B.'s Wirken. Schon nach seinem Sturze durch Wellington bewies B. nicht mehr die Festigkeit und den Eifer, womit er bisher der Sache der Reform angehangen hatte. Das nächste Jahr (1835) brachte zwar abermals ein Whigministerium an's Ruder, aber Brougham, den seine eigene Partei mit Mißtrauen ansah, ward nicht in dasselbe aufgenommen. Von nun an ließ sich B. so viele Schwankungen zu Schulden kommen, daß es ihm nie wieder gelingen wollte, seinen früheren Einfluß zurückzuerobern, obgleich er für die Aufhebung aller Beschränkungen des Kornhandels auftrat und durch seine Reden damals viel Beifall erwarb. Die Februarrevolution begrüßte B. Anfangs mit Beifall, ja, er fragte sogar bei der provisorischen Regierung in Paris an, ob er nicht als Besitzer eines Landgutes im südlichen Frankreich das Bürgerrecht der Republik erlangen könne. Bald darauf änderte der schwach gewordene Greis wieder seine Ansicht so weit, daß er in einem Schreiben an den Marquis von Landsdowne die Februarrevolution und ihre Urheber in den herbsten Ausdrücken verurtheilte. B. ist noch als Parlamentsmitglied thätig, aber seine Gesundheit ist oft leidend und das Alter scheint seine frühere Kraft so gebrochen zu haben, daß kaum noch Bedeutendes von ihm zu erwarten ist. Dennoch wird er in den Annalen Englands immer unter dessen verdienstvollen Männern einen ehrenvollen Platz behaupten. Seine gesammelten Reden (Speeches of Lord Brougham, &c., from 1810 to 1838) werden immer als Meister- und Musterstücke der Beredsamkeit gelten. In höchst charakteristischer Weise schildert L. Bulwer die Rednergabe Brougham's. Sie dürfte indessen den meisten unserer Leser aus vielfachen Uebersetzungen schon bekannt sein. Minder wird dieß der Fall sein mit der nachstehenden Skizze aus Random's Recollections of the House of the Lords: „Sobald Lord Brougham sich zum Sprechen erhebt, fällt sogleich seine Persönlichkeit dem Fremden überraschend in's Auge. Seine hohe Stirn, seine dunkle Gesichtsfarbe, die vorragende Nase, der durchdringende Blick seiner rollenden Augen, die finstere Miene, seine rauhen Gesichtszüge, das aufwärts gesträubte dunkelgraue Haar und die ganze hagere Gestalt überhaupt fesseln die Aufmerksamkeit im ersten Augenblicke so sehr, daß sie von dem, was er spricht, ganz abgezogen wird. Diese Haltung bleibt ihm eigen bis zu einem gewissen Grade der Gemüthsstimmung. Sobald er sich aber erhebt, um einen persönlichen Angriff zurückzuweisen oder eine Parteifrage ihn in die Schranken ruft, dann ist sein ganzes Auftreten von einem heftigen, energischen Wesen beherrscht, das gegen die Haltung der übrigen Pairs auffallend absticht. Seine zornige Gemüthsstimmung hat selbst in Blick und Benehmen etwas Fürchterliches, das ganz geeignet ist, einen Gegner wohl gar vor ihm zittern zu machen. Doch ist seine Heftigkeit, weil ungeheuchelt, nie von langer Dauer. Seine Stimme besitzt viel Biegsamkeit, obwohl sie in seiner gewöhnlichen Sprache etwas rauh ist. In mehr aufgeregter Stimmung besitzt sie außerordentliche Kraft und bedeutenden Umfang und steht dem heftigen Charakter seines Benehmens in jedem Grad zu Gebot. Ebenso mannigfaltig sind seine

Gesten: gewöhnlich ruhig und gemäßigt; aber in aufgeregtem Zustande sind seine Arme so sehr in Bewegung, daß es keinem der edlen Lords gerathen sein möchte, sich bis auf Armeslänge in seine Nähe zu wagen. Grazie haben aber auch seine Gesten nicht, sie sind im Gegentheil oft so unbeholfen (dieß schreibt ein Engländer), „daß sie an jedem Andern zur Lächerlichkeit werden würden."

Man sieht, daß auch bei diesem großen Redner die Eigenthümlichkeit der anglo-sächsischen Beredsamkeit nicht verleugnet wird, die den Haupteffekt in der Kraft des Ausdruckes sucht, und dadurch so sehr von der der Griechen abweicht, die Schönheit nicht bloß der Sprache, sondern auch der äußeren Declamation als unentbehrliche Attribute eines Redners ansahen. Heinrich Heine, der B. in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre im Parlament sah und hörte, schildert ihn folgendermaßen:

„Immer aber, sobald er das Wort nahm, erfolgte eine tiefe, fast ängstliche Stille. Seine Gestalt, von gewöhnlicher Manneslänge, ist sehr dünn, sein Kopf, der mit kurzen schwarzen Haaren, die sich an den Schläfen glatt anlegen, spärlich bedeckt ist, das blasse längliche Gesicht erscheint dadurch noch dünner, die Muskeln desselben sind in krampfhafter, unheimlicher Bewegung und wer sie beobachtet, sieht des Redners Worte, ehe sie ausgesprochen sind. Dieß schadet seinen witzigen Einfällen. Denn für Witze und Geldborger ist es heilsam, wenn sie uns unangemeldet überraschen. Obgleich sein schwarzer Anzug bis auf den Schnitt des Fracks ganz gentlemännisch ist, so trägt solcher doch dazu bei, ihm ein geistliches Ansehen zu geben. Vielleicht bekommt er dieß noch mehr durch seine oft gekrümmte Rückenbewegung und die lauernde ironische Geschmeidigkeit des ganzen Leibes. Einer meiner Freunde hat mich zuerst auf dieses „Klerikalische" in B.'s Wesen aufmerksam gemacht. Mir ist zuerst das „Advokatorische" im Wesen B.'s aufgefallen, besonders durch die Art, wie er beständig mit dem vorgestreckten Zeigefinger demonstrirt und mit vorgebeugtem Haupte selbstgefällig dazu nickt."

Schließlich sei noch erwähnt, daß Brougham hinsichtlich der auswärtigen Politik Englands immer gegen Rußland und Oesterreich, als dessen und der Freiheit größte Feinde eiferte. Seinen energischen Gegner, Wellington, sah B. in's Grab sinken und sah das Trauergepränge bei dessen Leichenzuge. Dennoch wird das Volk, wenn B. sein Leben aushaucht, gewiß nicht vergessen, daß Er es war, der dem aristokratischen Herzoge, dessen Princip, „der Soldat überall", das bürgerliche: „Nein, der Schullehrer überall!" entgegensetzte.

New-Orleanser Zustände.

Von Dr. Wenzel.

Mitte Januar 1855.

Die amerikanischen Städte entbehren mit wenigen Ausnahmen einer eigenen scharf ausgeprägten Physiognomie. Der nivellirende Geist des praktischen Fortschritts hat auch den äußern Lebenserscheinungen jene Gleichförmigkeit aufgedrückt, die zur Richtung unserer Zeit geworden scheint. Die Städte im Osten, New-York, Philadelphia, Boston u. s. w. unterscheiden sich durch ihre längere Geschichte und durch manches aus früheren Zeiten überkommene Verhältniß; sie dürfen eher Anspruch auf ein eigenes markirtes Aussehen machen. Im Westen aber, wo alles wie durch Zauber über Nacht aus dem Boden entsprossen scheint, gleichen sich die Städte in der äußern Erscheinung und in ihrem socialen Leben wie ein Ei dem andern. Wer einen dieser rasch emporblühenden Plätze gesehen hat, der kennt sie alle. Ueberall dasselbe materielle Jagen und Treiben, dieselbe Sucht, rasch reich zu werden.

Unter den wenigen Städten, welche in den Vereinigten Staaten auf eine eigene Physiognomie Anspruch machen können, darf New-Orleans nach dem abenteuerlichen San Francisco den nächsten Platz sich zuerkennen. Die Geschichte und zum Theil die geographische Lage sind die Ursache, daß das Leben in New-Orleans zu dem specifisch-amerikanischen Treiben im grellsten Widerspruche steht. Der rasche Wechsel der Herrschaft von den Spaniern zu den Franzosen und von diesen zu den Amerikanern, der rege Verkehr, die Vermischung aller Racen und Volksstämme mit den daraus nothwendig entspringenden Folgen, die Gefahren eines mörderischen Klima's haben aus New-Orleans einen Platz gemacht, der in vielen Beziehungen nur mit Konstantinopel, Calcutta und Rio Janeiro verglichen werden kann. Ein modernes Babylon an Sprachen und Stämmen haben unter dem Einflusse des Klimas

und der Racenvermischung alle Verhältnisse einen abenteuerlichen Anstrich, der New-Orleans zu einem gesuchten Platze aller Glücksritter und Desperado's macht. Ein großer Theil der Bevölkerung besteht aus Leuten, welche die halbe Welt durchzogen haben, bevor sie ihr Glück in der Mississippi-Stadt versuchten. Die Bevölkerung selbst ist ewig flottirend. Das Klima reißt alljährlich furchtbare Lücken, aber neuer Zuwachs füllt sie wieder aus. Das Jagen nach materiellem Gewinn tritt hier krasser auf, da ja meist materielle Rücksichten Ursache sind, die Gefahren des Klimas zu riskiren. Mit der Sucht nach materiellem Erwerb steht auch der Hang nach Genuß und Vergnügen im gleichen Verhältniß. Je mehr das Leben bedroht ist, desto größer der Hang zur ausschweifenden Lust. Im Süden rollt das Blut ohnehin rascher durch die Adern, man lebt und stirbt schneller, als wo uns „ein graulicher Tag hinten im Norden umfängt." Dazu im Hintergrunde der ewig drohende Dämon der Seuche, und man kann sich nicht wundern, daß eine Bevölkerung, die nicht weiß, was der nächste Sommer bringt, ihre Eintagsfliegenexistenz genießt, wo sie kann, ohne Maß und ohne Ziel.

„Morgen können wir nicht mehr, darum laßt uns heute leben." — Die Sittenlosigkeit, welche New-Orleans einen so wenig vortheilhaften Ruf erworben hat, wird durch die Vermischung der Racen und das Institut der Sklaverei wesentlich gefördert. Bei Creolen ist es gar nicht so selten, daß sie ihre Sklavinnen zur Prostitution anhalten, um von dem schändlichen Lohne der entwürdigten Geschöpfe ein Schlaraffenleben führen zu können.

Die Bevölkerung von New-Orleans ist ein aus bunten Steinchen zusammengefügter Mosaikboden. Doch krystallisiren auch hier um den kräftigern Kern die verwandten Atome und verhindern die Gestaltung eines unentwirrbaren Chaos. Auch New-Orleans ist ein Beweis für den Satz, daß von jenen Racen, die in der Geschichte der Civilisation einen hervorragenden Platz beanspruchen, nur die anglo-amerikanische eine Zukunft hat, und Zähigkeit genug besitzt, um alle andern Elemente zu absorbiren. Die Creolen, die eigentlichen Herren von New-Orleans, treten immer mehr und mehr in den Hintergrund. Die Entwicklung der Stadt selbst beweist diese Behauptung. Der zweite und dritte Distrikt bildeten den Anfang von New-Orleans, und auch jetzt sieht besonders der zweite Distrikt noch ganz einer französischen Stadt gleich. Die amerikanische Geschäftswelt verließ jedoch bald das Creolenviertel und zog stromaufwärts, wo nun im ersten Distrikte das geschäftige Treiben am lebhaftesten ist. Der dritte Distrikt, früher ein fashionables Creolenquartier, von denen viele ihren Stammbaum auf jene Emigranten zurückführen, die unter dem Regenten und Louis XV. ihr Glück in der neuen Welt suchten, oder welche vor dem rothen Schrecken 1793 und dem weißen Schrecken 1815 auf dem Sumpfboden Louisiana's Zuflucht fanden, behaupten ihren alten Glanz und vereinen Luxus und Geschmack, als ob sie auf den Boulevards von Paris wohnten. Der Reichthum der Creolen besteht in dem werthvollen Grundbesitz. In geschäftlicher Beziehung vermögen sie mit dem Amerikaner nicht zu concurriren. Ihr Handel beschränkt sich hauptsächlich auf den Import französischer Spirituosen und feiner Luxusartikel. Dem Creolen fehlt es an jener Ausdauer und Hartnäckigkeit, welche einen hervorstechenden Zug im Charakter des Amerikaners bildet. Was hingegen Kunst und Geschmack anbelangt, so muß man es den Creolen zugestehen, daß sie Franzosen und keine Amerikaner sind. Der gebildete Creole blickt nach Paris als seinem Mekka und ist auf den Namen "Français" stolzer als auf sein amerikanisches Bürgerrecht.

In politischer Beziehung geben die Creolen im Verein mit den Amerikanern den Ton an. Persönlicher Einfluß, Reichthum und Besitz stehen auf dieser Seite und entscheiden die Wahlen. Der eingewanderte Irländer ist auch in New-Orleans der Aschenbrödel, der an der Levee sich als Lastthier abplagt und an Wahltagen auf Commando zum Stimmkasten geführt wird. Trotz ihrer großen numerischen Anzahl ist der Einfluß der Söhne Grün-Irlands ein sehr untergeordneter, wenn es nicht etwa Straßentumulte und fanatische Scharmützel mit den protestantischen Know-Nothings gibt. Die Intelligenz ist unter den Irländern sehr wenig vertreten und dieser Mangel wird auch nicht durch Wohlhabenheit und Reichthum ausgeglichen. Ein willenloses Werkzeug in den Händen der Parteiführere und seiner Priester beschränkt sich sein politischer Ehrgeiz auf das Wahlrunnerthum, um schließlich mit der Stelle eines Polizeimannes abgefunden zu werden. Dabei wahrt der Irländer auch hier sein Vorrecht, der menschlichen Gesellschaft eine große Anzahl abschreckender Beispiele zu liefern; sein Name glänzt auf jedem Polizeirapport.

Die Italiener, Portugiesen und Spanier, die in New-Orleans stärker vertreten sind, als in einem andern Hafenplatze der Union, haben keine besondere Bedeutung. Doch können sie auch auf dem Boden der neuen Welt der süßen Gewohnheit der Heimath mit dem raschen Stilet nicht entsagen. Die größte Zahl der Verbrechen mit rascher That kommt auf diesen verhältnißmäßig geringen Bruchtheil der Bevölkerung. Dabei haben sie den Austernhandel, sowie jenen mit Ananas, Bananen, Cocusnüssen und andern Südfrüchten vollständig monopolisirt, wie die Savoyarden in Europa den Kastanienhandel. Die Sklavenbevölkerung bietet denselben entwürdigten Anblick wie überall, wo das Staatsinstitut florirt. Noch weit schlimmer steht es mit der freien farbigen Bevölkerung, die mit der groben Sinnlichkeit der farbigen Race alle Laster der Civilisation vereint,

und das Vorurtheil gegen sie rechtfertigen könnte, wenn nicht in der unterdrückten und rechtlosen Stellung der mißhandelten Race der Entschuldigungsgrund aller Fehler läge. Den freien Farbigen verdankt New-Orleans zum großen Theil sein übles Renommée. Die Prostitution in allen ihren Formen ist einem großen Theil der Farbigen gleichbedeutend mit Existenz. Dabei herrscht unter den Farbigen selbst ein aristokratischer Sinn, der für sich allein genügen würde, eine allgemeine Erhebung der Schwarzen zu verhindern. Oft besitzen Farbige selbst Sklaven, und das Loos von diesen ist weit beklagenswerther, als das anderer Sklaven. Sehr häufig kommen hier Fälle raffinirter grausamer Mißhandlung vor.

Außer den Creolen und Amerikanern verdienen die Deutschen die nächste Anerkennung. Der Deutsche bildet einen Theil der stabilen Bevölkerung.

Der amerikanische Kaufmann bringt den Sommer im Norden zu, und eilt nur im Winter, wo die Gefahren des Klimas minder zu fürchten sind, nach der Stadt der Sümpfe. Die reichen Creolen weilen die heißen Monate hindurch in den Badeplätzen am merikanischen Golf, um die frische Seeluft zu genießen. Nur der Deutsche und im geringern Grade der Irländer repräsentiren den Klein-Bürgerstand, den kleinen Besitzer und Geschäftsmann, der an der Scholle haftet. Auch unter den Deutschen von New-Orleans existirt der Unterschied zwischen der ältern Emigration und der jüngern. Unter der ältern ist die Bildung sehr schwach vertreten. Der Einfluß, den diese Klasse besitzt, ist der ihres „Property," das sie vor 20—25 Jahren um einen Spottpreis erworben und das jetzt zu einem enormen Werthe gelangt ist. Wie überall, zeigt auch hier diese Klasse jenen Stolz des selbstgemachten Mannes, des Emporkömmlings, und jenen instinktartigen Haß gegen die Bildung, welche sich der Geldmacht nicht unbedingt zu Füßen wirft und eine andere Scala des Menschenwerthes aufstellt. Unter der jüngern Emigration ist die Bildung genügend vertreten, aber es mangelt an Zusammenwirken, an einem Centrum des deutschen Lebens und Strebens; die Kräfte zersplittern sich einzeln. Das Vereinsleben, wie es bis jetzt besteht, vermag dem Bedürfniß nicht abzuhelfen. Man versuchte eine politische Einigung der Deutschen dadurch herbeizuführen, daß die vier politischen Vereine mit dem Turn- und Draymanns-Verein sich unter ein Central-Comite stellten. Der Versuch mußte mißglücken, da die Elemente, aus denen dieses Ganze zusammengestoppelt wurde, ganz heterogener Natur sind, und hauptsächlich nur Etwas gemeinsam haben, die Sprache. — Die politischen Vereine sind zum Theil Mittel zum Zwecke in der Hand einiger Ehrgeizigen, die die Politik zu ihrem Handwerk machen, um über die Köpfe der deutschen Wähler glücklich das Pförtchen irgend einer Office zu erreichen.

Der sociale Turnverein sieht aus wie ein amerikanischer Nachdruck der Originalausgabe des deutschen Handwerksburschenthums. Der ganze Socialismus scheint sich auf eine stark ausgesprochene Collegialität, den „Du Comment" und jene biedern Rippenstöße zu beschränken, die als Begrüßungsformel gewechselt werden. Die beibehaltenen Formen des Turnwesens werden zur Carricatur, weil das Wesen fehlt. So geht es überhaupt mit den meisten auf amerikanischen Boden verpflanzten Institutionen. Die Geheimnißkrämerei der Logen, das Soldatenspielen der Militärkompagnien, Alles ist nur äußere Form ohne inneres Wesen. Und nur die innere Bedeutung ist der Entschuldigungsgrund der Existenz solcher Gesellschaften.

Gesangvereine, musikalische Kränzchen, Lese- und Bildungsvereine, wie sie jede mittlere Stadt der Union besitzt, in welcher die Deutschen einigermaßen vertreten sind, konnten in New-Orleans noch keine Wurzeln fassen. An Versuchen hat es nicht gefehlt, aber sie scheitern alle an der allgemeinen Indifferenz. Das Klima ist auch hier zum großen Theile schuld, daß das geistige Streben so wenig erfreuliche Fortschritte zeigt. Unter dem Einflusse der glühenden Sonnenstrahlen leiden auch die geistigen Kräfte, und die Indolenz bemächtigt sich auf Kosten der Regsamkeit des Bewohners der südlichen Landstriche. Dann ist die Lage und Ausdehnung der Stadt zur Breite so unverhältnißmäßig lang, daß oft die Entfernung ein materielles Hinderniß regelmäßiger Vereinigungen ist.

In politischer Hinsicht spielen die Deutschen nicht jene einflußreiche Rolle, die man von ihrer Zahl und Intelligenz erwarten sollte. Die große Majorität marschirt im Troß der zahmen südlichen Demokratie. Bei dem Siege der Partei fallen dann auch immer einige fette Brocken für unternehmende, volksredende deutsche Patrioten ab. Das politische Leben ist im Süden überhaupt gelähmt durch das Bestehen der Sklaverei. Die Deutschen können in dieser Frage die Initiative nicht ergreifen, da sie materiell zu wenig dabei interessirt sind und überhaupt gegen die sklavenhaltenden Creolen und Amerikaner in zu großer Minderzahl stehen, um durchdringen zu können. Daher hält sich ein großer Theil der Bessern von aller Theilnahme an politischen Agitationen fern. Die „deutsche Presse" unserer Stadt könnte diese Fragen nicht berühren, ohne ihre Existenz auf das Spiel zu setzen. Vertheidiger der Sklaverei finden sich unter den Deutschen, zur Ehre unseres Volkes sei es bemerkt, nur wenige, und auch diese gehören meist jenen Klassen an, die in Europa als „weiße Neger" behandelt wurden. Der größere Theil der Deutschen ignorirt das Institut, und wenn man den beengenden Umständen und der gar nicht republikanischen Staats-Gesetzgebung über diesen Punkt Rechnung trägt, so können die Deutschen in dieser Beziehung nichts Besseres thun. So lange

der Norden die Schmach des Sklaven-Jagdgesetzes duldet, kann man dem verstockten und versumpften Süden keinen Schritt entschieden vorwärts zumuthen.

Im politischen und gesellschaftlichen Leben herrscht in diesem Augenblicke fast gänzliche Windstille. Das neue Jahr hat angefangen wie das alte geendet: mit Geschäftsstockung, Geldkrisis, einigen Schwindeleien und kühnen Raubanfällen. Das sind so ziemlich die regelmäßigen Faktoren unseres Lebens, wenn nicht die Epidemie zu statistischen Berechnungen Anlaß gibt.

Die südliche Staatskonvention ist in New-Orleans versammelt, um ihre bisherigen fruchtlosen Arbeiten fortzusetzen.

Die Theater leiden unter dem Drucke der Geschäftslosigkeit. Die französische Oper ist recht gut besetzt, aber nur schwach besucht. In amerikanischen Theatern ist es nicht besser. Selbst der beliebte Holland spielte vor leeren Häusern. Unsere deutsche Bühne hingegen erfreute sich fortwährend einer günstigen Aufnahme von Seiten des Publikums. Die Künstlergesellschaft unter der Leitung des Herrn Rittig, der als Redakteur des „Unabhängigen" in Cincinnati auch in der deutsch-amerikanischen Journalistenwelt bekannt ist, besitzt genügende Kräfte, um selbst schwierige Bühnenstücke mit Erfolg aufzuführen. Von den Künstlern, die hier am meisten gefallen, sind fast alle in New-York wohl bekannt. Hr. Höring erwarb sich durch die Vielseitigkeit seines Spieles allgemeine Anerkennung. Ebenso Hr. Berndt und Mad. Clauß.

Der Genuß, den die deutsche Bühne uns gewährt, ist doppelt schätzenswerth, da wir das erste Mal ein Theater besitzen, das auf den Namen Bühne Anspruch machen kann. Auch im Süden, im verloren gegebenen, verpönten Süden macht das deutsche Leben Fortschritte, wenn es auch nicht mit den Siebenmeilenstiefeln geschieht, wie im Norden.

Plaudereien aus Boston.

Ich soll Ihnen von Boston, der Hauptstadt des Vollblut-Yankee-Landes und seiner Umgebung erzählen? Wohl, — wenn Sie sich mit hingeworfenen Skizzen und schlichten Gedanken und Gefühlen begnügen wollen, so mag es sein; zum Runden und Feilen fehlen mir noch Ruhe und Stimmung. Wendet ein „Grüner," zumal ein Deutscher, New-York mit gefurchter Stirn den Rücken, um zu Boston den Staub von den Füßen zu schütteln, so wird es ihm in den ersten Monaten hier noch schlimmer zu Muthe sein als im modernen Babylon. Dort bietet fast jede Straße dem Auge bekannte Bilder, heimische Gestalten und Formen; sehnt er sich nach einem deutschen Laute, so genügen eine kurze Uebung des Auges, ein gesundes Ohr, um alsbald einen Landsmann herauszufinden; und verlangt's ihn, ein paar Abendstunden heimathlich zu „verdämmern," so findet er auch einen deutschen Herd, an dem sich Zunge und Herz rühren können, an dem er wenigstens auf Augenblicke vergißt, daß eine halbe Welt zwischen ihm und der alten, ewig theuren Heimath liegt; hier aber zeigt ihm allein das echte und gerechte Yankeethum, der leibliche Enkel der Pilgrime die stolze marmorne Stirne, die scharfen feinen Puritanerzüge, und er muß ein Falkenauge und Mausohren besitzen, wenn er aus einem Yankee-Knäuel ein Stück „der so tief stehenden Menschenklasse, die — um mit dem edeln Germanen-Freunde, Senator Thompson, zu reden, — schon körperlich ihre niedere Herkunft und Denkungsart verräth," herausfinden will. Deutsche Familienkreise sucht er ohnedies vergebens. Jeder auch nur in Etwas aufmerksame Beobachter wird alsbald herausfinden, daß hier Alles ein anderes Gesicht hat. Drüben oder vielmehr brunten auf dem Manhattan-Eiland streckt ein junger Volkskörper seine Riesenglieder — wenn auch lebensfrisch und kräftig — doch als ein Mischmasch der ganzen Welt, stammlos, ohne Herkunft, weil von überallher Fleisch und Blut, so daß wohl selbst der Schöpfer aller Dinge kein Tröpflein Bluts mehr von Hugo Grotins und seinen Genossen finden würde; hier oben aber, in der wilden Bay von Massachusetts, in der stolzen Dreihügelstadt, spürt man noch etwas von der May-Flower-Luft. Hier, an den zum Theil noch so unwirthlichen Felsenküsten, glaubt man noch heute das Schiff heranschwimmen zu sehen, auf welchem das Pilgerhäuflein auf offenem Meere Hand in Hand legte, gleich den Schiller'schen Rütli-Männern gelobend:

> „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
> In keiner Noth uns trennen und Gefahr; &c.
> Wir wollen trauen auf den höchsten Gott,
> Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."

Es ist wahr, verglichen mit dem freundlichen New-Jersey-Ufer, dem lieblichen Staten Island, dem lang hingestreckten Long Island, den rasch nachwachsenden, die Empire City gleich jüngern Schwestern umgebenden Nachbarstädten Brooklyn, Williamsburg, Hoboken &c., den zahllosen Landhäusern des prächtigen Hudson und dem ungeheuern Umfange des innern Hafens, in welchem alle Kriegsflotten der Welt sich's bequem machen könnten, — erscheint die an sich geräumige Bay von Boston arm und einförmig; denn weder Charlestown mit seiner Navy-Yard und East Boston mit Chelsea, noch die zwei kleinen Forts und einige an sich großartige Staatsgebäude, genügen auch nur

zu einiger Gleichstellung; richtet man aber den Blick nach der Stadt, erreicht man den Standpunkt der beiden Cambridge-Brücken oder verschafft man dem Auge die Vogelperspektive von der Kuppel des Staatshauses, dann, ja dann vergißt man die Oede der Meerseite, dann kann das Auge nicht satt werden, in der prächtigen Ein- und Aussicht zu schwelgen. Ich habe Neapel nicht gesehen und kann daher auch nicht sagen, ob ich mich, in seinen Anblick versunken, Freund Hain präsentirt hätte, — ich weiß daher auch nicht ob, was Andere, nach dem Anblicke freilich auch nicht Gestorbene behaupten, die Aussicht von der State-House-Kuppel dem Panorama Neapel's auch nur entfernt gleichkommt: — darüber aber sind die gelehrten und nicht gelehrten America-Travellers einig, daß Boston's Panorama zu den schönsten der neuen Welt gehört. Von Beaver Hill breitet sich die Stadt über zwei weitere Hügel aus, daher sie auch den ältern Namen Trimountain führt, und die Schleppen der schönen, stolzen City tragen gleich Pagen theils das ihr im Rücken liegende reizende Hügelland mit den freundlichsten Städtchen, Dörfern und den höchst malerischen Gruppen von Landsitzen der Bostoner Aristocracy, theils die Landzungen der Halbinsel, welche freilich nicht stark genug sind, den lüsternen alten Knaben Neptun in die Grenzen des Anstandes und der Sitte zurückzuweisen, wenn es ihm bisweilen einfällt, mit der reizenden Nachbarin und ihrer Schleppe einige Kurzweil zu treiben. — Ist es auch sehr ungalant, an der Schönen Polypen-Arme entdecken zu wollen, so wird man doch unwillkürlich zu solch' prosaischer Vergleichung veranlaßt, wenn der Blick über die meilenlangen, von verschiedenen Theilen der Stadt auslaufenden Brücken sowie die zahlreichen, weithin sich erstreckenden Wherfte und die längs denselben ankernde Kauffahrtei-Flotte gleitet.

Die Enkel waren es ihren Urvätern, den Gründern der schönen Stadt schuldig, ihr das Diadem auf die Stirne zu drücken, denn *sie* gingen im Kampfe für die Unabhängigkeit stets voran; der Pilgerschwur erbte vom Vater auf Sohn und Enkel; aus dem von den Vätern geschürzten Bunde erwuchs die Union; aus der kleinen bescheidenen Maiblume wurde eine Victoria regia. Drüben auf Charlestown's Bunker Hill finden wir einen der ersten Zeugen des Yankee-Muthes; der Obelisk weist nach einem der ersten Blutsiegel auf dem Freiheitsbriefe der Union. Auch der nüchternste Fremdling betritt mit dem Gefühle der Ehrfurcht die durch Freiheitskämpfe eines Volkes geheiligten Stellen. Wie der Boden des Bay-Staates, so auch seine ersten Bebauer, — streng und hart. Sie ließen nicht nach in schwerer Arbeit, sie achteten nicht den Schweiß der Stirne, nicht die Schwielen der Hände, nicht die Gluth des Sommers, nicht den Pfeil des Winters, bis das Land wirthlicher ward. Gleich rastlos war der Geist im Schaffen eines Gemeinwesens, das heute noch als Muster gelten kann.

Im Jahre 1854 post Christum natum gehört freilich einiger Muth dazu, auch in der Wahrung des geistigen Gutes der Religion ein Verdienst zu finden; aber auch auf die Gefahr hin, solcher veralteten Ansichten halber von manchen meiner Landsleute über die Achsel angesehen zu werden, kann ich doch nicht anders als mit hoher Achtung der Pietät zu gedenken, mit welcher die Enkel auch diesen Nachlaß ihrer Väter wahren. Haus und Hof, Vaterland und Ruhe — Alles gaben diese hin, um das Theuerste ihres Herzens zu retten, den *Glauben*, um „Gott mehr zu dienen als den Menschen;" ist es nicht heilige Pflicht der Enkel, auch diesen Nachlaß so werth zu halten, daß sie auch nicht den geringsten Theil dem Skepticismus und Indifferentismus unserer Tage zum Opfer bringen? Zufällig ist heute gerade Sonntag, da läßt sich um so mehr über Sabbath und Sabbath-breaking plaudern.

An einer Bostoner Sonntagsheiligung fand zwar Jenny Lind, die schwedische Nachtigall, so großen Gefallen, daß sie ihre Sehnsucht nach der Wiederholung eines solchen Seelengenusses brieflich kund gethan haben soll; sintemal und alldieweil ich aber nicht so glücklich bin, ihr Goldsmith zu sein oder eine Hymnenkehle zu besitzen, welche gleich der ihren in jeder Bostoner Brust ein Echo finden könnte, so gestehe ich frischweg vor aller Welt, daß mir die Friedhofsstille eines Puritaner-Sabbaths zur wahren Seelenqual wird. Ein Allerseelen-Tag, der höchste Trauertag der katholischen Christenheit, thut auch mir Ketzer wohl, denn es ist Poesie in der Feier; die trauernde Liebe sucht nach dem letzten Schmucke der winterschläfrigen Erde, um ihn mit der Perle der Thräne als Blüthe der Erinnerung nach der Ruhestätte geliebter Todten zu tragen; ein Sonntag aber ist kein *Trauer*tag, und dennoch macht er hier das Herz schwerer als ein Dutzend Allerseelen-Tage. Ein wahrer Armsündertag ist ein solcher Sonntag; nichts weiter. Der Arbeiter legt, wenn er sich sechs Tage lang abgerackert, Hammer, Beil, Säge, kurz Alles, womit er handthierte, am Sonnabend bei Seite, der Comptoirist streift die Feder vom Ohr, die Arbeiterin sinnt auf schmucken Putz, — sie Alle wollen feiern; da bricht er an, der Tag der Ruhe, der Erholung von Mühe und Last — und was bringt er? Du lieber Himmel! Nicht einmal den Feiergruß eines Glockengeläutes. Man kann die Schritte der Vorübergehenden vom Bett aus zählen. Ist die Säuberung vom Werktagsstaube vollendet und beginnt man im obligaten Fracke und den nicht minder obligaten Scheuledern — sonst auch Vatermörder genannt — (zwei Kleidungsstücke, ohne welche hier zu Lande eine gentlemanische Existenz kaum denkbar ist) eine Pflaster-Promenade: was erquickt das Ohr, was erheitert das Auge? Die

Choräle der Thürme? Frische, frohe Gesichter? — Der Schlegel einer Glocke gibt eintönig das Zeichen zum Kirchgange; langsam öffnen sich die Tausende der Kasernen- und Zellenthüren; gemessenen Schrittes — nicht rechts, nicht links schauend — ziehet zum Dienste Gottes das feiernde Volk. Von den Store- und Officeschilden grinzen die ellenlangen Buchstaben Fratzen gleich herab; auf den öden ungeputzten Straßen unterhält sich eine frische See-Breeze mit der Lektüre weggeworfener News-Papers, dem Amerikaner-Breviere, und hinter den Fenstern der Hotels, in den Gentlemen-Parlors ebener Erde, paradiren Colonnen angestemmter Füße, deren Eigenthümer Automaten gleichen, welche den Filzkopf nur drehen, um eine gehörig verarbeitete Mundladung nach dem Spucktopfe abzufeuern, — mein Herz will nicht recht mit; ich thu' ihm aber den Zwang an und zerr' es nach einem der Betsäle, denn Kirchenhallen — Dome — sucht das Auge vergebens. Was sehe, was höre ich? Der Wahrheit die Ehre! Der fast immer weiche, schöne Gesang des Chores erquickt, der übrige Cultus aber läßt kalt. Ich hab' es, obgleich ich in Bälde ein halbes Säculum auf dem Rücken schleppe, noch nicht zu stundenlanger Andacht bringen können; lange Predigten, wenn auch gehaltvoll, schläfern mich ein; beginnen aber Mundkrampf und Augensperre, so ist es vollends aus mit der Erbauung. Darum getrau' ich mir auch nicht, irgend ein Wort pro oder contra ministrum beizufügen. Der Prediger liest und liest — kein Wort, kein Laut verräth Aufregung. Ueberall der stoische Ernst — die unheimliche Ruhe des Puritaners. Der Nachmittag zeigt dasselbe Gesicht, bringt das gleiche Geschäft der Andacht; am Abende verlieren sich da und dort die Accorde eines Melodeon nach den Straßen, und mit ihnen geht der Sonntagsdienst zu Ende.

Du lieber guter deutscher Sonntag! Wie gut meinst Du's mit Himmel und Erde — mit Gott und den Menschen! — Jedem das Seine!

Der Morgen bricht an; den Morgenjubel der erwachten Lerche übertönt der Posaunengruß des Thurmes; die Glocken beginnen ihr Spiel; die Sonne brennt den letzten Langschläfern einen Kuß auf die Wange; Herr Nachbar Peter schmaucht schon sein Morgenpfeifchen hinter dem Blumenbrette und säubert sein Fenstergärtchen von welken Blättern; Frau Gevatterin Sabine scheuert noch einmal die Tenne, und Jungfer Fränzel knüpft ein schneekreideweißes Schürzchen um die schlanken Hüfte; die Ahnfrau steckt sich eben die Brille auf, um ihren Morgenpsalm zu lesen, der Aehni aber macht dem kleinen Schreihalse im Käfig und dem grämlichen Kater im Ofenwinkel das Frühstück zurecht; draußen in der Küche aber bereitet die Mutter für Alt und Jung den Morgenimbiß, während die kleinen um den Herd tanzenden Wildfänge schon wissen wollen, ob der Vater heute Wort hält und sie hinausführt nach des Vetters Keller zu Bier und Schaukel; der Vater aber schlendert durch die Blumenbeete des Hausgärtchens, bis er an den Bienenkörben stille steht und bei dem Gesumme und Gewühle des rastlosen Völkchens, das von keinem Feiertage weiß, überhört, daß die Mutter schon zum zweiten Male zu Kaffee und Kuchen gerufen.

Geschmeckt hat's als wenn es Kirchweih wäre.

Die Glocken mahnen zum zweiten — zum dritten Male; es füllt sich mehr und mehr das Haus Gottes, Orgel und Kehlen stimmen sein Lob an, Prediger und Priester verkünden sein Wort. Amen! ite, missa est! — und hinaus geht's unter den Himmelsdom, dessen Kuppel von einem Pole zum andern reicht. Wie wohl ist's nun den feiernden Menschenkindern in Feld und Wald, in Garten und Hütte, bei Blume und Baum, in Schenke und Keller, bei Glas und Krug, bei Schaukel und Kahn, im Sattel, im Wagen, bei Zither und Geige, bei Kegel und Kugel, bei Büchse und Scheibe, bei Spiel und Gesang! Sagt, was ihr wollt, ihr „Alleweltverflucher, ihr Lammesblutspursucher," und ist's auch „noch so theäneelich, so mariamagdalenerlich, so siegesfahnenlämmeelich, so sündvollkatzenjämmerlich," — mir armem Tropfen, dem oft das Herz zerspringen möchte vor Jammer und Noth, hat's doch stets gelacht und lacht es heute noch, wenn ich Sonntagsmenschen froh sehe, und der alte germanische Adam mag in keine andere Haut schlupfen und wäre sie so bibelhart und fest, daß ihr einst Fegfeuer und Hölle kein Fäserchen versengen können. — „Es thät' si scho, aber 's thut si halt nit," sagte mein alter Freund Ignaz Zachaeias Humpelmaier, wenn ein Schöppchen zuviel in seinem Kopfe rumorte und ich ans Heimgehn erinnerte, — und so geht's auch mir, wenn man mich vom germanischen Sonntags-Heidenthum bekehren will. Ich halt's vor Allem am Sonntag mit Vater Seume: Da, wo man singt, da laß dich ruhig nieder!

Der Amerikaner, und vor Allen der Yankee — ein im Uebrigen so hell sehender, durch und durch frischer, rühriger Weltmensch, und doch in einer solchen Sonntags-Zwangsjacke! ruft fast jeder Fremde aus. Es ist aber nicht der Pietismus, der ihn so weit bringt, nicht die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer solchen Feier auf den Grund göttlicher Gebote, vielmehr die Furcht vor dem Hereindringen der Fluth europäischer Frivolität und Gottvergessenheit, wenn eine sonst zeitgemäße Reform dieser Satzung und Gewohnheit Boden gewänne. Und wer kann ihm diese Furcht verdenken? Ist es einem Deutschen oder Franzosen fast unerträglicher Druck, am Sonntage, wenn auch nicht in die Kirche, doch hinter den Ofen gebannt zu sein, das „Gleichmaaß der Tage" auch am Ruhetage nicht bei Seite schieben, nicht mit Faust zu Wagner sagen zu können: „Kehre Dich um ꝛc., hier ist des Volkes wahrer Himmel,

zufrieden jauchzet Groß und Klein: hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein;" so ist doch auch an Wagner's Erwiederung etwas Wahres. Die alte Welt bietet der neuen nicht bloß die Kraft ihrer Jugend, den Fleiß, die Cultur und einen großen Theil der Habe ihrer Völker; mit dem Vliese Europa's schlüpft auch Schund genug herein, und wer auch nur das Ungeziefer kennt, das sich in der Greenwich-Street zu New-York in die Haut der eigenen Landsleute frißt, der Höllen San Francisco's, New-Orleans nicht zu gedenken, muß in dieser Strenge auch eine Art Nothwehr erkennen. Für den Lindwurm des Unglaubens findet sich nicht bald ein Ritter St. Georg, und dem Geiste der Forschung im Gebiete der Religion sind keine Schranken gesetzt. Ist Boston vor andern die Stadt der Kirchen, so ist sie es nicht durch ihre ausschließliche Kirchlichkeit, vielmehr durch die Achtung für religiöse Ueberzeugung. Finden wir hier nicht Unitarier, Universalisten, Baptisten, Methodisten, Congregationalisten neben den Alt-Puritanern, und ist es einer dieser Sekten jemals eingefallen, der römisch-katholischen Kirche, deren Priester immer rühriger werden, Licht oder — Schatten weiter auszubreiten, — oder den Deutsch-Protestanten oder den Englisch-Kirchlichen den Weg zu ihren Altären abzusperren? Nur vor den Untiefen des religiösen Radikalismus und dem Labyrinthe des Pantheismus, vor den Sümpfen des Materialismus macht er Halt, nur deren Apostel verfolgt der Bostonier mit finsterm Blicke, wiewohl er auch diese machen läßt, wohl wissend, daß ihr Geifer nicht bis zum Himmel reicht und sie „die Erde nicht füllen mit mächtigem Schall."

Aber — die „Nichtswisser" — die letzte Ausgeburt amerikanischer nativistischer Feindschaft gegen die Foreigners, insbesondere „die deutschen und irländischen Eindringlinge," — haben sie nicht auch in der Bay-State City, in Neu-England Boden gewonnen? Ja, und zum nicht geringen Befremden der alten politischen Parteien. Aber der Himmel wird sich wieder klären. Unter einem großen Theile der Bevölkerung hat die echte Bildung noch festern Boden gefaßt, und eine Schwester dieser ist die Humanität; Bildung und Humanität aber kennen keine Foreigners — weder offene Feindschaft noch geheime Conspiration gegen sie. Ist eine solche nicht Unsinn? Wer sind denn die sogenannten Nativisten? Erwächst ihnen daraus ein Vorzug oder Vorrecht, daß ihre Väter oder Großväter um einige Jahrzehnte oder auch um ein Jahrhundert früher Flüchtlinge oder Argonauten waren? Und wie verträgt sich eine solche Ausschließlichkeit mit republikanischen Grundsätzen, mit Freisinnigkeit, mit dem Geiste unseres Jahrhunderts? Wäre Amerika, was es ist, ohne deutsche Arme, ohne germanischen Fleiß und — frei heraus! — ohne deutsche Intelligenz? Woher und wozu dieser Haß? Worauf dieser Know-Nothings-Hochmuth? Welcher Arm lenkt den Pflug rüstiger? Welcher Einwohner geht ruhiger seines Weges? Sind unsere Handwerker Pfuscher? Sind wir nicht geschmeidig genug? Sollen wir vielleicht einen Yankee'schen Firniß über unsere Haut ziehen? Müssen wir ganz und gar, mit Haut und Haar, mit Kopf und Herz im Anglo-Amerikanerthum aufgehen, ehe wir zur Gnade der Adoption gelangen? Nimmermehr! Der Deutsche bleibt deutsch; er bietet Amerika den deutschen Arm, ein deutsches Herz, und behält und bewahrt als ein Kleinod, was ihm in der alten Heimath lieb und theuer war. Ja er meint sogar, es stände Manchem der Vorgekommenen gar wohl an, die Nachgekommenen etwas näher ins Auge zu fassen und zu prüfen, ob nicht deren Charakter und Sitten Manches bieten, durch dessen Annahme ein Yankee zu keinem Abderiten oder Barbaren würde. — Doch genug von diesem unheimlichen Sondergeiste; er findet wenigstens auch in New-England sehr energische Gegner, und der gesunde Menschenverstand muß und wird siegen. Wir sind keine deutschen Bürger mehr, nein, wir wollen Deutsch-Amerikaner sein, aber immer und immer bleiben wir deutsche Männer, so lange der Anglo-Sachse oder — die Gelehrten sind bekanntlich nicht recht einig — der Romano-Normanne von besserm Kitte und edlerm Blute sein will. Ist aber die anglosächsische Abkunft eine ausgemachte Thatsache, wie unsinnig erscheint dann die Ausschließlichkeit! Sind die Anglo-Sachsen nicht germanisches Vollblut? Wer aber untersucht die Normannen-Mischung? Germane und Normanne gewannen England durch die rohe Kraft des Armes, — Amerika gehört der Menschheit durch die Stärke des Geistes. Wessen Athem und Herz in der alten Heimath stocken, wessen Schweiß dort vergebens von der Stirne rinnet, wer sich nicht das letzte Mark aussaugen lassen will, — er komme und athme, lebe und webe unter dem Sternenbanner! Keine Zunge, keine Farbe, kein Blut, kein Altar bedinge den Einlaß! Fromme Wünsche, utopische Träume! Vielleicht — vielleicht auch nicht. Der nächste Sturm in der alten Welt wird's lehren; wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist er im Anzuge.

Aber wie sieht es in Bostons Bar-Rooms aus? Mäßig bis zum Unmaaße; intemperirt temperirt. Wiewohl ich von Natur aus zu den Temperenzlern gehöre und von Haus aus Nichts als Thee- und Wassertrinker bin, so mag ich mich doch so wenig an einen Wassereimer schmieden oder an eine Theekanne bannen, als in einem Brandykübel ersäufen oder verbrennen lassen. Will der Mensch ein Unmensch — eine Bestie sein, so hilft auch kein Temperenzgesetz dagegen. Wo überdieß das Vereinsrecht in vollster Kraft besteht, bedarf es keiner Gurgelcuratel; der Trinksucht macht kein Buchstabe — kein Richter — kein Straßenapostel den Garaus; die Bar zeigt

nur Wasser und Wässeriges, das Hinterstübchen für den Vertrauten; mundus vult decipi. Das widrige Gefühl einer Unterdrückung des freien Willens in solcher Richtung sollte wenigstens kein Freistaat hervorrufen.

Fort von Bottle und Büttel, hinaus, ins Freie, nach dem stattlichen freundlichen Common. Eine würdigere Umgebung könnte das Statehouse nicht wohl haben; rechts und links den Hügel hinab ächte Residenzstraßen, eine Reihe von Wohnungen seiner Geldfürsten, seiner Patricier? und vor sich und diesen einen großen Park, gleichsam zur Vorhalle; eine Zierde der City. Freilich auch die einzige dieser Art, denn die wenigen kleinern Anlagen in andern Stadttheilen bedeuten nichts, so anerkennenswerth das Bestreben ist, auch dort ein Stückchen Natur zu erhalten. Wie in den meisten amerikanischen Städten, so auch hier, keine neue Straßenanlage ohne die Zierde des Grünen; Tausende der schönsten Bäume sind ihr Staat und mit welcher Sorgfalt schützt man diese vor Ungeziefer und Element! Dafür schmückt aber auch Natur die Zinnen der Häuser mit den schönsten Baumkronen. Wahre Arkaden wölben sich meilenweit von Haus zu Haus.

Der Common, sowie der nur durch eine häuserfreie Straße (Charlesstreet) von ihm getrennte Public Garden, sind das elisäische wie das Marsfeld und der Pflanzengarten Bostons; freilich nicht nach Pariser Maas, immerhin aber — zumal mit dem Hügel Belvedere nach dem Charles-River und den mit Villen übersäten Bergen eine Augenweide, — anmuthige Erholungsorte. Man muß schon seine Freude daran haben, wenn man hört, daß das Alles Bürger gaben; der ganze 48 3-8tel Acres fassende Common ist das Geschenk eines einzigen; und wie wohl thut es, wenn die Kauffrau, obwohl sie es einer Fürstin gleich thun kann, ruhig an einem der Brunnen des Parkes wartet, bis die Armuth sich gelabt, drauf nach der gleichen Schaale greift, den Durst ihrer kleinen Wildfänge zu stillen; wenn der Jubel von hundert und aber hundert Kindern zum Ohre schallt und sie weder Stock noch Fluch vertreibt; wenn das Elend — der Hunger — in keiner Ecke kauern, auf keinem der vielen Pfade die Hände entgegenrecken, obwohl weit und breit kein Policeman zu erblicken; wenn vom dämmernden Abende bis zum Sternenfunkeln Tausende auf dem Rasen und unter dem Laubdache lagern, in tiefster Stille auf die Klänge einer Freimusik lauschend. Würde wohl Bruder Michel ohne Bierschank und Bank so ruhig bleiben? der Yankee vermißt sie nicht; bei Drehorgelqual oder Ohrenschmaus die gleiche Ruhe — bis ihm die Bande zu guter Letzt mit einem Yankeedoodel ihre Huldigung bringt. Nun aber wuselts in allen Gliedern bis zu den Fingerspitzen hinaus; solche Klänge sind unwiderstehlich; die steifen Gliedmassen werden elastisch; das Auge blitzt, der Athem wird rascher, das Herz voll, der Mund läuft über, das Gesumm wird lauter und lauter und endlich zum Rauschen des Beifalls. Der letzte Ton verhallt — mit ihm der Jubel und in derselben Stille und Ruhe, in der sie sich sammelte, zertheilt sich auch die Menge schnell nach allen Richtungen und die Brunnen lassen ihr trauliches Geplauder wieder vernehmen. Ehre dem Ehre gebührt. Respekt vor einem solchen Volke; sein Doodle ist seine Marseillaise. Es hat ihn bekanntlich John Bull abgelernt, dessen Uebermuth damit höhnte, als er den Boden mit eisernem Besen von dem Rebellengesindel säubern wollte, dieses aber den Stiel umdrehte. Das Spottlied wurde zum Siegeslied. Kein Yankee vernimmt diese Weisen ohne Bewegung; sie sind des Bäbis Wiegenlied; in der Freude des Mannes Kuhreihen; sie sind des Matrosen Tagwache, des Milizen Zapfenstreich, des Soldaten Parademarsch; Knabe und Mädchen, Greis und Matrone, Krämer und Kaufherr, Senator und Farmer, Rowdies und Loafers, Minister und Küster vergessen sie so wenig als der Pelzjäger in der Einsamkeit des Urwalds.

Unter der Baumgarde des Common ragt gleich einem Flügelmann ein Ulmen-Veterane hervor, älter als die Stadt. Der Indianer, der ächte Nativist, der von der Tory-Knownothings-Arroganz vertriebene legitime Landesherr ruhte unter ihm, ehe der erste Scalp eines weißen Eindringlings — seiner leichenfalben Dränger — an seiner Hüfte hing. Wenn man dem alten Gesellen die Zunge lösen könnte! Aber er schweigt zu Allem, was die großen und kleinen — braunen und weißen — Menschenkinder unter ihm und um ihn her trieben und noch treiben. Seine Jugendfreunde und Feinde sind auch seine Altersgenossen; sie bleiben die gleichen, der greise Wächter aber wird immer schläfriger, dürrer und morscher. Der Frühling bringt ihm noch immer einen stärkenden Maitrank, aber er dringt nicht mehr wie sonst in's Mark; Sommer und Herbst putzen ihn noch immer gehörig heraus, aber er hat nicht mehr viel Freude daran, sein Gesicht bleibt grämlich, sein Haupt gebeugt und wenn er auch dem kalten herzlosen feindseligen Gesellen, dem Winter, noch die Stirne zeigt und seinen Spießgesellen, den Stürmen, die narbige Brust entgegenstemmt, so hat er doch zu thun, um sich auf den Beinen zu erhalten. Der letzte Sommer hat ihm einen Ehrenschild gebracht und der wackere Bürger, welcher ihn spendete, hat im Gedächtnisse seiner Mitbürger sich selbst einen verdient. — Pietät gegen die Natur ist Pietät gegen den Schöpfer.

In einem Winkel des Parks gegen Winthrophouse und Pleasantstreet ist ein Friedhof mit seinen Langschläfern, seinen Cypressen und verwitterten Steinen nur noch zu Familiengrüften offen; um ihn der Tummelplatz des leichtfüßigen Knabenvolks, der Lustgarten der heißblütigen Jugend, die Rennbahn des

rastlosen Geschäftsmannes, der Trugwinkel des keuchenden Hypochonders, (von der Race der Staatshämorrhoidarier soll sich in der ganzen Union nur ein einziges Exemplar und zwar in Barnums Museum befinden), das Stelldichein der Liebe, der Parade- und Drillplatz der Milizen, die Schaubühne der Eitelkeit, das Luginsland der Hoffnung. So ist's einmal auf diesem Erdenrunde; Dem so, Jenem anders; heute Mir, morgen Dir. An den dumpfen Schlafkammern — an den schwarzen Trauergestalten — vor einer geöffneten Gruft wuselt der Menschen-Ameisenhaufen vorüber; Niemand denkt daran, auch nur den Hut zu rücken, als ob's ein Todter nicht werth wäre, dessen Stirne noch feucht ist vom Kusse des Todesengels! Was kümmert's ihn — den Alltagsmenschen — daß ein Auge — vielleicht auch ein Herz — mehr brach? Der Geist andächtiger Betrachtung paßt nicht zum Business; er sieht und athmet ja noch und der Geschäftswurm wühlt und bohrt ja in seinem Schädel; die Begierden und Bedürfnissen des Lebens lassen ihm keine Zeit, auch nur ein Vaterunser zu beten. Es ist gar zu altmodisch und einfältig, vor einem Leichenwagen stehen zu bleiben und an den letzten Weg zu denken; die Natur ist ja Alles in Allem geworden — Herrgott und Ewigkeit!

Was seh' ich? Hinter einem Trauergeleite doch ein unbedecktes Haupt und gefaltete Hände. Kahl ist der Kopf, welk das Gesicht, verwittert, weißborstig der Bart und das Gewand? will's gerne glauben, daß der stiernackige, grobknochige, vierschrötige Schwarzwälder noch etwas übrig hat von seinem Köhlerglauben; der Rock ist wohl schon ein halbes Jahrhundert drüben zur Kirche und zur „Leiche" gegangen. Erst gestern betrat der alte Franz-Xaveri das Land der Verheißung; er ist daheim steinalt und so arm geworden wie eine Kirchenmaus trotz Fleiß und Schweiß; er hat sie alle begraben die Seinen bis auf das letzte Kind und das haust in Amerika.— Als auch auf das Grab seiner „Wirthin" das Kreuz gesteckt war, da trieb's ihn fort — über's Meer — zum letzten Kinde, das ihn begraben soll. Es ist ihm wohl des Weibes Leiche eingefallen, drum konnt' er nicht vorüberkommen, ohne in aller Stille ein Kreuz zu machen und ein Gebet zu flüstern. Einen Weihwedel sieht er nicht — auch kein Wasser, aber die Lippen bewegen sich. Ob er wohl betet in seiner sancta simplicitas?

„Ich gib dir einen heiligen Weihbrunn.
Gott ist dein Ursprung;
Gott ist dein Vater und du sein Kind —
Ich bitt', verzeih ihm alle seine begangene Sünd'!
Herr, erbarme dich unser!"

und „ihrer" — der Liliputen — die an deinem Sonnenthrone hinaufkrabbeln wollen!" respondirt der schreibende Landsmann simplicissimus.

Es ist doch ein Jammer, daß die Gemüthlichkeit gar nicht herauswill aus der deutschen Haut! wozu diese Herzensschwummelei und Duselei?

Wie nett — wie fad!
warum so zart?
nur immer schlau,
nur immer smart:
das Herz ist unnütz —
und zu glauben —
ein Trost für Schlaf —
und Weiberhauben.

Auch eine Krystallsäule vom reinsten Wasser steigt zu den Baumkronen empor, ihr Becken aber breitet sich ziemlich ungelegen hinter einem Hügel aus, so daß die Wasserstrahlen kaum über diesen reichen. Nur an Sonn- und Festtagen zeigt der kleine See seine Künste; dann bewegen sich die Ladies der Küche in Schleier und Seide in Ermanglung bordirter Liebhaber und zweifarbiger Kasernenritter am Arme glanzlederner Gentlemen in dichten Massen in diesen Naturparlor und die bescheidene hoffnungsvolle Arbeitersfrau im schlichten Wollenkleide hätte nicht den Muth, sich hindurchzuwinden, wenn nicht ihr Husband mit dem Baby auf dem Arme die Reihen lichtete.

Hinter dem Hügel blitzen an Uebungs- und Paradetagen die Bajonette der Bürgergarden; reiche Uniformen, schöne Männer, bequem in der Haltung, zum größten Theile unbeholfen in der Bewegung. Wohl dem Staate, daß er nicht nöthig hat, aus dem Spiele Ernst zu machen.

Dem Public Garden fehlt zum Garten fast noch Alles; nur da und dort erblickt man ein Caro zum großen Blumenteppich; die Bordüre scheint vollendet, tritt man aber näher, so findet das Auge auch hier große Lücken. Wächst der Geschmack mit der Anlage, so läßt sich etwas erwarten, für jetzt aber wird auch der bescheidenste Garten- und Blumenfreund unbefriedigt weiter gehen. Nirgends Farbenmischung, kein Bouquet, kranke Blüthen, keine Gesträuche, kein Schatten, nicht einmal eine Raseneinfassung. An den einfachsten Blumenbeeten eines deutschen oder französischen Gartens kann sich das Auge erquicken, hier aber wendet man ärgerlich den Rücken, denn die Lage verdiente Alles und bietet nichts. Die ganze große Fläche ist dem Charlesriver abgewonnen; gehört dieser Schöpfung nicht schon darum der schönste Kranz der Natur? Alle Mittel sind vorhanden, sollte es nur am Willen — am Geschmacke fehlen? Kaum glaublich. Hoffentlich tritt mit der Vollendung des roheren Theils der Anlage eine Metamorphose ein und die Glas- und Bretterhütte mit ihren paar Töpfen, welche man als Gewächshaus hinnehmen soll, weicht einem Tempel der Flora. — Diesem Garten, oder noch besser, dem Commonhügel, ein Monument, etwa eine Amerika, eine Libertas — einen Washington — von kunstgeweihter Hand und Boston hätte einen Park, um den es alle Metropolen der Welt beneiden würden. Dann könnte man den Bret-

terthurm am obern Fremontende desselben übersehen, dann würde diese Thurmfratze nicht mehr so hölzern auf die herrlichen Bäume herabglotzen, das Auge nicht mehr an ihrer Zipfelkappe hängen bleiben; das großartige Stadtbild wäre vollendet.

Heimweh — Heimweh rüttelte und schüttelte am ganzen Leibe. Man hatte mich auf die Reize des Indian-Sommers vertröstet: die würden mich gewiß den deutschen Altweibersommer vergessen machen. Ich ging hinaus nach Feld und Wald; ich genoß sie alle diese Reize: die Krystallklarheit des Himmels, die Farbenpracht der Wälder, den Balsam der Lüfte; was half's? Auch in diesen reichen milden hesperischen Tagen kann ich mich nicht vom Eindrucke des Werdens, des Keimes, der Rauhheit, der Wildheit des Landes befreien. Längst wird ihm die Pflege des Pflugs, der Menschenhand, aber überall zeigt es noch das Bedürfniß der Kultur; — so — das Leben nicht minder. Der Maler mag entzückt seine Mappe füllen, der Kaufmann vergnügt in seiner Kasse wühlen, der Farmer zufrieden mit Garten und Feld einheimsen, der Naturforscher mag überall Schätze finden; am schlichten einfachen Menschen, wie ihn Gott in der Heimath hat wachsen lassen, wächst nichts zum zweitenmale. Das Herz schlägt nur einmal Wurzeln und nicht wieder; — sie sind abgerissen. Die reichste Natur — wenn fremd — bleibt ohne die Glorie der Heimath. Die Jugend will hinaus in die schöne weite große Welt; — wie wird das Alles anders mit den Jahren! wie schrumpft die Welt zusammen mit der Zeit, — wie grau sie mit den Haaren, und der traute stille kleine Winkel, in dem man selbst klein war, lacht uns zuletzt allein noch an! „Und gibt es denn gar nichts, was auch die Fremde werth machen kann?“ fragte mein Begleiter, der diese und ähnliche Meditationen und Lamentationen gelassen hingenommen hatte und mich mit seinen großen tiefdunkeln Augen so vertraut ansah, als wenn wir schon in Knabenschuhen an der Bergstraße zusammen Kirschen genascht hätten. — Beschämt drückte ich ihm die Freundeshand. Der Yankee wollte keine Antwort mehr.

Wenn noch so viel taubes Gestein im Wege liegt, — einen Stein hab' ich doch hier gefunden, der noch über den Stein der Weisen geht, den Diamant der reinsten Menschenliebe. Auch jenseits des Oceans würde mein Herz des Erdenleidens nicht entwöhnt. Der Unglückliche ist überall ein Mann der Wüste. Aber — wohin gerathe ich? Sie wollen ja keine tristia ex ponto. Entschuldigung! ich werde wieder in's rechte Geleise zu kommen suchen; für heute aber nicht mehr, denn Stimmungen lassen sich nicht wenden gleich Handschuhen. God bye!

Die Geschichte der deutschen Ansiedlungen des westlichen Texas und deren Bedeutung für die Ver. Staaten.

Von Friedrich Kapp.

(Im Auszuge.)

Unter den sechs Vorträgen, welche einige gebildete Deutsche New-Yorks in den letztvergangenen Wochen hielten, erregte der obengenannte das lebhafteste Interesse. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, wie die Neuheit desselben für das deutsche Publikum der nördlicheren und westlichen Staaten, macht es uns zur Pflicht, so viel aus diesem Vortrage mitzutheilen, als unser beschränkter Raum uns nur immer gestattet. Wir beginnen mit dem Rückblick auf Texas, vor dessen Anschluß an die Ver. Staaten.

„Der jetzige Unionsstaat Texas war früher eine Grenzprovinz des spanischen Vicekönigreichs und der späteren Republik Mexiko. Zwischen dem Sabine-River und Rio Grande erhebt es sich wie ein Amphitheater aus dem mexikanischen Golfe. Die flachen Küsten steigen allmählig zu wellenförmigen Hügelreihen auf. Diese schließen sich an die gebirgigen Ausläufe der Sierra Madre an, welche nach Nordwesten hin die natürliche Grenze des Landes ausmachen. Texas bildete eigentlich zwischen den Mississippi-Staaten und Mexiko eine natürliche Brücke. Die Spanier aber suchten sich durch diese Provinz von der Berührung mit Engländer und Franzosen abzusperren und ließen aus diesem Grunde vom ersten Tage ihrer Herrschaft an das ganze Land öd und wüste liegen. In dem ungeheuren Gebiete, welches an Flächeninhalt Deutschland fast gleichsteht, wohnten kaum einige tausend Menschen, bloß einzelne Ansiedelungen, wie Gonzales, Golead und San Antonio waren vorhanden und Fremden jeder Nation war es bei Gefängnißstrafe untersagt, sich dort niederzulassen oder länger aufzuhalten. Nur eine einzige Militärstraße durchschnitt die Provinz in einer ziemlich geraden, etwa 150 englische Meilen von der Küste entfernten, mit dieser parallel laufenden Linie; sie ging vom Presidio del Rio Grande nach dem befestigten San Antonio und zog sich von dort nach dem Militärposten Nangiboches, von dem aus sie die Verbindung mit dem Red-River und Mississippi bewerkstelligte. Die Spanier erreichten übrigens durch dieses methodische Absperrungssystem ihren Zweck vollkommen und wie früher gegen die französischen Niederlassungen, so hatten sie später gegen die Ver. Staaten in Texas eine sichere Schutzmauer gewon-

nen. Diesem Zustande machte, wie uns Herr Kapp weiter entwickelt, die merikanische Revolution ein Ende. Statt des bisherigen Abschließungssystems trat das entgegengesetzte ein. Man bestrebte sich, Colonisten nach Texas zu ziehen und die Regierung verschenkte ganze Counties an Einzelne unter der Bedingung, daß sie eine gewisse Anzahl Familien innerhalb einer gesetzten Frist daselbst ansiedelten. Diese Beschenkten hießen Empresarios. Der später so berühmt gewordene Moses Austin aus Durham in Connecticut war ein solcher Empresario, der allein 540 Acker geschenkt erhielt. Bald zogen amerikanische Sklavenhalter nach den Niederungen von Texas, wo das Land am billigsten war und sich trefflich zu Baumwollen- und Zuckerpflanzungen eignete. Die Abschaffung der Sklaverei in Meriko veranlaßte daher auch vorzüglich die Unabhängigkeitserklärung von Texas. Das war das Motiv zu diesem sogenannten „Freiheitskampf", gegen die Unterdrückung einer ohnehin machtlosen Regierung. (Man sieht hieraus abermals wie die Sklavenhalter, jesuitisch schlau, immer die Freiheit vorschützen, wenn sie ein neues Gebiet für die Sklaverei erwerben wollen. Die Nebraska-Bill war dasselbe Manöver.) Nach dem Siege von San Jacinto Torres wurde denn auch die neue Constitution von Texas geschaffen und der der nordamerikanischen Sklavenstaaten nachgebildet. Erst 1845 unter Polk gelang es indessen, dem neuen Staate Aufnahme in die Union zu erlangen.

Wenige Jahre früher (1842) hatte der Graf Karl zu Castell einen „Verein deutscher Fürsten und Herren" ins Leben gerufen, um den Zustand der arbeitenden Klassen in Deutschland zu verbessern, den Pauperismus durch Anlegung von Armenkolonien zu vermindern, dann aber zugleich durch derartige Ansiedlungen neue Märkte zu eröffnen.

„Der Charakter jener Zeit," sagt Herr Kapp, „hätte allerdings dem Plane nicht günstiger sein können. Es war dieß der Anfang der vierziger Jahre, die Periode des ersten politischen Erwachens, des ersten Auftauchens des Nationalgefühles, der deutschen Flotten- und Seemachtsträume, der unklaren Wünsche und Bestrebungen; aber auch die Zeit des ersten Anklopfens der socialen Frage, der ersten Proletarieraufstände, welche plötzlich die Lage der arbeitenden Klassen zur Parole des Tages machten." Von den verschiedenen „Universalmitteln," die damals zur Abhülfe der Armuth auftauchten, war übrigens der vom Grafen Castell in Angriff genommene Plan nicht der schlechteste und konnte sogar unter einer umsichtigeren, energischeren Leitung von tiefergreifendem Nutzen für die Auswanderer und selbst von politischer Bedeutung werden.

Die Empresarios richteten, nachdem Texas sich unabhängig erklärt hatte, ihre Aufmerksamkeit auf die deutschen Auswanderer. Zu diesem Zwecke wurde Texas in der deutschen Presse systematisch „gepufft," gut geleitete und bezahlte Agenten wirkten gleichfalls dahin, und so wurde das Augenmerk des „Vereins deutscher Fürsten und Herren" auf Texas gerichtet. Die deutschen mediatisirten Fürsten gingen um so bereitwilliger auf den Kolonisationsplan ein, als sich ihnen selbst ein Ersatz für ihre durch die Allmacht der Büreaukratie immer mehr verfallende Herrlichkeit darzubieten schien. Neue Majorate schwebten ihrer Phantasie vor! War doch damals Texas noch ein selbstständiger Staat, wachte doch England noch mit eifersüchtigem Auge darüber! Doch lassen wir Herrn Kapp selbst weiter reden:

„Alle diese Gesichtspunkte wurden aber vom ersten Abgesandten des Vereines, dem Grafen Boos-Waldeck, einem Junker des gewöhnlichsten Schlages, übersehen. Er war beauftragt, das zur Ansiedelung ausersehene Land in Augenschein zu nehmen und bereiste es zu dem Ende im Jahre 1843. Er kam aber nicht einmal bis an den Fuß der Gebirge, wo sich später die Deutschen niederließen, sondern kaufte im Osten des Staates, in Fayette County, etwa 15 Meilen vom Colorado, eine Legua Landes, legte dort eine Baumwollenpflanzung an, die Nassau-Plantage, bebaute sie mit Sklaven, die er selbst erworben hatte, und fand bald heraus, daß es für einen wohlhabenden Ansiedler keine rentablere Kapitalanlage geben könnte. Er gab deßhalb seinen Freunden in Deutschland den Rath, ihre Kapitalien ebenfalls in vereinzelten Pflanzungen anzulegen, daneben aber die Einwanderung unbemittelter Deutschen zu ermuntern, weil diese den Werth des Bodens erhöhten — kurz, gemeinsame Sache mit den Sklavenhaltern zu machen, deren Interessen den Valeitäten des Herrn Grafen am verwandtesten waren. Dieser Vorschlag, in welchem ein amerikanischer Demokrat etwas ganz Natürliches, sich von selbst Verstehendes, erblickt haben würde, ging aber selbst den deutschen Fürsten und Herren zu weit. Sie schreckten vor einem Bündniß mit den Sklavenhaltern zurück und blieben dem ursprünglichen Plane treu; worauf denn der Graf von Boos-Waldeck wegen Verwerfung seines Vorschlages aus dem Verein austrat. Zu dessen großem Nachtheile war dieses aber in's Publikum gedrungen. Der Verein, sei es aus Stolz oder im Gefühle seines Rechtes, desavouirte ihn nicht öffentlich und die natürliche Folge dieser Unterlassung war, daß sich die ganze unparteiische Presse gegen das Unternehmen aussprach, indem sie dasselbe in Ermangelung jeder direkten Aufklärung nur als die Absicht einiger hochadeligen Familien auffassen konnte, sich auf Kosten armer Auswanderer zu bereichern und ihre Herrschaft auf Beibehaltung und Ausdehnung der Sklaverei zu stützen. Erst einige Zeit darauf veröffentlichte der Verein seine unterm 24. März 1844 entworfenen und am 3. Mai 1844 vom Herzoge

von Nassau bestätigten Statuten. Er hatte unter dessen Protektorate den Fürsten Leiningen zum Präsidenten, den Grafen Karl zu Castell, die eigentliche Seele des Ganzen, zum Vicepräsidenten und Geschäftsdirektor ernannt. Mitglieder des Vereins waren unter Andern noch der Prinz Friedrich von Preußen, der Herzog von Coburg-Gotha, der Landgraf von Hessen-Homburg, der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, der Fürst Ferdinand und die Prinzen Alexander und Karl zu Solms-Braunfels, sowie noch etwa 30 mediatisirte Fürsten, Grafen und Freiherren."

„Der Verein versprach jedem erwachsenen Ansiedler gegen Einzahlung von 300 Gulden 40 Acker Land in der Kolonie und freie Ueberfahrt dahin; jedem Familienvater gegen Einzahlung von 600 Gulden 80 Acker und für ihn und die Seinen gleichfalls freie Ueberfahrt. Außerdem aber Uebergabe eines Blockhauses und Ueberlassung von Vieh und Feldgeräth zu billigen Preisen, sowie endlich Herstellung von Kirchen, Schulen, Apotheken und Krankenhäusern — forderte aber dafür, daß der Ansiedler innerhalb dreier Jahre 15 Acker urbar machen und sein Haus bewohnen müßte.

„Auf eine demgemäß erlassene öffentliche Aufforderung meldeten sich mehr als erwartet. Der Verein nahm im ersten Jahre nur 150, im zweiten aber 2000 Familien an. Prinz Karl zu Solms ging als Generalcommissär des Vereins sofort nach Texas ab. Der Verein übernahm, obgleich es ein Leichtes gewesen wäre, eine Strecke Landes von der Regierung geschenkt zu erhalten, zwei Grants von zwei Spekulanten-Bourgeois, D'Orvanne und Heinrich Fischer, von denen das eine, das D'Orvann'sche, von zweifelhafter Gültigkeit, und das des andern so tief in der Wildniß lag, daß es noch Niemand mit eigenen Augen gesehen hatte.

„Diese Uebernahme war einer der ersten und ärgsten Fehlgriffe, welche sich der Verein zu Schulden kommen ließ, denn dadurch erhielt das Unternehmen das Ansehen einer Landspekulation und wurden finanzielle Verwicklungen herbeigeführt. Bloß Heinrich Fischer, der schlaue Humbuger, gewann. Der Vertrag zeigt uns diese Folgen im hellsten Lichte: Prinz Solms ging im Frühjahre 1844 den im Spätsommer nachfolgenden 150 Familien voran. Je weiter der Prinz aber in das Land vordrang, um von dem Fischer'schen Grant Besitz zu nehmen, desto mehr überzeugte er sich, daß die Unwegsamkeit des zu durchziehenden Gebietes, die gefährliche Nachbarschaft der Indianer und die weite Entfernung von der Küste und jeder menschlichen Wohnung die Erreichung des noch Hunderte von Meilen nördlicher liegenden Grants unmöglich machte. Er beschloß also da, wo der Comal sich mit dem Guadaloupe verbindet, eine vorläufige Niederlassung zu gründen und eine Art Befestigung anzulegen. Den Punkt charakterisirt Herr Kapp als gut gewählt und fügt hinzu, daß dieß hauptsächlich dem schon seit längerer Zeit in Meriko und Texas sich aufhaltenden deutschen Botaniker Lindheimer zu verdanken sei, der sich dem Zuge des Prinzen angeschlossen hatte. Im Frühjahre 1845 hatte dieser Punkt den Indianern noch als Berathungsplatz gedient und fast zur selben Zeit wurde die erste deutsche Stadt in Texas gegründet, die der Prinz nach seinem Stammschlosse an der Lahn Braunfels nannte. Den Prinzen schildert der Vortrag als einen zwar gutmüthigen, aber unpraktischen, romantischen Ideen huldigenden Menschen, der zum Leiter einer jungen Kolonie durchaus nicht paßte. So lange Se. Durchlaucht Geld hatte, hielten es indessen die Ansiedler mit ihm und seine Leibgarde, die er sich aus ihnen gebildet, sang ihr Prinzenlied, dessen Refrain:

„Drum, mag da kommen, was es sei,
Wir dienen unserm Prinzen treu,
Wir tapferen Teraner" —

charakteristisch genug für diese Leute und ihr Verhältniß zum Prinzen ist. Uebrigens überzeugte sich der Prinz bald, daß die Ansiedler sich schlecht lenken und bevormunden ließen. Er zog sich deßhalb von den Geschäften zurück und überließ sie seinen importirten Beamten, meistens ehemaligen Offizieren, Junkern und Büreaukraten, die die Kolonie herzlich schlecht verwalteten. So lange das Geld ausreichte, hielt die Sache indessen noch zusammen. An Solms Stelle schickte der Verein den ehemaligen preußischen Regierungsassessor von Meusebach. „Dieser," erzählt uns Herr K., „ist von allen bei dem Kolonisationsplane betheiligten Persönlichkeiten die geistig bedeutendste und tüchtigste. Was der Verein überhaupt leistete, that Meusebach. Er brachte Alles erst in Gang und seine Gewandtheit und Selbstverleugnung bewahrte den Verein vor dem Bankerott und Tausende vor dem Hungertode. Er gründete Friedrichsburg, schloß günstige Verträge mit den Indianern ab und unternahm die erste Expedition in den Grant unmittelbar darauf, nachdem die zu diesem Zwecke ausgeschickte Gesellschaft aus Furcht vor den Indianern umgekehrt war. Als einst die drängenden Gläubiger Meusebach mit dem Revolver in's Zimmer rückten und ihn erschießen wollten, wenn er nicht für den Verein zahle, brachte er sie, anstatt erschossen zu werden, noch dahin, daß sie sich nicht bloß beruhigten, sondern ihm ein neues Darlehn machten. Bei den Amerikanern fand M.'s Charakter volle Anerkennung und seine Wirksamkeit den verdienten Beifall. Die Deutschen aber conspirirten gegen ihn und stellten sich dadurch ein Zeugniß ihrer damaligen politischen Unmündigkeit aus, indem sie sich von einigen intriguanten Drahtziehern lenken ließen. Uebrigens scheinen sie später selbst ihr Unrecht gegen M. eingesehen zu haben, indem sie 1852 ihn in den Senat des Staates Texas wählen hal-

fen." Meusebachs Unglück war, daß, als er bei der Colonie (Mai 1845) eintraf, das Geld schon sehr spärlich floß und keine Mittel besaß, um die im Frühjahre 1846 in Indianola und Galveston ankommenden neuen Einwanderer zu unterstützen.

Der Verfasser des Vortrages kommt nun auf den zweiten deutschen Zug nach Texas, dessen tragisches Geschick in der Brust jedes fühlenden Menschen den schmerzlichsten Wiederhall fand und ewig finden wird. Als die neuen Einwanderer, aus mehreren tausend Köpfen bestehend, ankamen, war nicht die geringste Anstalt zu ihrem Empfange getroffen. Indianola bestand nur aus einigen Hütten, die obendrein noch meistens von den nach Mexico durchmarschirenden Ver. Staaten-Truppen in Beschlag genommen wurden. Der Verein hatte nicht einmal Geld genug, um Wagen zum Transporte des Gepäcks der Einwanderer zu kaufen. So sahen diese sich darauf angewiesen, in dem ungesunden Klima der niedrigen Küste bis auf Weiteres auszuhalten. Bald zeigten sich die übelsten Folgen davon. Der ungewöhnlich häufige Regen verdarb die mitgebrachten Lebensmittel; das schlechte Wasser, das enge Zusammenleben mehrerer Tausende, die eintretende Wärme des Sommers, endlich die lange Unthätigkeit, die daraus hervorgehende Erschlaffung, das Trinken, die Unreinlichkeit, die sonstige liederliche Lebensweise, die Enttäuschung und gänzliche Niedergeschlagenheit nach übertriebenen Hoffnungen — alle thaten mit erhöhten Kräften das Ihrige.

Da griff der Tod hinein und raffte zwei Drittheile der Immigranten weg. Ein Theil der Uebrigen, durch die Schrecken des Todes zur Vernunft gebracht, bildete unter Leitung eines schon länger in den Ver. Staaten gewesen Deutschen, Namens Büchel, eine Compagnie Rangers und zogen in den Krieg nach Mexico. Ein anderer Theil machte sich auf eigene Faust und mit seinen geringen Habseligkeiten beladen auf den Weg nach Neu-Braunfels. Das Elend, welches unter den Zurückgebliebenen und mitten ins Land Gezogenen herrschte, sucht vergebens einen Ausdruck der Sprache. Auf der Landstraße von Indianola nach Neu-Braunfels lagen Menschenknochen, Kleidungsstücke, ganze Betten und Handwerkzeug, Kisten und Koffer zerstreut umher. An einzelnen Stellen stieß man sogar auf klein gehauenes Holz und eine Axt, aber keinen Menschen mehr. Man fand ganze Lager von Deutschen, die von der herrschenden Seuche afficirt waren und halb todt, winselnd um ein mattes Feuer herumlagen und keinen frischen Trunk für ihre lechzenden Zungen hatten, während ringsum die trostlose, von der Sonne durchglühte Prärie sich ausdehnte, und nur das Geheul der ihre Beute witternden Wölfe oder das Gekrächz der gierigen Aasgeier die schauerliche Stille unterbrach. Bei manchen Fieberkranken dauerte die Reise von Galveston bis Braunfels, die ein Gesunder in 6—10 Tagen macht, zwei Monate; die größere Hälfte aber starb unterwegs. Ein Mann setzte seine kranke Frau vom Wagen, um der Mühe, ihr zu helfen, überhoben zu sein! Mann und Wagen fuhren ihres Weges, die Frau aber ließ man verschmachten. Bald darauf wurde der Mann krank. Seine Gefährten behandelten ihn zur Strafe mit derselben Grausamkeit, mit welcher er seine Frau verstoßen. Er wurde ausgesetzt und verschmachtete gleich ihr.

Neu-Braunfels bestand damals nur aus wenigen Hütten, die ganz planlos aufgestellt waren. Zwischen diesen standen Zelte und brannten helle Feuer, um welche die Familien sich niedergelassen hatten. Pferde, Ochsen und Kühe grasten friedlich neben Zelt und Hütte, und abenteuerliche Gestalten in zerlumpter oder auffallender Tracht wandelten dazwischen umher. Das Ganze bot das Bild eines von den Truppen verlassenen Heerlagers, in welchem die Kranken, Marodeurs und Verwundeten zurückgeblieben. Der Verein that aus Mangel an Geld wenig zur Verbesserung der Lage seiner Schutzbefohlenen. Er trug sogar dadurch wesentlich zur Förderung der Seuche bei, daß er fast ausschließlich Rindfleisch, das billigste Nahrungsmittel, lieferte. Dem einzigen Arzte in Neu-Braunfels, dem Vereins-Doktor Köster, waren schon so Viele unter den Händen gestorben, daß man den Friedhof nur noch „Köster's Plantage" nannte. Die Leichen wurden daselbst so schlecht begraben, daß die Wölfe sie auskratzten, wodurch die Luft verpestet wurde. Dieser Zustand der Dinge hatte eine so große Gleichgültigkeit der Leute gegen Alles, was sonst dem Menschen theuer, zur Folge, daß Viele ihr ohnehin nur noch kurzes Leben so sehr als möglich zu genießen beschlossen. „Allabendlich wurde in einer hölzernen Bude getanzt. Gesunde und Kranke, denen der Tod schon in den Gliedern lag, rasten dort in wilder, verzweifelter Ausgelassenheit umher und berauschten sich um die Wette. Das Tanzlokal war kaum so groß, daß ein Paar sich darin drehen konnte. In einer Ecke saß der Klarinettist, zugleich Todtengräber des Ortes, und machte eine ohrenzerreißende Musik. Um sich selbst Raum zu verschaffen, schlug er die Tänzer, welche ihm zu nahe kamen, mit der Klarinette auf die Köpfe. Bei der langen Uebung, die er in dieser Handbewegung erlangt hatte, führte er sie mit solcher Geschicklichkeit aus, daß er dabei nicht einmal aus dem Takte kam. Oft drang der tolle Jubel aus dieser Tanzbude in das etwa tausend Schritt entfernte sogenannte Hospital, wo die Kranken „aufgehäuft" lagen."

All dieses Unheil verschuldete hauptsächlich der Verein der Fürsten und Herren durch seine leichtsinnigen und unpraktischen Veranstaltungen. Mit zu geringen Mitteln wollte er zu viel erreichen. Nach einer Berechnung des Vortragenden hätten allein

281,000 Dollars dazu gehört, um die Einwanderer nebst Gepäck nur bis Braunfels zu schaffen; die ganze Kasse des Vereins betrug aber nur 200,000 Gulden! Der großen Thätigkeit Meusebach's ist es zu danken, daß nicht die ganze Colonie zu Grunde ging. Im Herbst 1846 kamen endlich auch neue Gelder aus Deutschland. Die Krankheit nahm gleichzeitig ab, und die Ansiedelung erhielt neues Leben. Dagegen erzeugten die Nachrichten von dem Unglücke der letzten Einwanderung in Deutschland eine gewaltige Reaktion; die unbegründetsten Vorurtheile gegen Texas wurden laut und hielten die Auswanderung von da zurück.

„Zwischen dem Colorado und Guadeloupe wohnen jetzt etwa 15,000 Deutsche. Sie gruppiren sich namentlich um San Antonio, Neu-Braunfels und Friedrichsburg, und trieben vorwiegend Ackerbau. Der Einfluß deutscher Sitten und Denkungsweise macht sich trotz dieser nicht großen Anzahl in Texas jedoch mehr geltend als in irgend einem Theile der Ver. Staaten, den ich gesehen," erzählt Hr. Kapp, der den größten Theil der Unionsstaaten durchreist hat. „Der Grund dieser Thatsachen," fügt er hinzu, „liegt weniger in dem Verhältniß ihrer Anzahl als in dem Umstande, daß das deutsche Element sich hier als der erste Pionier der Civilisation einfand und noch heute an der Spitze der in die Indianergebiete vordringenden Ansiedler steht. Sie können hier den deutschen Baron und Professor der höheren Wissenschaften, den Maler und ehemaligen Rittergutsbesitzer hinter seinem Pfluge gehen oder hinter einer Viehheerde reiten sehen, Alle mehr oder weniger gedeihend und zufrieden mit der Unabhängigkeit ihrer Lage. Dazu kommt, daß die eigenthümliche Natur texanischen Lebens die deutsche Emigration angezogen hat, und daß diese vorzugsweise der gebildeten Klasse angehört."

Hr. K. schildert weiter die dortigen Deutschen als kühne Beschützer der Grenzen und zugleich beste Handelsleute, ohne deßhalb ausschließlich „praktisch" zu werden. Von den deutschen Zeitungen in Texas, die sich die Leute nicht, wie an andern Orten der Union, von einem beliebigen Drucker „octroyiren" ließen, rühmt er, daß sie der Ausdruck des wirklichen Lebens seien. „Sie finden," fährt er fort, „in armseligen Blockhäusern die Werke unserer klassischen Dichter und brauchen selbst nicht lange nach den modernen Philosophen, Historikern und National-Oeconomen zu suchen. Die politische Bedeutung aber, welche sich die Deutschen in Texas erworben haben, findet der Verf. besonders dadurch bethätigt, daß sie, obgleich in einem Sklavenstaate, doch „Alle entschiedene Gegner der Sklaverei sind und dieser durch die That einen der empfindlichsten Schläge versetzt habe," nicht durch Zeitungsartikel oder Platformen, womit die Deutschen in einigen Theilen der Union Krieg führen, sondern durch die eigenhändige Cultivirung der Baumwolle. Die Deutschen pflanzen, ziehen und picken dort Baumwolle, und zwar, laut statistischen Nachweisen, mit einem bessern Erfolg, als dieß die Sklavenarbeit vermag. Hierin erblickt der Verfasser des Vortrages das wirksamste Oppositionsmittel gegen die Sklaverei, da der Süden dieselbe auf die angebliche Naturnothwendigkeit der Farbigen zur Baumwollenzucht gründe. Mit dieser Naturnothwendigkeit müsse nun das sogenannte Recht fallen. Hr. K. weist nach, daß wenn in den westlichen Territorien und in Missouri eine ähnliche deutsche Bevölkerung lebte wie in Texas, die Deutschen die Nebraska-Bill, den infamsten Betrug, den sich das souveräne amerikanische Volk hat spielen lassen, wenigstens zu einem todten Buchstaben gemacht, sie hätten diesen frechen Hohn seinen Urhebern ins Gesicht zurückgeschleudert, sie hätten die politische Ehre der Union gerettet!"

Im letzten Theile seines Vortrages verbreitete sich der Redner über die Zweckmäßigkeit, die deutsche Einwanderung nach Texas zu begünstigen, das jetzt derselben Alles bietet, was zu einer glücklichen Zukunft führen kann. Er ließ dabei die Aussicht durchblicken, daß West-Texas sich mit der Zeit zu einem selbstständigen, freien Staate heranbilden könne, wodurch der Uebermacht der Sklavenhalter-Macht ein kräftiger Damm entgegengesetzt werden würde. Noch sei zwar die Communication in Texas für Waaren schwierig: eine Eisenbahn von West-Texas nach Indianola werde dies beseitigen. Dann werde es nicht mehr vorfallen, daß deutsche Einwanderer, die mit der Absicht nach New-Orleans kamen, sich in Texas anzusiedeln, des allzu kostspieligen Transportes wegen statt dahin, den Mississippi hinauf nach nördlicheren Staaten ziehen mußten.

„Es stehen dort" (in Texas), schließt der Verfasser seinen werthvollen Vortrag, „jetzt kulturhistorische Interessen von der größten Tragweite auf dem Spiele. Ein „Hierher und nicht weiter!" welches das westliche Texas den Sklavenhaltern zuherrscht, führt zum Ruine der Sklaverei, und gibt der innern und äußern Politik dieses Staatenbundes eine andere Gestalt. Dieses Ziel ist ein großes und stolzes! Wie es aber auch erreicht werden mag: es ist das unleugbare Verdienst der Deutschen, auch im fernen Westen der Vereinigten Staaten die Avantgarde der Freiheit zu sein — der Freiheit, die keine nationalen Unterschiede, keine Compromisse, keine Mason- und Dixon-Linien kennt, sondern eine und dieselbe für alle Länder und Völker ist."

Correspondenz.

Nothstand. — Oeffentliche Bauten. — Unterstützungsvereine. — Suppen-Anstalt. — Geldklemme. — Theater. — Vorlesungen. — Skandalprozeß. — Neue Hochschule.

(Newark, Ende Januar 1855.) Die hiesigen gesellschaftlichen Verhältnisse bieten gegenwärtig sehr wenig Erfreuliches. Die Noth unter der arbeitenden Klasse ist hier verhältnißmäßig so groß wie in New-York. Von den 46,000 Einwohnern sind im Augenblicke wenigstens 16,000 ohne alle Beschäftigung und unter diesen sind mehrere Tausende, welche ohne alle Existenzmittel und ganz auf die Wohlthätigkeit Anderer angewiesen sind. Um dem herrschenden Nothstande einigermaßen abzuhelfen, haben sich in jüngster Zeit mehrere Vereine gebildet, deren Zweck darin besteht, die Bedürfnisse armer Familien zu erforschen und möglichst schnell die nothwendige Unterstützung zu verabreichen. Zu diesem Zwecke besuchen täglich mehrere Mitglieder dieser Gesellschaften die Wohnungen der Armen, wo sich denselben oft die schauderhaftesten Bilder der Armuth zeigen. Viele Familien haben weder Betten noch Ofen, sondern ihre ganze Einrichtung besteht aus einem Bunde Stroh, auf welchem Lager die ganze Familie die Nacht über ausruht, während am Tage die Kinder auf den Bettel ausgeschickt werden. Am wohlthätigsten hat sich die erst diesen Monat errichtete Suppenanstalt erwiesen. In derselben werden täglich gegen 1000 Armen unentgeldlich gespeist; an weniger Arme wird gegen Entrichtung von einem Cent täglich eine starke Portion gute Suppe verabreicht. Am meisten haben die Deutschen unter der herrschenden Noth zu leiden, da sie, mit den Verhältnissen und der Sprache des Landes meistens wenig vertraut, und gewöhnlich die letzten sind, die Arbeit erhalten und die ersten, die solche wieder verlieren. Wünschenswerth ist es, daß die Vorbereitungen zu einigen neuen Bauten, wie das neue Zoll- und Postgebäude, jetzt getroffen werden, damit sie, sobald es die Jahreszeit erlaubt, begonnen werden können.

Die herrschende Geldklemme bleibt nicht ohne Einwirkung auf die öffentlichen Vergnügungen. Die sonst zahlreich besuchten Conzerte sind jetzt ziemlich sparsam frequentirt, oder werden gar nicht gegeben. Das englische Theater, obschon diesen Winter gut besetzt, ist meistentheils nur schwach besucht. Ebenso öffentliche und Privatbälle, die jedoch nur selten stattfinden.

Diesen Winter sind auch hier eine Reihe deutscher und englischer Vorträge angekündigt und theilweise auch gehalten worden. Unter den deutschen Vorlesungen erwähnen wir jene des Dr. Reinhard über die gegenwärtige politische Lage Europa's und jene des Prof. A. Lahlbach über die orientalische Angelegenheit. In beiden entwickelten die Redner ein treues lebhaftes Bild des Gegenstandes und erwarben sich den Beifall der Zuhörer. Einige wissenschaftliche Vorträge werden folgen.

Kürzlich ist die neue Hochschule feierlich eröffnet worden. Dieselbe zerfällt in fünf Mädchen- und fünf Knabenklassen. Das Lehrpersonal besteht aus einem Oberlehrer und 8 Hülfslehrern, einer Oberlehrerin und 6 Hülfslehrerinnen. Die Schülerzahl beträgt 195 Knaben und 192 Mädchen, welche aus den verschiedenen Elementarschulen ausgewählt wurden. Dieses einem lange gefühlten Bedürfniß abhelfende Institut erfreut sich einer besondern Theilnahme des intelligenten Theils der hiesigen Einwohnerschaft und verspricht unter seiner jetzigen Leitung viel Tüchtiges.

An Criminalistischem habe ich Ihnen für dieses Mal nichts zu melden; dagegen machte ein kürzlich vor der Court verhandelter Skandalprozeß großes Aufsehen und interessirte besonders die Ladies. Eine junge Wittwe (Amerikanerin) verklagte nämlich einen jungen Amerikaner wegen Verführung und verlangte $10,000 Schadenersatz. Dieser dagegen klagte die Wittwe an, medicinisch illoyal gegen ihn gehandelt zu haben und verlangte $5000 Schadenersatz. Nach einer achttägigen öffentlichen Verhandlung, bei der 7 Advokaten plaidirten, und während welcher der Gerichtssaal stets zum Erdrücken voll war, fällte das Gericht das Urtheil, daß der Klägerin vom Angeklagten ein Schadenersatz von $5000 zu leisten sei; der letztere dagegen wurde mit seiner Klage abgewiesen. Diese Verhandlung hat von Neuem gezeigt, welches Interesse die Leute auch hier an öffentlichen Skandalen dieser Art haben, denn Viele versäumten selbst ihre Geschäfte, um den Verhandlungen beiwohnen zu können. — Nächsten Monat kommt der vielbesprochene Mordprozeß des Italieners Gordanelli zur Verhandlung.

Unsere Temperenzler entwickeln jetzt eine erstaunliche Thätigkeit. Der neue Mayor ist in die Fußtapfen des alten getreten und seine Polizisten entwickeln den größten Eifer in der Alkoholjagd. Auch hat sich jetzt ein Verein gebildet, dessen Aufgabe es ist, alle Personen auszumitteln, welche Brandy verkaufen und deren Bestrafung vor Gericht zu erwirken. Dieser Verein wendet alle möglichen Mittel an, seinen Zweck zu erreichen.

In unserer Stadt herrscht gegenwärtig eine eigenthümliche Epidemie — die Gesundheit — worüber Niemand mehr klagt, als Aerzte und Apotheker, welche gegenwärtig Ferien haben. Die Zahl der wöchentlich stattfindenden Todesfälle beträgt jetzt

durchschnittlich 22, während sie vor einigen Monaten 75 war. Diese Erscheinung ist theils dem eigenthümlichen Klima, welches im Winter viel gesünder als im Sommer ist, theilweise aber auch der vorigen Sommer so sehr herrschenden Cholera zuzuschreiben, welche alle schwächlichen und kränklichen Personen hinwegnahm. Die Witterung in diesem Monat war meistens warm und feucht.

Deutsches Theater.

VI.

Es war im Jahre des Heils und der Theuerung 1816, als der „Hund des Aubry" die Rundreise über die bedeutenderen und unbedeutenderen Bühnen Deutschland's machte und vermöge der Neuheit des Spektakels die verwaisten Schauspielhäuser neu belebte. Zwar sträubten sich die Hofbühnen eine Zeit lang gegen Anwendung dieses thierischen Magnetismus, erklärten jedoch am Ende den dressirten Pudel für hoffähig und verschmähten es nicht, dem verderbten Zeitgeschmack auch hierin zu huldigen. Göthe, zur damaligen Zeit an der Leitung der Bühne zu Weimar, legte entrüstet seine Stelle nieder, bevor noch das Stück auf jener Bühne erschien, welcher Umstand ein dortiges Tageblatt die Schiller'schen Verse an Göthe:

> Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
> Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen,

folgendermaßen zu travestiren veranlaßte:

> Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
> Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

Betrachten wir die Theater New-Yorks, die englischen besonders, wie sie dieses Jahr zu jedem Mittel greifen, um sich nur zu halten, wie Kunstreiter und dressirte Vierfüßler aller Art selbst in dem für das höhere Drama erst vor Monden erbauten Metropolitan-Theater alsbald heimisch geworden und das Schauspiel dergestalt verdrängt haben, daß es nur als Zugabe mit in den Abend geht, erscheint uns jener Mißbrauch von Anno 1816 in einem mildern Lichte, und wir sind sogar versucht, unserm hiesigen deutschen Theater die Sünden, die es mit der Aufführung des „Domi" („ein Affe.... Hr. Siegrist") begangen, in Anbetracht der schlechten Zeiten zu vergeben und überhaupt, da es sich vorerst um Selbsterhaltung desselben handelt, es nachsichtiger zu beurtheilen, — mag es auch vor lauter Benefizen und außerordentlichen Vorstellungen zu wenig ordentlichen im jüngsten Monat gekommen sein. Im Ganzen war das Theater in den letzten Wochen leidlich besucht, namentlich ist es unsere jüdische Bevölkerung, die eine Hauptstütze desselben bildet. Um so mehr muß es daher befremden, daß die Direktion noch nicht zur Einsicht gekommen, Hrn. Cohnheim, der fast jeden Sonntag Abend seinen Pegasus in jüdischer Mundart dort tummelt, das Unanständige einer solchen absichtlichen Verhöhnung begreiflich zu machen. Da unseres Wissens Hr. Cohnheim selber Jude ist, geht ihm selbst der etwaige Anspruch auf Kunst bei seinem Vortrage verloren, und er könnte eben so gut einmal seine natürliche Anlage zum Essen, Trinken u. s. w. als Kunststück produciren.

Von Benefizen erwähnen wir das des Herrn Schwan: „Kean, oder Leidenschaft und Genie." Hr. Schwan hat wohl die Leidenschaft, den Kean zu spielen, aber an Genie dazu fehlt es ihm. Selbst zur mittelmäßigen Wiedergabe eines mimischen Talentes, wie Kean es war, gehört mehr Elasticität und Feuer, als Hr. Schwan je besessen; doch müssen wir bekennen, daß er sich sichtlich alle mögliche Mühe gab, um daraus zu machen, was seine Kräfte ihm gestatten, und mehr kann am Ende kein Mensch thun. Die Frauenrollen waren in den Händen der Damen Lindeman und Hoym, und das Stück ging ziemlich befriedigend über die Bretter, jedenfalls befriedigender als die lumpige Posse: „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen," die Hr. Wetzlau als ein abschreckendes Beispiel zu seinem Benefize gab.

Die Sonntags-Concerte bieten ein reichhaltiges Programm; Vokal- und Instrumental-Musik, deklamatorische Vorträge sowie auch meist ein kleines Lustspiel, recht gut gegeben, ist als Recept gegen die Langeweile eines amerikanischen Sonntags mit Erfolg zu empfehlen.

Ein neuer Opern-Cyclus als besonderes Unternehmen der Opernmitglieder wurde gleichfalls seit unserm jüngsten Berichte eröffnet und zwar mit einer Wiederholung der „Martha." Die nächste Oper war „Alessandro Stradella." Hr. Quint in der Titelrolle, Signora D'Ormy als Leonore, die Herren Vinke und Schraubstädter die Banditen. Sämmtliche Träger der Hauptrollen waren an ihrem Platze und wirkten auf eine erfreuliche Weise zusammen, nicht minder das Orchester. Als dritte Vorstellung kam „Czar und Zimmermann," die beliebteste Oper des für die heitere Kunst zu früh dahingeschiedenen Dichter-Componisten Lortzing. Eine übereiltere Vorstellung ist wohl hier noch nicht zu Stande gekommen als die der besagten Oper. Die wichtigste Person im Staate war der Souffleur, aus dessen Kasten die Sänger den Text wortweise holten. Besser als wir erwarteten war Hr. Quint (Peter Iwanof); in der vorletzten Scene jedoch wurde sein Spiel so ordinär, daß es eine ernste Rüge verdient, wie denn überhaupt vielen Sängern die komische Oper ein Freibrief für die Verletzung des Anstandes und der guten Sitte däucht. Auch Hrn. Vinke als „Van Bett" können wir von diesem Vorwurf nicht ausnehmen; zwischen Carricatur und Hanswurst ist noch ein weiter Unterschied, — der „Van Bett" ist beinahe Ersteres. Mad. Siedenburg fehlte es hauptsächlich an der Naivetät, die zur Partie der schalkhaften „Marie" unerläßlich ist, sowie an einer deutlicheren Aussprache des herrlichen Textes, der total verloren ging. Hr. Müller (Czar) sang das bekannte Lied recht brav, sonst war er ebenfalls ziemlich unsicher. Am festesten war wohl Hr. Beutler (Chateauneuf); er hielt mit seiner schwachen, aber lieblichen Stimme trefflich Haus. Die Chöre, der männliche besonders, waren zu schwach, und dem Orchester schienen die Proben zu fehlen.

Durch den Abgang der Mad. Lindeman vom Theater hat unsere Bühne eine Schauspielerin verloren, die sich die Achtung der Verständigen und wahren Kunstfreunde seit Jahren gesichert und immer als eine Zierde des Theaters betrachtet wurde. Die geschätzte Künstlerin hat dieser Tage der Bühne Valet gesagt, um im fernen Canada das häusliche Glück zu suchen, das auf den Brettern so selten zu finden ist. Unsere besten Wünsche folgen ihr, und möchten wir recht bald einen Ersatz für ein so viel-

seitiges Talent finden, das auch der kleinsten Rolle den regsten Fleiß zu zollen nicht verschmähte, und sich nie weder eine Mißachtung des Publikums noch des guten Geschmacks zu Schulden kommen ließ.

Hr. Jacoby gab unter Anderm auch die alte melodienreiche Operette „Der Dorfbarbier" zu seinem Benefice, — ein allerliebstes Ding, das auch bei mittelmäßiger Besetzung, wie es hier der Fall war, einen guten Anklang findet und das Publikum belustigt. Hr. Jacoby (Adam) that sein Möglichstes auch hinsichtlich des über die Schnur Hauens, und Hr. Czmock (Barbier) war ein würdiger Doktor der guten alten Zeit. Die übrigen sangen erträglich, und das Ganze wurde beifällig aufgenommen.

In den letzten Tagen hat sich gegen das Stadttheater durch die Wiedereröffnung des St. Charles eine Opposition gebildet. Die Oper unter Leitung des Hrn. Unger spielt nämlich daselbst zweimal wöchentlich und hat bereits mit der „Zauberflöte" ihre Vorstellungen bei vollem Hause eröffnet. Die Gesellschaft ist mit Ausnahme der Mad. D'Ormy die alte und wird sich auf die Aufführung komischer Opern beschränken. In der „Zauberflöte" verdiente Mad. Siedenburg volle Anerkennung für die Uebernahme der „Königin der Nacht" zu der ihr zugetheilten Partie der „Pamina" und den Fleiß, den sie auf beide Rollen verwendete. Hr. Beutler (Tamino) und Hr. Vincke (Sarastro) stellten ebenfalls billige Anforderungen zufrieden, desgleichen der Gesang des Hrn. Müller (Papageno), sein Spiel jedoch ist zu hölzern, als daß es in einer mimischen Partie sich heimisch machen könnte. — Die übrigen Abende sollen durch Aufführung von Schau- und Lustspielen ausgefüllt werden und wurde demzufolge bereits das Bauernfeld'sche Schauspiel „Ein deutscher Krieger" gegeben. In der Rolle des Obersten Götze debütirte Hr. Adlersberg, ein Schauspieler, der sich in den bedeutenderen Theatern des Westens einen Ruf erworben, den wir, nach seinem ersten Auftreten dahier zu urtheilen, keineswegs zu endossiren geneigt sind; doch wäre es unbillig, besagten Herrn nach einer Vorstellung, die unter ungünstigen Auspicien bei völlig leerem Hause stattfand, beurtheilen zu wollen und behalten wir uns unser Urtheil bis zum nächsten Berichte vor. Desgleichen die Besprechung des übrigen Personals, das, mit Ausnahme des Herrn Böttner, traurige Erinnerungen an die Mager'sche Bude in uns erweckt und je eher je lieber „unerwähnt und ungenannt" für immer von Zettel und Bühne verschwinden möge.

Noch haben wir des neuen Schauspiels des Hrn. Germain Metternich zu gedenken, dem unser Berichterstatter beizuwohnen verhindert war, das am 20. v. M. im Stadttheater zur Aufführung kam. Es ist nach einer Erzählung Th. Mügge's für die Bühne bearbeitet unter dem Titel: „Aristokratie und Proletariat." Obgleich der Stoff sich offenbar mehr für die erzählende Form eignet, so verräth doch die Dramatisirung viel Bühnenkenntniß des Verfassers. Die Effekte, an denen das Stück nicht arm ist, waren gut vertheilt, und da die Künstler ihr Möglichstes leisteten, um sie hervortreten zu lassen, wobei sogar das „Zuviel" ihnen in den Augen des hiesigen Publikums in der Regel nichts schadet, so hätte das neue Stück gewiß den größten Beifall geerndet, wenn der Gegenstand und die Charaktere desselben nur mehr Neues und Originelles geboten hätten. Der Titel ließ zwar etwas Derartiges hoffen; wenn es aber bei einem Theater blos auf das Titelmachen ankäme, so hätten wir in New-York das beste Theater der Welt und immer neue Stücke. Der alte Jammer verbirgt sich aber nur zu oft unter einem neuen Rocke, und so auch diesmal. Der Standesunterschied, getragen durch die Vermögensverschiedenheit, ist der Zwiespalt, den der Despotismus eines Geheimeraths-Vaters zwischen zwei Liebende wirft, und den uns der Dichter hier in derselben Form vorführt, die Lafontaine's Romane, Schiller's Kabale und Liebe und eine Menge anderer Dramen dem Publikum vorführten. Dieser Zwiespalt verliert hier in Amerika alles Tragische, weil sich die Liebenden gar nicht an solchen Despotismus der Eltern zu kehren pflegen, ja diese in der Regel ihn gar nicht sich anmaßen. Der ganze Kampf, der in dieser Form schon in Europa moralisch überwunden ist, erscheint hier so lächerlich, daß das tragische Interesse daran verloren geht, und er konnte daher das Publikum auch nicht recht begeistern. Die gelungenste Figur in dem Stücke war unstreitig der Friseur, ein glückliches Gemüth von Gutherzigkeit, Geschäftsschlauheit und spießbürgerlichen Vorurtheilen, welche verschiedenen Seiten der Darsteller, Hr. Lardenne, geschickt wiedergab. Hr. Metternich wird, wenn er seine anerkennenswerthe Bemühung, die hiesige Bühne mit Novitäten zu bereichern, fortsetzt, sicher größern Erfolg erzielen, wenn er solche Stoffe wählt, die weniger veraltet sind. D. Red.

Amerikanische Literatur.

"RUTH HALL," A domestic Tale of the present time by Fanny Fern. New York, Mason Broth. 1855. In 90 Kapiteln gibt uns die Verfasserin, wie der Titel besagt, eine Erzählung häuslichen Lebens einer Frau vom Anfang ihres Seins im älterlichen Hause, als Gattin, Mutter und Wittwe. Ruth Hall wird uns als ein Wesen ächter, natürlicher Weiblichkeit geschildert, das diese unter den mannigfachsten Wechseln des Schicksals zu bewahren weiß. Obwohl von ihres Gatten zärtlich-sorgender Liebe die Weichheit in der Natur Ruth's fast zu sehr gepflegt worden war, rafft diese sich doch nach dessen frühem Tode zu energischem Widerstande gegen ihre selbstsüchtigen Schwiegereltern empor, und erhält sich selbst, von ihrem eigenen knickrigen Vater unabhängig, um ihre Kinder selbst zu erziehen. Sie legt sich deßhalb die größten Entbehrungen auf und arbeitet aus allen Kräften für ihren Unterhalt. Meistens stößt sie dabei auf egoistische, den Mammon anbetende, Personen, die ihre hülflose Lage sich zu Nutzen machen, bis es ihrer Ausdauer endlich gelingt, ihre Talente als Schriftstellerin zu entwickeln und einen aufrichtigen Freund zu finden, der den Verleger zwingt, ihr den verhältnißmäßigen Antheil von ihrem Gewinn ihr zukommen zu lassen, wodurch denn Ruth endlich in eine völlig selbstständige und glückliche Lage gelangt. Diese einfache Geschichte wird uns in den einzelnen Genrebildern vorgetragen, die, so gut auch einzelne davon gezeichnet sind und so natürlich die Schreibweise der Verfasserin ist, doch oft

zu sehr nur bis ins Kleinliche ausgemalt sind. Auch verliert durch diese Form das Ganze an Zusammenhang und gerade das, was an einer Erzählung besonders werthvoll ist, die Schilderung der physischen Entwicklung der Geschichte in den einzelnen Charakteren. Dieses Moment wird auch dadurch nicht entbehrlich, daß diese Charaktere, wie in dem vorliegenden Produkt der Fall ist, das Gepräge der Wahrheit an sich tragen. Diese Fehler thun dem Werthe des Buches „Ruth Hall" um so größeren Abbruch, je unbedeutender der ganze Stoff ist, den sich die Verfasserin zum Vorbild genommen hat.

Gerade bei so gewöhnlichen Stoffen rächt sich die Vernachlässigung der künstlerischen Form am allermeisten. Das amerikanische Leben bietet aber ganz andere, interessantere und wichtigere Stoffe zur poetischen Behandlung dar, als den Frau F. Fern gewählt hat. Ja, es enthält ein so reiches Material und ein noch so unbenutztes, daß eine amerikanische Dichterin sich nicht mit so hausbackener Waare befassen sollte, die man in Europa schon so oft und in der besten Form auf den literarischen Markt gebracht hat. Wer sich berufen fühlt, in die Fußtapfen von Cooper und Sealsfield zu treten und etwas beitragen will zum Aufschwunge der amerikanischen Literatur, muß diese Schätze aufsuchen und verarbeiten. Ob freilich Frauen dazu Kraft genug besitzen, ist zweifelhaft, bis jetzt hat Amerika noch keine Dudevant aufzuweisen, noch keine Dichterin, die den größten Poeten der neueren Literatur, den Lorbeer, um's Haupt schlingen dürfte. H. L.

„Barnum's Leben." — Deutsch bei L. W. Schmidt. New-York, Nr. 191 William-Straße. — Diese Selbstbiographie des berühmten Königs des Humbugreiches ist von mehreren Seiten mit dem Tadel eines schlechten Buches abgefertigt worden — ein Urtheil, das wir nicht unterschreiben können. Wir halten es nicht nur für höchst charakteristisch für den Verfasser selbst und für die amerikanischen Zustände, sondern auch für belehrend. Dieses Buch gibt viele Aufschlüsse über die Manöver eines der „smartesten" Yankees, deren Gelingen ihn zu einem reichen Manne machten und die halbe Welt in Erstaunen setzten. Barnum erzählt das Alles mit solcher Offenheit, daß die von ihm so oft Betrogenen sich ihrer Leichtgläubigkeit und Unwissenheit schämen müssen und so jedenfalls die beste Medicin erhalten, die sie von diesen Uebeln heilen kann, wenn das überhaupt möglich ist. Freilich setzt B. dadurch seinen schlechten Streichen die Krone auf, daß er sich jetzt noch öffentlich lustig macht über das Gelingen seiner „Tricks" und die Einfalt des Volkes, „der ganzen großen Yankeenation, der ich anzugehören stolz bin," wie er selbst in seiner Widmung sagt. Das ist allerdings ein frecher Hohn, aber hat B. nicht leider eine Art Recht dazu sich erworben? Er speculirte auf das Vertrauen der Massen und auf ihre Dummheit. Und so oft er sie auch täuschte, ließen sie sich denn nicht immer wieder betrügen? blieb er nicht unbestraft, wurde er nicht offen als ausgezeichneter Geschäftsmann noch gepriesen? Das entschuldigt B. in den Augen eines Redlichen zwar nicht, im Gegentheil erscheint er uns durch die Frivolität, mit der er seinen Egoismus und seine Gaunerei darlegt, noch verächtlicher. Aber dadurch kann auch das Buch das Gute stiften, die Leute etwas aufzuklären und ähnlichem Humbug entgegenzuarbeiten. B. ist der Repräsentant des unedelsten Theiles der amerikanischen Nation, der Heuchelei und des gemeinsten Egoismus, der kein Mittel scheut, wenn es nur zum Geldmachen führt. Nirgends ist dieß so offen dargelegt worden, als in diesem Buche, das dadurch einen gewissen Werth erhält und sogar nützlich werden kann, weil eben das Bloslegen eines Schadens die erste Bedingung zu seiner Vertilgung ist. Das Buch für gefährlich erklären und sagen, es sei ein Lehrbuch für angehende Humbuger und Gauner, heißt es verkennen und verhindert das Gute, das daraus gezogen werden kann und sollte. B.'s Buch gereicht der amerikanischen Literatur nicht zur Ehre, aber B.'s Leben selbst den Amerikanern gewiß noch weniger. Und wenn die Barnums existiren können, großgezogen und berühmte Männer werden, warum sollen sie dieß nicht auch beschreiben und sich damit brüsten dürfen? Setzt die Solidität an die Stelle des Humbugs, dann wird's auch keine Humbuger und keine Biographieen wie diese mehr geben. H. L.

Vermischtes.

Victor Hugo bereitet sich zu einem Besuche der Ver. Staaten vor. Er lebt seit dem Staatsstreiche größtentheils auf der anmuthigen Insel Jersey, von wo aus er seine Pamphlete in das nahe Frankreich schleudert. Ob der berühmte Schriftsteller längere Zeit in der Union verweilen wird, ist noch ungewiß.

Christoph von Schmied, dessen „Ostereier" noch heute die beliebte Lectüre der Kinder sind, ist in Augsburg im 88. Jahre gestorben.

Von einer Seite her wird den Monatsheften der Vorwurf gemacht, daß sie Sachen von Gutzkow, L. Bechstein und anderen Dichtern und Schriftstellern in ihre Spalten aufnehmen, die als Politiker eine unrepublikanische und den Fürsten wohlgefällige Gesinnung hegen. Dieser Vorwurf wäre dann gerecht, wenn wir solche Produkte von diesen Autoren abdruckten. Das thun wir aber nicht, sondern geben im Gegentheil nur solche Dichtungen oder Artikel von ihnen wieder, die von poetischem, historischem oder kritischem Werthe sind und mit dem republikanischen Geiste der Monatshefte nicht in Widerspruch stehen. Wollten wir anders verfahren, so würden wir oft gerade das Interessanteste und Poetischste der deutschen Literatur unsern Lesern vorenthalten müssen. Aber, was würden diese dazu sagen, wenn wir ihnen die zwar sehr radikalen, aber sehr prosaischen Gedichte so mancher unserer politischen Schriftsteller auftischen wollten? Wir würden den Herren, die solche Grundsätze aufstellen, rathen, der Consequenz halber nichts mehr von Heine, Göthe und andern deutschen Dichtern zu lesen, denn der erstere ist ein Apostat und der zweite ein Fürstenfreund gewesen. Was hilft das Alles, daß Göthe den Götz, Egmont, Faust geschrieben und daß in diesen Gedichten der Geist der Freiheit wehte und G. war doch kein Radikaler! Es sollte uns gar nicht wundern, wenn von jenen Herren noch der Antrag gestellt werden sollte, das alte Claudius'sche „Am Rhein, am Rhein u. s. w." zu verdonnern, weil Claudius auch einmal gegen die Preßfreiheit und für die Censur geschrieben hat.

Modebilder,

geliefert von Geo. Brodie, 51, Canalstr., gezeichnet von Voigt, nach existirenden Kleidungsstücken.

I.

L'IMPERATRICE.

Mit großem Vergnügen legen wir unsern Leserinnen abermals Eines der reizenden Kleidungsstücke vor, die Mr. Brodie aus Vielen für unsere Blätter ausgesucht hat. Dasselbe gehört unter die feinsten, die in dieser Saison erschienen sind. Dieser Mantel ist, ebenso wie der, den wir im vorigen Monat abbildeten, von Sammet, und das Original vorliegender Zeichnung war von rothbrauner Farbe. Er kann aber ebenso gut von einer andern beliebigen Modefarbe getragen werden. Der Rücken ist in Quetschfalten gelegt und der ganze Mantel mit reicher Stickerei verziert.

Es dürfte noch bemerkt werden, daß andere Stoffe und Besetzungen ebenso in der Mode sind, so daß derselbe Schnitt auch in Tuch, Atlas oder moiré-antique, und mit Sammet, Plüsch u. s. w. verziert, zu haben ist.



Wir haben uns bemüht, nicht nur die Moden für den laufenden Monat zu erfahren, sondern auch, damit unsere Leserinnen in solchen Dingen au fait sein mögen, — uns wegen derer des kommenden Frühlings zu unterrichten. Mr. Brodie ist so freundlich gewesen, uns die folgende als eine der bedeutendsten zu nennen. Es ist die

TALMA EUGENIE.

Dieses Stück ist ein wahres Juwel; es wäre schwierig, ein Anderes zu finden, das hinsichtlich der Schönheit des Schnitts und der Verzierungen oder der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit für die Frühlingsmonate dieses überträfe. Eine nähere Beschreibung desselben ist nicht nöthig, da ein Blick auf die Zeichnung dessen deutlich erklärt.



Gedruckt bei Jakob Uhl, Nr. 214 William St., New-York.

Meyer's Monats-Hefte.

No. 3. März 1855. Band 5.

Der Wittwe Töchterlein.

Eine Erzählung von Ottilie Wildermuth.

„Und sie war eine Wittwe." Wie manchem stillen Gesicht sind in wehmüthigen Zügen diese inhaltschweren Worte eingeschrieben! Wie tiefe Geltung das Wittwenleid hat, zeigt die Sitte fast aller Zeiten und aller Völker, bei denen ein Funke geistigen Lebens schimmert, die Sitte, die den Wittwenstand als einen eigenen, durch die Weihe des Schmerzens geheiligten achtet. Wie viele der schönsten Frauentugenden sind nicht erst in der Prüfungsgluth des Wittwenstandes zu reinem Gold geläutert worden! Welche Schule für junge und alte Frauen könnten die Wände eines Wittwenstübchens werden, wenn sie reden könnten von den innigen Abbitten, von den leisen Seufzern sühnender Reue, von den frommen Gebeten voll Liebe und Vergebung, die an ihnen verhallten! Wie viele Entschuldigungsgründe für so manche oft schwer gerügte Fehler der Wittwen, ihr zu zaghaftes Sorgen, zu ängstliches Sparen, ihr zu häufiges Klagen, zu reizbare Empfindlichkeit liegen nicht in den kleinen Steinen und unsichtbaren Dornen, die den einsamen Pfad der Wittwe erschweren! Wie verzeihlich ist ihre allzunachsichtige Mutterliebe! Lacht nicht, wenn eine Wittwe ein recht ordinäres Söhnchen als einen Inbegriff der Vortrefflichkeit, als den Sproß einer reichen Zukunft ansieht, wenn sie selbst über seine Fehler noch mit geheimem Stolz klagt, ihr Unentbehrliches opfert, um seine oft unnöthigen Wünsche zu befriedigen, wenn kein Mädchen ihr erlesen und würdig genug scheint, ihren Liebling zu beglücken! Lacht nicht und denkt, wie viel begrabene Liebe und Treue, wie viel Sühne für Versäumnisse, deren nur sie sich bewußt ist, nun zu verschwenderischer Güte wird gegen dieses Abbild des Verlorenen. Spottet nicht, wenn eine Wittwe mit dem Munde sich glücklich preist, ihr Töchterlein noch um sich zu haben, während ihr Herz sich sehnt nach dem Augenblick, wo sie sie an der Seite eines guten Mannes aus dem Wittwenstübchen entlassen könnte, oder wenn sie nicht müde wird, durch allerlei bescheidene Wendungen die Tugenden dieses Töchterleins in's Licht zu stellen; spottet nicht, sondern bedenkt, in wie rosigem Licht ihr selbst das nun versunkene Glück der Ehe erscheint, wie schmerzlich sie selbst empfinden gelernt hat, was es heißt, allein und schutzlos zu sein.

Eine Wittwe war es denn auch, die alle Liebesfülle eines einst schlecht belohnten Herzens, alle noch übrige Kraft eines durch langes klageloses Leid geknickten Geistes auf die Erziehung ihres einzigen Töchterleins verwendete. In Anna hoffte sie all die Blüthen aufgehen zu sehen, die ihr selbst in der Knospe gewelkt waren, in ihrer Zukunft wollte sie das Glück finden, das sie selbst nur in Jugendträumen genossen hatte. Nie ist ein Pflänzchen zärtlicher gepflegt, sorgsamer von Unkraut gereinigt, liebevoller an Licht und Luft getragen worden, als dieses schwarzaugige Annchen. Auch war der Mutter Pflege nicht vergeblich; ein so unruhiges und vorlautes Kind das Annchen war, ein so hübsches, gescheidtes und anstelliges Mädchen wurde die Anna. Es war der Mutter

gar nicht übel zu nehmen, wenn sie mit stillem Entzücken ihr rühriges Walten sah, ihren muntern Einfällen lauschte, und wenn sie bei sich dachte, der sei unter einem glücklichen Stern geboren, der einmal dieses Kleinod davontrage.

Aber das Kleinod war nicht in Gold gefaßt, nicht einmal in Silber, und die Welt wird so reell; die Männer sind so zartfühlend und rücksichtsvoll: ehe sie ein edles Wesen der Möglichkeit aussetzen, einst im Alter darben zu müssen, heirathen sie lieber gar nicht, oder eben eine Reiche. So schaute denn mancher gern in die hellen schwarzen Augen Annas, aber einer um den andern ging an der Wittwe Thür vorüber, den stattlichen Portalen reicher Häuser zu. Das Myrthenbäumchen, das seit Annas sechszehntem Geburtstag ihr Fenster schmückte, und das die Mutter ganz heimlicher Weise viel sorgsamer pflegte als das Töchterlein, grünte und sproßte; Anna hatte schon manchen Zweig davon zum Brautkranz einer Freundin geschnitten, aber blühen wollte es nicht. Die Mutter war zu feinfühlend und zu stolz, um irgendwelche der geschickten Veranstaltungen zu treffen, durch die gewandte Mütter blöde junge Leute mit sanfter Gewalt ihrem Glück entgegenführen. So ergab sie sich allmälig darein, ihr Röslein ungepflückt daheim verblühen zu sehen, und tröstete sich mit dem Gedanken, wenn ihr nun auch das Glück versagt bleibe, das sie für sie geträumt, so werde sie doch mit den Dornen verschont bleiben, die ihr selbst so bald aus den Knospen des bräutlichen Glücks erwachsen waren, und sie lernte ohne Sorgen und Fragen ihres Kindes Zukunft in die Hand legen, die die Vögel unter dem Himmel versorgt.

Anna war ein Mädchen, ein ächtes und ein stolzes Mädchen, und alle solche Plane, Wünsche und Hoffnungen lagen bei ihr noch viel viel tiefer im Grund ihres Herzens. Wenn sie auch da und dort ein leises Gefühl von Kränkung und Zurücksetzung nicht unterdrücken konnte, so trug sie doch ihr Mädchenstolz und guter Jugendmuth darüber weg. Es gibt sehr stille Erlebnisse, so still, daß zwei Menschen, die aufs innigste vereint sind, sie zusammen erfahren, zusammen tragen und zusammen überwinden können, ohne daß ein Wort darüber auf ihre Lippen tritt. Erlebnisse der Art waren vielleicht auch schon an Mutter und Tochter vorübergegangen; Anna hatte sich in ihren stillen Thränen die Augen hell gewaschen und sah die Mutter frisch und freundlich an; auch fehlte ihr's zu keiner Zeit an muntern Einfällen und witzigen Ausfällen; es sind nicht immer dornenlose Rosen, die der Thränenthau befeuchtet.

Es gibt ein Alter, wo man eine wahre Passion hat zu resigniren, wo Ergebung und Entsagung die großen Schlagwörter sind; unsere ganze große Literatur hat diese Krankheit durchgemacht, da ist sie an einem einzelnen Menschenkind gar nicht verwunderlich. Solche junge Entsagungen gemahnen mich an jenes Trauerspiel, wo im dritten Akt alle Personen erschlagen sind und in den zwei letzten nur noch ihre Geister spielen sollen. Anna war dreiundzwanzig Jahre alt und ganz und gar resignirt, ergeben in den Gedanken, der Mutter Stütze zu sein bis an ihren Tod, rein fertig und abgefunden mit allen Jugendhoffnungen und Wünschen, und kam sich so ruhig vor wie ein gefrorenes Wasser.

Aber sehr langweilig schien's Anna doch manchmal, gewaltig langweilig, sie konnte nichts dafür; wenn so ein Tag um den andern aufmarschirte und wieder abzog und jeder auf's Haar seinem Vorgänger glich, wenn sie alle Morgen Punkt sieben Uhr mit der Mutter am Nähtisch saß und ihre Augen, so oft sie sie erhob, auf nichts fielen als auf die Inschrift an der Tafel des Nachbarhauses: „Seifen- und Lichterverkauf von J. J. Schnazkobel," falls sie nicht etwa ein Stockwerk höher schaute, wo ein gemalter Stiefel und grasgrüner Schuh die Werkstätte eines Schuhmachers bezeichneten; wenn sie Tag für Tag nach Tisch einen Spaziergang mit der Mutter machte, einmal zum obern Thore hinaus durch die Krautäcker, das andremal durch das untere über die Gemeindewiese. Freilich wurde

diese Einförmigkeit hie und da durch eine Visite oder eine Landpartie unterbrochen, auch fand alljährlich ein Fastnachtsball statt, auf dem sich fünf Musikanten, sieben Tänzer und fünfzehn tanzlustige Damen einfanden, und Anna konnte accurat ausrechnen, welcher der sieben sie nach einigen unfreiwilligen Sitzungen zum Tanze führen werde. Aber das waren doch nur magere Freudenblümchen für ein junges, lebenswarmes Herz. Einmal, nur einmal, meinte sie, sollte doch auch etwas Besonderes geschehen.

Nun ja, einmal kam denn auch der Postbote und brachte einen Brief vom Herrn Onkel Schneck; das war doch so eine Art von Begebenheit. Der Herr Onkel war eigentlich ein Stiefonkel von Anna; er und seine Frau hatten, da sie kinderlos waren, nach dem frühen Tode von Annas Vater der Wittwe das großmüthige Anerbieteu gemacht, die Kleine zu sich zu nehmen. Daß die Wittwe sich dazu nicht entschließen konnte und lieber ihr schmales Brod mit dem Kinde theilen wollte, das hatten sie ihr schwer verübelt und seither den Verkehr fast ganz abgebrochen. Jetzt aber war der Onkel übel von der Gicht geplagt und die Tante hatte sich den Fuß verstaucht, so daß sie für Wochen an's Bett gebannt war und ihrer Magd die Schlüssel lassen mußte. Da erinnerten sie sich denn gnädigst der Nichte und baten die Mutter, sie auf einige Wochen zur Hülfe zu senden; „viel sei freilich nicht geholfen mit so jungen Mädchen, aber es sei dann doch eine eigene Person."

Die Mutter, die die Herrlichkeit in Onkel Schnecks Hause wohl kannte, und der es so schwer wurde, sich von ihrem Kleinod zu trennen, hatte wenig Lust der Einladung Folge zu leisten. Anna aber bewies ihr eifrigst, wie empfindlich die Leute über eine abschlägige Antwort sein würden, und wie nützlich es für sie wäre, sich auch in einer andern Haushaltung umzusehen. Dießmal täuschte sich die gute Mutter ein wenig, wenn sie diese Bereitwilligkeit für lautern Edelmuth und Lerneifer hielt. Sie nahm es fast übel, daß Anna die Trennung nicht schwerer wurde und sie mit so glänzenden Augen in die Welt hinaus fuhr in dem bescheidenen Einspänner, der sie auf die nächste Poststation bringen sollte, die resignirte, kühle Anna! Wie kurz war ihr der lange Weg durch diese neue Welt, mit wie hübschen Bildern malte sie sich die neuen Verhältnisse aus, und wie kläglich wurde sie getäuscht!

Der erste Eindruck, Onkel Schneck in seiner Zipfelmütze und einem Schlafrock, der ein wahres Kaleidoskop von verschiedenen Flecken war, und die Tante in kattunener Nachtjacke und stahlgrünem Rock, hatte noch etwas von einem niederländischen Stillleben; aber es ward gar bald laut, und der Reiz der Neuheit verflog außerordentlich schnell.

Gern hätte sich Anna in das Amt einer barmherzigen Schwester gefunden, des Onkels Fontanelle und der Tante Fuß verbunden, gern dem Harthörigen die Zeitung vorgeschrieen und daneben Küche und Keller besorgt, wenn nicht ein Geist zänkischen Unfriedens, erbärmlicher Klatscherei, ruhelosen Mißtrauens und fabelhaften Geizes im Hause gewaltet hätte, der alles versäuerte. Es war nicht eben so schlimm gemeint, aber es konnte doch keiner Seele wohl werden in dieser Atmosphäre, und recht sehnsüchtig verlangte Anna zurück an der Mutter Arbeitstisch, wo ihr Myrthenbäumchen vor dem Fenster stand und Luft und Sonne herein durften, wenn sie in der dumpfen, nie gelüfteten Stube die wenig anziehenden Strümpfe der Tante flicken mußte. Wie viel lieber hätte sie des Herrn Schnazkobels zierlich gemalte Seifenpyramide gesehen, als auf der Tante Befehl aufgelauert, ob die Nachbarin wieder Kaffee mache, wenn ihr Mann fort war! Welch ein Vergnügen schien ihr jetzt der Spaziergang durch die Krautäcker an der Mutter Seite, hier, wo sie nicht weiter kam, als in den schmutzigen Hof, um die Hühnernester auszunehmen! Und vollends die traulichen Leseabende mit der Mutter, während sie jetzt jeden Abend mit dem Onkel Brett spielen mußte, und wohl aufpassen, um nicht dumm zu spielen und doch zu verlieren! Sie kam sich oft vor, wie auf eine wüste Insel verbannt,

und fürchtete, ihr Lebtag nicht mehr von da wegzukommen. Ihr einziger Trost war Frau Fischer, eine freundliche junge Frau, ehemalige Hausgenossin der Tante, die bei dieser wohl gelitten war und manchmal einsprach. Aber diese kam in die Wochen, und so war's aus mit den Besuchen.

Nach drei langen Wochen ward es mit dem Fuß der Tante besser und Anna sah ihrer Erlösung entgegen. Zunächst sollte nun eine große Wäsche angestellt werden, bei der man sie noch verwenden wollte, und dieses daheim sonst gefürchtete Ereigniß war ihr eine wahre Freude, da es doch einigen Wechsel in das trübselige Einerlei brachte.

Zwar weckte die Tante Anna schon Morgens um drei Uhr, aus Angst, die Wäscherinnen möchten allerlei Unterschleif treiben, zwar lief dieselbige Tante den ganzen Tag mit ungeheuern Salbandschuhen in schlimmster Laune im Haus herum und folgte der Anna auf jedem Schritt und Tritt, zwar steigerte sich diese üble Laune zu einer wahrhaft gefährlichen Höhe, als am zweiten Tage Regenwetter drohte; aber das ging vorüber, die Sonne drang siegreich durch und Anna bekam den erfreulichen Befehl, auf dem Rasen vor dem Stadtthor die Wäsche aufzuhängen, wozu sie sich fröhlichen Herzens anschickte.

Die dem weiblichen Geschlecht zugewiesenen Arbeiten sind, abgesehen von Nutzen und Nothwendigkeit, gar nicht so lästig und nicht so verflachend, wie die emancipirte Frauenwelt sie darstellt, und wer sie um irgend eines Zweckes willen gänzlich aufgeben wollte oder müßte, würde einen wesentlichen Reiz des weiblichen Lebens verlieren. Es läßt sich so lieblich träumen, so behaglich plaudern beim Näh- oder Strickzeug, so liebe Gedanken lassen sich in eine zierliche Arbeit verweben, die zu einem Geschenk bestimmt ist, und die ächte Lust des Schaffens liegt darin, ein gutes Gericht zu bereiten und seiner guten Aufnahme bei Tische sich zu erfreuen. Unter die angenehmsten dieser Geschäfte gehört denn auch das Trocknen des Linnenzeugs, sei es nun auf einem Dachboden, dessen geheimnißvollen Reiz Justinus Kerner so anmuthig beschreibt, oder im Freien, wo es die liebe Sonne gar nicht übel nimmt, daß man sie zu so prosaischen Zwecken benützt, wo die frischen kühlen Lüfte gern in des Menschen Dienst treten und einen lustigen Tanz mit den weißen Flaggen beginnen.

Wie ein Vogel aus dem Käfig flog Anna in's Freie, sog in vollen Zügen die frische Frühlingsluft ein, schickte Magd und Wäscherin heim und machte sich mit rüstigem Muthe an ihr Tagewerk. All' ihre Lieder, die schon lang verstummt waren, kamen ihr wieder zu Sinn, und während sie die vielfach geflickten Tisch- und Leintücher der Tante als Gardinen um sich zog, sang sie mit heller Stimme: „Mein Herz ist im Hochland!"

„Nun, wo singt man denn?" fragte auf einmal eine sonore, etwas fremd klingende männliche Stimme, und aufblickend sah Anna ein landfremdes Gesicht über die volle Leine hereinschauen. Erröthend, erstaunt, befangen schlüpfte sie durch die Wäsche hervor und stand vor einer schlanken, hochgewachsenen Männergestalt, blondhaarig und blauäugig, aber so kraftvoll und männlich, wie sie einmal auf einem schönen Bilde den blondlockigen Gott Odin gesehen hatte.

„Mein liebes Fräulein," sagte der Fremde nun etwas schüchtern mit fremdlautendem Accent, „können Sie mir nicht sagen, ob ich da auf dem Wege zur Stadt bin und wo der Kaufmann Fischer wohnt?" Anna schüttelte die Waschklammern aus der Schürze und begleitete den Fremden ein paar Schritte, so weit es nöthig war, um ihm den Weg zu zeigen. Der Fremde sprach nicht mehr, schien aber die hübsche Schaffnerin recht mit Interesse zu betrachten, und nachdem er mit höflichem Gruße von ihr geschieden war, traf sich's seltsam, daß just so oft Anna beim Rückkehren den Kopf drehte, sie allemal gerade seinem Blick begegnen mußte, so daß sie sich zuletzt eiligst hinter ihre Waschgardinen zurückzog. Gesungen hatte sie aber an dem Tage nicht mehr.

Das war nun etwas anderes! und gar zu gern hätte sie etwas über die wunder-

same Erscheinung gewußt, die ihr mehr Denkstoff gab, als in der Zoller'schen Handfibel enthalten ist, aber mit der Tante hätte sie um keinen Preis davon sprechen mögen. Am zweiten Tag aber war großer Bügeltag. Die Büglerin, die stets die eine Hälfte des Tags dazu verwendete, Neuigkeiten auszukramen, und die andere, wieder neue einzusammeln, erzählte mit großer Wichtigkeit, daß nun bald bei Fischers Taufe sei, und daß ein landfremder Vetter der Frau aus Preußen oder England dazu gekommen, der zu Gevatter stehen werde. „Behüte!" rief die Tante, welche die Fischer'schen Familienverhältnisse auf's genaueste kannte, „das ist der Sohn einer Mutterschwester der Fischerin, die in jungen Jahren einen Kaufmann in Schweden oder sonst so geheirathet hat; es hat schon lang Eines von ihnen kommen wollen, aber der Fischer hat geschrieben, sie sollen noch ein wenig warten. So, so, der ist gekommen? Ja, man hört doch auch gar nichts, wenn man eine Wäsche hat." Die Erörterungen über die Anzahl der Biscuittorten und Butterkuchen, die wahrscheinlich gebacken würden, wurde durch Herrn Fischers Erscheinung selbst unterbrochen, der in Frack und Glaceehandschuhen erschien, um die Tante als Pathin, den Herrn Schneck nebst Fräulein Anna als Privatgäste auf folgenden Sonntag zur Taufe zu laden. Der gute Herr Fischer hätte diesen Gang gewiß viel lieber gethan, wenn er hätte ahnen können, in welch' freudige Bewegung er durch seine Einladung Anna's resignirtes Herz versetzte.

Nun war sie nicht mehr auf einer wüsten Insel! Trällernd und singend ging sie ihren Arbeiten nach, pflegte den Onkel und besorgte die Tante so pünktlich und treulich, damit sie doch ja gewiß am Tauftag ausgehen könnten. Als der Sonntag Morgen selbst erschien, fand sie das Wetter so prächtig, und als sich der Himmel verdüsterte, schien ihr's erst recht angenehm zum Ausgehen. Sie legte den Staat für Onkel und Tante zurecht, flog Treppen hinauf und hinunter, räumte auf und rüstete, daß nirgends ein Hinderniß im Wege stehe; es war, als ob sie zehn Hände hätte, der Onkel selbst sah ihr wohlgefällig zu und die Tante meinte mürrisch, es werde nicht so pressiren. Daß sie sich dergestalt rühre und rege und freue wegen einer landfremden Mannsperson, die sie kaum drei Minuten gesehen, davon wußte natürlich Anna selbst kein Sterbenswort und hätte es doch übel genommen, wenn ihr Jemand das zugetraut hätte; sie lebte eben glückselig in den Tag hinein.

Ein rechtes Glück war's, daß die Mutter Anna doch ihren einzigen Staat, das schwarzseidene Kleid, mitgegeben hatte. Sonst stand ihr nicht viel zu Gebot, um elegante Toilette zu machen, aber mit ihrem sammtglatten gescheitelten Haar, dem kleidsamen schwarzen Kleid und der lichten Pelerine mit einer rosenrothen Schleife nahm sie sich wirklich recht hübsch aus, wenn sie auch zur Rose zu blaß und zur Lilie zu brünett war.

Mit fast hörbarem Herzklopfen trat sie hinter Onkel und Tante in's Fischer'sche Haus, wo die Elemente des Festes noch in ziemlich gestaltlosem Chaos umherstanden und lagen. Frau Fischer, schon ziemlich erholt, bewegte sich in einem gar nicht eleganten Morgenmantel, Chokolade servirend, wobei sie Herr Fischer unterstützte und sich etwas ungeschickt zeigte. Im Nebenzimmer besorgte die Wärterin die Toilette des Täuflings unter höchst unziemlichem Geschrei desselben. Der Fremde, der, wie sich später ergab, ein Norweger, Sohn eines Kaufmanns in Bergen und Geistlicher war, erschien erst, als der schon geordnete Zug sich zur Kirche bewegte, und begrüßte mit freudigem Erstaunen seine Wegweiserin, die er auch in ihrer vortheilhaften Umgestaltung sogleich erkannte.

Still wallte der kleine Zug in die Kirche; neben dem vergilbten Antlitz der Tante stand die männlich schöne Gestalt des Norwegers, fromm und andächtig wie eine der Rittergestalten auf alten Kirchenbildern, mit dem Kindlein auf den Armen. Der feierliche Hauch der heiligen Handlung verwandelte auch Anna's auf und ab wogende Gedanken in stille selige Ahnungen. Das Kindlein war getauft, Christian, weil die Tante

Christiane hieß; Knud, der Name des Pathen, war dem Vater gar zu heidnisch vorgekommen.

Daheim hatte sich indeß das Chaos gelichtet; die Wöchnerin lag nun in schneeweißem Ornat hinter den Gardinen und empfing mit Freudenthränen ihr gesegnetes Kindlein. Die Tafel war zierlich geordnet, sogar mit Blumenvasen geschmückt. Es traf sich ganz von selbst, daß der Norweger neben Anna zu sitzen kam, und die zwei hatten keine Langeweile. Wie von frischer reiner Bergluft fühlte Anna sich angeweht von der lebendigen gesunden Seele, die aus des Norwegers einfachen Worten sprach; ein ganz anderes, tiefes Verständniß über den Sinn des Lebens ging ihr auf, als er ihr von einer seiner Schwestern erzählte, die als Pfarrfrau in tiefster Einsamkeit reich und glücklich in ihrem häuslichen Frieden und frommen Wohlthun lebte, und sie schämte sich, wenn sie bedachte, wie manchmal sie den Werth und Reiz ihrer Jugend in dem gesucht hatte, was man Jugendgenuß nennt, so wenig sie auch je davon befriedigt worden war. „Das ist Leben!" rief's in ihrer tiefsten Seele, und der Nachmittag an der Seite des Norwegers schien ihr wie eine Stunde im Vorhof des Himmels. So war sie wie aus den Wolken gefallen, als Onkel und Tante zum Aufbruch trieben; Widerspruch hätte nichts geholfen, sie war auch viel zu glücklich dazu, und der Norweger begleitete sie ja heim!

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, auch den Abend nicht vor dem Morgen. Als Anna am andern Morgen leichten Trittes, ein Liedchen summend, die Treppe herab kam, brachte man ihr einen Brief von daheim, nicht von der Mutter, sondern von dem Doktor, ihrem Hausarzt und Hausfreund, der ihr schrieb, daß ihre Mutter erkrankt sei und sie zu schleuniger Rückkehr aufforderte. Das war ein kalter Guß auf das junge Freudenlicht! „Eine Mutter hat man einmal nur!" Unter heißen Thränen packte Anna ihre Sachen und nahm Abschied von Onkel und Tante, deren lederne Herzen durch dieses lebensvolle Element in der That etwas geschmeidiger geworden waren, und die sie mit aufrichtigem Bedauern scheiden sahen. Erst als Anna am Fischer'schen Hause vorüber fuhr, kam ihr der Norweger und ihre kurze Seligkeit zu Sinne und machte ihr das Herz noch schwerer.

Die Mutter traf sie recht krank, doch nicht so hoffnungslos, wie ihre Aengstlichkeit sich vorgestellt hatte. Nach langen sorgenvollen Tagen und endlosen Nächten kam es besser, und endlich konnte sie Anna mit Freudenthränen wieder auf den einst so verschmähten Spaziergang durch's Wiesenthal führen, und das Leben kam wieder in's alte Geleise.

Der Aufenthalt beim Onkel und der Lichtpunkt desselben, das Fischer'sche Tauffest, waren natürlich häufiger Gegenstand der Gespräche von Mutter und Tochter. Welche Bedeutung der nordische Gast für das Herz der Tochter gewonnen, davon war nie die Rede, aber es müßte ein blödes Mutterauge sein, das nicht zwischen den Zeilen lesen könnte.

Anna hatte, sobald es der Mutter Befinden erlaubte, pflichtschuldigst an Onkel und Tante geschrieben, am Schluß eine Empfehlung an Frau Fischer beigefügt und die beiläufige Bemerkung eingeschoben, der fremde Gast werde wohl abgereist sein. Auch hatte der Onkel wieder geschrieben (die Tante war des Schreibens unerfahren), hatte der Anna zum Präsent für ihre Bemühungen ein hübsches Kleid geschickt und sich nach dem Befinden der Frau Schwägerin erkundigt, vom Norweger aber kam kein Wort; das war vergessen worden, da die Tante, die nicht viel auf's Sammeln der Korrespondenzen hielt, mit Anna's Brief alsdald ein widerspenstiges Feuer angezündet hatte.

So blieb es still vom Norweger, und still ward's in Anna's Herzen; mit dem Resigniren sollte es nun Ernst werden. Anna verlangte aber nach nichts Neuem mehr; sie hatte genug an ihrer Gedankenwelt, und vergeblich wollte sie den Norweger nicht gekannt haben; er hatte ein Licht in ihr angezündet, das nicht erlöschen sollte, wie das Flämmchen ihrer Hoffnungen; wenn sie ihn

auch nie wieder sah, so wollte sie doch seiner werth werden.

Bald ein Jahr war vergangen seit jener Reise zum Onkel Schneck, da fand in der Residenz eine große Einzugsfeierlichkeit statt. Der freundliche Doktor lud Anna, deren abnehmende Munterkeit er schon lange bemerkt hatte, ein, mit ihm hinzugehen. Anna hatte wenig Lust, nur der Mutter dringendes Zureden bewog sie dazu. Nun, da war's eben wie bei all solchen Herrlichkeiten: bekränzte Häuser, Soldatenspaliere, überfüllte Gasthöfe, ein gräßliches Gedränge, das ein rechtes Drangsal wäre, wenn nicht ein warmer Hauch wirklicher Festfreude, lebendigen Antheils erquicklich durch alles wehte; und wenn nicht nachher jeder behauptete, alles am besten gesehen zu haben.

Anna hatte sich auf eine Haustreppe retirirt, wo sie zwischen zwei Soldatenmützen durch hoffen konnte den Zug zu sehen; da rief eine helle Stimme: „Ei, sind Sie's, Fräulein Anna?“ — „Nein, ich bin's nicht,“ sagte Anna, ärgerlich über diese Störung.— „Ei, freilich sind Sie's!“ rief wieder eine freundliche Frau. Jetzt kannte sie Anna und grüßte sie und machte ihr Platz und vergaß Fest- und Hofwagen über der angelegentlichen Unterhaltung mit ihr: es war ja Frau Fischer! „Denken Sie nur, der Herr Onkel haben einen ganz erträglichen Sommer, die Frau Gevatterin sind aber immer recht übel auf und haben jetzt eine Hausjungfer, und der Christian, bei dessen Taufe Sie waren, steht schon auf die Füße und hat vier Zähne, kann auch schon Papa sagen.“ Anna verwunderte sich gehörig, hätte aber gar gerne noch mehr gewußt; Frau Fischer war jedoch nicht gesonnen, den Anblick des herannahenden Wagenzugs zu versäumen, aber sie bestellte Anna nachher in einen Kaufladen, wo sie Einkäufe zu machen hatte.

Da konnte sie sich recht nach Herzenslust mit der Frau Fischer ausplaudern, und endlich kam auch das ersehnte Thema. „Ja, denken Sie, ich habe erst in den letzten Tagen an Sie gedacht. Der Knud aus Norwegen, wissen Sie, der Vetter, der damals auch bei meines Christians Taufe war —“ Ja, ja, Anna wußte. — „Warten Sie, ich habe vielleicht den Brief noch bei mir — er schreibt so schöne Briefe; er ist vielleicht in meiner Kleidertasche.“ Richtig, da war er, und mit einigem Buchstabiren las Frau Fischer der Anna vor: „Wißt ihr denn gar nichts mehr von meiner liebenswürdigen Tischnachbarin? Ist sie wieder bei ihrer Mutter? ist sie noch bei ihrer Mutter? Nie werde ich den frohen Tag vergessen, den ich an ihrer Seite verlebt.“ — „Ich auch nicht!“ rief Anna mit glühenden Wangen; und so aus ihrem innersten Herzen kam das Wort, daß Frau Fischer sie erstaunt ansah und das verrathene Mädchen alle Diplomatie aufbot, um mit kühlen Redensarten den Eindruck dieser Worte zu schwächen.

So viel hatte aber Frau Fischer sich, scheint es, doch gemerkt, daß sie ein geneigtes Ohr finden würde, wenn sie der Anna noch ein Weiteres vom Vetter Knud und seinen Vorzügen erzählte, wie er die Handlung seines wohlhabenden Vaters hätte übernehmen sollen, aber aus innerem Herzenszug Pfarrer geworden, wie es gekommen, daß seine Mutter, ihre Tante, sich so weit weg verheirathet u. s. w. Anna hätte ihr zugehört bis Mitternacht, und viel zu früh kam ihr der Doktor, der sie abrief. „Ich schreibe dem Knud bald einmal, darf ich einen Gruß von Ihnen schreiben?“ fragte leise, in schalkhaftem Tone Frau Fischer beim Abschied. „Eine Empfehlung,“ stotterte Anna in großer Verlegenheit, machte sich aber nachher selbst große Complimente über ihr kluges zurückhaltendes Benehmen. Verliebte Herzen sind wie der Vogel Strauß, der den Kopf in einen Busch steckt und dann meint, man sehe ihn nicht.

In tiefen Gedanken fuhr Anna durch die sternhelle Nacht mit ihrem alten Freunde heim. Wie viel hatte sie nun der Mutter zu sagen! Die Mutter wußte aber auch eine Neuigkeit: „Weißt Du, Anna, daß Dein Myrthenbäumchen Knospen hat?“— „Hat es Knospen?“ rief Anna fröhlich und versteckte ihr glühendes Gesicht an der Mutter Brust. In dieser Nacht hatten Mutter

und Tochter so viel zu besprechen, daß der Morgen dämmerte, bis sie zum Schlummern kamen.

Ja, die Myrthe knospete und mit stiller Freude belauschte Anna ihr Entfalten. Noch ehe die Blüthen aufgegangen waren, saß an einem sonnenhellen Morgen Anna an ihrem Fenster und hielt in zitternder Hand einen Brief und las ihn mit glühenden Wangen und gab ihn der Mutter und eilte in ihr Stübchen und kniete nieder und drückte ihre überströmenden Augen in die gefalteten Hände. Was dieser Brief enthielt und was ihre Antwort war, das wird nicht schwer zu errathen sein: es war eine neue Variation auf das alte ewig schöne Thema, das in tausend jungen Herzen wiedergeklungen hat und wiederklingen wird.

Der Norweger hatte sie nicht vergessen gehabt, und doch hätte er vielleicht nicht versucht, die flüchtige Erscheinung, die doch so oft wieder vor seine Seele trat, fest zu halten für's Leben, wenn nicht die freundliche Cousine ihm einen so lieblichen Bericht von ihrem Zusammentreffen mit Anna gesendet hätte, durch den ihm erst so recht klar wurde, wie lieb ihm das deutsche Mädchen sei. Da saßen nun die Wittwe und ihre Tochter im alten Stübchen, das jetzt für Anna ein so ganz anderes war. Und Anna sah die Mutter an mit glückseligen Augen, und die Mutter lächelte unter Thränen und saugte den Freudestrahl aus der Tochter Blicken ein, um sich zu stärken gegen den Gedanken an die Trennung.

Anna vergaß, daß sie einst so resignirt gewesen; was Ergebung, was ein seliges Selbstvergessen ist, das weiß nur ein Mutterherz. Und der Norweger ist gekommen und hat sein glückliches Bräutchen heimgeführt. Seine warme Liebe hat sie vergessen gemacht, daß sie den sonnenhellen Neckarstrand mit dem kalten Norden vertauscht. Der Zug des Herzens, der schon so manche junge Seele irre geführt, hat hier sich als eine gütige Schicksalstimme bewiesen.

Der Müller und sein Rabe.

Novelle von Paul Asper.

Wir stehen auf einer der weitgedehnten Ebenen Südungarns. Die Landschaft, wenn man es überhaupt eine Landschaft nennen darf, wo sich — etwas Buchenwald zur Linken abgerechnet — die dunkelgraue Heide unter der lichtgrauen Halbkugel des Septemberhimmels, ohne Baum, ohne Haus, meilenweit hinstreckt, ist von großartiger Eintönigkeit. Um so auffallender heben sich darum, im Vordergrunde unseres Bildes, ein paar außerdem sehr unbedeutende Gegenstände heraus: eine Windmühle von höchst einfacher Construction und arg genug von Zeit und Wetter zugerichtet; fünfzig Schritte seitwärts ein eben so roher Ziehbrunnen, und nahe daran die von starkem Pfahlwerk umgebene strohgedeckte Lehmhütte des Windmüllers Tölgy-János. *)

So ganz abgeschieden von menschlicher Gesellschaft lebte indeß Janos nicht, wie es im ersten Augenblicke scheinen konnte, denn das erwähnte, eine Viertelstunde entfernte Buchengehölz verdeckt ein dahinter liegendes volkreiches Dorf, und in entgegengesetzter Richtung kann das Auge — eine halbe ungarische Meile entfernt — über Buschwerk und Zaun die lange Bedachung eines Herrenhauses emporragen sehen, in welchem es zu Zeiten gar laut und lustig herging, denn Herr Körmendy war ein Edelmann von altem Schlage, der zu leben hatte und leben ließ, wenn freilich auch der Beiname Zsarnok, *) mit dem ihn die Landleute unter vier Augen bezeichneten, hinlänglich andeutet, daß er zu der hartgesottenen Race jener Bauernkönige gehörte, die damals — um die Zeit des letzten Türkenkrieges — noch in voller Blüthe stand.

*) Tölgy = Eiche, János = Johann.

*) Tyrann.

In der Richtung dieses Schlosses sehen wir jetzt den Müller über die Heide hinspähen. Sein Wolfshund, der die Annäherung eines Fremden schon auf weite Entfernung zu wittern pflegte, hatte wiederholt geknurrt; Janos war daher aus dem Hause gegangen, um sich nach dem Besuche umzusehen, der ihm bevorstand. Die Sonne war noch nicht lange herauf, die Luft sehr dunstig, der Müller vermochte darum erst nach längerem Forschen zu unterscheiden, daß die herankommende Person ein Weib sei und erst als dieses auf Steinwurfweite genaht war, murmelte er vor sich hin: „Das ist Erzsi *) vom Schlosse — was kann die von mir wollen? War ich doch gestern selbst drüben!"

Er ging der Kommenden entgegen und wurde bald von dem frischen Mädchen mit einem hellen: Guten Morgen, Janosi **) begrüßt.

Er dankte und fragte: „Was bringt dich zu mir, Base?"

„Eine verdrießliche Angelegenheit. Es ist gestern etwas abhanden gekommen im Hause — aus dem verschlossenen Zimmer des Herrn, — verschlossen nämlich bis auf die Fenster in den Hof, bei welchen aber am hellen, lichten Tage doch Niemand aus- und eingeklettert sein kann, um so mehr als immer Leute im Hofe waren. Man muß also einen Hausdieb vermuthen, der die Zimmerthüre zu öffnen und zu schließen verstand."

„Das muß man allerdings," sagte Janos, „vorausgesetzt, daß wirklich Etwas gestohlen wurde und nicht bloß verlegt oder verräumt. War ich doch Nachmittags selbst geraume Zeit hindurch im Hofe, der von Menschen wimmelte — und nebenbei von Hunden mit guten Nasen. Doch was ist es denn für ein Gegenstand, den man vermißt?"

„Ein goldener Ring, doch von geringem Werthe. Der Herr sagt selbst, es sei ein schmales Reiflein mit einem unscheinbaren Steinchen — das Ganze kaum fünf Gulden werth. Gleichwohl schlug er einen entsetzlichen Lärm und hat uns alle in Verdacht."

„Du mußt ihm das nicht übel nehmen, Erzsi; der Werth eines Ringes liegt nicht allemal in dem, was der Goldschmied dafür gibt, — ich weiß einen solchen Ring, vielleicht auch nicht fünf Gulden werth, für den ich aber gern das Fünffache gäbe, wenn ich ihn auftreiben könnte."

„Ei was, ich wollte mir's gefallen lassen, wenn er uns geringe Leute mit seinem Argwohne beehrte, allein es scheint vielmehr, daß er in weit höherem Grade seiner eigenen Frau mißtraut. Er muß eine heftige Scene mit ihr gehabt haben — ich war nicht dabei, aber sie hat sehr geweint."

Der Windmüller schüttelte mißbilligend das Haupt, schwieg jedoch.

„Das ist indeß," sprach Erzsi zornig weiter, „schon wieder ein Stückchen von dem Schelm, dem Molnar; der hat den Herrn ganz in seiner Gewalt, und mag die Frau — Gott weiß warum — nicht leiden; darum schürt er wo er kann. Ich habe das längst weg."

„Schmeicheln und Schönthun auf der einen, Verleumden und Hetzen auf der anderen Seite," murmelte Janos und spuckte durch die Zähne, „schlechter Kerl das — für einen Ungar!"

"Nem magyar!" *) rief Erzsi unwillig aus. „Wißt Ihr denn nicht, Vetter, daß er ein Ausländer ist und daß er sich nur uns zu Gefallen den ungarischen Namen gemacht hat?" **)

„Ich wollte mich schon längst nach ihm erkundigen; ich habe ihn zwar äußerst selten gesehen und noch nie mit ihm gesprochen, aber es fiel mir etwas an ihm unangenehm auf, ich weiß nicht warum."

„Dann ist Euch also nicht bekannt, Jancsi, daß der Verwalter früher beim Militär war und in dem Regimente diente, zu welchem der hübsche junge Lieutenant gehörte, der vor einigen Jahren häufig im Schlosse zu sehen war? Nun damals wurde der Herr mit dem Wachtmeister Molnar bekannt und

*) Lieschen.
**) Hänschen.

*) Kein Ungar!
**) Eine Wohldienerei, die sonst nur den Deutschen dort eigen ist; hier war es kein solcher.

fand Gefallen an ihm, und da mögen sie miteinander ausgemacht haben, daß der Mensch — er trug damals einen französischen Namen — seinen Abschied nehmen und in des Herrn Dienste treten solle. Wenigstens kam er bald nach Ausgang des Krieges, in Civilkleidern und mit dem ungarischen Namen ins Haus und machte da binnen Kurzem seinen Einfluß geltend. Er stammt aus einem Lande, wo man sich trefflich auf die Feldwirthschaft versteht, und man muß sagen, daß er sich in dieser Beziehung dem Herrn schon sehr nützlich erwiesen hat; doch was hilft das, er ist doch ein falscher Gesell!"

Janos hatte kein Wort von dem verloren, was das Mädchen sprach: er hatte mit beinahe ängstlicher Aufmerksamkeit zugehört; allein er bemühte sich den Eindruck zu verbergen, den ihre Mittheilung auf ihn machte und suchte von diesem Thema abzulenken, indem er sie mit der Frage unterbrach:

„Warum kömmst du aber zu mir, Erzsi, um mir das Alles zu erzählen? Was habe ich mit dem Diebstahl zu schaffen? Man wird doch nicht auch mich in Verdacht haben!"

"Isten mentsen!" *) Wer denkt daran! Im Gegentheil Vetter! Ihr sollt uns den Dieb ausfindig machen. Wir wissen, daß Ihr es könnt, und noch mehr als das! Ich habe gestern der gnädigen Frau dringend vorgestellt, daß es vor Allem darauf ankomme, den Entwender des Ringes zu ermitteln und daß Ihr der Mann dazu wäret. Ich erbot mich, in aller Frühe hierherzugehen und Euch nach dem Schlosse zu berufen; natürlich—" setzte sie zögernd hinzu, — „Euch nebst Eurem Vogel."

„Ihr traut mir wunderliche Dinge zu," sagte der Windmüller nach einigem Besinnen, „indeß, um der gnädigen Frau willen, sei's! Melde ihr, daß ich mich heute Nachmittag einfinden würde, allein sage nur, du hättest mich hinbeschieden, ohne mir zu eröffnen, was ich dort solle.—Und warte noch ein wenig; ich muß doch den Burschen fragen, ob er glaubt, daß es zu etwas nützt, wenn wir den Gang machen."

*) Da sei Gott vor!

Er drehte den Kopf nach der Hütte und rief "Oerdög!" *)

Ein Krächzen war die Antwort, und gleich darauf kam in mächtigen Sprüngen ein Rabe herbei, blieb vor seinem Herrn stehen und blickte demselben aufmerksam ins Gesicht.

„Nun, mein Junge, wir sollen heute hinüber zu Herrn Körmendy; was meinst du dazu?"

Der Rabe krächzte und schlug mit den Flügeln.

„Du hast nichts dagegen — nun, das freut mich. Aber werden wir auch nicht umsonst gehen, werden wir den Dieb wohl ausfindig machen?"

Der Vogel hob und senkte die Schwanzfedern wie eine Balancirstange, strich den Schnabel einige Male am Boden hin und wieder, und öffnete ihn dann, um ein paar halbarticulirte Töne von sich zu geben, deren Bedeutung vielleicht Mezzofanti kaum errathen hätte, die aber den Landleuten der Umgegend als das reinste Magyarisch—nur etwas rabenhaft betont—erschienen wären.

„Nun Erzsi," sagte der Müller, „Oerdög gibt die besten Hoffnungen—du kannst das der gnädigen Frau einstweilen mittheilen; sonst aber Keinem, hörst du?"

Mit einem scheuen Blicke auf das Thier, empfahl sich die Dirne und trippelte fort über die Heide. Janos aber ging in das Haus, stieg auf die Ofenbank und stöberte in einer dunkeln Ecke umher, bis er gefunden zu haben schien, was er suchte. Der Rabe hatte sich auf den Ofenrand gesetzt und blickte bald in den Winkel, bald auf seinen Herrn, als wolle er sagen: Du hast mir da etwas weggenommen — glaubst du denn, ich merke es nicht!

Der Müller sah ihn lächelnd an und sprach: „Spitzbube, du wirst es leicht haben den Dieb zu finden, da du es selber bist! Mir stieg gleich eine Ahnung auf, als Erzsi bemerkte, die Stube sei verschlossen gewesen, aber die Fenster nach dem Hofe zu offen gestanden; ich erinnerte mich, daß dich der schwarze Hühnerhund apportiren wollte, daß

*) Teufel.

du ihn in die Nase hacktest und dann aufflogst. Du warst mir dadurch aus dem Gesichte gekommen, warst auch beim Weggehen nicht zu erblicken und saßest bereits zu Hause in deinem Winkel, als ich zurückkehrte. Ohne Zweifel bist du durch das Fenster in das Zimmer gerathen, hast dort das glänzende Ding ausgespürt und dir es vermöge deiner diebischen Natur gleich zugeeignet. Ordög, Ordög, ich glaube, du hast da, — ohne es zu wollen — etwas Gescheidtes gethan!"

Mittag war vorüber, als Janos in den Edelhof eintrat, den Raben auf der Schulter, die kurze Pfeife im Munde und einen langen weißen Stab in der Hand. Die zahlreichen Hunde umringten ihn bellend, aber es that ihm keiner etwas zu leide; diese Thiere sind gute Physiognomiker, sie wissen den Mann, der zwar von niedriger Geburt, jedoch sein eigener Herr ist, gar wohl von dem besitzlosen Herumstreicher zu unterscheiden. Auch die Hausleute begrüßten Janos mit achtungsvoller Herzlichkeit, denn sein ernstes Wesen, sein einsames Leben auf der Heidemühle, vor Allem so manches seltsame Stücklein, das er mit Hülfe seines Raben ausgeführt, machten den Windmüller zu einer etwas geheimnißvollen, und darum angesehenen Persönlichkeit.

Er trat in das Haus und fand den Grundherrn nebst seinem Verwalter in der großen Stube, bei Kaffee und Tschibuk, in behaglichem Hindämmern. Herr Körmendy zeigte sich, was das Aeußere betrifft, als ein würdiger Repräsentant seiner Race, wie dies auch bei dem Müller, obwohl in anderer Art, der Fall war. Der Edelmann war hochgewachsen, von breiter Brust und starken Gliedern; die Adlernase und das kühne Auge vollendeten den imponirenden Eindruck. Janos dagegen, kaum an die Mittelgröße reichend, schlank und hager, mit dem unverwüstlichen Ernste seines dunkeln Antlitzes, stand da wie aus Erz gegossen — jeder Zoll ein Magyare.

Der Rabe war auf den Boden herabgesprungen und hüpfte neugierig im Zimmer umher, die beiden Wachtelhunde gar nicht beachtend, die jede seiner Bewegungen mit aufmerksamen Blicken verfolgten.

„Janos," sagte Körmendy, „es ist gestern aus meinem versperrten Zimmer ein Ring in Verlust gerathen, und ich habe Euch rufen lassen, weil meine Leute steif und fest behaupten, Ihr würdet den Thäter zu entdecken wissen. Es handelt sich nicht um ein kostbares Kleinod, sondern um einen Gegenstand, der mir nur aus besonderen Gründen werth und wichtig ist; dabei kömmt es mir vorzüglich darauf an zu erfahren, welcher von den Bewohnern dieses Hauses die Mittel besitzt, sich in verschlossene Gemächer — ohne Gewaltthat—Eingang zu verschaffen."

„Mit Erlaubniß, gnädiger Herr! befand sich der Ring in einem Juwelenkästchen unter anderen werthvollen Dingen?"

„Keineswegs; er lag in einem offen gebliebenen Schranke unter allerlei Jagd- und Reitgeräth. Ich hatte ihn kürzlich in der Eile dorthin gelegt, und als ich ihn gestern, nach meiner Rückkunft, an seinen gehörigen Ort bringen wollte, vermißte ich ihn trotz des eifrigsten Nachsuchens."

„Dann finde ich die Sache erklärlich," sprach der Müller halb vor sich hin. „Uebrigens will ich mein Bestes thun, gnädiger Herr, und hoffe, unter dem Beistande meines Raben, dem Entwender bald auf der Spur zu sein."

„Das ist ja ein außerordentliches Thier, Euer Rabe, wenn er sich auf solche Dinge versteht," bemerkte der Verwalter mit spöttischem Lachen.

„Allerdings ist er das," versetzte Janos mit trockenem Ernste, „und ich habe ihn nicht Ordög genannt, weil er schwarz ist, sondern weil er schon Manchem bange gemacht hat, dessen Gewissen nicht das reinste war."

„Wohl denn ans Werk!" rief der Edelmann und wandte sich an einen Diener: „Rufe die Frau herein und die Hausleute, so viel ihrer eben bei der Hand sind."

„Es hat nichts auf sich," bemerkte der Müller, „wenn auch der Eine oder der Andere nicht anwesend ist; Ordög wird sich

darauf beschränken, den Namen des Diebes anzugeben, sowie den Ort, an welchem er das Gestohlene verborgen hat."

Während nun Janos den mit Schnüren und Troddeln verzierten Kostök*) aus der Tasche der weitfaltigen Beinbekleidung zog, und daraus eine Handvoll ziemlich schmutziger Kartenblätter zu Tage förderte, auf deren jedem ein Buchstabe des Alphabets gemalt war, trat eine Frau von ungefähr dreißig Jahren in das Zimmer. Sie war schön, sah jedoch blaß und verweint aus. Es war die Dame vom Hause.

Janos warf einen theilnehmenden Blick auf sie und neigte mit ehrerbietigem Gruße das Haupt. Dann fuhr er in seiner Beschäftigung fort, die Buchstaben auf dem Tische ins Alphabet zu ordnen.

Auch die Hausleute drängten sich jetzt herein, zehn bis zwölf Personen beiderlei Geschlechtes, unter ihnen Erzsi, die schmucke Kammerjungfer. Sie bildeten in schweigender Erwartung eine Gruppe am Eingange, indeß sich die Hausfrau in der fernsten Ecke des Gemaches auf einen Stuhl niederließ.

Janos klopfte nachdrücklich auf den Tisch und rief seinen Vogel. Gehorsam flog dieser herbei und spazierte dann auf der Tischplatte längs der Buchstabenreihe hin und her, mit einer Gravität, als begriffe er die Wichtigkeit seiner Stellung.

Der Müller aber kreuzte die Arme, faßte den Raben scharf ins Auge und begann darauf langsam und mit deutlicher Betonung jedes Wortes:

„Ordög paß auf! Es ist etwas in Verlust gerathen — ein goldener Ring; hast du Kenntniß von der Sache und traust du dich den Entwender namhaft zu machen?"

Der Rabe starrte eine Minute regungslos seinen Herrn an; nur das Zucken der Schwanzfedern zeigte, daß Leben in ihm sei. Endlich öffnete er den Schnabel, schlug mit den Fittichen und stieß ein paar Töne hervor, welche — der anwesenden Dienerschaft wenigstens — ganz deutlich: igen, igenis!**) lauteten.

*) Tabaksbeutel von eigenthümlicher Form.
**) Ja, allerdings.

„Nun denn, so suche uns die Buchstaben heraus, welche den Namen des Diebes bilden."

Der Rabe wandte sich herum, musterte die vor ihm liegenden Blätter, hob dann schnell nach einander das L, M, N, O heraus übersprang Oe*) und P, und nahm R, dann hüpfte er zum Anfang der Reihe hin, ergriff das A und legte es zu den übrigen.

Dies gethan, blickte er zu seinem Herrn empor und krächzte vor innerer Befriedigung.

Der Müller jedoch runzelte die Stirn: „Treibst du Possen mit mir, Schelm? Was soll ich mit den sechs Buchstaben wie du sie da durcheinander hingeworfen hast? Hurtig, ordne das Wort!"

Der Rabe legte schnell das Wort „Molnar" zusammen.

„Molnar?" sagte Janos kopfschüttelnd vor sich hin — aber der Mann, der diesen Namen trug, fuhr zornig von seinem Sitze auf, indeß der Hausherr lachend ausrief:

„Der Rabe ist ein Pfuscher, Jancsi! Herr Molnar war gestern den ganzen Tag nicht zu Hause; nach seiner Abreise sah ich den Ring noch, vor seiner Rückkehr vermißte ich denselben, damit genug!"

„Vielleicht soll auch," sprach der Verwalter giftig, „das Wort Molnar nicht den Namen, sondern den Stand des Diebes bezeichnen!" **)

„Danke für den Witz," erwiederte Janos ruhig, „allein mein Vogel ist nicht so faul, daß er in diesem Falle nicht die Silbe szél ***) vorangesetzt hätte. Indeß bitte ich um Geduld, meine Herren; wir wollen dem Ordög nicht unrecht thun, er hat sich vielleicht geirrt, in der Zeit geirrt, weil ich die Frage nicht genau stellte. Ich werde den Fehler sogleich verbessern."

Er wandte sich, ohne dem Anscheine nach eine gewisse Betroffenheit des Verwalters zu bemerken, zu dem Raben und sagte in strengem Tone: „Du hast nicht aufgepaßt, Ordög! Ich frage dich noch einmal: Wer hat gestern den Ring genommen, der ihm nicht gehörte — gestern, sage ich?"

*) Q fehlt im ungarischen Alphabet.
**) Molnár = Müller.
***) Wind.

Der Rabe stutzte, schien plötzlich zu begreifen, machte einen Luftsprung auf die Buchstaben los, legte rasch Oe, R, D nebeneinander, ergriff das Oe noch einmal und legte es hinter D und fügte schließlich ein G hinzu.

„Oerdög!“ rief Janos lächelnd aus; „also du selbst warst es, Spitzbube?“

„Es kann aber auch der Teufel sein, dessen Pathe er ist,“ meinte der Edelmann spottend; „dann aber wird der Orakelspruch abermals unsicher.“

„Ich hoffe, gnädiger Herr, daß der Teufel in diesem Hause nichts zu schaffen hat! Nein, es ist ja sonnenklar wie sich die Sache verhält: Von einem der Hunde im Hofe erschreckt, flog das Thier gestern auf und flüchtete sich in das offenstehende Fenster Ihres Gemaches. Daß er sich dann in diesem weiter umsah, den Ring entdeckte und forttrug, wird Keinen befremden, der die Natur dieser Vögel kennt. Jetzt weiß ich, weshalb er sich ohne mich auf den Heimweg machte! Aber wir sind noch nicht fertig; er muß jetzt auch sagen, wo er den Raub hinthat, sonst könnte ich lange danach suchen. Komm her, mein ehrlicher Dieb!“

Er legte die Buchstaben wieder in Ordnung, streichelte den Raben und forderte ihn dann auf, den Ort zu bezeichnen, an dem sich der Ring befände.

Oerdög ging diesmal bedächtiger zu Werke; es schien ihm Kopfbrechen zu verursachen, wie er die Frage mit einem kurzen Worte beantworten solle. Endlich legte er das Wort “Puszta” *) hin.

„O weh,“ rief Herr Körmendy lachend, „er hat den Ring in der Pußta deponirt! Dort möge ihn der Geier suchen!“

„Ich werde ihn morgen haben,“ versetzte Janos kurz, „denn ich verstehe das Thier.“ Er ging auf die Hausleute zu und sagte: „Freunde, ich glaube, Ihr könnt Euch nun entfernen, Ihr seht, der Dieb ist entdeckt, das Gestohlene wird sich auch noch finden; die Hauptsache ist, daß auf Keinem von Euch nur ein Verdacht ruhen kann.“

Ganz verblüfft durch die Wunder, welche sie mit eigenen Augen gesehen, räumten die Leute das Zimmer; nur Erzsi blieb bei der Edelfrau zurück, die etwas unwohl schien.

Der Windmüller schob sein Alphabet zusammen und steckte es ein; dann winkte er dem Raben, sich ihm auf die Achsel zu setzen, ergriff Hut und Stab und trat mit ruhigem Anstande vor den Edelmann hin, der so wie sein Verwalter sich in etwas unbehaglicher Stimmung zu befinden schien.

Körmendy griff in die Tasche, um Janos für seine Mühe zu belohnen, dieser jedoch hielt abwehrend die Hand entgegen: „Ich kann nichts nehmen, gnädiger Herr, da der Dieb zu meinem Hause gehört und ich schon froh sein muß, wenn man nicht mich selbst im Spiele glaubt. Indeß, wie mein Rabe kein gewöhnlicher Rabe, so ist er auch kein gewöhnlicher Dieb, denn er hätte sich dann wohl nicht selber angegeben! Nein, er schien zu glauben, daß er recht thue, den Ring seinem frühern Besitzer zurückzustellen, der draußen auf der Pußta liegt — eigentlich unter ihr — was der Vogel so gut weiß, als ich.“

„Ich meine überhaupt,“ sprach Molnar mit Hohn, „daß der Rabe nur weiß, was Ihr wißt, bin auch überzeugt, daß Ihr gar nicht nöthig hättet, den Ring auf der Pußta zu suchen, indem Ihr denselben vermuthlich schon in der Tasche habt! Euer Rabe ist gut abgerichtet, weiter nichts; Ihr aber solltet Euch schämen, durch ein Gaukelspiel, das gut auf die Bauern berechnet sein mag, auch bessere Leute blenden zu wollen!“

„Wer sagt Euch denn,“ erwiderte Janos, „daß ich durch das Gaukelspiel — wie Ihr es nennt — bessere Leute, — gebe Gott, daß es auch die besseren seien! — blenden gewollt? Ihr sollt recht bald erfahren, was ich eigentlich beabsichtige! Doch für heute ist's zu spät; ich muß fort, es wartet Arbeit auf mich. Wir hatten vierzehn Tage hindurch völlige Windstille, heute Mittag aber hat sich ein Lüftchen erhoben, von dem ich mir Gutes verspreche; da ich nun meinen kranken Gesellen nicht zu Hause habe, so ist's unerläßlich, daß ich selbst zur Mühle schaue. Uebermorgen bei guter Zeit bringe

*) Die Heide.

ich Herrn Körmendy den Ring, und will ihm dann unter vier Augen — allenfalls auch unter sechs, wenn Herr Molnar will— sagen, was ich zu sagen habe. Bis dahin bitte ich Ihr Urtheil über den „Gaukler" zurückzuhalten."

Er empfahl sich mit einer gewissen Würde, nachdem er zuvor der Dame die Hand geküßt, wobei er einen leisen Druck derselben zu fühlen glaubte.

Aus dem Lüftchen, dessen der Müller erwähnt hatte, war in der That ein frischer, nachhaltiger Wind geworden. Die Flügel der alten Mühle drehten sich lustig im Kreise, und Janos arbeitete die Nacht hindurch und den ganzen folgenden Tag, um seine Rückstände los zu werden. Gegen Abend kam ein Bauer aus dem Nachbardorfe, um das Mehl abzuholen, und eben sah der Müller dem Heimfahrenden nach, als von der andern Seite her das Rollen eines Wagens in sein Ohr drang. Wenige Minuten, und es hielt ein leichtes Wägelchen vor dem Hause, von dem zwei Frauenzimmer abstiegen. Zu seiner großen Verwunderung erkannte Janos Frau Körmendy und ihre Zofe. Die Edelfrau gab Erzsi einen Wink, beim Wagen zu bleiben und sagte dann zu dem Müller: „Folgt mir in's Haus, Jancsi, ich habe ein paar Worte mit Euch zu sprechen."

Sie traten in das dumpfe, niedrige Gemach, Janos brachte einen Stuhl herbei, bat Platz zu nehmen, und fragte, ob er sich erlauben dürfe, ein Glas Wein aufzusetzen? Natürlich wurde dieses Anerbieten freundlich abgelehnt. Der Rabe postirte sich auf den Ofenrand, blickte altklug auf die Beiden herab und sprach dabei unaufhörlich mit sich selbst.

„Jancsi!" redete die Dame zu dem Müller, welcher, den Hut in der Hand, das wirre Haar nach rückwärts streichend, aufrecht vor ihr stand, „ich weiß es nicht nur von Eurer Base Erzsi, sondern es sagt mir's auch eine innere Stimme, daß Ihr ein redlicher und verschwiegener Mann seid, dem man trauen darf und—trauen soll. Ich bin heute nach Tische zu Herrn Török auf Besuch gefahren, das war aber nur ein Vorwand, um auf dem Heimwege — wie im Vorbeigehen — bei Euch einsprechen zu können. Ihr sollt mir offen und mit kurzen Worten — denn die Zeit drängt — sagen, was Ihr von dem Vorfall mit dem Ringe wißt und denkt, bei welchem Ihr mit Eurem Raben in's Spiel gekommen seid. Vorher jedoch will ich Euch begreiflich machen, welchen Antheil ich an der Sache nehme: Ihr erinnert Euch wohl noch, daß kurze Zeit vor dem Ausbruche des letzten Türkenkrieges ein kaiserliches Reiterregiment — Wallonen — in unserer Gegend cantonnirte, von dem eine Schwadron in Balinthaz lag. Der Lieutenant, ein Deutscher, aus gutem Hause, blutjung und wohlerzogen, wurde mit meinem Manne zufällig bekannt und kam von da an sehr oft zu uns. Die Veranlassung dieser häufigen Besuche war, leider, eine heftige Neigung, die der junge Mensch zu mir, der um zwei Jahre älteren Frau, gefaßt hatte. Indeß Herr von Baltenhagen — so hieß der Officier — war noch ein sehr unverdorbener, bis zur Ueberspannung schwärmerischer Jüngling. Er fiel mir nicht mit zudringlichen Aufmerksamkeiten zur Last, erklärte sich, selbst bei zufälligem Alleinsein mit mir, nicht über seine Gefühle, aber aus jeder seiner Mienen und Handlungen sprach eine fast abgöttische Verehrung für mich. Ich war weit entfernt, seine Leidenschaft zu erwiedern oder gar aufzumuntern, allein ich duldete sie doch— und das war wohl gefehlt. Freilich besaß ich selbst nicht viel Erfahrung und traute mir auch nicht die zur Behandlung eines so schwierigen Verhältnisses nöthige Gewandtheit zu. So standen die Sachen mehrere Monate hindurch, bis der Krieg aufflammte. Baltenhagen war herübergekommen, um Abschied zu nehmen, und der Zufall wollte, daß mein Mann nicht zu Hause, ich in meiner Stube allein war. In der schmerzlichsten Aufregung theilte er mir die plötzlich eingelaufene Marschordre mit und schloß mit den Worten: Ich gehe nun und betrete vielleicht nie wieder Ihr Haus, gnädige Frau; es ist ja zweifelhaft, ob wir, selbst nach glücklicher Beendigung des Feldzuges,

Ungarn nicht für immer verlassen. Aber ich werde die Tage nie vergessen, welche ich hier verlebte! Eine Bitte muß ich nun wagen, der Augenblick zwingt sie mir ab: geben Sie mir ein Andenken, gnädige Frau, ein Andenken an die glücklichste Zeit meines Lebens!

Erschrocken und betrübt, vor einer leidenschaftlichen Szene zitternd, und doch von Mitleid bewegt, verharrte ich einige Minuten lang in schweigender Verwirrung. Da fiel sein Blick auf einige Ringe, die auf dem Tische lagen. Er ergriff den unscheinbarsten davon, hielt ihn in die Höhe und fragte dringend: Darf ich — darf ich den da behalten?

Ich zögerte lange mit der Erwiderung und brachte endlich stockend die Worte hervor: Nehmen und vergessen Sie! Er jauchzte beinahe auf vor Entzücken, barg den Ring an seiner Brust, küßte meine Hand und stürzte — wohl seiner eigenen Festigkeit mißtrauend — aus dem Zimmer.

Im Hofe stieß er auf Körmendy, dem er die Veranlassung des heutigen Besuches in fliegender Hast mittheilte, ihn herzlich umarmte und sich dann in den Sattel schwang.

Noch sehe ich ihn, wie er über die Heide hinraste! Es war das letztemal! — Er soll in einem der ersten Gefechte geblieben sein. So hörten wir wenigstens in Pest, wohin wir geflüchtet waren."

„Und Herr Körmendy?" fragte der Müller, der mit gesenktem Blicke zugehört hatte.

„Ich verstehe, was Ihr sagen wollt, Jancsi. Nun denn, mein Mann muß gemerkt haben, was in dem Herzen des jungen Kriegers vorging; es konnte ihm nicht entgehen! Dennoch äußerte er sich darüber mit keiner Sylbe, — und das war schlimm. Auch ich besaß nicht den Muth, diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen, — das war noch schlimmer; denn so mußte es kommen, daß sich Körmendy über das Verhältniß zwischen Baltenhagen und mir ganz unnöthigen Zweifeln und Besorgnissen hingab, um so mehr, als böse Einflüsterungen dazugekommen sein müssen."

„Ah! Herr Molnar tritt auf!" rief der Müller unwillkürlich dazwischen.

„Ich sehe, Ihr kennt Euern Mann. Nun ja, dieser Molnar ist zu meinem Unglücke in's Haus gekommen. Er diente als Wachtmeister in derselben Schwadron mit Baltenhagen, hieß ursprünglich Meunier und ist von Geburt ein Niederländer. Als trefflicher Reiter, Jäger und Zecher, und von einschmeichelndem Benehmen, erwarb er sich bald die Gunst meines Gemahls, dem er auch in Geschäften sehr zur Hand war, denn er ist kein unbegabter Mann. Dabei affectirte er eine große Vorliebe für unsere Nation — eine Leimruthe, auf die sich jeder Ungar setzt — und sprach immer davon, daß er des Soldatenstandes müde sei, bei erster Gelegenheit den Dienst quittiren und sich wieder der Landwirthschaft widmen wolle, für die er erzogen sei. Mein Mann, der in manchen Fällen eine beklagenswerthe Verschlossenheit besitzt, sprach mit mir nie über Meunier und seine Pläne mit demselben; einige Zeit jedoch nach dem Friedensschlusse, trat dieser in bürgerlicher Kleidung und mit dem ungarischen Namen hier auf, und figurirte von da an als Verwalter und Factotum meines Gemahls. Mir war er von jeher nicht sonderlich gewogen — ich mag ihm wohl einmal Veranlassung dazu gegeben haben — und ich mußte seinen übeln Einfluß bald empfinden. Hatte Körmendy schon früher Anwandlungen von eifersüchtigem Verdacht gezeigt, so wurde das seit Molnar's Anwesenheit im Hause täglich ärger. Da gab es Anspielungen auf irrende Ritter, auf verliebte Damen, die sie mit Talismanen versähen, und was des Unsinns mehr war, so daß ich meinen Gatten einigemal derb zur Rede stellte und ihn aufforderte, offene Sprache zu führen. Dem wich aber Körmendy aus, was keineswegs in seinem Charakter lag, sondern gewiß nur in Folge von Molnar's Instructionen geschah. — Vorgestern, als mein Mann nach seiner Rückkunft den Ring vermißte, polterte er eine zeitlang im Hause umher, und kam dann auch zu mir, mit den Worten: Madame, es ist mir aus der verschlossenen Stube ein

Ring in Verlust gerathen, der mir sehr werth ist; sollten Sie etwas von der Sache wissen?

Ich verneinte mit Unwillen und fragte, was das für ein Ring sei.

Ich werde wohl nicht nöthig haben, Ihnen denselben zu beschreiben, war die Antwort; doch bei einigem Nachdenken werden Sie sich erklären können, warum mir gerade an diesem Ringe sehr viel gelegen ist!

Ich verstehe Sie nicht! gab ich ihm zurück, aber eine längst genährte böse Ahnung war mir nun zur Gewißheit geworden! Körmendy warf noch einige bittere Anspielungen hin, und entfernte sich dann.—Jetzt werdet Ihr vielleicht begreifen, Janos, mit welchen Empfindungen ich gestern die Kunststücke Eures Raben mit ansah. Ich nahm ganz deutlich wahr, daß Ihr auf ein ganz anderes Ziel losginget, als auf die Entdeckung des Ringdiebstahls, ich fühlte, daß Ihr im Besitze eines unheilvollen Geheimnisses sein müßt!"

„Sie haben sich auch nicht getäuscht, gnädige Frau;" erwiderte der Müller. „Erlauben Sie nun, daß ich Ihnen meine Geschichte erzähle:

Im letzten Kriege, als die Türken in's Banat vorgedrungen waren, hieß es plötzlich, daß sich auch in unserer Gegend feindliche Streifpartien gezeigt hätten. Wer fliehen konnte, floh, oder brachte wenigstens sein Werthvollstes in Sicherheit. Auch mir schien es gewagt, so einsam auf der Mühle zu bleiben; ich lud mein Bischen Habe auf, und zog zu einem Vetter hinüber, in die Sümpfe von Bogosvár. Nach einigen Wochen hörte ich, die Luft sei wieder rein; ich war der Unthätigkeit müde, machte mich also auf den Heimweg; allein bereits in die Nähe unserer Pußten gelangt, erhielt ich den Beweis, daß man mich falsch berichtet hatte. Als ich nämlich längs dem großen Walde an der Bega hinzog, bemerkte ich draußen in der Ebene einen Haufen Reiter, deren lange Spieße und die Unordnung, in welcher sie einhersprengten, mich überzeugten, daß ich türkische Spahi vor mir habe. Es hatte sich in der That — wie ich später erfuhr — eine solche Schaar mitten in's Land hineingewagt, wurde jedoch abgeschnitten und in kleinen Gefechten gänzlich aufgerieben. Ich lenkte ganz bestürzt mit meinem Wagen in den Wald ein, dessen vielfach verschlungene Wege mir wohl bekannt sind, ließ das Gefährt unter Aufsicht des Hundes im Dickicht stehen und ging dann wieder zurück an den Rand des Waldes, um zu beobachten, welche Richtung die Streifer nähmen. Es dauert nicht lange, so bemerkte ich, daß kaiserliche Truppen in der Nähe seien und den Feind im Auge hätten. Vor dem Hochwald nämlich zieht sich eine Lichtung hin, mit jungem Anfluge bedeckt und von zahlreichen Wegen durchschnitten. Hier sah ich einzelne Dragoner, die hinter dem Buschwerk in die Ebene hinauslugten; zweihundert Schritte rückwärts war eine nicht sehr starke Abtheilung wohlverdeckt aufgestellt. Die Türken schwärmten sorglos in der Fläche umher und kamen so der Stelle, wo die Kaiserlichen standen, immer näher; da theilten sich diese in kleinere Trupps, rückten behutsam vor, und attaquirten endlich beherzt von mehren Seiten den Feind. Die Folge war, daß die Spahi im Handumdrehen geworfen waren und in bunter Verwirrung auseinanderstoben. Allein sie erhielten Verstärkung. Ein zweiter, größerer Haufe jagte unter wildem Geheule heran. Die Unserigen ließen von der Verfolgung ab, sammelten sich und zogen sich, von den nachdringenden Türken hitzig umschwärmt, in guter Ordnung fechtend zurück. Binnen Kurzem waren mir Freund wie Feind gänzlich aus dem Gesichte gekommen. Mit klopfendem Herzen und doch unverwandten Blickes hatte ich dem Kampfe zugesehen. Das Allahgeschrei der Ungläubigen, die Trompetenklänge und der Schlachtruf der Kaiserlichen, das Krachen des Feuergewehrs und die Dampf- und Staubwolken, welche alles umhüllten, bildeten eine Szene so wilder Verwirrung, daß sich einzelne Vorgänge darunter nicht wohl auffassen ließen. Dennoch war mir etwas vorgekommen, das meine Aufmerksamkeit einigermaßen erregte. Einen Dragoner nämlich — wahrscheinlich verwundet — hatte sein Pferd

aus dem Getümmel herausgetragen, wo er in der Nähe der Lichtung aus dem Sattel fiel. Das Thier blieb einen Augenblick stehen, spitzte die Ohren und rannte dann den Trompeten-Signalen der Seinigen nach. Gleich darauf kam wieder ein vereinzelter Reiter von den Unsern zur Stelle, stieg bei dem Gefallenen ab und beschäftigte sich einen Augenblick mit ihm, saß aber bald wieder auf und suchte das Weite. Als nun das Schießen und Lärmen in immer größerer Entfernung verhallte, konnte ich meine Neugier nicht länger zähmen und näherte mich dem Schauplatze des Gefechtes. Der erste Gegenstand, welcher mir in's Auge fiel, war der erwähnte gebliebene Dragoner. Er lag an einem Busche hingestreckt, in einer tüchtigen Blutlache. Es war ein junger, blondhaariger Mann, und — wie ich an der Uniform sah — Officier."

Janos warf bei diesen Worten einen mitleidigen Blick auf die Edelfrau, welche das Gesicht verhüllte.

„Ich glaubte zu bemerken, daß er noch athme, kniete daher an die Erde hin, hob ihm den Kopf und brachte ihn, da er jetzt einen tiefen Seufzer ausstieß, in sitzende Stellung. Er schlug die Augen auf, maß mich mit einem durchdringenden Blick, und da er sah, daß ich keineswegs gesonnen schien, ihn zu plündern, lächelte er freundlich und fragte: Magyar? — Ich bejahte und bat ihn, mir zu sagen, wie ich ihm behülflich sein könne. Nun ersuchte er mich in ziemlich gutem Ungarisch, ich möchte ihm das Collet ausziehen und nachsehen, ob sich die Wunde nicht einigermaßen verbinden ließe. Ich that, wie er befohlen, schnitt und trennte, bis ich das blutgertänkte Kleidungsstück herunter hatte und brachte dann mit den Resten seines Hemdes und einem Theile des meinigen wirklich eine Art von Verband zuwege. Er war mir während dieser Handthierung, so sehr ich sie auch zu beschleunigen suchte, wiederholt ohnmächtig geworden. Ich schleppte ihn trotzdem nach dem Walde und legte ihn, wohleingewickelt in meine Bunda, auf den Wagen. Es war mir bisher gar nicht wohl zu Muthe gewesen, denn die Türken konnten jeden Augenblick zurückkehren und dann hingen unsere beiden Köpfe bald am Sattelknopfe eines Spahi! — Langsam ging es nun weiter; der Verwundete litt fürchterlich, denn unsere Wege und unser Fuhrwerk sind nicht auf den Transport eines Kranken berechnet. Ich zweifle nicht, daß der junge Mann, wenn er gleich die nöthige Hülfe gefunden hätte, mit dem Leben davongekommen wäre; so aber brachte ich ihn schon halb sterbend nach einer dreistündigen Fahrt hieher. Nachdem ich ihn unter Dach hatte, lief ich in's Dorf hinüber, um einen Wundarzt oder sonst Jemand aufzutreiben, der dem Officier nützlicher werden könnte als ich. Da kam ich aber schlimm an! Ich fand Niemand im Dorfe, als ein paar alte Männer und Frauen, und hörte auch, daß die Edelsitze der ganzen Gegend sämmtlich leer stünden. Mit Geld und Bitten bewog ich endlich einen Bauer, nach der Stadt zu reiten, um vielleicht von dort einen Arzt mitzubringen. Niedergeschlagen kehrte ich zu meinem Gaste zurück. Er drückte mir die Hand, meinte aber, es würde ihm doch kaum zu helfen sein; er fühle, daß der Schuß, — welcher bei der linken Hüfte hinein, in der Rippengegend rechts herausgegangen war, — einen edlen Theil verletzt haben müsse.

Nachmittags, als ich mich schon wiederholt nach meinem Boten umgesehen hatte, rief mich der Herr an's Bett und sagte: Jede Bewegung und selbst das Reden wird mir schwer, damit es also nicht zu spät werde, muß ich dir jetzt einen Auftrag geben, Janos, der mir sehr am Herzen liegt. Vorerst darfst du nicht glauben, daß ich meine Wunde im Fliehen erhalten habe. Es ging so zu: ich befand mich auf dem äußersten Flügel, war etwas zu weit vorgegangen und hatte nur einen Gemeinen in der Nähe, als plötzlich fünf bis sechs Spahi auf uns eindrangen. Ich warf einen Blick um mich her und gewahrte den Wachtmeister der Schwadron, der in vollem Rosseslaufe heranjagte. Er war ein tapferer Mann und ein guter Fechter, mit seiner Hülfe waren wir den Türken wohl gewachsen; daher rief ich dem Dragoner zu,

nur wacker darauf loszugehen. Von zwei Feinden gleichzeitig angegriffen, parirte ich den Lanzenstoß des Einen, warf mich auf den Zweiten und hieb ihn nach kurzem Kampfe vom Pferde; da fühle ich mich von hinten getroffen, höre den Knall eines Karabiners und sehe dicht an mir den Wachtmeister vorbeijagen, sich mit dem Säbel auf den nächsten Feind stürzend! — Mein Pferd riß seitwärts aus, ich verlor das Bewußtsein und fand es erst am Boden unter Euren Händen wieder. Allem Anscheine nach hatte der zu meiner Unterstützung herbeieilende Unterofficier meinen Gegner auf's Korn genommen und bei der Unsicherheit des Schusses unter solchen Umständen mich getroffen. Ich bedauere den Mann, wenn er weiß, welches Mißgeschick er hatte; verziehen habe ich ihm von ganzem Herzen, obwohl es traurig für einen Soldaten ist, auf diese Weise sein Ende finden zu müssen!

Wir sind noch nicht am Ende, gnädiger Herr, redete ich ihm zu; Sie sind jung und kräftig und werden davonkommen, da Sie doch schon zehn Stunden überdauert haben.

Ich meine nicht, Janos; seit einer Stunde kann ich kaum mehr Athem holen; darum zu meinem Auftrage oder vielmehr zu meiner Bitte an dich! In der Brusttasche meines Collets wirst du eine kleine grüne Schreibtafel finden und in dieser ein Papier, worin sich ein goldener Ring befindet. Außen auf dem Umschlage steht die Adresse einer Dame, welche du leicht erfragen wirst, falls du sie nicht kennst, denn wir sind, wie ich glaube, in dem Comitate, welches sie bewohnt. Sobald du nun Gelegenheit findest, überbringst du ihr den Ring, sagst ihr, wie es mit mir geendet hat, und daß mir mein Zustand unmöglich gemacht, eine Zeile zu schreiben. Du meldest ihr blos meinen ehrfurchtsvollen Gruß, und — daß meine Gesinnungen bis zum letzten Augenblicke dieselben geblieben seien!

Er schwieg und schloß die Augen vor Mattigkeit; ich aber nahm das zerfetzte blutige Collet zur Hand und suchte in den Taschen desselben nach der erwähnten Schreibtafel. Gott sei uns gnädig, rief ich unvorsichtig aus, ich finde nichts in dem Rocke, Herr Lieutenant!

Er ließ einen schmerzlichen Ausruf hören, und machte einen vergeblichen Versuch sich aufzurichten. Sieh nur genauer nach, Freund, sie muß dort sein, ich trug sie immer in der Brusttasche bei mir.

Es ist umsonst, versetzte ich bekümmert, das Brieftäschchen muß herausgefallen sein, als ich Ihnen den Rock vom Leibe zerrte; indeß beruhigen Sie sich, es wird ja mittlerweile Niemand an jenen Platz gekommen sein, ich will noch heute hin und werde das Ding sicher finden.

So sprach ich; im Innern dachte ich anders. Mir fiel der Reiter ein, der bei dem Officiere abgestiegen war und ihn untersucht hatte. Er konnte die Brieftasche an sich genommen haben — denn ich fand die Uniform aufgeknöpft — und zwar in bester Absicht, weil er ihm außerdem wohl nicht die gutgefüllte Börse und die Taschenuhr gelassen hätte.

Mit dem Officier mochte ich in diesem Augenblick den Umstand nicht besprechen, er war zu aufgeregt und wand sich auf dem Lager hin und her. Mit einem Male zuckte er zusammen, schnappte nach Luft — ein Blutstrom stürzte ihm aus dem Munde — er war todt! —

Eine Stunde später kam der Bauer und brachte einen Wundarzt aus der Stadt mit. Dieser untersuchte die Blessur und konnte sich nicht genug wundern, daß der junge Mann so lange ausgehalten habe.

Noch an demselben Abende machte ich mich auf, um an der Stelle, wo der Officier gefallen war, die Schreibtafel zu suchen. Ich fand nichts und mußte annehmen, daß sie dem Wachtmeister in die Hände gefallen war, als er sich von dem Tode seines Officieres überzeugen gewollt. In diesem Falle war der Ring wohl schon an seine Adresse gelangt. Ich hätte aber doch gern Gewißheit darüber erlangt, hätte gern den Auftrag des Verstorbenen in seinem ganzen Umfange erfüllt; und da ich überdies hinsichtlich der Umstände, unter welchen der Lieutenant seinen Tod fand, einen Argwohn im Herzen trug, den ich vergebens los zu werden suchte, so nahm

ich mir ernstlich vor, mir sobald als möglich Licht zu verschaffen. Damals jedoch waren die Unserigen in vollem Rückzuge und der Krieg nahm erst im folgenden Jahre eine günstige Wendung. Wie sollte ich von meinem Standpunkte aus ermitteln, wo das Regiment stand, wie dorthin gelangen? Ich ließ allerdings später durch den Pfarrer an das Regiments-Commando schreiben und demselben Uhr und Geld des Officiers zugehen, über die Brieftasche konnte ich aber nur in sehr verhüllter Weise Erkundigungen einziehen, um — die betreffende Dame nicht bloßzustellen. Der Oberst schrieb zurück, ließ mir wegen meines Benehmens gegen den Officier Dank und Lob vermelden, bemerkte aber, es sei von einer Brieftasche wie die erwähnte nichts vorgekommen. Ich beschloß nun, sobald es meine Zeit und Mittel erlauben würden, die weite Wanderung zu dem nach dem Kriege in Oesterreich stationirten Regimente anzutreten und dem Herrn Oberst den ganzen Fall unter vier Augen vorzutragen. Indeß — wie wir trägen Menschen nun einmal sind — es verstrichen Jahre, ohne daß der Vorsatz zur Ausführung kam. Vorgestern aber, in der Unterredung mit Erzsi, kam mir Alles wieder lebhaft in's Gedächtniß; ich reihte Umstand an Umstand und sah Nachmittags durch das, was Herr Molnar ganz richtig „Gaukelspiel" nannte, meinen Verdacht nur zu sehr bestätigt. Jetzt, gnädige Frau, weiß ich, wem der Ring zukommen sollte, w i e er in Herrn Körmendy's Besitz kam, und w e l ch e Art von Schurkenstreich zu rächen ist! Denn — rächen werde ich — ich habe mir's gelobt!"

„Ach Janos, was wollt Ihr beginnen? Ihr werdet Euch mächtige Feinde auf den Hals ziehen!"

„Herr Körmendy m u ß erfahren, daß er einen Meuchelmörder mit seiner Gunst beehrt hat und Molnar — cseppet sem félek töle!" *)

„Und der Ring —?" fragte die Edelfrau bebend.

„Hier ist er, sehen Sie zu, ob es der rechte ist?"

*) Ich fürchte ihn nicht im Geringsten!

Er überreichte ihr den Goldreif. Sie warf einen Blick darauf, ließ ihn fallen, und sank halb ohnmächtig in den Stuhl zurück.

Derdög jedoch fuhr wie ein Falke vom Ofen herab, auf den Ring zu, und behielt ihn von da gleichsam triumphirend im Schnabel.

„Fassen Sie sich, gnädige Frau," sprach der Windmüller, „und erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß es schon spät ist."

Die Dame erhob sich, reichte dem Manne die Hand, und ging ohne ein Wort weiter zu sagen hinaus. Janos begleitete sie respectvoll an den Wagen.

Janos war kaum in das Haus zurückgekehrt, als er den Hund wieder knurren hörte, und, das Fenster öffnend, deutlich den Hufschlag eines gallopirenden Pferdes vernahm. Er schüttelte den Kopf, nahm — für alle Fälle — einen gewichtigen Csakan (Hammerstock) zur Hand und ging vor die Hütte hinaus.

Ein Reiter kam im schärfsten Tempo heran und parirte endlich dicht vor dem Müller das Pferd. Es war der Verwalter Molnar.

„Guten Abend, Janos! Es scheint, daß Ihr Besuch hattet, denn ich sah von Weitem einen Wagen mit Damen, der in der Richtung von der Mühle hervorzukommen schien?"

Statt die Frage zu beantworten, stellte der Müller die Gegenfrage: „Was verschafft mir aber die Ehre Eures Besuches?"

„Weil ich gerade im Dorfe zu thun hatte, machte ich den kleinen Umweg hierher, um mich gelegenheitlich zu erkundigen, ob Ihr den Ring bereits gefunden habt?"

„Ich habe ihn." —

„Wollt Ihr mich ihn wohl sehen lassen?"

Der Müller hob die Hand gegen seine Schulter, auf welcher der Rabe saß, den Ring noch immer im Schnabel: „Gib her Derdög!"

Derdög that jedoch, als höre er nicht, und als Janos nach dem Ringe langte, flog der Vogel auf und setzte sich auf einen Flügel der Windmühle.

„Es ist ihm jetzt nicht gelegen, den Ring fahren zu lassen," bemerkte Janos gleichmüthig, zwinge ich ihn aber dazu, so verlie-

ich sein ganzes Vertrauen. Geduldet Euch also bis morgen, Herr."

„Komm her, Derdög," rief er dann und schlug auf die Schulter, „ich nehme Dir ihn jetzt nicht weg."

Der Rabe nahm vertrauensvoll seinen Platz wieder ein.

Molnar ärgerte sich gewaltig über die Manier, in welcher Janos seinem Begehren auswich; er suchte indeß seinen Grimm zu verbergen und fragte weiter: „Habt Ihr den Ring wirklich auf der Pußta gefunden?"

„Ich brauchte nicht weit danach zu gehen. Folgt mir, wenn es Euch gefällig ist."

Er ging zwanzig bis dreißig Schritte seitwärts ab, und blieb an einem schmalen Erdhügel stehen, den Gras und Unkraut reichlich überwucherten und an dessen oberem Ende ein kleines Holzkreuz stand. „Hier fand ich den Ring, Herr Molnar; mein Rabe hat ihn seinem früheren Besitzer zurückgebracht, der unter diesem Rasen schläft. Ein Bösewicht, den Gott strafen möge, hat demselben erst das Leben und dann den Ring geraubt."

Er blickte bei diesen Worten dem Verwalter fest und finster in's Gesicht.

Auch mit dem kaltblütigsten Schurken geht bisweilen sein Temperament durch: „Tölgy-Janos," brauste Molnar wüthend auf, „ich frage Euch, was sollen diese Anspielungen, was sollte die gestrige Comödie, was soll die heutige? Warum sprecht ihr von Bösewichtern und Mördern und seht dabei mich an?"

„Wollt Ihr's wissen, Herr Molnar? Nun ich kann's Euch sagen: Der junge Officier — ich kann mir die fatalen schwäbischen*) Namen nicht merken — der 1787 in Balinthaza lag, damals Euer Officier, hatte der schönen Edelfrau da drüben ein wenig zu tief in die Augen geschaut. Das ist ein Unglück, doch sorgten Beide dafür, daß nicht auch ein Unrecht daraus wurde.

Von meiner Base im Schlosse weiß ich, daß das Verhältniß nichts Sträfliches hatte, und Ihr selbst wißt das — wenn Ihr aufrichtig sein wollt — besser als ich. Als der Lieutenant in's Feld mußte, bat er sich ein Ringlein als Andenken aus; sie gab es, oder vielmehr, sie duldete es, daß er's nahm. Das war wieder gefehlt, doch ist auch die Strafe nicht ausgeblieben. Herr Körmendy bemerkte natürlich die Leidenschaft des jungen Mannes; statt aber offen aufzutreten und die Sache mit den Betheiligten durchzusprechen, plagte er sich mit Schreckbildern der Eifersucht und gab fremden Einflüsterungen Gehör; diese aber gingen von Euch aus! Ihr wolltet Euch die Gunst des Edelmannes sichern, Euch eine Zukunft schaffen, — vielleicht auch haßtet Ihr den Officier, wie die Dame — ich habe so meine eigenen Gedanken darüber — und da nahmt Ihr keinen Anstand, Beide zu verderben, wenn es Euren Zwecken dienen könne. Ob Euch Körmendy einen Wink gab, den jungen Schwärmer aus dem Wege zu schaffen — — ich will's nicht wissen, mag so etwas von einem ungarischen Edelmanne nicht hören, nicht denken — im Gegentheile, ich glaube, Ihr habt das Stückchen ganz auf Eure eigene Faust ausgeführt! Ihr jagtet Eurem Officiere bei guter Gelegenheit ein Kugel durch den Leib — von rückwärts — piha!*) Später besichtigtet Ihr den Gefallenen, hieltet ihn für todt, nahmt ihm die Schreibtafel aus der Rocktasche. — Und damit habt ihr Euch bei dem Edelmann in Gunst gesetzt, damit zwei Eheleute einander entfremdet, damit Euch ein behagliches Plätzchen und die Herrschaft über einen schwachen Mann gesichert! — Ihr seht, daß ich Euch kenne — und nun packt Euch fort, denn das Blut steigt mir zu Kopfe, wenn ich Euch anschaue!"

Mit diesen Worten drehte er dem Verwalter den Rücken zu. Molnar jedoch, der schon während der Rede des Müllers unbemerkt eine Pistole aus dem Halfter gezogen hatte, hob jetzt den Arm und feuerte, mit einem Ausrufe der Wuth, das Gewehr auf den Müller ab.

Diesmal aber hatte er sein Ziel verfehlt, zum eigenen Verderben verfehlt! Janos, welcher von der Entladung des in so geringer Entfernung von seinem Kopfe abgebrannten Gewehres secundenlang geblendet und betäubt war, kam schnell wieder zur Besinnung

*) Alles Deutsche ist dem Ungarn „schwäbisch".

*) Pfui.

— und jetzt wallte das Hunnenblut über! Molnar hatte das Pferd zur Flucht herumgerissen, und war schon auf Klafterlänge von dem Müller entfernt; allein dieser machte einen Satz vorwärts, schwang den Csakan im Kreise und schleuderte ihn mit den Worten: „Az óra lejárt!" *) in kunstgerechtem Wurfe nach dem Haupte des Reiters. Tödtlich getroffen sank Molnar vom Pferde. Janos bekümmerte sich nicht um ihn, vielmehr suchte er einen Augenblick am Boden umher und hob endlich einen zappelnden Gegenstand auf. Es war sein Rabe. Der Schuß, welcher am Kopfe des Herrn vorüberging, hatte den auf der Schulter sitzenden Vogel nur zu gut getroffen! Er schlug nur noch ein wenig mit den Flügeln, als ihn der Müller mit den Worten: „Armer Junge, hast es ausbaden müssen!" wehmüthig betrachtete.

In der Nacht kam das Pferd des Verwalters, seines Reiters ledig, in das Herrenhaus zurück. Das machte begreiflich Aufsehen; Molnar hatte Abends satteln lassen und war fortgeritten, ohne zu sagen wohin; durch irgend einen Zufall, den auch der geschickteste Reiter nicht immer vermeiden kann, mochte er vom Pferde gestürzt sein und lag vielleicht hülflos draußen in der Heide. Doch in welcher Richtung sollte man ihn suchen? Der Edelmann sandte mehrere seiner Leute auf gut Glück aus, er selbst wollte sich mit Anbruch des Tages in der Nachbarschaft umsehen und gab deshalb die nöthigen Befehle. Schon wollte er wieder in's Haus hinein, um sich noch für ein paar Stunden zur Ruhe zu begeben, als ihn der Aufschrei der im Hofe befindlichen Leute zurückhielt. „Die Windmühle brennt!" ertönte es wie aus einem Munde, und wirklich ging am Horizont in dieser Richtung Feuer auf.

„Reite hinüber und sieh, was es giebt!" befahl Körmendy einem seiner Diener. „Der alte Kerl ist zwar kaum werth, daß man sich viel um ihn bekümmere, allein es könnten auch Räuber im Spiele sein, und da muß man doch auf der Hut bleiben!"

Der Knecht jagte fort und gewahrte bald, daß nicht die Mühle, sondern das Wohnhaus des Janos in Flammen stehe. Er näherte sich vorsichtig und sah Leute aus dem Dorfe unthätig und schwatzend um das Feuer stehen. Es gab nichts mehr zu retten, das Haus brannte bereits von allen Seiten, als die Bauern herzukamen, und in weniger als einer halben Stunde war es nur noch ein lodernder Aschenhaufen. Von Janos, seinem Raben und seinem Hunde zeigte sich keine Spur; ob sie in dem Hause verunglückt, blieb ein Räthsel; doch mußte man sich später dieser Annahme zuneigen, als man beim Wegräumen des Schuttes auf verkohltes Menschengebein stieß.

Weit unerklärlicher blieb das Verschwinden Molnars. Es wurden die eifrigsten Nachforschungen angestellt, doch brachten sie kein Resultat. Ungarn war auch damals kein Land, wo man auf derlei Nachforschungen eingerichtet war. Aus demselben Grunde konnte es auch mehr als Gerücht sein, wenn nachderhand behauptet wurde, Janos sei nächst der türkischen Grenze, von einem Wolfshunde begleitet, — allein ohne den Raben — gesehen worden.

Merkwürdig mochte es Manchem scheinen, daß sich, bei der noch am selben Tage gepflogenen Untersuchung des Vorfalls, in der Nähe des Grabhügels ein kleiner Goldring fand, welchen die Edelfrau sofort als ihr Eigenthum reclamirte. Derdög hatte ihn sterbend dort fallen lassen.

*) Die Uhr ist abgelaufen!

Geschichte eines Klaviers,

von diesem selbst erzählt.

Von Theodor Hagen.

Vorwort.

Wie ich dazu komme, meine Geschichte zu erzählen? Weil es weniger meine Geschichte ist, als die von Dingen und Menschen, die in den letzten fünfzehn Jahren mit der Kunst oder Dem, was man so zu nennen pflegt, in die innigste Berührung gekommen sind, weil ich vielleicht mehr, als irgend ein Anderer, im Stande bin, das Innere dieser „Kunst," deren Mark und Bein, deren Triebfedern und Resultate ans Tageslicht zu ziehen, weil ich glaube, daß die Koulissengeheimnisse der modernen Kunst, ohne welche man am Ende über letztere kein vollständiges Urtheil hat, keine kompetentere Richter haben können, als uns arme Geschöpfe, von denen so Wenige Notiz nehmen, trotz dem daß wir so entsetzlich vielen Spektakel machen. Vielleicht mag dieses Letztere mit ein Grund meines Auftretens sein, oder vielmehr laßt es mich gestehen, es ist die Haupttriebfeder dieser Selbstbiographie; denn ich bin im Verein mit meinen Brüdern und Schwestern der Ansicht, daß von dem Augenblicke an, wo die Instrumente der Kunst aus freien Stücken anfangen zu reden, diese selbst vielleicht zum Schweigen oder doch zu einem Pausiren gebracht werden wird, was nach Meinung Vieler gar nicht so schlecht sein soll. Man sieht, auch wir, die wir mit Recht die Kinder des Menschengeschlechts genannt werden können, haben etwas von dem Erbtheil des letzteren, den Egoismus abbekommen, aber der Wahrheit die Ehre, wir werden zu sehr in Anspruch genommen, als daß wir nicht zu allen möglichen Mitteln greifen sollten, uns etwas Ruhe zu verschaffen. Und dann, wer weiß, ob mit der Aufzählung unserer Lebensereignisse der Kunst der Zeit nicht bessere Kommentare zu Theil werden, als durch Kritiken über solche Gegenstände, die die Einbildung des Kritikers sich selbst geschaffen hat, über Werke der Zukunft, die in der Gegenwart gar keine Wurzel haben, und auf die Vergangenheit hinweisen, wie der Zeiger einer abgelaufenen Uhr. Die Gegenwart hat ihre großen Rechte; schlimm, wer sie verkennt. Nur, wer die Gegenwart schildern kann, aber so, daß das ganze Gerippe bis in die feinsten Knochengewinde hinein klar und durchsichtig vor uns liegt, nur der hat ein Urtheil über die Bedeutung und Bildungsfähigkeit des Inhaltes dieser Gegenwart für die Zukunft. Und sollten nicht gerade wir, die wir so oft zu mißbeachteten Zeugen der Geheimnisse der modernen Kunst gemacht werden, sollten nicht wir am geeignetsten sein, den nach Verständniß Suchenden, kurz Alle, die sich orientiren wollen, in solche Windungen, in solche Gänge und Höhlen des Gebäudes der Kunst zu führen, welche der Seh- und Urtheilskraft der Mehrzahl bis jetzt verschlossen waren? Wir, wir, die wir durch Geburt und Stellung die unabhängigsten Kritiker der Welt sind, wir, die wir weder durch Rücksichten des Magens, noch der Eitelkeit und gesellschaftlichen Vorurtheile gefesselt sind, wir sollten diese großartigen Vortheile unbenutzt lassen, wenn auch nicht zu unserem eigenen, doch zum Besten der Kunst und der Künstler? Nein, in diesen Tagen der Kritik hieße es unehrlich unsere Aufgabe verkennen, dem Geiste der Zeit selbst dann nicht Rechnung zu tragen, wenn sich Alles zu vereinigen scheint, uns den Beruf dazu aufzubürden. Mag man sagen, was man will, Eins ist gewiß, wenn wir Instrumente anfangen, unsere Geheimnisse auszuplaudern, werden die der Kunst in einem andern Lichte erscheinen. Deshalb muthig voran, die Geschichte der Kunst wird unseren Beitrag nicht zurückweisen.

I.

Es mögen jetzt fünfzehn Jahre her sein, daß ich aus den Händen meiner Väter hervorging. Als echtes Pariser Kind hatte ich natürlich deren mehrere, und noch dazu von allen Nationen. Den Körper gab mir ein Franzose, und an der Seele hatten Deutsche und Spanier gearbeitet, so daß ich Miene machte, einen metaphysisch sinnlichen Charakter anzunehmen, bis am Ende der egaliseur, eine gute deutsche Haut, der die letzte Hand an meine Erziehung zu legen hatte, in die verschiedenen Theile meiner innern Beschaffenheit Harmonie zu bringen wußte, um mich am Ende als ein durch und durch wohlerzogenes Piano demjenigen zu überliefern, der vor der Welt die Rolle meines legitimen Vaters zu spielen hatte. Dieser letztere unterzog sich seiner Berufsthätigkeit um so lieber, als ich zu den Gelungenen gezählt wurde, und einen respektablen Profit in Aussicht stellte. In der That, als ich zum ersten Mal in den Saal gebracht wurde, wo wir „Kinder des Hauses" unsere Zusammenkünfte halten, empfing mich das Gemurmel einer angenehmen Ueberraschung. Man wünschte mir Glück, Einige aufrichtig, Andere in einer stark prononçirten gesellschaftlichen Manier, mein Nachbar zur Linken, ein großer Flügel, meinte sogar, er hätte noch nie einen so schmucken Kollegen an seiner Seite gehabt. Als mein Vater mich zum ersten Male erblickte, schmunzelte er und nahm mit unerhörter Gemüthsruhe die Lobeserhebungen entgegen, die man seiner Vaterschaft eines s o l c h e n Kindes zollte. Schon damals lernte ich erkennen, daß man in dieser Welt nur nöthig hat, etwas zu scheinen, um es auch schon in der Meinung jener zu sein. Ich wurde also hübsch befunden. Man lobte mein schmuckes Aussehen, das, beiläufig gesagt, sehr klein war, so daß ich mit Recht pianino genannt werden konnte, meinen feinen, angenehmen Ton, die Gleichheit und Bildungsfähigkeit desselben. Alle Welt schien mit mir zufrieden zu sein, und sogar meine neidischen Kollegen wurden liebenswürdig gegen mich, und erzählten mir schnurrige Geschichten von den Menschen, die man Künstler nennt, und die sehr oft an die der chronique scandaleuse erinnern konnten. Sie suchten mich für die Welt vorzubereiten, nicht, indem man auf menschliche Weise einen Schleier davor zog, sondern indem man die Blößen derselben aufdeckte. Die Lehren, die ich erhielt, und die ich im Anfang für falsch und übertrieben erachtete, sind mir später nur zu richtig erschienen, und meiner Urtheilskraft so sehr zu statten gekommen, daß ich noch jetzt an jene erste Begegnisse auf meinem Lebenswege mit Dankbarkeit zurückdenken muß.

Ich mochte wohl zwei Tage im Kreise meiner „Lieben" zugebracht haben, als ich am dritten ungefähr um die Mittagszeit eine junge Dame, einen langen Herrn und meinen Papa in den Saal treten sah. Alle drei kamen auf mich zu. War es eine mir natürliche Galanterie oder eine mir inwohnende Empfänglichkeit für Schönheit und Grazie, genug, von den drei Personen, die mich umstanden, hatte nur eine Reiz und Interesse für mich, sah ich gleichsam nur eine, und diese war eben die junge Dame. Was sollte ich auch mit den beiden andern machen? Meinen Papa kannte ich schon zur Genüge, und der Andere war so lang und schlottrig, hatte so weit mehr das Aeußere einer Leiche, denn eines lebenden Wesens, als daß mein Auge darauf mit Wohlgefallen hätte ruhen können. Aber sie, sie war reizend, nicht mehr ganz jung, vielleicht zwei unddreißig, unbedingt verheirathet, aber schön, mit wollüstigen, runden Formen, mit dunklen Augen, mit einer kleinen frivolen Nase, mit einem Grübchen im Kinn und der Farbe einer Kreolin. Ich habe viele Frauenzimmer gesehen, keins hat auf mich vom ersten Augenblick an einen solchen, bleibenden Eindruck gemacht, als dieses. Daher mochte ich auch wohl die Schauer eines herannahenden Glückes empfinden, als mein Papa mich aufschloß, einen Stuhl vor mich schob, und mit einer graziösen Verbeugung die Dame darauf hinwies. Aber wie erstaunte ich, als sie dieselbe Verbeugung und zwar mit dem reizendsten Lächeln von der Welt ihrem langen Begleiter gegenüber wie-

derholte, der mir nichts dir nichts, von dem Stuhl Besitz nahm, und sich anschickte, seine Gespensterhände auf mich zu legen. Was war das für ein Mensch, dem sie mit einer solchen Freundlichkeit, mit einer solchen Ehrerbietung, ja, ich fühlte es, mit einer solchen innigen Bewunderung den Sitz einräumte? Ich fürchtete die Berührung, und doch konnte ich nicht umhin, jetzt, da er vor mir saß, die Erscheinung interessant zu finden. Ich mußte unwillkührlich in die geisterhaften Züge hineinsehen, und je länger ich sah, desto mehr Leben fand ich darin. Und als er gar die Finger über meine Tasten gleiten ließ, als er zu spielen anfing, da wußte ich nicht mehr, was ich aus diesem Menschen machen sollte, da sah ich nur noch ihn, da waren alle Uebrigen vergessen.—

Seit jener Zeit sind viele, viele Jahre verstrichen, und viele, viele Male hat man auf mir zu spielen versucht, aber nie sind wieder jene Saiten des Schmerzes, der Rührung, der reinsten Poesie berührt worden, als von jenem langen Menschen. Ich glaubte, ich würde unter seinen Händen Qualen zu erdulden haben, und siehe da! der höchste Genuß wurde mir bereitet, ich glaubte, er würde mich zermalmen, und siehe da! er entlockte mir neues Leben! Er fing ganz leise an, kaum, daß ich seine Berührung fühlte, es war, als wenn der Hauch einer keuschen Seele über mich glitte. Später habe ich gehört, daß es Harfen gibt, denen der Zephir Töne zu entziehen weiß. Vielleicht, daß ich damals eine solche Harfe war, durch das Zephirrauschen einer reichen, poetischen Seele ergriffen, nur daß die Töne zu einer ausgebildeten Musik wurden, zu geistig und formell abgerundeten Gedanken. Es waren wunderbare Weisen, die der Lange mir zu entlocken verstand, national, bizarr, oft an Inhalt unbedeutend, aber durch die Harmonieführung, durch den zauberischen Anschlag von einer ergreifenden Wirkung. — Dieses letztere habe ich bei keinem andern Klavierspieler wieder gefunden, selbst bei solchen nicht, die alle Geheimnisse der Technik inne hatten, und die mit ihrer Eleganz sehr angenehme Effekte zu erzielen wußten. Keiner von ihnen hat es so verstanden, einem dürftigen Gedanken, durch Anschlag, Zurückhalten und Steigerung des Tones, durch eine eigenthümliche, von aller Tradition abweichende Behandlung des Pedals einen solchen Schmelz, einen solchen Zauber, ein solches Interesse an- und umzuschmiegen, als dieser hagere, geisterhafte Mensch, der mich mir selbst zeigte, meinen ganzen Werth, meine ganze Bedeutung, der mir die erste Weihe gab, gleichsam die Taufe, und von dem ich im eigentlichen Sinne des Worts sagen kann, daß ich an seiner Hand in die vornehme Welt, und in die der Kunst eingeführt wurde. Er mochte wohl eine Viertelstunde improvisirt haben, als sich nach und nach sein Spiel in ein wirkliches Gemurmel verlor. Beide Hände spielten Triolen, immer schwächer, immer langsamer; die Finger schienen sich kaum zu bewegen. Und dennoch wußten sie mir noch Töne zu entlocken, die, trotzdem, daß sie zuletzt immer dieselben waren, so verschieden klangen, eine solche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes erhielten, daß bei vielen Zuhörern die in diesem Falle verzeihliche Meinung obgewaltet haben könnte, der Spieler hätte fortwährend andere Noten zum Vorwurfe.

Endlich schien er geendigt zu haben. Das wunderbare, das einzige Pianissimo, das je einem meines Geschlechts entlockt worden ist, hatte bereits die zarte Grenze, die zur Tonlosigkeit führt, überschritten, nur die Finger ruhten noch auf den Tasten, es war, als wenn sie sich noch nicht so schnell davon trennen konnten. Ich sah in seine Augen, sie glänzten, wie ein milder Abendstern; es spiegelte sich in ihnen der Gedanke der Musik wieder, die so eben verklungen war, d. h. letzteres wohl nur äußerlich, innerlich mußte sie in diesem Spieler noch fortklingen, sein ganzes Wesen verkündete es. Seine Seele rang noch mit den Tönen, darum mochten auch wohl seine Finger noch auf mir ruhen; denn bei diesem Pianisten standen Finger und Seele in unmittelbarer Verbindung, jene mußten sich bewegen, sobald diese musikalisch erregt war.—

Meinem Herrn Papa mochte dies wohl

nicht gegenwärtig oder auch nicht verständlich sein; denn wahrscheinlich in der Meinung, das Spiel sei aus, ließ er seine näselnde Stimme also vernehmen: „Nun, Herr Chopin, was sagen Sie zu dem Piano?“—

Chopin! War es Zufall oder etwas Anderes, daß in meinem Nachbar, dem alten Flügel, eine Saite vibrirte, als wenn mit dem Finger darüber gefahren wurde? War es Zufall oder etwas Anderes, daß bei Nennung dieses Namens in mir etwas Aehnliches vorging? Die Schauer der Bewunderung äußern sich so verschieden! — Der Meister mußte die Bemerkung meines Papa's nicht gehört haben oder vielmehr nicht hören wollen, es wäre denn, daß er seine Antwort durch ein erneuetes Spielen zu erkennen geben wollte. Ja, er fing von Neuem an, meine Seele zu bewegen, diesmal nicht so sanft, so mild, so lyrisch weich und zerflossen, wie das erste Mal; neu, wild, mehr epischer Natur, die tiefsten Chorden in mir wurden angeschlagen, und auf rapide Weise wurde die ganze Stimmung meines Wesens durchlaufen. Jetzt sollte ich auch erfahren, was sein Forte heiße, ich erbebte, so mächtig klang es, so intensiv drang es durch den Raum. Und doch war dieses forte nicht viel mehr, als das piano bei andern Spielern, wie ich später oft genug erfahren mußte, theils bei mir, theils bei meinen Kollegen. Auch hier sollte ich zum ersten Male erkennen, daß, wie im Leben die Verhältnisse den Lauf der Dinge und der Menschen bestimmen, sie in der Kunst den Klang regeln. Was ist ein forte, was ein piano an sich? Weder das Eine noch das Andere, nur wenn beide zusammen erklingen, können wir ihren Werth und ihre Stärke angeben; und daher ist es auch so natürlich, daß ein Mensch, der ein pianissimo hervorzuzaubern weiß, wie Chopin es vermochte, mit seinem dem angepaßten forte eine überraschende Stärke und Sonorität offenbaren kann.—

Trotzdem nun, daß der Spieler wieder den ganzen Reichthum seiner Natur offenbarte, gefiel es mir dennoch weniger, als vorhin. Diese wilden Ausbrüche kamen mir vor, wie die Miniaturzeichnung einer norwegischen Felsenlandschaft. Die Melancholie, ein Grundzug seines Wesens, trat hier in ungewohnten Formen auf, sie überschritt wider Willen die natürlichen Gränzen ihrer Wirksamkeit, gleichwie oft der Mensch den Konflikt offenbaren muß, den sein Naturell gegenüber der Gesellschaft hervorruft. Und wie diese dann gleichgültig vorübergeht oder wohl gar den Kopf schüttelt, so mußte die Außenwelt von dieser Seite des Chopin'schen Spiels weniger berührt werden. Als eine aparte Aeußerung einer künstlerischen Natur konnte es den Einzelnen interessiren, als Kunstgebilde, das sich nie an den Einzelnen, sondern immer an die Gesammtheit wendet, mußte es kalt lassen.—

Wie vorauszusehen, dauerten diese wilden Schmerzensrufe des Spielers nicht lange, bald trat wieder die Klage auf, erst bitter, mit einem leisen Anfluge von Humor, dann sanft, resignirend, wie die natürliche Aeußerung einer durchaus lyrischen Natur.

Nur noch wenige Akkorde, und der Meister erhob sich. Er schien erschöpft zu sein, sein Gesicht zeigte eine erschreckende Blässe.—

„Wollen Sie nicht versuchen, Komtesse?“ hörte ich meinen Papa fragen.

Erst jetzt sah ich wieder auf die Dame. Ich konnte gerade noch einen Blick der Extase auffangen, der auf jeden Fall Chopin gegolten hatte.

Sie schüttelte den Kopf. „Schicken Sie es mir noch heute zu,“ sagte sie. Dann nahm sie den Arm des Meisters, und alle Drei verließen den Saal.

II.

Gegen Abend wurde ich in das Haus der Gräfin gebracht. Das Zimmer, das mir angewiesen wurde, war ein wahres Asyl von gutem Geschmack, von Eleganz und Luxus. Es war nur klein und bildete eine Art Rotunde. Silbertapeten mit einer dünnen Goldborde umzogen, zierten die Wand, an welcher, dem Haupteingange gegenüber, und ihre ganze Höhe einnehmend, ein Portrait sichtbar wurde. Dasselbe stellte eine junge Kreolin dar, mit aufgelös'ten Haaren und einem lose übergeworfenen Nachtgewande,

welches auf höchst verführerische Weise einen Theil des rechten Beines und des üppigen Halses aufdeckte. Das Bild war unvollendet, es fehlte die letzte Ausführung. War es nun dies oder die Darstellung, die in jedem einzelnen Zuge verrieth, wie die Kreolin, kaum dem Bette entstiegen, dem Maler zum Vorwurfe seines wahrhaft ungewöhnlichen Talentes gedient hatte, genug, das Bild machte einen unwiderstehlichen Eindruck, und ich habe oft Einzelne von denen, die hier Zutritt hatten, auf einer wortlosen, aber in ihrer Miene nur zu deutlich sprechenden Kundgebung ihrer Bewunderung ertappt. Doch nicht bloß die Darstellung und Ausführung bewirkten das Interesse, sondern hauptsächlich der Umstand, daß das Bild unfehlbar das Portrait der Gräfin war, und daß es dadurch der dichterischen Einbildungskraft sowohl, als auch der kalten Beobachtungsgabe gesellschaftlicher Verhältnisse ein weites Feld der Thätigkeit überließ. Dieses Portrait umschloß für die intelligenten Beschauer unendlich viel, die ganze Charakterzeichnung der Besitzerin, ihre Statur, ja unbedingt das bedeutendste Moment in ihrem Leben. —

Was mich betrifft, so nahm freilich im ersten Augenblick der Musterung meines neuen Aufenthaltes das Bild nicht viel mehr meine Aufmerksamkeit in Anspruch, als die übrigen Gegenstände, die sich noch außerdem vorfanden. Unter diesen fesselten mich besonders ein Paar grüne Vorhänge von schwerem Sammt, die, mir gegenüber, vom Plafond auf die Erde herabfielen, und an deren Seiten zwei große schöne Vasen mit kostbaren, fremdländischen Pflanzen aufgestellt waren, welche letztern sich an die Wand hinauf- und oben zu einer Art Baldachin zusammenrankten. Sowie ich erst später die Bedeutung des Portraits kennen lernte, so sollte ich auch erst am folgenden Morgen erfahren, daß die Vorhänge den Ausgang eines kurzen Korridors verhüllten, an dessen entgegengesetzter Seite sich das Schlafzimmer der Gräfin befand.

Als diese an demselben Morgen die Vorhänge zurückschlug, und in dem ganzen Zauber ihrer Schönheit sichtbar wurde, eine wahre Fluth der feinsten Wohlgerüche im Zimmer verbreitend, möchten wohl Manche an meiner Stelle den dadurch hervorgerufenen Sensationen unterlegen sein, die nicht, so wie ich, von Holz und Eisen waren. —

Die Gräfin trug einen Morgenrock von schwarzem Musselin in der Form eines Schlafrocks, in der Taille durch eine einfache schwarzseidene Schnur gehalten. Ihr Haar war bereits geordnet, in zwei breite Natter auslaufend, zur Hälfte die Ohren bedeckend, und sich hinten in eine üppige, durch ihre Schwere fast den Nacken berührende Flechte verknotend.

Sie schritt geradeswegs auf mich zu, und begann zu spielen. O wie verführerisch war das! Wie dunkel, wie brennend, wie fragend diese Augen, wie frisch diese Lippen, als ob noch kein Kuß sie berührt, wie üppig dieses Fleisch, wie feurig seine Farbe. Und nun gar dieser Hals, der sich so künstlerisch, mit so vielem Ebenmaaß wölbt, und der so verführerisch die Spur auf einen vollendeten Busen leitet. Und diese Hand, so klein, so weich und zart, so vollendet in der Form. Und dieser Arm, so rund, so voll und schön, wie nur Rubens'sche Kunst und selten die Natur ihn schaffen kann! — Und wie weiß erschienen mir die Hände, die Arme, der Hals! War dies einzig und allein der Effekt der dunklen Farbe des Rockes, der schwarzen Spitzen, mit denen die Aermel garnirt waren? Gewiß; denn am Ende konnte die Kreolin trotz ihrer verführerischen Schönheit die Farbe ihrer Haut nicht anders machen. Vermuthlich wollte sie nur zeigen, daß sie als echte Künstlerin der Natur überall, wo sie sich schwach zeigte, zu Hülfe zu kommen verstand.

Gewiß, meine Gebieterin war eine Künstlerin, trotzdem, daß sie in ihrem Spiele dann und wann falsch griff, und wenn sie nichts, als ihre Phantasie walten ließ, Harmoniewendungen zu Gehör brachte, die einen würdigen Jünger der musikalischen Setzkunst zur Verzweiflung gebracht hätten. Quinten und Oktaven schlüpften mehr als einmal durch, aber sie störten nicht; denn sie waren

von Gedanken begleitet, allerliebste Gedanken, niedlich angenehm, und hie und da sogar ein besonderes Talent verrathend. Der Chopin'sche Einfluß war natürlich unverkennbar, aber sie imitirte nicht, vielweniger kopirte sie, sie gab sich selbst, d. h. die Gefühlsregungen einer Kreolin, welche in der Pariser Gesellschaft erzogen ist. Das war es. Von Natur wild und ungebändigt, den momentanen Wallungen ihres Herzens auch ebenso schnell Folge gebend, hatte sie keine andere Lehrmeisterin gehabt, als die vornehme Welt. Diese mußte das wilde Kind erziehen, den feurigen Inhalt in eine gesellschaftliche Form dämmen, und wahrlich, es war ihr so vortrefflich gelungen, daß meine Gebieterin im achtundzwanzigsten Jahre als ein Muster des Geschmackes und vollendeter Manieren betrachtet wurde, und trotzdem das jugendliche Herz der Kreolin, die Frische der Anschauung, die Empfänglichkeit für alles Schöne und Große bewahrt hatte. Und das machte sie eben interessant, zum Gegenstande der Huldigungen, der Theilnahme, des Neides und der Bewunderung. Sie wurde Mode, ja, diese verfolgte sie gleichsam, und je gleichgiltiger sie die Huldigungen derselben entgegennahm, desto mehr und andauernder mußte sie sie erdulden. Sie war die Königin aller Salons, aller Feste, und diese Herrschaft hat sich nicht verloren, so lange sie in Paris war. Sie war die einzige Femme originale, der man nicht in einer Saison überdrüssig wurde, zu der man immer wieder zurückkehrte. Und warum Alles dies? Weil sie außer ihrer üppigen, man kann sagen, excentrischen Schönheit, ihren feinen, ungemein viel Güte und Wohlwollen athmenden Manieren, aus ihrem Herzen keine Mördergrube machte, und ihre Gedanken, ihren esprit mit ihren Gefühlen in fortwährendem Einklange zu erhalten wußte. Sie war originell, weil sie natürlich war, und nicht bloß im Leben, der Gesellschaft gegenüber, nein, auch in ihren künstlerischen Beschäftigungen. Sie malte, sie sang, sie machte Musik mit ihrer ganzen Seele, mit den ganzen Fonds des Gefühls und des Geistes, über den sie verfügen konnte, ohne weitere Kenntniß der Gesetze, welche im Laufe der Jahrhunderte für die Ausübung dieser Künste festgesetzt sind, als vielleicht die der allerersten und nothwendigsten Regeln. Aber trotzdem war Form in Allem, was sie trieb, eine Form, die aus ihrem Gefühle und Geistesleben hervorging, eine selbstgeschaffene Form und daher ihre Originalität. Wäre sie ihrer Natur nicht gefolgt, hätte sie sich derselben nicht überlassen, hätte sie sich nicht nach sich selbst geformt, so wären ihre Schöpfungen ungenießbar gewesen, und statt alle Welt anzuziehen, hätte sie sie abgestoßen. Allerdings war sie keine Künstlerin im umfassendsten Sinne des Worts, aber sie war es bei Weitem mehr, als die gewöhnliche Bedeutung zuließe, und als die damalige Pariser Gesellschaft forderte.

Die Komtesse hatte schon mehrere Minuten gespielt, und zwar Alles, was ihr durch den Kopf fuhr, bald Fremdes, bald Eigenes, mit einem Anschlage, der weniger weiblich, als männlich genannt werden, und welcher mit Recht einen Schlüssel zur Erkenntniß ihres Wesens liefern konnte. In diesem Anschlage lag Entschiedenheit und Leidenschaft, und dieser Anschlag, verbunden mit dem ganzen Spiel, war wohl am geeignetsten, zumal wenn die Besitzerin sich allein wähnen mußte, ihre ganze Natur zu entfalten. Die Ueppigkeit der letztern, sowohl körperliche als geistige, reflektirte sich auf eine überraschende Weise in diesem Spiele, und für einen sensuellen Menschen mochte ihre Berührung der Tasten vielleicht dieselbe Wirkung haben, welche ein Jüngling zu verspüren pflegt, an dem zum ersten Male der Odem einer schönen Frauengestalt vorüberstreift. Freilich für Alle konnte die Wirkung nicht dieselbe sein, zumal nicht für den, der in diesem Augenblick in das Zimmer trat, gerade, als die Spielerin den Ausdruck der tiefsten Leidenschaftlichkeit zu Gehör brachte, und wahrscheinlich in Folge dessen von dem Eingetretenen gar keine Notiz nahm.

Dieser war ein langer Mann, was man so einen schönen Menschen zu nennen pflegt, mit ausgezeichnetem Teint, steif, mit mili-

tärischer Haltung und Gesichtszügen, die auf eine eben nicht allzustarke Intelligenz schließen ließen. Aber die Augen hatten etwas Anziehendes, sie waren von einem blassen Blau und athmeten eine ungemeine Milde und Güte, so daß dem Besitzer die in dem Munde der Gesellschaft etwas gefährlich klingende Bezeichnung eines guten Menschen nicht entgehen konnte. Er blieb mehrere Minuten im Zimmer stehen und blickte auf die Gräfin mit Augen der Liebe und Rührung, des Schmerzes und der innigsten Theilnahme. Und doch schien Alles dies nicht mit dem Spiele in Verbindung zu stehen; der aufmerksame Beobachter mußte bald erkennen, daß dieser Mann für die Musik ein nicht allzu geistiges Organ bekommen hatte.

Die Gräfin hielt plötzlich inne, und sprang vom Stuhle. Es war, als wenn ich ihr nicht mehr genügte, das wiederzugeben, was in ihrem Innern lebte. Sie ging auf- und ab, ohne den Mann zu sehen, der in's Zimmer getreten war, und würde unfehlbar auf ihn gestoßen sein, wenn er nicht bei Seite getreten wäre, bescheiden wie ein Diener, liebevoll wie ein Freund, der, obgleich vielleicht am ehesten dazu berechtigt, dennoch seinem Freunde in Momenten der Leidenschaft nicht in den Weg treten mag. — Endlich blieb sie stehen, ihr Blick fiel auf den Fremdling, und dieser erbebte. Sie ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Verzeih', Eduard," sprach sie, „ich hatte Dich nicht gesehen."

„Schon gut, schon gut, Pauline," meinte der schöne Mann mit bebender Stimme, einen Kuß auf ihre Hand drückend.— „Wie hast Du geschlafen?"

„Ich denke, recht gut," entgegnete Pauline mit einem leisen, ironischen Lächeln, das so schnell wie der Blitz um ihren Mund zuckte, und dann einem tiefen Mitgefühle Platz machte, begleitet von der Frage: „Fühlst Du Dich auch wohl, Eduard?"

„Gewiß, meine süße Pauline, ich bin glücklich, und würde es noch mehr sein, wenn Du mir die Gunst einer Spazierfahrt mit Dir gewähren wolltest. Das Wetter ist so schön." —

Der Fremdling oder besser Eduard hielt inne, er konnte nicht fortfahren; denn die dunklen Augen der Gräfin ruhten mit einer solchen Rührung, mit einem solchen Glanze auf ihm, daß das Wort auf seinen Lippen erstarb.

Sie sah ihn wohl mehrere Sekunden so an.

„Guter Eduard," sprach sie dann, „heute kann ich nicht mit Dir fahren, ich erwarte meinen Klavierlehrer; aber morgen —"

„Gewiß?" unterbrach Eduard freudig.

„Gewiß, morgen fahre ich mit Dir aus," entgegnete sie, indem sie ihn sanft an sich zog, gleichsam als wollte sie ihn zu einem Kusse autorisiren. Er umarmte und küßte sie, seine Wangen fieberten, Sekunden wollüstiger Schauer durchflogen den Mann. — Dann entwand sie sich langsam seinen Armen. —

„Ich muß mich anziehen, lieber Eduard, — bis nachher," sagte sie, indem sie ihm zum Abschiede die Hand reichte, und durch die Blumengewinde des Korridors verschwand.

Er sah ihr lange nach, in seinem Auge perlte eine Thräne des Glückes und der Liebe. Dann verließ er ebenfalls langsam das Zimmer.

Wer war dieser lange, schöne Mann? —
Der Gemahl der Gräfin. —

III.

Zwei Stunden nach dieser Unterredung wurde Herr Chopin von einem Bedienten in's Zimmer gelassen. Er sah ungewöhnlich blaß und leidend aus. Er hätte für ein Skelett gelten können, das mit Kleidern behangen war. Kaum im Zimmer, ließ er sich auf dem Divan nieder. Es mochte wohl nur Zufall sein, daß er gerade dem Portrait gegenüber zu sitzen kam. Er sah es nicht an, sondern fuhr mit seinem weißleinenen Schnupftuch mehrmals über sein Gesicht, er bedurfte augenscheinlich der Erholung. Seine Respiration war schnell und vernehmbar, sie mochte in diesem Augenblick all seine Sinne

in Anspruch nehmen. Aber nach und nach legte sich der Sturm in seiner Brust, seine Lungenwerkzeuge bekamen Ruhe, der Mann erholte sich. Das geistige Leben trat in sein Gesicht zurück, seine Seele hatte wieder Willenskraft, und seine Augen waren ihm getreue Diener. Sie richteten sich langsam auf das Portrait, das gerade die hereindringenden Sonnenstrahlen in sich aufnahm, und eben dadurch einen erhöheten Glanz und Zauber erhielt. Chopin sah lange auf das Bild, er hatte es gewiß schon oft gesehen, und dennoch schien es auf's Neue einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihn zu machen. Manchmal war es, als wollte er gewaltsam seine Blicke davon lenken, aber sehr bald ruhten sie wieder darauf und zwar mit einem solchen Feuer, mit einem solchen Glanze, daß ein Dichter mit Recht das Portrait mit einer Sonne hätte vergleichen können, deren Strahlen in den Augen des Meisters reflektirten. Und je mehr dies geschah, desto schärfer wurden seine Gesichtszüge, desto sprechender seine Physiognomie. Seine Backenknochen traten noch mehr hervor, als gewöhnlich, sein Mund preßte sich unmerklich zusammen, und seine Hände falteten sich so fest in einander, daß man glauben konnte, sie hätten einen Krampf bekommen. Hier war einer jener unbewachten Momente sinnlicher Empfindung, deren nur der Künstler fähig ist, und deren Zeuge nur so ein Stück Möbel sein kann, welches ich in der Gesellschaft darzustellen habe. Und das Letztere macht eben unsere Stärke aus; denn wir sehen und hören Dinge, die vor der Welt verborgen bleiben müssen, und deren Kenntniß oft mit einem Male den ganzen Charakter des Gegenstandes unserer Kritik in das unzweideutigste Licht stellt. Und so war es auch in diesem Falle. Der Psycholog mußte aus dieser Situation des Künstlers, so wie aus dem, was ihr unmittelbar folgte, ein in seinen Grundzügen unumstößliches Urtheil über letztern haben. Es dauerte nämlich nur wenige Sekunden, so machte sich das Rauschen eines Kleides vernehmbar, dem gleich darauf die Erscheinung der Besitzerin des letzteren folgte. Kaum war das Rauschen in das Ohr des Künstlers gedrungen, so sprang er auf, in einem Nu waren sämmtliche Gefühlsregungen aus seinem Gesichte verbannt, und statt des bis in die Tiefe seiner künstlerischen Seele erregten Meisters stand ein kalt freundlicher Mann von Welt vor der Gräfin. Diese reichte ihm ihre Hand, er brachte sie an seine Lippen. Die Art und Weise, wie dies geschah, wie er die Besitzerin an mich heranführte, wie er neben ihr Platz nahm — Alles dies, so ästhetisch decent, so glatt und vornehm, verglichen mit der vorhin geäußerten Gluth der Empfindung, muß den Schlüssel zum Verständniß Chopin's geben, nicht blos des Menschen, sondern auch seiner Musik.

Man kann sich nun wohl in Betreff äußerlicher Erscheinung keinen größeren Kontrast denken, als der war, den die beiden Menschen darboten, welche in dem Augenblicke vor mir saßen. Die Gräfin, eine blühende Schönheit, eine üppige Frucht, deren allzugroße Reife gleichsam das Pflücken derselben nothwendig machte, der Inbegriff aller körperlichen Reize, ein Rubens'sches Weib voll Saft, Leben und Gesündheit, und nun Chopin, — ein so kranker Mensch, daß der Gesundheit an seinem Körper und seiner äußern Erscheinung auch nicht der kleinste Theil zu einem Schlupfwinkel übrig blieb, hinfällig, welk und verblüht, wie die Frucht, deren Fleisch vom Wurm innerlich schon so zernagt, daß der äußern Haut die Spannkraft benommen ist; sie das Leben bedingend, ja herausfordernd — er es gleichsam fürchtend, wie die mit schädlichen Dünsten geschwängerte Luft; sie in den wildesten Strömungen des Lebens erstarkend und sich wohl fühlend — er jeden Augenblick Gefahr laufend, von denselben Strömungen für immer fortgerissen und zerstört zu werden.

Je mehr dem Leben und dem, was dazu äußerlich und innerlich gehört, ausgesetzt, desto ärger die Zerstörungen an dem Körper solcher Menschen, wie Chopin einer war, und daher mußte sich in solchen Momenten, wie der gegenwärtige, auf dem Gesichte des Künstlers weit mehr Erschöpfung, weit mehr Krankheitsstoff zeigen, als in denen, wo

weder seinen Sinnen, noch seinem Geiste irgend bedeutende Anknüpfungspunkte geboten wurden. Und dies die Ursache, daß er jetzt noch blässer und angegriffener aussah, als im Anfang, daß sich das convulsivische Zittern an seinem Körper wiederholte, gleichsam als wäre er vom Fieberfroste geschüttelt. Bei gewöhnlichen Menschen, bei solchen, die der oben erwähnten Anziehungspunkte nur in sehr geringem Maße bedürfen, hat der Krankheitsstoff nicht viel zu bedeuten, aber bei solchen, deren ganze Natur auf die Empfindung hinweis't, wie auf ein nothwendiges Element des Lebens, deren spezielle Begabung, wie z. B. die Musik, die Sinnlichkeit geradezu herausfordert, die also empfinden müssen und nicht dürfen, denen ihre eigene Natur ein Verbrechen ist, bei solchen unglücklich bevorzugten Menschen wird man es natürlich finden, wenn sie mit unwiderstehlicher Gewalt gerade dahin gezogen werden, wo sie eben dieser ihrer Natur zum Opfer fallen müssen. — Wenn ich nun sage, daß die Krankheit sich zum Leben hindrängte, und daß das Leben von der Krankheit gefesselt wurde, daß also Chopin die Gräfin, und diese ihn liebte, so wird dies nach dem Vorangegangenen gewiß Niemanden übrrraschen, der die Naturerscheinungen und ihren Zusammenhang nicht blos an den „todten" Körpern, sondern auch an den Menschen zu studiren pflegt. Und hier wird ein solcher Kritiker auch den Anknüpfungspunkt finden, das künstlerische Wirken Chopin's und dessen Bedeutung in das rechte Licht zu stellen. —

Was war nun das offizielle Verhältniß, das beide Menschen vor mir zusammenführte? Was konnte es anders sein, als das des Lehrers zu der Schülerin. „Herr Chopin" gab der Gräfin Stunden, die eigenthümlicherweise nach uns benannt sind, während wir in den meisten Fällen nichts damit zu thun haben. Chopin, dessen Individualität und Talente zu sehr den Einzelnen beanspruchten, als daß er beide in sogenannten Koncerten hätte geltend machen können, und der auf der andern Seite trotz seiner delikaten, aber durch und durch künstlerischen Natur exorbitante Ansprüche zu befriedigen hatte, Chopin, der für seinen Magen sehr wenig, aber dazu, seine reiche Phantasie, sein innerstes Wesen mit seiner nächsten Umgebung in Harmonie zu setzen, sehr viel brauchte, dem Comfort, ausgestattet mit den glänzendsten Attributen der Kunst und der Industrie, Bedürfniß war, Chopin mußte um dieses „nothwendig Ueberflüssigen" halber auch ein Stundengeber sein, trotzdem, daß er nichts weniger als geeignet war, einen Schulmeister abzugeben. Aber das ist das Gute, daß die Gesellschaft in den meisten Fällen zufrieden gestellt ist, und ihre Anerkennung nicht versagt, wenn nur der Form genügt wird. Chopin genügt also der Form, und in diesem speziellen Falle auch sich selbst. Er hatte in mancher Beziehung eine ebenbürtige Spielerin, und zwar hauptsächlich dadurch, daß sie ihn und seine Natur verstand. Nicht bloß, daß sie den Künstler verstand, daß sie die Schönheiten seiner Schöpfungen herausfand, und zu würdigen, ja selbst sehr oft wieder zu geben wußte, nein, sie verstand auch den Menschen. Sie wußte mit dem ihr eigenen Takte Alles zu vermeiden, was seinen Gefühlen und Anschauungen zuwider war; gleich einem Gärtner, der eine seltene Blume aus fremdem Lande in dem heimischen Boden zu pflegen und zu erziehen hat, wußte sie der Blume, Chopin, den Pariser Boden annehmbar und wohnbar zu machen. Und daher der besondere Einfluß, den sie auf ihn ausübte.

Die Beiden hatten bis jetzt noch kein Wort gewechselt, allerdings waren nur zwei Minuten vergangen, seitdem sie sich vor mir niedergelassen hatten, aber wie vielmal hätte nicht nach dem Wetter, nach dem letzten Koncert, nach der neuesten Oper gefragt werden können?—

„Was soll ich spielen?" fragte die Gräfin.

„Die Ballade," antwortete der Meister sinnend. —

Es war die in G moll, eine jener Kompositionen, welche die glänzendsten Vorzüge, aber auch Schwächen des Verfassers in's hellste Licht stellten. Die Gräfin spielte diese Pieçe, was Auffassung anbetrifft, ausgezeichnet, ja, der Meister mochte wohl kaum selbst

im Stand gewesen sein, die Pathos- und Kraftstellen in der Komposition mit einer solchen Kühnheit, mit einem solchen Schwunge wiederzugeben. Er fühlte sich selbst gekräftigt, als er es hörte; aber freilich, die Pianophrasen, das Häcklige, Knorpelige, die vielen gehaltenen Noten mit den reizenden Fiorituren, die koketten riens, kurz, das Chopinartige erschien mehr in Umrissen, als ausgeführt.—

„Das wird mir nie gelingen!" rief die Gräfin aus.

„Sie haben es auch nicht nöthig," meinte Chopin mit einem melancholischen Lächeln.

„Sie denken, es ist genug, daß wir die Spitzen zu tragen verstehen, wir brauchen sie nicht zu machen," versetzte lachend die Schülerin.

„Gewiß," flüsterte langsam der Meister, „es ist schon sehr viel, zu tragen verstehen." —

Es trat eine Pause ein. Beide schwiegen, sie mußten schweigen und doch mochten wohl Beide fühlen, daß es besser sei, zu reden. Endlich ermannte sich die Gräfin.

„Es ist mir unbegreiflich," begann sie, „wie einzelne Pianisten zu dieser außerordentlichen Fertigkeit kommen. Ich will nicht von Ihnen sprechen, Ihre Fertigkeit mag Ihnen eigen, oder, wie man sagt, angeboren sein."

Chopin schüttelte mit dem Kopfe. „Ich habe viel geübt," sagte er, „ich hatte sehr strenge Lehrer," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu.

„In der Jugend, das mag sein!" rief die Gräfin lebhaft aus. „Ich begreife, daß ein Knabe stundenlang Fingerübungen machen kann, zumal, wenn die Umstände und der Lehrer gebieterisch sind. Aber als erwachsener Mann, als Mensch von Gefühl und Verstand — mir wollte immer so etwas als eine Art Entwürdigung des Menschen erscheinen."

„Freilich, viel Menschliches setzt es nicht voraus," meinte lächelnd Chopin.

„Und doch ist es nothwendig," fuhr die Gräfin fort, „eine mechanische Fertigkeit muß doch erlernt werden."

„Es ist gut, daß früh der Grund dazu gelegt wird," versetzte der Lehrer ernst, „und zwar so vollkommen wie möglich; denn es ist nur zu oft der Fall, daß der Schüler, sobald er in dem Fall ist, daß das gesellschaftliche Leben seine Ansprüche an ihn geltend macht, weder Lust noch Zeit hat, dergleichen Uebungen anzustellen. Je bedeutender der Schüler ist, desto weniger werden ihm diese genügen. — Und dann kommt der Augenblick, wo sich der Schaffungsgeist in uns regt, wo uns das Spielen anekelt, wo das Instrument gleich der ersten Geliebten ist, die man immer nach einer gewissen Zeit verläßt —"

„Um wieder zurückzukehren?" fragte lächelnd die Gräfin.

„Allerdings," versetzte der Lehrer lebhaft, „nicht jede Periode des Lebens ist etwas Anderes, und namentlich in der Kunst giebt es so viele Auffrischungen."

„Es scheint mir übrigens," bemerkte die Gräfin, „daß sehr wenige der Spieler, die wir in den Koncerten bewundern, derartige Pausen gehabt haben."

„Freilich, Leute, die nichts weiter als Spieler und Koncertgeber sind, die in einer Soirée die Werke der verschiedenartigsten Komponisten an den Mann oder richtiger an das Publikum bringen können und müssen, freilich solche Menschen werden in ihrer Berufsthätigkeit ungefähr ebenso pausiren, wie diejenigen, die zu dem Sprichworte Veranlassung gaben: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn!" —

Chopin sprach diese Worte mit einer Bitterkeit und Erregtheit, die selbst diese Schülerin, die vielleicht derartige Revolutionen seines künstlerischen Gemüths schon oft bezeugt hatte, überraschten.

„Soll ich noch etwas spielen?" fragte sie.

„Nicht mehr, ich bitte," erwiderte der Meister, indem er aufstand.

„Morgen Abend erwarte ich einen jungen Künstler, der erst neuerdings aus Deutschland gekommen ist. Darf ich auf Sie rechnen?" fragte die Gräfin, indem sie ihm ihre Hand reichte.

„Sie haben reunion morgen Abend?" fragte Chopin.

„Sie haben Recht, ich vergaß," rief die Gräfin aus, indem sie leicht erröthete, „Sie kommen ja nie an Empfangstagen!" —

Der Meister führte die Hand der Schülerin an die Lippen, wie im Anfange, und empfahl sich. Die Schülerin blieb wohl noch fünf Minuten in Gedanken verloren, dastehen. —

Mit dieser Abtheilung sind die Mittheilungen über Chopin zu Ende gebracht. Was die ferneren Erlebnisse des Klaviers, welche sich an die hervorragendsten musikalischen Männer der Gegenwart anknüpfen, betrifft, davon vielleicht später einmal.

Theodor Hagen.

Frauen-Humoresken.

I.

Die Kunst des Schmollens.

Laßt sie grollen, laßt sie tollen, wie sie wollen, nur nicht schmollen!

Die Engländer sind nie glücklicher, als wenn sie unglücklich sind; die Irländer sind nie friedlicher, als wenn sie Krieg haben; die Russen sind zu Hause, wenn sie sich auf Reisen befinden; die Deutschen sind nie durstiger, als wenn sie trinken; die Franzosen sind nie unwissender, als wenn sie Alles gelernt haben; und die Frauenzimmer — diese ganz eigene Nation — haben nie ausgesprochen, als da, wo man vergebens denkt, daß sie sich aussprechen sollen.

In der großen Waffen- und Rüstkammer der weiblichen, häuslichen Kriegs- und Zeughäuser, von den leichten Lanzen, Stoßdegen und Dolchen der Worte und Reden, bis zum schweren Geschütz der 24-Thränenpfünder und Ohnmachten, ist keine Waffe so unheilbringend, als jene Art Geschütz, welche man in den früheren Kriegen „Kammergeschütz" nannte, und welches in dem Zweikampf der Liebe oder Ehe „Schmollen" genannt wird.

Weinen und mit den niedlichen Füßchen stampfen, sind blos das Ober- und Untergewehr der Frauen. Schreien, Zanken, in die Haare fahren u. s. w., das ist das kleine Belagerungsgeschütz. Krämpfe, Ohnmachten, Migränes, das sind die Mauerbrecher, Feldschlangen und Karthaunen, aber „Schmollen," Schmollen, das ist die Aushungerung des Feindes!

Man hat Regenschirme, Lichtschirme, Sonnenschirme, Wetterableiter, Hagelableiter, Feuerversicherungsanstalten, aber man hat keinen Schmollschirm, keinen Schmollableiter, keine Schmollversicherungsanstalten!

Ein schmollendes Frauenzimmer ist eine immerwährende Dachtraufe, welche endlich den härtesten Geduldstein aushöhlt.

Ein jedes Frauenzimmer spricht anders, ein jedes Frauenzimmer zankt anders, ein jedes Frauenzimmer schmeichelt anders, aber alle Frauenzimmer schmollen auf gleiche Weise! Das Schmollen ist die einzige Universalsprache von den Irokesinnen bis zu den Pariserinnen, von dem Thron bis zur Hütte.

Wenn eine Frau, eine Geliebte zankt, so zankt sie blos mit dem Mann, mit dem Geliebten. Wenn eine Frau, eine Geliebte aber schmollt, so schmollt sie nicht blos mit dem in schmollenstehenden Mann oder Geliebten, sondern dieses Schmollen erstreckt sich auf alle leb- und empfindungslosen Gegenstände und Umgebungen desselben. Sie schmollen mit seinem Hund, mit seinem Reitpferd, mit seinem Pfeifenkopf, mit seinem Schreibzeug, mit seinem Schlafrock, mit seinem Lieblingsgericht, mit seinen Pantoffeln; wenn er ein Künstler ist, schmollen sie mit seinen Gemälden, mit seinen Büsten, mit seinen Rollen, mit seinen Gedichten u. s. w. Sie schmollen nicht nur mit ihm, sie schmollen mit seinem verstorbenen Großvater, mit seinem Jugendlehrer, mit seinem Rasirer, mit seinem Hühneraugenarzt. Der schädliche Einfluß dieses Schmollens erstreckt sich vom Zenith des Mannes: von seiner Schlafmütze bis zu seinem Nadir: bis zu seinen Fußsocken!

Wenn die Frau gewöhnlich um 9 Uhr den Kopf aus den Federn, und um 12 Uhr die Federn aus dem Kopfe bringt, so steht sie an großen Schmolltagen wie an großen Waschtagen, um 7 Uhr auf, um nur recht zeitig zu schmollen.

Wenn eine Frau in die Wochen kömmt, so trägt gewöhnlich das ganze weibliche Hausgesinde den Kopf um eine Spanne höher; auch wenn die Frau blitzt, d. h. wenn sie laut zankt, so wetterleuchtet das Stubenmädchen, und die Köchin kühlt sich wie ein ferner Horizont ab; wenn aber die Frau schmollt, so bläselt und näselt auch das Stubenmädchen Alles unter der Nase und zwischen den Zähnen durch, auch die Köchin spricht und antwortet blos in Anfangsbuchstaben und Abbreviaturen. Ja, sogar der Mops scheint in magnetischem Schmollrapport mit der Frau zu stehen, und knurrt halb unverständlich wie ohne Soufleur.

Zum Reden haben die Frauen doch nur sechs Sprachwerkzeuge: Kehle, Gaumen, Zunge, Zähne, Lippen und Fingerspitzen; allein zum Schmollen haben sie hundert Sprachwerkzeuge. Sie schmollen vermittelst der Nasenspitze, indem sie sie hängen lassen; vermittelst des Ellenbogens, indem sie ihn aufstemmen; vermittelst der Füße, indem sie sie in abgetretene Schuhe stecken; vermittelst der Haare, indem sie sie nicht glatt kämmen; und vermittelst anderer unzähliger Symptome von Staub und Unordnung, an und in allen Dingen.

Zanken und Schreien muß ein Ende nehmen, die stärkste Zunge wird müde, und der rastloseste Mund erschöpft sich, aber zum Schmollen braucht man weder Mund noch Lunge, schmollen kann man immerfort.

Im heftigsten Streit, im wüthendsten Wortwechsel, wenn der Mann plötzlich nies't, so sagt die Frau doch gleichsam unwillkührlich: „Zur Genesung!" Aber während die Frau schmollt, darf der Ehemann niesen zum Zerplatzen, die Frau schmollt und sagt nie: „Zur Genesung!"

Eine Frau, die mit ihrem Manne zankt, und wenn sie noch so laut donnert und tobt, sie läuft inzwischen doch in die Küche und sieht, daß das Kraut mit den kleinen Knackwürsten, die er so gern ißt, nicht verderben, und diese lucida intervalla kühleu die Atmosphäre ab. Allein eine Frau, die schmollt, vergißt die zartesten Bande der Natur, welche sie an die Küche binden, sie vernachlässigt Gerichte, die sie unter Schmerzen geboren, und wo die Frau schmollt, da raucht die Suppe, das Zugemüse brandelt und der Braten leidet an vollkommenem Mangel an Zartheit und Empfindung.

Einer Frau, die schreit, kann man in die Rede fallen, man kann sich die Ohren zuhalten, allein wie will man einer Frau in's Schmollen fallen, und sich vor ihr die Ohren zuhalten?

Eine Frau, die schreit, die kann man, wenn auch nicht überzeugen, doch überschreien; allein wie kann man eine schmollende Frau überschmollen?

Wenn die Frau schreit und lärmt, so finden wir Trost darin, daß solche Erschütterungen die Luft reinigen, und daß die Nachbarn, die diesen ewigen Lärm hören, Mitleid mit uns haben; allein wenn die Frau schmollt, so segnen die Nachbarn die liebe, stille, friedliche Frau, während der Mann unter dieser gänzlichen Windstille wie ein Schiff auf dem Meere auf einem Flecke zappelt!

Kurz, Schmollen ist der schrecklichste der Schrecken. D'rum sage ich: „Laßt sie grollen, laßt sie tollen, wie sie wollen, nur nicht schmollen!"

II.

Sein und Nichtsein.

Die Mädchen sollen sein wie die Blumen, so rein und zart, — und nicht wie die Blumen: sie müssen die Schmetterlinge entfernt halten. — Die Mädchen sollen sein wie Oblaten und Geheimnisse bewahren, — und wiederum nicht wie Oblaten: nicht in der Leute Mäuler kommen. — Die Mädchen sollen sein wie Aeolsharfen, so süß und lieblich, — und wiederum nicht wie Aeolsharfen: sich so viel Wind vormachen lassen. — Die Mädchen sollen sein wie die

Sterne, so erhaben und doch so mild, — und wiederum nicht wie die Sterne: sie sollen nicht allen Leuten zublinken. —

Die Frauen sollen sein wie Amor, dessen einziges Reich die Liebe ist, — und wiederum nicht wie Amor: so viel Pfeile abschießen. — Die Frauen sollen sein wie die Wahrheit, ungeschminkt,—und wiederum nicht wie die Wahrheit: gefürchtet. — Die Frauen sollen sein wie die Krebse, in den Monaten ohne R gut, — und wiederum nicht wie Krebse: sie müssen in den andern Monaten auch gut sein. —Die Frauen sollen sein wie die Schnecke, so häuslich,—und wiederum nicht wie die Schnecke: sich so viel mit Hörnern beschäftigen. — Die Frauen sollen sein wie die Waage, so gewissenhaft, —und wiederum nicht wie die Waage: keine so spitze Zunge haben. —Die Frauen sollen sein wie eine Ruine, uns das Mittelalter anziehend machen, — und wiederum nicht wie eine Ruine: in sich selbst zerfallen. — Die Frauen sollen sein wie die Fruchtbäume, so labend, — und wiederum nicht wie die Fruchtbäume: sie sollen keine Raupen in der Krone haben.—Die Frauen sollen sein wie die modernen Schriftsteller, so wenig populär werden, — und wiederum nicht wie die modernen Schriftsteller: sich immer und ewig um den Staat bekümmern. — Die Frauen sollen sein wie die Königin Victoria, nie ihren Beruf als Mutter vergessen,—und wiederum nicht wie die Königin Victoria: sie müssen den Mann regieren lassen. — Die Frauen sollen sein wie der alte Fritze, der größte Stolz eines großen Hauses, — und wiederum nicht wie der alte Fritze: sie dürfen keinen siebenjährigen Krieg führen. — Und die Frauen sollen sein wie ein Stammbuch, nur Einem theuer, — und wiederum nicht wie ein Stammbuch: solche Masse Erinnerungen haben. —

Die Männer sollen sein wie die Uhr: mit der Zeit fortgehen, — und wiederum nicht wie die Uhr: sie sollen sich nicht aufziehen lassen. — Die Männer sollen sein wie das Papier: selbst von der lumpigsten Herkunft sich zum Schönsten und Wichtigsten erheben,— und wiederum nicht wie das Papier: so viel Druck erdulden.—Die Männer sollen sein wie Kornähren: einen Bart haben, — und wiederum nicht wie Kornähren: sie sollen nicht jeden Flegel auf sich losdreschen lassen. — Die Volksvertreter sollen sein wie der heilige Geist: in flammender Zunge reden, — und wiederum nicht wie der heilige Geist: sie sollen für irdisches Glück sorgen. — Die Priester sollen sein wie die Banquiers, die nicht auf Worte und Geberden, sondern nur auf gute Handlungen sehen, — und wiederum nicht wie die Banquiers: nicht von der Börse abhängen. — Die Aerzte sollen sein wie die Priester: Schmerzen und Uebel heilen, — und wiederum nicht wie die Priester: sie sollen nicht für den Himmel sorgen.

Die Männer sollen überhaupt sein wie ein Weib, so hold und tugendhaft, — und wiederum nicht wie ein Weib: männlicher. —Und die Weiber sollen sein wie ein Mann: so würdig, — und wiederum nicht wie ein Mann: weiblicher.

Gedichte von Alexander Puschkin.

Deutsch von Fr. Bodenstedt.

1. Der Engel.

Ein Engel steht, ein Glanzgebilde,
An Edens Thor das Haupt geneigt,
Indeß der tückische, der wilde
Dämon dem Höllenschlund entsteigt.

Der Geist des Zweifels, der Verneinung
Sieht auf das reine Wesen hin,
Und Reue quält bei der Erscheinung
Zum Erstenmal des Bösen Sinn:

„Dich nicht umsonst hab' ich betrachtet!
Ich habe, reiner Himmelsgast,
Nicht alles Irdische verachtet,
Nicht alles Himmlische gehaßt!“

2. Der Talisman.

Wo des ew'gen Meers Geschäume
Sich an öden Felsen bricht,
Wo zur Nacht durch duft'ge Räume
Wärmer strahlt des Mondes Licht;
Wo in Haremslust verweichelnd
Selig lebt der Muselmann,
Eine Zauberin gab schmeichelnd
Einst mir einen Talisman.

Und liebkosend sprach sie: wahre
Sorgsam meinen Talisman!
Kräfte birgt er, wunderbare,
Drum aus Liebe nimm ihn an.
Zwar von Krankheit und vom Grabe,
Vom Gewitter und Orkan,
Deinen Kopf und Deine Habe
Rettet nicht mein Talisman!

Bietet nicht der Mahometen
Schätze Dir und Reichthum an,
Die Bekenner des Propheten
Macht er Dir nicht unterthan;
Von des Meeres öden Borden
Zu der Liebe Herzensbann,
Aus des Südens Land nach Norden
Führt Dich nicht mein Talisman!

Aber, wenn von schönen, schlauen
Augen Du bezaubert bist,
Oder wenn im nächt'gen Grauen
Liebelos ein Mund Dich küßt:
Vor Vergessen, vor Vergehen,
Vor Verrath und Sünde dann,
Und vor neuen Herzenswehen
Schützt Dich, Freund, mein Talisman!

3. O sing' Du Schöne, sing' mir nicht.

O sing', Du Schöne, sing' mir nicht
Georgiens wehmuthvolle Lieder,
Sie wecken wie ein Traumgesicht
Mir fernes Land und Leben wieder.

Auf mich herein in wilder Pein
Aus Deinen Liedern klingend bricht es;
Die Steppennacht, der Mondenschein,
Der Schmerz des kindlichen Gesichtes —

Das liebliche Gespenst, bei Dir
Vergess' ich es, und ach! wie gerne, —
Doch wenn Du singst, erscheint es mir
Und ruft mich grausam in die Ferne.

O sing', Du Schöne, sing' mir nicht
Georgiens wehmuthvolle Lieder,
Sie wecken wie ein Traumgefühl
Mir fernes Land und Leben wieder.

4. Die Wolke.

Vorbei ist der Sturm, das Gewitter zerstoben,
Was schwebst Du allein noch, o Wolke dort oben!
Verdunkelst allein noch den blühenden Hag,
Betrübest allein den frohlockenden Tag!

Hast eben erst grollend den Himmel umhangen,
Daß zündende Blitze Dir zuckend entsprangen,
Hast Donner geschleudert, Dich finster gesenkt,
Die lechzende Erde mit Regen getränkt.

Erfrischt ist nun Alles, das Wetter zerstoben,
Verschwinde auch Du, letzte Wolke, dort oben!
Der Wind, der jetzt kost mit den Blättern am Baum,
Vertreibt Dich sonst bald aus dem sonnigen Raum.

5. Georgia's Hügel ruhn.

Georgia's Hügel ruhn im nächt'gen Schlummer;
Vor mir schäumt die Aragua.
Mir ist so trüb' und leicht—es strahlt durch meinen Kummer
Dein liebes Bild, Du bist mir nah',
Du Einzige! es wird mein süßer Schmerz
Durch Nichts gestört, durch Nichts vertrieben—
Auf's Neue liebend glüht und schlägt mein Herz:
Weil's ihm unmöglich, nicht zu lieben!

6. Das Denkmal.

Ein Denkmal hab' ich mir in meinem Volk gegründet,
Nicht Menschenhand erschuf's, kein Gras bewächst den Pfad —
Doch stolzer ragt es auf als jenes, das verkündet
Napoleon'sche Ruhmesthat.

Nein! ganz vergeh' ich nicht; mag auch zu Staube werden
Was der Verwesung Raub, der Leib. den man begräbt —
Im Liede lebt mein Geist, so lange noch auf Erden
Auch nur ein einz'ger Dichter lebt.

Durch alles Russenland trägt meinen Ruhm die Muse,
Wo einst mich jeder Stamm in seiner Zunge nennt,
Der stolze Slave mich, der Finne, der Tunguse,
Wie der Kalmyk der Steppe kennt.

Und lange wird mein Volk sich liebend mein erinnern,
Weil ich es oft erfreut durch des Gesanges Macht,
Für alles Gute Sinn erweckt in seinem Innern,
Und den Gefallnen Trost gebracht.

O Muse! folge stets der Stimme Deines Gottes,
Fürcht' nicht Beleidigung, nicht auf Belohnung sieh,
In Gleichmuth hör' den Ruf des Ruhmes wie des Spottes,
Und mit den Thoren streite nie!

Der Kreislauf des Blutes.

In ewigem Kreislauf bewegt sich das Weltall, bewegen die Planeten sich um ihre Sonne, das Sonnensystem nach Alexander von Humboldt's Ansicht um die in unabsehlichen Fernen schwebende Centralsonne. Auch auf unserer Erde kommt es, geht es und steigt aus ihrem Schooße empor, um dahin zurückzukehren. Nie ein Stillstand, selbst des starren Felsen hartes Herz bewegt sich der Zerstörung zu, indem seine Oberfläche verwittert, zur Nahrung der Pflanze dient und als solche wieder höhern Organismen das Leben fristet. Unsere reichsten Quellen versiegen, unsere Ströme, die Adern der Erde, vertrocknen, wenn der Himmel seine Zähren nicht weint, nicht der Regen, der Alles erquickende, auf der Erde lechzendes Antlitz herabträufelt. Was sind die Wolken? Aus dem großen Becken, das wir Meer nennen, steigen die Dünste auf und fliegen, aufgejagt von des Aeolus kräftigem Odem, in alle Welt, um verdichtet durch die niedrige Temperatur höherer Luftschichten wieder sich herabzusenken als Jupiter's goldene Spende.

Der allgegenwärtige Stoff, dessen wunderbare Einwirkung auf Alles, was da lebt, dessen Wiedererzeugung aus der Pflanzenwelt denjenigen Lesern wohlbekannt ist, die Liebig's und Rudolf Wagner's Briefe und Moleschott's populäre Schriften gelesen, ist der Sauerstoff. Er geht in einem ewigen Kreislauf durch das animalische Leben hindurch, um in ihm die chemischen Umänderungen der organischen Stoffe zu ermöglichen, die zuletzt wieder an die Erde und die Luft abgegeben den Pflanzen zur Nahrung dienen. In den Körper wird der Sauerstoff durch den Athmungsproceß aufgenommen. Die Lungen des Menschen nehmen denselben durch die Luftröhren in ihre kleinsten, feinsten Röhrchen und blind endigenden Bläschen auf; da verschwindet er und statt seiner athmen wir Kohlensäure aus. Die Kohlensäure aber, welche wir ausathmen, kommt aus dem Blute, das in den Blutgefäßen durch den Körper wandernd überall auf seinem Wege die durch Umbildung der Körperbestandtheile entstandene Kohlensäure auffängt, um sie gegen den eingeathmeten Sauerstoff auszutauschen.

Die Blutgefäße also vermitteln den Stoffwechsel im thierischen Körper. In ihnen kreist das Blut, dieser „ganz besondere" Saft, der Alles, was von Nahrung aufgenommen wird, sich aneignet und auf seinem Wege an die Gewebe des Körpers zur fortwährenden Ernährung wieder abgibt. Die Blutgefäße sind häutige Röhren, welche durch den ganzen Körper sich vertheilen und baumartig verästeln, und sind zweierlei Art. Die einen führen das Blut vom Herzen getrieben in die feinsten Theile des Körpers — Puls- oder Schlagadern (Arterien)—; die andern führen dasselbe wieder zurück nach dem Herzen und werden Blutadern (Venen) genannt. Zwischen beiden liegt ein feines Röhrensystem, durch welches der Uebergang des Blutes aus den Schlagadern in die Blutadern stattfindet. Dies Röhrensystem nennt man das System der Haargefäße, Capillarien. Die letzten Enden der Schlagadern gehen also in die ersten Anfänge der Blutadern nicht direkt über, sondern der Uebergang des Blutes geschieht durch die äußerst zarten Röhrchen der Capillargefäße, welche in allen Theilen des Körpers sich vorfinden und ein Netzwerk bilden, in dessen Maschen die Substanz der Gewebe liegt, ein Netzwerk, das in so großer Ausdehnung im Körper vorhanden ist, daß es nahezu den größten Theil der Organe ausmacht. Die Haargefäße sind so fein, daß man nur durch das Mikroskop eine Ansicht erhalten kann. Die einzelnen Röhrchen haben ein Kaliber von nur ein Zweihundertstel bis ein Dreihundertstel Paris. Linie: ihre Wandungen sind so zart und durchsichtig, daß man die stärksten Vergrößerungen nöthig hat, um sie zu sehen. Um eine Ansicht von diesem Röhrensystem zu erhalten, nimmt man am besten die Schwanzflossen einer Froschlarve, eines Fischchens, oder die Schwimmhaut eines andern Amphibiums, oder die durchsichtige Flughaut der Fledermaus, die in feuchtes Löschpapier eingehüllt werden muß. Ist eine solche Haut unter das Mikroskop gebracht mit 2—300maliger Vergrößerung, so sieht man den Lauf des Blutes, dessen Körperchen in wirbelnder Bewegung rasch durch die feinen Röhrchen hindurchgleiten.

Ein interessanter Anblick, eine solche durchsichtige Schwimmhaut eines Frosches bei einer 250—300maligen Vergrößerung! Wenn man sich allmälig an die wirbelnde Bewegung der außerordentlich rasch auf dem Sehfelde dahingleitenden, etwa 1 Linie langen und eine halbe Linie breiten ovalen Körperchen gewöhnt hat, unterscheidet man

die einzelnen Bahnen derselben in etwa linienbreiten Kanälchen, die mannichfach geschlungen wie die Felder eines Netzes sich ausnehmen. Die ovalen Blutkörperchen der Amphibien, die viel größer sind als die der Vögel, welche auch eine ovale Gestalt haben und um das Zehnfache größer als die runden Blutkörperchen der Säugethiere und des Menschen, sind Bläschen mit einer Flüssigkeit gefüllt. Diese rollen unaufhörlich mit großer Geschwindigkeit, wie wenn eins von dem andern gejagt würde, durch die Kanäle, biegen sich oft, wenn sie auf den Kreuzweg zweier zusammenstoßender und in einen sich vereinigender Kanäle stoßen, in der Mitte ein, um im nächsten Augenblicke mit der ihnen eigenen großen Elasticität wieder ihre vorige Gestalt anzunehmen. Zuweilen stockt es und es häufen sich dann zahllose Körperchen hintereinander, den Weg vor sich leer lassend, bis durch einen abermaligen Stoß der Blutmasse von hinten Alles wieder in Bewegung geräth, um nun mit nur um so größerer, wahrhaft rasender Schnelligkeit dahinzugleiten.

Dieser Anblick lehrt uns, daß das Blut eine klare, farblose Flüssigkeit ist, in der ganz kleine runde oder ovale rothgefärbte Kügelchen schwimmen, welche dem Blute seine Farbe geben. Die Capillargefäßnetze des Menschen lassen sich nur untersuchen, wenn eine rothgefärbte Flüssigkeit, z. B. Oel mit Zinnober eingespritzt wird, sodaß es sich in den Gefäßchen vertheilt und nun frisch oder getrocknet in ganz feine Schichten geschnitten wird. Während das Blut durch diese Haargefäße kreist, treten, was durch die außerordentliche Zartheit ihrer Wandungen ermöglicht wird, fortwährend Bestandtheile desselben aus in die Substanz der Gewebe und tränken diese mit Flüssigkeit, und dadurch geschieht die Ernährung des Körpers; ebenso aber nehmen die Gefäße wieder Flüssigkeit aus dem Körper auf und führen sie mit sich fort in die große Blutbahn nach dem Herzen, und in diesem Vorgange des Austausches zwischen Blut und den Geweben des Körpers beruht die Erhaltung des letztern. Es ist dies der Stoffwechsel, ohne den ein organisches Leben nicht bestehen kann.

Die Capillarien sind es, welche der Haut der Wangen das Incarnat verleihen; sie sind es, welche die Schamröthe erzeugen, indem sie sich, durch den Nerveneinfluß auf eigenthümliche Weise erweitert, mehr mit Blut füllen, und ebenso sich rasch entleeren, wenn wir erschrecken, wodurch wir erbleichen.

Das Blut macht seinen Kreislauf also im Körper, wenn wir von der Bahn der Haargefäße beginnen, da dies sicherlich der überaus wichtigste Theil des Gefäßsystems überhaupt ist, auf folgende Art: Aus den feinen Netzen der Haargefäße entspringen die feinsten Anfänge der Blutadern, in denen durch den Druck der nachrückenden Blutmasse der Inhalt sich dem Herzen zu fortbewegt; durch die großen Blutadern ergießt sich das Blut in die rechte Vorkammer, von da in die rechte Herzkammer; die Zusammenziehung des Herzens treibt dieses venöse, dunkelrothe Blut in die beiden Lungen, in deren Haargefäßen es sich verbreitet, um hier mit dem eingeathmeten Sauerstoff der Luft in die innigste Berührung zu kommen und sich in arterielles, hellrothes Blut zu verwandeln; es kehrt nun ins Herz zurück, in dessen linke Vorkammer, von da in die linke Herzkammer und wird durch die große Schlagader, Aorta, in den Körper hinausgetrieben. Die Blutbahn aus dem rechten Herzen durch die Lungen in das linke Herz wird der kleine Kreislauf, die vom linken Herzen durch den Körper ins rechte Herz der große Kreislauf genannt. Die Zusammenziehungen des Herzens nennen wir den Herzschlag, und was in den Schlagadern überall im Körper gefühlt wird, den Puls. Der kleine Kreislauf dient nur dazu, das dunkelrothe Blut in den Lungen in hellrothes, wieder zur Ernährung fähiges zu verwandeln, während der große Kreislauf den Ernährungssaft in den Körper führt und von da wieder zurück zu steter Wiederbelebung in das Herz und die Lungen. Und so kreist es denn fort und fort vom ersten Beginn des Lebens an, wenn im werdenden Geschöpfe das Herz, das Punctum saliens, und die Gefäße sich gebildet und geformt haben, bis der letzte schwache Schlag des Herzens noch einmal eine letzte Bewegung in das stagnirende Blut zu bringen sich bemüht, im Tode.

Es gab eine Zeit, wo man glaubte, die Gefäße führten Luft, weil in den Leichen die Blutgefäße leer gefunden wurden und offen standen; aber im Anfange des 17. Jahrhunderts stellte William Harvey den Kreislauf des Bluts als Thatsache fest. Noch lange Zeit währte es, bis er als unumstößliche Wahrheit zur allgemeinen Geltung kam. Dr. H. W.

Honolulu.

Das von den Kanaken bewohnte hawaiische Königreich auf den Sandwich-Eilanden in der Südsee besteht aus acht bewohnten Inseln. Von Cook bis auf die neueste Zeit, wo Gerstäcker's Berichte noch im Andenken sein werden, waren diese von den Missionaren der Amerikaner zum Christenthum bekehrten Länder der Gegenstand allgemeinen Interesses. Dr. K. J. Clement, dem wir die nachfolgenden, für jeden Freund der Völkerkunde interessanten Mittheilungen verdanken, schreibt uns: „Die ganze Wichtigkeit Honolulus wird erst dann ersichtlich sein, wenn die eisernen Pforten der civilisirten Barbarei von Japan gesprengt sein werden. Honolulu, durch amerikanische Presbyterianer aus thierischer Wildheit zu menschlicher Gesittung gebracht, wird vielleicht schon bald amerikanisch werden und ein Gedeihen haben ohne Gleichen als Hauptstation des ganzen Verkehrs der Südsee, deren Geschichte jetzt so großartig sich zu entfalten beginnt." Vor dreißig Jahren fesselten noch die Finsternisse des Heidenthums diese Länder; Menschenopfer häuften sich, Götzen wurden verehrt. Jetzt hat man hier eine Art Priesterstaats, den die Franzosen vergeblich angriffen, die Engländer nicht behaupten mochten, sondern der Unabhängigkeit überließen. Kamehameha III., der vorige König, war 38 Jahre alt, und ist eben gestorben. Sein Nachfolger Liholiho regiert unter dem Namen Kamehameha IV. fort. Hören wir den neuesten Bericht des Schweden Anderson!

* * *

— — Am 2. Juni (1852) ward Land gewahrt und am folgenden Tage ankerten wir mit unserer Fregatte Eugenie vor Honolulu auf Hawaii. Von der See aus in ziemlichem Abstand gesehen, schießt die Insel wie eine gigantische Klippe hervor, ihre kahlen grauen Kuppen in den hellblauen Himmel erhebend. Kommt man näher, so tritt Alles deutlicher heraus. Rings am Strande reihen sich eine Menge erloschener Vulkane mit verstümmelten kegelförmigen Kratern, deren Seiten von Lavaströmen gefurcht erscheinen. Die Unebenheiten der Berge treten wie merkliche Rippen hervor und zeigen tiefe Thäler und zwischenliegende Flächen, und wenn man endlich ankert, so kann man nicht leugnen, daß die Scene, welche sich jetzt darbietet, schön ist. Bis an die Gipfel hinauf erscheinen die hohen Berge mit dichten grünenden Wäldern bekleidet. Die tiefern Thäler winden sich schlank und kokett zwischen den ernsten und steifen Höhen hindurch, vollgesäet von Wohnungen und Plantagen, die insgesammt von Gedeihen und Arbeit der Menschen zeugen, und unten am Strande breitet Honolulu seine weißen Häuserreihen aus, zwar nicht in europäischer Pracht, Größe und Weite, aber doch mit einem gewissen pittoresken und städtischen Aussehen, welches leichter aufzufassen als zu beschreiben ist. Gleich oberhalb der Stadt steigt ein erloschener Vulkan, der Punch-Bowle-Hill, empor, der aller Vegetation gänzlich beraubt ist, aber doch eben durch seine rothe Nacktheit gegen die darüber liegenden Gebirgsmassen stark absticht. Rechts davon beim Strande selbst wird das Auge von einem mächtigen Cocospalmenhain gefesselt, der seine schlanken Stämme und fächelnden Kronen in die Luft erhebt. Weithin gegen Osten weilt der Blick auf der ausspringenden Landspitze Diamond-Point mit ihrem alten Krater, deren Lage zu der Schönheit des Gemäldes nicht wenig beiträgt. Weiter westwärts sind die großen Salzseen, wo das Salz wie eine Eisrinde liegt. Nächst diesen folgen die bekannten Perlenfischereien.

Das Ganze stellt ein Bild voll reicher Abwechselung dar, dessen Grundwesen etwas ganz Eigenthümliches ist, was keineswegs durch Korallenriffe geschwächt wird, welche draußen in einigem Abstand vom Strande die vortrefflichste Hafenanlage bilden, die eine Stadt aufweisen kann. Die Wogen des Weltmeeres brechen sich daran mit gewaltiger Wuth. Eine Rinne oder Fahrwasser von 400 Fuß Breite bildet den Zugang zu dem darinnenliegenden, ziemlich geräumigen Hafenbecken. Auf dem Korallenriff hatten wir ein eigenes Schauspiel. Dasselbe lag größtentheils trocken geebbet und eine große Schaar Kanaken oder Eingeborne hatten sich darauf versammelt und schrieen und lärmten, währehd sie dem Einholen des großen fremden Schiffes mit zusahen, und mehrere Canoes von ungewöhnlicher Kleinheit, deren beide Enden spitz in die Höhe liefen, außer daß sie noch an der einen Seite mit einem vor dem Umstülpen schützenden Anhang versehen waren, schaukelten um uns herum.

So waren wir denn nun zwischen den

Sandwichinseln und damit auch zum ersten mal auf unserer Reise in einem Lande, wo noch ein Schimmer von einem immer mehr verschwindenden Naturzustande bemerkbar sein sollte, jedoch zu gleicher Zeit in einem frischen Königreiche mit seinen jungen Formen, worin es noch nicht vollgewachsen, einer neuen Religion, kaum gewurzelt im Sinne der Menschen, noch im Besitz eines guten Theils von ursprünglicher Einfachheit und ungehemmt von der Zwangsjacke der Civilisation, einer Aufklärung, die Heidenthum und Barberei mit Macht zu verdrängen strebt. Der Reisende, besonders derjenige, der eine Reise um die Erde unternimmt, ist in unsern Tagen nicht wie früher gestellt. Er hat so unendlich viel Neues vor sich, so unendlich viel Neues zu berichten. Die Erde rollt wol nicht stärker als sie immer gethan, aber Alles geht wie mit Dampf in schwindelnder Fahrt, es verschwinden Zeit und Abstand, in Dunst und Dampf fliegt das Eigenthümliche fort und mit demselben das uns wahrhaft Interessante.

Wenn man in Honolulu nun eintrifft, so ist es nicht leicht zu sagen, inwieweit man sich in einer europäischen oder in einer Kanakenstadt befindet. Die Straßen sind ganz regelmäßig und durchschneiden einander regelrecht, sind nach einem ziemlich großen Maßstabe angelegt, mit einer Art Trottoire versehen und stets mit englischen Namen, als: Fort-Street, Queen-Street, King-Street u. s. w.; doch diese Straßen sind nie gepflastert, sondern wie unsere gewöhnlichen Landwege tief von wirbelndem Staub und oft mit Alleen von Aleurites trilobi, Cordia, Hibiscus tiliaceus und Acacia ausgestattet. Sie werden Abends nicht mit Lampen erleuchtet, außer an gewissen einzelnen Häusern, deren Inhaber ihre höhere gesellschaftliche Stellung zu erkennen geben wollen. Die Häuser sind von mancherlei Art, sehr wenige von Stein und gehauenen Lavablöcken gebaut, die hübsch und dauerhaft aussehen. Die meisten sind von Holz und von mannigfacher Form, einige massiv und stattlich, viele haben Balcons oder Belvederes auf dem Dache, zu welchen eine Treppe hinaufführt; die meisten liegen in grünen Gärten oder vielmehr kleinen Parks. Alle diese Häuser laufen mit weiten gewöhnlichen Straßen in gleicher Reihe fort, aber in dem leeren Raume dazwischen erstrecken sich vier Fuß hohe, größere oder kleinere Baustellen einschließende, aus großen Lehmblöcken gebaute Mauern, innerhalb welcher die Wohnungen der Eingeborenen liegen. Diese haben ganz das Aussehen von enormen Heuschobern, sind in Form großer Dreiecke ganz und gar von Binsen gebaut und haben ein Dach, das bis auf den Grund herunterläuft, eine niedrige Oeffnung, die zur Thür dient, und ein einziges Schauloch oben auf dem Hause. Nur bei einigen Wenigen, den Allervornehmsten, besteht ein solches Haus aus vier niedrigen Wänden von ein Paar Ellen Höhe, auf welchen sich das hohe Dach erhebt, dessen Seiten in Gestalt eines Schirms auslaufen und einen sehr schattigen Raum vor dem Hause bilden. Auf diese Weise ist die Stadt ein buntes Gemisch von Wohnungen, die in höchst ungleichen Stylen erbaut sind, und ganz unregelmäßig, ungeachtet ihrer schnurgraden Straßen, und blos auf einzelnen Punkten haben sich Häuser von einer und derselben Gattung zusammengehäuft, die bald ein völlig europäisches, bald ein mehr hawaiisches Gepräge tragen.

An Läden aller Art ist kein Mangel. Die der Chinesen sind vielleicht die elegantesten. Im Allgemeinen sind die meisten Waaren, die hier abgesetzt werden, mit sonderlich gutem Vortheil aus China geholt, so daß es in hohem Grade lohnend ist, ein Schiff mit dergleichen Artikeln zu befrachten und bei seiner hiesigen Ankunft dieselben auf öffentlicher Auction zu verkaufen, ein Geschäft, welches mehrentheils 50 Procent Gewinn einträgt. Am Hafen, wo auf einmal 150 Schiffe ankerten, wie man mir erzählt hat, ist eine Art hölzerner Schiffbrücke, an welcher eine Menge Schiffe vertauet liegen. Drinnen ist das Zollhaus, ein wackeres Gebäude mit dem Brot-, Frucht-, Fleisch- und Waarenmarkt, oberhalb dessen eine Art öffentlichen Speiselocals sich findet — eine Garküche in großem Styl — mit großen Tischen, beladen mit wenig appetitlichen Gerichten und von zahlreichen Kunden umgeben. Hier um die Melonenhaufen, Fischreihen, Kürbisspeisen und andere genießbare Leckerbissen herum schart sich zu allen Zeiten am Tage eine unglaublich gemischte Menschenmasse in lauter Verwirrung, und hier ist unleugbar die beste Gelegenheit, das Volksleben in aller seiner Freiheit und Rührigkeit zu studiren.

Das Innere der Wohnungen zeigt noch größere Ungleichheiten als ihre Außenseite. Bei den Europäern und den Vornehmen prunken die luftigen sonnigen Zimmer, welche zu einem ewigen Sommer berechnet zu sein scheinen, größtentheils mit denselben

Luxusartikeln wie daheim, superben Matten und eleganten Möbeln, doch Alles mit Modificationen nach Stand und Willkür der Besitzer bestimmt. Selbst die größern Kanakenhäuser haben ihren Comfort und Luxus. Sie sind gewöhnlich durch dünne Rohrwände oder Vorhänge in mehre Kammern getheilt, ganz nach jedesmaligem Bedarf, haben mehre massivere Möbeln, Betten und Tische, und sind im Allgemeinen Beides geräumig und bequem, obgleich nicht ohne ihren Anstrich von neuerdings eingeführten und nicht selten mißlungenen Versuchen zur Eleganz.

Gasthöfe gibt es in Honolulu in nicht geringer Anzahl, wovon die meisten recht bequem und gastfrei sind gegen ordentliche, das will hier sagen übertrieben hohe Zahlung. Man wird hier europäisch mit Allem, dem ein hungeriger und durstiger Gaumen nachstreben kann, bewirthet, von Garçons bedient, welche Französisch oder Englisch sprechen, und findet sich in keiner Hinsicht eher auf einer fremden Küste, als bis der Wirth so artig ist, seine Rechnung zu präsentiren.

Der öffentlichen Gebäude sind wenige. Am Hafen liegen das Gouvernementshaus und das Repräsentantenhaus. Beide sind von Korallenblöcken, ersteres eher einer lustigen Sommerwohnung gleich, von grünen Rankengewächsen umwoben und mit Spalierfenstern und einem hohen Altan auf dem Dache versehen, überdies vorn von einer Mauer umgürtet, über deren Portal eine goldene Krone zeigt, daß hier die Regierungsminister und deren Bureaux ihren Sitz haben. Letzteres, den Sammelplatz für die Notabeln und die Deputirten und außerdem die Polizei und andere öffentliche amtliche Arbeitszimmer enthaltend, ist ein im europäischen Styl gebautes, weißgetünchtes Haus und wird weit hinaus auf der Rhede gesehen, von wo aus es sich wohl ausnimmt. Das Palais des Königs liegt im östlichen Theile der Stadt mitten in einer weitläufigen, aber dünnen Parkanlage innerhalb einer gewaltigen Mauer, und besteht aus einem großen einstöckigen Gebäude mit hohem Dach und einer galerieartigen Veranda darauf, von wo aus man eine sehr weite Aussicht haben muß. Doch benutzt Se. Majestät dieses Palais blos bei feierlichen Gelegenheiten und zieht in seinem Privatleben gewisse einfachere, aber in Kanakenmanier erbaute Aufenthaltsorte vor, welche weiter nach hinten liegen und eine ungestörtere und freiere Bequemlichkeit in Ausübung der angeborenen und ererbten Lebensgewohnheiten darbieten. Außerdem gibt es einen botanischen Garten, dessen Dasein zwar erst nur ein Jahr zählt, der aber bei seinem anfänglichen Anschlag (8000 Thlr. Schwed.) gewiß gut und durch seine vortreffliche Lage von ausgezeichnetem Nutzen werden muß.

Von Kirchen habe ich drei bemerkt. Eine, The Royal church, in der Nähe des Palais, war ein großes und sehr geräumiges Korallenblockgebäude von höchst einfacher Bauart und mit einigen plumpen Pfeilern vor dem Haupteingange, zwei Stock löcherartigen Fenstern an den Wänden und einem unmäßig kleinen Thurme über dem Westende, worin die Glocken kaum Platz haben. Dies war inzwischen das größte Gebäude in ganz Honolulu, das schon von weitem über die andern Häusermassen hervorragt. Nicht weit davon lag die Kirche der Katholiken, The French church, ein viel kleineres, aber im Ganzen mehr proportionirtes und hübscheres Gebäude, welches auch hier zeigte, wie sehr die Katholiken Dem anhängen, was auf den äußern Sinn einen angenehmen Eindruck machen kann und, ganz verschieden von dem Puritanismus der Protestanten, nichts unbenutzt lassen, womit sie Eindruck machen können. Weiter in die Stadt hinein stieg ein anderer protestantischer Tempel empor — die Kanakenkirche —, ein weißes hölzernes Gebäude von bedeutendem Umfang, mit einem ungeheuer kolossalen Dache, und der Bauart der Eingeborenen sich nähernd. Der strenge Sinn der Methodisten hat unnöthiges Gepränge verbannt.

Schließlich muß ich noch die Festung erwähnen, The Fort, ein großes Viereck am Hafen mit etwas verfallenen Mauern, mit Kanonen bepflanzt und zum Gefängniß eingerichtet, außerdem die Wohnung des Gouverneurs, die Proviantháuser u. s. w. einschließend. Ihre militärische Bedeutung soll nicht groß sein, eben so wenig als die Batterie von 11 Kanonen, welche auf den hohen Kanten von Punch-Bowl-Hill angelegt und allzu entlegen von der Stadt ist, um derselben irgend einen wesentlichen Schutz gewähren zu können.

Von solcher Beschaffenheit ist die Stadt Honolulu. Nach Norden von der Stadt hinauf erstreckt sich ein Thal, in dessen ebenegleicher Oeffnung Honolulu liegt; weiter hinauf nach den Bergen geht es in die Höhe und schmälert sich zu gleicher Zeit immer mehr, so daß man sich endlich eingeengt fin-

det zwischen den über 3000 Fuß hohen Kuppen neben einem entsetzlich steilen Abhange, wo der Bergrücken auf die untenliegende Ebene hinabstürzt. Etwas Angenehmeres als eine Spaziertour in diesem Thale, genannt das Nuuanuthal, läßt sich kaum denken. Allenthalben liegen Gruppen, bald von jenen schon geschilderten Kanakenhäusern mit ihren ungenirten menschlichen und thierischen Bewohnern, die dem Gemälde Leben und Frische geben, bald von höchst reizenden kleinen Villen im Styl englischer Cottages, zierlich und sauber innerhalb ihrer größern oder kleinern Gartenanlagen, und zwischen diesen Wohnungen von äußerst reicher Mannichfaltigkeit und ebenso pittoresker Gruppirung in lächelndem Farbenwechsel schimmern die grünen Tarropflanzungen hervor, große Vierecke bildend, über welche hin das Wasser von dem ins Thal hinabströmenden Bache geleitet wird und der ganzen umliegenden Fläche das Aussehen einer wassererfüllten Wiese gibt, auf welcher das Tarrogewächs (Caladium esculentum) nebst seinen andern Gattungen vortrefflich gedeiht. Weiter im Thal hinauf liegen die Villen des Königs, der Chefs und der vermögenden Kaufleute, besser gebaut und feiner gehalten, von dichtbelaubten Parks umschlossen; der reißende Strom macht hier mehre Wasserfälle, die von Aleurites in Silber und Grün wechselnden Waldungen drängen sich von den Bergwänden immer näher an den Weg heran und verleihen dem engen Thale eine unbeschreiblich angenehme Beschattung und Kühle, welche mit Rücksicht auf den Reichthum an Busch- und Baumgruppen allerdings eine tropische heißen kann. Erreicht man endlich den jähen Abgrund auf der Höhe, wo der Berg endet, so hat man einen so majestätischen und prachtvollen Anblick vor sich, daß ich vergebens unter meinen früheren Reiseeindrücken nach etwas Aehnlichem suche, so gewaltig und doch so schön, so groß und doch so reizend. Zur Rechten und zur Linken steigen die schroffen Spitzen auf, zuerst buchstäblich eingewickelt in die dichteste Hülle von grünen Wäldern mit ihren wogenden Kronen und glänzenden Blüthen, wo die Dracaena terminalis, mehre Lobelien und zahlreiche Rubiaceen sich dermaßen zusammendrängen, daß sie über den Boden hin ein mehre Ellen hohes Netzwerk von sich schlingenden Zweigen und Sprossen bilden, sodaß man sich draußen herumschleppen oder auch die Waldung mittelst Kletterns auf den Zweigen durchbrechen muß, denn bis zum Boden reicht man nicht. Aeußerst drüben schießen die schwarzen Lavagipfel tief in die Wolken, wo keine Blume duftet, kein Leben mehr gedeiht und von wo sich die Nässe ergießt, die sich unaufhörlich dem untenliegenden Lande mittheilt. Nach hinten liegt das abhängige Thal mit dem Wege, der sich zwischen Parks, Villen, Hütten und Pflanzungen hindurchwindet, bis er die Stadt mit ihren weißen Häusern und Kirchen am Rande des unermeßlichen blauenden Oceans erreicht, der mächtig gegen das Korallenriff schäumt. Und vorn der gähnende Schlund von Tausenden von Fuß, worin die Bergwand jählings herunterstürzt und längs welcher ein mit großer Mühe und Kosten angebrachter Weg sich schlängelt; dann die horizontale Klippenmasse, in ihrer schwarzen Glätte wie eine riesige Mauer dastehend, gegen welche der pfeifende Sturm mit Ohnmacht anfährt, und dort unten die weitgeöffnete Ebene mit ihren Bächen, Hügeln und Horsten von Pandanen und Brodfruchtbäumen, ganz nach dem andern Strande des Meeres hin, und endlich die Bergmassen im Hintergrunde, welche blauend gegen den Horizont sich schwach vertonen und ihre hohen Scheitel in die bleichen nebeligen Wolken hüllen.

An diesem Abgrunde war es, wo eine jener Thaten der Verzweiflung geschah, wovon jedes Landes wilde Geschichte einen ähnlichen Beweis liefert. Als Kamehameha I. im Begriff stand, Oahu zu erobern, leistete der Häuptling Kalanikupulo, unterstützt von den andern gegen die Zerstörungsplane des Eroberers feindselig gesinnten Königen, heftigen Widerstand. Dennoch trieben die Kanonen des Königs die Widersacher immer mehr zurück ins Mucandethal, bis sie sich plötzlich hier bei Pali befanden. Da stürzte sich der Häuptling, einen schleunigen Heldentod einer langwierigen Knechtschaft vorziehend, mit seinem ganzen Heere in den Abgrund — und noch jetzt erblickt man zwischen den grünenden Waldungen, welche dastehen in ewiger Kraft und Jugend, die weißgebleichten zahllosen Gebeine des Herrschers und seiner Schaar.

Noch einmal wiederhole ich es: Nuuanuthal soll mir in der Erinnerung bewahrt bleiben als etwas Paradiesisches; dessen Schönheit soll nicht vergessen sein von Dem, der sie sah, und die Freuden, welche die Natur des Thals gewährte, sollen länger dauern als die fliegenden Augenblicke, in welchen sie genossen worden sind.

Oahu oder Woahu — die unter den Inseln, auf welcher die Hauptstadt liegt — besitzt mehrere solche Punkte, nämlich überall zwischen den Bergen, wo sich dergleichen Thäler erstrecken. Die Insel wird durchweg von einem hohen Bergrücken durchschnitten, ungleich durch eine Menge scharfer Spitzen von schönen Formen. Gegen Norden fällt dieser Bergrücken steil herab gegen eine bis an den Meeresstrand ausgebreitete, ziemlich fruchtbare und ebene Fläche, aber nach Süden flacht sich derselbe abwärts allmälig ab und wird der Ursprung jener Thäler, welche in dieser Richtung nach dem Strande zu laufen, der immer mehr in doppeltem Sinne eine schlichtere Natur annimmt. Da unten ist die Hitze groß, das Gras verbrannt und die Bäume sparsamer, während drüben gegen die Berge zu beständige Kühle und Feuchtigkeit herrscht. Der immer wehende Nordostwind treibt das Gewölk gegen die Berge, der Regen strömt im Ueberfluß herab und von da stürzen sich die reißenden Bäche herunter mit tausend Wasserfällen und werden auf dem tiefern Boden mit großem Vortheil bei den Pflanzungen benutzt.

Daß die Bevölkerung mehr als irgend etwas Anderes hier gemischter Art sein wird, erhellt aus dem oben Gesagten. Obgleich die Europäer hier einen bedeutenden Theil bilden, sind sie doch nicht so zahlreich, daß nicht noch eine Art Eigenthümlichkeit im Aussehen und in der innern geistigen Natur der Einwohner übrig bleibt. Doch hat selbst unter den echten Kanaken das Nivellirungssystem der alten Welt in Kleidertrachten und Lebensweisen sich sehr zu befestigen und all' das Seltsame und in seiner Art Interessante zu verdrängen angefangen, wovon man aus frühern Beschreibungen weiß. Weit entfernt davon, daß bei unserer Ankunft unsere Fregatte wie andern Orts umschwärmt ward von schwimmenden Nymphen oder von Solchen, welche mit Ferkeln und allerlei Mattenwaaren handelten, in natürlicher Nacktheit das Schauspiel halbwilder Neuheit darbietend, hielten sich die einsamen Canoes eine Weile in respectabler Entfernung, und als sie endlich mit ihren schwimmenden Fruchtläden zugelassen wurden, war es nichts Anderes, als wir in allen vorhergehenden exotischen Häfen erlebt hatten. Erst als wir ans Land stiegen, begegnete uns das Geräusch und Gedräng einer Schaar Kanaken unten am Strande, und hier wollen wir einen Augenblick verweilen, um das Neue des Wirrwarrs und der Buntscheckigkeit ein wenig zu betrachten.

Auf dem Bugspriet der naheliegenden Schiffe stehen nackte Knaben, welche lustig ins Meer hinabspringen zwischen einem andern Schwarme von badenden Männern und Weibern, und Niemand genirt sich vor des Andern Gesellschaft und Costüm. Um den Tisch herum, auf welchem sich allerlei Sachen reicher als appetitlich geordnet finden, drängt sich die größte Masse. Hier sieht man athletische Gestalten, dunkel in ihrem ganzen Colorit, größtentheils mit Kleidern versehen, nicht ganz ungewöhnlich für geringere Besucher solcherlei Orte selbst daheim bei unsern öffentlichen Verkaufsplätzen. Nur Wenige sind ohne Beinkleider oder Kopfbedeckung und einige stolziren einher in recht hübschem Anzug. Dahingegen sind die Frauenzimmer ein wenig eigenthümlicher ausgeputzt. Ein Theil trägt prächtige Sonnenschirme, aber die Meisten geniren sich ganz und gar nicht vor der brennenden Sonne. Das rabenschwarze Haar ist bald etwas wollig kraus, bald fast straff in hübschen Locken zurechtgemacht, aber immer dick, zuweilen sehr buschig und bei einem Theil in ungehemmter Freiheit mit frischen Schlangengraskränzen oder Blumen in reichlicher Sammlung (zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen), bei Andern mit gelben oder rothen Kränzen anderer Gattung umwickelt. Das Angesicht ist breit bei breiter Nase, hervorstehendem Munde und kurzem Kinn, also nicht so ganz nach den Schönheitsregeln, aber der Ausdruck der Augen hat etwas Gutmüthiges und Freundliches, was seine kleine Einwirkung zum Vortheil des schönen Geschlechts mit sich zu führen nicht verfehlt. Während die Männer eher ernsthaft und keineswegs zuvorkommend aussehen bei ihrem verworrenen, zu allen Seiten glorienähnlich ausstehenden Haar, ihren rothgesprenkelten Augen, was früher zu den Schönheitseigenschaften gerechnet ward, ihrer sehr breiten Nase und ihrer abgerundet viereckigen Gesichtsform, haben die Frauenzimmer im Allgemeinen eine mildere Physiognomie, wo sich die Fröhlichkeit beständig in ihrem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen sucht. Ueber ihren Körper von Mittelhöhe haben sie ein Kleidungsstück geworfen, welches am passendsten als eine Blouse bezeichnet werden dürfte, von immer äußerst brillanten Farben, meistens in Gelb, danach in Rosenroth, Grün, Himmelblau oder Weiß. Dieses Kleid verbirgt innerhalb seiner losen Weite die star-

ken Formen — denn Fettigkeit gehört hier wie überall außer Europa zu den Schönheitsmustern und eine unserer schmächtigen Damen würde hier unrettbar Jedermanns Urtheil verfallen — und verleiht neben den Barfüßen und den strumpflosen Beinen eine gewisse luftige Leichtigkeit, die in hohem Grade mit der Milde des Klimas übereinstimmt. Unter dieser Menge bewegt sich der eine oder andere Chinese in seinen hochsohligen Schuhen, seinen weißen kurzen Hosen und seinem reinen feinen langen Wamms; ferner Polizeidiener mit grünen Hosen und blauen Jacken, nebst Distinctionszeichen; Chefs in grotesker Größe und in feinerer Manier gekleidet; Reiter von verschiedener Gestalt und halbnackte Kinder; verschiedene Varietäten von Europäern, und das Ganze ist ein solches Gerühr von buntscheckigen Farben, worunter doch Gelb überwiegend ist, und von schneidenden, fast bellenden Lauten, daß es Einem schwer wird, die besondern Einzelheiten zu entwirren, welche einer nähern Forschung würdig sind.

Blickt man in die Häuser der Stadt hinein, so herrscht da dasselbe Gemisch von Leuten, Farben und Lauten, nur daß man etwas freier vom Kleiderzwang ist und als Folge davon unabhängiger in Stellung und Verhalten. Außerhalb der Stadt, allenthalben auf den Wegen ist die Menschenströmung, die Einem begegnet, wenig geringer: Kanaken mit ihrer Last auf einer Stange und in ihren Kürbissen allerlei Waaren zum Verkauf tragend; reitende Männer und Weiber, erstere, mit ungewöhnlicher Festigkeit im Sattel, Wildheit in ihrem maßlosen Verfahren vereinigend (denn Alles muß im Galopp gehen), letztere nicht minder verwegen zu Pferde in einer eigenen Stellung und in eigenem Costüm. Sie sitzen nämlich wie die Mannsleute rittlings und haben um die Beine bis über die Füße hinab ein gelbes, rothes, blaues oder grünes Stück Zeug geschlagen, das um die Weichen eng ansitzt, aber nach unten zu weiter ist und beim Galoppiren wie ein Paar Flügel flattert. Auf dem Kopfe tragen sie den kleinen, mit gelben oder rothen Kränzen umwundenen Zeuch- oder Sammethut über dem mit grünen Blättern oder lebhaft-farbigen Blumen geschmückten Haar. Außerhalb der Häuser sieht man da und dort die auch anderer Orten gewöhnlichen Plauderkränzchen von belfernden und redseligen Frau Nachbarinnen, in den Tarropflanzungen wandern arbeitende Kanaken und in den reißenden Bächen bei den öffentlichen Landwegen baden sich ganz ungenirt Männer und Weiber miteinander zu jeder Stunde des Tags. Allenthalben sieht man die weißen Blousenkleider flattern und zwischen den grünen Pflanzanlagen die lebhaftesten Punkte in einem regen und lebendigen Gemälde darstellen. Alles deutet an, daß man sich in einem Klima befindet, welches mehr das Leben außerhalb der Ecken des Hauses und eine daraus hervorgehende Oeffentlichkeit und Geselligkeit begünstigt, als zur Eingezogenheit innerhalb der engen Wände der Hütte und zu einer hieraus folgenden häuslichen Stille und Arbeitsamkeit mahnt.

Die Freundlichkeit, welche sich in den Gesichtszügen ausspricht, zeigte sich uns, so oft wir unsere Besuche in den Krankenhäusern machten. Ohne im Stande zu sein, uns mündlich mit ihnen zu unterhalten, luden uns doch die Hauswirthe zur Theilnahme an ihren Spielen und Mahlzeiten ein und nöthigten uns überdies, uns nach Gutdünken der Vortheile des Hauses zu bedienen. So sonderbar ihnen unsere Sprache, unsere Geberden, Bemerkungen und Neugier vorkamen, so lächerlich fanden wir ihre Sprache, welche nur zwölf Buchstaben hat und eine überwiegende Masse Vocallaute, die ungefähr wie das Belfern junger Hunde anzuhören sind, in welcher es nie zwei Consonanten beieinander gibt (man sagt z. B. Beretania, Sepania für Britannien, Spanien) und alle Silben mit Vocalen enden. Bemerkenswerth ist auch, daß sie immer k und t, r und l zusammenmischen und somit ohne Unterschied ihren König Kamehameha und Tamehameha nennen, Tarro und Kalo, Honolulu und Honoruru u. s. w. sagen, was eben die Verwirrung im Buchstabiren hawaiischer Namen verursacht, die in Büchern und auf Karten gefunden wird. Daß wir ihrer Bewirthung keinen großen Schaden zufügten, brauche ich kaum zu sagen, obgleich wir im Uebrigen niemals vergebliche Besuche machten.

Während der elf Tage, die wir hier lagen, machte ich manche Ausflüge nach mehr oder weniger entlegenen Orten. Zwei dieser Excursionen will ich näher erwähnen, indem sie mit Verschiedenem in Verbindung stehen, besonders weil wir dabei die Bekanntschaft der königlichen und prinzlichen Herrschaften machten.

Auf dem ersten Ausfluge begab ich mich nach dem oben beschriebenen Paß und Abgrund hinauf, und um von da in die unten

nach der Meeresküste hin belegene Ebene zu gehen und auf die umgebenden Berge mit ihren höhern Regionen und der daraus folgenden eigenen Pflanzennatur, miethete ich mich auf vier Tage und Nächte in einer Kanakenhütte ein und zwar für einen theuern Preis, der mir daheim während einer ebenso langen Zeit in einem jeden unserer bessern Gasthöfe alle Bequemlichkeiten verschafft haben würde. Die Kanaken scheinen keinen großen Begriff von der Bedeutung des Geldes zu haben, wenigstens sind sie in ihren Forderungen übertrieben. Dienstfertigkeit, außer gegen comptante Erkenntlichkeit, scheint nicht zu ihren Tugenden zu gehören. Ein Monsieur Remy, der sich hier befand und von der französischen Regierung zur botanischen Untersuchung der Inseln abgeschickt war, erzählte mir, daß bei einer Gelegenheit, als sein Esel in einem Sumpfloche eingesunken und hart daran gewesen unterzusinken, die zahlreich herumstehenden Kanaken nicht hätten vermocht werden können, ihm aufzuhelfen, außer durch den wohlbekannten Klang von Piastern, und man hat Beispiele, daß sie neben ertrinkenden Menschen schwammen und mit ihnen erst ums Rettungsgeld accordirten. Sie konnten mich lange Strecken begleiten, mir sehr eifrig Blumen pflücken, alle möglichen Hindernisse wegräumen und sich auf alle erdenkliche Weise dienstwillig erweisen, ohne daß ich es wünschte oder verlangte; aber plötzlich blieben sie stehen, streckten zwei Finger in die Höhe und riefen aus: „Zwei Thaler!" und schienen sehr verwundert zu sein, als ich natürlich diesen Landestarif nicht verstand.

Mein Wirth war dem Aussehen nach etwas wohlhabender als die meisten Umwohnenden, obwohl es schwerlich danach aussah, als ob sein Vermögen von Arbeit herrührte. Denn faulere Creaturen als in dieser Familie habe ich kaum gesehen. Sie lagen ganze Tage gemächlich in ihrer Hütte ausgestreckt, ganz nackt, blos in einen Filz gehüllt, schlafend und essend wechselsweise, und mit Mühe gingen sie einmal jeden andern Tag, um sich einige Tarroknollen heraufzuholen und davon ihren Poi zu bereiten. Dieser faule Müßiggang ist überdies bei Allen etwas Charakteristisches. Mein Wirth war Eigner dreier Hütten drinnen in der Waldung unterhalb der Berge auf hübschem Flachland. Die eine und größte war dem Anschein nach die Staatswohnung oder das Herrenhaus, die zweite enthielt den Herd und ward als Küche und Speisesaal benutzt, und die dritte diente als allgemeiner Aufbewahrungsplatz. Ihre einzige Speise sind frische Fische und Poi. Erstere werden leicht und bequem in größter Quantität aus dem umliegenden Meere geholt und bedürfen selbstverständlich keiner großen Zubereitungsanstalten. Das letztere Gericht dagegen muß einen weitläufigern Proceß bestehen. Die Tarropflanze, die im Sumpf gedeiht, bildet am untersten Stielende eine knollige Verdickung, welche der Kartoffel am vergleichbarsten, aber süßer ist. Diese Knollen werden abgeschnitten, in das Loch des Feuerherds zwischen glühende Steine gelegt und auf mehre Tage mit Stengeln und großen Blättern der Pflanze bedeckt. Auf solche Weise in condensirtem Dampf geröstet, werden sie herausgenommen, mit einer steinernen Keule zerstoßen und, während unablässig Wasser zugethan wird, zu einem weißgrauen Brei verarbeitet, welcher gutem Kleister gleicht. Dies ist eine anstrengende Arbeit, die blos von Mannspersonen gethan wird. Jetzt wird der Brei in die großen hohlen Kürbisse, die als Aufbehälter dienen, gegossen und in den meisten Fällen bei Seite gestellt, um ein wenig zu säuern, bis er einen süßlich-sauern Geschmack annimmt, den man leidenschaftlich liebt. Man gießt nunmehr Wasser darauf, der Hausherr steckt seinen ganzen bloßen Arm in die Masse hinunter und rührt fleißig um, worauf die Tischgesellschaft sich versammelt und mit aufgebogenen Knieen niedergekauert die Leckerbissen in sich schlingt, indem ein Jeder mit zwei Fingern hineinfährt und sie so zu Munde führt. Es ist ganz unglaublich, welche Massen Poi und Fische sie hineinessen können, und das zu allen Zeiten, bei Tage und bei Nacht, wo sie auch oft wach sind. Denn weder für die Mahlzeit noch für den Schlaf scheinen bestimmte Stunden gegeben zu sein, sondern diese wechseln ab, so wie sich die Natur zu erkennen gibt.

Während dieses Einwohnens hatte ich Gelegenheit, ihre häuslichen Sitten zu bemerken. Meistens rauchten sie, wenn sie wach waren, aus einem kleinen, zwei Zoll langen hölzernen Stummel, welcher tourweise die Runde unter ihnen machte, als ein anderes commune bonum, Beides unter Mannsleuten und Frauenzimmern. Man that drei Züge daraus und gab ihn dann dem Nachbar, darauf spie man in einen leeren Kürbis, gähnte, streckte und reckte sich und — schlummerte ein. Während der Augenblicke, da die Gesellschaft sich wach hielt, wurden lange Geschichtchen erzählt, die un-

endlich interessant gewesen sein mögen, wie aus den Gelächtersalven, welche folgten, zu schließen war. Zwischenein sang man eine abscheulich eintönige und einschläfernde Musik von zwei bis drei Stimmen, was ganze Stunden anhielt. Bei Einbruch der Dämmerung ward die Lampe angesteckt — in mehren armen Hütten bediente man sich der Wurzeln der allgemeinen Aleurites triloba zum Leuchtstoff — und nun ging es ans Kartenspielen, ein höchst einfaches Spiel, nicht mehr und weniger als das gute ehrliche schwedische „Hungerfuchs" — dies hielt die Gesellschaft eine Zeit lang wach. Manchmal versammelten sich die Nachbarn von andern Hütten, Damen von geringer Enthaltsamkeit in ihren Liebkosungen, alte Mütterchen und Greise in Menge nebst Kindern und plauderten viel, und die auf uns Fremden gehefteten Blicke gaben deutlich zu erkennen, daß wir der Gegenstand ihrer Deliberationen und Verwunderung waren. Der Eine und Andere konnte ein wenig Englisch, kannte wenigstens den Münzwerth und mit ihrer Beihülfe gab es denn dann und wann eine pantomimische Conversation zur großen beiderseitigen Erbauung. Auf besondere Lebensart machte man keine übertriebenen Ansprüche.

Sie waren allenthalben tättowirt oder, wie die Seeleute sagen, „ausgestochen" — nicht selten sogar auf der Zunge —, aber meistens auf den Beinen, Armen und der Brust, und zwar mit den zierlichsten Farben, gewöhnlich blau, und in den sonderbarsten Formen, zuweilen mit Jahrzahl und Namen in lateinischer Schrift, und diese Figuren auf dem dunkeln schwarzbraunen Körpergrunde machten einen ganz eigenen Eindruck. Das Tättowiren geschieht auf eine gräßliche Weise mittels Aufschlitzens der Haut mit einem scharfen Instrumente. Perlenschnüre waren etwas sehr Gesuchtes und wurden von beiden Geschlechtern getragen. Wenn man sie mit diesen und andern solchen Zierathen beschenkte, schienen sie immer äußerst entzückt zu sein, äußerten aber niemals ein Wort des Dankes, sondern hielten dies schweigsam zugute, sodaß mindestens hierorts die Zeiten unrettbar verloren sind, wo man sich gegen eine Glasperle allermindestens einen ihrer Götzen eintauschen konnte, um nicht zu reden von irdischen Schätzen. In Ermangelung anderer Perlenschnüre schnitt man Pandanusfrüchte ab und reihte sie an einem Faden auf, der um den Hals gehängt ward. Von ihren alten Spielen sah ich blos das Verstecken kleiner Kugeln auf verwunderungswürdig schnelle Weise nach Art der Taschenspieler. Gymnastische Uebungen, früherhin hier so allgemein, sah ich nicht. Ich muß hinzufügen, daß wir während unseres Zusammenlebens ungeachtet alles Dessen gute Freunde wurden und am Ende in der vertraulichsten Stimmung von einander schieden, aber doch leider ohne eine Zähre von den Augen der holden Schönen.

Ein Besuch auf der untenliegenden Ebene gab keine Gelegenheit zu neuern Beobachtungen. Dieselbe war in hohem Grade von wechselnden Höhen und zwischenliegenden Thälchen zerschnitten, wo an den Bächen reiche Pandanusstrecken und Haine von Brotfruchtbäumen kühle schattige Plätze bildeten. Die hohe Bergmauer, die sich schwarz und düster im Norden gegen die Ebene erhob, zeigte von hier aus einen unvergleichlich schönen und imponirenden Anblick mit ihren kolossalen Massen und ihrer grünen, reichen Pflanzenwelt. Hier traf ich ganz unerwartet auf einen Landsmann aus Gothenburg, welcher nun in 19 Jahren hier still und glücklich mit seiner Kanakenfrau und seinen wohlgezeugten (nicht wohlgeborenen) Kindern gelebt und seine Muttersprache fast vergessen hatte, aber noch immer sein altes Pflegeland liebte, von dessen Natur ihm, wie er sagte, die vornliegenden Berge ein kleines liebes Andenken waren. Zahlreiche Viehheerden weideten auf den außerordentlich üppigen Wiesen, aber übrigens lag der Boden, scheinbar bis zur Verwöhnung fruchtbar, gänzlich unbenutzt. Die müßigen Eingeborenen sind zu träge, um das Korn zu säen, das ihnen reichliche Ernten würde bringen können. (U. a. h. H.)

Karl von Linné.

(Für die Monatshefte.)

Unter allen Wissenschaften hat keine für die reale Welt größere Bedeutung und direkteren Einfluß auf sie, als die Naturkunde. Jeder Fortschritt, jede Entdeckung, die durch sie gemacht wird, ist zugleich ein neuer Gewinn für das praktische Leben. Alle Vervollkommnungen im Gewerbswesen, im Verkehr der Menschen untereinander, in Hei-

lung ihrer Gebrechen, ja sogar im Hauswesen sind größtentheils der angewandten Naturkunde zu verdanken. Keine Wissenschaft endlich trachtet so danach ihre Errungenschaften zum Gemeingute Aller zu machen, wie diese. Während die Jurisprudenz z. B. selbst als angewandte Wissenschaft ein Eigenthum der Advokaten bleibt, dringen die praktischen Resultate der Naturkunde unmittelbar ins Volk zu den Handwerkern und Ackerbauern. Trotz dieser praktischen Wichtigkeit der Naturkunde ist sie selbst, als Wissenschaft, dennoch dem Volke beinahe ferner, als jede andere. Wer nicht gerade ein Geschäft betreibt, das sich unmittelbar auf die Naturwissenschaft stützt, wie Aerzte, Apotheker, chemische Fabrikanten, kümmert sich in der Regel sehr wenig um sie, sondern ist mit den Resultaten zufrieden, die sie ihm zuführt und glaubt genug zu wissen, wenn er sich nur ihrer zu bedienen versteht. Diese so häufige Unkenntniß hat dann nothwendig oft die verkehrteste Anwendung der gewonnenen Resultate der Naturkunde zur Folge. Zahllose Fälle in Fabriken, im Hause, der ungeheure Betrug, den die Quacksalber aller Arten täglich mit dem Volke treiben können, sind die einfache Wirkung dieser Unwissenheit. Es ist dieß in neuerer Zeit zwar mehr, als früher erkannt worden und man hat etwas gethan um in den Schulen die Elemente der Naturlehre vorzutragen. Allein die Zähigkeit, mit der man noch an den Vorurtheilen des älteren Unterrichtswesens hängt, läßt für die Naturlehre zu wenig Zeit übrig. Es wird davon immer noch zu viel für die todten Sprachen und die biblische Geschichte verwandt. Alle Institute zur Arbeiterbildung, wie Mechanics-Institutes und Vorlesungen können auch erst dann recht nützen, wenn schon in früher Jugend der Sinn für die Naturwissenschaften geweckt und die Anfangsgründe gelehrt worden sind. Obgleich es nun nicht in der Aufgabe der Monatshefte liegt, speziell auf dieses Thema einzugehen und die Naturkunde überhaupt vorzugsweise praktische Anschauung zu ihrem Studium erfordert, so erfüllen sie doch gewiß eine Pflicht, wenn sie dazu anregen, auf die einzelnen Zweige desselben aufmerksam machen und das Wirken und Schaffen davon erzählen, das so bedeutende Resultate zur Folge gehabt hat. Im ersten Bande thaten sie dies mit Humboldt und Audibon, im zweiten mit Arago, im dritten mit K. Vogt und dießmal ist es Linné, auf den sie die Aufmerksamkeit der Leser lenken möchten. Der große Pflanzenforscher ist im Jahre 1707 in Smaland, einer im südöstlichen Theile Schwedens gelegenen Provinz, und zwar in dem Dorfe Röshult geboren, in dem sein Vater Pfarrer war. In Schweden und Norwegen zeichnen sich die Geistlichen vor denen anderer protestantischen Länder dadurch vortheilhaft aus, daß sie nicht blos Theologen sind, sondern daneben den Ackerbau, irgend ein ländliches Gewerbe oder noch eine andere Wissenschaft cultiviren, durch welche sie sich ihren Mitbürgern oft nützlicher machen, als durch das bloße Predigen und sich nebenbei durch praktische Thätigkeit selbst von der Kopfhängerei bewahren. So war denn Linné's Vater auch Baumzüchter und besonders enthusiastischer Botaniker. Diese Leidenschaft erbte sich auf den Sohn fort, der als kleiner Knabe schon mit dem Vater Wald und Flur durchstrich, Pflanzen sammelte und Geschmack daran fand. Diese Neigung war so stark bei ihm, daß, als er zehn Jahre alt, nach Weriö zur Schule geschickt wurde, er jede freie Stunde benutzte ihr nachzugehen. Sein Lehrer, der darin eine Zeitvergeudung entdeckte, beklagte sich daher bitter über ihn und beredete den Vater des jungen L. seinen „talentlosen" Jungen zu einem Schuhmacher in die Lehre zu schicken. Was der Unverstand dieses einen Schulstubenpedanten so beinahe verdorben hätte, wurde indessen glücklicherweise durch klareren Blick eines naturwissenschaftlich gebildeten Mannes, des Arztes Stothmann, zum Guten gelenkt. Dieser erinnerte die Mutter des armen Jungen daran, daß sein Vater einst gelobt habe, ihn zu einem Priester zu machen und dieß jetzt dadurch ausführen solle, daß er ihn zu einem Priester der Natur weihe. Die Eltern folgten dem Rathe des Familienfreundes und ließen ihren Karl, der gern die Werkstatt verließ, nun in den Elementen der Physik, Chemie und Botanik unterrichten. Stothmann stand ihm bei seinen Studien treulich bei, bis er die Universität Lund bezog um sich der Medicin zu widmen, die ihm eher eine gesicherte Existenz verschaffen konnte, als die ausschließliche Beschäftigung mit der Botanik. Seine Vorliebe zu dieser trat aber immer wieder in den Vordergrund und der Zufall begünstigte dies. Bei einer botanischen Excursion ward er von einer giftigen kleinen Schlange, die Höllenfurie genannt, gebissen. Ein Botaniker, Kilian Stobäus, heilte die gefährliche Verletzung und Linné war von dieser Zeit sein häufiger Begleiter auf dessen

botanischen Ausflügen. Eine noch wichtigere Bekanntschaft aber war die des berühmten Celsius (der Erfinder des hundertgrädigen Thermometers), die er bei einem Besuche der Universität Upsala, im dortigen botanischen Garten machte. Dieser unterstützte den strebsamen Studenten nicht blos, sondern nahm ihn auch als Mitarbeiter bei Herausgabe seines Werkes über die biblischen Pflanzen an. Während der Studien, die L. deßhalb machte, kam er auf die Idee, ob nicht die Geschlechtstheile der Pflanzen eigentlich die wesentliche Grundlage ihrer Mannigfaltigkeit und ihres Charakters seien und ob sich nicht wenigstens ein besseres System, als alle bisherigen, bauen lasse.

L. schrieb seine Gedanken, die sich hauptsächlich auf seine sorgfältigen Beobachtungen der Geschlechtstheile der Pflanzen, deren Wichtigkeit und Verschiedenheit von ihm sehr wenig gekannt war, gründeten, damals schon nieder, theilte sie aber nun dem Lehrer der Botanik, Olaf Sturbeck mit, der so entzückt davon war, daß er Linné sofort als seinen Substituten beim Demonstriren der Pflanzen vor den Studenten annahm. Bald darauf ward er der botanischen Gesellschaft vorgeschlagen, als diese eine Untersuchung der Flora in Lappland, die bekanntlich besonders interessant ist, veranstaltete. L. dazu ernannt, hielt 60 Thlr. schwedisch (etwa 70 Dollars) zu der Reise für hinlänglich. In Schweden reist man noch heute meistens zu Pferde und so ritt denn eines Morgens der junge Botaniker mit seiner Pflanzenkapsel und einem kleinen Mantelsacke nach Lappland. Sechs Monate verweilte er daselbst und legte während dieser Zeit mehr als 3000 englische Meilen unter mancherlei Gefahren und vielfachen Beschwerden zurück. Die Früchte seiner Reise legte L. in seiner berühmten Schrift: "Flora lapponica" nieder. Seit deren Erscheinen diente dieselbe fast allen ähnlichen Beschreibungen der Flora einzelner Länder zum Muster. Nach seiner Rückkehr lehrte L. in Fahlun vor den Schülern der dortigen Bergakademie Hüttenkunde und Mineralogie. Auch in diesen Zweigen der Naturwissenschaft hatte der unermüdliche Forscher eigene Studien gemacht. Dabei vergaß er die Medizin nicht. Er ging vielmehr nach Holland um sich auf der damals noch in Blüthe stehenden Universität Leyden darin zu vervollkommnen. Hier arbeitete er auch sein „Natursystem in Tabellen" aus (Leyden 1735), das die Grundlage seines gesammten großen Lehrgebäudes enthielt. Von Leyden rief ihn Burmann, selbst eine Zierde der botanischen Wissenschaft, nach Amsterdam, um ihm beim Ordnen des botnaischen Nachlasses des deutschen Botanikers Paul Hermann, eines der ausgezeichnetsten Männer seines Faches, zu helfen. Nach Vollendung dieser sechsmonatlichen Arbeit erhielt er auf den Vorschlag Burmann's eine Anstellung als Direktor des großen botanischen Gartens des reichen Clifford, eines Beamten der holländisch-ostindischen Compagnie. Der Garten befand sich zu Hartecamp bei Haarlem. Zwei Jahre begleitete L. diese Stelle. Er selbst zählte diese Zeit zu den angenehmsten und früchtereichsten seines Lebens. Auch in Hartecamp verfaßte er mehrere werthvolle Schriften, so eine mit trefflichen Abbildungen (vom Maler Ihret gefertigt) versehene Beschreibung des schönen Gartens Cliffords und seiner seltenen Pflanzen und das ausgezeichnete Werk: "Classus plantarum" (die Pflanzenklassen), eine Zusammenstellung aller bisherigen botanischen Systeme. Im Mai 1738 ging er zunächst nach Paris, wo er seinen berühmten Collegen Jussieu kennen lernte. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande trieb ihn von da bald nach Stockholm. Dort war er aber theils vergessen, theils gar nicht gekannt und es ward ihm Anfangs sehr sauer, sich durch medicinische Praxis sein tägliches Brod zu erwerben. Da glückte es ihm, eine Kammerfrau der Königin von einer gefährlichen Brustkrankheit zu heilen und sein Ruf war schnell gemacht. Adel und reiche Bürger strömten ihm zu. Er ward Arzt bei der Admiralität und erhielt den lächerlichen Titel „königlicher Botanikus," und der Reichstag stellte ihn an die Spitze einer Reisegesellschaft zur naturwissenschaftlichen Durchforschung Schwedens. Kurz nachher, nachdem er diese Aufgabe ausgeführt, erhielt Linné einen Brief Hallers, seines großen Mitbeförderers der gleichen Wissenschaft, von Göttingen, der dem von ihm verehrten Botaniker, von dessen früherer mißlichen Lage er gehört, seine eigene Lehrerstelle abtreten wollte. Linné hatte sich aber damals bereits für Upsala entschieden. Hier verweilte der große Mann, einige Reisen abgerechnet, bis zum Ende seines wissenschaftlichen Wirkens. Die Universität verdankt ihm außer seinen erfolgreichen Vorträgen die Verbesserung ihres botanischen Gartens, der bald allen andern zum Muster diente, die Wissenschaft die größten Schätze,

die er während seines dreißigjährigen Lebens daselbst in mehr als 200 gedruckten größeren und kleineren Abhandlungen niederlegte. Unter diesen sein Hauptwerk die species plantarum. Die übrigen Schriften berühren fast das ganze große Reich der Natur.

Im Jahre 1772 zog er sich kränklich auf ein Gut zurück, das ihm der König geschenkt hatte. Zwei Jahre darauf traf ihn ein Schlagfluß, der seinen fast übermäßig angestrengten Körper und Geist sehr schwächte. Am 10. Januar 1778 hauchte er sein reiches Leben aus.

Seine Schriften sind nach dem Charakter der damaligen wissenschaftlichen Welt, fast alle lateinisch abgefaßt, was zwar den Verkehr der Männer der Wissenschaft verschiedener Nationalität sehr erleichterte, diese aber auch dem Volke so unzugänglich machte. Gegenwärtig sind sie jedoch in fast alle Sprachen Europas übersetzt. Ueber die wissenschaftliche Bedeutung der Werke Linné's spricht sich der Verfasser einer Reihe Artikel über „die Heroen der Naturgeschichte" in der „Europa" folgendermaßen aus, indem er Linné mit Büffon vergleicht:

„Die beiden größten Naturforscher des 18. Jahrhunderts waren Linné und Büffon.* Ihre Werke gehören noch der Gegenwart und Zukunft an. Es ist ein großer Irrthum, zu meinen, daß wir ein halbes Jahrhundert nach Linné und Büffon diese beiden großen Naturforscher schon weit hinter uns hätten. Was von Aristoteles gilt, das gilt noch weit mehr von Linné und überhaupt von Büffon: Beide sind noch heute neu und progressiv. Haben sich auch die Thatsachen nach ihnen hundertfach vermehrt, so fehlt doch noch viel, daß wir schon alle Consequenzen aus ihren Ideen gezogen hätten, daß wir die neuen Wege schon ganz durchlaufen wären, die sie ihren Nachfolgern eröffnet haben. Ist es ist nicht der schönste Vorzug des Genies, aus wenigen Elementen vorauszuverkündigen, was die Andern, viel später, erst nach und nach beweisen?

„Linné und Büffon sind in demselben Jahre, nur vier Monate auseinander, geboren, der Eine im Mai, der Andere im September 1707; aber diese enge Annäherung der Daten, die Macht ihres Genies, die Größe der Dienste, die sie der Naturgeschichte geleistet haben, sind die einzigen reellen Aehnlichkeiten zwischen Beiden."

„Beide hatten von der Natur noch verschiedenere intellectuelle Tendenzen empfangen, als die Umstände waren, in denen sie sich entwickeln mußten. Es lag in ihrer Bestimmung, einander durch ihre entgegengesetzten Fähigkeiten zu ergänzen und sich zu schätzen, ohne sich zu begreifen. Linné, ebenso ausharrend, ebenso scharfsinnig in der Erforschung der Thatsachen, als geistreich in ihrer Coordination, mehr vorsichtig als kühn in seinen Deductionen, es nicht verschmähend, am Boden zu bleiben, scheinbar in unzähliges Detail vertieft, um sich nachher mit desto sichererm Fluge nach den hohen Regionen der Wissenschaft zu erheben; geschickt im Bilden von Hypothesen, aber ohne sich Illusionen von ihnen zu machen, und selbst dann, wenn er sie auf das Ganze der irdischen Schöpfung anwendet, ohne sich durch ihre Größe verblenden zu lassen; mit erstaunlicher Sicherheit und Kritik jedem Begriff seinen Werth und seine Geltung, wie jedem Wesen seinen Platz anweisend; mit einer Ausdauer begabt, die sich weder durch die Hindernisse entmuthigen, noch durch die Zeit ermüden ließ; die Wahrheit um ihrer selbst willen liebend, und den kürzesten und einfachsten Ausdruck derselben für den schönsten haltend; ohne der Genauigkeit zu vergeben, seinen Styl von der strengen Präcision der Formel bis zur erhabenen Poesie, von der die Genesis Muster gibt, variirend: — Büffon, geistreich und scharfsinnig wie Linné, aber in einer andern Richtung, das technische Detail verachtend, die Vervielfältigung der beobachteten Thatsachen um sich herum vernachlässigend, aber die verborgensten Consequenzen ergreifend und auf einem gebrechlichen Grunde kühn ein dauerhaftes Gebäude errichtend, dessen riesenhaften Plan nur er selbst und die Nachwelt fassen konnten; sich gegen die Einsperrung seiner reichen Einbildungskraft in den engen Cirkel der Methode sträubend, und dennoch, durch einen glücklichen Widerspruch, eines Tages eine Classification schaffend, um die ihn selbst Linné beneiden konnte. Büffon verirrte sich bisweilen in unbekannte Räume, in die er sich ohne Führer emporschwingt, aber dabei ist er im Stande, seine Irrthümer selbst fruchtbar zu machen; leidenschaftlich eingenommen für alles Schöne und Große, und obgleich er Nichts endigt, doch Alles beginnend; begierig die Natur in ihrer Einheit, ihrem Ensemble zu betrachten, und um sie würdig zu malen, die Schätze einer unübertroffenen Beredtsamkeit zu Hülfe rufend.

* Büffon, geb. zu Montbard in Bourgogne 1707, gest. zu Paris 1788.

Linné ist einer jener so seltenen Typen der Vollkommenheit menschlicher Intelligenz, wo die Synthese und Analyse sich in einem richtigen Gleichgewicht ergänzen, und einander gegenseitig befruchten."

Linné's Name wurde unter der Regierung Karl XIV. (Bernadotte) durch die Errichtung einer Schule an seinem Geburtstage und einer Statue in Upsala geehrt. Seinen Lehrstuhl nahm nach seinem Tode sein Sohn ein, der sich als Botaniker ebenfalls einen vortheilhaften Ruf erwarb.

Durch Linné's System ist das Studium der Botanik außerordentlich erleichtert worden. Noch jetzt kennt man kein einfacheres, klareres und übersichtlicheres. Wie schon oben bemerkt, ist es das Sexualsystem. Die Pflanzen, welche offenbare Geschlechtstheile haben, nennt er Phanerogamisten; diejenigen, welche dieselben verborgen haben oder ohne Geschlechtstheile sind, Kryptogamisten. Seinen ersten oder größern Abtheilungen legt er die männlichen Geschlechtstheile, die Staubfäden oder vielmehr die Staubbeutel zu Grunde; den nächsten Abtheilungen meistens die weiblichen Geschlechtstheile oder die Griffel. Dann unterscheidet er nach dem Bau des Kelches, der Blume, der Frucht u. s. w.

Der Medicin führte Linné mehrere neue Kräuter zu, deren Heilkräfte vor ihm unbekannt waren, ebenso dem Ackerbau und den Gewerben, besonders der Färberei. Nicht minder verdankt die Gärtnerei ihm die wichtigste Belehrung über die Kultur verschiedener Gewächse. In Deutschland hat das geniale Jussieu'sche System große Verbreitung gefunden, aber alle Männer vom Fach stimmen darin überein, daß das Linné'sche besonders für Anfänger im Studium der Pflanzenkunde das vorzüglichste sei und empfehlen es zur Benutzung in den höheren Volksschulen. Möchte diese Empfehlung auch in Amerika nicht unbenützt bleiben und in der Jugend die Liebe zur Pflanzenwelt, dieser herrlichen Frucht und diesem edlen Schmuck der Erde, geweckt werden.

H. L.

Plaudereien aus Boston.

Auf der Straße.—Die Frauen.—König Ludwig und die Bostonerinnen.—Nationale Wechselwirkungen.—Schiller und Washington.—Sein oder Nichtsein.—Die Amerikaner als Volk.—Lebensmotto.

Da wär' ich wieder einmal die lange Washington-Straße hinauf- und herabgestolpert; kein Leichtes für einen Kurzsichtigen, der sehen will, denn das Gewühl auf den Seitenwegen, wie die Hetzjagd, welche die zweibeinigen und vierbeinigen Kreaturen auf den Straßen, selbst um die Ecken, anstellen, um vielleicht einige Minuten früher in dieser oder jener „machen" zu können, kommt dem New Yorker Broadway-Spectacel ziemlich gleich; ja, man muß die steifen Hüften noch mehr auf Schlangenwindungen einüben, weil Pfade und Straßen weit schmaler sind. Hier aber sind die Decoration — der Schmuck der Hauptverkehrsstraßen, nicht die Schaufenster der Store — vielmehr — die Frauen. Auf Broadway machen sich mehr und mehr europäischer Einfluß und Geschmack geltend, die Eleganz wächst, man will nicht blos feil haben, nicht blos zeigen; Reichthum, Luxus, Mode sollen auch würdig empfangen werden; hier aber bieten fast alle Schaufenster die Einsicht in wahre Augias-Ställe des Handels, der Industrie. Nirgends fehlt es am Materiale zur schönsten und reichsten Ausstellung, allein nur wenige Store locken durch gefällige Ordnung und selbst diese sind kein Schmuck der Hauptstraßen. Einige der Läden würden allerdings selbst London zur Zierde gereichen, sie wollen aber gesucht sein; um so mehr fällt die Schlamperei in den übrigen auf. Fast überall ein chaotisches Untereinander. Auf den Pariser Boulevards kann man Decorateur-Studien machen, hier fände vorerst nur ein Hercules Arbeit. Der verwöhnte Europäer schüttelt verwundert den Kopf, wenn ihm neben dem Schimmel des Käseleibs das Gold der Orange geboten wird, wenn eine Venus-Statuette eine Nürnberger Gliederpuppe oder eine Washington-Büste eine Perückenfratze zum Nachbar hat. Höchstens Schnürleiber präsentiren sich en parade, wie wohl gerade diese im dressing room der spindelschlanken Amerikanerinnen sehr entbehrlich sein möchten. Aber die Mss. und Mrss.! — Wenn der alte Bayer und Künstler-König unter den Frauen-Bildern Bostons mustern könnte! Der Frauensaal seiner Hofbürg ist reich an Schönheiten, von der Schaumgebornen mit dem Diademe bis zum Nannerl mit der Ringelhaube; die Töchter Bostons fehlen noch, zum Glück für manche der Aufgestellten oder Aufgehängten

— ich wollte sagen — der Auserwählten. Dem gekrönten und gesalbten magister liberarum artium würde die Wahl wehe thun. Man hat aus den Augen seiner Lola wunderwas gemacht und es muß auch etwas daran sein, denn sonst wären nicht so Viele blind in ihre Netze getappt, hier aber kommt man um keine Ecke ohne einen solchen Lolablitz— ein solches Lolagefunkel durch Schleierdunkel. Ja, Augen vom reinsten circassischen Wasser, wahre Juno-Stirnen, Odaliskenbrauen; von der hellenischen Linie der Nase bis zum Anmuth-Grübchen der Wangen, des Kinns, — Alles vollendet, Alles meisterlich geschaffen bis zur Woge des —— halt! hier muß den Schöpfer eine Laune angewandelt — hier muß der Phydias des Olymps den Meißel weggelegt haben, oder verträgt sich vielleicht auch nicht die kleinste Rundung mit der Züchtigkeit der Töchter der Pilgrime? — Ich kann's kaum glauben; sie sehen so frisch ins Leben hinein und es wäre wahrlich jammerschade, wenn sie in den Gewächshäusern des Sectengeistes verwelken müßten. Nein, diese Zeiten sind längst vorüber oder wohl gar nie da gewesen und wenn die Natur das Füllhorn ihrer Reize nicht bis auf den Grund leerte, so mag es in der Unvollkommenheit alles Irdischen seinen Grund haben. Ein alter Reiter-Oberst, der von Bravour und Amour gar viel zu erzählen wußte, sagte einmal zu mir: wissen Sie denn nicht, daß das schönste Pferd und die schönste Frau einen Fehler hat? natürlich eine so baroque Behauptung, daß ich, schon ganz entrüstet über diese Zusammenstellung, mit nein und noch einmal nein und in alleweg nein antwortete, aber der alte Knaster blieb dabei. Sei's, wie's will. König Chlodwig von Boarien möge kommen, sehen und — siegen? — oder auch nicht siegen, denn unter den bibelfesten Amerikanerinnen könnte er statt Lolas auch eine Judith finden. Hier zu Lande s p e c u l i r e n nur die Männer, die Frauen r e g i e r e n und geborne Königinnen brauchen keinen König, höchstens einen princeps ad latus, zu einem solchen aber wäre König Renée II. zu gut oder auch zu schlecht, je nachdem man die Collateralität interpretirt. Wenn eine reizende Bostonerin von Mount Vernon oder den übrigen fashionablen Straßen um den Common den Wagen verläßt, um sich dem Volke — sit venia verbo — der Welt zu zeigen, so fehlt nichts als ein schwerbetresster Kutscher vorne und zwei ditto versilberte Tagdiebe hinten auf und aus der Republikanerin ist eine Dame gemacht, welcher ein europäisches Fürstenhütchen ganz allerliebst stehen würde. Hermelin, Juwelen und dergleichen Herrlichkeiten mehr, sind ihr Kleinigkeiten; Boudoir und Salon sind längst in statu quo und ein Wappen, bis jetzt nur hie und da am Kutschenschlage en miniature sichtbar, ließ sich bis zur nächsten grande soirée auch über dem Portale anbringen. Kurz — Welt bleibt Welt, und „wenn ich der türkische Sultan wäre, wüßte ich wohl, wer Sultanin wär'," singt Leporello, nicht aber meine Wenigkeit, die nach wie vor Trübsal bläst und höchstens in den Bart hinein brummt: honni soit qui mal y pense. Bisweilen wandelt mich noch eine Europa-Laune an und setzt sich im Mundwinkel fest; einen Augenblick — und die Furchen der Stirne werfen wieder einen Schlagschatten; vorüber ist der Sonnenblitz. Immer matter glimmt die Lampe in meiner Kammer; würde sie gleich dem Gase den Kummer meines Herzens aufzehren, dann wollt' ich mir auch ohne Sultanin das Leben noch eine Weile gefallen lassen, sogar hier im gelobten Lande.

Freiheit und Gleichheit! da kommt endlich gar wieder ein Brocken Politik? Kann man doch derzeit fast nicht anders; überall Mauer-Anschläge, Flugzettel 2c. die Governors-Wahl betreffend. Man weiß nicht anders, als daß die Knownothings siegen, daß einer der Ihren aus der Urne springt. Die Whigs, bisher dahier eine sehr starke Partei, die stärkste, bevor die Freibodenmänner ein eigenes Lager bezogen, sind nun sehr geschwächt, weil sich ein großer Theil theils offen, theils im Stillen dem neu aufgehenden Sterne zuwandte. „Für uns Fremde kein Morgenstern" — bemerkte ich heute einem wetter- und zeitkundigen freesoiler— „„aber auch kein Abendstern," entgegnete derselbe, „wenn es hier nicht wieder Nacht werden soll. Ich habe mich längst gewundert, daß dem Unfuge und der Impertinenz jener Regierungen, die unser Land als einen Abzugskanal für moralische und politische Jauche ansehen, nicht gesteuert und ihnen nicht zurückgeschickt wurde, was sie uns gleichsam auf dem Schube zusandten; kein Billigdenkender kann es uns verdenken, wenn wir einer solchen Botani-Bay-Einwanderung endlich die Thür vor der Nase zuschlagen, aber der Knownothingweg ist auch nicht der rechte. Kräftige Arme unbescholtener Armen sind auch Gold und der Fleiß eines großen Theiles der seit Jahrzehnten Eingewanderten hat Amerika reich und stark gemacht. In den letzten

Jahren schickte uns namentlich auch Deutschland nicht bloß Menschen; Millionen schwammen mit herüber. Eure Demagogen stoßen sich hier die Hörner bald ab; wir bleiben über dem Wasser und das Ruder entfällt unsern Händen nicht, wenn auch gewöhnlich ein paar tausend Rowdies mehr das Neujahrspräsent sind. Rasche, unparrteiische Justiz, bessere Wahlgesetze, einige Galgen mehr sind die Präservative gegen Staatsnoth; wir wollen und werden sehen, wohin es kommt mit diesen Knownothings; die noch pfiffigeren Reichsbarone des Südens, die Sklavenkönige, werden die Kuh melken und wie schon oft den Rahm von der Milch schöpfen."" „Wenn Rom — fiel ich in die Rede — partes infidelium näher inspiciren läßt, seine Hirten und Heerden mehr im Auge behält, bisweilen Hut- und Triebgerechtigkeit zu weit ausdehnt, so zeigt man durch das Ziehen solcher Schranken nur die eigene Schwäche. Der Beichtstuhl kommt nicht neben den curulischen — geschweige denn über ihn zu stehen, wenn auf diesem Solone sitzen. Suchet! — urbs et orbis kommen nicht mehr unter die Tiara und den Spaß des Alleinseligmachens kann man dem heiligen Vater lassen; sein Pantoffel drückt Amerika nicht, das petticoat-government ist ja schon eingeführt, warum sollen sich nicht auch christlich-katholische Gläubige darunter begeben dürfen? und wenn Petrus selbst den seinen vor der Himmelsthüre auszöge und via Roma der neuen Welt zuschickte, so hätte sie eben eine Schlappe mehr und bekäme doch keine. Dem Einflusse der Kleriker auf die Wahlen läßt sich in anderer Weise begegnen; man schüttet deshalb das Kind nicht mit dem Bade aus. Mir ist, als wenn Haus- und Staats-Leben nicht so gar verschieden wären, Humanität muß beide beseelen, Inhumanität ist es aber, wenn Amerika Menschen, die ein Herz für den jungen, lebensfrischen Staat haben, die mit dem redlichsten Willen, der letzten zusammengerafften Habe, den letzten Hoffnungen über den Ocean eilen, kein Herz zeigt, wenn man eine zweite chinesische Mauer ziehen will, weil sich unter den Wanderzügen da und dort Räudige zeigen und einschleichen. Ein Anderes wäre es, wenn die Einwanderung Verworfenheit und Armuth gleich einer Pest einschleppte, dann befände sich Amerika im Rechte der Nothwehr. Das wird aber der eifrigste Nativist nicht behaupten wollen. Hunderten Inficirter können Hunderttausende Gesunder entgegengestellt werden und diese wollen sich nicht als Heloten behandelt sehen, mehr aber sind diejenigen nicht, welche Jahrzehnte lang gleich den Juden der Vorzeit den Immigrantenfleck auf dem Rocke herumschleppen sollen, welche man aus besonderer allerhöchster Gnade auf dem Markte duldet, von dem Forum aber hinwegweist. Keine Staatsklugheit ohne Gerechtigkeit. Wie kann man von solchen Einwanderern erwarten und fordern, daß sie sich in das neue Staatsleben hineinleben? Kostet es auch vielleicht ein halbes Jahrhundert Opfer, zuletzt wird Gewinn aus dem Verluste; die Selbstständigkeit Amerikas gefährden solche vorübergehenden Uebel nicht und wenn es dem besseren Theile der Knownothings wirklich mit dem Vorhaben, an den Sklavenkrebs das Messer zu legen, Ernst ist, was hilft schneller zur erfolgreichen Herbeiführung einer solchen Operation als das Wachsthum der Majorität? Wer durch 5 Jahre — hält auch durch 20 Jahre Probe und wer nicht, für den ist auch eine Olympiade lange genug. Amerika sollte von der Höhe, auf der seine großen Männer die Welt überschauten, nicht heruntersteigen. Kommt zu uns, die ihr gedrückt und beladen seid, würden wohl heute noch seine Patriarchen ausrufen und ein solches Wort hallte einst gleich dem Donner der Freiheit von Pol zu Pol; schließt ihr Euch ab, so stürzt ihr letztes Haus — ihr letzter Tempel ein. Wir wollen keine barmherzigen Samariter in Euch finden, sondern Brüder. Ich bin kein Idealist, kein Enthusiast; Governor Chronos hat mich längst aus dem Erdenparadiese wahrer Bruderliebe und Bürgerfreiheit hinaus gewiesen, ja, ich glaube sogar, daß ein wirklich ganz glücklicher, vernunftgemäßer Zustand der menschlichen Gesellschaft in alle Ewigkeit in das Reich der Träume gehört, dennoch nippe ich noch bisweilen in aller Stille aus dem Becher der Himmelstochter Begeisterung und heute noch hat meine Seele Freude an der Blüthenkrone der Jugend unseres Schiller, seinem Don Carlos. Ja, ich beuge noch mein Knie vor seinem hohen Freiheitssinn, vor der schönen Menschlichkeit seines Herzens. Seine Ideen werden nie Fleisch und Blut gewinnen, wenn aber je in der Macht eines Volkes, so liegt es in der des amerikanischen, der Menschheit wenigstens zu einigen Sonnenstrahlen zu verhelfen. Um — sei es auch nur auf Augenblicke — aus der Wüste der Wirklichkeit, der Alltäglichkeit zu kommen, blättert mein Gedächtniß bisweilen noch in diesem Traumbuche und

in solcher Seelenstimmung möchte ich Euch zurufen:

> Werdet Ihr uns Muster
> Des Ewigen und Wahren! Niemals,
> Niemals besaß ein Volk so viel, so göttlich
> Es zu gebrauchen. Alle Völker
> Europas huldigen Eures Landes Namen,
> Geht Ihr Europas Königen voran!

Und so weiter, quoad passus concernentes, würde College N. N. sagen, der große Geist über den Sternen aber wird mir das Hineinpfuschen verzeihen. Ist Amerika ein Philipp? nein, aber nicht weniger m ä c h t i g, wenn es w i l l, und Washington? war er nicht ein P o s a in edelster P r o s a? war s e i n F l a n d e r n nicht die ganze Welt?" "„Hungry flies bite sore; I can see as far into a millstone as an other man; one man's breath's an other man's death; soon ripe, soon rotten,"" näselte Freund Yankee, der sprichwort-gespickte Storopolit, den Hemdkragen zu recht zupfend, und ging ab. „Versteh' ich Sie recht?" rief ich ihm nach, "Knownothings?" „„Yes, Sir; I am not, soon ripe—soon rotten!""

Was Alles nicht aus den Leuten—zumal den Studirten—werden kann, wenn sie alt werden! Das Knabenbrutum wurde natürlich ein Brutus, für dessen Lorbeer, Dolch, toga und Sandalen Bruder Studio Stürmer, Palasch und Kanonen eines Karl Moor eintauschte, aber auch diese genügten nicht, als das Kandidätlein zu lycurgeln begann; der Dreißiger verspürte sogar einige Cäsar- und Alexander-Gelüste, als aber mit dem Vierziger der heilige Geist von Frankfurt über die deutsche Welt kam, wandelte mich eine wahre Catonische Wuth an, bis mir ein Holsteinisches Gallenfieber den Verstand vollends nahm. — Seeluft und Yankeeduft halfen wieder zu einiger Besinnung, wenn's aber so fortgeht, wie's allen Anschein hat, so fürchte ich, daß aus dem lucidum intervallum ein delirium tremens wird und ich aus dem letzten Weltverbesserungsdusel erst im Nachen Charons erwache. Sei's; mit einem Schluck Lethewassers läßt sich auch der letzte Wermuth verschlucken und wenn auf einem andern Sterne der Ideen-Veitstanz von Neuem angehen sollte — was dann? ich weiß es nicht, hoffe aber zum allwissenden Schöpfer der Dinge, daß er meinen Lebensfunken nicht mehr adamisirt, denn es fielen mir die Schuppen wohl wieder nicht von den Augen, das Fastnachtspiel begänne von Neuem, bis zu guter Letzt abermals Aschermittwoch und dies irae kämen.— Kopf und Herz wollen dressirt und regiert sein; beide waren Taugenichtse, jener zu störrig, dieses zu weich; ich mag es mit keinem mehr versuchen; umgekehrt würde ich noch schlechter fahren. Der Unerforschliche wird's wissen, warum über dem Menschengeist noch immer der Geist der Materie schwebt; Gold- und Silber-Adern sind mehr werth als das wärmste klarste Herzblut, der sprudelndste strahlendste Genius; wen aber gleich unser Einen eine Cabinets-Ordre des Allerhöchsten unter minores gentes einreihte, der ist doppelt übel daran; zum Schatzgraben wär' ich wohl wieder zu dumm und Alles ginge wieder krumm; drum einmal und nicht wieder. Wie Mancher hat sich an der Nuß des Bürgerthums die Zähne ausgebissen und zuletzt einen wurmigen Kern ausgespuckt; wie froh wäre ich, wenn mir für die letzte Spanne meines Lebens etwas menschliche Menschheit bliebe! Aber—rarissima aris ist auch hier zu Lande ein ganz gesunder Mensch. Fast alle kränkeln. Daheim findet man sie noch am ehesten unter dem schlichten Landvolke, hier aber gibt es noch kein V o l k. Aus allen Ländern zusammengewürfelte und gehetzte Haufen geben keines, bevor Jahrhunderte die alten Züge und Gewohnheiten verwischten; heute rennt noch ein Jeder allein nach dem sumpfigen Ziele der Selbstsucht; er kennt keinen Ruhepunkt mehr für Last und Arbeit; kein freundlicher Nachbargruß kürzt—kein Scherz — kein Gesang würzt die Eintönigkeit und Langwierigkeit des Tagewerks; wird's endlich Feierabend, so streckt der Mensch, müder als ein Jagdhund, die Glieder zur Ruhe, bis er mit dem ersten Hahnenschrei wieder vom Lager aufspringt und ohne „guten Morgen" oder „grüß oder b'hüt Gott"—die Fährte von gestern sucht. "How do you do?" ""how do you do?"" Die A n t w o r t bleiben sich beide schuldig. So Wort für Wort genommen — was anders sagt dieser Gruß, als was machst Du? wie thut sich's? Machen, machen, selbst sein Leben muß man hier machen; Alles riecht und schmeckt nach dem Dünger — der Besserung dieses Gemächs, des business. Fröhlichkeit, ächte, wahre, harmlose,—wer kennt sie noch? Gemüth — wer sucht es noch? Tropische Gewächse, die kaum noch in den Gewächshäusern der feineren Gesellschaft da und dort einige Pflege—einige Freunde finden. Geht es mir doch selbst nicht besser. In der sonst so großen Herberge des Herzens kehrt keiner der alten Gäste mehr ein; sie sind verscheucht, verdorben, gestorben. Die Blumenkränze des einst so reich geschmückten

Kämmerleins sind zu Staub zerknittert. Doch die Hand vor den Mund: man darf hier Alles, nur nicht sentimental sein. Im Athenäum, wo Marmor lebt, Leinwand blendet und Farben glühen, wird's heller und freundlicher sein; von dort meine nächste Epistel. — Soeben wird der Knownothing-Governor ausgetrommelt und ausgepfiffen. Hoffentlich behält der Freibodenmann recht. „Bald reif, bald faul." dt.

Ein Besuch beim Seriasker in Konstantinopel.

(Für die Monatshefte.)

Der Weg zum Seriaskerat oder dem osmanischen Kriegsministerium ist, obwol durch die winkligen Gassen Stambuls hindurchführend, darum nicht zu verfehlen, weil der hoch aufragende Gangiukulle (Brandthurm) oder Seriaskerthurm im Hofe dicht vor dem Haupteingange und der von allerwärts her gesehen werden kann, ihn für jedermann weiset.

Nachdem man eine der beiden Brücken passirt hat, nimmt man die Richtung auf den schlanken Bau, und kann nach zwölf bis fünfzehn Minuten an Ort und Stelle sein. Eine Mauer schließt die verschiedenen Gebäude ein, welche das Seriaskerat ausmachen und läßt außerdem einen weiten Platz, den Hof, frei. Hier steht der erwähnte Thurm und hier würden mindestens 5000 Mann Raum zum Manövriren finden.

Am Gangiukulle vorüber schreitet man dem Haupteingange zu, und, nachdem man unten einem Kapudschi (Thorhüter) seine Ueberschuhe übergeben, der dieselben mit anderen hundert Paar Schuhen von ähnlicher Art in Reih und Glied gestellt hat, gelangt man auf einen geräumigen Vorsaal, dessen Fußboden mit einfachen Wachsdecken belegt ist.

Eine große Anzahl auf Audienz oder in sonstigen Angelegenheiten Wartender findet sich hier versammelt. Die meisten sind Türken, aber es fehlt auch an Engländern und Franzosen nicht und man findet auch eine Menge militärischer Abenteurer, Italiener, Ungarn, Deutsche und Polen, welche hier ihre Anstellung im türkischen Heere auszuwirken suchen. Das Ganze ist langweilig und hat etwas Gemeines, wie alle Vorzimmer. Hier wird das Warten noch unangenehmer als es schon an und für sich ist, da sich auf diesem Flur nicht ausreichende Plätze zum Niedersitzen finden.

Endlich kommt ein türkischer Offizier aus der sich öffnenden Thür heraus und sagt uns, daß der Seriasker uns zu empfangen wünscht. Durch ein schmales Gemach schreitend, treten wir in einen geräumigen, länglichen Saal. Die Einrichtung ist halb türkisch, halb modern europäisch. Am Boden die unvermeidliche Strohmatte, aber von ausgezeichneter Qualität, die Wände sind weiß und mit breiten broncerahmigen Spiegeln verziert, ein Kamin mit Marmorgesims befindet sich im Hintergrunde, zu dem das Licht aus sechs oder sieben breiten Fenstern fällt. Einen Augenblick suchte ich in dem weiten Raume den Seriasker umsonst, endlich erblickte ich ihn in der Nähe eines Fensters sitzend und damit beschäftigt, Briefe zu unterschreiben oder vielmehr zu untersiegeln, indeß ein Diener vor ihm kniete und ihm ein losgegangenes Schuhband festzuknüpfen schien. Es war Riza Pascha, den ich vor mir hatte und den ich schon von Paris aus kannte. Seine Figur ist klein und erreicht kaum die mittlere Größe, aber sein Gesicht verkündet einen Mann von Geist und Energie, diese glühenden Augen, diese breite Stirn lassen uns einen klaren Verstand vermuthen. Das Gesicht täuscht uns nicht und Riza Pascha, der lange Zeit in Europa, in Frankreich und England, gelebt hatte, hat diesen Aufenthalt mit viel Glück benutzt. Um die breite Stirne unter dem Fez hervorquellend liegen schwarze Locken. Der Bart ist von derselben Farbe und üppig, der Teint etwas stark gebräunt. Riza Pascha sieht aus wie ein angehender Vierziger, ist aber, wie mir gesagt wurde, bereits 45 Jahre alt. Die Carriere dieses Mannes war schnell und glänzend, denn er bekleidete dieses Amt schon vor zehn Jahren auf längere Zeit und gelangte damals unmittelbar vom vortragenden Rath des Kaisers dazu.

Wenn der Seriasker redet, so geschieht es in einem gemessenen Tone. In seiner ganzen Erscheinung liegt eben so viel Würde als Anmuth. Ich hatte schon früher Gelegenheit, ihn in seinen Gewohnheiten zu beobachten, aber in Europa sind diese Herren ganz anders, wie in Stambul, wo sie sich in ihrem Elemente befinden. Ich blieb diesmal lange ferne, um meinen Pariser Freund

auch in seinem Kriegsministerium zu beobachten. Nachdem er die Unterschriften beseitigt hatte, wurde ihm ein Tschibuk gereicht und nach zehn Minuten mit einem andern vertauscht. Ich sah ihn vier oder fünf rauchen. Riza Pascha machte mich darauf aufmerksam, wie diese türkische Art zu rauchen auf dem feinsten Verständniß des dabei stattfindenden Genusses beruhe, indem nur der obere Tabak einen vollkommen reinen Geschmack hat, denselben aber weiter unten hin zu verliert. Uebrigens war das Rauchrohr nur ein Spielzeug, so zu sagen, in seiner Hand, die fortwährend gesticulirte. Gesticulationen sind im Orient bei allen Nationen ein äußerst wesentliches Uebertragungsmittel der Rede und man wird erst dann türkisch, oder persisch, oder neugriechisch zu sprechen sich rühmen können, wenn man auch Meister in den Hand- und Armausreckungen zur gehörigen Zeit, im Geberdenspiel und in dem namentlich unerläßlichen Schnalzen mit der Zunge ist.

Wir sprachen über den Feldzug, über Sebastopol, Omer Pascha, Louis Napoleon und Oesterreich. Ich weiß nicht, in wie weit Riza Pascha ganz aufrichtig mit mir gewesen ist, aber er sagte mir Dinge, die ein großes Vertrauen oder eine große Nonchalance von seiner Seite voraussetzten. Riza Pascha tadelte—das scheint jetzt im Oriente Mode geworden zu sein—Vieles an der türkischen Verwaltung und versprach, daß in kurzer Zeit alles viel besser werden sollte. Es wollte mich aber bedünken, als wäre dieses Vertrauen auf die Zukunft nicht so fest, als der Kriegsminister sich anstellte. Ueberhaupt—ich habe bei allen gebildeten und urtheilsfähigen Türken wie eine Ahnung ihres baldigen Todes gefunden. Sie glauben nicht an die Wiederauferstehung ihrer Macht—sie haben Civilisation genug um zu erkennen, daß der Islam ein schreiender Anachronismus sei und durch nichts mit unserer Zeit, mit unseren Sitten, mit unserer Anschauung in Einklang gebracht werden könne.

Riza Pascha spricht mit Anerkennung von Louis Napoleon; er hält ihn für einen sehr großen Monarchen.—Er lobt die Franzosen mehr als die Engländer. Omer Pascha ist nicht seine schwache Seite. Es mag wol einige Eifersucht mit bei seiner Beurtheilung des türkischen Feldherrn unterlaufen. Oesterreich haßt er, ist aber überzeugt, daß es sich den Westmächten anschließen werde. Als ich einige Zweifel gegen diese Meinung geltend machte, meinte Riza Pascha: Wir wissen hier besser als ihr im Westen, welcher Haß zwischen Oesterreich und Rußland herrscht seit dem ungarischen Kriege. Dann müssen Sie bedenken, daß die englisch-französische Allianz auf unserer Seite dem Wiener Cabinette keine Wahl läßt, um so weniger, als die beiden Männer, welche den meisten Einfluß auf die österreichische Politik ausüben, Bach und Bruk, bürgerliche Charaktere sind, ganz geeignet, die materiellen, die politischen Interessen Oesterreichs vor Allem im Auge zu behalten. Wenn dies aber geschieht, kann es nicht zweifelhaft bleiben, welchen Weg Oesterreich einschlagen wird. Vom Sultan spricht Riza mit Liebe und Bewunderung—der schwache aber liebenswürdige Charakter ist allerdings in diesem Augenblicke sehr wol an seinem Platze—seine Minister, wie der englische und österreichische Gesandte, können es nicht besser wünschen.

Als ich den Rückweg antrat wurden im Hofe des Seriaskers eben tunesische Truppen gemustert, von denen es hieß, daß sie nach der Krimm gesendet werden sollten. Sie unterschieden sich von den türkischen Soldaten namentlich durch das höhere Fez und die krepprothen französischen Beinkleider. Der Gesichtsausdruck schien mir weniger intelligent zu sein, als man ihn bei den osmanischen Nisams antrifft. Im Ganzen machten Leute und Ausrüstung sich nicht übel. Diese Soldaten hatten einen militärischen Anstrich, welchen manche Truppengattungen größerer Armeen entbehren.

Aus dem heutigen Paris.

Daniel Stern.—Georg Sand.

Frau v. Suckow aus Stuttgardt, in der literarischen Welt unter dem Namen Emma Niendorf bekannt, hat kürzlich unter dem obigen Titel kleinere Schilderungen aus Paris veröffentlicht, unter denen für unsere Leser wol das meiste Interesse ihre Besuche bei Daniel Stern (Gräfin d'Agoult), der Verfasserin des besten Geschichtsbuchs über die französische Februarrevolution, und bei der die Geschichte ihres eigenen Lebens jetzt

schreibenden Georges Sand haben mögen. Die erstere fand Frau v. S. in ihrem Salon, in blaßgrünem Kleide, das Haar silbern, einen Schleier darüber, von Edelsteinen befestigt, matronenhaft, doch schön. Als Entschuldigung nicht nur ihres Haares, sondern auch ihres Talentes sagt sie: "J'ai beaucoup souffert." In grüner Dämmerung sitzend, spricht sie von Deutschland. In ihr Stammbuch schreibt sie: "Penser est pour un grand nombre de femmes un accident heureux plutôt qu'un état permanent." Georges Sand wohnte No. 3, Rue Racine, ihrem Absteigequartier, wenn sie von Nohaut nach Paris kommt. Fr. v. S. erzählt: „Da sitze ich bei Georges Sand auf dem Divan am Kamin, unter den Füßen ein Teppich mit hellen Arabesken, der bescheidene Raum so traut, vor allem so pünktlich, wie ausgeblasen. Auf den holzfarbenen Wänden Daguerreotype, ein paar Lithographieen, ein runder Filzhut mit rother Feder, Fischernetz, Modell eines Bootes, Relief von Gebirgen, Strohgeflechte. Auf dem Tischlein mit grünem Teppich ein ganz kleines Schreibzeug von weißem Porzellan, daneben ein Schirmchen von naturfarbener Seide; diese zwei Gegenstände waren das Reizendste im Gemach, das einen Charakter von Mäßigkeit und Ruhe hatte und doch gewisse schlichte Anmuth, vor allem anspruchslos; etwas sehr Vernünftiges. Es weht Landluft darin, mitten in Paris. Thüren gehen; leichte rasche Schritte. Sie kommt herein, viel kleiner als gedacht, doch nicht sehr stark, die kurze, untersetzte Gestalt älterer Französinnen. Alle Bilder von ihr sind zu kolossal, zu pathetisch. Sie sieht weiblicher aus. Dunkle große Augen, aber bleich, trauernd. Ernst und Ruhe im Wesen, vollkommen schlicht und natürlich. Ich bin bekannt mit ihr, als hätte ich sie schon hundert mal gesehen. Auf den glattgescheitelten Haaren trug sie ein schwarzes Schleiertüchlein. Den graugrünen Damast des Gewandes, mit etwas groteskem Rococo-Dessin, verziert schwarzer Sammet. Sie findet sich verdrießlich, abgehetzt. "Pardonnez moi, Madame, que je suis si maussade!" sagt sie. "Je ne puis plus vivre dans ce courant! Je travaille peu, j'ai des affaires domestiques . . J'ai beaucoup de soucir . . . Il faut être l'homme et la femme pour ma famille!" Sie legte das Gesicht in die Hand, strich darüber, als wolle sie etwas verwischen, und sprach wie eine recht müde, müde Frau: Il y a longtemps que je ne m'amuse plus!" Sie sprach es, als ob sie aus einem Traum erwache oder sich auf einen besinnen wolle, auf eine ferne Melodie. * Dieses "Je ne m'amuse plus!" machte mich vollends traurig. Sie küßte mich beim Scheiden. Ich hätte ihre Hand lange halten mögen. Eine kräftige Hand, männlich und weiblich zugleich, die Alles energisch greift; eine feste, treue Hand, die nicht leicht, fest und doch so weich! Die Hand ist der Mensch. Georges Sand begleitete mich durch den Gang. Lebe wohl, Traum meiner Jugend! Am folgenden Morgen reiste sie wieder aufs Land in ihr Berry zurück — —"

* Siehe die Geschichte des Klaviers in diesem Hefte, in welcher der Vf. Georges Sand nach dieser Seite zum Vorwurf genommen.

Die religiöse Bewegung der neuesten Zeit,

besonders in Deutschland.

(Kurzer Abriß eines Vortrags von G. A. Wislicenus, gehalten am 11. Jan. in Hope Chapel, New York.)

Der Katholicismus ist die Religion der unbedingten, in einer Priesterschaft unmittelbar gegenwärtigen Autorität. In der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts erhob sich eine Empörung gegen diese Autorität. Die Reformation war ein Kampf für die Freiheit des Geistes; aber sie beschränkte diese Freiheit wieder, indem sie an die Stelle der Priester-Autorität die Schrift-Autorität setzte. Nur die Auslegung der Bibel gab sie ursprünglich frei; doch auch sie wurde dann durch die symbolischen Bücher wieder beschränkt, und die Freiheit fand fast einzig noch in der Zersplitterung der protestantischen Kirche einigen Schutz. Im achtzehnten Jahrhundert erhob sich abermals gegen die religiöse Autorität in katholischer und protestantischer Kirche die Macht des freien Geistes in der „Aufklärung" und dem „Rationalismus." Es kam dabei aber im Allgemeinen nicht weiter als zur Gleichstellung von Bibel und Vernunft, von Glauben und Denken, indem man die Uebereinstimmung dieser beiden in allem Wesentlichen annahm und voraussetzte. Auch gegen diese Bewegung aber erhob sich eine Reaction, in

Deutschland namentlich nach der Zeit der sogenannten Befreiungskriege. Die Orthodoxie gewann immer mehr neuen Boden, begünstigt durch mehrere Fürsten, namentlich die preußischen Könige, und der Rationalismus wurde immer mehr aus seiner kirchlichen Stellung herausgetrieben. Da schlug ein gewaltiger Blitz in die religiös-kirchliche Welt hinein. Es war das berühmte Werk von David Strauß: „Das Leben Jesu," von Orthodoxen und Rationalisten in gleichem Maaße verworfen. Auf mehr philosophischem Gebiete, aber mit directer Beziehung auf die Religion, wirkte Feuerbach durch seine Werke. Diese Männer führten ganz entschieden auf den rein wissenschaftlichen Boden.

Vom Jahre 1844 an bildeten sich in Deutschland die freien protestantischen und die deutsch-katholischen Gemeinden, ganz besonders und zuerst in den preußischen Staaten. Die Bewegung der „Protestantischen Freunde" war ihnen vorangegangen. Die Letztern waren eine Opposition gegen die durch Begünstigung von Seiten der Regierung immer mehr überhandnehmende Orthodoxie, anfangs blos von rationalistischer Seite, indeß unter baldigem Hinzutritt radicaler Elemente. Ebenso stand es in jenen Gemeinden. Sie waren in ihrem Verhältniß zum Kirchenthum sehr verschieden, indem sie entweder mehr oder weniger Reste von demselben, sowohl was Lehre als was Formen betrifft, noch beibehielten, oder sich in beiden Beziehungen ganz davon freimachten. Dieses Letztere geschah fast bei allen mit der Zeit immer mehr. Sie hatten einmal das Prinzip des Fortschritts in sich aufgenommen; dies trieb sie unaufhaltsam weiter, zuweilen wider Wissen und Willen. Die Kirche steht auf dem Prinzip der Offenbarung und des Glaubens, die freie Gemeinde auf dem der Wissenschaft und des Denkens. Darin liegt ihre eigentliche und ihre große Bedeutung. Die freie Gemeinde in Deutschland ist der erste Versuch, das Volksbewußtsein, die Weltanschauung und Moral des Volks, auf die Wissenschaft und den freien Gedanken zu gründen. In einem Theile der freien Gemeinden und ihrer Mitglieder und Führer ist das nicht zum klaren Bewußtsein gekommen, in einem andern aber hat es dieses Bewußtsein vollkommen erreicht.

Die Ausführung freilich ist noch sehr mangelhaft geblieben; aber man bedenke die großen äußern und innern Schwierigkeiten der Sache, und man wird dies natürlich finden. Die Regierungen widerstanden und widerstehen noch mit all ihrer Macht, und die Mittel der Hinzutretenden waren gering und sind es jetzt mehr denn je. Aber auch die innere Ausführung ist schwer, die gänzliche Befreiung vom Gewohnten und dann vor Allem die positive Gestaltung des Neuen. Viele meinen, es sei überhaupt unmöglich, das Bewußtsein des Volkes auf die Wissenschaft zu gründen. Allein, was in diesem Betracht schon großen Mengen aus allen Ständen und aus beiden Geschlechtern gelungen ist, das kann auch mit den Menschen überhaupt geschehen. In der entgegengesetzten Gewöhnung liegt die Schwierigkeit, nicht in der Sache an sich. Es wäre auch schlimm genug, wenn es unmöglich wäre; denn der Glaube als Prinzip und Basis ist bereits morsch und schon im Einstürzen begriffen,— wehe, wenn es keinen wirklich neuen, keinen haltbarern Grund gäbe. Jene Thatsache gibt die Nothwendigkeit dieser neuen Grundlegung und des neuen Baues. Es muß sein, und es wird geschehen.

Natürlich handelt es sich nicht darum, daß alle Menschen Gelehrte von Profession oder selbstständige Denker werden sollen. Es handelt sich um Grundlage und Prinzip des neuen Geisteslebens. Soll dieses Leben in Zukunft auf angeblicher übernatürlicher Offenbarung und gläubiger Unterwerfung unter dieselbe beruhen, soll es in Phantasie-Anschauungen bestehen, — oder soll es die Resultate der wissenschaftlichen Forschung und des selbstgewissen Denkens zur Grundlage haben, und den Einzelnen nur als freien Schüler betrachten und behandeln?— das ist die Frage.

Ebenso wenig soll das heißen, daß die andern Kräfte des menschlichen Geistes kein Recht mehr haben sollten, daß Phantasie, Poesie, Gemüth ausgeschlossen und verbannt sein sollten. Welche Thorheit wäre es, das zu wollen. Sie sollen erst zu ihrem vollen Rechte kommen; aber sie sollen nicht etwas anderes sein wollen als sie sind, sie sollen nicht die Stelle von Verstand und Vernunft einnehmen, nicht die Wissenschaft verleugnen und verketzern und beherrschen wollen. Jeder Kraft das Ihre! Der Verstand die helle Sonne, die Phantasie das bunte Farbenspiel, das Gemüth die innere Energie!

Orthodoxe, Gleichgültige und Politiker haben die freien Gemeinden und die ganze religiöse Bewegung der neuesten Zeit nicht selten verachtet oder zu verachten vorgegeben. Die Orthodoxen höhnen, aber mit Grimm:

sie trotzen auf den Felsen der Offenbarung, zittern aber bei jeder Erschütterung vor dem Fall; — sie werden im Kampfe mit dem Lichte der Wissenschaft zuletzt doch auch der Ausdehnung nach unterliegen, wie sie im Innern der Sache bereits längst überwunden sind. Die Gleichgültigen, die die Thaten des Geistes verachten, werden noch sehen müssen, daß sie die Kinder und Thoren sind. Die bloßen Politiker werden ja auch endlich einsehen, daß man die äußere Freiheit nicht auf innere Knechtschaft, sondern nur auf ein freies hohes Selbstbewußtsein gründen kann. Nicht leere politische Formen werden das Heil bringen, — das sehen wir hier zu Lande deutlich genug; sondern die innere Fülle des selbstbewußten Menschen. Die Wissenschaft ist die nothwendige Grundlage des neuen Menschen, sie ist die Erlöserin der Menschheit.

Die deutsche Nationalität in Nordamerika.

(Kurzer Abriß eines am 15. Februar d. J. in der Mercantile Library in New York von G. A. Wislicenus gehaltenen Vortrags.)

Der in Nordamerika einwandernde Deutsche befindet sich in einer Collision zwischen seiner vaterländischen Nationalität und der hier vorgefundenen amerikanisch-englischen. Diese ist hier im überwiegenden Besitz von Boden, Gewerben und Handel und fast ausschließlichem Besitz des Staates; ihre Sprache, ihre Sitte, ihre Denkweise herrscht vor. Der Deutsche findet sich fremd, will aber das Gefühl und die Nachtheile der Fremdheit möglichst bald überwinden. Viele suchen zu dem Ende an die Stelle der eigenen deutschen Nationalität alsbald die amerikanisch-englische zu setzen. Sie vernachlässigen ihre Muttersprache und eignen sich die englische an, nicht blos im Verkehr mit Amerikanern, sondern auch mit den eignen Landsleuten, wohl gar mit der eignen Familie, — sie suchen amerikanische Sitte und Denkweise anzunehmen. Es gelingt ihnen aber mit alledem sehr schlecht: es ist unmöglich für den erwachsenen Menschen, die eigne Nationalität abzulegen und eine fremde an ihrer Stelle anzunehmen, wenn man dazu mehr fordert als oberflächliche Aneignung. Die Muttersprache ist, namentlich für eine so gebildete Nation wie die deutsche, die Form, in welcher der Mensch sein Geistesleben hat; sie läßt sich nicht so ohne Weiteres mit einer andern vertauschen, ohne dem Wesen zu schaden. Es kommt deshalb bei diesem Unternehmen nur ein innerer Zwiespalt heraus und eine Verwilderung oder Verödung in dessen Gefolge. Der Deutsche verliert den Zusammenhang mit der Bildung seiner Nation, ohne dafür in einen lebendigen Zusammenhang mit der der englischen zu treten. Er verliert auch an moralischem Halt, was vom Vorigen unzertrennlich ist, da sich letzterer besonders auf die innere Einheit gründet. — Nicht blos darum aber, weil wir nun einmal Deutsche sind, werden wir unsere Nationalität festzuhalten haben, sondern auch um ihrer selbst, um ihres inneren Werthes willen. Diesen zu schätzen fordert mehr, als in Betreff anderer hervorragenden Nationalitäten nöthig ist. Der Franzose gründet seinen Stolz vor Allem auf seinen Kriegsruhm, seine gesellige Bildung, die einige Macht seines Landes; der Engländer auf seine großen Kriegs- und Handelsflotten, seine Colonien, seine Fabriken; der Amerikaner auf seine freie Verfassung und seinen nationellen Fortschritt. Der Deutsche hat sein Nationalbewußtsein hauptsächlich auf Wissenschaft, Kunst und Bildung, überhaupt auf Geistesthaten und Geistesschätze zu gründen; das ist schwerer und erfordert einen tiefern und schärfern Blick. In diesen Dingen ist die deutsche Nation allen andern voraus. — Natürlich soll aber der Deutsche sich nicht gegen amerikanisches Wesen und Sprache verschließen; er soll beides möglichst genau kennen lernen und heimisch darin werden. Nur an die Stelle der eignen Sprache und Nationalität die neue setzen wollen, kann nicht seine bewußte Absicht sein. — Ein bornirter Amerikanismus wird das hier geforderte Verhalten scharf mißbilligen und anfeinden; der umsichtige und humane Amerikaner aber wird es anerkennen, er wird nicht wollen, daß der einwandernde Deutsche sein bloßer Nachahmer werde, er wird wissen, daß dieses Land neben dem Import von Leibern, Armen und Capitalien auch des Imports von Geist, Wissenschaft und Kunst bedarf. So wird der Deutsche auf diesem Wege seiner Pflicht gegen seine neue Heimath am meisten genügen, und nicht weniger der gegen das alte Vaterland. — Möchten diese Vorträge, zu denen wir uns hier vereinigt haben, ein geringer Anfang zu einer weisern Beschäftigung deutscher Bildung in diesem Lande sein.

Ein Besuch bei den Rappisten.

Von Franz Löher.

Nach neueren Nachrichten ist die höchst merkwürdige Gemeinde der Rappisten in Amerika im Absterben. Auf die reinste Gütergemeinschaft gegründet, liebevoll untereinander und liebevoll gegen jedes Geschöpf, hatte diese Sekte Herrliches geleistet und sich in ganz Amerika einen Namen erworben, bis sie auf seltsame religiöse Vorstellungen kam, an denen sie zu Grunde geht. Ich besuchte sie auf ihrem Hauptorte Economy am Ohio, als dieser noch etwa siebenhundert Bewohner zählte und der alte Rapp noch lebte.

Unter strömendem Regen fuhr ich von Pittsburg den Ohio hinab. Der Fluß ging hoch, Dampfschiffe brausten in Menge vorbei, früher gehört als gesehen. Denn Regen und Nebel verhingen Fluß und Ufer mit dunklen Schleiern; nur wenn ein Windstoß dazwischen fuhr, tauchte hüben eine helle Ortschaft hervor und eröffnete sich drüben eine steile Schlucht. Vor uns qualmte ein stattlicher Dampfer, seine Rauchwolken zogen einen langen, braunen Strich in die weißen Nebel hinein, unser kleines Boot nahm puffend und stoßend seinen besten Anlauf und überholte zuletzt den Vormann unter Zuruf der Reisenden. Wir überbieten sie! riefen die Amerikaner und rieben sich vor Freude die Hände. Die Leute des Westens brauchen noch viel mehr als die Ostleute jenseits der Alleghanies in ihren Ausdrücken das Streit- und Lebenslustige, Witz- und Bilderreiche, was die Sprache jedes jungen Volks auszeichnet. Nach anderthalbstündiger Fahrt wurde ein Boot für mich ausgesetzt, die kleine Nußschale flog auf den tobenden Wellen hin und her, und das Wasser schlug über den Rand. Ich dachte jeden Augenblick, entweder ich müsse in den Fluß oder mein Gepäck. Endlich stiegen wir an's Land, ich watete den Uferschlamm hinauf, meine Sachen waren rasch ausgesetzt, das Boot schoß wieder in den Nebel hinein, und da stand ich im Regen und sah nach der Höhe über mir, über deren Rand einige Rappistenhäuser blickten. Ich trug aus den anspülenden Wellen mein Gepäck unter einen Baum und eilte die Treppe hinauf.

Viel Widerwärtiges hatte ich über die Rappisten gehört; die Deutschen in Amerika erzählen noch eifriger als im Mutterlande lieber das Schlechte von einander als das Gute. Aber gleich beim Eintritt in das Städtchen war ich überrascht von der zierlichen Ordnung. Im ersten Hause kam man ans Fenster und wies mich in reinem wohlklingenden Deutsch an den Wirth, der sogleich mein Gepäck heraufholen ließ. Alle Leute sahen mild und freundlich und auch recht wohl aus, ruhiges Glück lag in ihren Augen. Dabei zierte sie ein angenehmes, gebildetes Benehmen, obgleich die Männer nur in blaues, grobes Tuch, kurze Jacken mit kleinen breitkrämpigen Hüten, und die Frauen etwas klösterlich in die dunkeln Farben der württembergischen Bauerntracht gekleidet sind. Im Gasthause war Alles sauber und nicht ohne Behaglichkeit, jeder kleine Dienst wurde mit einer stillen Freundlichkeit geleistet, die von Herzen kam. Am Nachmittage war ich bei dem Factor der Gemeinde, Romelius Langenbacher, der nach Rapp der Bedeutendste war. Er bewirthete mich mit Obst, Trauben und selbstgekeltertem Wein und erzählte mir die Leiden und Kämpfe, das Glück und die segensreichen Erfolge der Gesellschaft von ihrem ersten Entstehen an. Ich bekam Achtung vor diesen muthvollen und redlichen Menschen, welche als arme schwäbische Bauern sich blos durch eigene Kraft und durch ihr Gottvertrauen bis zu dieser Bedeutung erhoben, wo sie wahrhafte Wohltäter des Landes wurden und dessen Augen auf sich zogen. In meinem Buche „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika" habe ich über die socialen Einrichtungen, Schicksale und Verdienste dieser höchst merkwürdigen Sekte das Nähere berichtet. Abends unterhielt ich mich mit meinen Wirthen. Es kamen die Frauen heim und ich lauschte mit Lust auf diese herzige Sprache, deren milde Töne ich lange nicht mehr gehört hatte. In ihrem ganzen Thun und Wesen drückte sich echte sittliche Güte aus und eine freudige Hoffnung auf das himmlische Jenseits. Auf meine Frage, wer denn nach ihrem Aussterben die Millionen ihres Vermögens erhalten solle?—antwortete der Schenkwirth ärgerlich: „Ei, das lassen wir dem Staate." Sie nehmen leicht eine Frage als vorwitzig auf. Ich fühlte mich heimisch wie unter den liebsten Landsleuten, und dennoch fremd, fremder als unter einem

Volke mit anderer Sprache: denn hinter dem Allen stand das Geheimniß ihres religiösen Glaubens, welcher diesen Herzensfrieden, diese herrlichen Früchte gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Eigenthums, aber auch das Gelübde der Ehelosigkeit und die einsiedlerische Abgeschlossenheit hervogebracht hatte.

Am frühesten Morgen tönten verschiedene Glockenzeichen, welche die Gruppen zum Gebet und zur Arbeit riefen. Hier war Alles schon in Thätigkeit, während über den amerikanischen Städten und Dörfern noch der Schlaf lag; die Wagen gingen, die Fabriken ließen sich hören, und die sich Begegnenden begrüßten sich gerade wie Geschwister. Das reinliche Städtchen liegt mitten in einer kleinen höchst fruchtbaren Ebene, rings mit den angenehmsten Höhen umzirkt. Der Ohio fließt 80 Fuß tiefer an der einen Seite vorbei, und an seinem andern Ufer erhebt sich wie ein Gebirgszug eine herrlich begrünte Waldhöhe. Nach dem Frühstück holte mich Langenbacher ab. Wir besahen zuerst den Viehreichthum. Nie habe ich so prächtige Pferde, Ochsen und Rinder, Woll- und Borstenheerden gesehen; auch die Pferde waren größer als gewöhnlich. Das Vieh wurde aber auch mit Sorgfalt und Zuneigung gepflegt, jedes größere Stück hatte seinen Namen und lief auf Anruf herbei und leckte uns sanft und zutraulich die Hände. Auch darin war ein Meisterstück geleistet, und ich wurde darauf aufmerksam gemacht, wie der Mensch es vermöge, die Thiernatur freundlicher und verständiger zu machen. Darauf gingen wir durch die landwirthschaftlichen Gebäude, durch die Tuch- und Seidenwebereien, und durch die Werkhäuser der verschiedenen Gewerbe. Die ganze Stadt, jedes Haus und Geschäft ist nach einem wohl durchdachten Plane angelegt; was einander nöthig hat, findet sich beisammen; die Gemeinschaft greift in einander wie ein kunstvolles Räderwerk. Nachdem bereits an andern Orten Ansiedelungen nach dem Gemeinschaftsplane errichtet und das Beste durch die Erfahrung nach und nach erprobt war, wurde hier in Economy Alles auf das zweckmäßigste angelegt. Die ganze Einrichtung verdient, zum Muster für künftige Anlagen, bis ins Kleinste hin gezeichnet und dargestellt zu werden. Die kunstreichen Maschinen sind nach und nach ausgedacht und in einer langen Reihe von Jahren verbessert. So hebt eine Dampfmaschine Flußwasser aus dem Ohio und klares Trinkwasser noch zehn Fuß tiefer herauf. Nachdem der Dampf zur Wäsche, zur Wärmung verschiedener Fässer, zum Farbereiben und noch zu vielen andern Verrichtungen gedient hat, wird er wieder zu Wasser verdichtet und geht mit einem kleinen Zusatz frischen Wassers in die Kessel und Röhren zurück, diese bleiben dadurch Jahre lang von Schmutz frei, weil das Wasser jetzt von kalkigen und erdigen Stoffen gereinigt ist. Der neue heiße Dampf treibt die Mahlmühlen, dörrt das Mehl, so daß es sich funfzehn Jahre lang aufbewahren läßt und dient zugleich zur Heizung und zum Betriebe der Zeug- und Tuchwebereien und anderer Gewerbe. Diese schwäbischen Bauern fanden durch Nachdenken und Probiren nach und nach das Beste und zugleich Einfachste heraus, es ist kein Gewerbe, in welchem sie nicht die ausgezeichnetsten Waaren lieferten. Sie ließen aus Frankreich Mühlsteine, aus Spanien Schafe, aus Deutschland und vom Cap Weinreben, aus England Rinder kommen, veredelten die Viehzucht, den Feld-, Garten- und Obstbau und die Pflege der Seidenwürmer, und machten in allen diesen Beziehungen die feinsten Proben, was der amerikanische Boden leisten könne.

Wohin wir zu den arbeitenden Gruppen kamen, überall empfing uns die stille herzliche Freundlichkeit. In der Seidenfabrik arbeiteten einige junge Mädchen, Unschuld und Freudigkeit der Seele sprach aus den anmuthigen Zügen. Mit weichen lieblichen Stimmen sangen sie ein Lied. Die meisten aber, die ich sah, waren Greise und Greisinnen, wer noch nicht fünfzig alt, gehörte noch zu den Jungen. So arbeiteten sie zusammen, wenig plaudernd, ruhig sinnend den ganzen Tag, ohne Leidenschaft und ohne Kummer. Um das Leben dieser Leute zu verstehen, muß man die Apostelgeschichte lesen. Merkwürdig war auch, wie gut der alte Rapp jedes Gemeindeglied kannte und an seinen richtigen Platz stellte. Die ernsten Leute waren in den Fabriken, die lebendigen bei dem Feldbau beschäftigt. Langenbacher galt auch außerhalb Economy als ein höchst gescheiter Handelsmann, der Schenkwirth im Gasthause erzählte gern und las Zeitungen, blieb aber immer würdevoll und gemessen, der Tafelmeister war ein freundlicher Alter, der nichts lieber hatte, als wenn man seine Speisen lobte, der Stallmeister machte gern einen lustigen Witz, war neugierig wie eine Elster und betrachtete sich Welt und Menschen mit möglichster Behaglichkeit und Gemüthsruhe.

kam ein betrunkener Amerikaner ...usthaus, er erklärte, er habe keinen ...ent, und wollte doch in roher Manier den Herrn im Hause spielen. Jeder Andere hätte ihn vor die Thüre geworfen, hier aber behandelte man ihn ernst und liebreich und brachte ihn zur Ruhe. Lachen aber mußte ich, als auch ein paar deutsche Handwerksburschen ankamen, um bei den gastfreien Rappisten Nachtquartier und Zehrpfennig zu finden; auf die freundlichste Weise wurden sie zum Holzsägen genöthigt, und obgleich sie anfangs sich muthwillig und linkisch dabei anstellten, wußte ihnen der Tafelmeister so nett zuzureden, daß sie sägten mit Lust und Eifer.

Am andern Morgen wurde mir eröffnet, ich solle Rapp sehen, wahrscheinlich war in der regelmäßigen Versammlung bei ihm am Abend vorher Gutes von mir gesagt. In der Begleitung der beiden Aeltesten ging ich zu seinem Hause. Dort trafen wir den Vorsteher des Feldbaues, den obersten Webermeister und den Maschinenmeister, sie waren mir schon früher bei der Arbeit als die Bedeutendsten aufgefallen und hatten jetzt ihre Feiertagsröcke an. Auch Rapp's geliebtester Schüler war da, ein noch junger Mann, ein schöner, geistvoller Kopf. Keiner gebrauchte Taback, weil er den Leib verunreinige. Branntwein nehmen nur die Alten und Kranken zur Stärkung, an ein wenig Wein erquicken sich zu Zeiten auch die Uebrigen. Ich sprach davon, wie sie die Natur rings um ihre Ansiedelung so sehr verschönert hätten, und da hörte ich auf einmal von diesen Männern im Bauernrocke Ansichten über die Wirkung des göttlichen Geistes im irdischen Stoffe und über die fortschreitende Verfeinerung der Natur und des Menschen. Aber nicht blos geistig müsse diese Veredelung vor sich gehen: denn was nicht Geist und Leib zugleich habe, sei ohnmächtig im Weltall. Ich fragte weiter—wie tief hatten diese einfachen Leute das geheime schöne Leben der Natur begriffen! Auf dem Kamine standen Blumen und Früchte höchst täuschend nachgebildet in Wachs und Farben, und doch schöner noch als in der Wirklichkeit, ein Werk von Rapp's Enkelin—da hieß es: im Menschen seien alle Kräfte und Gebilde der Natur enthalten, er könne aus sich allein sie wieder schaffen und noch tausendmal schöner. Die Natur erhalte vom Menschen, der ihre Blüthe und zugleich ihr Retter sei, das höhere Leben, mit dem Menschen sei auch die Natur gefallen, und er müsse sie wieder verherrlichen. Aber ohne daß die Menschen ihren Eigenwillen opferten, ohne daß sie in eine wahre Lebensgemeinschaft träten, würden sie keine Macht über Welt und Natur erhalten, noch unbekannte Kräfte würden in den Menschen durch ihre liebevolle und gänzliche Vereinigung geweckt, nur in solcher Gemeinschaft könnten sie die niedere Natur besiegen, so daß sie herabfalle, wie die einhüllenden ersten Blätter welkten, wenn die junge Pflanze aufschieße.

Verwundert sah ich diesen Greisen ins Gesicht, deren Züge so milde und ehrwürdig, und deren Augen so hell und freundlich strahlten. Da kam Rapp. Ich hatte mir einen wenn auch noch kräftigen, doch von der Last seiner 90 Jahre und eines Lebens von Kämpfen und Mühen gebeugten Mann vorgestellt, und wen sah ich? Einen Sechziger mit hellem, starkem Geiste und blitzenden Augen und raschen heftigen Geberden. Seine Stimme hallte wie Metall, und sein Antlitz, welches vom weichen Silberglanze des Haares und Bartes umgeben war, spiegelte ebenso viel Ernst und Hoheit als Milde und Lächeln ab. Wenn er sich aufrichtete, war er wie ein Löwe. Er faßte mich lange bei den Händen und sprach über meinen Charakter und meine Zukunft. Dann setzten wir uns dicht um seinen Sessel und seine Rede floß wie ein tosender Strom, er allein sprach noch ganz in schwäbischer Mundart, aber unendlich treuherzig: „Du und Jeder, ihr habt ein Naturlicht in euch, das faßt der Verstand, er faßt Alles was nur dem Menschen gleich ist; aber was höher ist als der Mensch, das faßt das Gnadenlicht, das ist das innere Licht, was von oben kommt, und wer es hat, soll es den Andern geben. Jeder Mensch kommt zu Gott, jeder trägt die Ewigkeit in sich und keiner geht verloren, denn alle müssen zu ihm zurück, weil sie von ihm ausgegangen sind; aber der Eine hat mehr Qual und Thierischsein als der Andere. Die uns verließen, sind der Erde wieder verfallen. Aber wenn die Zeit erfüllt ist, wird der Mensch die Natur verwandeln, die Thiere werden sanft und schön, und die Pflanzen werden lieblich und leuchtend werden. Und dazu ist vor allen bestimmt das Volk in Deutschland, das wird wieder das größte Volk werden, denn es ist das verachtetste gewesen. Seine Sprache allein ist die wahrhafte. Was heißt Hirsch, was heißt Ochs? Das sind die Thiere, wie sie leiben und leben, da fliegt der Hirsch, da steht der Ochs." So sprach er noch vieles Andere, was ich ver-

stand und was ich nicht verstand. Er sagte mir auch, wie lange ich reisen und daß ich nicht in Amerika bleiben solle. Denn da zerrissen sich die Menschen wie wilde Thiere und schleppten selbst ihr Gericht herbei. Darauf geleitete er mich zum Tische, wir nahmen vortrefflichen Rheinwein mit Kuchen, und ich mußte mir mit den köstlichsten Birnen die Taschen füllen. Dann gab er mir noch Wünsche für die Reise und sagte: „Nun geh mit Gott und daß du mir brav bist.“ Die Andern gaben ihm Alle die Hand und sagten: „Gott behüt' dich lieber Vater!“ Sie waren so gerührt, daß sie weinten, ich war selbst ergriffen. Rapp ließ uns noch sagen, daß ich ihr Gast sei. Abends spät war Gottesdienst. Alle kamen auf einmal herein und gingen auf einmal wieder heraus. Rapp dictirte jeden Vers der Lieder, betete und predigte sitzend wie auf dem Katheder. Als einmal nicht recht gesungen wurde, rief er: „Was, ihr könnt's nicht, da laßt's bleiben,“ und dictirte ein anderes Lied. Seine Predigt verbreitete sich über ähnliche Ideen, wie ich sie am Vormittag von ihm gehört hatte. Alles war reglos und todtenstill, nur seine donnernde Stimme, die von den Geheimnissen Gottes und der Natur sprach, schallte in die Nacht hinein. Mir kam ein Grauen an in dieser mir so fremdartigen und doch so liebreichen Gemeinde, als wäre ich in einem lange untergegangenen Kloster eisgrauer Mönche und Nonnen, welche sich in die Wildniß vergraben, um der Creatur Gutes zu thun und ihren religiösen Seltsamkeiten nachzuhängen.

Noch einen Tag blieb ich in dieser Stadt der neuen Gemeinschaft und des neuen Glaubens und unterrichtete mich über ihre innern Einrichtungen, welche, wie sie selbst gestehen, nur auf der Grundlage ihrer religiösen Ueberzeugung zu Kraft, Dauer und Blüthe gekommen sind. Nachdem ich bei ihrem „lieben Vater“ gewesen, der in seinen letzten Lebensjahren selten Fremde zu sich ließ, waren Alle noch viel freundlicher, der alte Tafelmeister konnte nicht genug aussinnen, was mir wohl recht gut schmecken möchte. Sie hatten jetzt kein Hehl mehr gegen mich über ihren Glauben und erklärten mir näher, was mir Rapp Alles gesagt hatte. Nun begriff ich diese Gemeinde, und warum sie als Jüngerschaar ehelos wandern und arbeiten muß, bis ihr Glaube erfüllt wird. Bei einem ihrer Feste sangen sie:

O glücklich wir, wenn der Natur Geschäfte
Des Geistes Pflanzungen sich nachgeprägt,
Wenn uns'rer Arbeit Herbst lebend'ge Kräfte
In der Gemüther Kammern niederlegt,
Die Reden waren dann nicht stumme Zungen,
Nicht hat das Wort und Lied umsonst geklungen.

Uns ist ein neues Leben aufgegangen,
Entzückt steh'n wir auf einem hohen Berg,
Ein neuer Himmel hält uns jetzt umfangen,
Vor seiner Größe ist die Welt ein Zwerg,
Und alle Sonnen, die wir jemals kannten,
Verdienen nicht, daß wir sie herrlich nannten.

Nun verstand ich auch, was Rapp ihnen ist, warum sie ihn so hoch und so innig verehren und warum er eine so wunderbare Macht über sie ausübt. In Deutschland waren sie nichts Anderes als eine Sekte, die zu dem einfachen Urchristenthum zurückstrebte, in Amerika wurden auch sie von den Geheimnissen erfaßt, die sie in St. Johannes Offenbarung erschlossen glaubten. Es ist merkwürdig, wie die Idee des Millenniums, des tausendjährigen Reichs, welches mit der Wiedererscheinung Christi anhebt, in Amerika von jeher die Geister der Menschen beschäftigt hat. Die deutschen Ephratenser, die Shakers, die Mormonen, die Milleriten und die Rappisten knüpften an diese Hoffnung an. Sekten dieser Art verfielen meist auch darauf, die natürlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib zu ändern und damit sich Eingriffe in die bisherige sittliche Welt zu erlauben. Die Shakers, welche schon im Millennium zu stehen meinen, geben sich viele Mühe, die Rappisten zu sich herüberzuziehen, wurden aber von diesen stets abgewiesen. Die Jünger Rapp's sind milde und nachsichtig gegen anders Denkende, aber sie fühlen sich glücklich und beseligt nur in ihrer jetzigen Weise, in ihrer Gemeinschaft allein finden sie das Friedensthal, in welchem sie auf die Erfüllung ihrer Hoffnungen harren. Amerika ist ihnen das Land der völlig losgebundenen Selbstsucht, ihr Princip steht im schärfsten Gegensatze zu dem, welches das amerikanische Volk bewegt. Eine junge Frau, welche aus Liebe die Gemeinschaft verlassen hatte und jetzt zum Besuche kam, konnte mir nicht genug erzählen, wie himmlisch glücklich sie einst in dieser geordneten Gemeinschaft gewesen, und wie bedrängt sie sich fühle in der Unruhe draußen unter den rohen Menschen. Sie erröthete jedesmal bei der leisesten Andeutung, daß sie einem Manne gefolgt sei—so leicht kann ein edles natürliches Gefühl verdunkelt werden.

Ich schied von den Rappisten mit herzlichem Bedauern, daß so viel Einsicht, Kraft und Edelmuth, so echt religiöser Sinn auf Bahnen gekommen, auf welchen sie von der

übrigen Welt sich abschieden, um einsiedlerisch, ohne ein großes wohlthätiges Resultat ihres Wirkens zu hinterlassen, langsam zu verwelken. Der alte Rapp verschied nicht lange nach meinem Besuche zu Economy. Schon damals war das stille Absterben der Gemeinde sichtbar. Die Musik, unter deren fröhlichem Schalle sonst die Gruppen arbeiteten, ließ sich immer seltener hören, das Museum mit seinen Büchern und Naturalien stand öde und verstaubt, die Buchdruckerpresse arbeitete nicht mehr. Nach einigen Jahren werden noch ein paar Greise auf dem Friedhofe der Rappisten stehen und sich darüber zu trösten suchen, daß das ungeheure Vermögen, welches sie einst mit ihren Brüdern und Schwestern aufhäuften, zu keinem der großen Zwecke gedient hat, zu denen es einst ihr „lieber Vater" bestimmte. D. M.

Die Vermittelung der Vereinigten Staaten.

Eine große Anzahl der angesehensten Bürger von New York hat eine Adresse an den Congreß gerichtet, worin der Wunsch ausgesprochen wird, daß die Vereinigten Staaten zur Herstellung des Friedens in Europa diplomatisch interveniren möchten.

Der Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten in Washington hat die Resolution beantragt, „daß der Präsident ersucht werde, den kriegführenden Mächten die Vermittelung der Vereinigten Staaten in derjenigen Weise anzubieten, welche er für die geeignete erachte, um den Frieden herbeizuführen."

Wir bezweifeln, daß wir uns dieser Thatsachen freuen sollen. Es ist die weiseste Lebensregel, welche die Begründer der Union ihren Nachkommen hinterlassen haben, und welche seither consequent in deren Staatspraxis befolgt worden ist—sich nicht einzumischen in die Angelegenheiten fremder Nationen. Der Menschenfreund mag den Satz barbarisch finden, wenn er dahin verstanden wird, daß man die Hände in den Schooß legen soll, während die Nachbarn sich zerfleischen. Hier ist aber der Punkt, wo die Moral des Einzelnen von der der Staaten sich scheidet. Seine eigene Haut mag Jeder zu Markte tragen, es kann das unter Umständen die höchste Tugend und im schlimmsten Fall eine Thorheit sein; Diejenigen aber, welche die Geschicke von Völkern zu leiten haben, dürfen sich durch Nichts bestimmen lassen, als durch die Interessen der ihrer Pflege Befohlenen. Eine That, die, für eigene Rechnung unternommen, aufopfernde Uneigennützigkeit ist, wird zur Gewissenlosigkeit, wenn auf Unkosten Anderer verrichtet.

Für das Nationalgefühl des Amerikaners möchte es allerdings eine stolze Befriedigung sein, wenn plötzlich Er, der lange nur über die Achseln angesehene Republikaner, friedenstiftend zwischen die gezückten Waffen der zürnenden Könige träte. Wir geben selbst zu, daß einzelne von Denjenigen, welche die Eingangs erwähnten Beschlüsse angeregt haben, von dem Gefühle der Dankbarkeit geleitet worden sind und in der That sich erkenntlich zeigen wollten für das Vermittelungserbieten Kaisers Alexander in dem Kriege der Vereinigten Staaten mit England und für die guten Dienste, welche später Wilhelm IV. bei Ausgleichung ihrer Differenzen mit Frankreich erzeigte. Aber je lohnender der günstige Erfolg einer Einmischung für das edle Bewußtsein der Einen, je aufregender derselbe für die Leidenschaft der Andern sein würde, um so größer die Gefahr, daß der erste Schritt auf der neuen Bahn zu einer langen Kette unvorherzusehender Handlungen fortreißen werde. Der Stifter des Friedens wird zum Garant des Friedens, und der Garant des gebrochenen Friedens zum kriegführenden Theil.

Die alten Staaten von Europa haben in ihrem langen Leben eine Masse von Vorurtheilen in sich gesogen, und diese Vorurtheile sind mit wirklichen Interessen so innig verwoben, daß sie sich selbst nicht abwerfen lassen. Der jugendliche Staat von Amerika hat aber für diese eingebildeten und gemachten Interessen kein Verständniß, und noch weniger theilt er die wirklichen Interessen, welche die Völker des europäischen Abendlandes gegen die drohende Uebermacht Rußlands verbinden. In diesen Streit gestellt und genöthigt, in die wahrheitverhüllende Diplomatensprche über die Bedeutung der vier Garantiepunkte mit einzufallen, würde uns das republikanische Amerika den Eindruck eines ruhigen Bürgers machen, der sich zum Cartellträger in einem sogenannten Ehrenhandel zwischen sogenannten Cavalieren hergibt. Das Unkraut, das man nicht mit der Wurzel ausrotten kann, lasse man fortwuchern, statt sich an den Nesseln die Finger zu verbrennen. Amerika erkenne in diesem Moment, welche reiche Gabe in seine Wiege gelegt wurde, indem ihm die Erbschaft von Jahrhunderten ohne den an deren Erwerb haftenden Fluch zu Theil ward. Es erhalte bei sich dem Frieden eine Stätte und lehre durch sein Beispiel Andere, ihm nachzufolgen, aber es halte sich fern von der Versuchung, einzureden in die babylonische Verwirrung Europas.

Diesen Rath scheinen uns alle Factoren zu un-

terstützen, welche die politische Richtung eines Landes bestimmen sollten, vor Allem aber auch die materiellen Interessen Amerikas. Zwar ist es richtig, und wir haben diesen Punkt in jüngster Zeit wiederholt betont, die Vereinigten Staaten werden von der Rückwirkung der europäischen Verwickelung schwer betroffen — „die Civilisation und der Handel der Welt werden vom Kriege in ihrem Fortschritt aufgehalten," sagen die Unterzeichner der oben gedachten Adresse—„Krieg bedingt eine maßlose Verschwendung von Geld in unproductiver Weise, dies vermindert das Capital, beschränkt folgeweise die Arbeit, vermindert die Production, erschüttert den Handel und schafft so ein Uebel, welches bis an die äußersten Enden der Erde empfunden werden wird", sagt der New York Courier and Inquirer. Aber trotz alle dem ist es doch das geringere Uebel, einmal von dem auslaufenden Wellenschlag des aufgeregten Meeres getroffen zu werden, als mit Hab und Gut auf dem trügerischen Elemente eingeschifft zu sein. Jetzt leidet der Handel durch den wirklich ausgebrochenen Krieg, obgleich er weniger leidet, als der Rußlands oder selbst der der Westmächte. Ist erst das Princip der Nichtintervention verlassen, geschehe es auch das erste Mal zur Herstellung des Friedens, so leiden in Zukunft alle seine materiellen Interessen unter jeder Wolke, die am politischen Horizonte aufsteigt.

Anglo-Amerikanische Literatur.

A year of the War. By Adam G. de Gurowsky, a citizen of the United States. New York. D. Appleton & Co. 1855.

Zu keiner Periode der Weltgeschichte war der Gegensatz zwischen dem bewußten Streben der Menschheit nach ihrem Ziele und dem blinden Walten elementarischer Kräfte in ihr schärfer entwickelt, als in der gegenwärtigen. Es hat ihn Jeder an sich erfahren, es muß ihn Jeder, durch das Schicksal gezwungen, in sich durchkämpfen und täglich, ja stündlich sich selbst zur Klarheit bringen. In solchen Zeiten ist es daher die Aufgabe der Kritik an die Erscheinungen der Literatur einen doppelt strengen Maßstab zu legen, der Kritiker darf sich durch nichts milder stimmen, für nichts aus welchen Gründen immer zur Nachsicht oder Enthaltsamkeit bewegen lassen. Die obige Schrift hätte die letztere in einem andern Lande und unter andern Verhältnissen der persönlichen Lage des Verfassers wegen hinlänglich verdient, in Amerika aber und in dem gegenwärtigen Moment der Geschichte, darf sie nicht unberücksichtigt und ungetadelt bleiben. Graf Gurowsky müht sich bereits sein ganzes Leben damit ab, Schriften dieser Art zu verfassen, die alle unter einem heuchlerischen Aeußern, wie es die Umstände erfordern, ein und denselben jesuitischen Zweck verfolgen. Um bei seinen amerikanischen Werken stehen zu bleiben, so hat er vor einem Jahre ein Buch über "Russia as it is" veröffentlicht, in welchem das Slaventhum eben so sehr als die Zukunft der europäischen Demokratie, wie als das Mittel der Weltherrschaft der Czaren gepriesen wird. Später erschien von ihm ein Pamphlet über „die türkische Frage," in welchem das demokratische Leitseil schon beträchtlich bei Seite fiel, während wir jetzt eine Schrift vor uns haben, in der Alles russisch und nichts amerikanisch als der Bürgertitel des Verf. ist. Als wir diesen erblickten, mußten wir uns unwillkürlich des Wortes jenes Russen erinnern, der uns einst sagte, "que la vie n'est qu'une draperie." Auf das literarische Treiben und Thun des Grafen G. findet dieser Ausspruch wenigstens seine volle Anwendung. Jede seiner Schriften war stets nur eine andere Draperie, die er seinen propagandistischen Bestrebungen umwarf und die jedenfalls besser war, als ihr Erfolg. Aber um diesen läßt sich nicht rechten, und so wollen wir es auch dem Grafen nicht übel nehmen, wenn trotz der hohen Einfachheit, die er diesmal in seinen Faltenwurf legte, das lesende Publikum dennoch nicht mehr als früher davon angezogen wird. Nachdem wir die Broschüre gelesen, können wir diesem Geschmack nur beistimmen. Auf 116 Seiten gibt sie uns nemlich nichts, als eine größtentheils entstellte und trockene Gegenübersetzung von Facten, die alle im Interesse des reinen Czarenthums aufgefaßt sind. „Rußland kann nicht fallen, die Welt und Zukunft gehört Rußland," das ist die Pointe, auf welche nach dem Rathschluß Gottes und des Gr. G. die gegenwärtige Krisis hinausläuft. Die europäischen Völker sind ihm darin nichts, er betrachtet sie nur als den Dünger für die slavische Weltherrschaft, und wenn er der amerikanischen einige gnädige Blicke zuwendet, so scheint dies auch mehr aus unfreiwilliger Höflichkeit, als innerer Sympathie und Ueberzeugung zu geschehen. Unter diesen Umständen hat die obige Schrift in der That gar keinen Werth, sie ist weder eine politische Partei — noch eine historische Denkschrift, weder das Produkt eines geistreichen Mannes, noch das Erzeugniß einer gereiften Weltansicht,

— wol aber das schwache Machwerk eines doktrinären Schwärmers zu seinem eigenen Vergnügen. Interessant daran bleibt nur, wie man bis in die Eingeweide der Politik des russischen Czaren ergeben und dennoch auf den Namen eines citizen of the United States stolz sein kann.

The Life of Horace Greeley, Editor of the N. Y. Daily Tribune, by J. Parton. N. Y. Mason Broth. 1855.

Bei dem Namen Horace Greeley denken wir Deutschen gleich an zwei der wichtigsten Parteien in der Union, bei deren einer wir den Kopf schütteln und ein essigsaures Gesicht machen und den Hauptvertreter derselben von Herzen verwünschen, während wir bei der Erinnerung an die Opposition desselben Mannes gegen die andere ihm unsere Anerkennung nicht versagen können und ihm gern die Hand reichten. Die Temperenzler und die Nebraskaleute machen uns Kopf und Herz schwer. Oft fragen wir uns bei Nennung dieser Worte und des Namens Greeley, wie es denn möglich sei, daß in einem und demselben Manne zwei so entgegengesetzte Bestrebungen Platz finden konnten. Die Daily Tribune gibt uns darüber nur ungenügenden Aufschluß. Aber seine Biographie? Auch diese, müssen wir antworten, thut es nicht, wenn wir nicht annehmen wollen, daß Horace Greeley ein Sonderling ist. Herr Parton will ihn nun zwar keineswegs als solchen aufgefaßt wissen. Er gibt sich vielmehr die größte Mühe, ihn als Genie darzustellen, aber was er auch Alles zum Lobe seines Helden aufzutreiben vermochte, das Buch läßt doch den Eindruck zurück, daß derselbe mehr Sonderling ist, als eigentliches Genie. Jede Zeile desselben erzählt freilich von den Vorzügen und Talenten Greeley's und der Verfasser zeigt überall eine so enthusiastische Verehrung für seinen Meister, daß die ganze Biographie dadurch den Charakter eines verherrlichenden Epos bekommt. Von Kritik ist darin keine Spur. Halten wir uns aber blos an die darin erwähnten Thatsachen, so können wir H. Greeley's Charakter und Energie unsere Anerkennung nicht versagen. Als armer Schriftsetzer begann er seine Laufbahn und hatte Anfangs alle seine Kraft nöthig, um sich nur Brod und Arbeit zu verschaffen. Ein lebhafter Wissensdrang gibt sich schon in früher Jugend bei ihm kund und ein rastloses Streben nach dem Ziele, das ihm schon längst vorschwebte — als Journalist zu wirken. An seinem Eifer lag es sicher nicht, daß sein erstes größeres Blatt, der New Yorker, das er sieben Jahre lang redigirte, zu Grunde ging. Es hatte etwa 5000 Abnehmer und scheint mit einer Geradheit und Wahrheitsliebe geleitet worden zu sein, die heute so vielen amerikanischen Blättern abgeht. Auch war Horace G.'s pekuniärer und moralischer Credit durch den Fall dieses Blattes so wenig erschüttert, daß er nicht blos bald darauf der Leiter des „Jeffersonian" wurde, sondern auch nach einiger Zeit Mittel und Freunde genug fand, um die Daily Tribune (1838) zu gründen. Schon von der frühesten Zeit seines schriftstellerischen Wirkens an war Greeley ein Gegner der Sklaverei. Von welcher Zeit an sich seine fanatische Begeisterung für Temperenzgesetze datirt, ist aus der Biographie nicht deutlich zu ersehen. Es liegt dies also vermuthlich in seiner eigenthümlichen Constitution. Dagegen theilt Herr Parton mit, daß der Anblick des Elends und der Noth in dem harten Winter von 1838 Greeley zum Socialismus geführt habe, dem er bis heute hold geblieben ist. Der Fourierismus schien ihm anfangs die vernünftigste Basis zu sein, auf der er praktisch aufzubauen wäre. Gr. aber begriff, daß eine innere Umwandlung der Menschen einem solchen Wechsel in dem ganzen Staatsgebäude vorausgehen müsse und bemühte sich durch die Presse, darauf hinzuarbeiten. In der That nahm die Tribune von dieser Zeit an Notiz von allen bedeutenderen Bestrebungen der Socialisten und Communisten und öffnete hervorragenden Führern derselben ihre Spalten. So Proudhon, Marx und Andern. Das Wirken G.'s läßt ohne Zweifel einen Zug der Philanthropie durchschimmern, der ihn vor vielen seiner Collegen vortheilhaft auszeichnet, der seinen Blick erweitert und ihn auf so manche Bestrebungen selbst außer den Grenzen der Union lenkt, die den Amerikaner gewöhnlichen Schlages entweder unberührt lassen, oder auf die er verächtlich herabblickt. Ein solcher Mann mußte nothwendig den Know Nothings entgegentreten, und Sympathieen für einen Kossuth empfinden. Aber doch verläßt ihn sein Philanthropismus nicht selten, wenn seine Lieblingsideen Opposition finden. Er geräth dann oft in die seltsamsten Widersprüche und wir haben es mehr als einmal erfahren, daß er die Deutschen verunglimpfte, wenn sie seinen Hoffnungen als Parteimann nicht entsprochen hatten, während er zu anderer Zeit ihres Lobes voll war. Dasselbe gilt von seiner Liebe zum Temperenzgesetz, über die er das Prinzip der persönlichen Freiheit völlig vergißt. Von diesen Fehlern seines Helden weiß Hr. Parton freilich nichts, der ganz übersehen zu haben scheint, daß allzuviel Lob in den Augen des unparteiisch Urtheilenden mehr schadet, als nützt. H. L.

My Courtship and its consequences. By Henry *Wikoff.* New York. *J. C. Derby*, No. 119 Nassau Street. 1855.

Ein Buch, das für das große Publikum nur in so fern ein Interesse hat, als es an Liebesskandalen

sich gern amüsirt, denn weder die Person des Verfassers noch seine Schicksale und Thaten sind es werth, ein Buch darüber zu lesen. Hr. Wikoff hat übrigens, wie er sagt, dasselbe zu seiner Rechtfertigung geschrieben, da durch seinen Proceß und seine Verurtheilung seine Liebesabentheuer mit Miß Gamble zur öffentlichen Kenntniß gekommen waren. Daß ihm dies trotz der 437 Seiten einnehmenden Länge seiner Darstellung nicht vollständig gelungen, fühlt Hr. W. selbst, wie aus dem Schlußworte auf der 438sten Seite hervorgeht. Der unparteiische Leser wird auch kaum Hrn. W. von dem Vorwurfe freisprechen können, in der ganzen Angelegenheit Miß Gamble gegenüber unmännlich und unwürdig gehandelt zu haben, bevor nicht auch Miß Gamble sich zu einer Erzählung derselben herbeiläßt. Hr. W. gesteht selbst zu, daß er sich von der liebenswürdigen, koketten aber reichen Dame sehr oft hat an der Nase herumführen lassen und daß er ihr endlich die Zumuthung gemacht hat, schriftlich zu versprechen, ihn entweder zu heirathen, oder ihm die Hälfte ihrer Einkünfte abzutreten. Diese gab sie ihm, wie es nach der Darstellung W's scheint, freiwillig — aber das ist auch gewiß, daß er sie während der Zeit, wo sie dies that, gefangen hielt. Sie klagte deshalb gegen ihn und W. ward zu 15 Monaten Gefängniß (von dem Sardinischen Gerichtshofe in Genua) verurtheilt. — Wikoff spielte Fanny Elsler gegenüber dieselbe Rolle, die Barnum später bei Jenny Lind einnahm — und da er dadurch als Showman einen Ruf erhalten hat, wird auch seine courtship ihr Publikum finden. Hat er nicht dieselbe Frivolität der Darstellung in diesem Buche bewiesen, wie B., so fehlt ihm auf der andern Seite aber auch der humoristische Anstrich, den dieser seinen Streichen zu geben weiß. Barnum genirt sich gar nicht, sich offen als geldmachenden Humbuger hinzustellen, während Wikoff sich als das unglückliche Opfer seiner grenzenlosen Liebe und der Ränke seiner Dame schildert. Was bei B. offen geschrieben steht, steht bei W. zwischen den Zeilen. Chevalier Wikoff (so nennt ihn der „Herald" nicht mit Unrecht) spricht mit Stolz von der Freundlichkeit, mit der ihn Louis Napoleon behandelt, dem er einst in Ham Briefe von seinen Freunden und Verwandten überbracht und ist seines Lobes voll. Ebenso ist er aber auch enchantirt vom Sardinischen Ministerpräsidenten Ditzeglio, und sagt ihm Artigkeiten über seine Bemühungen zu Durchführung der Repräsentativ-Regierung. Auch W. repräsentirt eine Klasse der Yankee's, die freilich nicht geeignet ist, die Republik der Union in Europa würdig zu repräsentiren, obgleich sie zahlreich am Kaiserhofe in Paris und in den Bädern der fashionablen Welt um die Großen der alten Welt herumschwimmt. Und das ist die Seite des Buches Wikoff's, die für das gebildete Publikum einiges Interesse darbietet. Wo wird diese Klasse gebildet? In den Salons der upper tens, in Saratoga unter der Aegide der Foreign and American "counts?" Das sind allerdings treffliche Schulen für solche diplomatische Dandies. Es wäre so übel nicht, wenn sich einmal eine Know Nothings-Gesellschaft bildete gegen die Vertheilung öffentlicher Aemter an solche unrepublikanische Bürger, gleichviel ob sie fremd- oder einheimisch-Geborene sind.

H. L.

Deutsche Literatur.

Zwei ältere Schriften von Berthold Auerbach, „Spinoza" und „Kaufmann und Dichter," sind in neuer, völlig umgearbeiteter Auflage erschienen; sie bilden den Anfang der bei Bassermann in Mannheim erscheinenden stereotypirten Gesammtausgabe der Auerbach'schen Werke. Von Hackländer's „Europäisches Sklavenleben" (Stuttgart, Krabbe) ist der dritte und vierte Band erschienen, womit das interessante Werk beschlossen ist. Auch von Wachsmuth's „Geschichte der politischen Parteiungen" (Braunschweig, Schwetschke) ist der zweite Band, die politischen Parteiungen des Mittelalters enthaltend, als Fortsetzung erschienen. Andere interessante **Neuigkeiten des Buchhandels** sind: „Schloß Wolkenstein" vom Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder" und der „Schwarzen Mare" (Leipzig, Schulze); „Die erste stehende deutsche Oper" von Dr. Otto Ernst Lindner (Berlin, Schlesinger); „Aus dem Tagebuch des Rittmeisters von Colomb." Ferner: „Bilder aus dem Leben" von Julie Burow; „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen," herausgegeben von Friedrich Bülau, fünfter Band; „Adelbert, Erzbischof von Hamburg und die Idee eines norddeutschen Patriarchats," von Dr. Colmar Grünhagen; „Ein Tagebuch. Königsberg 1832—1846," von Karl Rosenkranz — sämmtlich bei F. A. Brockhaus in Leipzig. Bei H. Schindler in Berlin erschien ein „Diätetischer Haus- und Brunnenalmanach für 1855 von E. von Nußdorf," sowie eine neue Uebersetzung aus dem Russischen von dem talentvollen A. Viedert: „Aus dem Tagebuche eines Jägers. Von Iwan von Turgeniew. Deutsch von August Viedert." Von Hermann Lessing, einem jungen Berliner Gelehrten, der unter dem Schriftstellernamen Lecoq (Lq.) sehr hübschgeschriebene humoristische Artikel über Berliner Zustände und Neuigkeiten liefert, beson-

ders für die „National-Zeitung," sind „Pariser Spaziergänge" (Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagshandlung) erschienen. Von Heinrich Pröhle, der sich noch immer in Wernigerode aufhält, stehen zwei neue Schriften: „Neue Märchen" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses) und „Deutsche Volkslieder." in Aussicht.—Von Heinrich Düntzer, der erst ganz kürzlich ein dickes Buch über Goethe's „Götz" und „Egmont" lieferte, sind schon wieder zwei neue Beiträge zur Goethe-Literatur erschienen: „Goethe's Tasso. Zum Erstenmal vollständig erläutert" (Leipzig, Dyk) und „Die ältesten drei Bearbeitungen von Goethe's Iphigenia." Gleichzeitig wird seine vor etwa vier Jahren erschienene Schrift über „Goethe's Prometheus und Pandora. Ein Versuch zur Erklärung und Ausdeutung dieser Dichtungen" in einer „neuen, mit einem Nachtrag vermehrten Auflage" (an der indeß nur der Nachtrag wirklich neu zu sein scheint) versandt. Hrn. Düntzer's Verdienste um das genaue Verständniß der Goethe'schen Dichtungen wird gewiß Niemand verkennen; allein mit aller schuldigen Hochachtung vor seinem Fleiß und seiner Beharrlichkeit wird doch der Wunsch gestattet sein, diese löblichen Eigenschaften möchten mit weniger Pedantismus von der einen, weniger Industrie von der andern Seite versetzt sein, als es leider seit einigen Jahren in immer stärkerem Maße der Fall ist.

Charakterbilder deutschen Landes und Lebens für Schule und Haus, bearbeitet und gruppirt von A. W. Grube. Zugleich als dritter Theil der geographischen Charakterbilder von demselben Verfasser. Leipzig. Brandstetter.

Diese Schrift macht einen sehr angenehmen Eindruck. Die verschiedenen Länder- und Culturformen Deutschlands werden nach allen Richtungen hin von kundigen und talentvollen Beobachtern anschaulich und interessant beschrieben; es spricht sich in den meisten Fällen ein schöner Sinn für Natur und eine wahre patriotische Gesinnung aus. Die Anordnung ist verständig und verbindet im Ganzen Einheit der Stimmung mit Mannigfaltigkeit der Anschauung.

Vor zehn Jahren gab Arnold Ruge seine „Deutsch-französischen Jahrbücher" heraus; es war der Anfang seines Endes. Jetzt ist er auch als englischer Schriftsteller aufgetreten: "New Germany, its modern history, literature, philosophy, religion and art" (London, Holyooke). Es ist ein Auszug aus den Vorlesungen, die der Verfasser letzten Winter theils in London selbst, theils in Brighton und Birmingham gehalten hat, ohne jedoch, wie die Zeitungen damals meldeten, bei seinen englischen Zuhörern viel Anklang damit zu finden. Nach Dem, was wir darüber hören, dürfte auch das gedruckte „Neue Deutschland" keine viel bessere Aufnahme zu erwarten haben; einzelne glänzende Gedanken abgerechnet, die aber wohl größtentheils über dem Horizont des englischen Publicums liegen, soll es sich ganz in jenem abstracten Kreise bewegen und von jenen Wunderlichkeiten wimmeln, wie wir das aus Ruge's deutschen Schriften der letzten Jahre leider zur Genüge kennen.

Schelling's literarischer Nachlaß soll sich in drei Bänden geordnet vorgefunden haben; die Zeit des Erscheinens ist noch nicht bestimmt. Von Karl Rosenkranz wurde „Aus einem Tagebuch. Königsberg Herbst 1833 bis Frühjahr 1846" (Leipzig, F. A. Brockhaus) versandt. Julius von Rodenberg (Julius Levy) hat das Feuilleton des seit dem September dieses Jahres bei Rümpler in Hannover erscheinenden „Hannöver'schen Courier für Politik, Literatur, Kunst und Unterhaltung" übernommen. Von dem „Hessischen Jahrbuch" (Kassel, Bertram), dessen erster Jahrgang so viel verdienten Anklang fand, wird der zweite Band, mit Beiträgen von Karl Bernhardi, K. Lyncker, E. H. Betzenberger, Schmitt in Marburg und Andern, demnächst die Presse verlassen. Ein Buch, das voraussichtlich viel von sich sprechen machen wird, ist: „Der sensitive Mensch und sein Verhältniß zum Od. Von Karl Freiherrn von Reichenbach" (1. Bd., Stuttgart, Cotta). Der Verfasser sucht sich darin gegen die Angriffe Liebig's und der chemischen Schule zu vertheidigen; mit welchem Glück, werden die Männer vom Fach entscheiden. Moleschott in Heidelberg ist mit einer populären Schrift: „Georg Forster, der Naturforscher des Volks," beschäftigt; dieselbe erscheint bei Meidinger Sohn und Comp. in Frankfurt und soll Anfang November zur Versendung kommen.

Orientalische Literatur.

Von Friedrich Bodenstedt hat die Decker'sche Buchhandlung in Berlin zwei Neuigkeiten versandt, denen schon von früher her ein theilnehmender Leserkreis gesichert ist: nämlich die dritte vermehrte Auflage von den „Liedern des Mirza-Schaffy" und den zweiten Band seiner Uebersetzung von „Alexander Puschkin's poetischen Werken." Mirza-Schaffy ist durch Bodenstedt eine unverlierbare Figur unserer Poesie geworden; man weiß, daß

der wackere persische Mollah, von dem sie den Namen führt, nur die ersten Umrisse dargeboten, während es erst der deutsche Dichter war, durch den sie ihren poetischen Humor, ihre Lebensfrische und diese unerschöpfliche Fülle echter, reiner Menschlichkeit erhalten hat. Die Nachahmung der orientalischen Poesie hat uns neben manchem Herrlichen auch viel Verschnörkeltes und Verzwicktes gebracht; wir haben wenig in dieser Gattung, was von dem letztern so frei ist und einen so gesunden, natürlichen Geist athmet als die lachende Weisheit dieses Dichters, die nur darum so fröhlich, weil sie so gut und so menschlich ist. Die rasche und weite Verbreitung, welche Bodenstedt damit gefunden, ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß die dumpfe, schwere Luft dieser Zeiten und die künstlichen Nebel, welche von gewissen Seiten her aufgewühlt werden, das Gefühl des Schönen und Wahren doch noch nicht völlig haben ersticken können, und daß es noch immer Herzen gibt, welche den Trank echter und einfacher Poesie der künstlichen Mischung vorziehen, die man uns aus dem Lager unserer Alleinfrommen und Alleingerechten aufzunöthigen sucht, und bei der das Wasser, aus dem sie eigentlich besteht, noch immer auf unerquickliche Weise hervorschmeckt. Hier ist echter, reiner Wein, mild und feurig, ein Genuß für die heitern, ein Trost für die trüben Stunden, in dieser krystallhellen Schale, aus der Duft und Farbe des edeln Getränks uns doppelt lieblich entgegenwinken. Auch durch diese neue Ausgabe wird Mirza-Schaffy den Kreis seiner Freunde und Bewunderer nur vermehren, wie sie ja selbst eine vermehrte ist und zwar durch einige Lieder, die wir zum Theil in diesen Blättern schon gelesen haben. Auch die Ausstattung ist sehr sauber, bis auf die leidige Randeinfassung, die uns mit dem Geschmack, den der Verleger sonst in der Decoration seiner Verlagsartikel zeigt, nicht recht verträglich scheint. — Was die Fortsetzung des Puschkin betrifft, so können wir nur wiederholen, was wir über das außerordentliche Uebersetzungstalent des Verfassers schon mehrfach geäußert haben und worin auch alle Beurtheiler übereinstimmen: nämlich, daß Bodenstedt nicht blos mit bewundernswerther Treue und Gewandtheit übersetzt, sondern er weiß seinen Uebertragungen auch einen poetischen Schmelz zu geben, von dem freilich unsere literarischen Tagelöhner nichts wissen, und der eben nur da erreicht werden kann, wo der Uebersetzer selbst mit der Fertigkeit des Linguisten und der Gründlichkeit des Gelehrten zugleich das Genie des Dichters verbindet. Auch hätte er sein ausgezeichnetes Talent auf keinen würdigern Gegenstand wenden können als in diesem Falle; der vorliegende zweite Band seiner Uebersetzung enthält den „Eugen Onägin,“ nicht blos das Hauptwerk Puschkin's, sondern auch das bedeutendste und volksthümlichste Werk der ganzen russischen Poesie. Und diesen nationalen Maßstab ist es in der That auch nöthig bei Beurtheilung des Werks anzulegen, wenn man gegen dasselbe nicht einseitig und ungerecht werden will. Alle Poesie ist eben nur eine Vergeistigung der Wirklichkeit; der russischen Poesie zumal haftet diese realistische Färbung in ganz besonderm Grade an. Zu der idealen Höhe unserer großen Dichter hat sich noch kein russischer Poet erhoben, und kann sich auch keiner erheben, bis die russischen Zustände selbst sich dem Ideal mehr annähern werden. So lange sie so roh, so unschön, so unharmonisch bleiben wie bis jetzt, so lange werden wir auch bei den Dichtern Rußlands nach wahrer Harmonie und innerer sittlicher Schönheit vergebens suchen. Sogar im Gegentheil, je tiefer sie das Elend ihres Vaterlands fühlen („Fäulniß vor der Reife“), und je heißer sie selbst sich nach dem Ideale sehnen, um so greller wird die Disharmonie ihres künstlerischen Charakters sein und um so tiefer die Zerrissenheit, an der sie ohne Ausnahme kranken, sogar die Genialsten am unheilbarsten. Auch Puschkin ist nach diesem Maßstabe zu messen, besonders in dem „Onägin,“ dessen Hauptverdienst eben in der Treue besteht, mit der uns das russische Leben, vorzüglich der höhern Gesellschaftskreise, darin geschildert wird. „Eugen Onägin“ ist zugleich ein treues Abbild des heutigen Rußland und eine, trotz aller Anmuth des poetischen Gewandes, beißende Satyre auf die dortige „gute Gesellschaft.“ Der Held des Gedichts ist ein junger, blasirter Salonheld, ausgerüstet mit Allem, was man in der Welt für das Fundament irdischer Glückseligkeit zu halten pflegt. Er ist jung, schön, reich, witzig, ein Liebling der Frauen, von unverwüstlicher Gesundheit und doch unglücklich und lebensüberdrüssig. Er ist unglücklich, weil er sich mit der bestehenden Ordnung (oder besser gesagt „Unordnung“) des russischen Staatswesens nicht befreunden kann, weil er ein Herz hat für die Leiden seiner gedrückten Mitbürger und doch keine Möglichkeit sieht, ihnen zu helfen. Er ist lebensüberdrüssig, weil er den Kelch aller sinnlichen Freuden früh bis auf die Neige geleert, und danach in der Welt nichts mehr zu thun findet. Um die Zeit zu tödten und sich zu zerstreuen, versucht er sich in allen Künsten, aber nichts will ihm gelingen, da es ihm an dem rechten Ernste und an der rechten Weihe fehlt, und die Götter ihre Gaben nur Denen schenken, die sie durch Thränen, Mühen und Gebet zu verdienen wissen. Er ist zu stolz und unabhängig, um sich unter das schimmernde Joch russischer Epauletten zu schmiegen;

er ist zu ehrlich, um in den Raubhöhlen des russischen Beamtenthums ein Unterkommen zu suchen, und der Dichter zeigt uns in seinem Helden, daß jeder Russe, der die Räder der rohen, einförmigen Staatsmaschine nicht mit treiben hilft, nothwendig selbst von ihnen zermalmt wird, daß kein unabhängiger Mensch dabei bestehen kann:

> In dieser Welt voll Thoren, Laffen,
> Verkäuflicher Gerechtigkeit,
> In Uniform gesteckter Affen,
> Auswürfe jeder Schlechtigkeit,
> Spione, frömmelnder Koketten.
> Und Sklaven, stolz auf ihre Ketten....

Eugen Onägin zieht sich aus dem Lärm der Hauptstadt auf seine Güter zurück, um als Bauer zu leben. Hier lernt er einen benachbarten jungen Edelmann kennen, Wladimir Lensky, der eben von deutschen Universitäten zurückgekehrt und, noch nicht verdorben und verbittert durch die große Welt, den diametralen Gegensatz zu Onägin bildet, der seinerseits noch Herz und Gefühl genug hat, um Gefallen an dem frischen Gemüthe und der poetischen Erscheinung des von Puschkin mit besonderer Vorliebe gemalten Jünglings zu finden. Aber eine so zarte und reine Menschenblume kann in Rußland nicht fortkommen, und deshalb läßt der Dichter, mit richtigem poetischen Takte, den idealistischen Lensky bald wieder von der Bühne verschwinden. Lensky fällt in einem Duell, noch ehe er von der russischen Fäulniß angesteckt ist. Den poetischen Mittel- und Höhepunkt des ganzen Werks bildet die Hauptheldin, die unvergleichlich meisterhaft gezeichnete Tortjane. Auch sie nimmt ein unglückliches Ende, ebenso wie Onägin, wie alle selbständigen Charaktere in Rußland:

> In diesem Tugendgrab, wo nur
> Das Laster kommt zu Ruhm und Ehre —
> In diesem Sumpf, in welchem wir
> Uns, Freunde, Alle wälzen hier!

(D. Mr.)

Literarisches Leben in Ungarn.

(Für die Monatshefte.)

Pest im Januar.

In Ungarn erscheinen jetzt jährlich mehr Bücher als vor der Revolution. Und doch hat kaum eine Nation eine zerstörendere Krisis überstanden, als eben die ungarische.

Diese außergewöhnliche Thätigkeit ist die natürliche Folge der gegenwärtigen Verhältnisse; übrigens sind auch neue Elemente in den Vordergrund getreten, und es hat die Theilnahme an der geistigen Produktion des Landes zugenommen.

Die jugendliche Kraft, der arbeitsfähige Wille, die Ambition, die wahre Fähigkeit, sowie die Eitelkeit trachten unter allen Verhältnissen Raum zu gewinnen. Mit der Veränderung unserer Verhältnisse, unseres öffentlichen und häuslichen Lebens bot die Literatur der Kraft und der Fähigkeit ein Feld, wo man wirken, wo man die Aufmerksamkeit erwecken kann. Daß sich Alles auf das Feld der Literatur gewendet, liegt in der Natur der Uebergangsperiode. Während wir auf dem literarischen Felde vielen der alten Namen nicht mehr begegnen, während Vörösmarty in diesen Tagen nur durch ein düsteres Gedicht ein Lebenszeichen äußerte, tauchen täglich am Horizonte der Literatur neue Namen auf, viele mit dem unverkennbaren Zeichen der Fähigkeit, viele hingegen mit geringem Erfolge.

Andererseits erwacht in den unteren Schichten der Gesellschaft eine gewisse Begierde zu lesen, während sich im selben Maße in den höheren Schichten eine unleidliche Gleichgiltigkeit verbreitet. In jenen Klassen, welche vor der Revolution die Literatur begünstigten, zählt man jetzt verhältnißmäßig weniger Leser, während sich in der sogenannten Mittelklasse die Zahl derselben fortwährend vermehrt.

Daß aber die erscheinenden literarischen Werke meistens nur in der Mittelklasse Theilnahme finden; dieser Umstand konnte auf Geist und Richtung der schriftstellerischen Produktion nicht ohne Einfluß bleiben.

Unsere Literatur wird populär.

Die nichtaristokratischen Klassen der Landesbevölkerung legen einen solchen Eifer an den Tag, daß sich blos durch die Theilnahme, die es in aristokratischen Kreisen findet, kaum irgend ein Werk aufrecht erhalten könnte, während die Leserzahl im sogenannten großen Publikum vollkommen genügt, um die literarischen Unternehmungen auch nutzbringend zu machen.

Die Folgen davon sind in politischer Beziehung viel wichtiger als in literarischer.

Der größte Theil unseres neuen Publikums besteht zwar aus Individuen desjenigen Berufes, welche in Hinsicht der Intelligenz und des Geschmackes literarischen Werken wissenschaftlicherer Richtung oder gebildeteren Gehaltes gerade nicht abgeneigt sind, aber doch durch die vorherrschende Bildungsstufe einen Theil unserer Schriftsteller an den Volksjargon und an die Oberflächlichkeit gewöhnen, wie wir dies an den Schriften Vas Gerebens mit Bedauern wahrnehmen.

Es ist eine beklagenswerthe Thatsache, daß sich

die sogenannten höhern Klassen der Literatur allmälig völlig entfremden.

Es ist traurig, daß die höhere Klasse auf die als Waisen der Nation aufgenommenen Kinder des verstorbenen Dichters Garay kalt herabblickt und in den Subscriptionslisten zur Herausgabe von Garay's Werken nur in so geringer Zahl vertreten ist.

Ueber diese Erscheinung machte neulich Jemand die treffende Bemerkung: „Der Schriftsteller und das lesende Publikum stehen in einer Wechselwirkung zu einander, und die Stimmung des Publikums erfaßt endlich auch den Schriftsteller, so wie andererseits die Stimmung des Schriftstellers früher oder später das Publikum mit sich fortreißt. Das Publikum modificirt häufig die Anschauungen des Schriftstellers; seinem Einflusse vermögen nicht einmal die unabhängigsten Talente vollkommen entgegenzutreten. Da sich unser lesendes Publikum geändert hat, so ist es die natürliche Folge, daß die Literatur bestrebt sein wird, früher ihre äußeren Formen, später ihren Geist, diesem anzupassen.“ Und das politische Resultat liegt eben hierin. Die alte elegante Sprache fängt an, einer ungebundenen Volkssprache den Platz zu räumen; an die Stelle der Prachtausgaben treten wohlfeile Auflagen.

Die Literatur beginnt bereits die Interessen Derjenigen zu ignoriren, welche sich für die Literatur weniger interessiren; es entwickelt sich Gleichgültigkeit und Mißbilligung gegen Diejenigen, welche sich gegen die Literatur gleichgültig und theilnahmslos erweisen. Wer sollte den Geist der Animosität gegen unsere Aristokratie nicht wahrnehmen, der immer bestimmter hervortritt? Wer erinnert sich nicht der wiederholten bittern Ausfälle gegen die Aristokratie bei Gelegenheit der Sammlungen zu Gunsten der Garay'schen Waisen? Während nun unsere Modeblätter, unsere wissenschaftlichen Zeitschriften kaum so viele Pränumeranten zählen, um mit den Abonnements derselben die Druckkosten zu decken, entstehen beinahe täglich neue populäre Unternehmungen, welche in den untern Classen Theilnahme suchen und auch finden.

Die "Falusi esték" *) (Ländliche Abende) mit 10,000 Pränumeranten, an deren Stelle die "Vasárnapi ujság" (Sonntagszeitung) mit 7 bis 8000 Pränumeranten getreten ist, seien hier nur im Vorübergehen erwähnt. Weit größere Beachtung verdient das vom Baron Kemény und A. Csengery redigirte, fortwährend an Ausbreitung gewinnende "Magyar nép könyve" (Buch des ungarischen Volkes), ferner die von Friebeiß herausgegebene "Magyar nép könyvtára" (Ungarische Volksbibliothek), so wie das neuere Unternehmen des Herrn Heckenast, das von J. Hunfalvi und Greguß redigirte "Családkönyv" (Familienbuch). Zu diesen populären Unternehmungen ist auch Vahots neuestes Unternehmen zu rechnen; es führt den Titel "A nagy világ képekben" (Die große Welt in Bildern) und bildet gleichsam eine Fortsetzung seines unter dem Titel: "Magyar és Erdélyország képekben" (Ungarn und Siebenbürgen in Bildern) erschienenen und sehr begünstigten Werkes. Schon seit Jahren ist auch nicht ein ungarischer Pracht-Almanach erschienen, dagegen werden wir alljährlich mit einer Fluth wohlfeiler Kalender überschwemmt. Männer, wie Császár, ein Sonettensänger, Jókai, der beste Romanschriftsteller Ungarns, und der Theaterdichter Vahot verlegen sich auf die Redaktion von Kalendern.

Die Poesie hat unter diesen Verhältnissen an Volksthümlichkeit und Wahrheit gewonnen, die Poeten sind aber auch oft in Fehler und Verirrungen verfallen. Indem unsere Dichter nach N a t ü r l i c h k e i t jagten, verwechselte ein Theil derselben jene Natürlichkeit, welche sich durch kunstvolle Einfachheit im Ausdrucke und durch die Harmonie der Bilder und Ideen charakterisirt, mit der Natürlichkeit, welche der Ausdruck der provinziellen Eigenthümlichkeiten ist und nichts Anderes darstellt, als das ungezogene Geberden des Natursohnes. In einen solchen Fehler verfielen Szelestey und Lisznyai. Die Leichtigkeit artete in Ungebundenheit aus.

Diese Schattenseiten und Mängel der Volkspoesie hat Ungarn mit andern Völkern gemein, dafür kann es auf Petöfy, Arany, Tompa, Czuczor, Erdelyi hinweisen, welche der Schatz und Stolz seiner Literatur sind.

*) Dieses Volksblatt ist durch das wunderliche Verfahren seines Redakteurs (Bas Gereben) zu Grunde gerichtet worden. Der Redakteur suchte in der Einfältigkeit die Einfachheit, in der Trivialität die Volksthümlichkeit. Er meinte, man müsse für das Volk eine eigene Litteratur erfinden, man müsse zum Volke herabsteigen, um sich seine fehlerhafte Sprache anzueignen. Er vergaß, daß eine Jedermann verständliche Sprache zugleich die populärste ist.

Deutsches Theater.

VII.

(Mitte Februar). In den letzten Tagen des vorigen Monats brachte das Stadttheater ein zweites auf amerikanischem Grund und Boden entstandenes Bühnenstück zur Aufführung und zwar: Abälard und Heloise, Sittengemälde aus dem 12. Jahrhundert in 5 Aufzügen von Gustav und Amalie Struve.

Unseres Wissens ist dies die dramatische Erst-

lingsfrucht des auch in weitern Kreisen vielbekannten schriftstellernden Ehepaares, das in dem mit unserer Metropolis eng verbundenen Staaten-Island seit Jahren sein Domicil aufgeschlagen hat und seitdem in andern Zweigen der Literatur schon vielfach vor das Forum der Oeffentlichkeit getreten ist. Kein Wunder also, daß, sobald die beabsichtigte Inscenesetzung der Dichtung publik ward, Vorurtheile über den Werth oder Nichtwerth derselben einen großen Theil des Tagesgesprächs bildeten und so allmälig eine Spannung auf den entscheidenden Abend erweckten, eine Spannung, die zu erhöhen unsere Tagespresse das Ihrige beitrug; ja eines unserer Morgenblätter, und zwar das in weltgeschichtlicher Beziehung Herrn Struve am nächsten stehende ging in seiner Begeisterung so weit, in Abälard das Prototyp Gustav Struve's und in Heloise eine unverkennbare Identität mit Frau Amalie zu erblicken, und vermöge der Aehnlichkeit ihres Schicksals unser Dichterpaar von Welt und Geschichte ausersehen zu finden, das Leben jener mittelalterlichen Helden zu porträtiren. Doch zur Sache, das Sujet, das sich die Verfasser zum Vorwurf ihres Drama's gelegt haben, ist ein bekanntes und es wäre nicht allein ermüdend, dasselbe hier zu erzählen, sondern hieße auch an der Bildung der meisten unserer Leser zweifeln, wir beschränken uns daher zu erwähnen, daß es von der ersten Zusammenkunft Abälards mit Heloise bis zur Entmannung Abälards durch Fulbert spielt und im Wesentlichen die historische Treue nicht außer Acht gelassen ist. Von einer weitumfassenden Handlung kann also nicht die Rede sein, auch bietet die kurz gedrängte der Klippen so viele, woran schon frühere Bearbeiter desselben Stoffes gleich bei den ersten Versuchen scheiterten und denen auch das Struve'sche Ehepaar nicht entgangen, als daß wir etwas mehr als die Ausdauer, ein so unglücklich gewähltes Sujet unverdrossen zu Ende zu führen, anzuerkennen vermögen, keineswegs jedoch seine Aufgabe als gelöst zu betrachten, für welches Urtheil am Triftigsten der eher lächerliche als tragische Schluß des Stückes spricht. Seine bedeutendsten Fehler zunächst sind die ewigen Anspielungen und Zweideutigkeiten, mit denen die meisten darin Austretenden den ganzen Abend um sich werfen und die bei einem Stoffe, wie der vorliegende, wo das Unästhetische eher aus der Geschichte hinaus als hinein gebracht werden sollte, um so unverzeiblicher sind. Der erste Akt gewinnt durch das darin vorkommende „Eselsfest" ungemein, auch gibt dasselbe zu einigen recht guten Witzen Anlaß, die ihre Wirkung nicht verfehlen und nur durch zu oftes Wiederholen sich selbst überleben. Die Seele dieses Festes der damaligen Zeit ist der Diener Apolinaris, der, die natürlichste Zeichnung im ganzen Stücke, dem Zuschauer eine wahre Oase unter all den schwarzen Gestalten däucht und auch wirklich von Humor sprudelt. Der Charakter der Heloise entbehrt der hehren Weiblichkeit zu viel, um Abälard gegenüber imponiren zu können. Daß sie mit Abälard sich in ein Gespräch über Aristoteles und Platon einläßt, nachdem sie ihn kaum zuerst gesehen, entschädigt nicht für jenen Mangel, es gibt ihr vielmehr bei aller philosophischen Anlage und Entwicklung den Anstrich einer blasirten Schöngeisterei, wie sie eher in unsern modernen Theekreisen, als unter den Frauen des Mittelalters denkbar ist. Die Sprache, reich an guten Ideen und hübschen Wendungen, beeinträchtigt das Unstete der Diktion, die gereimt und ungereimt, vom Alexandriner bis zum Knittelvers in jeder Form sich ergeht und die Dichtung gleichsam zur poetischen Musterkarte umgestaltet. Die Darstellung selbst ist im Ganzen als eine gute zu bezeichnen, die Rollen waren ziemlich einstudirt, Hr. Worret (Abälard) und Madame Hoym (Heloise) gewannen ihren Partien die besten Seiten ab und suchten sie nach Kräften durchzuführen, nur hätten wir von Madame Hoym die 17jährige Heloise etwas jugendlicher gehalten wissen wollen. Frau Kreß-Jacoby (Appolinaris) spielte den verschmitzten Diener zu knabenhaft, davon abgesehen war sie allerliebst. Auch die übrigen Hauptrollen waren verhältnißmäßig in sichern Händen, soweit die vorauszusehende verlorene Mühe des Einstudirens eben sicher machen kann. Unzeitige und effektlose Schlüsse der einzelnen Akte, sowie das Farblose des ganzen Stoffes ließen diesen Erstlingsversuch eine überaus kalte und entmuthigende Aufnahme erfahren und es dürfte wohl an eine Wiederaufführung desselben vorerst nicht zu denken sein.

Einen bedeutend günstigeren Erfolg hatte eine andere Novität, die ebenfalls im Stadttheater am 12. d. M. zum ersten Male das Licht der Lampen erblickte, wir meinen: Ein verhängnißvoller Abend, oder: Die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal. Original-Lustspiel in 5 Abtheilungen von Julian Werner. (Dr. Dilthey.)

Der Verfasser, ein anmuthiges Erzählertalent im Gebiete der Novelle und als solches durch seine Beiträge zur hiesigen Kriminalzeitung hinlänglich bekannt, schrieb genanntes Lustspiel in Deutschland im Jahre 1847, versandte es zur Aufführung nach Berlin und Breslau, wo dieselbe jedoch alsbald verboten wurde, um jetzt nach achtjährigem Brachliegen auf einer deutsch-amerikanischen Bühne wieder aufzutauchen und um den Preis des Abends zu ringen. Es spielt im Jahre 1758 unter Joseph I. von Portugal, der Held des Stückes ist der gewaltige Minister Carvalho, den, obgleich der Geschichte nach ein Sechziger, eine poetische Licenz des Dichters in seine Jugend zurückzaubert und

für seine vielfachen Verdienste um den Staat, besonders durch die von dem Könige erwirkte Verbannung der Jesuiten aus demselben, zuletzt mit der Hand der von ihm geliebten Marianne belohnt. Die Handlung schreitet lebendig vor sich, ist reich an ergötzlichen Zwischenfällen und überraschenden, doch keineswegs überladenen Effektscenen, worunter wir namentlich die Schlußscene des vierten Aktes zählen. Der Dialog ist witzig und gewandt; doch fehlen auch die spekulativen Ingredienzien nicht, die, wie verjährt und abgenutzt sie auch sein mögen, im Volke noch immer Anklang finden. Pikante Ausfälle gegen die Jesuiten, sowie patriotische Ergüsse über Deutschthum u. s. w. heißt das Thema, das wir meinen. Auch hat dieses Lustspiel beträchtliche Längen, die, soll es sich auf der Bühne erhalten, einer Modifikation unterworfen werden müßten. Hauptsächlich dem fünften Akte würde dieses von ersprießlichem Nutzen sein, die Verlesung des Verbannungsmandats sowie die darauffolgende Schlußscene sind ermüdend und schmälern den Enderfolg, zu dem die sonst fleißige und talentvolle Arbeit in hohem Grade berechtigt. Frei von diesem leicht zu ändernden Fehler, und wodurch das ohnehin zu lang spielende Stück bedeutend gekürzt würde, zweifeln wir nicht, daß es der Theaterkasse sich noch als ein ergiebiges Repertoirstück erweisen würde, wenn gleich der erste Abend nur ein mäßig besetztes Haus zu Stande brachte. Unser Theaterpublikum im Allgemeinen kennt einmal den Genuß nicht, einer „ersten Vorstellung'' beizuwohnen, es hat keine Ahnung von dem erhebenden Bewußtsein über ein neues Geistesprodukt gleichsam zu Gericht zu sitzen und seine freie Meinung frisch an der Quelle bethätigen zu können; da bedarf es entweder europäischen Rufes oder amerikanisch-technischer Anlockungen, um gleich von vorn herein ein volles Haus zu sichern; fehlen diese, ist die Menge undenkbar. Von der Mühe, die auf die Aufführung des Lustspieles des Herrn Werner verwendet worden, läßt sich kaum so viel Lobenswerthes sagen, als dies bei der des vorerwähnten Drama's der Fall war. Herr Schwan (Joseph I.) hatte wie immer brav gelernt, Deklamation, Spiel und Haltung waren in gutem Einklang mit der zweifelhaften Majestät des schwachen Königs und seine ganze Erscheinung befriedigend. Frau Wolf (Herzogin von Amalfi) spielt seit einiger Zeit wieder die Anstandsdamen, Aufgaben, die weit über ihre Kräfte gehen. Insofern Mad. Wolf das jetzt unbesetzte Fach interimsweise bekleidet, verschonen wir sie mit jeder strengeren Kritik; eine genaue Kontrole in Betreff der Aussprache ist jedoch nothwendig, das wiederholte Bader Malagrida klang gar zu komisch. Donna Sylvia wurde von Frau Kreß-Jacoby mit dem gehörigen Verständniß gespielt und somit der weniger dankbaren Partie Genüge geleistet. Herr Worret (Carvalho) gab den allerdings vom Dichter schon viel zu frei gezeichneten Premierminister mit einer der Situation nicht immer entsprechenden Spaßhaftigkeit, die manchmal an's Burschikose grenzte, ja wir bemerkten mitunter dieselben Mittel in Anwendung, die Hr. Worret sonst nur für seine Gecken gebraucht; das Anstoßen mit der Zunge ist eines davon. Auch der schäbige Anzug paßte wenig für den bei Hofe mächtigen Marquis. Herr Czmock (Feldmarschall Wilh. v. Lippe-Bückeburg) handthierte den deutschen Grafen in portugiesischen Diensten mit ächtdeutschem Freimuth, den nur der Souffleur zuweilen stille machen konnte. Der englische Gesandte des Herrn Klein war dem Publikum gegenüber eine starke Zumuthung, die Besprechung seiner Leistungen liegt außer dem Bereiche der Kritik. Auch mit dem Pater Malagrida des Herrn Wolf konnten wir uns nicht befreunden, ein Jesuit, dem man den Orden auf hundert Schritte an den Augen ansieht, hört auf Jesuit zu sein; das Schleppende in der Sprache des Herrn Wolf, das wir schon früher ein Mal ausführlich gerügt, ist noch das alte. Weit besser gefiel uns der Don Arthur des Herrn Hoym, das ist wieder ein Mal eine Rolle wie angewachsen und der Natur des in ähnlichen Partien stets gern gesehenen Schauspielers durch und durch zusagend. Auch Mad. Hoym fand in der Marianne eine ihrer natürlichen Anlage angemessene Aufgabe und löste dieselbe, wenn auch manchmal ein wenig zu ausgelassen, zum allgemeinen Ergötzen. Schließlich nennen wir noch Herrn Fortner (Pimpinello). Herr Fortner, als zweiter Liebhaber und Intriguant seit Kurzem an unsrer Bühne verwendet, ist einer von jenen Schauspielern, die sich in der Manie gefallen auf der Bühne ihr natürliches Organ zu verläugnen, um durch ein förmliches Näseln und Heulen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken oder gar in solchen üblen Gewohnheiten eine besondere Befähigung für die Darstellung erblicken. Da es Herrn Fortner außerdem an Routine nicht fehlt, auch sein Spiel nicht schlecht zu nennen ist, machen wir ihn darauf aufmerksam, daß seine Redeweise peinigend auf den Zuhörer wirkt, und rathen ihm, zur schlichten Natur zurückzukehren, im Falle es noch Zeit dazu ist. Die in dem Stücke verwendeten Kostüme waren mitunter harte Verstöße gegen die historische Treue, so waren z. B. die des Königs und Carvalho's von gleicher Farbe mit dem des englischen Gesandten und der gelbe Waffenrock des Herrn Czmock, den derselbe durch aller Herren Länder zu tragen scheint, paßte schlecht für den Feldmarschall Portugals.—Die Besprechung zweier Originalstücke hat den uns in diesen Blättern zugetheilten Raum dergestalt beansprucht, daß uns wenig Raum für sonstige Notizen übrig

bleibt. Doch haben wir zweier Abende zu erwähnen, an denen das Kinderballet der Herren Dumar und Meyen mit ungetheiltem Beifall sich producirte. Sowohl ernste als komische Tänze, die bei dieser Gelegenheit zur Aufführung kamen, gereichen nicht allein den kleinen Künstlerinnen zum wohlverdienten Lobe, sondern auch dem Ballet-Institute der genannten Herren zur besten Empfehlung. „Die Mordgrundbruck bei Dresden" eine komische Oper, Musik von dem bekannten Liederkomponisten Otto, wurde, nachdem sie der hiesige Gesangverein Arion kürzlich bei Gelegenheit eines Maskenballs mit Beifall aufgeführt, im Stadttheater zum Benefize des Herrn Cohnheim bei gutem Hause von den Mitgliedern des „Arion" gegeben und rechtfertigte den Anspruch, den sie auf den technischen Ausdruck des „höherer Blödsinn" macht, vollkommen.

Das St. Charles Theater ist bereits wieder geschlossen, ob blos temporär oder für immer, darüber sind auch wir Know Nothing, in der kurzen Zeit seines Bestehens hat es eine hier zu Lande noch neue komische Oper: „Der Brauer von Preston" auf die Bretter gebracht, die 3 Vorstellungen erlebte und ungeachtet der leichten, gefälligen Komposition, des wirklich komischen Sujets und der guten Durchführung von Seiten der Mitwirkenden nicht ein einziges volles Haus machte. l.

Correspondenz.

New York (Mitte Februar). — New York im Winterkleide. — Deutsche Vorträge. Wislicenus. — Fest des Arion und des Liederkranzes. — Sonntagsgesetze. — Maine-Law. — Deutsche Gesellschaft. Präs. Wittbaus. — Belgische Verbrecher. — Seward. — Republikanische Erinnerungsfeste. — Schünemann-Pott. — Free-Academy für Mädchen. — Oper. — Neue Zeitung.

Die „Empire City" im Winterkleide nimmt sich ganz leidlich aus, wenn der Schnee einige Fuß tief liegt, die Stage- und andere Schlitten durch die langen Straßen der Stadt fliegen, dann ist der Verkehr lebhaft, geschäftig läuft Alles hin und her. Die Kälte gibt den Gesichtern ein frisches Ansehen, der Broadway belebt sich mit den Equipagen der Uppertens und die reichen Pelze und Mäntel ihrer Inhaberinnen amüsiren das Auge. Wie anders dagegen sieht es mit der Weltstadt aus, wenn Thauwetter eintritt, feuchter Nebel, und sich in die Straßen herabsenkt. Welchen Anblick bietet sie dann! Alle Welt vermeidet das Ausgehen so viel als möglich, die Geschäfte stocken, die Wagen fahren Schritt für Schritt, damit nicht die Räder zerbrechen oder die Insassen sich nicht an der Wagendecke Beulen schlagen, alle Welt macht mürrische Mienen und räsonnirt über den bodenlosen, morastartigen Schmutz, der Fahr- und Seitenwege bedeckt und die Kleider bis zum Hut hinauf verunstaltet. In dieser Periode, in der man die hochgerühmte Hauptstadt der Neuen Welt so recht von Herzen verwünscht, wenn man gerade kein Schuster ist und sich über das lederzerfressende Wetter freut, befinden wir uns eben und denken dabei recht sehnsüchtig an andere große Städte, über die doch auch zuweilen das Thau- und Regenwetter kommt, ohne daß deshalb die Straßen so unwegsam wurden, wie in New York. Zwar ist nicht zu verkennen, daß Mayor Wood den Contraktoren, die die Straßenreinigung übernommen haben, etwas mehr auf dem Nacken sitzt, als weiland Herr Arcularius, aber immer noch gleicht die Stadt einem Augias-Stalle! Möge er danach trachten, der Herkules desselben zu werden! Welche Ueberwindung dazu gehört, bei solcher Unwegsamkeit Abends auszugehen, um ein Theater zu besuchen oder einer Vorlesung beizuwohnen, mag sich Jeder selbst ausmalen. Um so anerkennenswerther ist es, daß unsere deutschen Landsleute sich in dieser Zeit nicht abhalten ließen, der Eröffnung des zweiten Cyklus deutscher Vorträge literarischen und historischen Inhalts zahlreich beizuwohnen. Der zu diesem Zwecke gemiethete Saal der „Mercantile Library" war fast ganz gefüllt, sogar viele Damen waren unter den Anwesenden. Dr. Wislicenus sprach über „die deutsche Nationalität in Amerika," ein gewichtiges Thema, das sich allerdings in einer Vorlesung nicht erschöpfen läßt. Unsere Leser finden einen kurzen Auszug aus dem Vortrage in einem anderen Theile dieses Heftes. Der Redner sprach mit Präcision und Klarheit, und die aufrichtige Liebe, die aus seinen Worten zu der angestammten Nationalität hervorleuchtete, machte einen wohlthuenden Eindruck. Völlig einverstanden damit, daß auch der deutsche Bürger der Union sich nicht vollständig amerikanisiren (yankeesiren möchten wir sagen) kann, noch dahin streben soll, wenn er nicht das Gute preisgeben will, das ihm seine deutsche Nationalität gab, vermißten wir doch ungern eine Ermahnung an die Deutschen der Union, daß sie das viele Gute, was in der amerikanischen Auffassung des politischen und socialen Lebens sogar in der Erziehungsweise der Amerikaner liegt, z. B. in dem Streben, den jungen Menschen zur Unabhängigkeit und Selbständigkeit heranzubilden, sich anzueignen bemühen möchten. Ein gegenseitiges Annehmen der Vorzüge beider Nationalitäten wird sicher das Ersprießlichste für das Heil des neuen Vaterlandes

sein. Möge der Deutsche hier damit den Anfang machen, die Mängel und Schwächen abzulegen, die die alte Heimath ihm anerzog; desto eher wird es ihm gelingen, den guten Kern seiner Nationalität hier wachsen und keimen zu sehen. Trotz dieser Ausstellungen, die wir uns zu machen erlaubten, stimmen wir mit dem Redner überein, daß diese Vorträge, die auf alle Fälle höchst anregend wirken, gedeihlichen Fortgang haben und eine bleibende Vereinigung zu geistigem Streben unter den gebildeten Deutschen der Stadt hervorrufen möchten. Es führt uns dies zu einer zwar minder wichtigen, aber doch charakteristischen Vereinigung einer größeren Anzahl Deutscher im vorigen Monate. Es war dies zwar nur eine vorübergehende Vereinigung zu einem Feste, aber die Mannichfaltigkeit der Theilnahme nach Beruf, Vermögen und Bildung und der durchweg gute Ton bei der vorherrschenden Fröhlichkeit gaben demselben den Charakter eines Volksfestes im Kleinen, und zwar eines der besten Art. Es war dies das Fest des Gesangvereins Arion in den Räumen der Chinese Buildings, das einen recht anmuthigen Ersatz für den fehlenden Carneval bot. Der bedeutendste Theil des Abends wurde durch eine höchst gelungene Vorstellung der Opernposse von Otto „die Mordgrundbrücken" ausgefüllt, deren jedem Akte ein passender Prologus von dem Schauspieler Cohnheim voraufging. Das ganze Fest war trefflich arrangirt, diesmal sogar war für die leiblichen Bedürfnisse bestens gesorgt, was bei New Yorker Ballfesten viel sagen will. Trotz des trefflich mundenden Weines (der Herren Schmidt und Lunau) und der Ausgelassenheit, behielt das Fest bis zum Ende den harmlosen und anständigsten Charakter, und bewies, daß wenn die Leiter mit gutem Beispiele vorangehen, dieß von Allen gewürdigt wird. Hoffentlich fällt ein zweites Fest, das der „Liederkranz" für den 25. Februar arrangirt hat, gleich fröhlich und harmonisch aus. Sein wackerer Sängerchor hat die „Gesellenfahrten" von Otto zu demselben einstudirt. Fatal ist es, daß zu solchen Festen weder der Sonntag, noch der Sonnabend gewählt werden darf, wo der arbeitsame Deutsche eher Zeit hat, als an andern Tagen; aber die Sonntagsgesetze werden von Mayor Wood mit Strenge gehandhabt. Nur hinter verschlossenen Thüren wagt man Sonntags ein Glas Bier zu trinken, denn Polizei und Carson League schnüffelt überall herum, wo sie Gesetzübertreter findet. Gesetze müssen einmal gehalten werden, sagt man zur Entschuldigung. Ganz gut; dann muß man sie aber auch alle und ganz halten. Und doch ist man bei vielen mit der Handhabung hier sehr leichtfertig. Das N. Yorker Sonntagsgesetz ist z. B. so streng, daß eine vollständige Durchführung desselben Jeden nöthigen würde, Sonntags zu Haus zu bleiben und zwar mäuschenstill, der nicht in die Kirche oder zu einem Kranken geht. Neben dieser Plage droht uns obendrein noch von Albany her das Maine-Law, das so manchen Familienvater um Brod und Gewerbe bringen würde, wenn es durchginge. Die Einwanderungsgesetze, die Agenturen, die Deutsche Gesellschaft, Commissioners of Emigration bilden jetzt gleichfalls häufig hier das Tagesgespräch. Die Errichtung einer besonderen Office zum Schutze der deutschen Eingewanderten unter der Oberleitung des Mayor und der unmittelbaren des Mitredakteurs der Criminalzeitung, Herrn Semmler, findet allgemeine Billigung. Der letztere erfreut sich auch des besten Rufes und kann in dieser Stellung viel nützen. Die deutsche Gesellschaft fühlt die Nothwendigkeit innerer Reformen, um ihr Wirken nützlicher zu machen, lebhaft, und ihr bisheriger Präsident, Herr Witthaus, der leider diesen Posten bei einer Neuwahl nicht wieder annehmen will, hat Anträge gestellt, die allerdings zu einer solchen Reform führen können. Es ist dies besonders die Anstellung besoldeter Beamten, die ihre Zeit und Kraft ausschließlich ihrem wichtigen Amte widmen, und die Einziehung der Distriktspflegerposten. Möglich, daß die Gesellschaft so eine größere Thätigkeit entfalten kann und sich nicht mehr genöthigt sieht, die Einwanderer gewissen Agenten zuzuschieben, damit sie nicht in noch ungewissere Hände fallen. Aber freilich wird es dann auch nöthig sein, die Gesellschaft, von der man so viel verlangt, energischer als bisher durch Geld besonders zu unterstützen. Herr Witthaus hat in dem Board der Commissioners of Emigration ebenfalls kürzlich einen sehr energischen Antrag gestellt zu größerer Ueberwachung der Antwerpener Einwandererschiffe, da es notorisch ist, daß die Belgische Regierung die Union als eine Art Botany-Bay für ihre Verbrecher betrachtet, wie das die Uebersendung einer Anzahl Verbrecher beweist, die jetzt in den Tombs sitzen. Möglich freilich, daß mancher Unschuldige darunter ist, was genauer untersucht werden sollte; aber das ist gewiß, daß sich die Republick der Vereinigten Staaten vor solchem Import, der nur zu ihrer Demoralisation beitragen kann, hüten muß.

Die Wahl Sewards zum Congreßmitgliede hat nicht blos unter seinen amerikanischen Parteigenossen, sondern auch unter den Deutschen große Befriedigung erregt, sowohl der Besiegung der Know-Nothings, als der Sklavenfrage halber. Die demokratische Partei hat seit der Wahl Pierce's der Anhänger gar viele unter den Deutschen verloren. — Auch ein politisches Fest hatten wir am 9. Februar hier, das Jahresfest der römischen Republik, das zahlreich besucht war, auch von Ame-

rikanern, die bereitwillig ihre Hand boten zu einer Demonstration gegen die Herrschaft des Pabstes, die durch das neue Dogma über die unbefleckte Empfängniß der Mutter Maria ihre kirchliche Oberhoheit den Ungläubigen ganz mittelalterlich entgegenschleudert. Am 24. Februar wird die Universal Republican Society ein Erinnerungsfest abhalten, ein Tag des Balsams auf die jahrelang blutende Wunde! — Noch ein Wort über die Einladung Schünemann-Pott's zu einem Cyklus kulturhistorischer und humanistischer Vorträge in Brooklyn. Er steht in gutem Andenken dort von seinem letzten Auftreten her. Wieder ein Zeichen des geistigen Strebens unter den Deutschen, die Herrn Schünemann-Pott übrigens ein anständiges Honorar zu bieten gesonnen sind. Auch die Amerikaner unserer Stadt wollen übrigens durch die Errichtung einer Free Academy für Mädchen einem in der That fühlbaren Bedürfnisse abhelfen. Man will das Institut gleichen Namens für Jünglinge, das entschieden zu den besten amerikanischen Bildungsanstalten gehört, zum Muster nehmen.

Schließlich dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß sich unter der Protektion Ole Bull's und Maratzek's, des unermüdlichen Unternehmers, eine neue Operngesellschaft gebildet hat, die noch diesen Monat ihre Vorstellungen beginnen will. Ihr Repertoir verkündigt mehr Abwechslung in den Piecen, als die letzte Direktion in der musikalischen Akademie in der 14. Straße bot. Mehrere Mitglieder der italienischen Oper in Havannah sind für die neue Oper engagirt. Grisi und Mario haben nach drei Abschiedsvorstellungen, nach Europa abzureisen, sich entschlossen. — In dem Augenblicke, wo wir unsern Brief schließen, kommt uns die erste Nummer eines neuen täglichen Blattes, The American Times betitelt, in die Hand. Die nativistische Färbung leuchtet unzweideutig aus demselben heraus. H. L.

Newark, 15. Febr. 1855.

Prozeß Gardanelly. — Temperenzler. — Suppenanstalt. — Noth. — Neue Bauten. — Oeffentliche Zustände.

Vom 7. bis 13. d. M. wurde vor der Court of Oyer and Terminer ein Prozeß verhandelt, dem man seit mehreren Monaten sowohl von Seiten des deutschen als amerikanischen Publikums mit einer seltenen Spannung entgegensah. Das bereits sprüchwörtlich gewordene brutale Benehmen und die an's Fabelhafte grenzende Willkürherrschaft der hiesigen Polizei haben seit geraumer Zeit allenthalben die größte Entrüstung erregt und fast täglich zu den bittersten Klagen und den unangenehmsten Vorfällen Anlaß gegeben. Ein solcher Fall ist es, der eine Gerichtsverhandlung hervorgerufen hat, der Jedermann mit dem größten Interesse folgte. Der Gerichtssaal war von Morgens früh bis Abends spät mit Zuhörern überfüllt. Ehe ich auf die Verhandlungen näher eingehe, will ich den Vorfall selbst kurz erwähnen. Im Oktober v. J. kehrte ein hier wohnhafter Italiener — Joseph Gardanelly — mit einem Bekannten von einem Ausfluge aus New York spät Abends zurück, beide etwas betrunken. In der Nähe des Eisenbahndepots wurden die beiden Männer von dem Polizisten Marwell Badgeley unter der Anschuldigung, betrunken zu sein, verhaftet und nach dem Stationshause vor den Polizeirichter L. Hyde, ein wegen seiner Rohheit allgemein gefürchtetes Subjekt, gebracht, welcher beide, den Gardanelly und seinen Kameraden, einen Ungar, Namens Fassinger, einer Geldstrafe unterwarf, und da dieselben solche nicht erlegen konnten, sie ins Gefängniß schickte. Auf dem Wege dahin wurden dieselben von dem Polizisten Badgeley begleitet, während ein Zug anderer Gefangenen einige Schritte weiter zurück ebenfalls nach dem Gefängniß transportirt wurde. Plötzlich hörte man im hintern Zuge den Ruf: „Mord" und als die Polizisten des hintern Zuges herbeieilten, fanden sie den Badgeley in seinem Blute am Boden liegend, er hatte einen Dolchstich in die Brust erhalten. Die beiden Gefangenen, Gardanelly und Fassinger, welche mit Handschellen aneinander gebunden waren, eilten davon, wurden jedoch baldigst von den Polizisten wieder eingeholt. Badgeley's Wunde war tödtlich; er starb wenige Stunden darauf, nachdem er noch vorher den Gefangenen Gardanelly als den Mörder bezeichnet hatte. — Ueber die Veranlassung zu der That herrscht im Publikum die allgemeine Annahme, daß dieselbe ein Akt der Nothwehr gewesen sei, denn am Körper des Gefangenen waren Spuren der brutalsten Mißhandlung zu sehen. Bei der Gerichtsverhandlung führte Richter Ogden den Vorsitz. Als Staatsanwälte fungirten die Herren R. P. Thompson, J. Van Arsdale und Th. Runyon. Die Vertheidigung wurde durch die Herren Cortlandt Parker und Asa Whitehead, zwei der tüchtigsten Advokaten geführt. Während die Staatsanwaltschaft das Benehmen des Polizisten zu entschuldigen und den Angeklagten in ein schwarzes Licht zu stellen sich bestrebte, zeigten die letzteren in ihren ausgezeichneten Vorträgen, daß die Verhaftung Gardanelly's eine durchaus gesetzwidrige Handlung gewesen sei, indem die Constitution des Staates die Verhaftung wegen Trunkenheit verbiete, — daß der Polizist Badgeley den Angeklagten durch sein rohes Benehmen gereizt habe, daß derselbe sich eines ausgezeichneten moralischen Rufes erfreue, wogegen der Polizist wegen seiner Rohheit verachtet sei. Die Vertheidigung wurde so meisterhaft geführt, daß sich die

Zuhörer mehrmals zu den stürmischsten Beifallsbezeugungen hinreißen ließen, was einen strengen Verweis des Vorsitzenden zur Folge hatte.—Gardanelly ist ein hübscher junger Mann von 25 Jahren, Hutmacher seines Handwerks, aus Italien gebürtig und seit mehreren Jahren hier wohnhaft. Derselbe war stets ein fleißiger Arbeiter und hatte sich des besten Rufes zu erfreuen. Sein Benehmen vor Gericht war anständig und machte einen sehr vortheilhaften Eindruck; Jedermann folgte der Verhandlung mit der gespanntesten Theilnahme für den Angeklagten. — Richter Odgen resumirte die Verhandlungen in klarer übersichtlicher und unparteiischer Weise und legte dann den Geschworenen die Fragen vor, welche nach fünfstündiger Berathung das Verdikt fällten: Schuldig des Mords im zweiten Grade. Dieser Spruch überraschte die Zuhörer sichtlich. Der Angeklagte vernahm denselben mit großer Resignation. Das Urtheil wird später gefällt werden.

Zu den interessantesten Erscheinungen der Zeit gehören die Bestrebungen der Temperenzler, die mit aller Gewalt dem Volke die Mäßigkeit octroyiren wollen. In der Gesetzgebung ist eine Bill vorgelegt und berathen worden, nach welcher es strafbar ist, weniger als ein Quart Brandy oder Wein zu verkaufen oder im Lokale des Verkäufers zu trinken. Die darauf gesetzte Strafe ist sehr hoch und sollen sämmtliche Konstablers verpflichtet sein, den Spion zu spielen und auf jede Nichtachtung des Gesetzes zu fahnden. Dagegen haben wir Hoffnung, das Lagerbier zu retten; eine große Anzahl hiesiger Bürger haben sich nach Trenton begeben, um daselbst Schritte deshalb zu thun, nachdem bereits früher ein Zeugniß einer großen Anzahl hiesiger Aerzte der Gesetzgebung vorgelegt wurde, worin dieselben bezeugen, daß das Lagerbier ein gesundes Getränk sey. — Würde unsere Polizei in allen ihren Pflichten sich so strenge an das Gesetz halten, wie in der Liquorangelegenheit, so würden die vielen Konflikte zwischen ihr und den Bürgern vermieden werden und es würden dann Vorfälle, wie der in obiger Gerichtsverhandlung geschilderte, nicht stattfinden, denn an den meisten derartigen Vorkommnissen ist das unverschämt brutale Wesen unserer Polizeibüttel schuld. Auch hat kürzlich der Mayor eine Proklamation erlassen, worin er erklärt, daß er fortan die Sonntagsgesetze sowohl in Bezug auf den Verkauf von spirituösen Getränken wie auf Sonntagsarbeiten streng handhaben werde.

Daß eine strenge Handhabung sowohl der Sonntags- als der Mäßigkeitsgesetze nicht stattfinden kann, ist klar, denn selbst die strengsten Gesetze dieser Art lassen stets einen Schlupfwinkel offen— und Gesetze, die nicht erfolgreich gehandhabt werden können, zeugen von ihrer Unhaltbarkeit oder der Schwäche der Regierung und schaden mehr als sie nützen. Wenn das Gesetz den öffentlichen Verkauf am Sonntag verbietet: nun dann wird heimlich verkauft; verbietet es am Sonntag zu trinken, — wird man dann Durst leiden? — o nein! man wird in einem abgeschlossenen Gemache trinken — man wird heimlich trinken, aber man wird immerhin trinken! Gesetze also, die nicht auf Wahrheit und Vernunft gegründet sind, — sind stets unmoralisch. Geht hin, ihr Temperenzfanatiker und verwendet euer Geld darauf, die Jugend wahrhaft zu bilden, lehrt ihnen wahre Frömmigkeit, nicht verstellte Scheinheiligkeit, bildet ihren Geist und ihr Gemüth,—lehrt ihnen was Menschenrechte- und Pflichten sind, pflanzet in ihr Herz den Sinn für das wahre Schöne und Edle, für die wahre Tugend—und all' eure Temperenzgesetze sind dann unnöthig. Je gebildeter und tugendhafter eine Nation ist, desto weniger Gesetze braucht sie! Die Tugend macht sich ihre Gesetze selbst—Gesetze machen keinen Tugendhaften! Das viele Geld, welches die Herren von der Temperenz bereits für ihren Unsinn verschwendet haben, wäre besser angewendet gewesen, wenn es in irgend eine der hier gegründeten Suppenanstalten verabfolgt worden wäre; diese Anstalten haben diesen strengen Winter hindurch bereits mehrere Hundert vom Hungertode gerettet und ist es nur zu bedauern, daß die Beiträge der Wohlhabenden so geringe fließen, daß zwei derselben bereits geschlossen und das Kapital der andern bis auf wenige Dollars herabgesunken ist, so daß auch ihr weiteres Fortbestehen nur von einer größern Theilnahme Derer abhängt, deren Pflicht es ist, zu helfen, wo sie es können. Uebrigens fangen die Geschäfte wieder etwas an, in Gang zu kommen. Mehrere große Fabriken haben ihre Arbeiten wieder begonnen und viele Arbeiter, die lange Zeit gar keinen Verdienst hatten, haben nun wieder ihr reichliches Auskommen. Auch werden jetzt bereits viele Privatbauten in Angriff genommen, wo ebenfalls zahlreich Arbeiter Beschäftigung finden. Für das neue Postgebäude hat die Regierung jetzt einen schönen Platz in der Academystraße gekauft; mit dem Baue wird nächster Tage begonnen werden. Und so sehen wir denn doch einer allmäligen Besserung der Verhältnisse entgegen und die große Noth, die mehrere Monate hindurch hier herrschte, wird vielleicht bald verschwunden sein. —***—

Notizen und Vermischtes.

Rudolph Gottschall's „Pitt und Fox" macht die Runde über die deutsche Bühnenwelt mit wechselndem Erfolg; außer in Hamburg, wo die Aufnahme jedoch nur lau war, ist es jetzt auch in Dresden und Frankfurt gegeben worden. In Berlin behauptet es sich noch immer als Kassenstück und hat schon zahlreiche Wiederholungen erlebt. Auch Frau Birch-Pfeiffer stellt sich mit einem neuen Theaterstück ein: „Editha."

* „Charlotte Ackermann" von Otto Müller ist kürzlich auf dem Stadttheater zu Altona zum erstenmal über die Bretter gegangen; der Erfolg soll, bei überfülltem Hause, höchst glänzend gewesen sein. Dasselbe Stück ist auch in Frankfurt, Darmstadt, Hamburg, Königsberg ꝛc. in Vorbereitung und auch vom königlichen Hoftheater in Berlin soll es zur Aufführung angenommen sein. Dagegen scheint Benedix' „Alte Jungfer" überall nur sehr mäßige Erfolge zu erzielen; auch bei der neuesten Aufführung auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin wurde über Verbrauchtheit der Charaktere, Gedehntheit und Zusammenhanglosigkeit der Handlung geklagt. Die Pariser Journale sind voll von den Triumphen, welche George Sand mit ihrem neuesten Drama „Flaminia" errungen haben soll; die frühern dramatischen Niederlagen der Dichterin sind dadurch, wie man versichert, vollkommen ersetzt und ausgeglichen.

* Buch- und Steindruck haben in neuester Zeit glänzende Fortschritte gemacht. Ein Privat-Album, welches bei Charles Muquardt in Brüssel erscheint, liefert einen sprechenden Beweis dafür. "Le Rhin monumental et pittoresque, aquarelles d'après nature, lithographiées en plusieurs teints, texte par H. L. Hymans," verspricht durch seine meisterhafte typographische Ausstattung, so wie durch die höchst gelungene Anwendung des Farben-Steindrucks ein wahres Monumental-Werk unter den so zahlreichen Bildwerken über den Rhein und dessen malerische Landschaften, Bau-Denkmäler und Ruinen zu werden.

* Aus der Schweiz geht uns eine unerwartete Trauernachricht zu: Pfarrer Bitzius zu Lützelflüh im Emmenthal, unter dem Namen Jeremias Gotthelf allbekannt als einer unserer trefflichsten Volksschriftsteller, ist 57 Jahre alt gestorben. Zu Murten geboren, studirte er zu Bern und Göttingen Theologie; seit 1832 lebte er als Pfarrer in Lützelflüh. Kurz darauf trat er auch als Schriftsteller auf. Seine ersten Versuche, wie die ersten Bände der „Bilder und Sagen aus der Schweiz," tragen zum Theil noch ein altromantisches Gepräge; bald jedoch ging er zur socialen Schilderung, insbesondere zur Dorfnovelle über, die er mit tiefster Kenntniß der Zustände und bewundernswerther, wenn auch roher Plastik behandelte. In den letzten Jahren, namentlich seit der Katastrophe von 1848, that er seinem Talent durch forcirte Theilnahme in orthodoxem und reactionärem Sinne großen Schaden; Schriften jedoch, wie die in Deutschland wenig gekannten „Leiden und Freuden eines Schulmeisters," deren erste Hälfte vielleicht das Beste ist, was er überhaupt geschrieben, ferner „Uli der Knecht," „Der Geldtag" ꝛc., so wie auch viele seiner kleinern Erzählungen sichern ihm für alle Zeit einen Ehrenplatz in unserer Literatur, auf die er in seltenem Grade eingewirkt hat.

* Georg Spiller von Hauenschild, bekannter unter dem Schriftstellernamen Max Waldau, ist zu Tscheidt in Oberschlesien nach zwölfstündigem schwerem Todeskampfe dem Typhus erlegen. Sein Werk „Nach der Natur" berechtigte zu Hoffnungen, die seine längst zerrüttete Gesundheit nur theilweise und langsam zur Erfüllung gelangen ließ, und die sein jäher Tod jetzt ganz vernichtet hat.

* Oskar von Redwitz, der in der letzten Zeit bei Kaiserslautern lebte, ist jetzt auf seine bei Bamberg gelegenen Güter übergesiedelt; die Wiener Professur, in der er so unglücklich debutirte und von der er bereits seit zwei Jahren beurlaubt war, hat er jetzt definitiv niedergelegt.

* Richard Wagner's Lohengrin hat bei der ersten Aufführung im Hamburger Stadttheater am 19. Januar das gedrängt volle Haus so in Bewegung gesetzt, daß die sämmtlichen Hauptdarsteller und dann auch noch der Oberregisseur Rottmayer gerufen wurden. Am 21. schon sollte die Oper wiederholt werden.

* Die Aufführung von Wagner's Tannhäuser auf der Hofbühne in Berlin wird laut der „Zeit" nun doch erfolgen. Bekanntlich standen derselben bisher allerlei „Hindernisse" im Wege.

* Professor Rauch beschäftigt sich jetzt mit der Vollendung von Kant's Denkmal, welches dem großen Philosophen in seiner Vaterstadt Königsberg gesetzt werden soll.

* Nach dem Journal Veritas verfahen von 1852 bis 1854 etwa 30,000 Schiffe den Handelsverkehr der europäischen Häfen; von diesen gingen 1852 1850 unter, also mehr als 6 Procent; 1853 nur 1610, mithin mehr als 5 Procent, und 1854 sogar 2120, also mehr als 7 Procent, welche sich folgendermaßen vertheilen: Im Januar 350, Februar 190, März 140, April 100, Mai 110, Juni 110, Juli 80, September 100, October 260, November 270, December 330. Unter diese Zahl

gehören 233 Schiffe, die mit Mann und Maus untergegangen sind, ohne daß man weiter etwas von denselben vernommen hat. Von diesen waren 41 französische Schiffe.

* Wie das Bulletin des Chemins de fer von Turin meldet, ist der elektrische Webstuhl des Herrn Gaetano Bonelli in der Fabrik Dupré in voller Thätigkeit und bildet einen reichen Stoff mit den zierlichsten Dessins. Die Jacquard-Stühle können mit Leichtigkeit für dieses System eingerichtet werden. Die Pariser Ausstellung wird einen elektrischen Webstuhl in Thätigkeit sehen.

* Weibliche Postmeister gibt es gegenwärtig 128 in den Vereinigten Staaten. Sie erhalten dieselben Gehalte, wie die männlichen Postmeister, müssen wie diese ihre Bürgschaft stellen, kurz, werden völlig auf männlichem Fuße behandelt, möchte man sagen. Allein nur Jungfrauen, respective unverheirathete Ladies haben diese Aemter empfangen, „damit sie doch einen nützlichen Zeitvertreib haben," setzen lose Mäuler hinzu. Gewöhnlich werden solche Stellen nur an Personen gegeben, die sich bei der Partei auszeichnen, welcher der jedesmalige Präsident angehört. Es fragt sich nun, welche Verdienste diese 128 Jungfrauen-Postmeister gehabt haben mögen?

* Der ungefähre Werth der Juwelen an der englischen Krone soll dem Morning Advertiser zufolge nachstehender sein: 20 Diamanten um den Ring herum, jeder 1500 Pfd. St., zusammen 30,000 Pfd. St.; zwei große Diamanten in der Mitte, jeder 2000 Pfd. St. gleich 4000 Pfd. St.; vier Kreuze, jedes von 25 Diamanten, 12,000 Pfd. St.; vier große Diamanten oben auf den Kreuzen 4000 Pfd. St.; 12 in der Lilie enthaltene Diamanten 10,000 Pfd. St.; 18 kleinere darin enthaltene 2000 Pfd. St.; Perldiamanten auf dem Kreuze 10,000 Pfd. St.; 141 kleine Diamanten 5000 Pfd. St.; 26 Diamanten auf dem obern Kreuze 300 Pfd. St.; zwei Perlenreihen rund herum 3000 Pfd. St.; daher Werth der kostbaren Steine an der Krone ohne Hinzurechnung des Metalls: 119,900 Pfd. St. oder etwa 796,550 Thaler.

* In Krakau ist der General Chlopicki, der erste Dictator Polens nach dem 29. Novemb. 1830, in dem hohen Alter von 83 Jahren gestorben. Aus Paris wird der Tod des Hrn. Pagnerre gemeldet; derselbe war früher einer der angesehensten und thätigsten Buchhändler von Paris, spielte aber auch in politischer Hinsicht eine nicht unerhebliche Rolle, namentlich als Generalsecretär der provisorischen Regierung im Jahre Achtundvierzig. Auch Wien hat den Nestor seiner Buchhändlerwelt verloren: Karl Gerold, den Chef der bekannten Firma, die zu den angesehensten und thätigsten von ganz Deutschland gehört. Zwei andere Todesfälle betreffen die Theaterwelt: in Baden-Baden starb der Intendant des weimarischen Hoftheaters, Freiherr von Ziegesar; in England Mistreß Warner, frühere Miß Hodder (geb. 1804), eine gefeierte Künstlerin, die besonders in Shakspeareschen Rollen den besten Mustern an die Seite gesetzt ward.

* Die Statuen von York und Gneisenau, die nach den Modellen von Rauch in Berlin errichtet werden sollen, sind jetzt im Guß vollendet und ist man bereits mit den Vorarbeiten zu ihrer Aufstellung beschäftigt; sie werden auf dem Opernplatz zunächst der Blücher-Statue zu stehen kommen. Noch ein anderes Denkmal preußischen Kriegsruhms ist kürzlich vollendet worden: nämlich eine aus Zink gegossene 12 Fuß hohe Victoria, die auf dem Schlachtfelde von Leuthen aufgestellt werden soll. Sie ist in der bekannten Fabrik von Geiß in Berlin verfertigt, deren Arbeiten erst neuerlich wieder auf der Münchener Industrieausstellung als die vorzüglichsten ihrer Gattung anerkannt worden sind, und befindet sich bereits auf dem Wege nach ihrem Bestimmungsorte. — Dem in Ragatz im Canton St. Gallen verstorbenen Schelling soll auf dem dortigen Kirchhof ein Denkmal auf Kosten des Cantons errichtet werden; ein anderes großartiges Denkmal soll der König Max von Baiern seinem dahingeschiedenen Lehrer zu errichten die Absicht haben. Auch Joseph von Radowitz' Grab auf dem Kirchhof zu Erfurt wird so eben durch ein Denkmal geschmückt, das der König von Preußen ihm errichten läßt.

* Alter englischer Staatsmänner. Lord Lyndhurst 83, Lord Brougham 76, Marquis of Lansdowne 75, Earl of Aberdeen 71, Lord Hardinge 70, Lord Palmerston 70, Lord Raglan 67, Lord John Russel 62, Earl of Derby 56, Earl of Clarendon 55, Earl of Malmesbury 48, Earl Grey 52, Earl Granville 40, Earl of Carlisle 53, Herzog von Newcastle 44, Herzog von Argyle 32, Lord Cranworth (Lord-Kanzler) 64, Sir James Graham 62, Mr. Gladstone 45, Mr. Cardwell 44, Mr. Disraeli 49, Macaulay 55, Sir W. Molesworth 45, S. Herbert 44, Sir George Grey 56, Sir Charles Wood 54, Sir J. Pakington 56, Mr. Cobden 51, Mr. Bright 44 und Mr. House 78.

* Die Zahl der Peitschenhiebe auf der englischen Flotte hat im vorigen Jahre erfreulicherweise abgenommen. Es wurden deren im ersten Semester blos 10,053 an 300 Delinquenten ausgetheilt. Im ersten Semester 1853 gab's deren 24,807, unter 792 Matrosen vertheilt.

* Unter den Merkwürdigkeiten, welche Australien zur Pariser Weltausstellung senden wird, soll sich auch der Stamm eines Gummi-Baumes befinden, in welchen La Peyrouse, der berühmte fran-

zösische Seefahrer, 1788 in Botany-Bai seinen Namen schnitt, als er diesen Hafen verließ, um bei der Insel Malicolo mit seiner Equipage den Untergang zu finden.

* Der ehemalige Kriegsmantel des Königs der Sandwich-Inseln wird an Hoftagen noch neben der ehemaligen Kriegslanze zur Schau ausgehängt. Die Lanze ist zehn Fuß lang, schwer, scharf und mit Blut befleckt. Der Mantel nimmt sich aus, als wäre er aus goldenem Stoffe; 4 Fuß lang und unten 11½ Fuß weit, besteht er aus zarten goldgelben Federn, die mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Geschmack auf einem groben, dem Stramin ähnlichen Gewebe befestigt sind. Der Vogel, welcher diese Federn liefert, trägt derselben nur zwei, und zwar unter jedem Flügel eine. Es ist eine seltene Art, Melithreptas Pacifica, die nur in den höheren Gebieten Hawaji's vorkommt und mit vieler Mühe erjagt wird. Fünf dieser Federn wurden ehemals, als dieser Mantel noch seine alte Bedeutung hatte, auf den Werth von 2 Thalern geschäzt, und dieser Mantel hat demnach wohl einen Werth von 1½ Mill. Thaler gehabt.

* Die Wetterpropheten früherer Zeit waren sehr vorsichtig. So lesen wir in einer Praxis Astrologica eines Kalenders vom Jahre 1690, welcher „mit allem Fleiß gerichtet durch Ernestum Wecker, Philosophiae Doct."—bei der Rubrik „vom Frühling" unter Anderm folgende sehr naive Prophezeihung: „Die Witterung dieses Frühlings betreffend wird selbige sich folgendermaßen verhalten: im Anfange sind etliche Tage unbeständig doch erträglich, in den folgenden Tagen erhebt sich ein ungestümes Wetter, welches eine Zeitlang anhalten möchte. In gebürgigen Orten wird's diese Zeit über noch Schnee legen, an warmen Orten sind Donnerwetter zu befürchten." Ein anderer Oekonomograph Joannes Colerus schreibt im Jahre 1609, daß er sich nicht mit Prophezeihen befassen wolle, weil in Berlin ein Küster und ein Schuster seien, welche, wenn die damaligen Astrologen Donnerwetter weissagten—gerade das Gegentheil verkündeten und eben so glücklich damit waren.

* Complimente vor zweihundert Jahren. Im Jahre 1654 erschien bei Johann Nauman in Hamburg ein „Complimentir-Büchlein," worin „eine richtige Art abgebildet wird," sich in Gesellschaften 2c. zu benehmen. Das Compliment wird darin folgendermaßen definirt: „Complementum oder complementiren heißet: höfliche zierliche Geberden, Reden und Thaten bei Leuten führen, mit geschickten Sachen angefüllet, sich und andern damit zu nützen und zu belustigen." Dabei darf man aber nicht in die "Extrema" verfallen. Als solche werden von dem Verfasser Scurrilitas und Insulsitas bezeichnet. Unter Scurrilitas versteht er aufschneiderisches Wesen, das sich durch Hohlheit lächerlich macht; denn er sagt darüber: Hierher gehören auch alle Aufschneider, die von Schlachten, Reisen, Frauengenusse große Flecke schneiden, da sie doch wie Hans Hasenfuß niemals einen todten Hund im Felde haben sehen können, da sie doch etwa mit jenem Muttersöhnchen die Städte auf der Frankfurter Messe in Kupfer gestochen gesehen haben. Solche Aufschneider aber werden sich in ehrlichen und großen Gelagen schwerlich hervorthun, denn sie von einem oder andern leichtlich können in ihrer Aufschneiderei erhaschet werden, wie jener, der da saget: er hätte, die Melancholie zu vertreiben, manche Stunde um den venedischen Stadtgraben spatzieret; da ihn ein Wohlgereißter fraget, ob damals Venedig noch nicht also gestanden hätte als itzo, merket der Aufschneider bald, daß er in seiner Lügen gefangen war, saget aber bald darauf: „ich versprach mich, es war zu Nürnberg im Sachsenlande, worüber denn auch nicht wenig gelacht wurde."

* Ein wunderbarer Stein. Der See Loch Coulter, im Umkreis eine englische Meile groß, liegt zwischen den Bergen unweit Dundaff in Stirlingshire. In dem See steht ein großer wunderbarer Stein, den unsere neueren und neuesten Touristen nie besucht, von dem aber die umwohnenden Landleute Folgendes erzählen: Der Stein stand früher mitten in dem See bis auf die Zeit des großen Erdbebens in Lissabon im Jahre 1755, als derselbe durch eine gewaltige Erschütterung aus seinem alten Bette gerissen und näher an die Küste hingeschleudert worden sein soll. Wie viel Glauben man dieser Erzählung schenken dürfe, wollen wir nicht entscheiden, aber gewiß ist es, daß drei Jahre später, wie ein glaubwürdiger Zeitgenosse berichtet, zwischen der Höhlung im Boden des Sees, welche als das frühere Bett des Steins bezeichnet wurde, und der Stelle, wo er gegenwärtig liegt, deutliche Spuren eines Steiges, gerade von der Breite des Steines, nebst einer Anhäufung an der Außenseite zu sehen waren, welche bei der Bewegung mit Gewalt hervorgebracht zu sein scheinen. Eine mächtige Aufregung und Wallung wurde zur Zeit des Lissaboner Erdbebens in vielen Seen der schottischen Hochlande bemerkt.

* Professor Kiß in Berlin hat daselbst das Thonmodell einer kolossalen Reitergruppe „Der Kampf des guten Princips mit dem bösen" ausgestellt, an der man ebenso sehr die Kühnheit der Composition, als die Genialität der Ausführung bewundert.

* Tagesliteratur. In Paris erscheint jetzt ein neues literarisches Wochen-Journal: Le sans le sous, das nur Studenten des Quartier Latin zu Mitarbeitern hat.

Frühlings-Moden,

den Monatsheften geliefert von Geo. Brodie, 51 Canalstraße, und gezeichnet von Voigt nach vorhandenen Kleidungsstücken.



THE ALBUERA.

Dieses wahrhaft schöne Gewand besteht aus Glanzseide von lichtvollem Perlenschimmer, wird aber auch, wie jede andere Mantille, von jeder Farbe getragen; in einem lichten Grün muß es sich des entschiedensten Beifalls erfreuen, da seine Schönheit in dieser Farbe besonders hervortritt.

Den Hauptvorzug besitzt dasselbe in seinem Brustschnitt, welcher ihm die Eigenschaft giebt, höchst graziös über die Schultern zu sitzen. Es ist mit einem prächtigen Muster aufgerollter Blätter und Blumen durchstickt.

Frühlings-Moden,

den Monatsheften geliefert von Geo. Brodi, 51 Canalstraße, und gezeichnet von Voigt nach vorhandenen Kleidungsstücken.



THE COLUMBINE.

Dieselbe ist von Gros d'Afrique oder Glanzseide gemacht, von allen vorherrschenden Farben, oder von grünem, schwarzem oder rubinrothem Sammet—ihrem Schnitt nach ist sie besonders geeignet für die Frühlings- und Uebergangsmonate. Der obere Theil kann zurückgestoßen werden, so daß der untere sich von selbst hält, wenn die Wärme des Tages es angenehm macht, den Nacken zu entblößen. Sie ist mit glänzendem Stickwerk verziert und mit einer Franzengarnitur von sieben Zoll Länge und von großer Schönheit und schwerem Aussehen besetzt.

Meyer's Conv. Lex. No 19



ABDEL KADER

Inst. Bibl. excudit

Meyer's Monats-Hefte.

No. 4. April 1855. Band 5.

Der Ueberfall.

Eine Erzählung aus den Zeiten der Republik Texas. Von Dr. A. Douai.

(Für die Monats-Hefte.)

„Ihr habt da ein edles Thier, Herr! Nach dem Ritte eines ganzen Tages in solchem Wetter und Wege, durch texanische Wildnisse, ohne Aufenthalt und Futter,—es will' was sagen, daß Euer Renner am späten Tage noch so flott geht."

Der Angeredete ritt ein wenig langsamer, um zu antworten und sagte lächelnd, indem er sich dabei im Sattel umdrehte: „Es scheint so, Herr, als ob es wenigstens besser sei, als das Eurige."

„Ja und bei Jove! ich böte Euch zur Stunde jede Wette an, daß meine Mähre Euern Hengst bieten sollte, wäre sie nicht fünf Tage nach einander auf dem Marsche gewesen."

„Fünf Tage? Woher kommt Ihr denn des Weges, Herr? wenn es erlaubt ist zu fragen?"

„Man merkt Euch doch noch immer den Deutschen an, wenn gleich Ihr drei Jahre im Yankeelande war't. Ein Yankee würde nicht um Erlaubniß gebeten haben, mich auszufragen, wie Ihr. Er würde nicht eine ganze Tagereise mit mir geritten sein, wie Ihr, ohne mich um Namen, Geschäft, Ziel und Zweck meiner Reise und noch um hundert Dinge mehr inquisitorisch auszuforschen."

„Aber Ihr habt ja mich ebenfalls nicht ausgefragt. Und Ihr hattet als ein Eingeborner noch eher eine Art Recht dazu, als ich Fremdling Euch gegenüber. Offen gesprochen — ich finde Euch Südländer auch nicht viel weniger neugierig als die Yankees; nur steht Euch die Neugier etwas besser an."

„Wenn ich Euch nicht ausfragte, so geschah es aus dem einfachen Grunde, weil ich Euch damit nicht gern ein Wiedervergeltungsrecht einräumen wollte."

Der Deutsche ließ sich das gesagt sein und es lag ihm nicht viel daran, seinen schweigsamen Reisegefährten zum Reden zu bewegen. Das Wetter lud auch gar nicht dazu ein. Der Regen goß stromweise vom Himmel und von den hochstämmigen Lebenseichen nieder, unter denen sie hinritten, der Sturm peitschte ihn den beiden Reitern von der Seite her in's Gesicht, und der laute fast ununterbrochene Donner machte es schwer, sich verständlich zu machen, zumal während die ganze Aufmerksamkeit auf den schwach bemerkbaren Pfad gerichtet bleiben mußte, den im Dunkel des späten Abends nur die Blitze beleuchteten, die fast unausgesetzt mit blendender Helle durch das Laub des Waldes schimmerten.

Sie ritten so noch ein Viertelstündchen schweigend nebeneinander her, bis endlich der Amerikaner wieder anhob: „Wenn Ihr geradewegs nach San Antonio wollt, so reitet nur gerade aus. In wenigen Minuten werdet Ihr am Creek, der heute stark geschwollen sein muß, so daß Ihr ihn nicht passiren könnt, einen guten Platz zu einem Nachtlager finden. Dicht am Ufer ist im Felsen eine Art natürlicher Höhle, wo ihr trocken liegen und ein Feuer machen könnt. Nehmt Euer Pferd in Acht." Und damit wollte er eine andere Richtung einschlagen."

„Und Ihr? Wollt Ihr mir nicht Gesellschaft leisten?" frug stillhaltend der Deutsche.

Jener wandte sein Pferd herum und sagte zögernd und mit leiser Stimme: „Nein, Herr. Doch — wenn Ihr auf Begegnisse jeder möglichen Art gefaßt seid, so könnt Ihr mir Gesellschaft leisten. Sind Eure Waffen in Ordnung?"

Der Deutsche stutzte ein wenig und erwiderte dann, indem er ihm eine gute Doppelbüchse und ein Bowiemesser zeigte: „Glaubt Ihr, Herr, ich würde in diesem Lande allein ohne sichere Waffen reisen?"

„Nun wohl. Ihr seht wohl hier von diesem unserem bisherigen Pfade eine ganz frische starke Spur hier seitwärts abführen. Das sind wenigstens sechs Reiter gewesen —spanische Pferde—vielleicht Indianer dabei—und sie sind noch keine Stunde hier quer über den Weg gekommen. Das ist die Spur, der ich folgen muß." Und dabei lüpfte er ein wenig die Lederkappe, die das Schloß seiner Rifle vor dem Regen zu schützen bestimmt war und sah, ob das Pulver noch trocken sei.

„Herr, wenn es Gefahren auf Eurem Wege gibt, so ist er mir lieber, als das sichere Nachtlager, zu dem Ihr mir riethet. Ich folge Euch."

Der Amerikaner antwortete nicht, sondern setzte sein Roß in langsamen Schritt und ritt voran.

Indem der Deutsche ihm folgte, überlegte er, was wohl dieser einzelne Mann für Beweggründe haben könne, einer stärkeren Anzahl von Reitern nachzufolgen, von denen er doch Feindseligkeiten erwartete. Wäre nicht in dem ganzen Wesen des Amerikaners etwas Zutrauen Erregendes gewesen, der Deutsche würde sich wohl lange bedacht haben, ihm kurz vor einem ersehnten Nachtlager auf das Ungewisse hin zu folgen.

Der Wald wurde immer dichter und dunkler. Von weitem hörte man einen wilden Waldbach, vom Regen mächtig geschwollen, dahinbrausen. Das Wetter hatte sich ein wenig besänftigt, die Blitze wurden seltener, der Donner rollte ferner. Die ganze Natur war seit dem Aufhören des Sturmwindes in Stille und Melancholie gekleidet; keine Vogelstimme, kein Laut wilder Thiere wurde laut. Es schien, als wagten selbst die Pferde der beiden Reiter, trotz aller Ermüdung, nicht zu schnaufen.

Jetzt stieg der Amerikaner ab und führte sein Pferd am Zügel, den er um seinen linken Arm geschlungen hatte, während er die Rifle in der Rechten trug. Er schlich mehr, als daß er ging, und instinktmäßig trat sein Pferd leiser und vorsichtiger auf. Der Deutsche folgte seinem Beispiele.

Nach einer fast halbstündigen Wanderung am Rande eines mit dichterem Unterholze durchwachsenen Waldes hin, hielt der Amerikaner plötzlich lauschend still. In geringer Entfernung ward das Knicken und Krachen dürrer Zweige im Dickicht hörbar und gleich darauf blinkte eine helle Flamme durch die Bäume.

Der Amerikaner wandte sich um und flüsterte seinem Gefährten in's Ohr: „Haltet mein Pferd, Herr, bis ich wiederkomme! Vermeidet jedes Geräusch und unternehmt nichts, das unsere Anwesenheit verrathen könnte!" Er bückte sich nieder und kroch in's Gebüsch, vorsichtig jeden Zweig beiseite biegend und langsam vorwärts tappend, bis er in dem immer zunehmenden Dunkel verschwand.

Der Deutsche schärfte alle seine Sinne, um irgend etwas wahrzunehmen. Die Flamme mochte zweihundert Schritte abwärts am Rande des Wassers brennen; sie wurde bald stärker, und trotz des dichten Gebüsches konnte er Menschen sich um dieselbe bewegen sehen. Bald verrieth auch das Schnauben mehrerer Pferde, die unweit davon im hohen Grase weiden mußten, deren Anwesenheit. Weiter konnte er nichts bemerken.

Es dauerte wenigstens eine Stunde, bis der Amerikaner ebenso leise, als er sich entfernt hatte, zurückkam. Er flüsterte, indem er den Zügel seines Pferdes ergriff: „Ich habe mich doch vielleicht getäuscht. Ich glaubte Feinde zu finden und ich finde—der Sprache nach—zwei Deutsche. Wir wollen mit ihnen zusammen kämpen."

Mit vieler Mühe brachten sie ihre Pferde durchs Dickicht. Im Vorwärtsdringen frug der Deutsche seinen Reisegefährten, ob sie

dieselben nicht lieber außerhalb des Busches bei den übrigen Pferden zurücklassen sollten. Statt der Antwort schüttelte der Amerikaner mit dem Kopfe und zeigte im Scheine des Feuers, dem man näher und näher kam, dem Deutschen durch seine Geberden, daß er wohlthun werde, jede mögliche Vorsicht anzuwenden.

„Wer da!" rief eine Stimme auf Spanisch vom Feuer her: „Seid Ihr's, Don Miguel?"

„Ein paar verirrte Reisende," antwortete der Amerikaner auf Englisch, wünschen an Euerm Feuer zu übernachten."

Ueberrascht sprangen zwei Männer von ihrem Ruheplatze am Feuer auf, in denen allerdings, trotz ihrer Anzüge aus Hirschhaut, Deutsche nicht zu verkennen waren. Es dauerte eine Weile, während der die Gestalten der beiden neuen Ankömmlinge sich aus dem Dunkel des umgebenden Gebüsches hervorarbeiteten—ehe die Männer am Feuer antworteten. Sie musterten die offenbar unwillkommenen Gäste vom Kopfe bis zu den Füßen; indeß lag im Aussehen derselben nichts für sie Beunruhigendes, und der ältere von beiden rief den Ankömmlingen im reinsten Englisch zu: „Nehmt Platz am Feuer! Auch wir sind verirrte Reisende. Wir kommen von San Antonio und wollen nach Goliad. Es scheint, wir sind weit vom Wege abgekommen. Wir waren froh, vor dem entsetzlichen Unwetter hier im Bottom Schutz zu finden."

„Es wird besser sein, Ihr führt Eure Pferde aus dem Busche in die Lichtung zurück. Hier finden sie kein Futter," versetzte der zweite der Männer am Feuer.

Die neuen Ankömmlinge sahen sich stumm einander an, und der Dentsche schien von dem Amerikaner einen Rath zu erwarten.

„Das Beste ist, sagte dieser nach kurzer Ueberlegung mit einem Blick auf das andere Ufer, Ihr reitet beide Thiere durch den Fluß. Drüben ist offene Prärie—bindet sie an und kommt über diese Felsstücke zurück, die hier über dem Wasser hervorragend, Trittsteine bilden."

Der Deutsche begriff augenblicklich das Treffende dieser Vorsichtsmaßregel und setzte sie sofort in's Werk. Die Thiere waren schwer durch das tiefe und reißende Wasser zu bringen, Felsstücke im Bette und umgesunkene Baumstämme am jenseitigen Ufer erschwerten den Uebergang. Doch ward er glücklich vollführt, die Pferde blieben gesattelt — nur daß die Bauchgurten gelockert wurden, und wurden abgezäumt, um grasen zu können. An langen Seilen unweit des Ufers festgebunden, konnte man sie vom Feuer aus fortwährend beobachten. Die Felsstücke, welche über das Wasser eine Art Brücke bildeten, konnte der junge Mann mit Leichtigkeit passiren — sie waren nur wenige Fuß von einander entfernt.

Als er zurückkam, fand er die drei Männer um das hochlodernde Feuer gelagert, in jene wasserdichten mexikanischen gewirkten Decken eingehüllt, die nie einen Tropfen Regen durchlassen. Die Waffen lagen neben jedem von ihnen an Baumstämme angelehnt, und jeder war damit beschäftigt, einen Theil seiner ausgepackten Vorräthe zum frugalen Abendbrode zurechtzulegen. Er ahmte ihr Beispiel nach und bald waren alle Vier stillschweigend mit dem Abendessen beschäftigt.

Während dieser Zeit musterte Jeder von der Gesellschaft die übrigen. Die beiden Deutschen mochten Männer von 35 — 40 Jahren sein. Sie waren hoch und kräftig gebaut, und ein gewisser Trotz, wie er gewöhnlich aus den Zügen der Hinterwäldler spricht, lag auch in den ihrigen. Dem jungen Begleiter des Amerikaners entging es aber nicht, daß diese Züge nicht diejenige Gutmüthigkeit ausdrückten, welche an unsern Landsleuten so charakteristisch ist. Der Aeltere von Beiden hatte ganz das Aussehen eines gebildeten Mannes und eine militärische Haltung. Der Jüngere trug rohere Linien und verrieth weniger körperliche Gewandtheit.

Der Amerikaner mochte etwa 30 Jahre alt sein, war sehr hoch und schlank, etwas dunkel von Gesichtsfarbe und Haarwuchs, mit dem Gepräge eines Virginiers im Profil. Er konnte für ein Muster männlicher Schönheit gelten. War sein Begleiter, der junge

Deutsche, weniger schön und hochgebaut, so war er doch offenbar nicht weniger kräftig. Seine feinen Gesichtslinien verriethen den Mann von Bildung und Weltkenntniß.

Die Gruppe am Feuer war pittoresk genug. Der hochstämmige Bottomwald von schnurgeraden Pekanbäumen mit seinem dichten Unterholze, das von wilden Weinreben und andern Schlingpflanzen überwuchert war, ließ dicht an dem hochaufschwellenden Wasser einen kleinen Halbkreis frei, der von einer mächtigen Flamme hell beleuchtet war und auf dieser Seite eine Laubwand bildete, durch die kein Blick dringen konnte. Das Wasser und das jenseitige Ufer waren matt beleuchtet, und das Dunkel der Regennacht verwehrte einen ferneren Umblick. So konzentrirte sich für jeden der Männer am Feuer das Interesse auf die andern drei Lagergenossen, und Jeder von ihnen beobachtete während der Mahlzeit die Andern mit aus Neugier und Argwohn gemischtem Ausdruck des Gesichtes und der Körperhaltung.

„Sie sind ein Deutscher?“ frug der Mann mit dem militärischen Aeußeren auf Deutsch.

„So ist's.“

„Ein Norddeutscher, wie es scheint?“

„Ein Preuße. Waldberg ist mein Name. Und der Ihrige?“

„Schorf aus Hanover,“ war die Antwort. „Mein Begleiter ist ein Hamburger, ein Seemann und heißt Mügge. Und Ihr, Herr Amerikaner — setzte er englisch hinzu — seid offenbar kein geborener Texaner?“

„Keineswegs. Doch lebe ich lange genug in den Grenzlanden, um so scharfe Augen zu haben, wie der älteste Texaner.“

„Ei, so werdet Ihr uns morgen leicht aus dem Dickicht auf den rechten Weg helfen können.“

„Wenn Euch soviel daran liegt — ich kann Euch wohl die Wege weisen.“

Beide hatten einen Anflug von Argwohn und Spott im Ton der Stimme hören lassen. Das Gespräch stockte, bis der Amerikaner, nachdem er die Ueberbleibsel seines Mahles in seine Reisetasche zurückgeschoben hatte, es wieder aufnahm, indem er sich gegen einen Baumstamm lehnte und mit langsamer, scheinbar gleichgültiger Stimme fortfuhr:

„Ihr kommt von San Antonio? — kommt Ihr über diesen Creek?“

„Ihr habt es genau errathen“ — versetzte der Mann, der sich Schorf genannt hatte.

„So müßt Ihr einen merkwürdigen Weg gewählt haben, denn wir folgten Eurer Spur diesseits dem Creek auf viele Meilen.“

„Thatet Ihr so?“ — war die stockende Antwort.

„Allerdings. Wo habt Ihr dann den Creek gekreuzt?“

„Einige Meilen stromab.“

„Seltsam! So seid Ihr im Kreise geritten.“

„Kann wohl sein!“

Waldberg wurde aufmerksam. Aus dem Tone der Stimme und der Richtung der Wege wurde ihm zur Stelle klar, daß sein Landsmann gelogen haben mußte, und während er den Scharfsinn des Amerikaners bewunderte, der dies soviel früher errathen hatte, erschöpfte er sich vergebens in Muthmaßungen, welchen Zweck wohl diese seine Landsleute haben könnten, die Unwahrheit zu sagen.

„Was gab es Neues in San Antonio, als Ihr es verließet?“ fuhr der Amerikaner fort.

„Nichts von Bedeutung, das ich sagen könnte.“

„So könnt Ihr mir vielleicht eher sagen, was es Neues in Goliad gab, als Ihr es verließet?“

„In Goliad? Aber wir gehen ja erst nach Goliad!“ — sagte Schorf, dessen Stimme mindestens ebensoviel Aerger und Ueberraschung, als Argwohn verrieth.

„Oder — was gab es Neues am Rio Grande, als Ihr wegginget?“

Statt aller Antwort drehte sich Schorf mit einer Viertelswendung gegen Mügge, indem er sich halb aufrichtete und einen bedeutsamen Blick mit ihm austauschte. „Morgen früh, Herr, denke ich Eure Neugierde besser zu befriedigen“ — fuhr er fort und legte sich, in seine Decke gewickelt, auf den Boden zurück, und zwar so, daß sein Kopf dicht neben den Mügge's zu liegen kam.

Waldberg war diese Bewegung nicht ent-

gangen. Er stellte sich schläfrig und sank bald zum Scheine in einen tiefen Schlaf, um die beiden Männer besser beobachten zu können. Der Amerikaner legte sich neben ihm nieder, nachdem er neues Holz in die Flamme geworfen, und ließ seinen Kopf dicht neben dem seines Begleiters ruhen.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit horchte Waldberg, ob er die beiden Gegenfüßler nicht etwas flüstern hören könne. Es dauerte lang, bis diese Erwartung sich verwirklichte. Das Geflüster war aber so leise, daß er nur aus den Geberden der Beiden soviel schließen konnte, daß Schorf dem Mügge befohlen haben möge, sich längs des Wassers hinwegzuschleichen.

Waldberg stieß den Amerikaner an, um zu wissen, ob er wache. Die Antwort, in derselben Weise gegeben, überzeugte ihn, daß dieser nicht minder scharf beobachtet hatte.

Es verging eine lange Weile, ehe Mügge vom Boden sich erhob. Seine Bewegungen waren langsam und darauf berechnet, die andern Beiden in Sicherheit einzuwiegen. Nachdem er eine Weile gegähnt und sich gereckt, das Feuer geschürt und sich die Hände gerieben hatte, schlug er mit Zurücklassung seiner Waffen einen Weg dicht am Rande des Baches ein, der sich über Steine und Gestrüpp bald im Dickicht verlor.

Schorf schnarchte laut, allein es war augenscheinlich, daß auch er sich nur schlafend stellte. Nach einigen Minuten stieß der Amerikaner Waldberg an und flüsterte ihm in's Ohr:

„Der Schurke geht nach Verstärkung. In einer halben Stunde können wir umzingelt sein. Es sind sechs Männer — ich ahnte es wohl — alle gut bewaffnet und vollständig entschlossen, Jedem den Rest zu geben, der ihren Argwohn erregt. Ihr, lieber Herr, müßt hinüber über's Wasser, die Pferde festzusatteln und aufzuzäumen. Geht langsam, um Euern Argwohn nicht zu verrathen und nehmt meine Satteltasche und Eure Waffen mit. Laßt die Pferde los und bindet die Stricke an den Sattelknopf. Darauf deckt Ihr mir von drüben aus den Rücken und sichert meinen Rückzug."

„Es soll geschehen," flüsterte Waldberg.

„Sollte ich im Kampfe fallen, zu dem es jedenfalls kommen wird, so kümmert Euch nicht um mich. Rettet Euch und meine Satteltasche, in der Ihr ein Packet mit wichtigen Depeschen findet, die Ihr an die Addresse abliefern mögt. Seid Ihr ein guter Schütze?"

„Ich denke, Ihr könnt darauf rechnen, daß ich wenigstens zwei Mann auf mich nehme, — wenn — ja wenn wirklich ein Angriff auf uns erfolgt. Die Sache scheint mir noch sehr zweifelhaft."

„Wohl! So vertilgt von den Schurken so viele Ihr könnt. Und nun ist es Zeit zu gehen."

Waldberg erhob sich langsam, schürte das Feuer an, hüllte sich fester in seine Decke und ergriff beim Weggehen, wie er glaubte unbemerkt, seine Waffe und die Satteltasche des Amerikaners. Langsam glitt er am Ufer hin, bis er die Felsstücke erreicht hatte, über die sein Weg führte. Hier warf er einen Blick zurück und sah die beiden Zurückgebliebenen noch ganz in ihrer vorigen Stellung. Wir verlassen ihn bei seinem Werke und folgen im Geiste dem Mügge, der durch das Gestrüpp des Ufers dahinschlich.

Sobald er sich weit genug vom Lagerplatz entfernt glaubte, zog er aus seiner Tasche eine Blendlaterne und zündete das Licht an. Er mochte etwa zwei Meilen gewandert sein, als er ein Signal mit einer kleinen Hornpfeife gab, das sofort erwidert wurde. Wenige hundert Schritte weiter abwärts leuchtete ihm ein schwacher Feuerschein entgegen, und den mühsam Daherkeuchenden redete eine Stimme aus dem Dunkel des Dickichts an.

„Was giebt's? Seid Ihr's, Don Teodoro?"

„Zum Aufbruch, Don Miguel. Da sind uns zwei Fliegen in's Netz gefallen, die offenbar wissen, woher der Wind weht. Sie müssen zum ewigen Schweigen gebracht werden. Aber vorsichtig — sie sind gut bewaffnet!"

Das Gespräch wurde in spanischer Sprache geführt. Don Miguel und Mügge bogen um eine Felsenecke und fanden an einem

kleinen Feuer, das vor dem Eingange einer kleinen Felsenhöhle angebracht war, drei Männer beschäftigt, ihre Waffen in Stand zu setzen. Es waren zwei Mexikaner, Männer von mittlerer Größe, schlank, aber muskulös und mit Entschlossenheit und Schlauheit in ihren Gesichtszügen, und ein grundhäßlicher alter Indianer. Don Miguel selber zeigte sich im Scheine des Feuers als ein junger, schöner Mann, von fast weibischem Ansehen und Geberden. Es sollte sich bald zeigen, daß er die Seele der Bande war.

„Welchen Weg wählen wir? Diesseits oder jenseits des Creeks?" fragte er den Deutschen.

„Die Pferde der Fremdlinge stehen jenseits, der Lagerstätte gerade gegenüber. Es wird gut sein, sich derselben vorher zu versichern, damit sie nicht entrinnen können. Gelänge ihnen dies, so wäre es ebenso gut, wir ließen sie mit heiler Haut laufen. Zwei Mann, Don José und der Navajo-Chief mögen die Pferde nehmen, wir andern drei gehen diesseits des Creeks."

„Ihr seid ein Muster von Weisheit, Don Teodoro," spöttelte der Mexikaner. „Die Regierung hätte Euch zum Haupte der Expedition machen sollen. Wenn Alles darauf ankommt, die Fremdlinge von ihren Pferden zu trennen, so lasset uns ruhig hier. Die „Holztaube" hier—und er wies auf den Indianer—wird mit dieser Aufgabe allein fertig. Wisset Ihr auch gewiß, daß die Fremdlinge uns auf unserer Fährte folgen?"

„Sie haben es selber gestanden."

„So seid überzeugt, Caballero, daß sie noch mehr Leute im Hinterhalte liegen haben. Sonst würden sie nimmer freiwillig in die Höhle des Löwen sich gewagt haben."

Der Bergmann schrak sichtlich zusammen. Der Schluß war treffend—das fühlte er und sah den jungen Mann mit fragender Geberde an.

„Ist Eure Weisheit zu Ende? Gut! Verliert nur nicht zugleich mit dem Verstande die Tapferkeit. Will mein Vater — sagte der Mann zum Indianer gewandt—die beiden Pferde holen und, wenn er sie verborgen hat, sich gegenüber dem Lagerplatz in den Hinterhalt legen?"

Der alte Chief erhob sich von der Erde und schritt lautlos der Fuhrt zu, welche hier, wie wir es oben vom Amerikaner gehört haben, dicht neben der Höhle über den Bach führte. Drüben stand sein Pferd in der Prärie, er schwang sich hinauf und verschwand im Dunkel der Nacht.

„Ihr Andern folgt mir," fuhr Don Miguel fort und schlug den Weg diesseits des Wassers ein, der um das Dickicht des Bottoms herumführte. „Es darf kein Schuß fallen," sagte er im Gehen zu seinen Begleitern — „der Dolch muß Alles allein verrichten. Und Ihr, Don José, müßt diesen Theil der Arbeit mit dem Hauptmann allein abmachen, während wir Euch vor einem etwaigen Hinterhalte schützen."

Sie schlichen schweigend davon und mochten an der Stelle angekommen sein, wo ihre Pferde graseten, und das Lagerfeuer der beiden Deutschen durch das Dickicht sichtbar wurde, als von da unten ein Schuß an ihr Ohr schlug.

"Carracho!" murmelte Don Miguel — und seine Genossen wollten ungestüm vordringen. „Leise, bei allen Teufeln!" flüsterte er ihnen zu und drang voran durchs Gebüsch.

Wir müssen zu Waldberg zurückkehren, der mit dem Aufzäumen der Pferde längst fertig, sich am Ufer in's hohe Gras gelegt hatte, die Enden der beiden Stricke, welche am Halse der Pferde befestigt waren, mit seinem linken Knie an den Boden festdrückend, um die Thiere im Augenblicke zur Hand haben zu können, und mit ungetheilter Aufmerksamkeit die Lagerstätte am andern Ufer beobachtend, wo noch Alles in derselben Ordnung war, als wir es verließen. Seine Augen suchten das Dunkel des Laubdickichts zu durchdringen, und kein Blatt am Busche konnte sich bewegen, ohne daß er es gemerkt hätte. Von Zeit zu Zeit zog er mit der Linken die Stricke ein wenig an, um sich zu überzeugen, ob die Pferde noch daran hingen. Er mochte weit über eine Stunde so da gekniet haben, und die Stellung wurde ihm unbequem. Indem er leise sich erhob, faßte

er die Stricke mit der Linken und zog sie, wie gewöhnlich an, als ihn ein Stoß zu Boden warf, ein Schuß über den Fluß herüber fiel, und gleich darauf ein schwerer Gegenstand über ihn herstürzte.

Mit krampfhafter Anstrengung raffte er sich empor und wälzte die auf ihm liegende Last bei Seite. Ein Augenblick genügte, ihn zu überzeugen, daß die beiden Pferde fort waren, und ein Indianer, das gezückte Messer in der Faust, sich blutend im Grase wälzte, aus dem er sich blitzschnell wieder erhob, um den ersten verunglückten Todesstoß auf ihn zu erneuern. Seine Büchse war ihm entfallen, sein Bowiemesser stak sicher im Gürtel, so daß er es, in seine Decke gehüllt, nicht erlangen konnte. Das Messer des Indianers schwebte wieder über ihm, während die Linke des Wilden nach seinem Halse griff, um das Opfer festzuhalten. Da faßte er sich kurz — und mit all seiner jugendlichen Gewandtheit und Kraft gab er dem Indianer, ehe er ihm ausweichen konnte, einen Tritt vor den Leib, daß er ächzend zusammenstürzte.

Im nächsten Augenblicke hatte er Bowiemesser und Büchse zur Hand und sah sich nach weiteren Feinden um.

Ehe er noch auf dieser Seite des Wassers deren bemerken konnte, wurde seine Aufmerksamkeit durch ein Geräusch nach der andern gelenkt. Dort lag der Amerikaner am Boden, und der Deutsche, der sich Schorf genannt hatte, knieete ihm auf der Brust, und zielte mit dem Messer nach seiner Kehle. Der Elende hatte den Augenblick benutzt, während dessen der wachsame Amerikaner die bereitliegende Büchse auf den Indianer abfeuerte, der seines Gefährten Leben bedrohte, und hatte ihn überfallen und entwaffnet. Es war ein kurzes, fürchterliches Ringen, mehrere Male kugelten sich die Kämpfer über einander, bis der Amerikaner zuunterst liegen blieb.

In dem Augenblicke, als dieser erliegen zu müssen schien, feuerte Waldberg einen gut gezielten Schuß, der seinen Gegner zu Boden streckte. Er rollte mit einem letzten Angstschrei bergab und ins Wasser und verschwand unter den tosenden Wellen. Der Amerikaner sprang auf—er war stark an den Händen verwundet, da er in das Messer seines Gegners gegriffen hatte—er faßte seine Büchse und eilte den Felsblöcken zu, um das andere Ufer zu gewinnen.

Eben wollte er den Fuß auf den nächsten Block setzen, als zwei Gestalten aus dem nächtlichen Dunkel ihm entgegentraten. Don Miguel war es, der ihm den Weg abschnitt, und Don José, der ihn von der Seite mit einem Bowiemesser anfiel, das er aus der Entfernung weniger Schritte ihm auf den Leib schleuderte.

Getroffen von der mit nie fehlender Sicherheit geworfenen Waffe, sank er augenblicklich in die Kniee. Es war dicht am Rande des Wassers — und in seinem Todeskampfe erfaßte er einen Busch, der ihn allein noch von den Wellen trennte. Die beiden Bösewichter wollten sich über ihn stürzen, aber es war am Boden so dunkel, und der schmale Raum war so abschüssig und schlüpfrig, daß sie nur langsam vorwärtstappen durften. Inzwischen wurde es laut in den Büschen, der dritte Mexikaner und der Deutsche brachen aus dem Dickicht hervor, und der Letztere ergriff einen mächtigen Feuerbrand, um die Stätte des Kampfes zu beleuchten.

Alles dies hatte nur wenige Sekunden gewährt. Waldberg warf *einen* Blick nach dem andern Ufer, das dort Vorgefallene mehr errathend, als erschauend, und einen zweiten auf den Indianer, der sich noch immer stöhnend am Boden wälzte. Rasch senkte er ihm sein Bowiemesser bis an den Griff in den Leib und sprang dann mit Todesverachtung auf den nächsten Felsblock, um seinem Freund zu Hülfe zu eilen.

Ein Schuß von jenseit hemmte seine Schritte, und gleichzeitig sprang ihm von der andern Seite Don Miguel entgegen, offenbar in der Absicht, ihn durch einen entschlossenen Anlauf in die Fluthen zu stürzen.

Aber Waldberg kam ihm zuvor. Er fühlte sich nicht verletzt. Das Felsstück, auf dem er stand, war niedriger als das, welches Don Miguel eben erreicht hatte. Zum Zielen und Feuern war keine Zeit. Entgegenspringend ihn von der höhern Felsplatte herabzuwer-

fen, war unmöglich. So stellte er sich denn breitspurig auf seinen kräftigen Schenkeln zurecht und erwartete des Gegners Anlauf.

Dieser erfolgte fast in demselben Augenblicke. Der Stoß warf unsern Freund zwar in die Kniee, aber der Mexikaner erlitt einen so gewaltigen Anprall, daß er sofort am Rande des Felsens abglitt und in die Fluth hinabrollte. Sein Messer hatte sich durch die Falten der Decke gebohrt, in welche Waldberg gehüllt war, ohne diesen zu verletzen, und fiel klirrend auf den Stein und seinem Besitzer nach in den Strom.

Waldberg sprang auf. Ein zweiter Schuß knallte ihm entgegen, ohne ihn in dem herrschenden Dunkel zu treffen, und er erreichte in demselben Augenblicke das andere Ufer, als der Bergmann mit der Fackel herankam. Erschrocken wichen die beiden Mexikaner in das Dickicht zurück, und ehe der Deutsche Zeit hatte, sich zu besinnen, schmetterte ihn Waldbergs letzter Schuß darnieder. Sein Feuerbrand fiel in den Strom — aber bevor er erloschen war, hatte Waldberg seinen Freund gefunden.

Er lud ihn mit der Stärke der Verzweiflung auf seine Schulter und trug ihn über die Trittsteine nach dem andern Ufer. Es kam ihm in diesem entscheidenden Moment äußerst gelegen, daß Don José sein Messer verloren hatte, das noch in des Amerikaners Seite haftete, und daß beide Banditen ihre Schüsse weggegeben hatten. Am jenseitigen Ufer angelangt, verbarg er sich und seinen regungslosen Freund im hohen Grase und hinter einem Busche und lud eilends seine Doppelbüchse wieder.

Allein er war vor einem erneuten Angriffe sicher. Die beiden Mexikaner, welche fürchteten, die Fremdlinge könnten Hülfe von einem Hinterhalte aus finden, der durch das Schießen bereits aufmerksam geworden sein mußte, suchten das Weite, und Waldberg behielt Zeit genug übrig, seines Gefährten Wunde zu untersuchen.

Das Messer hatte den rechten Arm gestreift und war dicht unterhalb des Schulterblattes zwischen zwei Rippen bis zur Tiefe von vielleicht zwei Zoll eingedrungen. Als Waldberg es aus der Wunde gezogen hatte, sank der Amerikaner ächzend in's Gras zurück und stöhnte: „Laßt mich allein — mit mir ist's vorbei — rettet Euch und die Depeschen — die Depeschen!“

Im nächsten Augenblicke war er leblos — war es der Tod, war es eine Ohnmacht — Waldberg konnte es bei dem ungewissen Lichte nicht unterscheiden, das vom Lagerfeuer jenseits herüberfiel. Er konnte nichts Besseres thun, als die Pferde suchen, ohne die sein eigenes, wie seines Gefährten Leben auf dem Spiele stand.

Im Grase gebückt fortkriechend, weil er vor etwaigem Feuer der Mexikaner auf der Hut sein mußte, stieß er auf den Leichnam des Indianers, der völlig kalt und steif geworden war. Dann traf er auf die beiden Stricke, woran die Pferde gebunden gewesen waren. Er fand sie mit demjenigen Ende, welches früher am Halse befestigt war, an Muskertbüsche gebunden. Der schlaue Indianer hatte sie zerschnitten, um Waldberg nicht merken zu lassen, daß er die Pferde entführe, und an die schwanken Reiser gebunden, um diesen so lange in der Täuschung zu erhalten, bis er die Pferde beiseite gebracht und ihn selber überfallen haben würde. Daß ihn dabei die Kugel des Amerikaners ereilte, den er schlafend geglaubt, wissen wir bereits.

Waldberg nahm die Stricke an sich und suchte, mit den Händen umhertastend, die Spur, auf welcher die Thiere hinweggetrieben worden waren. Er brauchte nicht weit zu suchen, so fand er einen breiten Fleck niedergetretenen Grases, wo offenbar der Indianer sein Pferd angebunden hatte, bevor er unsern Freund beschlich. Von da führte ihn die Spur etwa zwei Meilen weit abwärts bis an einen schwach ausgetretenen Pfad, der nach dem Wasser hinunterführte. Es war die Crossing (Fuhrt), von der wir schon zweimal berichtet haben, und allen Anzeichen nach mußten die Thiere über das Wasser gebracht worden sein. Jenseits glimmte in der von dem Amerikaner ihm bezeichneten Höhle ein erlöschendes Feuer — dasselbe, an welchem wir vorher die Mexika-

ner gefunden hatten. Menschen waren jenseits nicht zu sehen — das gänzlich niedergebrannte Feuer berechtigte zu der Vermuthung, daß die Mexikaner noch nicht dahin zurückgekehrt seien. Alles war still — nur der geschwollene Strom rauschte — der Uebergang mußte gewagt werden.

Horch! — ein Schnauben und Scharren von Pferden jenseits! — Sie sind dort hinter den Felsen—dachte Waldberg und warf sich in die Fluth, die ihm schon nach wenigen Schritten bis unter die Arme reichte.

Er kämpfte gewaltig mit dem Strome und hatte eben festen Fuß jenseits gefaßt, als ihm ein menschlicher Körper zwischen die Hände kam. Er schauderte zusammen— aber er besann sich rasch und schleppte ihn mit sich an's Ufer. Es war der Deutsche, den seine Kugel über dem Amerikaner getödtet hatte, nnd den der Strom hier herabgetrieben brachte.

„Unglücklicher Landsmann!" dachte er— „was mag wohl aus Dir einen Räuber gemacht haben?"

Und er tappte zwischen den Felsstücken des Ufers herum und fand bald die beiden Pferde dicht neben der Höhle angebunden. Ein drittes, das des Indianers, stand dabei. Er band es ebenfalls los und wollte die drei Thiere über den Strom zurückbringen. Aber sie scheuten mächtig vor dem Leichnam—und wollte er sie beruhigen, mußte er denselben dem Strome wieder zur Beute geben.

Als er zu der Stelle zurückkam, wo er den Amerikaner verlassen, fand er wieder einige Lebenszeichen an ihm. Er untersuchte nochmals den eiligen Verband, den er ihm angelegt und hob ihn dann auf sein Pferd, auf dem er ihn, so gut es gehen wollte, festband, um ihn nach der nächsten besten Ansiedlung zu bringen und vielleicht sein Leben noch zu retten.

Das machte ihm aber unsägliche Schwierigkeiten. Das edle Thier des Amerikaners scheute unabläßig unter der Berührung, in die es mit den erstarrten Gliedern seines Herrn gebracht wurde. Der Geruch des Blutes und das Führen am Zügel kam dazu, es zu beunruhigen. Er mußte endlich selbst absteigen und beide Pferde am Zügel führen. Auch so noch kam er mit Mühe vorwärts, und er war bereits völlig erschöpft, als der Tag zu grauen anfing, und er eine betretenere Straße erreicht hatte.

„Laßt mich hier," hauchte der Schwerverwundete, „und sucht Hülfe am Salado, wo ihr in einigen Stunden sein könnt. Ich kann so nicht weiter, und vielleicht finden mich mitleidige Reisende hier. — Aber die Depeschen —"

Er sank auf's Neue in Ohnmacht, und Waldberg gewann nunmehr die Ueberzeugung, daß er den Unglücklichen sich selbst überlassen müsse. Ein rascher Ritt nach der nächsten Ansiedlung konnte vielleicht die Hülfe noch am ersten beschleunigen. Er nahm die Satteltasche des Verwundeten auf sein Pferd, beugte sich noch einmal mit Thränen im Auge zu ihm nieder und eilte dann davon.

Er mochte einige Meilen zurückgelegt haben, als er bei einer Biegung des Weges zwei Reiter hinter sich herkommen sah, die mit aller Kraft ihn einzuholen suchten. Waren es die Mexikaner, welche der Schlächterei in der verwichenen Nacht entronnen und auf seiner Verfolgung waren — oder waren es Freunde? Er entschloß sich, stillzuhalten, bis er im ersten Morgenlichte sie erkannt haben würde und untersuchte seine Waffen.

Die Reiter kamen im Galopp heran. Es waren zwei Amerikaner, gekleidet, wie alle Hinterwäldler, in hirschlederne Wämser und Beinkleider, die mit ledernen Franzen besetzt waren. Sie waren sehr gut beritten und bewaffnet.

Waldberg ritt ihnen entgegen und bot ihnen einen guten Morgen.

„Habt Ihr, meine Herren, auf Eurem Wege einen Schwerverwundeten getroffen? Sein Pferd war dicht dabei angebunden?"

„Allerdings. Der Mann war todt."

„So ist er einen Augenblick nach meinem Aufbruche verschieden," — sagte Waldberg im schmerzlichsten Tone. „Wir haben diese Nacht ein hartes Gefecht mit sechs Räubern bestanden, die uns überfielen, und mein Begleiter wurde darin verwundet. Saht Ihr

nicht zwei Mexikaner oder ihre Pferde auf Eurem Wege?"

„Nichts von alledem."

„So helft mir das nächste Settlement finden und einen Wagen holen, um den Leichnam meines unglücklichen Freundes unter Obdach und zu einem Arzte zu bringen, der ihn vielleicht noch zu retten vermag."

„Wir begleiten Euch nach dem nächsten Hause."

Die Amerikaner waren einsylbig und düster, aber Waldberg, in seine eigenen Gedanken versunken und noch unter den Folgen der nächtlichen Aufregung leidend, beachtete dies kaum.

Nach einem fast zweistündigen scharfen Ritte querfeldein erreichte man eine einsame Farm, deren Eigenthümer nur ungern sich dazu verstand, den Leichnam hereinbringen zu wollen.

Die Reiter brachen wieder auf und erreichten gegen Mittag, ohne einen Augenblick gerastet zu haben, den Salado. Hier hatte Waldberg die Depeschen abzugeben, welche an General Hays adressirt waren, und ohne weiteren Aufenthalt, als nöthig war, die traurigen Ereignisse der letzten Nacht kurz zu erzählen, verließen sie die Farm des Generals, der persönlich nicht zugegen war.

Die drei Reiter erreichten San Antonio eine Stunde später, und Waldberg eilte, der Behörde die Anzeige des Vorgefallenen zu machen. Die beiden Amerikaner, welche nicht von seiner Seite gewichen waren, traten, sobald er seinen Bericht abgestattet hatte, hervor und sprachen ihre Vermuthung aus, daß Waldberg selber der Mörder gewesen sei. Sie beantragten seine sofortige Verhaftung.

Waldberg war wie aus den Wolken gefallen; einen Augenblick übermannte ihn Bestürzung und Scham, unter eine solche Anklage gestellt zu werden. Die sichtbaren Zeichen seiner inneren Verwirrung wurden ihm als ein weiteres Anzeichen seiner Schuld ausgelegt, und da er in der Stadt selber keine Bekannten hatte, die für sein Erscheinen vor dem Geschwornengericht Bürgschaft stellen konnten, so verordnete der Richter seine Verhaftung.

Er wurde durchsucht, und man fand bei ihm zwei blutige Bowiemesser. Das eine, welches er dem Indianer in den Leib gestochen hatte, erkannte er ohne Umstände als das seinige an, das andere, welches er seinem Gefährten aus der tödtlichen Wunde gezogen, hatte er zu sich gesteckt, da es vielleicht zur Entdeckung des Mörders würde führen können.

Der Richter war ein Mann ohne sonderliche Menschenkenntniß und Gewandtheit. Er ließ den Verhafteten trotz der Würde gekränkter Unschuld, die in seine ganze Haltung zurückgekehrt war, und trotz seiner wiederholten Versicherungen, daß er vielmehr der Retter seines Begleiters sei, in's Gefängniß abführen, um Zeit zur Besinnung zu gewinnen, wie ein so schwieriger Fall auf's Angemessenste zu behandeln.

Als Waldberg mit sich selbst hinter Schloß und Riegel allein war und seine eigenthümliche Lage überdachte, fiel es ihm schwer auf's Herz, wie viele dringende Verdachtsgründe gegen ihn sprechen würden, wenn seine Anklage vorkommen würde. Er war in der Nähe des Leichnams gefunden worden in einer Gegend, wo weit und breit keine anderen Menschen gleichzeitig zugegen waren; es konnte scheinen, er sei auf einer eilfertigen Flucht befindlich gewesen, denn er war scharf auf- und davongeritten. Man mußte auf jener entfernten Farm, wo er des Abends zum ersten Male mit dem gemordeten Begleiter zusammengetroffen war, Zeugniß finden, daß den ganzen vorigen Tag Niemand als die beiden Reisenden die Straße passirt habe, und daß sie zusammen weggeritten waren. Das Bowiemesser, das er seinem verwundeten Gefährten aus den Rippen gezogen, mußte natürlich in die Wunde passen. Sollte man irgendwie ermitteln, daß die Reisetasche, welche er auf Bitten des Gefährten an sich genommen hatte, diesem eigenthümlich gehört habe — und er selber mußte dies ja zu seiner Rechtfertigung gestehen — so lag ein Anzeichen auf Raubmord gegen ihn vor. Seine Kleider waren mehrfach vom

Kampfe her mit Blut befleckt — wer aber würde ihm die Geschichte von dem Ueberfall der sechs Mörder glauben wollen? War sie nicht ganz unwahrscheinlich? Waren auch zu jener Zeit in Texas Räuberbanden keine Seltenheit, so hatte man doch aus jener Gegend, woher Waldberg kam, neuerdings nichts von Mordanfällen gehört! Wie unwahrscheinlich, daß der gemordete Amerikaner sich allein mit einem Deutschen, den er erst seit einem Tage kennen gelernt hatte, auf die Fährte von sechs verwegenen Banditen gewagt und in ihrer Höhle übernachtet haben sollte! Wie unwahrscheinlich, daß sie einer solchen Uebermacht entkommen sein sollten, der Deutsche noch dazu mit heiler Haut! Und wenn nun, auf Antrag der Vertheidigung eine Untersuchung des Schauplatzes dieses Kampfes vorgenommen werden sollte — wer bürgte dafür, daß man noch irgend eine Spur desselben vorfinden würde? Die beiden Merikaner hatten Zeit genug gewonnen, um den Leichnam des Indianers und des Bergmannes zu verscharren und die Spuren ihrer Schandthat zu verwischen; Don Miguel und der gewesene deutsche Offizier mußten längst von den Fluthen—wer weiß wohin geschwemmt worden sein! Kam ihm doch die Gesammtheit der Erlebnisse vergangener Nacht, wenn er sie nunmehr in einsamer Stille wieder an seiner Erinnerung vorüberführte, wie ein gespenstischer Traum vor! Sollte wohl der unverkennbare Ausdruck der Unschuld in seinem ganzen Wesen ihm vor einer Jury in diesem Lande viel helfen, wo damals die Bevölkerung großentheils aus Verbrechern bestand, die hier Zuflucht vor der strafenden Gerechtigkeit gefunden hatten? Und herrschte nicht ein unüberwindliches Vorurtheil gegen alle Deutschen im Lande? Er war ein neuer Ankömmling in Texas, und nur eine Seele war in demselben Lande, welche ihm Zeugniß seines Wohlverhaltens geben konnte — eine Person, die selber ziemlich unbekannt war — ein junges bildschönes Mädchen, eine reiche Merikanerin von San Antonio, die er in einer der Kostschulen von New Orleans kennen und lieben gelernt hatte, und welcher zulieb er nach Texas gegangen war, als sie in's elterliche Haus zurückkehren mußte. Sollte er etwa diese — seine Angebetete — als Leumundszeugin für sich aufrufen? — Wie lächerlich! wie grausam! wie unedel! das hieße obendrein sie sich auf immer verscherzen. Kurz, je mehr er sich die Sache überlegte, um so trostloser kam sie ihm vor.

So vergingen ihm eine Nacht und der nächste Tag, ohne daß er Beruhigung gefunden hätte, und ohne daß er einen Menschen zu sehen bekommen hätte, als den Schließer, der ihm hämisch mittheilte, es sei eben Court in der Stadt; Gericht und Jury seien versammelt, um eine Reihe von Kriminalfällen zu verhandeln, und morgen früh werde er vor die Grand Jury geführt werden, die zu entscheiden haben werde, ob und welche Anklage gegen ihn zu erheben sei.

Von diesem Augenblicke an war er gefaßt. War es das Uebermaß unerwarteter und peinlicher Eindrücke, welche in den letzten Tagen ihn bestürmt hatten, oder war es der Trost, der für ihn in seinem guten Gewissen lag, oder endlich die Gewißheit, morgen schon sein Geschick entschieden zu sehen,—was seine Ruhe wieder herstellte — wir wissen es nicht. Genug, er schlief süß und fest die ganze Nacht und mußte am andern Morgen geweckt werden, um vor der Grand Jury zu stehen.

Die Sitzung war, wie immer damals und mehrentheils noch jetzt in Texas, eine öffentliche. Eine große Menschenmenge füllte die Zuschauerplätze. Die Grand Jurors waren bereits versammelt, der Vorsitzende hatte seinen Platz schon eingenommen — Alles harrte dem Erscheinen des jugendlichen Angeklagten entgegen, der kaum das Land betreten hatte, als er schon als Mörder vor Gericht stehen sollte.

Es war ein unläugbar günstiger Eindruck, den seine edle und männliche Erscheinung hervorbrachte. Daß er die Landessprache fertig genug sprach, war ein bedeutender Vortheil für ihn, und das Bewußtsein, in einer so großen Versammlung zu sprechen, gab ihm jene erhöhte Stimmung, welche in geeigneten Augenblicken Andere mit fortreißt.

Nachdem der Vorsitzende ihm Namen, Al-

ter, Geschäft und dergleichen abgefragt, hielt er ihm vor, daß er vor den Schranken stehe, eines Mordes beschuldigt. Er forderte ihn auf, in der Sache zu sagen, was er wisse.

Waldberg erzählte sein Zusammentreffen mit dem Amerikaner, die Reise in seiner Gesellschaft während eines Tages, die Vorfälle in der Nacht und am nächsten Tage und gestand am Schlusse, daß er überrascht gewesen sei, nach Allem, was er bei dieser Gelegenheit erlebt und gethan, eines schweren Verbrechens beschuldigt zu werden. Dann setzte er sich ruhig nieder.

Die beiden Amerikaner wurden vorgerufen, um ihr Zeugniß gegen Waldberg vorzubringen.

Dieses Zeugniß war denn nun freilich sehr schwach. Sie konnten nicht behaupten, daß sie den Mann, den sie angeklagt, in der Nähe des Ermordeten gefunden. Er war auch, als sie ihn einholten, nicht vor ihnen geflohen; er hatte sie erwartet, befragt, ob sie den Verwundeten gesehen, er hatte den tiefsten Schmerz über den Verlust seines Gefährten gezeigt—das Alles mußten sie eingestehen.

Darauf ward der beschworne Bericht der Todtenschau-Jury vorgelesen. Diese hatte sich an Ort und Stelle verfügt, den angeblich todten Mann l e b e n d, wenn auch sehr geschwächt vorgefunden und von ihm eine kurze Erzählung des Ueberfalls in jener verhängnißvollen Nacht erhalten, welche mit der von Waldberg gelieferten im Wesentlichen übereinstimmte.

Der Angeklagte athmete hoch und frei auf, und es war schwer zu sagen, ob er mehr Freude über die günstige Wendung seines eigenen Schicksals, oder über das Wiederaufleben seines Schicksalsgefährten empfand.

Den Zuhörern war die Verhandlung immer spannender.

Der Arzt ward vorgerufen, welcher zur Hülfe des Kranken gerufen worden war. Er berichtete, daß die Wunde im Rücken keinen der innern edleren Theile, sondern nur die umgebenden Gewebe und Muskeln verletzt, aber einen sehr bedeutenden Blutverlust herbeigeführt habe, in Folge dessen der Verwundete vor Wochen schwerlich im Stande sein werde, vor dem Gerichte zu erscheinen, um den Angeklagten zu rekognosciren. Doch stimme die Beschreibung, welche er von seinem jungen Lebensretter entworfen, genau mit der Person des Angeschuldigten überein.

Ein Deputy-Sheriff trat auf und zeugte, daß er, vom Gericht zur Untersuchung der Lokalität abgesandt, allerdings den bereits von Wölfen arg zerrissenen Leichnam eines Indianers, weiter abwärts aber den Leichnam eines Mexikaners, der vom Strome angeschwemmt zwischen Baumwurzeln hängen geblieben war, und außerdem an beiden Ufern unzweideutige Spuren eines wüthenden Kampfes gefunden habe. Eine zerbrochene Büchse, die auf dem einen Feuerplatze liegen geblieben, habe er mitgebracht.

Was sollen wir der Verhandlung weiter folgen? Der Staatsanwalt ließ die Klage fallen, und die Grand Jury hatte unsern Helden kaum feierlich von der Anklage losgesprochen, als zwei störende Zwischenfälle der übrigen Verhandlung ein rasches Ende machten.

Kaum war das Wort „freigesprochen" erschollen, als von einer der Tribünen ein gepreßtes Herz in einen unwillkürlichen Freudenruf ausbrach. Aller Augen wandten sich dort hin. Ein junges, tiefverschleiertes und doch augenscheinlich bildschönes Mädchen, die sich im Gewühl der Zuschauer schüchtern verborgen gehalten hatte—sie war es, welche diesen Freudenruf ausgestoßen hatte. Es kannten sie nur wenige Anwesende, denn sie war auswärts vom Kind zur Jungfrau herangewachsen. Einer aber kannte sie — kannte sie sofort an der Stimme und sprang, ehe noch der Sheriff Zeit hatte, ihn aus den Schranken zu lassen, in halb wahnwitzigem Jubel über Barriere, Stühle, Tische und alle Hindernisse hinweg, um an ihre Seite zu gelangen.—Welch ein Wiedersehn!

Wer weiß, welche tollen Streiche er in seiner Herzensfreude noch gemacht, und wie sehr er sich, bei den strengen Schranken, welche die mexikanische Etikette dem weiblichen Geschlechte und seinem Umgange mit Männern setzt, durch seinen liebevollen Ungestüm geschadet haben würde, wäre nicht ein anderes

noch ungleich störenderes Ereigniß eingetreten. —Auf den Straßen entstand ein Höllenlärm. Pferdegetrappel, ferne Trompetenstöße, Rufe der Ueberraschung, des Entsetzens und Schreckens und ein verworrenes Geschrei, wie von einer Horde blutgieriger Teufel brausten im Nu durcheinander, und das Getöse wuchs mit jedem Augenblicke. Alles stürzte nach den Fenstern — aber von den Fenstern her riefen einige Stimmen: „Rette sich, wer kann!" Und wie beim Beginn eines Erdbebens ward Alles, was im Zimmer war, von einem panischen Schrecken ergriffen, stürzte nach der Thür, drängte sich wild über und durch einander, und der Lärm der Erstickenden, Getretenen wechselte ab mit Momenten einer wahren Todesstille, durch welche dann wieder starkes Pferdegetrappel auf der Straße hindurchdrang, übertönt von einzelnen langangehaltenen Trompetenstößen.

Was war es — das Niemand zu nennen wagte?

Aufs Neue jener satanische Ruf von Hunderten wilder, rauher Stimmen? — Was war es?

Waldberg eilte zum Fenster—und prallte erstaunt zurück.

Ein starker Haufen mexikanischer Reiterei ritt eben auf den Markt, gefolgt von Fußvolk und zwei Kanonen. Der wilde Jubelruf der Truppen mischte sich mit dem Geschmetter der Militärmusik und dem Angstgeschrei der Einwohner. Der dichte Nebel, welcher den feindlichen Ueberfall begünstigt hatte, ließ die Stärke der feindlichen Truppen nicht übersehen und verleitete ein eilig zusammengetretenes Häuflein kühner Amerikaner zu einem verwegenen Angriffe. Aber kaum hatten diese Braven mit ihren sicher treffenden Büchsen die vordersten Reihen des Feindes gelichtet, als sie selbst das Vergebliche ihrer Anstrengungen einsehen mußten. Aus allen Straßen die auf den Markt münden, brach der anfänglich zurückgewichene Feind hervor und während ein kannibalischer Haufe von Indianern aus den südlichen Stadttheilen heranstürmte, schleuderten die beiden Kanonen einen Kartätschenhagel über die kleine Heldenschaar, die sich bald von allen Seiten angegriffen, in ein Haus zusammengedrängt und zum Kapituliren gezwungen sah. In übermüthiger Siegestrunkenheit wälzte sich nun die feindliche Uebermacht durch die ganze Stadt.

Wie war dieser Ueberfall im tiefen Frieden möglich?

Es war im Spätsommer des Jahres 1842. Die Unabhängigkeit der Republik Texas seit 1837 gesichert, war noch immer von Meriko nicht anerkannt. Der Kriegszustand war also immer noch in Kraft, obwohl bedeutendere Feindseligkeiten seit 5 Jahren nicht vorgekommen waren. Noch konnte die merikanische Regierung den Verlust von Texas nicht verschmerzen, und von ihrem Groll hätte man allerdings eine Erneuerung des Krieges bei günstiger Gelegenheit erwarten sollen. Die lange Waffenruhe aber mochte die Wachsamkeit des teranischen Volkes erschlafft haben, — kurz der General Woll (ein ehemaliger preußischer Offizier, nun Landsknecht in merikanischen Diensten) konnte den langen Weg von Presidio del Rio Grande bis nach San Antonio (etwa 150 Meilen) zurücklegen, ohne daß man im Geringsten auf sein Kommen vorbereitet war. Es hatte nicht an Patrioten gefehlt, welche auf einen solchen Ueberfall gefaßt und dafür gerüstet waren. Der alte Jack Hays in San Antonio—ohne Vollmacht und Unterstützung der damals ganz mittellosen Regierung — hatte seine Kundschafter nach allen Grenzpunkten ausgeschickt und war noch Tags zuvor mit einem kleinen Häuflein in der Richtung ausgezogen, in welcher man einen etwaigen Ueberfall am ehesten vermuthen konnte. Allein General Woll kam auf einem andern selbstgebahnten Wege und hatte durch nach allen Seiten ausgesandte Streifpartien die Aufmerksamkeit der Amerikaner von seiner wahren Richtung abgelenkt. Sein Ueberfall war meisterhaft angelegt und gelang aufs Vollständigste. Es war eben die Distrikt-Court versammelt und in Sitzung; seine Reiter umzingelten das Courthaus und nahmen Richter wie Geschworne, Zeugen wie Parteien und dazu den Staats-

anwalt gefangen. Er brandschatzte alle Kassen, private wie öffentliche, wo er irgend Geld vermuthen konnte, und erzwang eine starke Naturalverpflegung für seine Truppen. Auch die Grand Jury sollte ihrem Schicksal nicht entgehen. Von der zahlreichen Versammlung, die wir oben bei dem Waldberg'schen Prozesse anwesend fanden, war es nicht einem Einzigen geglückt, das Haus zu verlassen. Die Mexikaner hatten gute Wegweiser, und mit deren Hülfe waren alle Ausgänge des Gebäudes besetzt, ehe einer der Anwesenden entrinnen konnte. Ebenso waren sie gut unterrichtet von Ansehen, Bedeutung und Amt jedes derselben, oder sie fanden wenigstens sehr bald alle diejenigen aus der Menge heraus, welche ihnen als Feinde gefährlich sein konnten. Nachdem sie vier oder fünf Gefangene gemacht, unter denen natürlich Waldberg nicht war, ließen sie die übrigen Personen ruhig nach Hause gehen. Uebrigens hielt Woll ziemlich gute Mannszucht, und—die unvermeidlichen Zudringlichkeiten der Indianer abgerechnet — kamen keine Plünderungen und Hausfriedensbrüche vor.

Wir sagten oben, daß General Hays die Seele der Widerstandsversuche war. Daß er Zeit genug gewonnen hatte, um einen erfolgreichen Widerstand vorzubereiten, verdankte man jenen Depeschen, welche Waldberg im Auftrage des verwundeten Amerikaners ihm überbracht hatte. Sofort nach deren Empfang sandte er Eilboten nach allen benachbarten Ansiedlungen und bezeichnete für die Freiwilligen Sammelpunkt und Tag des Eintreffens. Darauf ging er, wie schon erwähnt, mit einem kleinen Trupp auf Auskundschaftung des Feindes aus. Er fand ihn nicht, weil dieser sich einen neuen Weg gebahnt hatte, und mußte sich, um nicht abgeschnitten zu werden, auf Umwegen nach der Guadalupe zurückziehen, wo er Verstärkung an sich zog. Hier erreichte ihn unser Freund Waldberg.

Dieser hatte kaum seine Geliebte in Schutz gebracht, als er von einigen Amerikanern, welche der gerichtlichen Verhandlung seiner Sache beigewohnt hatten, aufgefordert wurde, mit ihnen zu den Freiwilligen des Jack Hays zu stoßen. Sie beehrten ihn mit der Anführung des kleinen Trupps, der sich des Nachts auf geheimen Wegen aus der Stadt stehlen mußte, um das Freie zu gewinnen, und Waldberg nahm die günstige Gelegenheit wahr, seinem Thatendurst ein Feld der Wirksamkeit einzuräumen. Ein Ritt von wenigen Stunden brachte sie an die Guadalupe.

Als er dem General Hays seine kleine Schaar vorführte, fand er in ihm einen einfachen Farmer, gekleidet wie alle Grenzansiedler, mit seiner Rifle bewaffnet, wie die gesammte Mannschaft, und anspruchslos in Worten und Geberden. Nichts an seinem Aeußern verrieth den Sieger in zwanzig Gefechten, einen der Haupthelden vom Jacinto. So schlicht und bieder wie sein Aussehen war auch seine Bewillkommnung.

„Ah—Ihr seid der Mann, der meinem Neffen das Leben rettete"—

„Nachdem er das meine gerettet," unterbrach ihn Waldberg.

„Und der mir die Depeschen brachte, welche General Wolls Abmarsch vom Presidio meldeten? Besten Dank! Und Ihr wollt uns helfen gegen den Erbfeind?"

„Wenn Euch meine Hülfe etwas nützen kann."

„Ihr seid dreifach willkommen. Haltet Euch an meiner Seite—Ihr seid ein Mann, wie wir sie brauchen. Zudem müßt Ihr mir verschiedene Einzelheiten aus jener verhängnißvollen Nacht erzählen. Meine Herren—fuhr er fort, zu den umgebenden Freiwilligen gewandt — laßt uns aufbrechen. Ich denke, Ihr seid meiner Meinung, daß wir nunmehr stark genug sind, es mit dem Feinde aufzunehmen."

Er sprach dies ganz ohne Selbstüberhebung, mit jenem ruhigen Tone, der bewies, daß der alte Held Kämpfe mit vier- und fünffach überlegenen Feinden siegreich zu bestehen gewohnt war. Augenblicklich ward es lebendig im Lager, und in wenigen Minuten saßen etwa 200 Männer auf, welche bisher in Gruppen zerstreut gelagert hatten. Sie sprachen wenig, sie thaten kurz und gut, was

sie für ihre Pflicht hielten; man sah diesen einfachen Männern keinen kriegerischen Geist an—und doch war vielleicht nicht Einer unter ihnen, der nicht schon mehrfach dem Tode auf dem Schlachtfeld in's Auge geblickt hatte. Waldberg mußte die Schnelligkeit und Bereitwilligkeit bewundern, mit welcher aus der noch so dünn bevölkerten Nachbarschaft so viele Kämpfer herbeigeilt waren. Er sprach gleichwohl gegen Hays seine Bewunderung aus, daß er nicht noch einen oder zwei Tage länger warte, bis er Verstärkungen an sich gezogen haben würde, die inzwischen noch zu erwarten waren.

„Macht Euch keine Sorge. Ich denke die Verstärkungen werden uns noch zeitig genug auf dem Kampfplatze einholen. Es kommt Alles darauf an, den hochmüthigen Feind so bald als möglich anzugreifen, selbst auf die Gefahr einer Niederlage hin, damit er sehe, daß er es noch mit den Männern von 36 und 37 zu thun hat, und daß wir im Frieden nicht erschlafft sind. Jede Meile Weges in's Land herein, die wir ihm ersparen, ist mit eines braven Gränzers Leben nicht zu theuer erkauft."

„Mein Begleiter — Euer Neffe, wie Ihr ihn nanntet — ist hoffentlich auf dem Wege der Genesung?" frug Waldberg.

„Ich sah ihn nicht selber; aber ich habe ihn auf meine Farm bringen lassen," war die Antwort.

„Eines war mir unerklärlich in seiner Handlungsweise. Der Hauptzweck seiner Sendung war, Euch Nachricht vom Rio Grande zu bringen über den Abmarsch des Feindes; wenn ihm aber Alles daran liegen mußte, so schnell und unbehelligt als möglich Eure Depeschen zu befördern, was für einen Grund mag er wohl gehabt haben, der Spur jener sechs Räuber zu folgen und sie in ihrem Schlupfwinkel zu besuchen?" Und Waldberg erzählte dem General, was wir im Beginn dieser Erzählung gehört haben.

„Mein junger Freund! Diese sechs Räuber waren, wie Ihr nunmehr selbst einsehen müßt, keine Räuber, sie waren eine jener zahlreichen Streifpartien, welche der Feind nach verschiedenen Seiten absandte, theils um alle Verbindungen zwischen dem Rio Grande und San Antonio abzuschneiden und zu verhindern, daß die Gerüchte von seiner Ankunft ihm zuvorkämen, theils um uns über die wahre Richtung seines Marsches zu täuschen und einander widersprechende Gerüchte im Lande zu verbreiten. Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, daß mein Neffe Harry aus Vorwitz dieser Streifpartie in die Hände gefallen sei. Sie hatten einen Indianer bei sich, einen alten geübten Pfadfinder, und waren mit Ausnahme der beiden Deutschen zweifelsohne sämmtlich Leute, deren Wachsamkeit Harry nicht hätte entgehen können. Seine Spur würde, wo immer er ihren Pfad gekreuzt hätte, sofort gefunden, und er würde eingeholt worden sein, da er ein müdes Pferd hatte. Zudem mußte er an jenem Abende irgendwo Nachtruhe halten und seinem Pferde Rast und Weide gönnen. Es gab nur ein Mittel für ihn, sicher durchzukommen, und das war—dicht hinter ihnen zu bleiben und in ihrer Nähe zu kämpen, um des andern Morgens mit dem ausgeruheten Pferde ihren Pfad zu kreuzen; dann hatte er Aussicht, ihnen zuvorzukommen. Da er nun an dem ersten Wachtfeuer zwei Deutsche fand, die er —Ihr müßt mir's nicht übel nehmen—nicht für schlau genug hielt, ihn zu überlisten, so kämpte er, auf Euren Beistand für den Nothfall rechnend, lieber gleich mit ihnen. Das bot mehrfachen Vortheil: er konnte sie vielleicht ausforschen und Dinge erfahren, die uns zu wissen nöthig sind, er hielt die Beiden bei sich am Feuer fest, so daß sie den unten lagernden Mexikanern keinen Wink geben konnten, und wagten sie dies trotzdem, so konnte er mit den beiden Gesellen im Handgemenge bald fertig werden. Immerhin gewann er inzwischen so viel Zeit, die Pferde sich satt grasen zu lassen und, wenn Gefahr nahte, im Dunkel der Nacht zu entwischen und einen Vorsprung zu gewinnen. Vielleicht auch bot sich Gelegenheit, die ganze Bande zu vernichten und den Zweck ihrer Sendung zu vereiteln."

„Woher aber konnte er denn wissen, daß die vier Mexikaner unten an der Crossing kämpten?"

„Das will ich Euch erklären, ohne daß ich dabei gewesen bin. Bei hohem Wasserstande gab es dort weit und breit herum keinen ungefährlichen Uebergang, als da, wo die beiden Lagerplätze sich befanden. Diese mußten die Mexikaner während der Nacht besetzt halten, um alle etwa hinter ihnen herkommenden Botschafter der Amerikaner auffangen zu können. An der untern Crossing, wo man dieselben am ersten erwarten konnte, nahmen deshalb die Mexikaner Platz, an der obern mußten die beiden Deutschen bleiben, welche zweifelsohne Offiziere im mexikanischen Heere und bei der Streifpartie von besonderem Nutzen waren, aber mit der Lebensart an der Gränze weniger vertraut sein konnten. Ihre Pferde ließen sie unweit des oberen Lagerplatzes grasen und die Mexikaner verbargen sich in der Höhle, um ihre Anwesenheit nicht zu früh zu verrathen. Ich glaube übrigens, daß diese Streifpartie den besondern Zweck hatte, nach Seguin zu vorzugehen, um einerseits den alten Caldwell zu beobachten, der dort wohnt — unser bester Gränzmann — andrerseits ihn auf eine falsche Fährte zu leiten."

Waldberg erzählte dem alten Helden seine Verhaftung und den Prozeß in San Antonio, und erhielt von ihm die Versicherung, daß man das ihm angethane Unrecht ihm wieder gut machen würde. So im ruhigen Gespräch dahinreitend, als wenn nicht ein harter Kampf ihrer harrte, oder heiter scherzend, um die Zeit zu vertreiben, erreichten sie des Abends den Salado und lagerten sich auf derjenigen Stelle, wo die alte Nacogdoches-Straße ihn kreuzt. Fortwährend unterwegs und die Nacht im Kämp stießen noch einzelne Freiwillige zu ihnen, um am Kampfe Theil zu nehmen. Am andern Morgen mochten es etwa 250 Mann sein, welche sich hier vereinigten, um einen fünffach stärkern Feind anzugreifen.

General Woll hatte nicht sobald das Heranrücken der Texaner gehört, als er ihnen entgegen zu gehen beschloß. Gleichzeitig erfuhr er, daß eine zweite Abtheilung Freiwilliger, etwa 60 Mann stark, von Seguin her nach dem Salado unterwegs sei und daß Caldwell dort in Begriff sei, noch weitere 5 bis 600 Mann von Ganzales und dem unteren Calorado zusammenzuziehen. Er mußte eilen und jede Abtheilung der Feinde einzeln zu vernichten suchen, wollte er nicht binnen wenigen Tagen umringt, abgeschnitten und erdrückt sein. Er sandte also den Hauptheil seiner Reiterei, welcher aus etwa 300 Mann bestand, den Seguinern entgegen und warf sich selbst nach Zurücklassung weniger hundert Infanteristen zur Bewachung seiner Gefangenen und geraubten Schätze mit etwas über tausend Mann und den beiden Kanonen gegen den General Hays.

Die Texaner fanden es beim Herannahen eines so überlegenen Feindes, dem sie nicht einmal Geschütz entgegenzustellen hatten, für gerathen, eine von Natur günstige Stellung in einem weiten Halbkreise längs des Bottomwaldes des Salado einzunehmen, hinter dem das Ufer hoch aufstieg und für den Fall des Rückzugs eine weitere feste Stellung bot. Dadurch machten sie das feindliche Geschütz völlig wirkungslos. Ihre Linie war außerordentlich weit ausgedehnt, um jede Umgehung zu verhüten und im Falle eines feindlichen Durchbruches möglichst wenig Mann auf einmal preiszugeben. So erwarteten sie den Angriff.

Aber so oft die mexikanischen Colonnen auch in die Nähe des Waldes vordrangen, so oft warf sie ein gut unterhaltenes Feuer zurück. Die Texaner hatten immer ihre Pferde hinter sich angebunden, um sich gewissermaßen zu vervielfältigen, indem sie immer denjenigen Punkt zu verstärken eilten, dem gerade ein Angriff drohte. Bald nach Mittag gab General Woll die Hoffnung auf, die texanische Linie zu durchbrechen und sandte seine Reiterei zu einer Umgehung ab. Unser Freund mit seiner kleinen Schaar und noch etwa funfzig Andere wurden von Hays beordert, diese Reiterei anzugreifen. Sie sprengten, vom Feinde ungesehen, bis zu einem kleinen Gehölze vor, feuerten ihre Büchsen von dort aus auf die Reiter ab, stiegen wieder auf und stürzten unter wildem Wuthgeschrei mit gezückten Bowiemessern und Pistolen auf die überraschten Feinde ein, welche

augenblicklich sich zur Flucht wandten. Sie folgten ihnen auf der Ferse und warfen sie auf den äußersten linken Flügel ihrer eigenen Infanterie, welche dadurch in Verwirrung gerieth. Gleichzeitig brach die übrige Mannschaft der Texaner beritten aus dem Walde hervor und stürzte sich auf die bereits entmuthigten Feinde. Es würde ein Gemetzel wie am Jacinto entstanden sein, hätte nicht General Woll mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart eine Reservecompgnie und die beiden Geschütze in aller Eile rückwärts auf eine das Thal beherrschende Anhöhe geführt, um von hier aus den Rückzug seiner übrigen Streitkräfte zu decken. Dieses geschickte Manöver nöthigte die Texaner zur Vorsicht. Sie zogen sich, nachdem sie dem Feinde zwischen 50 bis 60 Mann getödtet und weit mehr verwundet hatten, in den Bottom zurück.

Gleich nachdem dies geschehen war, brachte General Woll seine Verwundete in Sicherheit und rettete sich in Ordnung, aber mit möglichster Eile nach San Antonio, und ohne die Zurückkunft seiner Reiterei von der Unternehmung gegen die Seguiner abzuwarten, räumte er noch denselben Abend die Stadt und begab sich auf den Rückweg nach dem Rio grande.

Dieser für Texas so ruhmvolle Tag sollte aber viele schmerzliche Erinnerungen hinterlassen. Jene sechzig Seguiner waren wenige Meilen noch vom Schlachtfelde entfernt und galoppirten ohne Weg und Steg durch die Prärie nach der Richtung des Kanonendonners; sie waren vor blindem Kampfeseifer in völlige Unordnung gerathen und hatten die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln eines Heeres auf dem Marsche, Vortrab, Seitenwachen und Nachhut u. s. w. verabsäumt. Die mexikanischen Reiter hatten dies nicht sobald bemerkt, als sie von einem Hinterhalte aus und zugleich von mehreren Seiten auf sie Feuer gaben und sie umzingelten. Ehe noch die kleine Schaar zur Besinnung gekommen war, hatte sie nahe an fünfzig der Ihrigen verloren; der Rest wurde gefangen genommen und nach der Stadt gebracht.

Mit mehr als 200 Gefangenen und großer Beute bewerkstelligte General Woll seinen Rückzug. Zwar folgten ihm die Sieger am Salada bis zum Rio hondo nach und nahmen ihm noch zum Schluß die beiden Geschütze ab; allein sie hatten nicht mehr den alten Hoys zum Anführer, der einige Tage in San Antonio hatte zurückbleiben müssen, um die nachrückenden Freiwilligen zu organisiren, Unreinigkeit unter den Anführern scheint eine nachdrücklichere Kriegführung verhindert zu haben, und General Woll, der mit seiner Infanterie und seinem Troß von Gefangenen und beladenen Wagen schlechterdings nicht hätte aus dem Lande wieder herauskommen dürfen, brachte die Hälfte seiner Streitkräfte und seine ganze Beute sicher über den Rio grande.

Mit General Hoys war auch unser Freund in San Antonio zurückgeblieben. Wir brauchen wohl kaum anzudeuten, daß er, sobald er der Aufträge sich entledigt hatte, die ihm der alte Held gegeben hatte, seinen kranken Reisegefährten aufsuchte, den er in schleuniger Genesung begriffen fand. Sie schlossen die innigste Freundschaft und trennten sich nie mehr, selbst nicht während des mexikanischen Krieges, den beide mit durchfochten. Kurz nach dem Friedensschluß von Guadalupe Hidalgo führte Waldberg seine Geliebte heim.

An demselben Flusse, an dessen Ufern die Freunde in Noth und Kampf einander erprobt hatten, wohnen sie jetzt auf benachbarten reizend gelegenen Landsitzen. Wenn Freunde sie besuchen, dann werden diesen wohl die Stellen gezeigt, wo sie einander das Leben retteten.

Der Jude.

Eine Erzählung.

(Für die Monatshefte.)

Ich begab mich vor einigen Jahren nach Wien. Nachdem ich mehrere Table d'hôtes versucht hatte, ließ ich mich in einem Gasthaus in der Judenstraße nieder, wo eine

gewählte Gesellschaft zusammenkam. Die Reisenden aus Vergnügen täuschen sich selten in der Wahl ihrer Standorte: ich wenigstens fühle beim ersten Blick, ob ich an diesem oder jenem Platz behaglich sein werde, indem das Aeußere der Localität das Letzte ist, das mich bestimmt. Die Höflichkeit, der ich begegne, ist ebenfalls ein sekundärer Gesichtspunkt. Wenn ich aber einen harmonischen Ausdruck der Familie gewahr werde, wenn heitere Mienen und offene Blicke mir entgegentreten und zu sagen scheinen: bleiben Sie, wir werden uns verstehen, dann lege ich mit Vertrauen mein Reisebündel an dem gastfreundlichen Herde nieder, und mache es mir bequem wie inmitten der Meinigen.

Ist dieses moralische Uebereinkommen einmal getroffen, so wird die Schönheit mir nicht mehr gefährlich; das Bett meines Hausherrn ist in meinen Augen der Altar der häuslichen Götter, und seine Töchter dürfen, wären sie auch verführerisch wie die Niobes, ihre Unschuld getrost unter meinen Schutz stellen. Wie oft habe ich nicht in der Ukraine des ruhigsten Schlafes neben jungen Bäuerinnen genossen, während ihr Athem mein Gesicht fächelte! Doch zur Table d'hôte zurück.

Hr. Müller, der Inhaber des Hauses, machte die Honneurs ganz mit der Wiener Wichtigkeit. Eine vollkommene Ordnung, die außerordentlichste und gewissenhafteste Reinlichkeit herrschten in demselben. Man konnte die Speisezimmer, selbst die Küche durchgehen, ohne das Geringste zu finden, was das Auge verletzt hätte. Der Keller wurde wie eine Bibliothek gehalten, und sowol das Dienst- als Essensreglement wurde pünktlich wie in einem Seminar beobachtet. Hatte sich einer der Tischgenossen verspätet, und wäre es auch nur um zehn Minuten gewesen, so mußte er in einem Nebenzimmer bedient werden, damit der Fortgang am Haupttische keine Störung erleide.

Es herrschte in der Konversation ein Ton der guten Gesellschaft, welcher weder die Freiheit noch die Heiterkeit ausschloß; aber ein übertriebenes oder unwürdiges Wort würde die Wirkung einer falschen Note in einem wohlklingenden Koncert hervorgebracht haben. Das Gesicht von Fr. Müller, auf dem sich Würde mit Wolwollen vereinigten, war der Barometer auf welchen die jungen Herren sahen, wenn der Einfluß des Rheinweins oder des Lagerbiers sie zu weit führte. Dann nahm Fr. Müller eine ernste Miene an; unterbrach das Gespräch mit einigen Worten, die ihm eine andere Richtung gaben, und warf einen sprechenden Blick ihrer Tochter zu, welche ohne Affectation und Gezwungenheit ihre Augen bis zum Schlusse der Mahlzeit auf ihren Teller gerichtet hielt.

Fräulein Celine war der Typus jener schönen deutschen Mädchen, welche die Franzosen kalt finden, weil sie in ihm nicht zu lesen verstehen; sie war eine glückliche Mischung des sächsischen und hannoverischen Naturells. Eine reine Stirne, blaue Augen von unaussprechlicher Sanftmuth, in jungfräulicher Zurückhaltung stets geschlossene Lippen, einen durchsichtigen Teint, dessen Röthe jeden Augenblick gegen die Unbeweglichkeit des Ausdrucks protestirte, braune Haare, deren reiche und sorgfältige Lockenfülle bewundernswerth die Freundlichkeit ihrer Züge hervorhob, eine schmiegsame Taille, in deren Formen sich die Harmonie einer aufquellenden Organisation ankündigte — das war Celine.

Der Stock der Stammgäste bestand aus einem Hofrath, dem Baron v. Roth, den ein Amtsversehen aus dem Dienste entfernt hatte, mehreren Studenten, die ihre Eltern der Obhut Hrn. Müllers empfohlen hatten, und einigen Kaufleuten. Die flottirende Gesellschaft erneuerte sich aus Reisenden, Schriftstellern und Künstlern. Nach Tische sprach man über Philosophie, Politik oder Literatur und Hr. Müller, der viel allgemeine Kenntnisse und einen gesunden Verstand hatte, förderte die Diskussion durch eine gewählte Weise des Ausdrucks und eine Höhe des Urtheils, die bei einem Manne seiner Stellung in jedem andern Lande als Deutschland in Erstaunen gesetzt haben würde.

Zuweilen setzte sich Celine an das Kla-

vier und sang mit ihrer frischen und schmelzenden Stimme eines jener einfachen und schönen Lieder, die Alles athmen, was Treuherzigkeit, Innigkeit, Tiefe und Ernst in den nationalen Charakter gelegt haben. Dann hörte die Konversation auf, die Ruhe der Sammlung drückte sich auf allen Gesichtern ab und Jeder lauschte, als ob es eine religiöse Andacht wäre, den Accenten dieser Weltsprache, je nachdem seine Gefühle, Erinnerungen oder der gewohnte Lauf seiner Ideen ihn dabei fortführten.

Ich brauchte nicht lange, um zu bemerken, daß der Baron v. Roth und ein junger Student, Namens Werther, sich mehr als bloß empfangend gegen die Reize Celinens verhielten. An dem Baron, einem Manne zwischen zwei Altern, war eine Mischung von Würde und Gefälligkeit sichtbar, die einen fortwährenden Streit zwischen dem Stolz und dem Drang einer starken Neigung verrieth. Die Leidenschaften haben die meiste Gewalt über uns zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Jahre. In dieser Periode weist die Bestimmtheit des Charakters jede Zerstreuung von sich und da man weiß was man will, so verfolgt man seinen Zweck mit der ganzen Kraft einer vollendeten Organisation.

Werther hatte kaum neunzehn Jahre. Er war groß, blond und melancholisch. Ich bin überzeugt, daß sich die Liebe dem jungen Manne durch das Medium der Musik offenbart hatte. Ich habe ihn mehr als einmal beobachtet, während Celine sang: eine Art Fieber ergriff ihn; er zog sich in einen Winkel des Salons zurück, wo er in einer stummen Extase stehend alle Gluthen der Leidenschaft in sich sog.

Die Bewerbungen der beiden Prätendenten äußerten sich durch verschiedene Aufmerksamkeiten und Zuvorkommenheiten, in denen sich der Unterschied ihrer Naturen aussprach. Der Baron brachte Fr. Müller Eintrittskarten für Koncert und Theater; oft ließ er beim Dessert einen kostbaren Ungarwein bringen, den er auf die Gesundheit der Damen austrank, indem er Celine eine Verbeugung mit dem Kopfe machte, welche sagen wollte: Ich neige mich vor Niemand als vor Ihnen. Werther dagegen warf verstohlen ein neues Lied oder einen Band Gedichte auf das Piano; und wenn das junge Mädchen die Hand darnach ausstreckte, röthete sich das Gesicht des Studenten, als ob das Blut heraustreten wollte. Celine lächelte bescheiden gegen den Baron, oder dankte mit Anmuth dem Jüngling; aber sie schien nicht zu wissen, was Keiner von Beiden ihr zu gestehen wagte.

Ganz auf meine Rolle als Beobachter beschränkt, bemühte ich mich die Stimmung Celinens kennen zu lernen, um der Liebe des Barons wie des Studenten das Horoskop stellen zu können. Sie liebte leidenschaftlich das Geschichten-Erzählen und Dank meinem fahrenden Leben befand ich mich in der Lage ihre Neugierde zu befriedigen. Die nobeln Ausgänge und edelmüthigen Züge machten auf sie einen ungewöhnlichen Eindruck. Ihre Augen erglänzten, wenn sie durch Zeit und Raum hindurch dem Helden einer schönen Handlung begegnete, und Thränen feuchteten ihre Wimpern, sobald die Reflexion sie in die Gegenwart zurückführte. Ich begriff, daß weder der Baron noch Werther auf der Höhe ihrer Natur standen; und glaube, daß wenn ich zehn Jahre jünger gewesen wäre, ich so viel Eigendünkel gehabt hätte, mich in die Reihe zu stellen. Aber der Erfolg war einem Andern bestimmt, den Niemand bei der ersten Begegnung für fähig gehalten hätte, eine starke Leidenschaft zu empfinden und einzuflößen.

Eines Abends, da wir im Saale beisammen saßen, stellte uns einer der Stammgäste einen Juden vor, der von Lemberg kam und einige Monate in Geschäften in Wien bleiben sollte. Hr. Müller machte mit einigen Worten den Fremden mit den Bedingungen und Gewohnheiten des Hauses bekannt. Der Jude antwortete einsylbig, als ob er verschmähte einen größern Aufwand von Geist für rein materielle Dinge zu machen. Er grüßte die Damen mit Höflichkeit, besah sich mit Lächeln die Möbeln, indem er zweimal um Besitz zu ergreifen, daran herumging, und ließ sich hierauf in einem Lehnstule nieder.

Dieses Benehmen ließ sich so deuten: Hier bin ich, seht mich ein für alle Mal an und kümmert Euch nicht weiter um mich. Hr. Malthus, das war sein Name, hinkte bedeutend; er war ein Mann von mittlerer Größe und anständiger Haltung, nur seine Haare waren in Unordnung. Aber seine herrliche Stirne konnte einem Phrenologen eine ganze Welt darbieten.

Die Konversation wurde allgemein. Hr. Malthus sprach wenig, sobald er aber den Mund öffnete, trat allgemeines Stillschweigen ein und es lag in dieser offenbaren Einräumung ebenso der Wunsch, seine schwache Seite zu entdecken, als die Rücksicht der Höflichkeit.

Die Stimme des Juden hatte einen jener mächtigen Anklänge, welche die Seele durchschneiden und dem Worte jene nervösen Biegungen geben, die nicht minder mannigfaltig als die Formen des Gedankens sind. Er resumirte die Diskussion mit einer durchsichtigen Logik, aber es war leicht zu bemerken, daß er den letzten Schlag nicht führte, um seine Gegner zu schonen.

Man sprach mit Bezug auf religiöse Vorurtheile. Bei den ersten Worten, die darüber fielen, nahm sein Kopf eine stolze Haltung an; er sprach die erhabendsten Betrachtungen ohne Umschweife aus und es war leicht zu sehen, daß seine Phantasie in heimathlicher Sphäre sich bewegte. Er schloß seinen Vortrag mit einem so pathetischen und mächtigen Schlußsatz, daß Celine, von einer sympathetischen Bewegung ergriffen, sich rasch seinem Stuhle näherte. Beider Seelen hatten sich gefunden, und sollten sich gegenseitig ergänzen. Ich sagte zu mir selbst: Dieser Jude wird Celinens Gemal werden. Hierauf beschloß ich, ihn aufmerksamer zu betrachten. Wenn Hr. Malthus unter keinem starken Eindrucke stand, so war er nur ein gewöhnlicher Mensch; gleichwol hätte man aus dem Ausdruck seines in sich gekehrten Blickes schließen können, daß er im Innern mit einer jener großen Ideen beschäftigt war, die nur bevorzugten Seelen zugänglich. Man sprach von einigen berühmten Schriftstellern; er verhielt sich schweigsam. Der Baron v. Roth wendete sich gegen mich und sagte mit leiser Stimme: — Es scheint, daß unser neue Tischgenosse kein Literaturfreund ist.

—Das würde mich wundern," antwortete ich, und mehr, ich wette, daß er auch musikalisch ist. Der Hofrath kehrte sich mit einer Stirne des Trotzes um und bat Celine, gleichsam um meinen Scharfsinn scheitern zu machen, sich an das Piano zu setzen. Das liebenswürdige Mädchen entschuldigte sich förmlich, aber ohne zu jenen künstlichen Vorwänden Zuflucht zu nehmen, welche eine Pariserin sofort erfunden haben würde, so daß es der Intervention der Mutter bedurfte, um ihren instinctiven Widerstand zu beseitigen. Ihr Vorspiel verrieth diesen letztern, einige Töne weckten den Juden aus seinem Traume, aber bald hatte sie sich gesammelt und ihre sichtbare Bewegung fügte einen neuen Reiz zu der gewöhnlichen Schönheit ihres Gesanges hinzu. Mit einem Male hörte sie auf, erklärend, daß sie das Gedächtniß verlasse . . . als plötzlich zu unser Aller Erstaunen, eine sonore und harmonievolle Stimme ertönte und Celine auf's Neue fortfuhr, von dem schönsten Tenor, den ich je gehört habe, begleitet.

Der Baron biß sich in die Lippen; Werther war blaß vor Ueberraschung. Endlich folgte der wärmste Beifall dem Ende des schönen Duo.

Malthus war aufgestanden und schien in den Geist der Harmonie aufgegangen. Er gab Celinen einige Rathschläge, die sie mit Begierde anhörte und ließ sie sogar eine Passage wiederholen, welche sie alsbald mit bewunderungswürdigem Ausdrucke vortrug. Der Jude ergriff mit Feuer ihre Hand und rief:—Ich danke Ihnen!

— Ist das sonderbar, sagte der Baron . . der arme Werther dagegen sagte kein Wort und ging auf seinen Platz am andern Ende des Salons. Fr. Müller strahlte über den Erfolg ihrer Tochter, während Celine sich bescheid mit halber Stimme zu sagen:— Wenn ich fortgefahren wäre, könnte ich jetzt vielleicht etwas.

— Mit der Erlaubniß Ihrer Mutter, ent-

gegnete Malthus, werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie zuweilen zu begleiten.

Fr. Müller warf einen kritischen Blick auf den Juden, dessen Züge wieder leidenschaftslos waren und nichts verriethen, was ihre Wachsamkeit aufscheuchen konnte. Sie glaubte also, daß eine solche Persönlichkeit nicht Gefahr brächte und nahm das Anerbieten an.

Malthus verneigte sich mit kalter Würde, ohne Zweifel das Motiv dieses Vertrauens erkennend und Celine griff einige Akkorde, aus Furcht daß man ihre Verwirrung bemerke.

Der Baron, welcher das Bedürfniß hatte, seinen schlechten Humor zu verlieren, erlaubte sich, indem er auf den Stock des Juden zeigte, die Bemerkung: — Wenn etwas dabei in Unordnung geräth, so wird der den Takt wieder herstellen.

Celine erhob sich, warf dem Baron einen Blick zu, der sagen wollte: Leute wie Sie kann man überall finden, indeß Malthus nach einer Zeitung griff und sich bis zu dem Augenblick des Fortgehens entfernt hielt.

Der Jude führte, als ein Mann der den Werth der Zeit kennt, ein sehr regelmäßiges Leben. Er arbeitete bis Mittag, empfing oder machte einige Besuche, ging um zwei Uhr auf die Börse, schloß sich hierauf in sein Zimmer ein, wo er für Niemanden sichtbar war und begab sich um präcis vier Uhr in das Gemach von Fr. Müller, wo Celine ihn am Piano erwartete. Man konnte bemerken, wie er mit jedem Tage mehr Macht über den Geist seines Zöglings gewann, dessen Fortschritte reißend waren.

Wenn Malthus lächelte, nahm der zierliche Kopf Celinens einen unbeschreiblichen Ausdruck von Freude an; wenn der Jude aber in sein gewöhnliches träumerisches Wesen zurückfiel, befand sich die Seele des armen Kindes wie in der Schwebe über einem Gegenstande inniger Theilnahme; sie sah nichts mehr, sie antwortete nicht mehr; mit einem Wort, sie verschmolz sich instinctmäßig mit dem geheimnißvollen Charakter, der einen solchen Einfluß auf sie ausübte. Wenn Malthus einige Schritte machte, indem er sich auf seinen Stock stützte, schien Celine zu sagen: Mein Arm könnte ihn so gut stützen!

Indessen hinkte der Jude nicht auf eine häßliche Weise; sein linkes Bein war sicher gestellt und seine ungezwungene Haltung bewies, daß ein Unglücksfall allein das andere geschwächt habe. Er schien übrigens seit lange, wie ein Soldat, der in seinen Wunden nur die ruhmreichen Zeugen seines Patriotismus erblickt, mit seinem Gebrechen versöhnt zu sein.

Mehr als einmal fühlte ich mich versucht, von Malthus die Geschichte seines Beines zu verlangen; er wich aber mit so viel Sorgfalt jedem Gespräch, das dahin führen konnte, aus, daß ich mich verpflichtet glaubte, sein Geheimniß zu achten.

Zwei Monate waren auf diese Weise vergangen, und ich konnte Alles verstehen, was von Biederkeit, Edelmuth und Geist in dem zugänglichen Theile dieser besondern Natur war. In Gegenwart dieses gefährlichen Nebenbuhlers, der ohne Kampf siegte, wurde der Baron fast zärtlich. Seine Eigenliebe litt heftig, daß man ihm einen Kaufmann, der hinkte und eine schöne Stimme hatte, vorzog. Einige Male versuchte er den Spott, aber Malthus brachte ihn durch das Treffende seiner Antworten so außer Fassung, daß die Lacher niemals auf der Seite des Hofrathes waren.

Eines Abends, als die Hausfreunde wieder beisammen waren, näherte sich Werther mit einer bittenden Miene Hrn. Müller, indem er ihm einen Brief seines Vaters übergab. Nach der Aufregung des jungen Mannes vermuthete ich, daß es sich um eine Heiratsanfrage handle. Hr. Müller las den Brief aufmerksam durch und reichte ihn sodann seiner Frau. Diese durchlief ihn rasch und warf dann einen prüfenden Blick auf Celine, um zu erfahren, ob diese von dem Schritt unterrichtet sei. Der Stolz einer Mutter fühlt sich unter solchen Umständen immer geschmeichelt und die erste Bewegung ist gewöhnlich dem Manne günstig, der seine theuersten Gefühle darbringt. Dennoch geht die zweite Empfindung ganz in Klug-

heit über; die nahe Trennung, die dunklen Fälle der Zukunft drängen bald in dem mütterlichen Herzen diese natürliche Befriedigung zurück und tausend Motive kommen zusammen, um die gesuchte Beistimmung zu verschieben.

— Es wäre gut, sagte sie, zuvor zu wissen, was Celine davon hält.

Diese Worte waren ein Lichtstrahl für das arme Mädchen, deren Züge die größte Ueberraschung ausdrückten.

— Außerdem ist sie noch sehr jung, fügte Hr. Müller hinzu, laut genug, daß es der Baron hörte.

Werther spielte eine peinliche Rolle; er versuchte einige Worte zu sagen, verlor die Fassung und verließ heftig den Salon.

— In der That, sagte der Baron, das ist noch ein Kind, das man auf seine Bücher verweisen soll.

Malthus, dem nichts von diesem Zwiegespräche entging, stützte seine beiden Hände auf den Stock, wie ein Mann der zur Debatte sich anschickt und übernahm mit Wärme die Vertheidigung des Abwesenden.

— Man kann nicht läugnen, sagte er schließlich, daß die Wahl des jungen Mannes für ihn spricht; und seine Verlegenheit, die in diesem Alter nicht schlecht steht, beweist, nach mir, daß, wenn er nach einem zu hohen Glück strebt, er Bescheidenheit genug hat, sich dessen für unwerth zu halten.

— Wenn zum Beweis des Verdienstes nichts nöthig wäre, als sich in die Reihe zu stellen, fiel der Hofrath ein, so kenne ich Jemanden, der nicht zögern würde . . .

— Und das ist? frug Fr. Müller mit schlecht verhehlter Neugierde.

— Das bin ich, Madame, erwiderte der Hofrath, Baron v. Roth. Und indem er dieses „Ich“ aussprach, schien sich das einsylbige Wort um die ganze Wichtigkeit seiner Person zu verlängern.

— In meinem Alter ist man Alles, was man werden will, fuhr der Hofrath fort und die Gegenwart steht für die Zukunft.

Celine war in einem Zustand zum Erbarmen. Als Malthus die Partei Werthers nahm, bemerkte ich, daß sie die Fassung verlor. Ein Anflug von Unwillen belebte ihre von Natur angenehmen Züge. Sie hatte sich das Wohlwollen des Juden als ein Zeichen der Gleichgültigkeit ausgelegt. Die zweite Erklärung des Hofraths hatte sie überfallen, noch ehe sie Zeit hatte, sich zu erholen; sie warf einen Blick des Vorwurfs auf Malthus, fiel auf ihren Stuhl zurück und bekam eine Ohnmacht. Der Jude springt auf, nimmt sie in seine Arme, legt sie auf den Divan und ruft, knieend vor ihr aus: — Du hast mich also nicht verstanden?

Celine öffnet die Augen, erblickt zu ihren Füßen den einzigen Mann, den sie liebt, lächelt mit einem verklärten Ausdruck ihm zu und stößt ganz in der Leidenschaft, ohne irgend Jemand von der Umgebung zu sehen, die Worte hervor: — Dich! Dich allein! Dich ewig!

— Mein Herr, sagt Malthus zu Hrn. Müller, ich bin ein wenig verspätet; aber ich hoffe, daß Sie meine Bitte mit unter die übrigen aufnehmen werden.

Es lag in der Haltung des Juden die Würde eines Mannes, der im Stande ist, Bedingungen vorzuschreiben. Celine hatte ihre Sinne wiedergefunden. Was Hrn. Müller betrifft, so hatte sein Phlegma nicht die Zeit sich zu alteriren, während seine Frau sich nicht enthalten konnte, über dieses dramatische Kleeblatt zu lachen, dessen Auflösung noch unentschieden blieb.

— Mein Freund, sagte sie zu mir mit absichtlicher Betonung, wird Sie das Beispiel nicht anstecken?

— Vielleicht hätte ich mich hinreißen lassen, antwortete ich, wenn sich Malthus nicht vor mir erklärt hätte.

Celine erröthete und der Jude drückte meine Hand.

In diesem Augenblick erschien Werther, blaß und niedergeschlagen wie ein Mensch, der sein Verdammungsurtheil empfangen soll. Es trat ein tiefes Schweigen ein, welches mehrere Minuten dauerte. Endlich nahm Hr. Müller das Wort:

— Meine Herren, sagte er, ich bin innig erfreut über die Ehre, die Sie mir erweisen . . .

Und er hielt ein, wie um sich zu besinnen. Während dieser kurzen Pause ließ Werther seinen erstaunten Blick auf Jeden von uns schweifen und ich zweifle nicht, daß er mich auch unter seine Nebenbuhler rechnete.

— Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, fuhr Hr. Müller fort, was wol geeignet sein wird, Ihre Vorsätze zu ändern. Es ist ohngefähr zehn Jahre, daß ich mich in Berlin befand, als mein Vater eben gestorben war. Seine Nachlaßverhältnisse waren sehr verwirrt und ich war genöthigt, meine Interessen den Händen eines Rechtskundigen anzuvertrauen. Endlich, nachdem die Liquidation geschehen, fand ich mich im Besitz von etwa 40,000 Gulden, welche ich im Handel zu placiren die Absicht hatte. Ich war nach Wunsch verheirathet und Celine hatte damals sieben Jahre. Allmälige Verluste hatten unser kleines Vermögen geschmälert und diese Erbschaft sollte sie ausgleichen. Eines Tages begebe ich mich zu meinem Agenten ... er war sammt dem Gelde verschwunden. Die Verzweiflung ergriff mich; ich wagte diese unglückliche Nachricht nicht meiner Frau zu sagen und — soll ich's gestehen? — der Gedanke, meinem Leben ein Ende zu machen, erfaßte mich. Ich irrte den ganzen Tag auf den Feldern umher und näherte mich bei Anbruch der Nacht dem Flusse. Ich stieg auf die Brüstung einer hohen Brücke und sah mit einer Art von Wollust in die Tiefe hinab. Auf den Steinen knieend richtete ich ein kurzes und heißes Gebet empor, empfahl meine Frau und Tochter der göttlichen Hilfe und stürzte mich in die Fluthen. Ich kämpfte instinctmäßig gegen den Tod, als ich mich von einem starken Arm gefaßt fühlte. Ein Mann, der neben mir schwamm, zog mich gegen das Ufer, das wir auf diese Weise beide erreichten. Die Dunkelheit war so groß, daß ich das Gesicht meines Retters nicht erkannte. Indessen hatte der Ton seiner Stimme auf mich einen Eindruck gemacht, der durch nichts wieder verlöscht werden konnte und ich bin nur einem einzigen Menschen wieder begegnet, dessen Organ mich an das des Unbekannten erinnert hatte. Er zog mich an sich, frug nach der Ursache, die mich zu einer solchen Handlung bewegen konnte und gab mir, zu meinem nicht geringen Erstaunen, eine Brieftasche mit 40,000 Gulden, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich keinen Schritt thun werde, um ihn kennen zu lernen. Ich beschwor ihn, meinen Trauring mit dem Versprechen anzunehmen, daß ich ihm sein Darleihen, sobald ich im Stande bin, auf das bloße Vorzeigen desselben zurückerstatten werde. Er nahm den Ring und ich verließ ihn von Dankgefühlen erfüllt. Ich will Ihnen nicht sagen, was ich empfand, als ich meine Frau und mein Kind wieder umarmte. Gott allein kann dem Unbekannten Alles vergelten, was er an uns gethan hat. Ich ordnete meine Geschäfte und wir reisten nach Wien, wo ich dieses Etablissement errichtet habe, von dem ich mich nur als Nutznießer betrachte. Sie sehen, meine Herren, daß meine Celine keine Mitgift zu erwarten hat und daß von einer Stunde zur andern, wir uns in einer sehr prekären Lage befinden können.

Celine verbarg ihren Kopf in ihre Hände und Hr. Müller hatte aufgehört zu reden, als wir ihm noch zuhörten. Endlich nahm der Jude das Wort.

— Ich habe dieser Erzählung, sagte er, wenig hinzuzufügen; der Mann, der das Glück hatte, Sie zu verbinden, ist für den Rest seines Lebens verstümmelt geblieben. Indem er in die Spree sprang, hat er sich an einem Steine verletzt und hinkt nunmehr, wie Sie sehen.

Wir waren Alle unbeweglich vor Ueberraschung ... Hierauf nahm Malthus einen Ring von dem Finger und übergab ihn Hrn. Müller. Die gewöhnlich kalte Physiognomie des letztern nahm plötzlich einen unbezeichnenbaren Ausdruck an; große Thränen entströmten seinen Augen; endlich warf er sich in die Arme seines Retters.

— Alles, was ich habe, gehört Ihnen, rief er, und ich habe die Genugthuung Ihnen zu eröffnen, daß sich Ihr Vermögen verdoppelt hat.

— Von Allem was Sie besitzen, rief Malthus, wünsche ich nur Eines, worauf ich kein Recht habe.

Der biedere Mann nahm die Hand seiner Tochter, die vor Glück und Ueberraschung zitterte und sie in die Hand des Juden legend:

— Mein Herr, sagte er zu mir, Sie, der Sie die Welt gesehen haben und der in dieser Frage nicht interessirt ist, denken Sie, daß ich besser handeln kann?

Eine Fahrt am Michigansee.

(Für die Monatshefte aus einem größern Werke.)

Wir befinden uns auf dem Michigansee, einer jener fünf großen See'n, welche im Norden der Vereinigten Staaten die Grenze zwischen diesen und Canada bilden, und deren Ausfluß der St. Lorenzfluß ist. Der Europäer, welcher unter andern Illusionen auch die Erwartung schöner malerischer Gegenden, gleich denen am Genfersee oder Lago Maggiore mitbringt, fühlt sich nicht wenig getäuscht, denn nachdem er die schöne Reise durch den Staat New York gemacht und bei Buffalo den Niagara angestaunt hat, unterbricht während der Fahrt über die See'n nur selten ein einigermaßen malerischer Punkt die allgemeine Einförmigkeit. Diese großen stillen Wasserspiegel erinnern in ihrer Oede und Trostlosigkeit, ja selbst in der Verderblichkeit ihrer Stürme an den Ocean, wie die zahlreichen Schiffbrüche beweisen, welche alljährlich hier stattfinden. Die Ufer sind flach und einförmig, bald von Wäldern, bald von Klärungen eingefaßt, wo die melancholisch aus der Erde hervorragenden Baumstümpfe fast wie Kirchhöfe aussehen. An der nördlichsten Spitze des Huronsee's liegt auf einer kahlen Höhe, einsam und den Winden ausgesetzt, das Fort Mackinaw. Die ganze Gegend trägt hier einen nördlichen Charakter, die Beleuchtung ist blaß und frostig und selbst im Sommer wehen hier, dem 45. Breitegrade zum Trotz, eisige Nordwinde.

Das Dampfschiff, auf welchem unsere Geschichte beginnt, hat den Huronsee und das Fort Mackinaw, wo es anlegte, verlassen, und fährt jetzt in südlicher Richtung am westlichen Ufer des Michigan hinunter. Der kalte Nordwind hatte die Passagiere alle in den Salon getrieben, wo sie frierend und in Mäntel gehüllt, die Zeit so gut als möglich hinzubringen suchten. Einige schwatzten angelegentlich, Andere sahen stumm und schläfrig vor sich hin und Einer blätterte zum zehnten Mal in dem "Illustrated America," welches auf der Vorderseit seiner Blätter die Holzschnitte und Biogrphieen berühmter Männer, auf der Rückseite aber Adreßkarten aus allen Theilen der Vereinigten Staaten enthält, und auf den meisten Dampfschiffen neben der Bibel anzutreffen ist. Zwei junge Damen quälten schon seit mehreren Stunden das Klavier, indem die eine ohne Stimme Yankeemelodien absang, welche die andere accompagnirte. Ein seltsames Mißgeschick ließ die beiden Damen niemals übereinstimmen, und manchmal waren sie einen ganzen Takt auseinander, ohne sich dadurch indessen im mindesten stören zu lassen. Mitunter werden sie von einem Herrn abgelöst, der einen Julien'schen Walzer zu spielen versucht, in seinem löblichen Beginnen aber regelmäßig bei der Stelle stecken bleibt, wo er in eine andere Tonart auszuweichen hat. Der Druck der Langeweile schien auf der ganzen Gesellschaft zu lasten, was nicht zu verwundern war, da der größere Theil derselben bereits vor drei Tagen Buffalo verlassen und seitdem keine andere Abwechslung genossen hatte, als etwa den interesselosen Anblick der Städte, bei denen hier und da angelegt wurde, um Kohlen einzuladen, und Reisende aufzunehmen oder an's Land zu setzen. Um sich die Zeit zu vertreiben, fragen die Leute sich so viel als möglich über ihre Verhältnisse aus, wobei oft Fragen gestellt werden, welche nach europäischen Begriffen das Maß des gesellschaftlich Erlaubten weit übersteigen, denn

nicht mit Unrecht ist die Masse der reisenden Amerikaner wegen ihrer Neugier bekannt. Vorzüglich hatte eine junge Dame, sichtlich europäischen Ursprungs, welche allein reiste, zahlreiche Verhöre dieser Art zu bestehen, und die stehenden Fragen: woher? und wohin? bildeten nur den Eingang zu andern persönlichern, welche sie aber möglichst zufriedenstellend und sichtbar von der Sache belustigt, in geläufigem Englisch, doch mit leichtem deutschen Accent dahin beantwortete, daß sie beabsichtige, ihre Angehörigen in Wisconsin zu besuchen. Dadurch war aber die Wißbegierde nur von Neuem erregt und: „Wie lang denken Sie dort zu bleiben?“ „Wie heißen Ihre Verwandten?“ „Welches Geschäft treiben sie?“ „Wie lange leben sie schon im Westen?“ „Sind Sie verheirathet?“ erkundigte man sich jetzt von verschiedenen Seiten; auch die in Europa unerhörte, hier aber gar nicht ungewöhnliche Frage ließ sich vernehmen: „Zu welcher Kirche gehören Sie?“ auf welche die Dame indessen sehr kurz erwiderte: „Zu keiner!“ Ein kurzes Erstaunen folgte auf diesen in einem so kirchlichen Lande bedeutenden Anstoß erregenden Bescheid; allein noch war die allgemeine Neugier nicht befriedigt und nach wenig Augenblicken näherte sich eine alte Dame, welche die Bekanntschaft schon in Buffalo, bei der Abfahrt, mit der in Berücksichtigung des Orts und der Verhältnisse in Wahrheit unerhörten Frage eröffnet hatte, ob die junge Dame ihr nicht ein gutes irländisches Dienstmädchen empfehlen könne, und fragte jetzt ganz zutraulich: „Wie alt sind Sie nur eigentlich?“ Das war denn doch für die geduldige Europäerin zu viel, und mit großer Ruhe, obwohl nicht ohne unterdrücktes Lachen antwortete sie: „Ich bin in diesen drei Tagen nach so vielen Dingen gefragt worden, daß ich in Wahrheit mein Alter darüber vergessen habe, doch steht es Ihnen frei, dasselbe so hoch oder so niedrig anzunehmen, als Sie nur immer wollen!“ Ein allgemeines Gelächter der Billigung erfolgte, wie es hier fast jeden Scherz oder guten Einfall zu belohnen pflegt, denn so wenig Humor auch die große Masse der Amerikaner selbst besitzt, um so mehr wissen sie ihn in Andern zu schätzen und sich daran zu belustigen.

Inzwischen hatte der Kreis sich vergrößert und das Gespräch fing an, sich über allgemeine Gegenstände zu verbreiten, als ein lauter Wortwechsel die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zog. Ein kurzer untersetzter Mann in einem blauen Büffelrock, rundem Kossuthhut und mit etwas eckigen Bewegungen, der in Mackinaw an Bord gekommen war, hatte einen der farbigen Aufwärter am Knopfloch gefaßt, und bemühte sich vergeblich, ihm in barbarischem Englisch, mit deutschen Verwünschungen untermischt, sein Verlangen begreiflich zu machen, und verstand dabei eben so wenig, wie dieser ihm zu erklären suchte, daß er sich mit seiner Forderung an den Stewart zu wenden habe. Der Mann schrie und tobte nur ärger, ohne sich um das Zureden der Umstehenden zu kümmern, bis endlich mit vieler Mühe herausgefunden wurde, daß der Deutsche den Aufwärter aufgefordert hatte, ihm ein Schlafzimmer anzuweisen, und dessen Erwiderung für eine Weigerung angesehen hatte. Nachdem diese Sache zur beiderseitigen Zufriedenheit beigelegt war, und Betheiligte und Zuschauer sich zurückzogen, streifte der Deutsche zufällig an der jungen Dame vorbei, welche ebenfalls herzugetreten war, und kaum wurde er ihrer ansichtig, als er ihr mit dem Ausruf: „Ei guten Tag Frau von Wallner! gewiß im Begriff, die Frau Tante zu besuchen?“ die Hand reichte.

„Ist's möglich, Herr Doctor Kralle! welch' ein unerwartetes Begegnen!“ rief sie aus, und fügte dann hinzu: „Nach fast zweijährigem Aufenthalt in New York ließ mir die Ungeduld keine Ruhe mehr; ich mußte nach dem Westen kommen, um meine theuren Angehörigen zu sehen, und hoffe jetzt durch Sie, da Sie, wie ich höre, in demselben Ort leben, recht viel im Voraus über dieselben zu hören. Doch vor Allem, wie geht es Ihnen und Ihrer Frau denn hier?“

„So gut oder so schlecht, als es einem in Amerika gehen kann,“ erwiderte er, „und

das ist unter allen Umständen mehr als miserabel. Sie wissen, daß ich Europa meiner politischen Ueberzeugung zu Liebe verließ, und jetzt gäbe ich — ich weiß nicht was — wenn ich dies verwünschte Amerika niemals gesehen hätte!"

„Und doch gingen Sie mit einer Kriegserklärung gegen ganz Europa fort und drohten hier an Ihre Hausthüre zu schreiben: Hier werden die Deutschen geprügelt!" sagte Frau von Wallner, indem sie im Stillen daran dachte, daß Doctor Kralle, der früher als Arzt in derselben Hauptstadt mit ihr gelebt hatte, von jeher ein Zänker gewesen war, der sich mit keinem Menschen, ohne Unterschied der Parthei, vertragen konnte, und nur ganz beiläufig in der letzten Zeit aus bloßem Widerspruchsgeist einige einflußreiche Männer angegriffen hatte, und dadurch etwas mißliebig geworden war, woraus er sich später bemühte, ein politisches Märtyrerthum zu machen.

„So sagte ich," antwortete Kralle, „und das Gesindel verdient es auch nicht besser, doch erst wünschte ich mir einen großen Galgen, um alle Amerikaner auf einmal daran zu hängen!"

„Würde eine Dampfguillotine nicht zweckmäßiger sein?" fragte Frau von Wallner mit so ruhigem Ernst, daß Kralle in lautes Lachen ausbrach, dann aber sagte sie: „Nun aber sagen Sie mir, was Ihnen Amerika und die Amerikaner gethan haben, um Ihnen so wohlwollende Wünsche einzuflößen?"

„Die ganzen Zustände, alles zusammen ist von der Art, daß sich höchstens Diebe und Mörder hier wohl fühlen können, aber kein ehrlicher gebildeter Europäer, das habe ich vom ersten Augenblick an empfunden! Hören Sie, wie es mir ging! Sie werden sich erinnern, daß ich, als ich Deutschland verließ, einen Tischler und zwei flüchtige Ungarn mitnahm, für welche ich die Ueberfahrt bezahlte, wogegen sie sich verpflichtet hatten, mir wenigstens ein Jahr lang bei der Einrichtung der Farm beizustehen, welche ich hier zu kaufen beabsichtigte. Von den Widerwärtigkeiten der Seereise, dem schlechten Schiffsfraß und dem Schmutz auf einem solchen Auswandererschiff schweige ich; aber was geschieht mir, als wir endlich nach achtwöchentlicher Fahrt vor dem Hafen von New York liegen! Kommt der Tischler noch denselben Abend und sagt: Ich danke Ihnen, Herr Doctor, daß Sie so gütig gewesen sind, mich frei herüber zu nehmen; ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen, da ich jetzt an's Land gehe, um dort mein Glück auf eigene Hand zu versuchen. Ich war wie aus den Wolken gefallen, und glaubte ihn falsch verstanden zu haben, aber bald wurde mir die Sache nur zu klar! Umsonst berief ich mich auf meinen schriftlichen Contract, schimpfte und drohte; der Kerl lachte mich aus, sagte: Ich möge es nur versuchen, er wisse schon, was hier Rechtens sei, setzte sich in ein Boot und fuhr davon. Wüthend setzte ich ihm nach und lief auf die Polizei, um Hülfe gegen solchen offenbaren Betrug zu suchen, aber da kam ich erst recht vom Regen in die Traufe! Erstlich verstand man mich nicht, und als ich endlich durch Zufall einen Deutschen aufgefunden hatte, der englisch verstand und mein Begehren verdolmetschte, wurde ich abermals ausgelacht und mir bedeutet, daß man sich um solche Dinge hier nicht kümmern könne, und solche geschriebene Wische von europäischen Contracten überdies nicht gültig seien. Mit diesem Bescheid kehrte ich auf's Schiff zurück, das am folgenden Tage an den Pier bugsirt wurde. Kaum aber lagen wir dort, als die beiden Ungarn ebenfalls freundlichst von mir Abschied nahmen, bedauerten, daß ich jetzt ganz ohne Hülfe zurückbliebe und fügten sogar noch hinzu, daß sie gleichfalls schon gestern gegangen sein würden, wenn sie es nicht für besser gehalten hätten, zu warten, bis das Schiff am Lande läge, um das Geld für ein Boot zu sparen! Da saß ich nun mit meiner Frau; wir beide in der Landwirthschaft so unerfahren, als Pflastertreter aus einer großen Stadt nur sein können, nicht im Stande, eine Rübe von einer Kartoffelpflanze zu unterscheiden, und materieller Arbeit von vorn herein total unfähig; aber die Sache war nun einmal angefangen und mußte deshalb auch durchgeführt werden."

„Aber lieber Herr Doctor," unterbrach ihn hier Frau von Wallner, „warum blieben Sie denn nicht bei Ihrem frühern Beruf und ließen sich als Arzt in irgend einer Stadt mit einer zahlreichen Bevölkerung nieder, anstatt auf eine Sache zu bauen, die Ihnen, wie Sie selbst sagen, fremd ist? Alljährlich begehen Hunderte von Menschen denselben Irrthum und büßen Zeit und Geld dabei ein, als wenn die Landwirthschaft eine Sache wäre, die man über Nacht erlernt, während wir doch bei uns die jungen Leute jahrelang auf Akademien und Gütern lernen sehen. Freilich versteht der Boden jede Sprache, und fragt nicht, ob wir deutsch oder englisch sprechen, aber wir Pflastertreter verstehen die Sprache des Bodens nicht und muthen ihm in unserer Unwissenheit gewiß oft das Unmöglichste zu. Ich würde mich überhaupt hier so gut als in Europa immer nur auf eine Beschäftigung verlassen, die ich gründlich verstehe. Ich versichere Sie, hätte ich nichts gelernt, als Rattenfallen zu verfertigen, ich zöge lieber als ein weiblicher Slowake damit im Lande umher, ehe ich die schönste Farm in den Vereinigten Staaten unter der Bedingung übernähme, sie selbst zu bewirthschaften."

„So sage ich jetzt auch, aber damals dachte ich: nur auf einer Farm wohne Glück und Gedeihen, und sobald mein Gepäck an's Land geschafft war, setzte ich mich mit meiner Frau auf die Eisenbahn und wir traten die Reise in's Innere an. Donnerwetter! sollte ich hundert Jahre alt werden, ewig werde ich an diese Tour denken! Gleich ein paar Stücken Gepäck wurden wir mit einem Haufen schmutzigen Zwischendecksgesindel in einen jener Viehkasten ohne Sitze und Fenster gepackt, wo wir so gedrängt auf dem Fußboden saßen, daß keiner auch nur die Füße ausstrecken konnte, ohne seinen Vordermann in Rücken und Seiten zu stoßen, und so ging's in einer Tour bis Buffalo."

„Wie kommen Sie denn aber darauf, mit dem Auswandererzug zu reisen?" fragte die Dame; „arme Leute mögen das thun, weil sie leider dazu gezwungen sind, aber Sie, der Sie in Deutschland noch nicht einmal auf der dritten Classe gefahren wären, in der ersten Cajüte herüber kamen und ja auch reichlich mit Geld versehen waren, hätten doch wahrlich auf die angenehmste und bequemste Art reisen können, ohne sich deshalb zu ruiniren."

„Das sagte mir auch der Commis eines New Yorker Passagierbeförderungs-Hauses, welcher sogleich nach unserer Ankunft im Hafen an Bord kam, um die Zwischendeckspassagiere in's Innere zu befördern, als ich mich ebenfalls wegen Billeten an ihn wandte; aber erstlich glaubte ich Narr: weil ich ein Auswanderer sei, müsse ich auch nothwendig mit dem Auswandererzug reisen, und dann hatte man mich in Europa so dringend vor den Passage-Agenten gewarnt, daß ich dem Mann mißtraute, mir einbildete, er wolle an mir verdienen, und darum erst recht das Gegentheil von dem that, was er mir rieth. Später sah ich wohl ein, daß er es gut meinte, und hätte mich selbst für meine Dummheit ohrfeigen mögen, aber da war es zu spät! In Chicago angelangt, hatte ich die angenehme Entdeckung zu machen, daß mein sämmtliches Gepäck abhanden gekommen war, und mußte nach Detroit zurück, wo ich es nach tausend Scheerereien endlich wieder erhielt, und nachdem ich mich vierzehn Tage in der Welt herumgetrieben hatte, langte ich endlich in Manituwoc in Wisconsin an, wo ich fand, daß unsere Reise viel mehr gekostet hatte, als wenn wir mit der ersten Classe gefahren wären. — Jetzt galt es, sich nach einer Farm umzusehen, und abermals fügte mein Unstern es, daß ich einem Spitzbuben von Notar in die Hände fiel, der mich beredete, seine eigene Farm zu kaufen, ehe ich sie nur gesehen hatte. Sie sei schon angebaut, hieß es, und ich stellte mir demzufolge vor, daß wir wenigstens reiche Felder, einen wohlgepflegten Obst- und Küchengarten mit schönen Lauben darin, und einen gehörigen Viehstand finden würden, aber da kam ich schön an! Stellen Sie sich ein ungeheures rohes Stück Buschland vor, mit einer Klärung um das miserable Holzhaus herum, auf der überall

noch die Baumstumpfe aus der Erde hervorsehen, wo aber außer einer schrecklichen Masse von Unkraut auch nichts, absolut nichts wächst, nicht einmal Grünigkeiten, von Früchten und Getraiden, Kühen und Schweinen ganz zu schweigen, so daß ich mir wenigstens zweimal die Woche von einem Nachbarn ein Pferd leihen und sechs englische Meilen weit nach Manituwoc reiten mußte, um Fleisch, Grünigkeiten und andere Vorräthe einzukaufen. So konnte es natürlich nicht bleiben; der Boden mußte weiter geklärt und angebaut werden; wir brauchten Holz zum Brennen; wir mußten, wie mir die Nachbaren sagten, eine Kuh und Schweine haben, aber wer sollte alle diese Arbeit thun? Ich hatte im Leben weder Axt noch Säge in der Hand gehabt und meine Frau hielt sich immer ehrerbietig wenigstens zehn Schritte von der Kuh entfernt und lief, wenn sich die Schweine nur von fern sehen ließen. Wohl oder übel mußte ich mich also trotz des hohen Arbeitslohnes entschließen, zwei Knechte und eine Magd anzunehmen, und jetzt ging erst die rechte Freude los! Denken Sie sich die plumpsten, vierschrötigsten schwäbischen Bauernkerle und ein dito Femininum, welche aber nicht wie bei uns, als Dienstboten behandelt sein wollen, sondern als Gentlemen mit der Herrschaft an demselben Tisch zu essen beanspruchen, und das ist ein Vergnügen, welches nur derjenige beurtheilen kann, der es selber erfahren hat, und die bloße Erinnerung daran könnte mir noch heute nachträglich den Hunger verderben! Stellen Sie sich diese Kerle vor, wie sie sich eine halbe Meile vom Tisch entfernt niedersetzen, ihre Teller als unnützen Luxus bei Seite schieben, mit ihren Löffeln in die Schüssel langen und bei jeder Ladung eine Milchstraße von Suppe oder Gemüse auf dem Tisch zurücklassen. Von dem lauten Essen mit offenem Mund, von dem Kauen mit vollen Backen und andern lieblichen Gewohnheiten schweige ich; genug, daß dieses Diner eine Stunde dauert, worauf die Herren Gehülfen sich hinaus an ihre Arbeit begeben, bis die Dämmerung sie wieder in's Haus treibt, und sie nach einer abermals bei der Abendtafel zugebrachten Stunde ihren niederträchtigen Knöller anstecken und sich einem in's Zimmer setzen, wo sie in's Feuer stieren oder sich dumme Geschichten erzählen, bis ihnen endlich die Augen zufallen und sie in's Bett kriechen, und so geht's Tag für Tag die ganze Woche hindurch, wobei ich noch nebenher das Vergnügen hatte, alle Abende die Kuh im Busch aufzusuchen — Sie werden wissen, daß man alles Vieh hier frei umherlaufen läßt — und sie zum Melken nach Hause zu treiben, da die Herren Knechte behaupteten, daß dies nicht ihres Amtes sei; so daß ich oft in Wind und Wetter zwei Stunden auf dieser Entdeckungsreise zubrachte, im Dunkeln in Gräben und Sümpfe gerieth, und was der Freuden des Farmerlebens noch mehr waren!"

Diese trübselige Beschreibung, welche übrigens die treue Schilderung dessen ist, was Hunderte von denen durchzumachen haben, welche alljährlich ihr Glück diesseits des Oceans versuchen, machte gerade des Ernstes wegen, mit dem sie vorgetragen wurde, einen unwiderstehlich komischen Eindruck auf Frau von Wallner; sie glaubte Kralle vor sich zu sehen, wie er bepackt wie ein Lastthier die „Grünigkeiten" aus Manituwoc holte oder die Kuh vor sich hertrieb, und sie brach in ein so vergnügtes Lachen aus, daß Kralle gegen seinen Willen einstimmen mußte. Dann fuhr er in seiner Leidensgeschichte fort.

„Auf diese Art brachten wir ein angenehmes Jahr zu, nach dessen Verlauf wir fanden, daß wir nicht nur nichts erübrigt, sondern noch nicht einmal unsere Kosten heraus hatten. An Allem, was wir unternahmen, schien Pech zu kleben. Die kostbaren jungen Schweinchen wurden von spitzbübischen Nachbaren vertauscht, die Hühner legten die Eier in den Busch, statt in den Stall; fremde Schweine kamen des Nachts durch den Zaun und fraßen den Garten kahl, und pour comble de plaisir hatten wir zu spät eingesäet, und ehe irgend etwas reif war, traten die Nachtfröste ein und verdarben die ganze Ernte. Zum Ueberfluß mußte ich auch noch täglich von früh bis spät das Lamento mei-

ner Frau anhören, welche behauptete, es würde ihr Tod sein, wenn sie noch lang auf der Farm bleiben müsse. Wie gern hätte ich den Kasten jetzt verkauft, aber da stieß ich auf neue Schwierigkeiten und ich mußte mich glücklich schätzen, als ich sie endlich umsonst vermiethen konnte, das heißt, als sich ein deutscher Landmann fand, welcher sie bewirthschaftet und dafür den Ertrag erntet. Wir packten natürlich gleich auf und zogen in die Stadt, und da sich's gerade traf, daß der dort erscheinende „Michigan Kuckuck" in andere Hände übergehen sollte, kaufte ich das Blatt in Gemeinschaft mit dem Drucker und bin jetzt halber Eigenthümer und ganzer Redakteur desselben."

„So weit ist die deutsche Journalistik also schon in der Wildniß vorgedrungen?" fragte die Dame.

„Was denken Sie, meine Verehrte!" erwiderte Kralle, „wir haben zwei englische und zwei deutsche Zeitungen; aber welch' ein Hundeleben ist auch das eines solchen Winkelredakteurs! Sie werden lachen, wenn Sie meine Office sehen! Stellen Sie sich ein kleines Holzhaus in der Hauptstraße vor, wo man auf der einen Seite der Hausthüre „Redaction des Michigan Kuckuck," auf der andern aber „Hufeland's Kräuter-Bittern, Costar's rat exterminator, Lion's Wanzenpulver, Papier und Schreibbücher" liest, welche letztern Gegenstände den Privathandel meines Partners ausmachen. Wenn Sie eintreten, kommen Sie in ein kleines Zimmer — bei uns würde man es ein Loch nennen — an dessen einer Seite sich mein Schreibpult und daneben der Setzkasten befindet, den mein Partner besorgt, wenn ihn nicht etwa seine Privatgeschäfte auf die andere Seite des Zimmers rufen, wo sechs Flaschen des Kräuter-Bittern, drittehalb Schachteln des rat exterminator, anderthalb des Wanzenpulvers und zwei Buch Papier sein Waarenlager ausmachen. Was das Blatt selbst betrifft, so muß ich natürlich vor Allem den Geschmack des süßen Stadt- und Bauernpöbels berücksichtigen, und dann von diesem Butter, Eier und Schweinefleisch statt Bezahlung annehmen, um zuletzt doch noch von den Amerikanern über die Schulter angesehen zu werden und niemals den geringsten Einfluß auf öffentliche und städtische Angelegenheiten gewinnen zu können."

„Mit Erstaunen sehe ich aber auch," sagte die junge Dame, „daß Sie sich nach zweijährigem Aufenthalt in Amerika noch wenig um die englische Sprache scheinen bekümmert zu haben. Wir Europäer haben viel vor den Amerikanern voraus, aber was nützen uns alle Schätze an Wissen und Bildung, solang wir sie nicht in die gangbare Münze der Sprache umzusetzen wissen?"

„Dazu bringt mich keine Macht der Welt!" rief Kralle, „nein, diese rohe, unfertige, platte, zusammengewürfelte Sprache, die eigentlich gar keine Sprache ist, und deren Hauptkennzeichen ist, daß man sie mit halboffenem Munde, ohne denselben zu bewegen, sprechen kann, lerne ich nun und nimmermehr! Ich danke dafür, die Unzahl jener Deutschen zu vermehren, welche dem Amerikanerthum nicht genug Zugeständnisse machen können und das Höchste geleistet zu haben glauben, wenn sie den Yankees in ihrer Sprache gehörig Süßholz raspeln können, welche hinterdrein doch nur über den dummen Deutschen lachen; denn Anerkennung findet man doch ein für allemal nicht, und wäre man in Europa der berühmteste Mann gewesen."

„Freilich muß Jeder hier von Neuem mit seinen Fähigkeiten, seiner Persönlichkeit, seiner ganzen Individualität beweisen, daß er wirklich das ist, wofür er genommen sein will, und da sieht es freilich schlimm für solche aus, die sich daheim durch Zufall einer Miniaturberühmtheit erfreuten, welche hier in nichts zerfließt, wo dann nicht selten das ganze amerikanische Volk von der verletzten Eitelkeit einer solchen verkannten Größe angeklagt wird."

Das Gespräch wurde hier durch ein Concert eigener Art unterbrochen. Die farbigen Aufwärter hatten sich nach vollbrachtem Tagewerk als Musikbande organisirt und spielten zur Unterhaltung der Gesellschaft Tänze, zwischen denen sie Negerlieder sangen. Zwei kratzten kreischende Violinen, die in der

Stimmung wohl einen Viertelton von einander abwichen, ein Anderer handhabte eine Guitarre mit gesprungenem Resonnanzboden und der Vierte strich einen heisern Brummbaß. Es waren wahrhaft nervenerschütternde Töne, allein das schien das Auditorium nicht im Mindesten zu geniren; mit höchster Aufmerksamkeit, mit kindischem Vergnügen saß die ganze Gesellschaft und horchte, und lauter Beifall lohnte die ausgezeichnete Kunstleistung. Contretänze, hier „Cotillons" genannt, wurden abgehopst. Yankee-Doodle und old folks at home gesungen, bis endlich die schönste Stunde zum Aufbruch mahnte und Künstler und Publikum sich in ihre Cajüten zurückzogen. Bald hörte man nur noch das Rauschen des Sees und das Geräusch der Räder des Dampfschiffes, welches im hellen Mondschein über den Wasserspiegel dahinglitt.

Der Scheintodte.

Ein Geheimniß des Herzens.

Vor kurzem in die Heimath zurückgekehrt, sucht' ich eines Tags die Spielplätze der Kindheit auf, die so recht im Freien, fern der Stadt, bekundeten, wie halb unbewußt das Kind in die immer offenen Arme der Natur entläuft. Die Welt unserer Erinnerungen wird farbiger, mannichfacher; es blühte darin so Vieles auf, ging so Vieles unter, aber an diesen Stellen liegt doch ein eigener Zauber, uns dünkt, als hätte damals uns doch das reinste Glück umfangen. Besonders lieb war mir und meinen Spielgenossen ein Graben, der die Frühjahrsgewässer der umliegenden Felder in den nahen Fluß leitete. Dorthin lenkte ich die Schritte.

Der Graben zieht sich an einem waldbewachsenen Berge hin; damals — ich will nicht zurückreflectiren und frühere Tage mit angedichteten Empfindungen vergolden — ergriff uns nicht die romantische Lage des Bergs, von dem aus die ganze Stadt sich wie ein Panorama ausbreitet und gewiß einen freundlichen Anblick bietet, auch nicht das Säuseln und Rauschen des Waldes, der Eichendorff'sche stille Wiesengrund; er war uns damals nur deshalb lieb und werth, weil er uns Holz zu unsern Mühlen lieferte, die wir mit ängstlicher Geschäftigkeit in unserm Graben anlegten.

Ein stämmiger, robuster Knabe, mit Namen Lillge, that sich darin besonders hervor, machte die gangbarsten Mühlen und beanspruchte daher auch das Recht, die Obermühle allein zu haben, was oft zu argem Conflict führte, wenn er uns durch „Schützen" das untere Mahlwasser abzuschneiden suchte. An ihn mußt' ich denken, und in die Sehnsucht nach der Kinderzeit mischte sich noch ein anderes Gefühl: die Wehmuth an den fehlenden Freund. Wir konnten traulich Hand in Hand diese goldenen Tage nicht mehr zurückträumen. Er war todt.

Ein Jugendfreund ist ein unendlicher Schatz; finden wir ihn nach langem Lebensirren wieder, dann quillt doppelt frisch und melodisch die Erinnerung früherer Tage aus den Herzen. Das Wiederfinden eines Jugendfreundes ist ein lieblicher Schluß des Lebensmärchens; es dünkt uns dann Alles, was da kam, so harmonisch, so ineinanderschließend, weil wir an einem Herzen ruhen, das uns das reinste Verständniß unsers vergangenen Lebens gewähren kann.

Mein Genuß der Erinnerungen hatte eine Lücke durch das Hinscheiden des Freundes. Aus der Schule war er durch unsers Rectors Empfehlung, weil er ein offener Kopf war, zu einem Apotheker in die Lehre gekommen. Er hatte bereits ausgelernt, da erhielt ich plötzlich die Nachricht, daß er, wahrscheinlich am unvorsichtigen Einathmen von Gift, gestorben. Ich sah damals die Mutter wankend-gebrochen zum Begräbniß ihres Sohnes reisen, weiter erfuhr ich nichts mehr.

So in Gedanken versunken, wanderte ich der Stadt zu. Da kommt mir ein einsamer Waller entgegen. Ich blickte auf, und waren es die Gedanken an den verstorbenen Freund, die mich allzu lebhaft beschäftigt, oder war es ein Spiel der Natur, ich mußte, von der Aehnlichkeit des Fremden mit dem Gestorbenen frappirt, einen Augenblick stehen bleiben. Dieselben dunkel blitzenden Augen, die glatte Stirn und römische Nase, ja selbst der Gang erinnerte mich an meinen Freund. Nur das Haar des Fremden hing schlicht und schloßweiß um die Stirn, während sonst das braune Gesicht des Freundes ein glänzend schwarzes Haar umrahmte.

Der Fremde blickte ebenfalls auf und lag plötzlich mit einem Ausruf der Freude mir in den Armen. Rudolf! Rudolf! erkennst du mich denn nicht oder willst du mich nicht erkennen? Ich bin ja Lillge — Heinrich Lillge!... Ich wich unwillkürlich, von dem Spotte oder dem Blödsinn des Fremden peinlich berührt, zurück und erwiderte: Lillge ist todt — mein Herr — aber wer sind Sie? — ich finde —

Er schien betroffen, ließ die Arme sinken, strich dann die Haare von seiner Stirn zurück und sagte: Kennst du die Schmarre nicht, die ich von unserm Mühlenbau da erhielt? Auch du willst mich nicht kennen? Ich fühl' es wohl, wer einmal eingesargt, der darf nicht leben!

Freund, ist es möglich, du lebst? Jetzt war es an mir, ihm meine Arme zu öffnen.

So schauderst du nicht vor mir zurück, sagte er weich und rührend, du alter Getreuer, und ich kann meinen Schmerz endlich an einer empfindenden Brust ausweinen!...

Aber sage mir nur, wie bist du vom Tode erstanden? rief ich aus, nachdem ich mich von meinem Erstaunen erholt.

Alles sollst du wissen! unterbrach mich der Freund. Laß uns wieder in's Freie wandern — nur nicht in die Stadt. Dort fühl' ich mich wie noch einmal begraben. Ich bin dem Tode entronnen und nur an diesem weißen Haar hat er mich gezeichnet.

Du weißt, so erzählte nun der Freund, daß ich von der Schule sofort in jene Apotheke kam. Ich lernte und gewann mir das Vertrauen des Prinzipals und, was mich noch unendlich mehr beseligte, die Liebe seiner Tochter, auf die der Vater mit bewilligenden Augen blickte. Was soll ich von diesen Tagen erzählen? Ich darf nicht an das Glück jener Stunden denken, denn es liegt zertrümmert.... Eines Abends saß ich an der Seite meiner jungen Braut, wir malten uns ein zauberisches Stillleben; sie sang mir mit ihrer schmelzenden Stimme eines ihrer hübschen Lieder zum nahestehenden Klavier. Da traf es plötzlich meine Brust wie ein vernichtender kalter Schlag, der sich in starken Wellen über den übrigen Körper breitete und ihn völlig lähmte. Die Sprache versagte mir, eine Todeserstarrung folgte. Nur verworren sind die Bilder, die mir aus diesem Zustande geblieben. Ich fühlte nur noch die warme, helfenwollende Hand meiner Geliebten, die übrige Welt war mir verschleiert. Ich hatte nur ein halbes Bewußtsein.... Man hielt mich für todt. Meine Braut wich nicht von meinem Lager — ich sah wie aus weiter Ferne ihr in Thränen gebadetes Antlitz, fühlte ihren brennenden Kuß ihre Thränen auf meinen Lippen. Ich hätte aufschreien mögen und doch lag ich in Todesbanden gefesselt und mein Wollen machte die wie mit Blei ausgegossenen Adern nicht flüssig. Glaube mir, Freund, das Leben ist kein Traum, denn der Tod, dieser Schlußstein desselben, ist rauhe, fürchterliche Wirklichkeit! Es heißt den Tod leben, dies bewußte Gelähmtsein des Körpers, dies vergebliche Ringen aus den eisernen Armen der Erstarrung. Ich fühlte, ein einziges Zucken der Lippe löste den Zauber, ließ mich wieder den lichten Tag des Lebens, den blauenden Himmel in den Augen meiner Geliebten finden und doch vermochte ich nichts über meinen Körper. Und sollte nun meine Braut sich nicht völlig aufreiben, dann mußte man mich schleunigst aus dem Hause und in eine Todtenstube am Kirchhof schaffen. Dank dieser Einrichtung wurde ich nicht lebendig begraben, wenn auch meine Hoffnungen, mein reichstes Lebensglück seit diesem Augenblick für immer eingesargt wa-

ren. Noch jetzt erbebt mein Inneres, wenn ich denke, daß mein Schicksal, lebendig begraben zu werden, an einem Haar hing; denn wir kennen noch nicht genau die Scheidelinie zwischen Tod und Leben; es ist ein eigenthümliches Spiel beider dunkeln Mächte. Schon die Farben des Regenbogens, die nach und nach den Körper des Todten wie ein Gruß aus fernen Welten überziehen, geben Zeugniß, daß im Reiche des Todes das Leben noch einmal alle seine Zauber und Geheimnisse vor uns aufzurollen sucht. ... Wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht. Für mich gab es keine Zeit; jede Minute dehnte sich zu Ewigkeiten aus. Mir war's, als ob meine Seele bereits vom Körper getrennt und nur allein noch mittelbar die Eindrücke der äußern Welt empfinge. Vielleicht ist eben nur Gewohnheit und Erinnerung, was die Seele an den Körper bannt, und nur weil unser Träumen und Denken sich nie des Leibes ganz entäußern kann, leben wir fort.... Endlich, endlich fühlte ich ein schwaches Rieseln durch meinen Körper, wie das eines Herbstnebels, der in einzelnen Tropfen geräuschlos zur Erde sinkt. Die Fessel sprang, eine leise zuckende Bewegung führte den Wärter herbei, ich war gerettet.... Noch wurde mir damals diese Seligkeit des neukommenden Lebens nicht vollbewußt, aber jetzt, wenn ich wieder die warme, linde Luft athme, wenn mein Auge das Sonnenlicht trinkt, wenn ich das Blut in mir rollen und wogen fühle, da tritt mir erst das ganze, volle Glück des Lebens, des irdischen Athmens und Seins vor die Seele. Wir müssen krank gewesen, gestorben sein, um das Glück zu fühlen, das mit jedem Athemzug unsere Seele umspielt. Und für das Leben, für den Genuß des irdischen Seins bin ich ein Millionär geworden, denn ich habe den Werth jener kostbaren Perlen, die aus dem dunkeln Meere der Zeit herauftauchen und die man Stunden nennt, als göttlich Geschenk kennen gelernt; aber ich bin doch ein Bettler, denn ich verlor — ein Herz.

Mein Freund bebte. Ich mußte ihm Ruhe gönnen, bis er die Kraft besaß, fortzufahren:

Ich genas langsam. Mein erster Ausgang, Monate nach meinem Unfall, war zu meiner Braut. Ich fand sie allein am Fenster sitzend, das Klavier war vor ihr aufgeschlagen. Ihren Liedern hatte ich so oft und gern gelauscht, unsere reinsten, glücklichschönsten Stunden waren die, in denen die Musik auf ihrem Melodienmeer uns zu fernen Zielen schaukelte. Mein Bild mochte ihr an der Seele vorüberziehen, die Musik hatte sie in ihre Sphären-Geisterwelt aufgenommen und als sie aufblickte und mich sah, bebte sie, wie von unsichtbaren Mächten geschüttelt, zusammen. Sie konnte sich kaum erheben.

Wanda! sagte ich mit bebender Stimme, Wanda, ich lebe! Ich war nicht todt!

Sie ging auf mich zu, drückte mir die Hand. Sie sprach verlegen: Ich habe mich in eine andere, überirdische Welt gelebt und jede Faser meines Herzens hat sich losgerissen von dem Leben, um ganz dein, ewig dein zu sein, und meine Seele findet den Weg zum alten Glück nicht mehr zurück.

Geliebte, entgegnete ich erschreckend, wir wollen leben, ich will das neue Geschenk mit einem neuen Muthe genießen, sei wieder mein, mein Alles!... Ich wollte liebevoll auf's neue auf sie zueilen, sie wandte sich, ich sah es, schaudernd von dem aus dem Grabe Erstandenen ab, sie fiel fast in Ohnmacht. Als sie sich erholt, sah ich wohl, das geheime Grauen vor Einem, der für immer geschieden, konnte sie trotz innerer Seelenkämpfe nicht überwinden. Ich fühlte, das Band war zerrissen. O mein Gott, wie hab' ich gelitten!... Mein Erscheinen unter den Lebenden war selbst dem Wesen, was mich geliebt hatte, grauenhaft, eine Scheidewand unnennbarer Stimmungen hatte sich zwischen uns gelegt.... Ich reiste ab mit einem Herzen, das trotz aller neugewonnenen Lebenskraft sich nun erst recht nach dem Tode sehnte, der kalt und furchtbar schon mich angeweht. Das Leben, die Liebe, selbst ich bin mir wie eine fürchterliche Lüge.

Der Freund weinte in meinen Armen.... Wie lange irrst du seitdem in der Fremde? fragte ich.

Beinahe ein Jahr.

So laß uns noch einmal hin zu Wanda, noch einmal die Frage an ihr Herz richten!

Lillge schüttelte wehmüthig verneinend das Haupt.

Du kennst noch nicht diesen Wunderbalsam der Zeit, wenn du nicht fühlst, daß sich auch die aufgeregten Wellen des Gemüths deiner Braut legen können! Laß uns hinpilgern, lauschen auf den ersten Sonnenstrahl, der nach dieser Grabesnacht von neuem heraufflammt! Und er kommt sicher, wie die Sonne wandellos ihre Bahnen geht! Komm, komm, mein Freund!

Nach manchem Hin- und Widerreden willigte Lillge in meinen Vorschlag. Wir reisten in einigen Tagen ab nach dem Wohnorte seiner Braut.... Wir fanden sie gefährlich erkrankt. Dem Freunde ihres einst so theuern Heinrich öffnete sich die Thür. Ich fand eine zarte, gebrochene Frauengestalt. Auf ihrem Antlitz lag ein tiefer Hauch der Schwermuth. Sie streckte mir eine feine, seelische Hand entgegen und sprach: Bringen Sie Heinrich mit? Ich sehne mich, ihm noch einmal in's Auge zu schauen; ich habe viel gegen ihn verschuldet.

Ich eilte, den Freund zu holen. Welch ein Wiedersehen! Wanda's Seele schien sich neu zu beleben; sie richtete sich im Bett auf. Ein warmer Händedruck versöhnte, was ein unnennbares Etwas der menschlichen Seele verbrochen.

Ich habe dir wehe gethan, sprach sie mit erhöhter Stimme, als ich vor dir zurückschreckte; das Schicksal hat sich an mir gerächt. Der Tod, der mir in seinem Schein so fürchterlich gewesen, spann sich leise in mein Herz. Er ist nicht so schaurig, ich selbst blicke ihm ruhig jetzt in's Auge. Die Griechen haben Recht, es ist ein Genius mit gesenkter Fackel. Weil ich den Tod so verabscheut, den himmlischen Tod, mußte ich ihn lieben lernen. Ach, Heinrich, unser Leben ist das Blühen zum Tode! Langsam keimt die Blume aus uns empor, aber immer höher, immer mächtiger entfaltet sie sich, und wenn sie eben ihren Kelch erschließt und ihren ganzen Duft und Schmelz aufthut, dann entrücken uns unsichtbare Hände dieser Welt. Heinrich! Du fandest den Weg zum Leben wieder; ich hätte dich als eine Gottesoffenbarung bewundern, dich verehren sollen und schreckte vor dir. Vergib, vergib! Dir küßte er nur leise die Lippen, der freundliche Genius, und deine Liebe für mich entwand sich ihm, mir aber legte er die vernichtende Hand auf's Herz, ich muß ihm folgen, auf immer.

Wir widersprachen. Der Vater tröstete. Nein, nein, du darfst nicht sterben! rief der Freund mit thränenerstickter Stimme.

Doch, doch! sagte sie. Sie sank vor Schwäche und Erschöpfung einige Augenblicke zurück und sanft war sie entschlummert.

Erst nach einer längern Trauer kehrte der Scheintodtgewesene in's volle Leben zurück. Er blickte zwar voll Wehmuth auf die Vergangenheit, voll Schmerz auf die dahingegangene Geliebte, aber das Wunder seiner Rettung war von der Hand eines gütigen, in unerforschliche Räthsel sich hüllenden Geschickes ganz erst jetzt vollzogen.

Wanda's Unvermögen, den vom Tode erstandenen Freund wieder mit alter Liebe empfangen zu können, ist ein seltsames Geheimniß der Natur und des Herzens.

Ein Besuch in einer Shakercolonie.

An einem schönen Sonntag Morgen im Mai verließ ich in Gesellschaft meiner Freundin Amalia Schoppe Schenectady, um die zwischen dieser Stadt und Albany liegende Shakercolonie zu besuchen. Wir fuhren erst ungefähr fünf Meilen weit auf der ehemaligen Straße nach Albany; dann wurde abgelenkt und nach zwei Stunden, während deren sich unser Kutscher auf den einsamen Landwegen fast verirrte, langten wir endlich bei der Shakercolonie an, die eine überaus reizende Lage hat und aus drei freundlichen in geringer Entfernung von einander liegenden Villages besteht, von denen jedes mit einer Einfahrt versehen ist, die durch ein eisernes Gitterthor geschlossen wird. In dem

letzten dieser Villages befindet sich die Kirche. An Wochentagen wird jeder Fremde, der hier einspricht, freundlich aufgenommen und bewirthet, allein am Sonntag würde man solche Gastfreiheit als Entweihung des Sabbaths ansehen, und selbst unser Pferd, in dem schon allerlei sündliche Gelüste nach einigen Maaß Hafer aufgestiegen waren, mußte sich gleich mehren andern, ebenfalls Besuchern aus der Umgegend gehörenden Pferden, die wir am Eingang grasend fanden, mit der Weide begnügen.

Vom Eingang führt ein sauber mit Steinplatten belegter Weg zu der Kirche, einem einfachen länglichen Viereck mit zwei Thüren, auf der Vorderseite, von denen die zur Linken laut Inschrift für die Männer, die zur Rechten für die Frauen bestimmt ist. Statt "ladies" und "gentlemen" unterscheidet man hier "men" und "females". Wir traten ein, und befanden uns in einem großen Saal, an dessen Wänden lange Bänke hinlaufen. An dem Ende, wo wir eingetreten waren, erheben sich sieben bis acht Reihen nach hinten zu erhöhter Bänke für die fremden Zuschauer—die Shaker rechnen folglich auf ein Publikum—die sich auch zahlreich genug einfanden, so daß bald alle Plätze besetzt waren. Dieselben sind durch ein Geländer von dem großen Saal getrennt, an dessen entgegengesetztem Ende sich ebenfalls zwei Thüren für die Gemeinde befinden. Der einzige Schmuck besteht in einer ausgesuchten Reinlichkeit; Bänke, Thüren und Fußboden glänzen in der That. Im Uebrigen herrscht jene Nüchternheit, welche ich bis jetzt hier in den meisten Kirchen gefunden habe, und die mich immer an den Consistorialrath Blaustrumpf in Gutzkow's „Blasedow" erinnert, der, um Alles, was irgend an den Katholicismus erinnern könnte, auszuschließen, die neu zu erbauende Kirche in Gestalt eines schmucklosen Würfels aufführen, und sie, anstatt ihr den Namen irgend eines Heiligen oder dem ähnlichen beizulegen, „das geistliche Verrichtungshaus" nennen wollte.

Die Sekte der Shaker wurde im vorigen Jahrhundert von einer Engländerin Anna Leeze gestiftet, welche, nachdem sie zuerst die Geliebte eines englischen Officiers gewesen und darauf lange von einer Hand in die andere gegangen war, endlich durch ich weiß nicht welche Ereignisse nach Amerika geführt wurde, wo sie zuletzt auf ihre alten Tage, wie so viele weibliche Taugenichtse, aus der Noth eine Tugend machend, fromm wurde und Andern die Entsagungen auflegte, welche für sie keine mehr waren. Das Hauptgesetz der Shaker ist die Ehelosigkeit, Männer und Frauen leben getrennt in verschiedenen Häusern und kommen nur beim Gottesdienst zusammen. Da indessen alles, was der Natur zu grell zuwiderläuft, sich immer auf eine oder die andere Art rächt, sollen Uebertretungen nicht selten sein, welche aber im Fall der Entdeckung mit sofortiger Ausstoßung bestraft werden. Verheirathete werden zwar in die Gemeinde aufgenommen, doch ist die Ehe vom Augenblick ihres Eintritts gelöst, eine Einrichtung, die schon manchmal benutzt worden ist, um einen Mann oder eine Frau wohlfeil, ohne kostspieligen Scheidungsproceß los zu werden. Privatbesitz ist ebenfalls ausgeschlossen; das Eigenthum des Einzelnen fällt der Gemeinde zu, welche sehr reich ist und bedeutende Ländereien besitzt. Die Beschäftigung der Shaker besteht im Garten-, Gemüse- und Feldbau, von dessen Ertrag sie das Ueberflüssige verkaufen, so wie im Verfertigen von allerlei wollenen und baumwollenen Waaren, mit denen sie Handel treiben. Außerdem bereiten sie viele Arzeneien, die sehr gerühmt werden. Einen geistlichen Stand gibt es so wenig als unter den Quäkern; wer sich berufen fühlt, tritt auf und predigt. Weltliche Vergnügungen sind begreiflich nicht gestattet, doch sollen die Shaker sich durch eine überaus gute Lebensweise, besonders in Beziehung auf das Essen für die übrigen Entsagungen möglichst schadlos halten. Dies, so wie die geringe Schwierigkeit, welche die Aufnahme in die Gemeinde verursacht, soll, wie man sagt, manchen lockern Gesellen veranlassen, im Winter, wenn der Erwerb schwierig ist, unter die Shaker zu gehen, um sich dort füttern zu lassen, und sich dann im Frühling unter irgend einem Vorwand wieder aus dem Staube zu machen.

Nachdem wir wohl eine halbe Stunde wartend gesessen haben mochten, öffneten sich die beiden Thüren am Ende des Saales, und die Gemeinde erschien, die Frauen von der rechten, die Männer von der linken Seite, zusammen ungefähr hundertzwanzig Personen jedes Alters, vom weißhaarigen Greis abwärts bis zu Kindern von acht bis zehn Jahren. Die Kleidung der Männer erinnerte an die der Bauern in manchen Gegenden Deutschlands; dunkle Beinkleider, dunkelblaue Westen mit langen Schößen, lange graue Röcke, und das Haar an den Seiten kurzgeschnitten, nach hinten etwas länger, wie es ebenfalls die Landleute häufig zu tragen pflegen. Der Anzug der Frauen ist auffallender, und nichts unkleidsamer, als die engen, schräggeschnittenen, röthlichbraunen, halbwollenen Kleider, mit kurzen bis unter die Brust reichenden Taillen, über welchen sie weiße seidene, viereckige Tücher tragen, die sorgfältig am Hals zugesteckt sind. Das Geschmackloseste sind indessen die weißen, Stirn und Wangen halb verdeckenden Hauben, welche selbst das schönste Gesicht entstellen müssen. Alle nahmen schweigend auf den Bänken Platz, wobei die Frauen ihre großen Taschentücher wie Servietten auf ihren Knieen ausbreiteten. Sie blieben wohl eine Viertelstunde sitzen, während der ich Zeit hatte, sie genauer zu betrachten, allein vergebens suchte ich nach einer schönen Gestalt, nach einem hübschen oder geistreichen Gesicht! Nichts als häßliche, dumme oder verdummte Gesichter, nichts als plumpe, vierschrötige Figuren mit großen klobigen Händen und Füßen; keine Schönheit, keine Intelligenz! Freilich, wer noch etwas in der Welt zu hoffen hat, wer zu geben und zu genießen versteht, dessen Geist über die engen Grenzen des alltäglichen Daseins hinausstrebt, dessen Phantasie der Anregungen der Kunst, der Schönheit bedarf, der wird nicht unter die Shaker gehen, wo Geist, Phantasie und Schönheitssinn von vorne herein zum Uebel gerechnet und ausgeschlossen sind.

Auf einmal erhob sich die Versammlung; Männer und Frauen stellten sich in langen Reihen einander gegenüber und verbeugten sich tief gegen einander, worauf ein Lied angestimmt wurde, dessen Schrecklichkeit Alles überbot, was ich bis dahin selbst in der Methodistenkirche gehört hatte; die Melodie, ein ächter Gassenhauer, der Gesang, eine liebliche Verbindung von Plärren, Kreischen, Grunzen und Brüllen. Darauf traten einige Redner auf, die indessen nur wenige Worte und diese so leise am andern Ende des Saales sprachen, daß nicht viel davon zu hören war, ausgenommen die an das Publikum gerichtete Bitte, die Gemeinde nicht durch Fortgehen während des Gottesdienstes zu stören, sondern bis an's Ende auszuharren, ferner kleine Kinder, wenn soche anwesend wären, ruhig zu halten—es schrie gerade eins sehr laut—und endlich wurden die Anwesenden gebeten, ihre Füße am Eingang zu reinigen, eine Erinnerung, die jetzt, da alle Bänke besetzt waren, freilich sehr nachträglich kam. Nachdem noch einige Gesänge abgeplärrt worden waren, erschien abermals ein Redner, welcher eine lange Predigt zumeist an die Zuschauer hielt, denen er ihr sündhaftes weltliches Treiben vorwarf und sie zur Einkehr in sich selbst ermahnte. Genau genommen sprach er nicht besser und nicht schlechter, nicht gescheuter und nicht unsinniger als Hunderte von andern amerikanischen und europäischen Predigern, aber für uns war die Sache immer noch langweilig genug, und meine Freundin hatte wiederholte Anwandlungen von Schläfrigkeit, während ich nicht mehr Herr meiner Aufmerksamkeit, mit meinen Gedanken bald über tausend Meilen weit entfernt herumschweifte. Doch auch dieser Kelch ging vorüber, und nach abermaligem Gesang setzte sich die Versammlung nieder, um einige Minuten auszuruhen, darauf abermaliges Aufspringen, die Männer werfen die Röcke ab, man stellt sich zu beiden Seiten in Reihen, vier Männer und acht Frauen stehen in der Mitte einander gegenüber und stimmen eine lustige Tanzmelodie an, wobei sie mit den Händen den Takt angeben, und der Tanz beginnt. Einige Wenige, welche vielleicht durch Alter oder Krankheit abgehalten sind, bleiben an den Wänden stehen und geben ebenfalls den Takt an,

doch sah ich auch uralte Frauen und Männer mit schneeweißem Haar lustig mithopsen. Zuerst besteht der Tanz eigentlich nur in einer Art chassé en avant und en arrière und einigen Pirouetten, die an den Contretanz erinnern, aber bald ist diese Tour zu Ende; Männer und Frauen, die erst in gesonderten Colonnen tanzten, vereinigen sich zu mehren großen Kreisen, von denen der engere innere von den jüngern Leuten und Kindern gebildet wird, während die Alten sich im weitern Umkreis bewegen. Auch hier wird noch die Trennung so weit festgehalten, daß immer zwei Männer und zwei Frauen neben einander gehen, welche sich aber auch nicht anfassen, sondern jedes springt für sich, fortwährend den Takt angebend und an manchen Stellen wird auch in die Hände geklatscht. Das Tempo wird bewegter, und allerlei Pas werden gemacht, taktmäßig und sicher, aber nicht den Regeln des Tanzes gemäß; leises Auftreten auf den Fußspitzen und Auswärtssetzen derselben scheint man hier nicht zu kennen; die Füße gänsemäßig einwärts gekehrt, hopst man mit vollem Gewicht auf und nieder.

Wohl drei viertel Stunden dauerte der Tanz, nur durch kurze Ruhepunkte unterbrochen; dann blieb die ganze Versammlung auf einmal stehen; der Redner von früher sprach einige Schlußworte, in denen er das Tanzen eine Erholung zur Ehre Gottes (a recreation to the honor of God) nannte, und fügte dann hinzu: The assembly is dismissed! worauf sich Alle, still und ernst, wie sie gekommen waren, wieder entfernten, und auch wir suchten die freie Luft auf und traten den Rückweg an. Der Anblick, den wir gehabt, würde komisch gewesen sein, wenn nicht der Zustand der Verdummung, dem man hier so viele Menschen mit gesunden Sinnen sich freiwillig und absichtlich hingeben sieht, immer einen niederdrückenden widerwärtigen Eindruck machen würde. Licht! Klarheit! Geist! Luft! nur keine Einengung! A.

Johanna Wagner.

Die einzige tragische Schauspielerin Berlins ist jetzt eine Sängerin, **Johanna Wagner**. Schlank wie Juno, von blonden Locken umwallt, mit ernst geschlossenem Mund, wie aus Marmor gemeißelt, hat sie ihre frühere Dresdener Mädchenhaftigkeit ganz aufgegeben und ist der Schröder-Devrient und Rachel im Pathos gefolgt. Da ist kein Liebeswinken mit Aug' und Hand, kein bezauberndes Lächeln nach rechts und links mehr vorhanden, sondern Majestät in jedem Zuge. Wenn sie als Lucrezia Borgia von ihrem Gemahl die Bestrafung der Verwegenen fordert, die ihr Wappen beschimpft, liegt's wie eine Wetterwolke auf ihrer hohen Stirn, vornehm gemessen sind ihre Bewegungen, stolzer trägt keine Kaiserin ihren Mantel, nur auf dem blassen Antlitz glüht das dämonische Feuer der Rache. Johanna Wagner ist wahlverwandt mit Rachel-Felix, Beide sollten stets im weißen Gewande, den Goldreif um die Stirn, erscheinen, sie sind plastische Gestalten. Wie ihr Aeußeres, so ihr Wesen; sie sind bestimmt, große, verzehrende Leidenschaften darzustellen, sinkende Heldinnen. Aber während Haß, Rache und Eifersucht in beständigen Blitzen über das schmale, verlebte Gesicht der Rachel zucken, besitzt die Stimme der Wagner eine herzbethörende Gewalt, eine Milde und Süße wie die der Sirenen, sie kann zürnen, niederschmettern, wenn sie als Olympias: „Kassander! ihr ewigen Götter!" singt, allein den grauenerregenden Ausdruck der Rachel als Hermione oder Camille, der, nicht schön und nicht häßlich, sich nur mit der Erscheinung der Eumeniden vergleichen läßt, von der die Alten so Wunderliches erzählen, den besitzt Johanna Wagner weniger. Dafür haben ihr jedoch die Musen einen Adel und eine Keuschheit der Erscheinung verliehen, die sie der „pfeilfrohen" Göttin ähn-

lich macht, die jungfräulich stolz die Thäler des Parnassus durcheilte, während von der Höhe herab die Leier des Bruders schallte, ja — wenn sie als Orpheus, den weißen Mantel um den Arm geschlungen, an Eurydice's marmornem Grabmal steht, wenn sie siegesgewiß, die goldene Lyra im Arm, den Furien an des Tartarus dunkelglühendem Thor entgegentritt—da ist's, als stiegen mit den Tönen ihrer Stimme Tempel und Paläste auf, die heiligen Höhen, die götterdurchwandelten Thäler, Aphrodite, Helena, Hektor und Achilles, die geliebten Schatten — und auf den Wellen ihres Gesangs steigen wir zur Lethe nieder, hinauf zum Olymp. Wenn je die Musik Gluck's des Meisters werth gesungen ward, so geschieht es hier, in diesen Melodieen athmet der tiefste Schmerz, duftet die seligste Liebe, und das Alles umweht von jener classischen Ruhe und Milde, die in ihrer Reinheit und Klarheit dem Himmel gleicht, der in ewiger Bläue über Hellas zieht, dem blauen Meere, das seine Klippen umrauscht. Neben mir im Theater saß Professor v. d. H. mit seinem Quäkerhut und gewaltigen Schuhschnallen. Vor fünfzig Jahren, erzählte er mir, hatte er den „Orpheus“ gehört, und als die Wagner im letzten Acte sang: „Was soll mir das Leben?“ traten ihm die Thränen in die Augen, er drückte mir erschüttert die Hand. Der Stimmgehalt der Wagner hat nicht die unerschöpfliche Fülle und Kraft wie Jenny Ney's in Dresden. Die Berliner Kritik, die jede Größe, jedes harmonische Wesen haßt und mit ihrem boshaften Witz zu vernichten sucht, hatte daher vor einigen Wochen, bei der Darstellung Fidelio's eine vortreffliche Gelegenheit gefunden, die Künstlerin zu bespötteln, als ob es nicht von der größten Kunst zeugte, auch mit gebrochenen Kräften solche erschütternde Wirkungen zu erzeugen. Johanna Wagner's Stimme ist gebrochen, die hohen Töne mißlingen ihr—doch die gewaltige Tragik ihrer Erscheinung und ihres Wesens, die zuweilen bis ans Herbe streift—so wenn sie den Erlkönig singt—werden diese Schwäche stets mit dem kaiserlichen Mantel der Kunst bedecken, ja vielleicht verleiht dies Gefühl des Untergehens ihr noch einen höhern Zauber, es wohnt in ihr etwas vom Schwane, dem sterbenden.

G e d i c h t e.

Von J. G. Fischer.*)

Die Thüren auf! und laßt herein
Der Lüfte süß Gewimmel,
Herein den warmen Sonnenschein,
Herein den ganzen Himmel.

Vom Berge ist durch Feld und Wald
Ein hoher Ruf erklungen,
Und zauberkräftig kam ihm bald
Der Frühling nachgesprungen.

Er sang die öden Fluren an:
Wie schwellen schon die Saaten!
Er rief durch Wald und Wiesenplan:
Und Alles will gerathen.

Doch mit den besten Gaben ist
Er meinem Kind begegnet,
Und hat es an die Stirn geküßt
Und hat es still gesegnet.

Schon reden allerorten laut
Die Lieder und die Winde
Von dir, du holde junge Braut,
Vom wonnigen Maienkinde.

*) Die Gedichte von J. G. Fischer (Stuttgart und Tübingen, Cotta) gehören zu den besten, die uns in neuester Zeit vorgekommen sind. Es ist darin nichts von dem modernen Weltschmerz, von jener Zerrissenheit des Gefühls, welche die angeblichen Mißgriffe Gottes durch Sünden gegen die Grammatik und Logik rächt; im Gegentheil ein stilles, bescheidenes Naturgefühl, und doch, wo es darauf ankommt, eine tüchtige, männliche Gesinnung.

Die Auserwählte.

Katholisch Mädchen, frischer Muth!
Gesicht voll Lust und Scherz!
Dich liebt ein evangelisch Blut,
Dir glaubt ein treues Herz.

Das muß der rechte Herrgott sein,
Der Dich so schön gemacht,
Und eine Jungfrau keusch und rein,
Die Dir im Antlitz lacht.

Der echte Meister ist's fürwahr,
Der Dir so fein gefaßt
Den Edelstein, so himmelklar,
Den Du im Auge hast.

Was schaut aus Deines Blickes Glanz
So fromm heraus zu mir?
Ich seh' die helle Seele ganz,
Katholisch Kind von Dir.

Der Bekränzte.

Wie hat so manchen süßen Strauß
Sie von ihm angenommen!
Doch ging er zager stets nach Haus,
Zu keiner Gunst gekommen.

Nun ist er einmal ohne Strauß
Entschlossen zu ihr kommen,
Und hat in keckem Liebesbraus
Sich jede selbst genommen.

Da schritt er hohen Sinn's nach Haus,
Nicht zag und nicht beklommen,
Am Busen einen Heldenstrauß,
Den er von ihr bekommen.

Sängerweihe.

Ich hab' gelernt die Frauenliebe loben,
Geliebte, bei des Frühlings Nachtigallen,
In's dichte Laub sind küssend sie gefallen,
Dann hat der Gatte singend sich erhoben;

Dein blühn'der Leib, aus Duft und Licht gewoben,
Dein heil'ger Kuß, Dein tiefes Aug' vor allen,
Hat mich, o Mädchen, von den Nachtigallen
Mit meinem Sange bald gelenkt nach oben.

Es ist so schön, sich wundernd zu versenken
In Deines Busens lustgeheime Thale,
In Deines Auges träumerische Gründe;

Und von der Küsse frischem Zaubermahle
Schwingt sich das Lied mit sel'gem Rückgedenken
Den Wolken zu, und weiß von keiner Sünde.

Lerchenfesttag.

Kurzweilend spielt am Himmelszelt
Der Adler mit den höchsten Lüften,
Es jubelt, fern von ihm, die Welt
Bei Waldesklang und Frühlingsdüften.

Der Lerche hehre Melodei
Erhebt sich aus des Thales Gründen,
Daß Freiheit nun auf Erden sei,
Dem Herrn des Himmels zu verkünden.

Du Botin auf des Himmels Steig,
Sei ihm dein Sang willkomm vor allen!—
Sieh, durch der Bäume Luftgezweig
Die todte Lerche kommt gefallen.

Der Aar am hohen Wolkenziel
Beschloß, den Thron sich zu verbürgen,
Und die vor allen ihm mißfiel,
Der Freiheit Säng'rin zu erwürgen.

Und rauschend vom Gefild empor,
Ein einig, tausendstimmig Schmettern,
Schwingt sich der Lüfte ganzer Chor,
Zu rufen der Vergeltung Wettern:

Ha, wenn von seinem höchsten Sitz
Der Herr des Himmels und der Erden
Dich niederwirft mit seinem Blitz,
Das wird ein Lerchenfesttag werden!

Der Matrose.

Er springt an's Land mit seinem Solde,
Und Schweiß und Frost und Sturmgetos
Sind ihm bezahlt mit schwerem Golde,
Und geben den Geprüften los.

Vor Anker ruht sein Schiff im Hafen:
Doch brausender Begierden Macht,
Die auf der See so lang geschlafen,
Ist fessellos in ihm erwacht.

Es lockt kein Herd den Heimatlosen,
Er fühlt sich keiner Mutter Kind;
Ihm winken nur des Weines Rosen,
Und Mädchen, die ihm willig sind.

Wie nach des Meers versalzner Welle,
Ha, nach dem feuchten Element,
Des Weines feuerrothe Quelle
Ihn bis in's Mark wollüstig brennt!

Ström' fort und fort, Du heißer Brunnen,
Heut gilt es eine wilde Nacht;
Wie tränk' ein Sklave dich besonnen,
Der Könige zu Narren macht.

Du magst ihm Well' auf Welle schicken,
Kein Sprühn und Sprudeln macht ihm Grau'n,
Er ist gewohnt mit festen Blicken
Den Fluthen auf den Grund zu schau'n.

Er sah so oft des Meeres Schlünde
Zu tiefen Zügen aufgethan,
Und sie vergnügt in ihre Gründe
Den gier'gen Riesenschluck empfahn.

Ihr Dirnen! ei, im Reich der Küsse
Da weiß er auch ein Held zu sein,
Der Liebe schwelgende Genüsse
Erschöpft er tief, wie seinen Wein,

Wenn er mit stürmenden Gelüsten
Im Rausch bezahlter Wonnen ächzt,
Wie nach des Nordens weißen Brüsten
Der schwarze Sohn des Südens lechzt.

Was kränkt's ihn, daß die feile Schöne
Am Land vergeudet seinen Sold,
Ihn, der des Oceans Sirene
Verschlingen sah der Länder Gold?

Was kränken ihn zerwühlte Haare
Und ein zerknicktes Seidenkleid,
Der Indiens und Peru's Waare
Vom Winde sah in's Meer gestreut?

Ihn, der so manchen Mast erklettert,
Wenn grimmig schwoll der Wogen Kamm,
Und dann ihn sah, wie er zerschmettert
Und müd und leck an's Ufer schwamm!—

Nun, auf die Lieb', noch eine Flasche!
Die Flasche aus! Das Glas zerschellt!
Schon Ebbe wird's in seiner Tasche,
Und neue Segel sind geschwellt.

Und rasch von seinen wilden Mahlen
Springt der Geworbne in die Höh',
Die letzte Zeche noch zu zahlen,
Und—wieder in die wüste See!

Väterlicher Wunsch.

Ich seh' ein Volk, das erst bei Nacht
Dem Geiste nachging in die Tiefen,
Indessen fest die Leiber schliefen,
Mit ganzer Kraft zum Licht erwacht;
Seh' aus dem Dunst in seinen Städten
Sein besser Theil sich klärend retten,
Und an der einen Wahrheit bleiben:
Den eignen Dämon, der es drückt,
Den bösen Geist, der es zerstückt,
Den trägen Zweifel, auszutreiben.
Ja, deutsches Volk, Dir ruf' ich zu:
Du bist das Volk der Zukunft, Du!
Du wirst erziehn aus Deiner Mitte
Ein neu Gesetz der Völkersitte,
Und kannst's erreichen, Du allein
Der Nationen Hort zu sein!

Und wie ein kraftbewußter Mann,
Der Kopf und Hände brauchen kann,
Die Schande nimmermehr erduldet,
Daß seinen Herd er andern schuldet,
So soll uns nicht der Fremde lehren:
Wir müssen's aus uns selbst gebähren
Und alle Kraft und Liebe leih'n,
Soll das Gewächs zum Leben sein.
Was liebt der Mensch im eig'nen Blut?
Was pflanzt in Söhnen er und Töchtern,
Wenn er nicht kommenden Geschlechtern
Sie weiht ein anvertrautes Gut,
Und mit der Liebe Prophetenblick
Sie knüpft an's ewige Weltgeschick?—
Nimm ihn, mein Volk, mich dünkt mein Sohn
Nicht besser, als seine Nation!
Und tausendfältig lebt er mir,
Weiß ich ihn treulich eins mit Dir.

Leben im Gestein.

E. v. H. Alles wird lebendig im lebendigen Geiste, so heißt es im Evangelium Johannis 5. Capitel 26. Vers, und in der That gelangt nun auch die Wissenschaft dahin, daß es im weiten Reiche der Natur nichts Todtes, Stillstehendes gibt. Die Materie ist kein erloschener Geist, wie Schelling wollte, denn eine kraftlose Materie ist eben so unmöglich, wie eine außer der Materie wirkende Kraft, ein gespenstiger Geist. Leben in diesem Sinne, d. i. fortwährende Veränderung aus innerer Nothwendigkeit, kommt also den unorganischen Körpern eben so zu, wie den organischen. Das kosmische und tellurische Leben ist daher als die Mutter des organischen Lebens zu betrachten; denn, wie sich unser Planet einst aus dem Schoße der Allmutter losgerungen und seine Gestaltung als freies Individuum gewonnen hatte, so mußte sich nach kaum erhaltener Selbstständigkeit auch in seinem eigenen Schoße dasselbe Streben aller Bestandtheile nach Freiheit und Individualisirung zeigen, wie dies bei der kosmischen Gestaltung der Fall war. Der Krystall, das Individuum des Mineralreiches, das Produkt freiwirkender Kräfte

(Dynamide) begann sein Einzelleben. Mitten im Gewühle der mannigfaltigsten Stoffe, im feurigen Flusse geschmolzener Erden, wie am Rande des wogenden Urmeeres hatten sich die verwandten Elemente liebend zusammengefunden, und erzeugten die ersten Kinder des irdischen Gestaltungstriebes, die schönen Krystalle! Hier ist schon individuelles Leben, wenn auch nicht organisches, sondern ungegliedertes, plötzlich geronnenes, abgebrochenes, stillgestandenes, in der Gestaltung erschöpftes Leben. Der Krystall kann von sich sagen: morior dum orior! *)

Mit der Verwitterung geht der Krystall, wie alle Ueberreste von Organismen, in das Formlose über, und dient neuen Bildungen als Substrat. Jeder Krystall bildet sich nach Art der ihn zusammensetzenden einfachen Substanzen mit seinen bestimmten Flächen und Winkeln, seinem bestimmten Härtegrad, seiner eigenthümlichen Farbe, seinem Glanz und Gewicht, und ist daher eben so ein Individuum wie eine Pflanze oder ein Thier.

Wie neuerlich Lavalle in Dijon gezeigt hat, wird sich ein Krystall, dessen Ecken und Kanten man bis zur Unkenntlichkeit abgeschlagen hatte, in der Auflösung, die ihn gebildet, wieder vollkommen herstellen. Zerschlägt man einen Krystall in eine große Anzahl von Stücken, so bildet sich jedes Stück in der Mutterauflösung zu einem vollständigen Krystall aus. So birgt also das scheinbar leblose Wesen des Krystalles schon die Ankündigung der Begriffe Art und Zeugung, und in folgender Thatsache sogar eine Andeutung von dem Uebergange der Arten in einander. Taucht man einen Krystall in verschiedene Auflösungen, so nimmt derselbe (wenn die zweite Auflösung geeignet ist, von dem Krystall, welcher sich in der ersten Auflösung gebildet hat, eine Zunahme der Größe zu bewirken) allmälig eine andere Gestalt an, und nähert sich in seiner Gestalt mehr dem Krystall, welcher der zweiten Auflösung entspricht, so daß alle nur möglichen Typen, welche in der Mitte liegen zwischen dem Typus des ersten Krystalls und dem des zweiten, zum Vorschein kommen.

Bei allen Krystallen, besonders auffallend bei den sogenannten Spathen, kommen beim Zerschlagen in gewissen Richtungen glatte, glänzende Flächen zum Vorschein, so daß man diese Mineralien gleichsam öffnen kann, wie ein Buch, und zwar nicht nur auf einer Seite, sondern auf mehreren, bei dem Granat und der Blende z. B. nach sechs Richtungen. Diese Blätterdurchgänge zeigen die Wege an, welche die Krystallisationskräfte bei der Bildung des Krystalles genommen; sie sind immer unter bestimmten Winkeln zu einander gestellt, daher auch stets bis auf die kleinsten Theile regelmäßige Bruchstücke entstehen. Zerreibt man z. B. den Bleiglanz zum feinsten Pulver, so entstehen, da er drei Durchgänge hat, lauter kleine Würfel; mit aller Mühe ist man nicht im Stande, diese Kerngestalt zu tödten. Diese Theilchen sind gleichsam als die Zellen des Mineralreiches anzusehen; von der Grundlage derselben hängt immer die Gestalt des Minerals ab.

Den Uebergang zu den organischen Formen scheinen die Drillings-Krystalle des Schnee's zu bilden, zumal wenn an die drei unter gleichen Winkeln sich durchkreuzenden Hauptnadeln Nebenstrahlen sich ansetzen; ihnen schließen sich an die Eisschuppen, Eisfelder, Eisblätter und Eisblumen an unseren Winterfenstern, „diese Blumengeister oder Blumenphantome, gezeichnet von einem humoristischen Genius." *) Ferner gehört hierher die Bildung des prächtigen Dianen- oder Marienbaumes von Silber- oder Zinnniederschlag in Salzauflösung, die herrlichen Moos- und Flechtenformen, die zahn-, draht-, haar- und baumartigen Gestalten von gediegenem Silber, Gold, Kupfer oder Silberglaserz, die Anhäufungen von Krystallen aus Salzauflösungen unter dem Sonnenmikroskop, die Produkte mancher Mineralquellen, welche sich wie das Infusorienwasser verhalten; das dendritische Eisen, welches das Innere von Kies und Kalk durchdringt und die schönsten Moos- und andere Pflanzenformen mit Blättern und Wurzelwerk wirklich zellenartig bildet; ferner die fadenförmige Struktur mehrerer Mineralien, welche in diesem Zustande Asbest oder Amianth genannt werden; die faser- und röhrenartige Anhäufung von Kalk an gleichen Felsen durch den Wechselverkehr derselben mit der atmosphärischen Luft und noch manche andere Erscheinungen, oder — wenn man will — Naturspiele, welche sich offenbar als Vorläufer echter vegetabilischer und animalischer Zellenbildung ankündigen und den Beweis aufdringen, daß die Natur eigentlich nie ganz Neues hervorbringt, sondern schon lange vorher Typen zu schaffen versucht, deren vollendete Formen erst später

*) Reichenbach's Beobachtungen vom Leuchten der Krystalle und dem Aushauche von Kühle und Läue würden diese Individuen des Mineralreiches der organischen Welt noch näher rücken, wenn sie sich wirklich bestätigen.

*) Ludwig Tieck.

auftreten. Denn wie aus dem Kiesel das Gold sprießt, dem Spath das Silber entkeimt und der Granat wie in einer blätterreichen Knospe ruht, so sehen wir bei höhern Naturkörpern, z. B. bei der Schale der Austern, Blatt auf Blatt gelegt wie beim Glimmer, bei den Fischschuppen eine Strahlenform wie von Krystallen und Blättern, eine faserige Struktur an den Nägeln, eine röhrenartige bei den Knochen und Haaren, eine krystallartige, kreuzförmige, spirale, sternartige Anlage bei den Blättern und in der Vertheilung der Blattrippen.

Das erste Streben der Bestandtheile unserer Erde nach Formgewinnung, nach Verschönerung ihres Daseins, nach Befreiung aus der ungeschlachten Massenhaftigkeit, findet also in der Krystallisation seinen entschiedenen Ausdruck, und mit dieser Erscheinung beginnt auch das specielle, wenn auch noch nicht organische Leben im Gesammtorganismus des Planeten, welcher seinerseits wieder zur Zeit seiner Fötalbildung im höhern Organismus des Sonnengebietes sein eigenes organisches Leben begonnen hatte, ohne sich jedoch weder in der kosmischen noch krystallinisch-mineralischen Form von dem gewaltigeren Gesetz der Nothwendigkeit zur vollkommenen Freiheit emporschwingen zu können.

Während des Neben- und Uebereinanderliegens der Krystalle, jener Ueberreste der im Augenblicke der Geburt erstorbenen Steinindividuen, traten aber wieder neue Wechselbeziehungen, neues Leben ein. Die alte Lehre der Alchymisten, daß die Stoffe nur dann auf einander chemisch wirken können, wenn sie flüssig sind (corpora non agunt nisi fluida), hat durch die neuesten Forschungen einen argen Stoß erhalten. Es liegen Beweise vor, daß umwandelnde Einwirkungen möglich sind, wenn sich die Körper in festem Zustande nahe liegen, ja sich gar nicht berühren.

Die Bewegung, das Leben im festen Gestein ist zwar unfaßlich unseren Sinnen, aber dennoch da. Schon die Ausdehnung und Zusammenziehung durch größere oder geringere Wärme bewirkt eine beständige Bewegung im Tiefinnersten jeder noch so mächtigen Materie. Paoli und andere Forscher haben aber außerdem mit unwiderlegbarer Gründlichkeit allenthalben und vorzüglich in den Festmassen der Erde eine innere Beweglichkeit der Theile nachgewiesen.

Bei Porphyren, d. i. Gebirgsarten, bei denen ein Mineral die Hauptmasse ausmacht, ein anderes oder mehrere andere aber in Krystallen darin schwimmen, kommt es sehr oft vor, daß diese Krystalle eine neuere Entstehung zeigen, als die Masse; denn die Krystalle schieden sich erst aus, als in der chaotisch erfüllten Masse das chemisch galvanisirende Leben — das Wandern der verwandten Stoffe entstand. *)

Gewiß ist, daß eine plötzliche Erhitzung oder blos steigende Temperatur in der Tiefe, zunehmender Druck von oben, die Nähe anderer Mineralien, dampfartiges Durchziehen von fremdartigen Stoffen, besonders Säuren, gewiß auch galvanische und magnetische Strömungen, solches Leben im Gestein bewirken. Hat doch Gaudin Theerklümpchen an den Polen der galvanischen Batterie in edelsteinartige Gebilde verwandelt, und wissen wir doch, daß Kalk durch Eindringen von Steinsalz und Schwefeldämpfen in Gyps (schwefelsauren Kalk), kohlensaurer Kalk durch Magnesia in Dolomit (Rautenspath mit Kalkspath gemengt), Sandstein und Quarzfels übergeht.

Auch durch Krystallisation auf nassem Wege entstehen bei verschiedenen Wärmegraden verschiedene Körper. Durch gleichmäßig fortgesetztes Schlagen einer Schmiedeeisenbarre nach deren Länge wird ihr zähes, fadenförmiges Gefüge auf wahrscheinlich magnetischem Wege in krystallinisches, gußeisenartiges umgewandelt. Auch der tausendjährige Meeresschlamm, aus thonigen, kalkigen oder sandigen Theilen zusammengesetzt, rückt offenbar durch einen solchen Proceß zu Schiefer-, Kalk- und Sandstein vor.

Wenn das durchbrechende heißflüssige Gestein mit anderen plutonischen oder neptunischen Schichten in Berührung kommt, welche bereits außerhalb dem Bereiche der direkten Einwirkungen der Erdhitze lagen, so entsteht die Erscheinung der Contact-Metamorphose. — Mächtige Granitmassen können ähnlich wirken, wie der heiße Erdkern, krystallinische Schiefer bilden und das Durchsetzte sogar selbst wieder umschmelzen. Auf diese Weise ist es möglich, sagt Cotta, daß selbst von der ersten Erstarrungskruste unserer Erde nichts mehr vorhanden ist.

Hugi ist, durch diese und ähnliche Aeußerungen des Erdlebens aufgefordert, so weit gegangen, daß er der Erde einen förmlichen Athmungs-Proceß vindicirte. Die nasse Schichte zwischen verschiedenen trockenen oder

*) Siehe Breithaupt's Paragenesis der Mineralien. 1849.

minderfeuchten verhält sich nach ihm genau so, wie der gesäuerte Tuchlappen zwischen der Zink- und Kupferplatte der galvanischen Säule oder wie die menschliche Zunge zwischen verschiedenartigen Metallen, wobei sie einerseits einen sehr bestimmten sauren, andererseits einen basischen, wasserstoffigen oder alkalischen Reiz empfindet. So entsteht ein beständiges Bewegen und Verändern, also Leben, im Innern der Gesteine, und das Produkt dieser Thätigkeit sind Salzkrystalle und andere mineralische Gebilde. So blüht Salpeter aus Kalk, Bittersalz aus Grauwacke (in der Bruska bei Prag), Kochsalz aus anderen Gesteinen empor, und überall sieht der Urheber dieser schönen Ansicht das Gesetz bestätigt, „daß schon vorhandene Gebirgsmassen—gleichsam als Organe — den Lebens- und Entwicklungsrhythmus bedingen, und daß ihre Verschiedenartigkeit wie die Organe der Pflanzen und Thiere auch beim Mutterorganismus durch die eine Grundfunktion des Lebens auch verschiedene stöchiometrische Erzeugnisse aus denselben Grundstoffen hervorrufen können."

Die Natur besitzt überhaupt unendlich viele Hülfsmittel, um ihre Zwecke zu erreichen, während die Agentien, welche uns in unseren Laboratorien zu Gebote stehen, so verschwindend schwach gegen die Zeugungskräfte der Natur sind, daß man die in denselben gemachten Erfahrungen stets mit den aus der Geologie geschöpften vergleichen muß, um der Wahrheit in ihrem ganzen großen Umfange nahe zu kommen. Auch ist nicht zu übersehen, daß in der Geschichte der Erde noch ein großer Factor mithilft zu bauen und zu gestalten — die Zeit. Sie ist es, die gar Manches vollbringt, was in kurzen Perioden durch die heftigsten Wirkungen der mächtigsten Naturkräfte kaum zu Stande gekommen wäre. Feuer, mechanische Kräfte und Galvanismus bringen unter unseren Augen noch lange nicht die Wirkung hervor, wie z. B. die Nähe eines gewissen Gesteins durch Jahrtausende auf das benachbarte ausüben kann, und wir dürfen uns nicht wundern, daß unsere Sinne von diesen Veränderungen nichts wahrnehmen. Ist doch z. B. unser Auge so unzuverlässig, daß wir nicht einmal die Bewegung des Minutenzeigers an unseren Uhren beobachten können. Dieses wenig berücksichtigte Naturgesetz, nach welchem nämlich eine anhaltend fortwirkende, wenn auch noch so kleine Kraft größere Wirkungen hervorbringt, als eine zwar bedeutend größere, aber nur auf kurze Dauer wirkende, zeigt sich z. B. bei den kleinen Bohrmuscheln, welche nicht nur Holz, sondern den härtesten Kalkfels, ja sogar Glas zu durchbohren im Stande sind. Der Regentropfen höhlt den härtesten Stein aus, und in London sieht man die zolldicken Gitterstangen der Gärten auf den Squares unten durch die zurückprallenden Regentropfen ganz durchgefressen, so daß sie frei in den Querschienen hängen. *)

Und weiter in's Große gehend, finden wir, daß im massenhaften Eis des Gletschers eine regelmäßige Bewegung nach abwärts in das Thal stattfindet, die man nur im Laufe der Zeit gewahr werden kann. Ebenso bewegt sich der Lavastrom noch immer, wenn er gleich unserem Auge schon still zu stehen scheint, und wir keinen Maßstab mehr haben für so kleine Raumtheile, die hier zurückgelegt werden. Die Zeit aber mißt jeden noch so kleinen Raum und legt zur rechten Stunde das Ergebniß stillwirkender Kräfte vor unsere staunenden Augen. — Und dieser so beschränkte irdische Maßstab ist es, welchen der Mensch an die gewaltigen Naturerscheinungen legt; wie können da die Ergebnisse seiner Forschungen anders als irrig, seine Schlüsse anders als falsch sein!

*) Hier wäre an eine beliebte Erklärung des Phänomens der tanzenden Tische zu erinnern.

Ein Besuch bei Silvio Pellico.

Es war zu Mailand und an einem herrlichen Sommermorgen, als Freund G., ein talentvoller Maler, von welchem unter andern auch das bestgetroffene Portrait Silvio Pellico's herrührt, in mein Zimmer trat und mir Hoffnung machte, den Dichter der "Francesca da Rimini," den Gefangenen vom Spielberg, begrüßen zu dürfen. In wenigen Augenblicken befanden wir uns auf dem Wege zu dem von ihm bezeichneten Hause, wo Pellico auf der Durchreise verweilte. Es waren bunte Gedanken, die während dieses Ganges meine Seele erfüllten. Hatte auch Pellico's Ruhm schon damals viel von seiner Popularität verloren, rechnete man ihn auch bereits seiner bekannten religiösen Umwandlung wegen zu den „Todten," so war doch der Nimbus seines

Namens und der Eindruck, den seine glühenden Schöpfungen allerwärts zurückgelassen, zu groß, als daß Italien den frühern Liebling ganz vergessen konnte. Vor meinem geistigen Auge stand die schöne Periode der italienischen Literatur, an die Pellico noch hinangereicht hatte; Monti, der seinen Landsleuten Homer's Größe offenbart und in der "Basvilliana" die antike Plastik mit dem modernen Romanticismus, wie sonst kein Zweiter, verbunden hatte; dann sein gefährlicher Gegner, Gianni, der kleine Bucklige mit der ungeheuern Elasticität des Geistes und unstreitig der bedeutendste Improvisator, den je die Welt bewundert; „Vater" Parini, Verfasser des "Giorno," der keusche, reine, fromme Mentor der Jugend, der selbst noch jung an Gemüth und Schöpfungskraft da er an Jahren schon ein Greis war; die trotzige Römerseele Alfieri mit dem tiefen, knirschenden Napoleonshaß; der idyllische Pindemonte, der, wie der alte Kleist in Deutschland, den Frühling und das Landleben mit unnachahmlicher Grazie besungen; Ugo Foscolo, der finstere, unruhige Menschenhasser, der mit Goethe um die Priorität in der Verdolmetschung der Werther'schen Leiden rang; endlich der arme, misgestaltete Graf Leopardi, eine düstere, herzzerreißende Erscheinung, als Philosoph, Dichter, Sprachforscher und Publicist ebenso groß als verkannt, dessen Werth, sonderbar genug, erst durch deutsche Gelehrte dem eigenen Vaterlande verkündet werden mußte; und unter diesen Allen der schwärmerische, idealistische, weiche Silvio Pellico—damals „Italiens Schiller," und wahrlich, er hätte es der Nation im vollsten Sinne des Worts sein können. Daß es nun anders werden mußte, daß Pellico's Stern glanzlos unterzugehen schien, lag wohl mehr an den Verhältnissen als an ihm selbst. Als ich an die Thür seines Hotels gelangt, war es, als müßte beim Oeffnen derselben noch einmal ein Strahl dieser Größe vor meinen Augen aufblitzen, und nur der böse Zweifel, daß es vielleicht doch anders werden könnte, hielt einen Augenblick die Hand zurück.

Das Zimmer, in das wir traten, war nur matt beleuchtet, da man, der großen Hitze wegen, die Jalousieen halb geschlossen hatte. Die Gegenstände lagen, wie das bei Passagieren auf der Reise zu sein pflegt, ordnungslos umher; aber schon Das, was ersichtlich war, mußte eine eigenthümliche Wirkung hervorbringen. So erblickte ich z. B. in einem dunkeln Winkel einen hohlen, grinsenden Todtenschädel. Man sagte mir später, daß derselbe seit einigen Jahren sein unzertrennlicher Begleiter sei. Silvio Pellico kam uns in einem schlichten Reisecostüm ernst und schweigend wie immer, aber nicht ohne Freundlichkeit entgegen. Ich vermag den ganz sonderbaren Eindruck, den sein erster Anblick auf mich machte, nicht mit Worten zu beschreiben: es war ein Gemisch von Ueberraschung und Wehmuth. Ich dachte in diesem Momente an den Dichter der "Francesca da Rimini," den zu sehen und zu sprechen schon lange der einzige Wunsch meines Herzens gewesen war. Und nun stand er in greifbarer Wirklichkeit vor mir,—aber wie ganz anders, als ihn meine jugendliche Phantasie gemalt hatte—wenigstens der äußern Erscheinung nach.

Pellico war damals ein Sechziger, von mittlerer Größe, kräftig gebaut, aber nichts weniger als wohlthuend. Er trug goldgefaßte Augengläser.

Nach den gewöhnlichen Vorstellungs- und Artigkeitsformalitäten fiel natürlich die Unterhaltung auf literarische Interessen. Charakteristisch ist das Urtheil, das er über die moderne Literatur überhaupt, namentlich aber in Italien, aussprach.

Die jetzige Literatur—sagte er—liegt im Argen. Diese sucht sich immer entschiedener von den einzig wahren und unabweislichen Gesetzen der Antike zu entfernen, und durch Form, Manierirtheit, äußern Glanz und Firniß den Gedanken zu ersetzen; dieses frivole Haschen nach blos einschmeichelnden, wohltönenden, blendenden Bildern und Perioden, diese ewige Künstelei statt der Kunst, kurz dieser gänzliche Mangel an Ernst und Würde haben unser neueres Schriftstellerthum in eine heillose Verwirrung gebracht. Es ist dies ein Zeichen der Zeit, nicht so unbedeutend als es erscheinen mag, und zeugt von der innern Hohlheit derselben. Diese Typen des Einfach-Schönen sind verloren gegangen, und es fehlen die Genien, um deren neue zu schaffen. So überläßt sich Jeder der eigenen Willkür. Wie in der Literatur, so ist es nun auch im Leben, und sollte Italien je in eine ernste Bewegung gerathen, so werde ich sicher unbetheiligt bleiben (und er hat Wort gehalten), da ich in diesem formlosen Drängen keine Tragweite absehen kann.

Ich bemerkte ihm, wie Schade es sei, daß er das so glänzend betretene Feld der Oeffentlichkeit ganz und gar verlassen habe.

Diese Worte schienen ihn zu beunruhigen, ja fast schmerzlich zu berühren.

Ich habe es nicht ganz verlassen, erwiderte er, und zog zugleich aus einem Portefeuille einige, wie es schien, zum Drucke bereitete Manuscripte zu Gebetbüchern. Dieses, fuhr er fort, ist gegenwärtig meine einzige ununterbrochene Beschäftigung. Alles Andere ist nur Komödie; auch würde die Zeit mich und ich die Zeit nicht verstehen. Ich habe nun, Dank der Gnade des Herrn, das Licht der echten Wahrheit erkannt, und nichts ist mir lästiger als die Erinnerung an Das, was ich sonst geschrieben, und ähnliche Lappalien (bazzecole).

Lappalien! rief ich unwillkürlich aus, nicht wissend, ob das Alles Traum oder Wahrheit sei; wie, die Blüthen des Geistes, der Stolz einer Nation, Ihre eigenen Werke, Ihr Ruhm —

Bei dieser Stelle nahm Pellico's Physiognomie einen noch streugern Ausdruck an und ich merkte an einem Winke meines Freundes, daß ich unbewußt eine empfindliche Saite berührte. Pellico hatte ein Gelübde der Demuth abgelegt.

Junger Mann — sagte er streng — lassen wir das: es ist Alles eitel.

Dabei lag in seinem Tone eine so schmerzliche Resignation und zugleich so viel gebietende Kraft, daß mir jedes weitere Anknüpfen dieses Gegenstandes unräthlich schien.

Nach einer kurzen Pause fiel die Rede unwillkürlich auf Deutschland; ich sage unwillkürlich, denn ich meinerseits hätte gern einen so delicaten Gegenstand vermieden. Aber er äußerte sich auch hier mit der überraschendsten Unbefangenheit.

Ich liebe Deutschland, meinte er, ob es mir auch unsagliche Schmerzen bereitet; aber es liegt etwas Compactes, etwas von der gesunden Schöpfungskraft der Natur in jenem rüstigen Volke mit seinen einfachen Sitten. Eins nur gefällt mir nicht von ihm, daß es so viel speculative Philosophie treibt. Indessen sind die Deutschen doch im Grunde gut, und ich habe mitunter herrliche Menschen kennen gelernt. Armer, guter Schiller!

Schiller — bemerkte ich halb erstarrt — braucht Schiller bemitleidet zu werden?

Sie misverstehen mich, unterbrach Pellico lächelnd; Schiller hieß einer meiner Kerkermeister am Spielberg und ist, wie ich später erfahren, nun auch heimgegangen. Er war ein pflichtstrenger, rauher Mann, aber ganz Herz und Mitgefühl, und vor allem fromm. Glauben Sie mir, die Religion ist der einzige Rettungsanker, in der Religion liegt jeder Keim der Civilisation.

In diesem Tone hielt er mir eine lange Rede, mit einer Glut, mit einer Begeisterung, daß er mir verjüngt und neugeboren erschien. Indessen war die Stunde der Trennung herangerückt. Bevor ich ihn verließ, reichte ich ihm ein Albumblatt mit der Bitte, mich mit einigen Versen zur Erinnerung zu beglücken. Er sah mich groß an und wurde mir fast im Ernste böse, daß ich ihm das noch zugemuthet. Indessen gelang es nach unzähligen Kunstgriffen meinen und den Bemühungen meines Freundes, ihn zu diesem abscheulichen Geschäfte des Versemachens, das er schon längst aufgegeben, noch einmal zu bewegen. Er sammelte sich einen Augenblick und schrieb mir dann folgende Zeilen auf, die ich noch unter meinen Papieren als Autograph und Erinnerungsblatt sorgfältig aufbewahre. Sie lauten:

Amaro è il duol! ma l'anima
Traggano a Dio la pene:
Delle follie terrene
Estinguono il desir.

Amaro è il duol! ma i gemiti
Nostri Gesu conosce:
Pati le umane angosce,
Santifico il martir. * *Silvio Pellico.*

Welche Stadien des innern Lebens mußte ein Mann durchgemacht haben, um aus seiner ehemaligen wilden Politik zu den Auffassungen dieses Gedichts zu gelangen!

Mit wenigen Worten und schmerzbewegt nahm ich von Silvio Pellico Abschied. Als ich und mein Freund wieder auf der Gasse standen, konnten wir zu keinem Worte gelangen. Ernst und schweigend trennten wir uns. C. Cerri in Wien.

---

* Bitter ist der Schmerz! Aber die Seele
Ziehen die Leiden zu Gott:
Sie tilgen die Sehnsucht
Irdischer Thorheit.

Bitter ist der Schmerz! Aber unser Seufzen
Kennet Jesus!
Er litt den menschlichen Kummer
Und heiligte die Pein.

Auch ein Segen des Kriegs.

Wenn uns etwas über die Schrecknisse und das Elend, welches die Kriege früherer Zeiten noch mehr wie die der Gegenwart im Gefolge zu haben pflegten, trösten kann, so ist es die Wahrnehmung, daß sie dazu beitrugen, die Früchte der Civilisation, Industrie, Kunst und Wissenschaft zu verbreiten. Unter allen Eroberern, welche je in stolzer Siegesbahn über die Erde zogen, hat vielleicht nicht Einer einen so empfänglichen Sinn für die Natur gezeigt, als Alexander der Große. Mitten im Getümmel des Kriegs, unter den gewaltigsten politischen Entwürfen, die seine Seele füllten, dachte er unablässig an die Bereicherung der Wissenschaften und war eifrig bemüht, seine Heimath mit den Schätzen des fernen Persiens und Indiens zu schmücken. Eingedenk seines großen Lehrers Aristoteles, des größten Naturforschers im Alterthum, welcher daheim unermüdlich im Dienste der Wissenschaft arbeitete, setzte er diesen in den Stand, seinen Forschungen einen immer größern Umfang zu geben, indem er ihm zahlreiche neue Pflanzen, zahme und wilde Thiere, kurz alle merkwürdigen Naturprodukte zu senden und Alles zu sammeln befahl, was zur Förderung der Wissenschaften und der Industrie dienen konnte. Die griechischen Fruchtfelder wurden unter andern durch den Reis, die Gemüsegärten durch die Schminkbohne bereichert, die Obstgärten erhielten einen neuen Schmuck durch verschiedene Birnensorten aus Kleinasien, durch die Aepfel aus Armenien, die Pfirsiche aus Aegypten, die Citronen aus Medien, die Pistazien aus Syrien, die Kirschen aus Pontus. Unter den Thieren, welche Alexander aus Indien sandte, wurden namentlich der Pfau und der grüne Papagai bewundert; die erstern hatten sich zwar die Griechen zu Perikles' Zeit schon für Geld zeigen lassen, die letztern waren aber bis dahin ganz unbekannt gewesen. Von den zahlreichen Rinderheerden von ausgezeichneter Schönheit, welche Alexander in Indien erbeutete, ließ er die vorzüglichsten Stücke auslesen, um sie zur Veredelung der Rindviehzucht nach Macedonien zu schicken. Alexander war auch sicher der erste Europäer, welcher die Elephanten in ihrer Heimath sah. Herodot ist der Erste, der sie erwähnt, ohne sie gesehen zu haben. Alexander nahm dreihundert derselben mit nach Griechenland. Wie dieses Thier in den spätern Kämpfen im Abendlande als kriegerisches Werkzeug eine zeitlang große Bedeutung hatte, ist bekannt. Schon das Alterthum anerkannte die wohlthätigen Folgen dieses Kriegszuges; Plutarch z. B. behauptet, daß Alexander durch denselben dem menschlichen Geschlechte mehr Nutzen gebracht habe, als alle speculativen Philosophen Griechenlands.

Die Römer hatten, wie für alles Nützliche und Praktische, so auch für die Landwirthschaft und Gartencultur viel Sinn; daher dürfen wir erwarten, daß sie bei ihren Kriegszügen auch darauf dachten, ihre Felder und Gärten mit den Erzeugnissen anderer Länder zu bereichern oder umgekehrt Italiens Nutzpflanzen in den eroberten Provinzen zu verbreiten, wenn dies auch nicht so planmäßig geschah wie durch Alexander, sondern mehr der zufälligen Laune und Liebhaberei der einzelnen Feldherren überlassen blieb. So brachte Sextus Papinius zur Zeit des Kaisers Augustus die Pfirsichmandel und Pfirsichnußäpfel aus Afrika, ferner den Brustbeerbaum (Rhamnus jujuba) aus Syrien; Lucius Vitellius, der nachmalige Kaiser, führte von dort Feigen, Pistazien und Maulbeerbäume in Italien ein; Lucullus, der Sieger über Mithridates, auch bekannt durch seinen Tafelluxus, nahm als kostbares Andenken an den Pontus einen mit Früchten beladenen Sauerkirschbaum mit und schmückte seinen Triumphzug damit; außerdem soll er die Pfirsiche, Aprikose und viele Zierpflanzen aus dem Orient in seine Gärten verpflanzt haben. Ebenso zierte der Balsambaum aus Judäa den Triumphzug, welchen die Feldherren Vespasian's nach der Zerstörung Jerusalems in Rom hielten, und Hadrian ließ die arabische Balsamstaude in seine Gärten zu Tibur verpflanzen. Auch ihre Viehzucht wußten die Römer durch Einführung ausländischer Hausthiere zu verbessern; so brachten sie nach der Unterwerfung Karthago's Pferde aus Numidien, aus den spanischen Feldzügen Schafe zur Veredlung der einheimischen Racen mit.

Durch die Wogen der Völkerwanderung, unter denen das Römische Reich zusammenbrach, wurde auch die Blüthe der Länder am Mittelmeer zum großen Theil vernichtet, denn von den rohen Horden, welche den Occident überschwemmten, war im Allgemeinen kein Gewinn für die Cultur des Bodens zu erwarten. Dennoch verdankt

das mittlere Europa der Völkerwanderung ein segensreiches Geschenk, den **Roggen**. Die Hunnen, welche unter der „Gottesgeißel" viele Länder so furchtbar verwüsteten, wurden in der Hand der Vorsehung das Werkzeug, welches dem Abendlande zum Ersatz seine wichtigste Nährpflanze brachte.

Mit überlegenen Kenntnissen dagegen in vielen Zweigen der Landwirthschaft, mit einem fast eben so großen Eifer für die Verbreitung der Künste des Friedens als für die Ausdehnung des Islam überzogen die Araber im raschen Siegeslaufe die von der Natur so reich gesegneten Länder am Becken des Mittelmeers und bis in die Gegenwart reichen die Spuren ihrer in dieser Beziehung segensreichen Thätigkeit. Ueberall, wo sie sich seßhaft niederließen, umgaben sie sich mit den köstlichen Pflanzenschätzen des Orients, die sich unter dem glücklichen Himmel Nordafrikas, Siciliens und Hispaniens bald einbürgerten. Die wichtigsten Geschenke, welche das Abendland den Sarazenen verdankt, sind das Zuckerrohr und die Seidenraupenzucht. Das erstere war von Indien aus nach Arabien gewandert und wurde von ihnen nach Aegypten, Sicilien, Rhodus, Candia und Südspanien verpflanzt; die letztere wurde zwar seit Justinian im griechischen Reiche geübt, von Jenen aber erst in Sicilien, Spanien und Portugal eingeführt. Auch zwei Nahrungspflanzen verdankte Spanien den Mauren, nämlich die Moorhirse (Durrah) und den Reis, welche an den Ufern der Guadiana und des Guadalquivir, sowie bei Valencia vortrefflich gediehen. Letzteres versahen sie mit einer künstlichen Bewässerung, welche noch jetzt besteht. Nicht minder wichtig war die Einführung der Baumwollencultur im südlichen Europa. In Spanien, namentlich in Granada, geschah dies wahrscheinlich im 8. Jahrhundert; im 10., unter Abderrhaman III., stand die Baumwollenindustrie schon in voller Blüthe. In Sicilien wurde sie ebenfalls durch die Sarazenen im 12. Jahrhundert eingeführt. Auch viele herrliche Obstbäume wanderten mit den kriegführenden Arabern nach dem südlichen Europa; die meisten edeln Südfrüchte, welche jetzt Italien und Spanien erzeugen, sind ursprünglich Geschenke des Orients, so die Limone, die bittere Pomeranze, welche in Indien jenseits des Ganges zu Hause ist, die Apfelsine oder süße Orange, welche aus China stammt; ferner der Johannisbrotbaum und die Johannis- und Stachelbeeren. So finden wir überall, von Aegypten bis an den Südfuß der Pyrenäen, die wohlthätigen Spuren der arabischen Eroberungszüge.

An die kriegerischen Wanderungen der Araber reihen sich die Züge der Kreuzfahrer in umgekehrter Richtung, mit welchen für das Culturleben des Abendlandes eine neue Epoche beginnt. Innerhalb zweier Jahrhunderte wurden gegen sieben Millionen Menschen theils aus Aberglauben und Fanatismus, theils aus Begierde nach Reichthum und Abenteuern, theils aus Ehrgeiz und Herrschsucht nach dem Orient geführt. Doch so unpolitisch und ungerecht die Kreuzzüge auch im Princip waren, so viel Verwirrung sie auch fast über alle Länder Europas brachten, so legten sie doch die Keime einer bessern Zeit, die nicht verloren gingen, und unterstützten im Besondern durch Wiederanknüpfung des Verkehrs mit dem Orient die Verbreitung jener vegetabilischen Schätze, welche nach dem Falle des Römischen Reichs vernachlässigt worden waren. Die Kloster- und Schloßgärten verdankten ihnen zahlreiche neue Obstsorten und Weinreben, Küchen- und Zierpflanzen, und wahrscheinlich viel mehr, als sich geschichtlich nachweisen läßt. Sie wanderten in das Abendland in den Pilgertaschen der Kreuzfahrer, wurden von einsichtsvollen Fürsten und Rittern als eine neue Quelle des Wohlstandes heimgebracht oder rückten wenigstens näher, indem sie sich nach und nach von Land zu Land verbreiteten. Viele Namen von Obstsorten deuten auf die Kreuzzüge hin, so die Cyprische Eierpflaume, die Große Damascener-, St.-Katharinen-, Jerusalems- und Türkische Pflaume; die Blumengärten wurden durch die Damascenerrose, welche im Laufe der Zeit viele schöne Varietäten erzeugt hat, durch die Rose von Jericho und durch die Ranunkel, die Küchengärten unter andern durch die Charlottenzwiebel und durch den Wirsingkohl bereichert. Auch die Cultur des Zuckerrohrs und der Gebrauch des Zuckers sowie die Seidenindustrie wurden durch die Kreuzzüge wesentlich befördert.

Es bedarf nur eines Hinblicks auf die immer gewaffnete Stellung der Engländer in Ostindien und den gegenwärtigen abenteuerlichen Kampf in der Krim, um aus der Zwietracht auch hier neue Segenshoffnungen zu schöpfen für ein altes Gesetz der Geschichte.

Dr. Große.

Weiberfeinde.

„Was Schlimmes man schon von den Frauen gesagt hat"—unter diesem Titel hat Hr. Emil Deschanel eine Reihe pikanter Aeußerungen berühmter Männer über die Frauen zusammengestellt, welche sich eben nicht zu Stammbuchblättern eignen möchten. Mehrere dieser Aussprüche sind indeß sehr ergötzlich und geistreich, obwol sie mehr auf Französinnen und zwar Pariserinnen zu passen scheinen, als auf das Geschlecht im Allgemeinen. Wir wollen einige davon anführen.

Terenz. Ich kenne die Weiber. Willst Du Etwas, so wollen sie es nicht; und willst Du Etwas nicht, so wollen sie es gewiß.

Codrus. Es gibt nicht so viel Sterne am Himmel, wie Spitzbubereien in dem Herzen eines Weibes.

Ovid. Vor Allem glaube mir, daß es kein Weib gibt, die sich nicht fangen ließe. Stelle nur das rechte Netz; und sie fällt sicher hinein.

Syrus. Wenn eine Frau offen böse ist, dann allein ist sie gut.—Eine Frau, die ihren eigenen Gedanken überlassen ist, denkt immer Schlimmes.

Juvenal. Was ist leichter als eine Feder? Der Staub. Was leichter als der Staub? Der Wind. Und leichter als der Wind? Ein Weib. Aber leichter als ein Weib?—Nichts.

Piron's Grabschrift auf seine Frau: Hier liegt meine Frau. Ach, wie gut thut ihr und mir diese Ruhe!

La Rochefaucauld. Der Geist der Frauen ist von der Art, daß er eher dazu dient, ihre Thorheiten zu bestärken, als ihre Vernunft.

La Bruyère. Die Frauen sind Extreme, entweder besser oder schlechter als die Männer.

Montesquieu. Die Franzosen sprechen fast nie von ihren Frauen, weil sie fürchten, vor Leuten zu reden, die jene besser kennen, als sie selbst.

Voltaire. Es ist ein Unglück, wenn man seine Jugend, seine Schönheit, seine Leidenschaften verliert. Deshalb werden die meisten Frauen mit der Zeit fromm, gleichsam um einen Katzenjammer durch einen andern zu tödten.

Chesterfield. Die Frauen sind Kinder: sie haben oft Geist, was aber Verstand und Vernunft betrifft, so habe ich in meinem Leben keine gefunden, die vierundzwanzig Stunden hintereinander vernünftig gehandelt hätte.

Chamfort. Bei der Wahl eines Liebhabers sieht eine Frau weit mehr darauf, mit welchen Augen ihn die andern Frauen betrachten, als wie er ihr selbst erscheint.

Bougeart. Reden wir im Allgemeinen schlimm von den Frauen, so erheben sich alle wider uns: machen wir aber eine Nutzanwendung auf eine einzelne, so geben uns alle vollkommen Recht.

Alph. Karr. Die Freundschaft zweier Frauen ist immer ein Komplott gegen eine dritte. — Es ist merkwürdig, wie die Frömmigkeit die Eigenschaften einer Frau, besonders ihr Gedächtniß und ihren Scharfblick steigert. Eine Frau, welche anderthalb Stunden in einer Kirche zugebracht und dabei die Augen nicht von ihrem Gebetbuche aufgehoben hat, ist im Stande, auch die Toilette von zwei- bis dreihundert Frauen, die mit ihr zugleich in der Kirche waren, auf das genaueste anzugeben, ohne nur die geringste Kleinigkeit zu vergessen.

Frau Girardin, von der Gewohnheit Balzacs, die Liebesverhältnisse seiner Romane in der Regel in das dreißigste Jahr zu verlegen, sagt:—„Das ist nicht die Schuld des Herrn von Balzac; der Dichter ist gezwungen, die Leidenschaft da zu malen, wo er sie findet, und man findet sie nicht mehr in einem Herzen von sechszehn Jahren. Ehemals ließ sich ein junges Mädchen durch einen Musketier entführen, sie entfloh aus dem Kloster über die Mauer, und die Romane dieser Epoche wimmelten von Klöstern, Musketieren, Strickleitern und Entführern. Julie liebte St. Preux mit achtzehn Jahren, mit zweiundzwanzig Jahren heirathete sie aus Gehorsam Herrn von Volmar; so war die Sitte des Zeitalters. Damals sprach das Herz mit sechszehn Jahren; heute wartet es länger, um gerührt zu werden. Heute fängt Julie, das ehrgeizige und eitle Mädchen, an, mit achtzehn Jahren freiwillig Herrn von Vollmar zu heirathen, dann mit fünfundzwanzig Jahren kommt sie von den Trugbildern ihrer Eitelkeit zurück und entflieht mit St. Preux aus Liebe; denn die Träume der Jugend sind heute Träume des Stolzes. Ein junges Mädchen heirathet einen jungen Mann nur unter der Bedingung, daß er ihr einen Rang in der Welt,

ein gesichertes Vermögen, ein wohlausgestattetes Haus verschafft. Einem jungen Mann ohne Aussichten würde man einen Greis vorziehen, der nichts mehr zu hoffen hat. Heute würde Racines Junia bald Nero vorziehen, um Kaiserin zu sein; Manon Lescaut würde dem Ritter Desgrieux die Thüre weisen, um einen alten Marschall zu fangen; Virginie würde Paul verlassen, um Herrn de la Bourdonnaye zu heirathen; selbst Atala würde dem schönen Chactas den Pater Aubry vorziehen, wenn dieser nicht das Gelübde der Armuth abgelegt hätte. Betrachtet doch nur die leidenschaftlichen Frauen, die heute von sich reden machen. Alle haben mit einer Heirath des Ehrgeizes begonnen; alle haben reich sein wollen, gnädige Frauen und Gräfinnen, bevor sie daran dachten, geliebt zu werden. Erst nachdem sie die Eitelkeit der Eitelkeit erkannten, haben sie sich zur Liebe entschlossen. Ja, es gibt einzelne, die unbefangen wieder zu ihrer Vergangenheit zurückkehren, und die mit 28 oder 30 Jahren sich leidenschaftlich für den jungen Mann aufopfern, dem sie mit 17 Jahren einen Korb gaben. Herr von Balzac hat also vollkommen Recht, die Leidenschaft da zu malen, wo er sie findet, das heißt außerhalb des natürlichen Alters. Freilich ist das langweilig für die Romanleser, aber noch viel trauriger für die jungen Leute, die von Liebe träumen und genöthigt sind, in ihren Entzückungen auszurufen: „O wie ich sie liebe! Wie schön muß sie gewesen sein!" — Recht artig ist auch die Darstellung von Victor Roqueplan über den Nachtheil, den es dem geselligen Umgang bringt, daß es keine alten Frauen mehr gibt, die sich entschließen, alte Frauen zu sein. — „Das einzige Wunder," sagt Stahl, „das noch immer geschieht, obgleich es durch die Häufigkeit seiner Erscheinung aufgehört hat, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ist das der Zauberin Circe, welche die Männer in Bestien verwandelte." — „So schön der Weg sei," fügt derselbe hinzu, „den man mit einer Frau zurücklegt, so kommt doch stets ein Augenblick, wo man, um sich zu zerstreuen, genöthigt ist, die Meilenzeiger zu zählen." — „Das Leben einer Frau," sagt Diderot, „ist im Kopf, im Herzen oder in der Leidenschaft. In dem Alter, wo die Frau über das Leben ihr Urtheil gesprochen hat, muß der Ehemann wissen, ob die erste Ursache der Treulosigkeit, die sie sich vorsetzt, von der Eitelkeit, vom Gefühl oder vom Temperament herrührt. Das Temperament ist eine Krankheit, die man heilen kann; das Gefühl bietet dem Ehemann große Aussichten auf Erfolg, aber die Eitelkeit ist unheilbar. Die Frau, die mit dem Kopfe lebt, ist eine Pest; sie vereinigt die Fehler einer leidenschaftlichen und einer liebenden Frau, ohne die gleichen Entschuldigungen zu haben; sie ist ohne Mitleid, ohne Liebe, ohne Tugend, ohne Geschlecht." — Zum Schluß einen kleinen Dialog aus Balzac. „Haben Sie wohl bemerkt, meine Liebe, daß die Frauen in der Regel nur die Dummen lieben?" „Was Sie sagen, Frau Gräfin! Wie vereinigen Sie aber diese Bemerkung mit der Abneigung der Frauen gegen ihre Ehemänner?"—

Eine Arbeiter-Universität in London.

Für England als Staat des gesunden stetigen Fortschritts darf man nicht bange sein. Geht doch das „gemeine" arbeitende Volk — wie es die Geld- und Lordaristokratie nennt — jetzt in London auf seine eigene Universität, ohne den Orforder Eid auf die „Ewigkeit der Höllenstrafen" leisten zu müssen. Professor **Maurice** aus dem conservativen King's-College, der Universität mit schwarzen Priestermänteln, vertrieben, weil er unter Umständen einige Jahre von dieser „Ewigkeit der Höllenstrafen" ablassen wollte, hat seine Freiheit benutzt, eine „Arbeiter-Universität" (Working man's College) zu gründen, wie bereits die liberale Bourgeoisie als Gegengift des King's-Kollege die stolze grüne London University ins Leben rief. Die ziemlich bedeutende Masse von "Mechanics" und "Literary Institutions," welche man überall im Lande umher für die arbeitenden Klassen gegründet hat, entsprachen gewöhnlich den Erwartungen und Zwecken nicht und gingen ein oder wurden zu bloßen Lehrsälen und Vorlesehallen. Man muß aber den Geist viel stärker beschwören, als es gewöhnlich bei solchen Instituten der Fall ist, wenn man durchdringen will, namentlich in England. Die Volksmassen sind daselbst im Allgemeinen zwar viel bornirter, leichtgläubiger, haltungsloser und schwieriger als die, die wir z. B. im Jahre 1848 in Deutschland gesehen haben, aber sie sind auch info-

fern vernünftiger, als sie die Bildung, die geistige Ueberlegenheit, die faktische und nicht durch Revolutionen aus dem Gesellschaftskörper zu entfernende moralische Ueberlegenheit des Besitzes anerkennen. So arbeiten sie tüchtig und tapfer für Erwerbung geistigen und materiellen Besitzes und heben sich zusehends aus der Hefe heraus, die in England unverbesserlich von unten und oben, von innen und aussen auf dem Boden lagert. Durch ihre "Strikes" und deren ungestörte Rückwirkungen sind sie von allem Unpraktischen der socialen Systeme geheilt und es kann ihnen Jeder, der nicht privilegirter Examinationsprofessor ist, das Zeugniß der Reife als Abiturienten für die Maurice'sche Universität um so mehr mit gutem Gewissen ertheilen, als sie aus dem furchtbaren vollen Ernste der Arbeit und des Lebens, und nicht von irgend einem Gymnasialbakel her in die Hallen der exakten Wissenschaft treten. Das Programm der neuen Universität umfaßt weltliche und Kirchengeschichte, Geographie, Mathematik, Sprachen, Jurisprudenz (d. h. blos für das praktische Leben in England), Politik, Naturwissenschaften, besonders Geometrie, Mechanik, Arithmetik und Algebra, Astronomie, Gesang und — öffentliche Gesundheit. Die Vorträge fallen alle in die Abendstunden von sieben bis eilf Uhr, und die Kollegiengelder sind so gering gestellt (sechs Pence per Stunde, oder praenumerando für Monate, Viertel- und Halbjahr bis unter die Hälfte billiger), daß jeder Arbeiter um so leichter daran theilnehmen kann, als er während der Zeit den Schilling für Bier und Tabak spart. Die Universität ward am 31. October ohne alle Prahlerei ganz im Stillen eröffnet, und soll bereits für alle Vorträge eine zunehmende Menge Studenten haben. Das gibt eine neue wissenschaftliche und sociale Phase, die Arbeiter und Studenten in einer Person, die Lösung des alten deutschen Universitäts-Contrastes von „Studiosus" und „Knoten." Die englischen Wochenzeitungen werden nicht umsonst Jahre lang den alten, Bowe zugeschriebenen Ausspruch: „Wissen ist Macht" zu Anfang und zu Ende ihrer Artikel wiederholt haben. Die Lösung der socialen Knoten ist die Erlösung der „Knoten," Ignoten, zum Wissen.

Von dem Gedeihen dieser ersten Arbeiter-Universität werden viele Institute ähnlicher Art abhängen. Und da man, wie es sich bis jetzt ansieht, den Erfolg derselben nicht bezweifeln kann, so hoffen und wünschen wir, bald in ganz England nicht nur, sondern auch in unserem für solche Bestrebungen noch weit mehr vorbereiteten Amerika jeden Abend tüchtige, brave Jünglinge und Männer zu sehen, die Hammer und Hobel wegwerfen und ihre Studentenmappe unter den Arm nehmen. Die alte mittelalterliche Abstraktion von „studirten Leuten" und Arbeitern mit den beiderseitigen Narrenkappen von Gelehrten- und Arbeiterstolz muß in dem modernen, anständigen Menschen und freien Mann aufgehen.

Russische Lagerpoesie.

Figuren ganz eigener Art spielen die russischen Gefangenen. Die Offiziere, das Zeugniß muß man ihnen geben, stellen sich fast durchaus als ganz honnette, galante Leute dar; gebildet, fein, ehrenhaft, einnehmend. Bezeichnend bei fast allen, namentlich den jüngeren, ist die Leichtigkeit, um nicht zu sagen Vergnügtheit, mit der sie sich in ihr Schicksal fügen. Ueberhaupt scheint allzu große Begeisterung für die Sache, welche sie verfechten, nicht ihre schwache Seite zu sein, so wie es ausgemacht ist, daß die politische Ueberzeugung des gebildeten Theiles der Bevölkerung Rußlands, ganz vorzüglich aber der jüngeren Offiziere, mit jener, die man in Petersburg dictirt, durchaus nicht im harmonischsten Einklang steht. Einmal als Gefangene von dem großen russischen Wehrkörper losgelöst, sprechen sich diese Leute mit einer seltenen Freimüthigkeit über ihr Vaterland und die Zustände desselben aus und finden dann natürlich stets, namentlich unter den Franzosen, die sympathisirendsten Zuhörer. Das hindert aber nicht, daß es unter ihnen auch einzelne Stockrussen vom schwersten Kaliber gibt. Leute, die mit einem ehernen Trotz jede freundliche Annäherung ihrer Besieger von sich weisen, und denen es sichtlich schwer wird, sich der Gewalt der Lage zu fügen und ihren Ingrimm gegen die Bekämpfer des heiligen Rußlands zurückzuhalten. Noch andere unter ihnen, vielleicht Söhne russischer Toryfamilien, zeichnet ein ganz charakteristischer Hochmuth aus, der eben so fern von politischer Ueberzeugung als wahrem Patriotismus, sich lediglich als die tiefe Durchdrungenheit vom eigenen werthvollen Ich kundgibt und die Herren von so

und so viel tausend leibeigenen Seelen für die Roastbeefesser, Sansculotten und Feßträger nichts als eine gleich gründliche Verachtung hegen läßt. Daß diese hochnasigen Geschöpfe sich ihre Lage nur selbst verbittern, begreift sich leicht von selbst.

Um so unterwürfiger und demüthiger zeigt sich in der Regel der gemeine russische Soldat, wenn er in Gefangenschaft geräth. Zitternd am ganzen Leibe, mit einer Miene, in der sich alle Bangnisse und Schrecken des sichern Todes fast bis im komischen Ausdruck abmalen, sieht man ihn gebeugt und gebrochen von der triumphirenden Escorte begleitet, im Lager einrücken. Nun steht er da, mit scheuem ängstlichem Blick jede Bewegung um sich her belauschend, als sei er gewiß, daß jeder nächste Augenblick an ihm das entsetzliche Schicksal des Gespießt-, Gebraten- und Verzehrtwerdens in Erfüllung gehen lassen müsse. Allmälig nur, wenn er sich erst untergebracht, mit Speise und Trank versorgt und von den gefürchteten Kannibalen auf eine so joviale Weise behandelt sieht, wie er unter seinen eigenen Kameraden zeitlebens keine Ahnung davon gehabt, schwindet seine Furcht, klären sich seine eckigen Züge und athmet er freier auf. Dann aber, als ob Frühlingsschein auf einen Eisklumpen niederschiene, beginnt er auch aufzuathmen, und hat man ihm vollends durch einen Dolmetscher versichern lassen, daß er nicht nur nichts zu fürchten, sondern vielmehr gutes Brod und allenfalls auch einen Schluck Porter zu erwarten habe, so verliert sich selbst die letzte Wolke von seiner niederen Stirn, und er fängt sogar an cordial zu werden. Bei der Unmöglichkeit, seine Freude und Zufriedenheit in Worten kund zu geben, die verstanden würden, nimmt er seine Zuflucht zu den allgemein verständlichen nationalen Interpretationsmitteln seiner Gemüthsstimmung, zu Tanz und Gesang.

Es ist nichts seltenes, ein paar Kosaken, zwei Stunden, nachdem sie gefangen eingebracht und zu ihrer größten Ueberraschung, statt mit dem Bratspieß mit Speise und Trank tractirt worden, zur nicht geringen Belustigung John Bulls oder einer Gruppe Zuaven, einen Kosakischen in all seiner ursprünglichen Freudetollheit aufführen und das beifällige Händeklatschen mit selbstzufriedener Glückseligkeit hinnehmen zu sehen. Kommen aber die Gefangenen, und darin thun es die Kleinrussen allen andern voraus, ins Singen, so vermag sie keine Macht der Erde, nicht einmal die Gegenwart eines russischen Offiziers, davon wieder abzubringen. Sie ergießen dann ihre Herzensfreude in einer ununterbrochenen Reihe so melancholischer Liederweisen, als je ein empfindsames Herz zu Thränen gebracht, und in der That bedarf es oft des Einschreitens des Escortecommandanten in eigener Person, um kraft seiner Autorität dem großen Männergesangvereinsconcert ein Ende zu machen.

Wer russisch verstände und sich auf's Nationalliedersammeln verlegen wollte, könnte hier manchmal eine ganz artige Ausbeute machen. Ein Lied jedoch, das ein paar Schützen neulich zum Besten gaben, will ich Ihnen nach der wörtlichen Uebersetzung, die mir ein kurländischer Unteroffizier davon gegeben, so gut ich's kann in Verse gebracht, denn doch nicht unterlassen mitzutheilen, damit Sie sehen, wie der russische Gesang, und zwar selbst im russischen Lager und unter der ehernen Wucht der Disciplin, es sich nicht nehmen lasse, sich in seiner Weise auszusprechen und zu der Lage der Dinge seine poetischen Randglossen zu machen. Vielleicht steht dieses Lied oder irgend ein ähnlicher Kasemattenspaß mit den Meutereigerüchten in Zusammenhang, die von Zeit zu Zeit auftauchen. Denn wenn auch Fürst Menschikoff selbst ein glücklicher Witzbold ist, so ist es doch nicht wohl anzunehmen, daß er in seiner Stellung eine Expectoration wie die folgende unter der Mannschaft ungerügt dulden könne. Das Lied, das seinen Ursprung bei einer Schützencompagnie genommen haben soll, lautet zu einer bekannten russischen Melodie folgendermaßen:

Sebastopol, du ruhmesreiche Veste,
Was hüllst du dich so dicht in Trauerschleier?
Hat dir das Meer, dein bläulicher Geliebter,
Gekündigt seine treugeglaubte Freundschaft?
Hat dich der Czar, Czar Nicolai Pawlowicz,
Den schönsten Stein in seiner heil'gen Krone,
Zum Preis gegeben den verschwornen Feinden?...
Wohl hat das Meer, mein bläulicher Geliebter,
Gekündigt mir die treugeglaubte Freundschaft,
Mit fremder Wimpel Gürtel mich umschließend;
Und vor den Wällen liegt die Schaar der Feinde,
Dem Sande gleich vom Meer an's Land geworfen,
Und ringt mit mir um meine Jungfrau'nehre!
Als es der Czar erfuhr auf seinem Schlosse,
Auf seinem Schloß Zarskoe Selo;
Sprach er also zu seinen treuen Kindern:
Empor, Ihr meine Kinder, wackre Krieger,
Macht Euch empor vom blauen Donaustrome,
Den Ihr genug mit Eurem Blut geröthet,
Und eilet, mir Sebastopol zu wahren,
Den schönsten Stein in meiner heil'gen Krone!...
Drauf sprachen so zu ihm die treuen Kinder:
O Herr du, unser Licht, rechtgläub'ger Kaiser,
Huldreicher Czar, Czar Nicolai Pawlowicz,

Der du dort wohnst im steinig sichern Schlosse,
Im sichern Schlosse von Zarskoe Selo!
Wohl rothgefärbt von unserm jungen Blute
Ist nicht allein die Donau, auch die Ebne,
Der weite Plan vom Lande der Walachen;
Von zwanzig je, die unser hingezogen,
Stehn kaum mehr zehn bei den gebeugten Fahnen,
Die Gräber nicht gezählt der sonst Verstorbnen;
Müd sind wir all und satt des langen Lagerns,
Der bösen Fieber und der feuchten Nächte,
Des eklen Lagers im erweichten Erdreich;
Nun sendest du, Czar Nicolai Pawlowicz,
Uns gar ans Meer, die Meerburg dir zu schirmen,
Wo neuer Feinde Kugeln unser harren!
Viel Frost ist dort und Hunger auch zu dulden,
Und Seuch' und Durst und manches andre Elend,
Und nackt sind wir und barfuß — das drückt zwiefach!
Drum mach' dich auf in deinem stein'gen Schlosse,
Czar Nicolai, und komm zu deinen Kindern!
Willst du die schöne Meerburg dir erhalten,
Sei mit uns! Theile mit uns Plag' und Kriegsnoth,
Wie einst der Czar getheilt mit seinen Kriegern,
Der große Czar, Czar Peter Alexiewicz!...
Drauf scholl ein Klang von goldener Posaune,
Und dies als Antwort ließ der Czar verkünden,
Der edle Czar, Czar Nicolai Pawlowicz:
Ihr, meine Kinder, Rußlands brave Söhne,
Nicht Ihr allein habt satt des langen Lagerns,
Auch ich, der Herr, bin müd des langen Kampfes,
Doch ist ein Kampf es für des Kreuzes Glorie,
Und muß gekämpft sein um des Heilands Ehre!
Drum zieht nur hin und wahrt mir meine Veste!
Wenn Gott es gibt, daß wir uns wiedersehen,
Uns wiederfinden hier auf meinem Schlosse,
Dann soll vergessen Noth sein und Entbehrung,
Dann laß ich bau'n Euch kaiserliche Keller,
Drin fließe stromweis Wein und süßer Methtrank,
Drin dufte Kraut und Braten aller Sorten!
Und an die Brust Euch Kreuze will ich hängen,
Kreuze so viel, als jeder mag ertragen,
Und was Ihr nahmt dem Feind an runden Rubeln,
Soll auch noch Eu'r sein bis zum 'etzten Kopek!
Wen aber träf' des Feindes tück'sche Kugel,
Den mögt Ihr nicht beklagen, sondern preisen,
Denn alles dieses harrt auch jenseits seiner,
Ich send' ihm nach den Newskiorden!...
Drauf zogen hin die gläubig treuen Kinder,
Und zogen hin mit Sang und wunden Beinen
In meiner Mauern steinumwalltes Lager.
Einzogen sie zu später Abendstunde,
Ausfielen sie zur dunklen Mitternachtszeit.
Und als der Morgen kam von Feodosia,
Und es im Aufgang war der prächt'gen Sonne,
Wo ros'ge Schwäne froh emporwärts rauschten,
Und ich mich umsah bang nach meinen Schirmern,
Da lagen sie in ihrem Blut gebadet,
Vom Meeresstrand bis hinwärts gen Inkjerman,
Des Morgenreifes Schimmer in den Haaren,
Und an der Brust anstatt des goldnen Newski
Den rothen Stern von einer Todeswunde.
Drum weil ich seh', daß mir nicht Hülf auf Erden,
Und doch so viel des jungen Blutes hinströmt,
Drum hüll' ich mich so dicht in Trauerschleier,
In schwarze Wolken jammernder Kanonen!

Poetische Ergüsse dieser Art, in denen sich die angeborene Melancholie mit dem Sarkasmus der Situation auf eine oft wundersame Weise paart, sollen übrigens unter den sanggewohnten Söhnen der Steppe gar nichts seltenes sein. Ist auch nur die Stimmung, die sich darin abspiegelt, eine verbreitete, so mag sie einen nicht undeutlichen Commentar abgeben zu dem melancholischen Automatismus, der einen so hervorragenden Charakterzug des russischen Soldaten bildet.

Abd-el-Kader.

Wir bringen in diesem Hefte das Portrait des berühmten Arabers, der ein halbes Menschenalter hindurch der Schrecken seiner mächtigen Feinde war und sein Volk zu einer Einheit und zu einem Aufschwung brachte, der an die alten, glorreichen Zeiten desselben erinnert, wo Europa vor ihm zitterte. Jahrelang gefangen, war der große Emir fast vergessen, bis endlich die Stunde seiner Befreiung schlug und er jetzt die Aufmerksamkeit Europa's wieder auf sich lenkt durch sein Anerbieten an den Sultan das Obercommando der sämmtlichen irregulären Truppen in der Krim zu übernehmen. Eine Erinnerung an das frühere Leben des Emirs wird nicht unwillkommen sein. Sidi el Hadschi Abd-el-Kader ben Mahiddin stammt aus einer alten Priester-Familie, die ihre Genealogie bis zu den Khalifen des Mittelalters zurückführt und ist im Jahre 1809 im heutigen Algerien geboren. Er genoß eine nach arabischen Begriffen vortreffliche Erziehung und Bildung. Schon in früher Jugend machte er Reisen nach Egypten und nach Mekka. Im ersteren Lande studirte er eifrig die Reformen Mehemed Ali's. In Fez studirte er auf der dortigen Schule die gelehrten arabischen mathematischen, historischen, poetischen Schriften. Die Eroberung Algier's durch die Franzosen lenkte die Aufmerksamkeit der Araber von Maskara auf den gebildeten Mann, die ihn zu ihrem Emir erwählten. An ihrer Spitze begann er alsbald den Kampf gegen die Franzosen und nöthigte den General Desmisel 1834 zu einem Vertrage, der Abd-el-Kader die Oberherrschaft über das ganze Gebiet von Maskara bis zur Küste sicherte. Nach Abschluß desselben breitete der Emir seine Macht unter den

Arabern aus, deren Stämme sich ihm theils freiwillig, theils gezwungen anschlossen und er sah sich so bald an der Spitze eines großen Reiches, das er durch treffliche Einrichtungen namentlich durch Einführung eines geregelten Justizwesens und zweckmäßige finanzielle Maaßregeln sehr befestigte. Diese wachsende Macht suchten die Franzosen zu brechen, allein sie vermochten dies erst nach einem eilfjährigen, nur dann und wann von kurzer Waffenruhe unterbrochenen Kriege, der den Franzosen oft blutige Niederlagen bereitete und ungeheure Opfer kostete. Und dieser Krieg, den der tapfere und geniale Emir führte, wäre wahrscheinlich zum Nachtheile der Franzosen ausgefallen, hätten nicht einzelne Stämme ihren Führer verlassen und hätten nicht die Marokkaner, nachdem sie von Bugeaud bei Isli geschlagen waren, sich mit den Franzosen gegen Abd-el-Kader verbunden und dadurch dessen Gefangennehmung herbeigeführt. Die französische Regierung genehmigte die Bedingung Abd-el-Kader's, wonach er nach Egypten oder Syrien geschafft und dort in Freiheit gesetzt werden sollte, indessen nicht, sondern behielt ihn in Haft, bis ihn Louis Napoleon 1852 daraus entließ. Ganz Paris staunte kurz darauf den berühmten Helden an und brachte ihm seine Huldigung dar. Besonders war die Damenwelt von ihm ganz bezaubert. Sein wundervolles Aussehen, seine Züge, die den denkenden Menschen verrathen und die Sanftmuth seines Blickes machten noch überall einen günstigen Eindruck. Die Gefangenschaft hat übrigens, wie es scheint, die Kraft Abd-el-Kaders nicht gebrochen. Seit Ausbruch des russisch-türkischen Krieges hat er wiederholt aufs lebhafteste um ein Commando gebeten, das ihm bisher aus Rücksichten gegen die Franzosen nicht gewährt wurde. Doch bediente man sich seines Rathes. Leicht möglich, daß es ihm doch noch gelingt mit seinen ehemaligen Feinden Hand in Hand den Russen wacker zuzusetzen und daß nochmals die Welt von seinem Kriegsruhme widerhallt. H. L.

Baltimore.

Was in einem Lande einmal Mode gewesen, das spukt noch lange nach unter allerlei Gestalten. Man sollte dabei manchmal auf den Gedanken kommen, es gingen die Geister der lange Verstorbenen noch umher und setzten sich fest in der anwachsenden Jugend. Giebt es in Deutschland nicht jetzt noch Charaktere, wie unsere alten Reitergenerale und fahrenden Landsknechte, wie die grimmen Untervögte und die Vielgelehrten, welche statt der Folianten nunmehr endlose Bandreihen schreiben? Stolziren nicht in England noch die rauflustigen Lords und die närrischen alten Damen umher aus der Zeit insularischer Beschränktheit, in Rußland die furchtbaren Iwans und die Diplomaten byzantinischer Färbung, in Frankreich und Südeuropa die Condottieris und Hidalgos, die eisernen Mönchsgenerale und Ketzerrichter? In Amerika laufen ganz offenbar die Geister der Indianer und Indianerjäger, der starrköpfigen Puritaner und abenteuernden Handelsleute aus der ersten Ansiedelungszeit noch jetzt umher, wenn sie auch Fracks und schwarzseidene Westen tragen. Woher will man sonst diese seltsamen Sektengeschichten, diese tolle Wagelust in Handel und Gewerbe, diese unzerstörliche Neigung der jungen Burschen zu gewaltthätigen Streichen und Straßengefechten erklären? Das indianisch schweigsame Wesen der Amerikaner könnte freilich auch davon herrühren, daß sie beständig mit Unterleibsleiden geplagt sind, weil sie so hastig und so viel schlechtgekochte Sachen essen. Aber auch ihr merkwürdiger Wandertrieb erinnert an die Indianer. Gleichwie diese frei und unstät durch ihr unermeßliches Gebiet zogen und hier und dort rasteten, wo die Wälder voll Wild und die Flüsse voll Fische waren, so reist der Amerikaner immer wanderlustig, immer mit leichtem Gepäck hierhin und dorthin, wo ihm gute Dollars-Jagdgründe winken. Wohin dies Reisevolk nur kommt, da sind gleich rasch und zahlreich Reisepferde und Reisewagen da, Dampfschiffe und Eisenbahnen. Von Philadelphia nach Baltimore gingen täglich mehrere Dampfschiffe und mehrere Züge auf der Eisenbahn, und jedesmal war alles dicht besetzt.

Dies nie ablassende Zuströmen von Reisenden läßt die Schiffseigner es wagen, solche Trümpfe gegen einander auszuspielen, daß der eine Wochenlang für ein Viertel des Fahrpreises oder für gar nichts fährt, um den andern matt zu legen. So fuhr ich den ganzen Tag auf dem Champlainsee für einen halben Dollar und hatte noch zwei

Mahlzeiten obenein. Dabei war der Kapitän nichts weniger als grimmig auf seinen Mitbewerber, sondern beide riefen sich die lustigsten Sachen zu, als die Schiffe einander vorüber fuhren. Der Amerikaner freut sich, wenn er Mitbewerber sieht, weil dann erst die rechte Lust in ihm erwacht, seine Kraft und seinen erfinderischen Geist anzustrengen, um dem Gegner einen Streich um den andern zu spielen. Nie zerfrißt ihm der Neid das Herz, jene häßliche Untugend, die leider auch manchem hiesigen Deutschen seine besten Stunden verbittert. Neu ist dem Europäer aber das Vertrauen, welches Jedermann auf den Dampfschiffen genießt. Dort wie in den Gasthöfen mischt man sich unter die Hunderte von Gästen, bezahlt vielleicht erst im Weggehen und giebt selbst an, wie lange man verweilt und was man verzehrt hat. Wie oft haben mir Leute, denen ich ganz unbekannt war, ohne Weiteres Reitpferde und Bücher geliehen. Wie mancher unserer Landsleute, der hier zaghaft ein Geschäft anfing, hat sich schon gewundert, so leicht großen Kredit zu finden. Dies Vertrauen zieht sich durch tausend große und kleine Dinge des täglichen Lebens und weil es darauf beruht, daß man Jedermann Selbstachtung zutraut, so wird es verhältnißmäßig selten mißbraucht. Wenn anvertrautes Geld so häufig durch Bankerotte verloren geht, so ist hundertmal eher leichtsinniges Spekuliren daran Schuld, als betrügerische Absicht.

Auch in Europa findet jeder anständige Mensch Vertrauen, aber daß es sich in Amerika für Jedermann so natürlich von selbst versteht, wie Selbstachtung und Selbstständigkeit, daß man durch keine andere Polizei im täglichen Verkehre behindert ist, als dadurch, daß einer den andern eben so als freien Bürger respektirt wie sich selbst, daß Oeffentlichkeit und allgemeine Theilnahme für unzählige Dinge herrscht, welche in Europa gewissen Berufsklassen vorbehalten sind, daß Gasthöfe und Dampfschiffe, öffentliche Aufzüge und Versammlungen so riesenhafte Umrisse haben, und daß der Amerikaner dies alles in Europa nicht so wiederfindet, das sind Gründe, warum er es in Europa nicht aushalten kann. In seinem Lande stößt man sich noch nicht an die steinerne Gegenwart der Geschichte, dort ist alles noch im flüssigen Werden und Wachsen, und wo die Wirklichkeit noch nüchtern, malt die Phantasie dicht dahinter die großartigste Zukunft. Ein Amerikaner, der nicht ganz grobe Nerven hat, fühlt sich durch das politische Treiben seines Landes täglich angewidert, aber stündlich fühlt er auch, daß er mitherrscht, während er in europäischen Ländern sich von politischen Mächten umgeben glaubt, die heimlich wirken und dem Einfluß der Bürger sich entziehen. Das amerikanische Leben erwächst aus dem ungeheuren Drängen des Verkehrs, der in kürzester Frist unübersehliche Länderstrecken mit Städten und Ansiedelungen bedeckt. Dieser rastlose Verkehr aber beruht recht eigentlich auf der schrankenlosen Freiheit Aller, diese ist sein Nerv und den wollen sich die Amerikaner nicht unterbinden lassen, wenn auch noch so viele berstende Dampfschiffe in die Luft gehen. In solches Treiben ist der Amerikaner mit Herz und Leben hineingewachsen, anderes versteht und genießt er nur halb. Ich erinnere mich allein von Wheaton, der lange Zeit in Berlin Gesandter war, und hin und wieder von einem einsamen Gelehrten in Amerika, gehört zu haben, daß sie wohl für immer in Deutschland leben möchten. Andere gebildete Amerikaner, welche ebenfalls Europa besucht hatten, räumten gern ein, wie viele Vorzüge das europäische Leben vor dem ihrigen habe, aber sie kamen zuletzt wieder darauf zurück, sie könnten es dort auf die Länge nicht aushalten. Es sei bei uns alles so hübsch und fein und würdig, aber nicht weit und groß, nicht offen und frei genug. Bei ihnen fühle sich Jedermann innerlich gehoben, weil man auf seinen Rechtssinn und auf seine eigene Kraft vertraue, in Europa werde der Mensch leicht schwach und kleinlich, weil er ringsumher so viel Schranken und Bahnwärter und ängstliche Fürsorge sehe. Wenn dennoch in Amerika die Spitzbuben zahlreich gedeihen, so muß die Schuld wohl daran liegen, daß die Menschennatur überhaupt schadhaft ist.

Von Philadelphia nach Baltimore zog ich das Dampfboot vor, welches den breitwelligen Delaware hinabfuhr die Stadt entlang, man sah in ihre winkelrechten Straßen hinein, welche durch die vorliegenden Schiffe halb verdeckt waren. Auch diese machtvolle Stadt theilt mit den meisten amerikanischen Großstädten den Mangel einer prächtigen Lage. Auf niedrigem und ebnem Ufer tauchen sie langsam auf, wenn man sich nähert, und verschwinden ebenso gemach am Horizonte, wenn man die Bai oder den Fluß wieder hinabfährt. Aber die Seestädte sämmtlich sind herrlich bedacht mit Baien und Flüssen, in deren Ufergewinden sich höchst liebliche Landschaftsbilder abzeichnen. Die nettesten

Landhäuser zwischen allerlei Grün belebten die Ufer des Delaware. Obwohl es mitten im November war, strahte die Sonne doch zu Zeiten glühend heiß, sobald jedoch Wolken sie verdeckten, wehte es winterkalt. Gegen Abend wurde das Wetter überaus milde. Der breitfluthende Strom rauschte und rauschte, und über die schimmernde Wasserfläche spannte die Sonne im Sinken einen Bogen vom reinsten Golde. Bald glänzten vom Ufer her durch das Dunkel zerstreute Lichter, und die Sterne wurden so klar, daß sie den Fluß mit blitzenden Streifen überzogen. Vor die Lichter am Ufer trat dann und wann der Schatten eines still vorüberziehenden Segels.

Unser Dampfboot war sehr winzig, aber hübsch eingerichtet. Obwohl viele Südländer darauf waren, die sich freier gehen lassen, als die Leute aus den nördlichen und mittleren Staaten, war doch wenig von den nationalen Unarten des Tabakkauens, Speiens und Füße in die Luft Streckens wahrzunehmen. Die Engländer haben davon entsetzliches Geschrei gemacht, aber das Uebel hundertfach übertrieben. Nie habe ich in gebildeter Gesellschaft arg Widerwärtiges der Art gesehen. Die Herren lieben zwar ihr Tabakröllchen zwischen den Zähnen zu pressen, aber es wäre unmerklich, wenn sie nicht so oft in das Kaminfeuer spuckten. Wenn aber in Gaststuben, auf Dampfschiffen und öffentlichen Wagen einige rohe Sitten auffällig werden, so muß man nicht vergessen, daß an solchen Orten in Amerika die niedern Volksklassen überall unter die höhern gemischt sind. Mit mehr Recht, als über ihre unziemlichen Gewohnheiten, könnte man sich darüber wundern, daß alle diese Leute sich im Uebrigen so anständig kleiden und benehmen.

Das kleine Dampfboot ging während der Nacht auf einem Kanale aus dem Delaware in die Chesapeakbai, deren ganz herrliche Gestade mich am Morgen überraschten. Sie dehnt sich wie ein großer See zwischen Wald- und Feldhügeln. Als wir in den Hafen von Baltimore einfuhren, erwachten eben Schiffe und Häuser unter dem Kusse der Morgensonne. Die Stadt ist fast so hübsch wie Philadelphia, und bei weitem nicht so langweilig, weil ihre Straßen sich über Hügel heben und senken und nach allen Seiten Aussichten darbieten. Aber man sieht hier viel mehr Schwarze auf den Straßen, denn Maryland ist ein Sklavenstaat, und wo die Schwarzen sind, da giebt es auch Schmutz und Lumpen. Auch in Baltimore ist das Stadthaus auf einem hohen Punkte angelegt, eine hübsche Vorsicht der Amerikaner. Die Aussicht vom Bostoner Stadthause ist schöner, weil sich dort mehr Seebuchten, Inseln und Landspitzen entfalten; von dem Stadthause in Philadelphia blickt man in das anmuthige Thal, das der Schuylkill eröffnet; der Baltimorer Rundblick gewährt angenehme Gegensätze von Häusergruppen, Meer und Waldung, letztere steigt rings die Anhöhen hinauf. Ansprechend ist auch das Plätzchen auf dem Bundeshügel, man sieht dort in die Schiffe und Werften hinein und über Baien und Ortschaften weg nach den Waldhügeln. Den weitesten Ueberblick aber erhält man von der Höhe des Washingtondenkmals, in welchem eine lange Wendeltreppe emporführt. Das Denkmal steht würdig und gebietend oben in der Stadt, ist aber wieder nichts anderes, als eine fast zweihundert Fuß hohe Säule, auf welcher der große Feldherr zu tanzen scheint. Sein Gesicht ist ausdrucksvoll freundlich, und seine Kleidung besteht in einem Waffenrock, welcher der Natürlichkeit wegen oben schief sitzt und unten weit absteht, und in einem breit dahinter gefältelten Mantel. Von der Obelisken- und Säulenform können die Amerikaner einmal nicht ablassen, die nackten Masten, welche Freiheitsbäume vorstellen, stehen auf allen Straßen, und hin und wieder fehlen auch nicht hohe Vogelstangen, auf welchen der amerikanische Adler haftet. Den Bürgern von Baltimore, welche bei der letzten Vertheidigung ihrer Stadt gegen die Engländer ruhmvoll fielen, ist ebenfalls auf einem hohen Straßenpunkte eine Säule gesetzt, die aus einem Bündel von Stäben besteht, oben eine Siegesgöttin und auf den Bändern, welche die Säulen umschlingen, die Namen der Vaterlandsvertheidiger trägt. Weniger zeigt sich amerikanische Phantasie im katholischen Dome, seine Kuppel ist dem Pantheon nachgebildet und das Innere geschmackvoll, auch mit schönen Gemälden geschmückt. In dieser Stadt, wo Lord Baltimore die erste katholische Gemeinde im brittischen Nordamerika gründete, ist die katholische Bevölkerung noch jetzt reich und mächtig. Hier residirt auch der Erzbischof. Wirklich hübsch ist nahe bei dem Dome die Unitarierkirche, eine luftige ritterliche Halle. Italien ist noch lange nicht so reich an Kirchen als dieses Land, und dabei sind ihre Bauformen höchst mannigfaltig, bald mittelalterliche Schlösser, griechische Säulenhallen, ägyptische Mausoleen, bald Bürgerhäuser,

lange Scheunen, Reitbahnen, bald Kuppeln und normannische Abteien, nicht selten auch ein Gemisch aus allem dem. Sehr viele sind so gebaut, als habe man daran gedacht, daß sie auch einmal zu Redehallen und Theatern dienen könnten. Unsere Zeit entwickelt ja überhaupt mehr und mehr eine neue Baukunst darin, daß für den Verkehr im Großen aus Holz, Eisen und Backstein Gebäude errichtet werden, welche leicht und luftig hochweite Räume umspannen.

Wie jede größere amerikanische Stadt, sammelt sich auch Baltimore ein Museum zusammen von allerlei schönen oder merkwürdigen Dingen, die Natur und Menschen in irgend einem Erdwinkel geschaffen haben. Hat man in verschiedenen Ländern die reichsten Museen und darin die mannigfaltigen Gebiete der Natur durchgewandert, so muß man sich endlich doch gestehen, daß das große Einerlei ewig wiederkehrt. Die Natur wirkt ihre Blumen- und Farbenstriche auf dem Meeresgrunde fast gerade so, nur wässriger und kalkiger, als im Walde. Pflanzen und Steine können ebenso fischdumm, so affig oder so flüggig aussehen, wie die Thiere, und wieder eben so schön oder finster, wie irgend etwas auf der Welt. Es sind eben immer dieselben Stoffe und Kräfte dieses Erdballes in jedem Dinge, das daran hängt, in einander gemischt. Und der Mensch, in welchem sich all das Fliegende und Raubsüchtige, das Lustige und Alberne, das Kluge und Schöne, was es auf der Erde giebt, am mächtigsten und feinsten wiederfindet, — er will nimmer sich mit all dem Naturreichthum abfinden lassen, ihn treibt es rastlos, sich noch unendlich Gewaltigeres und Erhabeneres auszusinnen, als er hier zu sehen bekommt.

In Amerika beschränkt der Mensch sich einstweilen noch auf zweierlei, wie er sich nämlich durch bürgerliche Einrichtungen und Gelderwerb das irdische Leben möglichst frei und sorglos, und wie er durch die geheime Hebelkraft des Sektenglaubens den Sprung in das Himmlische möglichst leicht und sicher machen könne. Kunst- und Naturgenüsse stehen hier sehr in zweiter Linie, in erster kommt das Studium von socialen Anstalten und vom Betriebe der Geschäfte. Zu all dergleichen Anlagen genießt man den freiesten Zutritt, selbst wo vor einer Fabrik „Eintritt verboten" steht, reicht die kleinste Bitte oder Empfehlung an den Inhaber hin, daß er sich selbst das Vergnügen macht, den wißbegierigen Fremden umherzuführen. In einem Gebäude sah ich, wie ganze Häusergerüste von Balken und Sparren an bis zum Fenster- und Kamingesims zurecht geschnitten wurden, gerade wie bei uns der Schreiner eine Bretterbude zuschneiden würde. In einer andern Fabrik ließ die Dampfmaschine den rohen Fettstoff durch allerlei Verwandlungen gehen, bis er als Seife und als Talg- und Stearinlicht wieder hervorkam. Was in Europa die getheilte Handarbeit in verschiedenen Werkstätten anfertigt, das wird hier in einer einzigen Fabrik gleich für Hunderte und Tausende fertig. Es ist nicht gerade solide und kunstschön, aber niedlich und praktisch und erfüllt vollständig den Zweck, sofort zum Gebrauch zu dienen. Baltimore legt sich jetzt mehr wie sonst auf Gewerbe. Früher hatte die Stadt einen umfangreichen Seehandel, namentlich während der langwierigen europäischen Kriege, wo die neutralen Amerikaner ihre Taschen füllten mit europäischem Gelde. Damals war hohe Fluthzeit für den Handel von Boston, Philadelphia, Baltimore, Charleston. Später trat allmählich Ebbe ein, weil der Großhandel sich nach New York und New Orleans hinzog. Denn diese beiden Städte sind einmal so herrlich zum Handel gelegen, daß jene andern die Mitbewerbung aufgeben müssen, trotz aller Anstrengungen, Kanäle und Eisenbahnen, welche sie ausgedacht haben, um die Handelsströmung sich wieder zuzuwenden. Indessen wird nach und nach das nächste Hinterland aller dieser Städte so reichlich angesiedelt, daß bloß durch dasjenige, was es erzeugt und bedarf, ihr Handel sich wieder hebt.

In den Anatomiesälen der Maryland-Universität sah ich nur Negerkörper, aber von außerordentlicher Stärke und vollendetem Ebenmaaß der Glieder. Einige Studenten schnitten daran herum auf so unfeine Weise, wie sie einem deutschen Mediziner ein Greuel wäre. Auch einer Vorlesung über Botanik wohnte ich bei, welche der Professor seinen mehr als hundert Zuhörern recht unterhaltend machte. Die Studenten saßen, den Hut auf dem Kopfe, im Halbkreise auf aufsteigenden Bänken, einige bemerkten sich ein paar Worte ins Taschenbuch und die Hälfte aß Aepfel. Vielleicht gab es viele unter den jungen Männern, welche die Studienkosten sich mit Cigarrenmachen oder im Handel erwarben, denn das nimmt in Amerika keinem Ansehen und Achtung.

In Baltimore scheint überhaupt viel Sinn für Künste und Wissenschaften zu leben, und insbesondere auch heitere Bildung und Ge-

selligkeit. Die Bewohner der nördlichen und südlichen Staaten vereinigen hier ihre angenehmern Eigenschaften. Vielleicht hängt damit zusammen, daß Baltimore die glückliche Stadt ist, in welcher die lieblichste amerikanische Schönheitsblüthe sich entfaltet. Noch reizendere Gesichtchen, als in New York und Philadelphia beleben hier des Nachmittags die Straßen, und es schien mir als wenn sie in Gang und Anzug anmuthiger und weiblicher wären als dort, und in Gesellschaften nicht immer so ätherhaft scheinen wollten, als lebten sie bloß vom Champagnerschaum und vom Dufte der Früchte. Aber es betrübt das Auge des Menschenbeobachters, daß auch hier so häufig die Schönheit der Gestalt nichts ist, als das trügerische Erzeugniß von Toilettenkünsten. Böse Zungen sagen den amerikanischen Damen nach, daß einige Opium nähmen, wenn sie in Gesellschaft gingen, um glänzende Augen zu bekommen, das glaube ich aber nicht, das hat nur der Neid der Engländer erfunden. Nur eines ist mir unbegreiflich, wie nämlich gebildete Damen, die doch in sich selbst eine unversiegliche Quelle von Ideen und Unterhaltung finden könnten, tagtäglich von der Leidenschaft ergriffen werden, aus einem Modeladen in den andern zu wandern, bloß um die prächtigen Stoffe und neuen Putzsachen zu sehen. Doch vielleicht wollen sie sich nur erfreuen an der unübertrefflichen Gewandheit der Kaufleute, welche den Ladies die bunten Waaren vorlegen, und an der Achtung und Artigkeit, welche Damen überall umgiebt, wo sie nur erscheinen. In Amerika können die Männer mit Recht sagen: „wir sind die Herren der Schöpfung," die Frauen aber: „und wir die Krone." Diese Hochachtung für die Frauen, welche die amerikanischen Männer in tausend kleinen Dienstleistungen an den Tag legen, ist ein Juwel unter ihren Vorzügen und hält mancher unliebenswürdigen Eigenschaft das Gleichgewicht. Jedes Volk könnte in dieser Beziehung noch viel von ihnen lernen. Freilich hat die amerikanische Frauenverehrung auch etwas konventionellen Beigeschmack. Es ist eine Huldigung, welche mehr dem zarten Geschlecht in Bausch und Bogen geweiht wird, als ächter Weiblichkeit, vor deren Sternenglanz und stiller Hoheit sich der Mann verehrend beugt.

Zu Baltimore's Ruhm, mit dem anmuthigsten Schönheitskranz geschmückt zu sein, gesellt sich leider auch der böse Ruf seiner Rowdies. Der Stadtrath erklärte einmal, er könne diese wilden Burschen nicht mehr bändigen, und sah es gern, daß die Bewohner einiger Stadttheile eine geheime Polizei bildeten, um einander gegen Brandstifter und Hauseinbrecher zu schützen. Ein Dampfboot mit fast tausend Menschen an Bord hatte von Baltimore eine Vergnügungsfahrt nach Annapolis gemacht, mehrere seiner Gäste hatten dort Unfug getrieben und die Leute in eine gereizte Stimmung versetzt. Bei der Abfahrt flog vom Dampfschiffe einem, der am Ufer stand, eine Citronenschale an den Kopf, ein Schwarzer antwortete mit einem Backsteine und traf eine Frau, sogleich streckte ein Büchsenschuß ihn nieder. Nun entspann sich ein hitziges Gefecht. Bierflaschen und Backsteine, Büchsen- und Pistolenschüsse flogen vom Boot auf's Ufer, und vom Ufer auf's Boot, eine Menge Menschen stürzten blutend zusammen, die Frauen und Kinder rannten schreiend und in Todesangst auf dem Schiffe umher und wurden endlich unten zwischen den Maschinenwänden geborgen. Der Kampf dauerte eine halbe Stunde, denn das Dampfschiff war auf den Grund gefahren, und eben war es wieder flott, als ein Kanonenschuß ihm nachdonnerte, der jedoch zum Glück ins Wasser ging. Ein zweiter noch schlimmerer Abschiedsgruß war ihm zugedacht von einer Landspitze, an welcher es vorbei mußte. Die Kanone dort war schon geladen, gerichtet und sollte eben abgebrannt werden, als einige Milizoffiziere die gräßliche That verhinderten. Einige Tage lang wiederhallte die Entrüstung in allen Zeitungen, eine Woche später war die Sache so gut wie vergessen.

Bilder aus der Moldau und der Walachei.

(Für die Monats-Hefte.)

I. Abstammung der Moldau-Walachen. Bojaren. Mittelstand oder tiers-état. Tugenden und Laster der Bojaren.

Jassy, im Januar 1855.

Im Jahre 101—106 nach Christi Geburt wurde Decebal, König der Dacier, in zwei Kriegen vom damaligen römischen Kaiser Trajan besiegt. Die Folge davon war, daß Dacien (d. i. das Land zwischen der Theiß und der Donau, dem Pruth und dem obern Dniester und den Karpathen) durch die beinahe gänzliche Vernichtung seiner

Bewohner entvölkert, von einer Unzahl römischer Pflanzer überschwemmt und in eine römische Provinz verwandelt wurde. Die von Trajan dahin entsendeten römischen Ansiedler sind die Urahnen der jetzigen moldo-walachischen Bevölkerung, d. i. der Moldauer in der Moldau, und der Walachen in der Walachei und der Bukowina, in Siebenbürgen, Ungarn und im Banate. Man kann sich nun leicht vorstellen, daß die Eingebornen dieser Länder (und vorzüglich die Moldauer und die Walachen in der Walachei), als Abkömmlinge eines so großen Volkes, stolz auf den Namen ihrer Stammväter sind, und demgemäß lieber Romanen, als Moldauer und Walachen heißen wollen. Ja, die letztere Benamsung verschmähen sie sogar, und die Moldauer nennen die Walachei viel lieber Tzara munteaneaska (Gebirgsland) und deren Einwohner Muntieni (Gebirgsbewohner), oder Romuni (Romanen), als Valachia und Valachi. (Valachi ist eine Benennung, die wir während unseres langen Aufenthaltes in den moldo-walachischen Fürstenthümern höchst selten hörten.) Dieselbe Bewandtniß hat es mit ihrer Sprache, die sie wegen besonderer Verwandtschaft derselben mit den andern romanischen Idiomen (dem Französischen, Spanischen, Portugiesischen und insbesondere Italienischen) lieber romanische (romuneaska), und zum Unterschiede von den andern daco-romanische, als walachische oder moldo-walachische nennen. Kurz, die Moldauer und die Walachen haben für die nichtromanischen Stämme gar keine oder nur eine sehr geringe Sympathie.

Die Bewohner der romanischen Donaufürstenthümer scheiden sich wie die Bewohner anderer Länder in verschiedene Stände, nur werden hier die Plebejer durch die Patricier an Zahl überboten. Die Patricier oder Edelleute (Bojaren, Bojeri) hatten von jeher die Macht in Händen; zwischen ihnen und dem Volke, das größtentheils aus Bauern besteht, befand sich kein eigentlicher Mittelstand, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Der hohe Clerus und die Bureaukratie waren meistentheils aus ihren Reihen genommen; nur die niedere, leider verwahrloste, Geistlichkeit — ward unter den Landleuten recrutirt; Handel und Gewerbe vertraten nur die Fremden. Nun bildete sich in neuerer Zeit auf einmal ein tiers-état, der, zwar noch sehr schwach, sich in dem Maße entwickelt, als die Civilisation in der Moldau und Walachei fortschreitet. Dieser dritte Stand ist aber doch nicht wie anderwärts ein vollkommener Bürger- und Gewerbsstand, und die seit dem letzten Jahrzehent vorkommenden Ausnahmen sind im Verhältniß zur Bevölkerung wahrhaftig noch sehr spärlich. Dieser tiers-état besteht aus dem kleineren Adel, zu dem sich auch die theils auf heimathlichem, theils auf ausländischem Boden gebildete Geistes-Aristokratie gesellt, unter deren Fahne sich die Männer der schönen Künste und Wissenschaften, gleichwie das kleine Beamtenthum, mitunter auch ein paar Fremde als kleine Gutspächter und hierländige reiche Kaufleute, namentlich Specereihändler (bakali) reihen. Daß ein breitgliederiger dritter Stand mit ausgesprochenem Charakter noch nicht vorhanden ist, dazu ist die Ursache in der Landesverfassung selbst zu suchen, worin dem Feudalismus noch zu stark Rechnung getragen wird, indem jeder Nichtadelige, Bauer oder Städter (mit Ausnahme jedoch des höheren Clerus und einiger Indulgenzen für die niedere Geistlichkeit), steuerpflichtig — dagegen jeder Adelige (Bojar), wenn auch noch so klein (Bojärinabih), steuerfrei ist. Indolenz und Stolz des Moldauers gesellen sich dieser Hauptursache als Nebengrund bei, und bewirken so den Abgang einer gewerbtreibenden Classe in engerer Bedeutung des Wortes.

Von Natur aus herrschsüchtig und das Handwerk scheuend, will der Moldauer lieber Diener (Logofet) bei einer vornehmen Herrschaft, als Handwerker sein. Und in der That, wenn man die hierländigen socialen Verhältnisse genau betrachtet, findet man, daß die Leute nicht so Unrecht haben. Denn bei der hier herrschenden Vorliebe für ausländische Erzeugnisse, namentlich für französische und englische, hat der einheimische Gewerbs- und Kunstfleiß gar keine Aussicht auf lohnenden Erfolg, während das Dienen die vortheilhaftesten Chancen bietet. Bei dem Schutzsystem, welches in dem hiesigen höheren Adel zu Hause ist, wird so ein Mensch zuerst Logofet, in einigen Jahren Gutsverwalter (Wataw), dann Gutspächter (Possessor) und endlich selbst Gutsherr und zugleich adelig.

Der Adel wird in zwei Hauptclassen eingetheilt, wovon die erste stara inteja (erster Stand) und die zweite stara a doa (zweiter Stand oder Rang) heißt. Jede dieser Hauptclassen zerfällt wieder in mehrere Rangabstufungen. Zur ersten Adelsclasse, deren Mitglieder viele Ahnen aufweisen können, die einst auf dem moldauischen Throne saßen, oder demselben als große Würdenträger sehr nahe standen, gehören nur noch wenige Familien, als: die Ghyka, Sturdza, Rosetti-Roznowanul, Kalimachi, Maurokordato, Cantacuzène-Paschkan, Kanta, Konaki, Kostaki-Latzeskul, Moruzi, Balsch, Mawrojeni, Aslan, Mikleskul, Katardsiu, u. m. A.

Die zweite Adelsclasse, hierzulande mit dem verächtlichen Spitznamen Tschokoj (Diener, Kriecher, Knecht) belegt, enthält außer einigen unreinen Elementen, die sich doch mehr oder min-

der in jedem gesellschaftlichen Körper befinden, viele sehr achtbare Leute, Sprößlinge des sogenannten tiers état.

Die Titel der haute-volée sind türkisch und lauten: Vornik, Hatman, Postelnik, Visternik und marele Logofet oder Logothète (Groß-Logothet). Indessen aber schmecken dieser Crême der moldo-walachischen Gesellschaft die westlichen Titel: comte und prince viel besser als ihre orientalischen. Mit besonderer Vorliebe pflegt die hohe Aristokratie diese occidentalen Titel, wenn sie auf Reisen ins Ausland geht, und da fängt sie gleich bei prince an, viel seltener bei comte.

Die Titel der niederen Adelsclasse heißen: Djignitscher, Suldjer, Pitar, Kaminar, Sardar, Paharnik, Spatar, Ban, Aga etc.

Die gesammten Titel des moldo-walachischen Adels wurden dem Türkischen entlehnt, und bezeichneten ehemals Hof- und Amtsfunktionen, wie z. B. bei uns Obermundschenk, Oberstlandjägermeister u. s. w. In der Jetztzeit aber sind die meisten dieser Titel nur Titel, d. i. Würden ohne Funktionen.

Die Bojaren im Allgemeinen, insbesondere die haute-volée, sind zwar auf ihre Würden stolz, aber doch sehr leutselig und herablassend gegen Jedermann, vorzüglich gegen Fremde. Fremden, welche Männer der Wissenschaft und Kunst sind, steht ihr Haus immer offen; die Gastfreundschaft ist eine ihrer Haupttugenden, die alle ihre Mängel und Fehler überwiegt. Sie lieben und unterstützen Wissenschaft und Kunst. Daß Abenteurer und Prahlhänse ihre Leichtgläubigkeit mitunter ausbeuten, ist nicht ihre, sondern der Welt Schuld, die trotz aller Erfahrung noch immer leichtgläubig und dem Windmacher mehr zugethan ist, als dem bescheidenen, schlichten und biedern Menschen.

Die Fehler, welche dem moldo-walachischen Adel von den Fremden zur Last gelegt werden, sind: Falschheit, Schlauheit und ein außerordentlicher Hang zum Luxus, Spiel und Schuldenmachen. Es sind dies Laster, die man mehr oder weniger auch in der übrigen civilisirten Welt findet, und die auch in der Moldau mit der Civilisation eingedrungen sind. Durch den beständigen Verkehr mit den verschiedenen Völkern des Westens und des Nordens haben sich die Moldo-Walachen die Tugenden der Einen und die Laster der Andern unmerklich angeeignet. Die mächtigen Nachbarn des Nordens übten aber durch den näheren Contact mit ihnen den größeren Einfluß auf ihre Sitten aus. Es ist nur zu bekannt, daß die Spiel- und Prunksucht sich gleich einer Epidemie von jenseits des Pruth ins Land eingeschlichen und daselbst eingenistet hat. Die anderen Mängel sind schon leider die unbedingten Folgen der ersten. Um dem Schuldenmachen, das in den im Lande zahlreich vorhandenen Vertretern des Wuchers (gesetzmäßige Interessen sind 10 pCt., die Geldbarleiher lassen sich aber 20 bis 24 pCt. zahlen) tüchtige Stützen fand, und dem dadurch entstandenen gegenseitigen Schwindel zwischen Gläubigern und Schuldnern ein Ende zu machen, hat eine norddeutsche Wechselgesellschaft vor einigen Jahren in Jassy eine Bank errichten wollen, deren Aufgabe sein sollte, gegen hypothekarische Sicherheit und Expropriationsrecht Darlehen zu 8 pCt., also noch unter dem gesetzmäßigen Interessenfuße, zu machen. Aber das Unternehmen, so heilsam es auch war, scheiterte an Rußlands Einsprache.

Ihren meisten, schädlichsten Einfluß üben jene Fehler auf den kleinen Adel und den eingewanderten Fremden aus, von denen sich schon so Mancher aus lauter Sucht, es den Andern an Pracht und Luxus zuvor- oder wenigstens nachzuthun, schmählich zu Grunde gerichtet hat. Der Krebsschaden der Prachtliebe greift noch weiter ätzend ins häusliche Leben ein, und liefert durch die daraus folgende Demoralisation den faiseurs des chroniques scandaleuses hinlänglichen Stoff, obgleich, offen und wahr gesprochen, derlei Geschichtchen auch anderwärts ganz in gleicher Menge vorkommen mögen, jedoch im Wirbel des großstädtischen Lebens unbemerkt bleiben, während bei uns kleinstädtische Neugier von jedem Geheimniß bald den Schleier herabreißt.

Amerikanische Literatur.

Hat Amerika eine eigene Literatur?

Diejenigen, welche auf diese Frage bejahend antworten, berufen sich gewöhnlich auf zwei Gründe. Sie sagen, daß wir nicht nur sehr gehaltvolle anglo-amerikanische Dichtungen und Schriften besitzen, sondern daß auch ein verhältnißmäßig sehr großer Theil des Volkes sich mit Literatur beschäftige. Wir wollen auf das Thema diesmal nicht tiefer eingehen, sondern uns auf einige beiläufige Bemerkungen beschränken.

Was die erstere Behauptung betrifft, so läßt sich darauf erwidern, daß eine eigene Literatur nicht nur werthvolle Werke, sondern vielmehr einen eigenthümlichen allgemeinen Geist erfordere, welcher dem Volke entsprungen, in diesem lebt und

sich in allen seinen Produkten äußert. Dieser eigenthümliche poetische Geist aber scheint eben dem Amerikaner noch zu fehlen, oder ist ihm wenigstens noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen. Die werthvollen Erzeugnisse, welche Amerika ohne Zweifel aufzuweisen hat, sind nur in sofern originell, als sie es nothwendig als Dichtungen sein müssen; sie sind es, um die beliebten Ausdrücke der Kritik zu gebrauchen, nur subjectiv und individuell, aber nicht objectiv und national. Selbst in seinen besten Dichtern tritt diese Thatsache hervor. Wie verschieden ist z. B. der Geist eines Bryant und Lowell, wie fremd sogar dem amerikanischen Wesen berühren uns Ed. Poe und Emerson. Und diese Verschiedenheit und Fremdartigkeit sind nicht die Folge eines inneren Reichthums, sondern einer blos äußeren Mannichfaltigkeit. So sehr auch in einem Jeden von ihnen etwas Eigenthümliches des amerikanischen Charakters wiederklingt, so mangelt doch allen gerade dasjenige, was im Verhältniß zu andern Völkern den originalen Dichter ausmacht — der Grundton einer nationalen Bildung. Von dieser sind noch nicht mehr als die ersten, obschon sehr starken und entschiedenen Ansätze sichtbar, indem einer kräftigeren Entwicklung des national-literarischen Geistes hauptsächlich zwei Hindernisse im Wege stehen. Wir meinen den Materialismus, diese Grundlage des hiesigen Lebens, der allem höheren Streben in geistiger Hinsicht feindlich gegenübertritt, — und jenen frömmelnden, falsch religiösen Geist, an dem jeder schönere Aufschwung des Gemüthes schon im Keime zu Grunde geht. Es ist wirklich interessant, das Verhältniß dieser beiden Faktoren im Leben und ihren Einfluß auf die Entwicklung unserer jungen Literatur zu beobachten. Während Wohlstand und äußerer Erwerb sonst gewöhnlich die innere Freiheit und Aufklärung bedingen und nach sich ziehen, will es ihnen hier gar nicht gelingen, diese civilisatorische Stellung einzunehmen. Der Besitz materieller Glücksgüter hat nur selten die Wirkung, Kopf und Herz der Besitzenden weiter zu bilden, da er in der Regel vielmehr zu neuen Schranken und Vorurtheilen führt und jenes vornehm-gemeine Luxusleben erzeugt, das außer in Rußland in keinem andern Lande mehr anzutreffen ist. Wo aber auch der Trieb nach Emancipation vorhanden ist, wird derselbe doch nie so stark, um einen historischen Konflikt hervorzurufen, so daß er für den socialen Fortschritt selbst keine Bedeutung hat. Die Literatur daher, die nur der geschriebene Spiegel des Volkes von sich und seinem Leben ist, mußte bisher jenen dreifachen Charakter an sich tragen, der eine Mischung von materialistischer Bigotterie, sentimentaler Reaktion und biblischen Moraltendenzen ist. Ebenso war sie nothwendig auf die Nachahmung und Importation fremden Geschmacks und Geistes angewiesen, während der Dichter und Schriftsteller in die angedeutete Lage gerieth, original mehr durch Zufall als Natur und national nur so weit werden zu können, als er mit der inneren Unfertigkeit der Gesellschaft zusammenhing. Indeß ist er darin nicht aufgegangen und läßt sich gerade jetzt zuversichtlich behaupten, daß die Zukunft die Bedingungen der literarischen Produktion günstiger gestalten wird. Wir vertrauen dabei vor Allem demselben Grundzug des amerikanischen Wesens, der schon auf anderem Gebiete so Außerordentliches geleistet, und der, wenn er einmal den Boden der socialen Kämpfe betritt, gewiß nicht auf halbem Wege anhalten kann. Zwar ist es wahr, daß ihm dazu die andere Erforderniß fehlt, die Gabe des philosophischen Gemüths; darin werden aber Diejenigen keinen Vorwurf erblicken, die an die Macht und Mission des deutschen Elements hier zu Lande glauben.

Und damit wird zugleich die zweite Behauptung widerlegt, daß das viele Lesen der Amerikaner, oder besser, der Amerikanerinnen, der Beweis eines literarischen Lebens sei. So lange die Literatur noch nicht die Höhe erreicht hat, den Proceß der menschlichen Kultur in einem Volke zu reproduziren, kann auch die Beschäftigung mit ihr auf keinem tieferen Interesse beruhen. Das Lesen wird hier zu einer Thätigkeit wie jede andere, und in Ermanglung einer anderen, aber nicht ein literarisches Bedürfniß, das, wenn es da wäre, keine Befriedigung fände. Erst wo die letztere durch eine inhaltslose Lektüre nicht mehr gewährt wird, die Leser vielmehr sich von ihr zurückziehen, entsteht ein literarisches Publikum, und kann von der Größe desselben auch ein Schluß auf den Werth einer Literatur gezogen werden.

Eine kalifornische Monatsschrift.

Kein Wunder, daß sich das famose Goldland im Westen rasch entwickelt, und daß San Francisco bereits den Anblick einer umfangreichen comfortabeln Stadt darbietet. Nicht rohe, barbarische Erobererhorden, wie dies etwa in der Epoche der Völkerwanderung der Fall war, sind gegenwärtig die Stifter von Kolonieen, sondern Auswanderer aus civilisirten Ländern; und wenn auch die Mehrzahl derselben nur materiellen Trieben Folge leistet, so bringen Viele doch die Bedürfnisse und Gestaltungen der Kultur mit in die neue Heimath. Ja, noch mehr: es zeigt sich in den modernen Ansiedlungen, mögen sie auch immerhin auf echt kosmopolitischer Grundlage, durch die Kontingente aller möglichen Völkerschaften entstanden sein, bald genug ein l o k a l e r Patriotismus, der in mannigfachen Gebieten eine eigene Entwicklung und Rivalität anstrebt, ähnlich wie es

schon im Alterthum, z. B. bei den Kolonieen der Griechen, namentlich in Unteritalien und Sicilien geschah, die dem Mutterlande mehr als Eine Kulturerscheinung an die Seite stellen konnten. Ob sich dieser lokale Charakter in Kalifornien mit gleichem Glücke geltend machen wird, ist freilich eine andere Frage. Wir sehen vor der Hand nur die Anfänge. San Francisco besitzt auf literarischem Felde bereits seine eigenen Tagesblätter, und neuerdings ist daselbst auch der Versuch einer selbstständigen belletristisch-kritischen Revüe, eines "California Monthly Magazine" aufgetaucht, unter dem Titel: The Pioneer, von dem mehrere Hefte erschienen sind. Das Programm des Pioneer formulirt die Gründe seines Erscheinens und seine Absichten in folgender Weise: „So viel uns bekannt ist," heißt es, „wurde bisher noch kein Versuch gemacht, in Kalifornien ein periodisches Blatt von rein literarischem Charakter zu stiften. Ob die Eigenthümer des Pioneer zu zeitig an ein solches Unternehmen gegangen sind, bleibt der Zukunft zur Entscheidung anheimgestellt. Sie glauben indeß, daß nicht nur Vielen mit dem Erscheinen eines Mediums, mittelst dessen sich unser heimathliches Talent selbstständig kundgeben kann, ein Gefallen geschehen wird, sondern auch, daß das gesammte Publikum mit gütiger Nachsicht auf ihr Unternehmen blicken und es freundlichst unterstützen wird, im Fall das Werk die nöthige Würde bewahrt und im Falle seine Kräfte sorgfältig darauf gerichtet sind, das Banner des Geschmacks aufrecht zu halten."

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, geographisch und statistisch beschrieben von Th. Olshausen in St. Louis, Kiel 1854. Akademische Buchhandlung. Mit einer colorirten Karte. Auch unter dem Titel: Das Mississippi-Thal und die einzelnen Staaten des Mississippi-Thals. 2. Bd. 1. Hälfte: Der Staat Missouri.

Die Arbeiten Olshausens gehören zu den schätzbarsten, die wir über Amerika haben, sowohl durch ihre klare Darstellung, als durch die genauen Angaben, die sie enthalten, und die sich meist auf gute, häufig amtliche Quellen stützen. Missouri ist ein Staat, der wegen seiner Fruchtbarkeit und wegen seiner Lage am Mississippi und Missouri eine Zukunft hat; seit die Gebiete Kansas und Nebraska besiedelt werden, bildet er auch nicht mehr den äußersten Westen unter den Staaten, und durch die Eisenbahnen ist er dem Osten näher gerückt. Olshausen beschreibt ihn ausführlich in geographischer Beziehung, in Bezug auf Klima, Erzeugnisse, Gewerbe, Handel, Recht, Verfassung und Verwaltung, und schildert auch die sittlichen Zustände der Bewohner, deren Gesammtzahl für 1854 auf 767,330 angenommen wird. Davon sind etwa 120,000 Nationaldeutsche und 87,000 Sklaven. Man sieht, daß unsere Landsleute gegen die englischredenden Amerikaner ganz entschieden in der Minderheit sind, und der im Lande lebende Verfasser bemerkt ausdrücklich, daß sie nur einen unbedeutenden politischen Einfluß ausüben und auch nicht leicht einen bedeutenderen erlangen können. Ihre Kinder werden nämlich in der Regel schon halb, ihre Enkel aber ganz amerikanisirt. In der socialen Stellung nehmen sie den zweiten Platz ein, weil die eingeborenen Anglo-Amerikaner, die auf Fremde sehr neidisch und eifersüchtig sind und ein sehr hochfahrendes Wesen haben, den ersten für sich festhalten. Olshausen entwickelt die Gründe dieser sekundären Rolle noch weiter und bis nach Deutschland zurück, und empfehlen wir sein Werk Jedem, dem es um eine wahrheitsgetreue Kenntniß der deutschen Zustände und der Mittel ihrer Verbesserung in Amerika zu thun ist.

American Liberal, devoted to the Development and Affiliation of all American Citizens of whatever Nativity. A weekly paper, published at Cleveland, Ohio, by John St. Klippard and Christian Essellen. ($2 per Annum in advance.)

Herr Essellen ist einer der tüchtigsten und unermüdlichsten deutschen Schriftsteller in Amerika. Vor mehreren Jahren gründete er die Atlantis, eine Wochenschrift für Politik und Literatur, die ihrem Styl und Charakter nach zu den besten Blättern in Deutschland gehört haben würde. — Unter langen Kämpfen erhielt er sie, während ihr fortwährend das Damoklesschwert über dem Haupte hing, blos durch seine persönliche Energie am Leben und als diese allein nicht mehr ausreichte, gab er das Unternehmen nicht auf, sondern verwandelte es, seinem Zwecke zugleich mehr entsprechend, in eine Monatschrift, die unter Widerwärtigkeiten aller Art standhaft fortbesteht. Eine solche Ausdauer und Hingebung sind um so mehr anzuerkennen, als Herr Essellen seiner Bildung nach ein Junghegelianer ist, für den in Amerika sich keine großen Chancen eröffnen. Der letztere Umstand scheint nach anderer Seite auch bei der Gründung der obigen Zeitschrift von Einfluß gewesen zu sein, indem die gegenwärtige Lage der Politik in der Union in der That dem Projecte an sich günstig ist. Was kann einem gebildeten Deutschen in Amerika überhaupt näher liegen, als der Gedanke, daß deutsches und amerikanisches Wesen, die sich gegenseitig ergänzen, zu einer gemeinsamen Aufgabe in der Geschichte dieses Kontinents berufen sind? Herr Essellen hat denselben seinem neuen Unternehmen zu Grunde gelegt, und wir zweifeln nicht,

daß er ihn mit der gewohnten Zähigkeit festhalten wird. Aus demselben Grunde aber können wir uns noch auf keine Kritik des Blattes einlassen, da, wo es sich erst um die Erfahrung handelt, ein Maßstab dazu gar nicht vorhanden ist. Wenn letztre gemacht sein wird, werden wir das Gelungene und Verfehlte an dem Versuch erkennen, es wäre aber thöricht, jetzt Hrn. Essellen belehren zu wollen, wo er noch am besten sein eigener Führer ist. Alles, was uns zu bemerken erlaubt scheint, ist das Gefühl, welches wir bei dem Durchlesen der bisher erschienenen Nummern hatten und demzufolge uns die Behandlung der besprochenen Gegenstände, die sehr zweckgemäß ausgewählt sind, etwas zu breit erschien. Dieser Eindruck wird durch die gute Uebersetzung Hrn. Klippard's auch nicht ausgelöscht, sondern tritt in der englischen Sprache nur um so schärfer hervor. Man empfindet bei dem Lesen der meisten Artikel noch zu sehr das, was für den Deutschen zwar sehr anziehend ist, auf den Amerikaner aber eher abstoßend wirkt — das philosophische Sichselbstwiegen des Gedankens, das sich freilich überall nothwendig geltend macht, wo man sein eigenes Publikum noch nicht kennen gelernt. Wir hoffen, daß mit der Zunahme des letzteren auch die Beseitigung des ersteren eintreten wird und wünschen dem Unternehmen die wärmste Theilnahme.

Wolfert's Roost and other papers, now first collected. By Washington Irving. New York *G. P. Putnam* & *Co.* 10 Parkplace 1855.

Von dem beliebten, greisen Verfasser des "Sketchbook" wieder eine Sammlung anmuthiger Schilderungen und Erzählungen, die zu den besten der neueren amerikanischen Literatur gehören. Die erste, Wolfert's Roost, wohl am passendsten mit „Wolfert's Horst" übersetzt, ist eine historisch-poetische Skizze dieses alten, schon von der Indianerzeit her mit einem romantischen Duft umgebenen Gemäuers, in dem schönen Sleepy Hollow gelegen. Der Verfasser erzählt die Geschichte des Horstes in den vier historischen Perioden Nord-Amerika's, der indianischen, der der holländischen und englischen Colonieen, während des Unabhängigkeitskrieges und endlich in der Neuzeit. Die Historie bekleidet W. Irving in seiner poetischen Weise mit der Romantik der ursprünglichen Indianersagen, und der, welche die europäischen Einwanderer hineintrugen und die an die Sagen vom Blocksberge erinnert. Das Treiben um den Horst herum während des Krieges ist jedenfalls der interessanteste Theil der Skizze und eröffnet einen recht klaren Blick in den kleinen Krieg, den die Bewohner neben den regulären Heeren führten. Der „Horst" liegt unweit des Landsitzes von Washington Irving bei Torrytown am Hudson. Die folgenden "papers" sind theils die Früchte der europäischen Reisen des Verfassers und enthalten Schilderungen des Pariser Lebens aus der Zeit der Restauration, historische Skizzen u. s. w., theils sind sie die Ergebnisse seiner Wanderungen und Studien in Amerika. Unter ersteren befindet sich eine sehr anziehende Schilderung seiner Forschungen über die Sage des Don Juan, die er am Entstehungsorte in einem Kloster zu Sevilla angestellt und die der Dichter sich Angesichts der steinernen Statue des Commandeurs von einem Mönche erzählen ließ. Daß der Sage etwas Wahres zu Grunde liegt, ist schon von mehreren Seiten nachgewiesen worden und W. I.'s Mittheilung bestätigt es. So recht in seinem Elemente ist aber W. Irving, wenn er amerikanisches Leben schildert. Die der Sammlung einverleibte Skizze, the Creole Village, ist daher, obgleich schon früher (1837) einmal veröffentlicht, wegen des idyllischen Anstrichs, den das Leben dieser Abkömmlinge der Franzosen in einzelnen Ansiedlungen des Südens der Union behalten, trotz des sonst das Land beherrschenden geldgierigen Treibens, eine um so willkommenere Zugabe, als der Darsteller das zwar sehr conservative, aber doch patriarchalische Element darin der übrigen Welt gegenüber in das richtige Licht stellt. Wir ersehen aus einer Anmerkung, daß das jetzige amerikanische Stichwort: the almighty Dollar in dieser Parallele zuerst gebraucht wurde. Heilige Seelen haben darin einen Mangel an Ehrfurcht gegen den Allmächtigen gesehen, worauf ihnen W. I. jetzt entgegnet, indem er ihnen versichert, daß er durchaus nichts Unehrerbietiges dabei im Sinne gehabt, selbst nicht gegen den Dollar, der in der That täglich mehr Gegenstand der Anbetung werde.

Endlich müssen wir unsere Leser noch auf eine Erzählung in diesem Buche aufmerksam machen, die zu den interessantesten und belehrendsten gehört, weil ihre historische Aechtheit verbürgt ist. Sie ist überschrieben "the Seminoles" und zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste eine treffende Antwort eines Seminolenhäuptlings an den damaligen Gouverneur des Territoriums Florida enthält, wodurch dieselben dessen Anerbieten ablehnten, ihnen Lehrer zu schicken und Schulen unter ihnen zu errichten, die wir kurz mittheilen wollen: Es existire, sagte der Häuptling, unter ihnen eine Sage, daß der große Geist, als es ihm einfiel Menschen zu machen, zuerst den schwarzen Mann schuf, und ihn zwar als erstes Resultat seiner Arbeit ganz leidlich fand, aber doch nach Verbesserung trachtend, einen zwei-

ten Menschen machte. So entstand der rothe Mann, schon besser als jener. Der große Geist war indessen damit noch nicht zufrieden und schuf ein drittes Mal und zwar den weißen Menschen, der ihn endlich befriedigte. Darauf ließ er drei Kisten kommen, deren jede das Geräth enthielt, wodurch sich die Menschen auf Erden forthelfen sollen. Der Weiße durfte zuerst wählen und griff nach der, die mit Papier und Büchern angefüllt war, während der rothe Mann die auswählte, in der Pfeil und Bogen und allerhand Jagd- und Kriegsgeräth war. Der Schwarze mußte mit der dritten vorlieb nehmen, in welcher Hacke, Spaten und Handwerkszeug sich befanden. So wurde jeder der drei Raçen ihre Bestimmung angewiesen und es sei nicht recht, noch klug, diese zu verlassen. Einzelne Fälle, wo rothe Männer lesen und schreiben gelernt, hätten dieß bewiesen, denn sie hätten ihre Kunst nur dazu benutzt, ihre rothen Brüder zu betrügen, indem sie sogenannte Verträge unterschrieben, die ihr Volk um ihr ganzes Land gebracht.

Die zweite Abtheilung der „Seminolen" ist die Geschichte der Verschwörung ihres Häuptlings Neamathla gegen die Weißen, die durch die Energie und Klugheit des Gouverneurs Duval zerstört wurde.

Auch diese Erzählung ist in der schönen, klaren Schreibweise Washington Irving's erzählt und mit jener Plastik der Form, die seinen Schriften eine so äußerst wohlthuende Form verleiht. Auf mehr als Skizzen und landschaftliche Gemälde können die meisten Stücke Washington Irving's keinen Anspruch machen und es thut einem manchmal ordentlich leid, wenn man die schöne Scenerie so wenig belebt sieht und nicht noch etwas mehr von ihren Handlungen erfährt. Indessen hat sich der Dichter offenbar diese Aufgabe nicht stellen wollen und sie bleibt kommenden Dichtern überlassen. Möchten sie und alle amerikanischen Dichter sich das Studium des Schönen so angelegen sein lassen, wie W. Irving, und ihre Aufgabe so lösen, wie er. H. L.

Deutsche Literatur.

Belletristik.

Unter den Neuigkeiten, von welchen der Büchermarkt während der letzten Wochen in Deutschland überfluthet ward, ist die Unterhaltungsliteratur ganz besonders reichlich vertreten; Verleger und Schriftsteller haben förmlich mit einander gewetteifert, alle Gattungen, ernst und heiter, idyllisch und schaurig, sind repräsentirt, für jede Geschmacksrichtung, von dem naiven Leser, der nur liest um sich die Zeit zu verkürzen und dem daher im Grunde auch jedes Buch recht ist, das diesen Zweck erfüllt, bis zu dem ästhetischen Feinschmecker, der mehr auf die künstlerische Behandlung achtet als auf den Stoff, und mehr liest, um gelesen zu haben, als um sich zu unterhalten, ist gesorgt. Diesem feinern kritischen Geschmack wird in den

„Novellen von Paul Heyse" (Berlin, Hertz) eine interessante Nahrung geboten. Es zeigt sich in diesen Erzählungen dieselbe Formenglätte und dieselbe sorgsame Durcharbeitung, die den Erzeugnissen dieses jungen Dichters überhaupt eigenthümlich sind; die Sprache ist klar und wohllautend, von edler Einfachheit, die Composition trotz des engen Rahmens, in dem die Mehrzahl derselben sich bewegt, sorgfältig überdacht und mit sicherer Hand zurechtgerückt. Freilich sind auch die Schattenseiten nicht ganz ausgeblieben, die uns wohl sonst schon an den Heyse'schen Dichtungen entgegentraten. Also namentlich eine gewisse Kälte, der wir es allzusehr anmerken, daß der Verfasser mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen arbeitet. Und zweitens, was nahe damit zusammenhängt, die Neigung zum Pikanten, Absonderlichen, selbst auf Kosten der Wahrheit und Schönheit. Doch vertragen diese beiden Eigenschaften sich mit der Novelle, die ja ursprünglich nur die möglichst objectiv gehaltene Erzählung irgend eines absonderlichen Vorfalls oder Charakterzugs ist, wohl noch am ersten. Es sind im Ganzen vier Erzählungen, unter denen der Preis dem heitern und frischen Gemälde „La Rabbia" gebührt.

Den Heyse'schen Novellen verwandt durch die große Sauberkeit und Anmuth ihrer Ausführung sind die „drei Sommergeschichten", welche Theodor Storm unter dem Titel:

„Im Sonnenschein" (Berlin, A. Duncker) herausgegeben hat. Sie verdienen ihren Namen: es liegt wirklich ein sommerlicher Glanz und Duft auf diesen reizenden kleinen Gemälden — oder wie sonst sollen wir sie nennen? Erzählungen sind es auf keinen Fall, bloße Situationen, bloße Schilderungen, aber von unvergleichlicher Treue und Sauberkeit der Zeichnung und einer höchst wohlthuenden Wärme der Empfindung. In dieser letztern Beziehung übertreffen sie die vorhin besprochenen Novellen bei weitem; wir bewundern hier nicht blos den graziösen Meißelschlag des Künstlers, sondern wir fühlen auch den warmen Herzschlag des Poeten, den Schlag eines Herzens, das sich mit uns freut und mit uns klagt, weil es

gleich uns des Lebens Lust und Wehe an sich selbst erfahren und durchgekämpft hat. Für den gewöhnlichen Leser, der nur von einer Spannung in die andere gejagt sein will, ist das Büchlein allerdings nicht geschrieben: aber dem feinern Geschmack und empfindenden Herzen wird es trotz seines winzigen Umfangs eine höchst willkommene und werthvolle Gabe sein.

Luftschlösser. Vom Verfasser des „Schief-Levinche". Hamburg, Hoffmann und Campe.— Der jüdische Sittenroman „Schief-Levinche", als dessen Verfasser sich Herr Schiff zu erkennen gibt, erschien im Jahre 1848 und wurde wenig beachtet, bis Heine die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. „Dieser dumme Kerl," sagt er, „ist ein wahres Genie. Er hat mehr plastische Darstellungsgabe, als alle neuern Poeten zusammen, die jetzt in Deutschland leben. Es ist kaum zu begreifen, daß er so wenig Anerkennung gefunden hat. Sein Buch ist tiefsinnig, voll sprudelnden Witzes, wahrhaft künstlerisch, und was die Hauptsache ist, es hat das Verdienst, mich unendlich amüsirt zu haben." — Was die gegenwärtigen Phantasiestücke betrifft, so ist ein plastisches Talent, sowie lebhaftes Gefühl für das Originelle und Komische nicht zu verkennen; aber gegen die Art des Humors, wie er seit den Zeiten der Romantik in Deutschland getrieben wird, daß man nämlich nie weiß, ob der Verfasser Ernst oder Scherz treibt, hätten wir vieles einzuwenden. Will man sich im phantastischen Gebiet bewegen, so muß man sich nicht auf ausführliche Schilderungen einlassen, und will man das wirkliche Leben darstellen, so muß man auf dem Erdboden feststehen. Die Vermischung der phantastischen und der realen Welt kann nur eine ganz ungewöhnliche Dichternatur rechtfertigen, und diese ist hier doch nicht in so hohem Grade vorhanden. Am gelungensten scheint uns die Skizze: Helden des dreißigjährigen Friedens. „Napoleons Kanonendonner war verhallt. In der Welt war es still geworden. Die Zeit der Helden und Männer war vorüber, die Weltgeschichte hatte sich in Riesengeburten erschöpft, verfiel in Schwäche und förderte eine ganze Zeitlang nur Frühgeburten zu Tage. Dies war die Zeit der Wunderkinder. Es gab deren von jeglicher Art. Die einen musicirten vom Blatte weg, was man ihnen vorlegte, die andern sprachen alle todten und lebenden Sprachen; wieder andere waren zu zwölf Jahren Doctoren und noch andere zu dreizehn Jahren akademische Professoren. Mit einem Worte, Künste und Wissenschaften hatten nicht Werth und Reiz mehr, wenn nicht Kinder sie übten und lehrten. Und diese Frühreife ward so epidemisch, die Wunderkinder entstanden aller Orten so zahlreich, daß es fast in jeder Familie ein Wunderkind gab und die Menschen beteten: „O Herr, bewahre uns vor Wunderkindern! .... Ich war kein Wunderkind, aber ich blies Flöte und war von Kindesbeinen an verliebt in meine niedliche kleine Cousine .... Auf Bällen tanzten wir gewöhnlich nur miteinander, und bisweilen geschah es denn, daß wir uns ewige Liebe schwuren und uns diesseits und jenseits des Grabes einander anzugehören versprachen. Die Zeit brachte das so mit sich. Die Romantik stand in ihrer höchsten Blüthe. Liebe galt für die höchste Aufgabe des Lebens und man liebelte gewissenhaft. Nach der Julirevolution ward es anders. Die Freiheit ward als Religion proclamirt und Gesinnung für den vernünftigen Daseinszweck gehalten. Um jene Zeit zählte ich vierzehn und meine Cousine zwölf Jahre; wären wir nach der Julirevolution ebenso jung gewesen, wir hätten nicht uns, sondern der guten Sache Treue geschworen und hätten uns nicht aus Zärtlichkeit, sondern aus Freisinnigkeit geküßt u. s. w." Den weitern Verlauf lese man in der liebenswürdigen kleinen Burleske selbst nach. —

Schloß Wolkenstein. Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder." 2. Bd. Leipzig, Hermann Schulze. — Eine Episode aus dem Frankfurter Attentat. Ein junger Bürgersmann, Namens Franz Müller, rettet 1834 einen hochadeligen Verschwörer aus der Todesgefahr. Zum Dank läßt ihn dieser, der im Jahre 1849 als Gesandter in Paris fungirt, durch die Polizei verfolgen. Franz Müller hat bei seiner ersten That Gelegenheit, die Theilnahme einer schönen Gräfin zu gewinnen; aber Madame Müller kann sie nicht werden, das sehen beide ein, und gehen deshalb auseinander. Dieser Ausgang ist um so fataler, als er den Beweis liefert, daß Herr Temme der Verfallstendenz seiner Romane treu geblieben ist und wir ihn in dieser Hinsicht nicht mehr als Freund der Freiheit, als den er sich in seinem politischen Wirken gezeigt, betrachten dürfen.

Nemesis. Roman von Johannes Scherr. 2. Bd. Leipzig, in Commission bei Hübner. — Der Verfasser hat als Motto seines Romans einen interessanten Ausspruch des Philosophen Arthur Schopenhauer, den wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen: „Wenn man, so weit es annäherungsweise möglich ist, die Summe von Noth, Schmerz, Leiden und Uebeln jeder Art sich vorstellt, welche die Sonne in ihrem Laufe bescheint, so wird man einräumen, daß es viel besser wäre, wenn sie auf der Erde so wenig wie auf dem Monde hätte das Phänomen des Lebens hervorrufen können, sondern, wie auf diesem, so auch auf jener die Oberfläche sich noch im krystallinischen Zustande befände. Man kann auch unser Leben auffassen, als eine unnützerweise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts. Jeden-

falls wird selbst der, dem es darin erträglich ergangen, je länger er lebt, desto deutlicher inne, daß es im ganzen a désappointement, nay, a cheat ist, oder, deutsch zu reden, den Charakter einer großen Mystification, nicht zu sagen einer Prellerei, trägt.“ —

Es sind wunderliche Leute, die Philosophen. Die Schwärmerei für das absolute Nichts fängt an, einen unheimlichen Charakter anzunehmen, und dabei dehnt sie sich immer weiter aus über die besonnensten und verständigsten Leute. Wenn ein Mann, wie Rosenkranz, über den Gedanken, daß überhaupt etwas existirt, in Entsetzen geräth, so könnte man selbst verwirrt werden, wenn man nicht bedächte, daß Zungen und Federn manches hinnehmen, was mit der Centralkraft des Denkens nicht viel zu thun hat. Wäre indessen die ganze Welt so mit Greueln erfüllt, wie sie uns der Dichter des vorliegenden Romans schildert, so könnte man sich jene Stimmung wohl erklären.

Daß ein schlechtgesinnter Graf eine Masse tugendhafter Mädchen verführt, ihnen ein schriftliches Eheversprechen gibt und es dann durch Helfershelfer stehlen läßt, mag oft vorkommen. Daß er die Folgen der Liebe durch medicinische Mittel beseitigt, ist schon schlimmer, namentlich wenn man sie sich ausführlich erzählen lassen muß. Indessen auch hier muß man die factischen Verhältnisse in Rechnung bringen. Daß er den Erben seines Bruders, der ihm seine Güter vorenthält, zu beseitigen sucht, liegt nur in der Natur der Sache; aber daß er auf den raffinirten Einfall kommt, ihn nicht umzubringen, sondern ihm jene Unfähigkeit zur Vaterschaft, die Heine als eine angeborene Gabe der Natur von sich selbst aussagt, künstlich beibringen läßt, das geht denn doch noch über die Mysterien von Paris. Bei diesen Voraussetzungen wird man es leicht begreifen, daß selbst die edelste und tugendhafteste aller Gräfinnen zum Giftmord schreitet, und daß zum Schluß alle betheiligten Personen ohne Unterschied des Standes auf eine greuliche Weise umgebracht werden.

Sehen wir von diesem Inhalt ab, so können wir dem Roman das Lob ertheilen, daß er mit vielem Geschick erzählt und sehr lesbar geschrieben ist. —

Libussa. Jahrbuch für 1855. Herausgegeben von Paul Aloys Klar. Vierzehnter Jahrgang. Mit einem gestochenen Porträt und drei gestochenen Kunstblättern. Leipzig, H. Hübner. —Der Jahrgang enthält, wie die früheren, allerlei mehr oder minder gelungene kleine Sachen, Lieder, Gedichte und Beschreibungen. Die meiste Aufmerksamkeit haben wir der Biographie des Dichters Alfred Meißner geschenkt, die zwar von einem Andern bearbeitet ist, aber dem Material nach jedenfalls von ihm selbst herrührt. Das soll kein Tadel sein, denn die Darstellung ist keineswegs unbescheiden. Wir erfahren daraus, daß der Dichter sich durch den zweifelhaften Erfolg seiner beiden ersten Stücke nicht hat abschrecken lassen, daß er vielmehr zwei neue fertig hat und mit denselben im Lauf dieses Winters hervortreten will. Das ist verständig, denn wenn der deutschen Bühne aufgeholfen werden soll, so müssen vor allen Dingen neue Stücke geschrieben werden; und auch mißlungene Versuche sind kein Unglück, wenn sie nur von einem fleißigen Studium des menschlichen Herzens ausgehen. In dieser Beziehung hat A. Meißner noch Manches zu lernen, so viel er sich damit auch beschäftigt haben mag. Er hat das Unglück gehabt, in ziemlich früher Jugend durch lyrische Gedichte zu einer gewissen Berühmtheit zu kommen. Seit der Zeit ist ihm, wie so manchem andern Poeten, das Prädicat „junger Dichter“ geblieben, das jetzt, da er 32 Jahr alt ist, doch nicht mehr so ganz unbedingt angewandt werden kann. Die jungen Dichter unserer Tage haben nun eine Reihe liebedienerischer Freunde, welche das Prädicat der Jugend gern recht lange erhalten möchten. Sie rufen bei jedem neuen Versuch: hier ist zwar noch nicht völlige Vollendung, aber welch' kühne, gewaltige, großartige Gährung ꝛc. Vor solchen Lobsprüchen kann der junge Dichter nicht genug auf seiner Hut sein. Wenn man unter Jugend nichts Anderes versteht, als frischen Muth und Wärme des Herzens, so soll nicht blos jeder Dichter, sondern jeder Mensch sich bemühen, so weit es geht, ewig jung zu bleiben. Aber man versteht unter Jugend meistens Unreife und Unfertigkeit der Bildung, und diese Jugend soll man so zeitig als möglich los werden. Es ist in der That so weit gekommen, daß man Unreife für ein besonderes Kennzeichen des Genius ansieht. Wir haben in Deutschland einzelne unglückliche Dichter gehabt, die sich dem Trunk ergaben und in Liederlichkeit untergingen, andere, die im Irrenhaus endeten. Daraus hat man die weitere Regel abstrahirt, daß der Genius sich vor allen Dingen durch Neigung zur Liederlichkeit und zum Wahnsinn offenbare. Einer unserer größten Dichter, Schiller, hat mit scheußlichen Gedichten und mit Trauerspielen debutirt, in denen unzweifelhaft das Scheußliche bei weitem das Poetische überwog; und daraus hat man das Gesetz herzuleiten geglaubt, daß in jedem Dichter, der mit scheußlichen Liedern und Trauerspielen debutirt, ein zweiter Schiller verborgen sei, und daß daher jeder Kritiker, der diese verborgene Göttlichkeit nicht herauswitterte, eine Sünde gegen den heiligen Geist der Poesie begehe. Wir wollen nicht erst darauf zurückgehen, daß nicht jeder deutsche Dichter die Kinderkrankheiten hat durchmachen

müssen, daß z. B. Goethe in seinen beiden Erstlingsstücken: „Götz" und „Werther" zwei Dichtungen geschaffen hat, die in classischer Vollendung seinen besten Werken zur Seite stehen. Jedenfalls beweisen die Kinderkrankheiten, wenn sie auch bei starken Naturen vorkommen, doch an sich noch nicht die Stärke der Natur. — Wenn Alfred Meißner mit seiner heutigen Bildung einmal unbefangen seine früheren Gedichte ansieht, so wird er sich selbst sagen müssen, daß ihr innerer Werth lange nicht dem Ruf entspricht, den ihnen die damalige Mode und Stimmung zutheilte. Wenn seine spätern dramatischen Versuche das umgekehrte Schicksal hatten, wenn man das sehr bedeutende Talent, das sich in ihnen aussprach, verkannte, so muß er das als eine natürliche Reaction annehmen, die bei seinem natürlichen, lebhaften Trieb, sich immer weiter fortzubilden, nur heilsam auf ihn wirken kann. Doch wäre es zweckmäßig, wenn er diese Fortbildung noch nach einer andern Seite hin versuchte, als bisher. Zwar wird er auch in technischer Beziehung noch sehr viel lernen können, indeß darin hat er in seinen beiden Dramen bereits recht viel geleistet; er weiß vollkommen, wie man eine Begebenheit dramatisch exponiren, wie man das Publicum zum Verständniß bringen und in Spannung erhalten soll, aber es fehlt ihm noch an einem wirklichen Inhalt. Er kennt die Menschen, er kennt den sittlichen Ernst der Gesellschaft noch nicht.

Der Sonnenwirth, schwäbische Volksgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Hermann Kurz, Frankfurt a. M. Meidinger. — Diese Erzählung ist ein Versuch, zwischen den beiden Klippen der Tendenz und der kalten Objectivität durchsteuernd, eine Gleichnißdichtung aufzustellen, welche in der Gestalt längst vergangener wirklicher Begebenheiten dem Leser einen Theil der Fragen, um die der Kampf unserer Tage sich dreht, an's Herz legen will. Der Verfasser spricht es an einer Stelle seines Buches aus, daß das Lebensbild eines rohen Menschen aus dem Volke ergreifender und belehrender wirken könne, als große Staats- und Fürstengeschichten. Er zeichnet seinen Helden, der manche gute, aber zu viele böse Züge an sich hat, um ein Held in dem gewöhnlichen romantischen Sinne des Wortes sein zu können, als ein Gleichniß des deutschen Volkes der sogenannten untern Schichten, wie es bisher, von seinem Staat und seiner Kirche zwar scharf regiert, aber nicht erzogen, von einem mangelhaften Rechtsleben schlecht befriedigt, ohne ein anderes Bildungsmittel als die (bei den Protestanten) in jedem Hause heimische, bald wohl, bald übel verstandene lutherische Bibelübersetzung, kümmerlich dahinlebte, und in seinen minder kräftigen Söhnen leicht dem Verbrechen verfiel. Der Held der vorliegenden Geschichte geht als ein Opfer seines eigenmächtigen Willens und der harten, nüchternen Zeit, die ihn umgibt, zu Grunde, und die ursprüngliche, stets wieder nachwirkende Ursache seines Verderbens ist die Liebe zu einem armen Mädchen, die von seinem wohlhabenden Vater und seiner Stiefmutter, unter dem Beistand des Pfarrers und Amtmanns, mit Füßen getreten wird. Jugendliche Unbändigkeit, Leidenschaft und Rachsucht führen ihn zu wiederholten Uebertretungen, die, vom ersten leichtern Vergehen an, wiederholt mit dem Zuchthause bestraft werden, bis er endlich, nach einem siebenjährigen fruchtlosen Ringen um die verlorene Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, ein Mitglied der Gauner wird, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den schwäbischen Kreis zu mehreren Tausenden unsicher machten und mit Raub und Mord erfüllten. Zuletzt stirbt er als bußfertiger Bekehrter, nachdem er seinem Untersuchungsrichter ein gründliches Protocoll in die Feder dictirt und eine eigenhändige, lebendig geschriebene Aufzeichnung seiner Verbrecherwelt mit ihren diebshehlerischen Verzweigungen im bürgerlichen Leben hinterlassen hat. Daß dieses Lebensbild, an welches sich ein nicht unbeträchtliches Stück von der Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts anknüpft, mit seinen freundlichen Zügen, mit seinem furchtbaren Ernst und mit dem zwischen dem Ernst hervorbrechenden volksthümlichen Scherze lebensgroß und lebenswahr gezeichnet ist, wird wohl Niemand, der das Buch gelesen hat, in Abrede ziehen. Ueberdies darf es auch die Eigenschaft der geschichtlichen Wahrheit in Anspruch nehmen, denn das Ganze der Erzählung ist durchaus actenmäßig. Nicht als ob es der Dichtung verboten sein sollte, sich ihre Stoffe zu erfinden; aber sie wird in der Geschichte stets eine reichere Fundgrube haben, als in der Phantasie.

Naturwissenschaft.

Der Fleiß auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Literatur ist mindestens ebenso groß gewesen, wie auf dem Felde der Belletristik; ja im Hinblick auf die zahllosen Neuigkeiten, welche täglich an das Licht gefördert werden, darf man behaupten, daß kein anderer Zweig der Literatur in Deutschland jetzt so populär ist und so beliebt bei Autoren, Verlegern und Publicum, wie die Naturwissenschaften. Damit sind dieselben aber auch der dringenden Gefahr ausgesetzt, dem bloßen Handwerk, der bloßen industriellen Speculation zu verfallen. Soviel Nutzen gute naturwissenschaftliche Bücher ganz un-

zweifelhaft bringen und solch unerschöpflicher Segen für die allgemeine Bildung in ihnen enthalten ist, so verderblich wirken die schlechten, fabrikmäßig gearbeiteten, die, unbekümmert um die Würde der Wissenschaft und das wahre Wohl des Volks, nur aus einer Mode des Augenblicks ihren Vortheil ziehen wollen. Die Zahl dieser leichtfertigen Producte mehrt sich aber bereits auf schreckenerregende Weise. Wie ehemals die Belletristik, so drohen jetzt die Naturwissenschaften (oder richtiger gesagt die naturwissenschaftliche Schriftstellerei: denn es gibt bereits Schriftsteller drüben, die naturwissenschaftliche Bücher schreiben, ohne von den Naturwissenschaften selbst das Mindeste zu verstehen) die allgemeine Zuflucht zu werden für allerlei literarische Speculanten und Abenteurer, Aerzte, die keine Praxis, Philosophen, die keine Zuhörer, sogar Romanschreiber, die keine Verleger mehr finden, Alles wirft sich den Naturwissenschaften in die Arme und glaubt mit etwas Stilistik und etwelchen Holzschnitten wenn nicht Ruhm, doch wenigstens Geld erbeuten zu können. Diesem Unwesen muß durch die Kritik bald und kräftigst gesteuert werden, wenn nicht der ganze Vortheil, den das deutsch-nationale Leben aus einer richtigen Behandlung der Naturwissenschaften allerdings ziehen kann, preisgegeben und dem Publikum eine ebenso oberflächliche, ebenso phrasenhafte und damit auch ebenso demoralisirende naturwissenschaftliche Bildung eingeimpft werden soll, wie seine bisherige belletristische Bildung war.

Wir heben aus der Masse der naturwissenschaftlichen Schriften folgende heraus:

Die Chemie der Gegenwart. Für Gebildete aller Stände dargestellt von Dr. Friedrich Schödler in Worms. Verfasser des Werkes: „Das Buch der Natur.“—Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. — J. v. Liebig gewidmet.—Leipzig, Brockhaus.—

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Von Dr. Carl Ernst Bock. Erste Abtheilung. Das Buch vom gesunden Menschen. Mit 25 feinen Abbildungen. Leipzig, Keil.

Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. 5. Bd. (Das Brod und seine Stellvertreter —Einwirkung der Atmosphäre auf den Erdkörper—Vom Dampf — Dampfelektricität — Die Säugethiere der Vorwelt.) — Leipzig, Ambr. Abel.—

Die gesellschaftliche Stellung der Aerzte sonst und jetzt. Von Dr. J. Goldschmidt. Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung.—

Die „Chemie der Gegenwart“ ist vorher in einzelnen Abhandlungen in der Brockhaus'schen Encyklopädie: „die Gegenwart“ erschienen. Das Buch nimmt sich nun als Ganzes noch stattlicher aus und verdient eine allgemeine Verbreitung. Der Verfasser, der den neuesten großen Entdeckungen auf dem Gebiet der Chemie mit der lebendigen Theilnahme einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung selbstthätig gefolgt ist, stellt die Wissenschaft in jenen großen Zügen dar, zu denen man nur durch einen tiefern Einblick in das Wesen der Sache befähigt wird. Er sucht, soviel es dem Laien gegenüber möglich ist, auf das innere Leben der Wissenschaft hinzudeuten und auf seinen durchgreifenden Zusammenhang mit dem Leben im Großen und Ganzen hinzuweisen. Dieses letztere ist namentlich in der letzten Abhandlung: „die Chemie in ihrem Einflusse auf Kunst, Gewerbe und Ackerbau“ geschehen. Diese Mittheilungen haben um so größern Werth, da grade auf das Naheliegende die Aufmerksamkeit sich am wenigsten richtet.

Gewissermaßen ein Seitenstück zu dieser populären Darstellung der Chemie ist das Werk des Professor Bock. Die strengen Ansichten des Verfassers über die moderne Medicin als Kunst betrachtet sind bekannt. Desto größere Achtung hegt er vor der Medicin als Wissenschaft. Nach seiner Ansicht hat die Heilkunst vor allen Dingen dahin zu trachten, die Menschen auf das natürliche und der Beschaffenheit des Leibes angemessene Leben aufmerksam zu machen, um dadurch die Krankheit zu vermeiden, die durch ein Eingreifen äußerlicher Mittel nur in den seltensten Fällen gehoben werden kann. Was Krankheit ist (die Unterbrechung des regelmäßigen Stoffwechsels im menschlichen Körper), kann nur dann richtig erkannt werden, wenn man sich vorher den normalen Zustand des Lebens klar gemacht hat. Da sich aber auch die Gesetze des menschlichen Organismus zum großen Theil auf Gesetze zurückführen lassen, die in der ganzen Natur gelten, so muß die Erläuterung dieser allgemeinen Gesetze dem eigentlich physiologischen Theil vorausgehen. Der Verfasser entwickelt zuerst die Grundbegriffe der anorganischen Chemie und geht dann auf die höhere Form der Stoffverbindungen ein, die man Organismus oder Leben nennt. Er stellt in einfachen, leicht übersichtlichen Zügen den innern Zusammenhang des menschlichen Körpers dar, die Gesetze seiner Fortbildung und die Bedingungen, unter denen dieselben zweckmäßig von Statten geht, um aus jedem Naturgesetz zugleich eine Regel für das zweckmäßige Verhalten herzuleiten. Allen äußern Ausputz hat er sorgfältig vermieden und sich dagegen bemüht, durch künstlerische Ordnung und Gestaltung seines Stoffs einen eindringenden und überzeugenden Eindruck zu machen. Dies ist die einzig richtige Form der Popularität für wissenschaftliche Werke, und wenn auch der Hauptzweck des Verfassers ein pädagogischer ist, wenn die Re-

geln des Verhaltens, die er aus den Naturgesetzen herleitet, ihm für diesen Fall wichtiger sind, als die Gesetze selbst, so wird das Buch doch auch ein ganz objectives Interesse erregen. Denn jeder gebildete Mensch hat die Pflicht, sich über seine eigne Natur klar zu machen, und sein Interesse wird dieser Pflicht vollkommen entsprechen, wenn man ihm nur eine lebendige Gelegenheit dazu gibt. Man wird von manchen Seiten dieser Schrift den Vorwurf des Materialismus machen; was davon zu halten ist, hat in einem unsrer frühern Hefte der Bericht über die Versammlung der deutschen Naturforscher auseinandergesetzt. Materielle Dinge kann man eben nicht anders behandeln, als materialistisch; im Gegentheil wird der Geist am meisten dabei gewinnen, wenn man sich über seine materielle Grundlage vollkommen klar macht; denn daß ein gesunder Geist auch einen gesunden Körper verlangt, ist schon ein altes Sprichwort, und jedes Bestreben, die Gesundheit der Menschen zu verbessern, arbeitet auch für die Verbesserung der Wissenschaft.—

Die ungenannten Herausgeber des Sammelwerks „Aus der Natur" lernen den für das Publicum geeigneten Ton immer besser treffen, und auch in der Auswahl der Gegenstände sind sie meistentheils recht glücklich. In dem unlängst erschienenen vierten und fünften Band haben die Abhandlungen „Ueber die Atmosphäre," „Ueber das Steinkohlengebirge," „Ueber das Brod und seine Stellvertreter" und „Ueber die Säugethiere der Vorwelt" uns besonders angesprochen; sie sind leicht und fließend geschrieben und erschöpfen den Gegenstand, soweit er eben für das größere Publicum geeignet ist. Mitunter sogar noch weiter; die Herausgeber gehen in ihren Voraussetzungen zu weit und schlagen einen Ton an und machen Voraussetzungen, höher als der Regel nach zulässig. Einzelne polemische Stellen wären, unserer Meinung nach, besser weggeblieben.

Ein sehr geistvolles kleines Werk ist die Schrift, die wir zuletzt angeführt haben. Es ist nicht mehr als eine Skizze, was der Verfasser liefert, aber eine interessante und geistreiche Skizze. Mit raschen doch sichern Schritten die Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart durcheilend, weist er nach, wie jede Phase in der Entwickelung des Menschengeschlechts dem in ihr auftretenden Heilpersonal ein ganz eigenthümliches Gepräge aufdrückt, sodaß dieses in jeder Culturperiode in einer andern Gestalt erscheint und seine Stellung zur Gesellschaft demgemäß jedesmal eine ganz veränderte ist. Und zwar entsprechen die Formen, unter denen die Aerzte auftreten, sowie die Beziehungen, in denen ein Volk zu seinen Aerzten steht, jedesmal genau dem allgemeinen Culturzustand desselben; wir haben darin gleichsam einen Gradmesser, nicht nur die öffentliche Bildung und Sittlichkeit, sondern auch das Maß der öffentlichen Wohlfahrt zu messen, das einer gewissen Zeit und einem gewissen Volk eigenthümlich ist. Diesen allgemeinen Gedanken, dessen Richtigkeit und Tragweite Niemand verkennen wird, hat der Verfasser bei seiner raschen historischen Uebersicht gerade hinlänglich mit geschichtlichen Thatsachen und Erinnerungen überkleidet, um ihm die richtige Lebensfülle und Frische zu verleihen; trotz der Flüchtigkeit der Zeichnung gewinnen wir doch ein lebendiges und anschauliches Bild, wo für den größern Theil des Publicums bis dahin nur ein wüstes Durcheinander widersprechender Meinungen und Versuche existirte. Das Büchlein ist überdies in einer höchst gebildeten und anmuthigen Sprache geschrieben und können wir dasselbe daher allen Lesern, die für dergleichen Anregungen überhaupt empfänglich sind, als eine interessante und anziehende Lectüre empfehlen.

Geschichte.

Die Geschichtschreibung war nie die starke Seite der deutschen Literatur, trotzdem sie sehr tüchtige historische Gelehrte und Forscher aufzuweisen hat. Gegenwärtig aber liegt dieselbe mehr im Argen als jemals und man muß vermuthen, daß dies eher auf eine Verbesserung als Verschlechterung des deutschen Geistes hindeute, will man nicht entmuthigende Schlüsse ziehen. Daß die Deutschen nicht mehr spekuliren, sondern handeln, nicht mehr Geschichte schreiben und lesen, sondern wirkliche Geschichte machen wollen, kann auch aus der großen Theilnahme angenommen werden, die sie jetzt für das naturwissenschaftliche Studium an den Tag legen. Wir haben oben angedeutet, wie weit dieselbe verbreitet ist, so weit, daß sie bald ihren Höhepunkt erreicht hat, und dürfen wir daher der Hoffnung Raum geben, daß die Rückwirkung davon auf das politische Leben nicht ausbleiben kann. Den Becher der Erkenntniß bis auf die Neige leeren — das scheint nun einmal das Gesetz der deutschen Entwicklung zu sein; so mögen wir die Zustände der alten Heimath auch in diesem Sinn lieber begreifen, statt uns eitel und charakterlos von ihr abzuwenden. — Unter den historischen Schriften der letzten Zeit steht an der Spitze:

Culturgeschichte des deutschen Volkes, in den Zeiten des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum. Von Heinr. Rückert, Professor an der Universität Breslau. Erster und zweiter Theil. Leipzig, T. O. Weigel. — Bisher hat die Geschichtschreibung einen der wichtigsten Processe in der Weltgeschichte, die Christianisirung der Germanen, ganz äußerlich behandelt, und zwar kann man das von der bibelgläubigen Forschung ebenso gut sagen, wie von der ra-

tionalistischen. Die erste sah in dem Factum ein Wunder, womit für das Verständniß desselben nicht viel gewonnen war; die andere erklärte es durch eine Reihe politischer Intriguen, weil sie sich keine Vorstellung davon machen konnte, daß die Phantasie und das Gemüth ebenso wichtige und unentbehrliche Hebel der geschichtlichen Entwicklung sind, als der Verstand, der Muth, die Menschenliebe, die Aufopferungsfähigkeit, das Genie, der Ehrgeiz und andere handgreifliche Triebfedern. Daß ein Volk eine alte Religion nicht so ohne weiteres wegwerfen kann, wie einen alten Handschuh, wird wohl Jedermann einsehen. Auch wo äußere Gewalt und Untedrückung dazu kommt, muß in der alten Religion ein Moment sein, welches auf die neue hinweist, so wie in der neuen ein Moment, welches in Beziehung zu der alten steht. Wenn der sittlich ausgehöhlte, glaubenlose und von Todesschrecken durchbebte Römerstaat dem Christenthum jene negative, Leib und Seele zerreißende Richtung gab, die es zur Qual und Sünde der Menschheit machte, so gewann es dagegen bei den Germanen jenen Reichthum des Gemüths, welcher wieder die Quelle der Versöhnung und sittlichen Erlösung wurde. Der Versuch, diesen Proceß im Einzelnen darzustellen, konnte nur in einer Zeit gethan werden, wo dieser bereits beendet ist, und man muß Hrn. Rückert Dank wissen, daß er ihn unternommen hat. Auch ist er ihm vollkommen gelungen; mit einer gründlich philologischen Bildung vereinigt das Werk eine sehr detaillirte Kenntniß des deutschen Alterthums, während es zugleich von einem umfassenden Studium der christlichen Dogmatik zeugt und ernstlich bemüht ist, die angegebenen Gesichtspunkte, die man festhalten muß, um sich jenen Umbildungsproceß zu veranschaulichen, gewissenhaft anzuwenden. Durch solche Schriften werden die religiös philosophischen Arbeiten von Strauß und Feuerbach eigentlich erst abgeschlossen, indem sie zu der logischen Beweisführung den thatsächlichen Kommentar liefern. Eine andere Erscheinung dieser Gattung, obwohl nicht ganz in demselben Sinne und keinenfalls von der gleichen Bedeutung wie die Rückert'sche ist:

Der evangelische Protestantismus in seiner geschichtlichen Entwicklung, von K. Hagenbach. 2. Thl. Leipzig, Hirzel. Der Verfasser vermeidet es absichtlich, sich in die theologischen Streitigkeiten einzulassen; er geht nur so weit auf sie ein, als sie dazu beitragen, ein Bild von den Kulturverhältnissen der Zeit überhaupt zu geben. Dagegen geht er sehr ausführlich auf die Wechselwirkung der politischen und religiösen Bewegungen ein, und sucht mit soviel Gerechtigkeit, als für Einen, der selbst einer Partei angehört, möglich ist, nachzuweisen, inwieweit die Cultur dadurch gefördert, inwieweit sie aufgehalten ist. Mit besonderer Vorliebe aber stellt er die menschliche Seite der Religiosität dar, ihren Einfluß auf einzelne bedeutende Charaktere, die theils als Bilder einer religiösen Richtung, theils als Leiter des geistigen Fortschritts für die Culturgeschichte von Wichtigkeit sind. Erfüllt von den christlichen Glaubenslehren, aber in der festen Ueberzeugung, daß diese nur dann fruchtbar sind, wenn sie auf das praktische Leben einwirken, und so geläutert werden, weist er in den verschiedenen Richtungen der lutherischen Orthodoxie, des Puritanismus, des Pietismus, der Mystik und des Rationalismus die Einseitigkeiten nach, die vorzugsweise darin bestehen, daß sie eine specielle Geistesthätigkeit zu einer allgemeinen machen. Durch diesen Charakter der Milde und Toleranz, welche ebenso viel Achtung vor dem Glauben eines andern, wie vor der freien Bildung hat, würde sich die Schrift vortrefflich zur Uebersetzung in das Englische für Amerika passen.

Andere neue Erscheinungen auf historischem Felde, wie eine „Geschichte der Religion von Joh. Scherr;" „die Aufklärung des 18. Jahrhunderts von Herm. Hettner," und „Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im 18. Jahrhundert von K. Biedermann" sind uns bis jetzt nur aus den Buchhändleranzeigen bekannt geworden und müssen wir ihre Besprechung uns für ein anderes Mal vorbehalten. Dagegen erwähnen wir das:

Diplomatische Handbuch, Sammlung der wichtigsten europäischen Friedensschlüsse, Kongreßacten und sonstiger Staatsurkunden vom westphälischen Frieden bis auf die neueste Zeit. Mit kurzen geschichtlichen Einleitungen, herausgegeben von Dr. Ghillany. 1 Thl. Nördlingen, Beck—welches sich sowohl durch seinen Zweck, einen praktischen Auszug aus den großen und unzugänglichen Werken von Mertens u. A. zu geben, als durch seinen billigen Preis — das ganze Werk kostet nur 4 preuß. Thal. 20 Grosch. —als ein sehr zeitgemäßes Unternehmen empfiehlt, das von jedem Journalisten willkommen geheißen werden wird.

Periodische Literatur.

Die periodische Literatur hat im neuen Jahr in Deutschland an Umfang bedeutend zugenommen; ob auch an Inhalt läßt sich noch nicht sagen. Fast jedes einzelne der „engeren Vaterländer" tritt mit einer neuen Zeitschrift oder periodischen Idee auf. In Wien erscheint unter der Redaktion von Ernst v. Schwarzer, dem früheren Arbeitsminister im Jahre 1848, ein politisches Or-

gan unter dem Titel „Die Donau,“ welches sich vor allen österreichischen und im Augenblicke auch deutschen Zeitungen, durch eine nervige und freisinnige Sprache, so wie gut unterrichtete Berichte auszeichnet. Sie ist schwarz-roth-gold gesinnt, mit einer Mischung schwarzgelb, es scheint aber, daß Letztere nur ein Aushängeschild ist; wenigstens glauben wir in manchen Aufsätzen uns wohlbekannte Ideen aus der Revolutionszeit zu erkennen. Von einem andern Blatte, der „Wiener Zeitschrift für Theater und Musik, herausgegeben von Dr. Zellner“ erwartet die musikalische Welt viel, da es die Opposition der jungen Richtung der Wiener Kunst gegen die alte vertreten wird. Ein drittes periodisches Unternehmen, das uns ebenfalls von Wien angekündigt wird, ist eine „Roman- und Novellenzeitung,“ von dem Redakteur der „Presse“ Dr. Zang geleitet, die ein Versuch im Großen werden soll, durch Verbindung des Billigsten und Besten den größten Erfolg zu erzielen. In Süddeutschland und zwar in Stuttgart erscheinen „Hausblätter, herausgb. von F. W. Hackländer und Ed. Höfer,“ in denen wir unter anderm Beiträge von Gerstäcker und Ad. Stahr (der seine Mitwirkung auch unsern Monatsheften zugesagt) fanden. Doch läßt sich über den Werth der erschienenen Hefte noch nicht urtheilen, da dieselben nur Aufsätze mit Fortsetzungen enthalten. Dasselbe gilt von den „Illustrirten Monatsheften,“ von J. D. Georgens und H. Klemm in Dresden, welche hauptsächlich für „weibliche Bildung und Humanitätsbestrebungen“ begründet sind. Joseph Rank, der jetzt in Weimar lebt, gibt neben dem „Weimarischen Jahrbuch“ von Hoffmann von Fallersleben und dem „Jahrbuch für deutsche Literaturgeschichte“ von G. Henneberger in Meiningen, ein „Weimarer Sonntagsblatt“ heraus, das sich über den jetzt in Weimar herrschenden Lokalton jedoch nicht erheben dürfte. Mehr verspricht das „kritisch-belletristische Wochenblatt“ in Frankfurt, welches von Th. Creizenach im Verlage der thätigen Firma Meidinger erscheinen soll. In Hannover wird der „Hannöverische Courier für Politik, Literatur und Kunst,“ wie es scheint in Art des verbesserten Grenzboten angezeigt. Von neuen Unternehmungen am meisten unberührt ist Preussen, wo nur ein neues Blatt, die „Montagspost“ von E. Kossak in Berlin, der seine „Feuerspritze“ verkauft hat, zu notiren ist. Schließlich verdienen der Merkwürdigkeit wegen Erwähnung die „Illustrirten Depeschen“ von Weber in Leipzig, welche die Ereignisse sofort mit den telegraphischen Nachrichten illustrirt bringen wollen.—

Französische Literatur.*)

Gerard de Nerval.

(Nekrolog.)

Paris, Mitte Februar.

Die rue de la vieille lanterne ist, wie schon ihr bloßer Name errathen ließe, eine enge finstere Straße in einem der ärmsten Quartiere von Paris. Sie befindet sich im Herzen von Paris in jenem Labyrinth von Gäßchen, welches den Raum zwischen den Centralhallen und dem Quai zwischen dem Stadthause und der place du Châtelet einnimmt. In diesem Stadttheile gibt es eigentlich keine Einwohner. Am Tage ist Alles öde und leer, schmutzig und unheimlich, und nur Morgens und Abends beleben sich diese zahllosen Schlupfwinkel, wo die Chiffonniers, Leiermänner, Seiltänzer, Savoyarden rc. rc. für geringes Geld ihre Nächte zubringen. In dieser Straße fand eine Patrouille der Stadtwache am 26. Jan. Morgens einen Mann, der sich mit seinem Halstuche an dem Gitter einer Kellerthüre aufgehängt hatte. Seine edlen, obgleich wüsten Gesichtszüge, seine Kleidung, Alles zeigte der Patrouille, daß dieser Mann kein Bewohner des Stadttheils sei, wo sie ihn fand. Der arme Todte trug nichts bei sich, was seine Identität constatirt hätte und mußte daher auf die nahe Morgue gebracht werden. Dort wurde er bald erkannt, und wenige Stunden darauf war in den literarischen Kreisen von Paris von nichts Anderem die Rede, als von dem tragischen Ende des Dichters Gerard de Nerval.

Im Ausland ist der Name dieses Schriftstellers, welcher zu der kleinen Anzahl wahrer Poeten der heutigen französischen Literatur gehört, weniger bekannt; auch wir würden es nicht unternehmen, einen kurzen Abriß seines Lebens und Wirkens zu geben, wenn Gerard de Nerval nicht mehr als jeder andere französische Dichter auf die Anerkennung Deutschlands Anspruch machen könnte. Er war ein inniger Verehrer der deutschen Literatur und Dichtung und trug durch seine vortrefflichen Uebersetzungen deutscher Meisterwerke nicht wenig dazu bei, daß man heute in Frankreich mit deutscher Literatur und Wissenschaft bekannter ist, und dem deutschen Geiste jene Achtung zollt, die ihm gebührt. Gerard de Nerval war übri-

*) Aus Mangel an Raum können wir aus unserem Pariser Bericht diesmal nur den obigen Auszug mittheilen.

gens in seinem Wesen wahrlich mehr Deutscher als Franzose. Still, bescheiden, tiefsinnig, erinnert er in seinem Denken und Wandel an jene düsteren Erscheinungen in unserer Literatur, welche die Krankhaftigkeit, Zerrissenheit und den Schmerz eines Zeitabschnittes an sich darstellen. Wer Gerard de Nerval mit starrem Auge, fliegendem Haar, oft im Bettlergewand durch die Straßen von Paris wandeln, manchmal stehen bleiben und mit dem Bleistift in seinem Notizbuch schreiben, dann wieder hastig weiterrennen sah, wer erinnerte sich da nicht an Hölderlin!

Gerard de Nerval war 1808 in Paris geboren. Sein Vater war Offizier und folgte den Napoleonschen Adlern auf alle Schlachtfelder von Europa. Der kleine Gerard wuchs, während sein Vater kämpfte, auf dem Lande auf, und nach dem Sturze des Kaiserreichs erst kehrte er in das Vaterhaus zurück. Seine Mutter war inzwischen gestorben und der Vater widmete sich ganz der Erziehung seines Sohnes. Ein langer Aufenthalt in Deutschland und Italien bot dem Vater Gelegenheit, sich die Kenntniß fremder Sprachen anzueignen. Zwei Jahre nach der Rückkehr seines Vaters sprach Gerard verschiedene Sprachen. Bald darauf machte er seine Studien. In einer Novelle, welche vor nicht langer Zeit in der Revue des deux mondes unter dem Titel „Sylvie“ erschienen ist, erzählt Gerard den Eindruck, den ein Mädchen auf ihn gemacht, als er einmal seine Vacanzen bei seinem Onkel in Ermenonville zubrachte. Dieser Eindruck war tief und gewaltig und entschied über Gerards ganzes Leben. Diejenige, welche er Sylvia nennt, war aus einer alten Familie und wurde im Kloster erzogen, für das sie eigentlich bestimmt war. Gerard sah sie erst als Mann unter andern Verhältnissen wieder, aber sie war das Bild geworden, welches ihm unaufhörlich vorschwebte und dessen Erinnerung ihm nach und nach zur Qual wurde. Er versenkte sich, um sich zu zerstreuen, in das Studium der deutschen Literatur, und noch war er nicht 20 Jahre alt, als er seine Uebersetzung des Goetheschen „Faust“ veröffentlichte, welche noch heute als eine der besten dieses unübersetzbaren Meisterwerkes gilt. Der Biograph Gerard de Nervals, Herr Eugen de Mirecourt, will aus dem Munde Nervals wissen, daß Goethe sich im Jahre 1827 über die Uebersetzung seines „Faust“ ins Französische höchst lobend ausgesprochen habe. „Diese Uebersetzung,“ soll Goethe zu Eckermann gesagt haben, „ist ein wahres Stylwunder, und ihr Verfasser ist auf dem Wege, einer der reinsten und elegantesten Schriftsteller Frankreichs zu werden.“ Ob diese Anekdote wahr oder falsch ist, können wir nicht entscheiden; jedenfalls hat sich die Prophezeiung Goethe's erfüllt.

Der größte Stolz des so bescheidenen Gerard de Nerval war ein Schreiben, welches Goethe bei Gelegenheit seiner Faust-Uebersetzung an ihn richtete, das jedenfalls die Vorzüglichkeit seiner Arbeit beweist. „Ich habe mich nie so gut verstanden, als indem ich Sie las,“ schrieb ihm der große Wolfgang in jenem Briefe, den Gerard wie eine Reliquie aufbewahrte. Von dieser Zeit an beginnt das originelle poetische und bewegte Schriftstellerleben Nervals. Er veröffentlichte im Mercure de France Uebersetzungen deutscher Dichter, poetische Versuche, Novellen, und hatte eben eine nicht unbedeutende Erbschaft gemacht, als er in einer Primadonna der Oper eines Tages seine Sylvia erkannte. Die Flammen einer Leidenschaft vorahnend, die ihn verzehren sollte, suchte er dem überwältigenden Einflusse eines ersten Jugendeindrucks zu entrinnen und unternahm eine erste Reise nach Italien. Er besuchte Savoyen, die Lombardei, Genua, und kehrte über Neapel nach Frankreich zurück, wohin ihn eine geheime Gewalt zurückzog. In glücklichen äußeren und inneren Verhältnissen lebend, entwickelte sich die ganze Eigenthümlichkeit seines Geistes und Charakters. Damals erschien von ihm eine Reihe Novellen, die er später unter dem Titel „die Töchter des Feuers“ herausgab; er schrieb außerdem ein Drama: „der Alchymist,“ welches Glück machte und mehrere Lustspiele. Sein nicht unbedeutendes Vermögen schwand nach und nach unter dem Einflusse seiner Vorliebe für Raritäten und Curiosa. Er war ein romantischer Alterthümler und in beständigem Verkehr mit den unzähligen marchands de bric à brac von Paris. Ihm war nichts zu theuer, er versagte sich keine künstlerische Laune; er selbst irrte obdachlos Monate lang umher, während er 4 und oft mehr Mansarden gemiethet hatte, um seine Schätze aufzubewahren, mit denen er übrigens seine Freunde auf das freigebigste beschenkte. Seine Manie ging in dieser Hinsicht so weit, daß er im Stande war, seinen Rock gegen eine antike Camee einzutauschen. In seiner Wohnung, wo er selten schlief, stand sein Lieblingscuriosum, ein riesiges gothisches Bett von Eichenholz, welches von oben bis unten mit Schnitzwerk geziert war und in dem die Margaretha von Valois im Jahre 1519 im Schlosse zu Tours geschlafen haben soll. Dieses Bett hatte er für 8000 Franken an sich gebracht. Uebrigens war er das perpetuum mobile.

Das Unvorhergesehene ist sein Element, sagt Mirecourt von ihm, er ißt, wo er kann, er schläft, wo er sich eben befindet, er arbeitet überall in den Straßen, auf den Trottoirs, Niemanden beachtend, allein, mitten im Gedränge, eine Zeile nach der andern niederschreibend und so, von den

Vorübergehenden gestoßen, an das Ende eines Buches gelangend. So lebte er frei, wie der Vogel in der Luft, schaffend, liebend in den Tag hinein, als Sylvia plötzlich starb. Von dieser Zeit an ging eine tiefe Veränderung in ihm vor. Er wurde Dichter und träumerisch, sein Geist wandte sich nach Innen und das vielbewegte Paris wurde ihm zur Qual. Da begann er zu reisen. Er besuchte ganz Deutschland, Wien, Italien, Constantinopel, Egypten, und so oft er von einer Reise zurückkehrte, brachte er irgend ein fertiges Buch mit. Sei es, daß der Anblick des stets Neuen auf seinen Wanderungen sein Gemüth heiterer stimmte; in seinen sehr originellen Schilderungen (Loreley, Erinnerungen an Deutschland, Reise in den Orient) finden wir noch nicht den melancholisch-mystischen Zug, der durch alle seine spätern Schriften geht. Im Jahre 1845 war er nach Frankreich zurückgekehrt, um es nicht wieder zu verlassen. Schon damals verbreitete sich das Gerücht, er sei wahnsinnig. Gerard wußte das und schrieb eine Reihe von Novellen, welche unter dem Titel „die Illuminirten" erschienen, und worin er zu beweisen sucht, daß der Mysticismus und der Drang, das Uebersinnliche zu enträthseln, bei gewissen Menschen wohl das Gepräge einer fixen Idee haben, nicht aber Wahnsinn genannt werden könne. In der That ist es eine merkwürdige psychologische Erscheinung, daß G. de Nerval, ob in gesundem oder krankhaftem Zustande, gleichmäßig fortarbeitete, und nach seiner jedesmaligen Genesung mit der größten Klarheit seinen kranken Geisteszustand beschrieb. Vor wenigen Monaten veröffentlichte er in der Revue de Paris eine höchst merkwürdige Production unter dem Titel „das Leben und der Traum," worin er mit ruhiger und philosophischer Ergebenheit das Fieber analysirte, welches ihn von Zeit zu Zeit glühend erfaßte und dem Bewußtsein der Wirklichkeit entrückte. Theophile Gauthier fand die letzten Blätter dieses seltsamen Werkes eines Kranken über seine eigene Krankheit in den Taschen des Todten. Wahrscheinlich überfiel ihn auf einer seiner nächtlichen Wanderungen sein wildes Fieber, zu dem sich in der letzten Zeit ein unerklärter Lebensüberdruß gesellte, und er machte in diesem von glühenden Träumen erfüllten Zustande seinem Leben ein Ende. Dieser bewußte Zustand, welcher weder Irrsinn noch klares Bewußtsein, war ihm zuletzt unerträglich geworden. Vor 8 Tagen noch sagte er zu einem Freunde: „Die Welt wird nicht eher glauben, daß ich kein Narr bin, als bis ich meinem Leben selbst ein Ende mache." Mit dem Tode Gerard de Nervals erleidet die heutige Literatur in Frankreich einen großen Verlust. Er war ein Künstler voll des heiligsten Feuers und nichts war ihm verhaßter, als das widrige Treiben der Faiseurs, welche gegenwärtig den Tempel der Kunst entweihen. Er hielt sich in seinem krystallreinen Styl gleich fern von der Kälte der Classiker wie von der Ueberschwenglichkeit der Jungromantiker. Er war nebst Georges Sand der bedeutendste Schriftsteller, nur war er eine mehr reflectirende als schöpferische Natur.

Von der Sand habe ich noch nicht viel zu berichten, da sie in ihrer Lebensbeschreibung erst zu dem Punkte angelangt ist, wo sie geboren wird. Was vorhergeht, ist sehr liebenswürdig erzählt und würde uns auch in hohem Grade interessiren, denn es behandelt die Geschichte bedeutender Persönlichkeiten, in der sich zum Theil die Sittengeschichte Frankreichs abspiegelt, aber wir werden doch ein wenig ungeduldig, da wir gerade in diesem Buch etwas Anderes erwarteten.—Der Schluß des Bandes ist im Jahre 1848 geschrieben, also in einer Periode, die für die Entwicklung der Dichterin sehr bedeutend war. G. Sand oder Aurora Dupin ist am 5. Juli 1804 in Paris geboren, ein Datum, über welches sich viele Zweifel erhoben, welches aber neuerdings durch Documente festgestellt ist. „Ich hatte," erzählt G. Sand, „eine starke Constitution und versprach schön zu werden, habe aber dieses Versprechen nicht gehalten. Vielleicht war es zum Theil meine Schuld, denn im Alter, wo die Schönheit sich entwickelt, brachte ich bereits die Nächte mit Lesen und Schreiben zu. Als Tochter eines schönen Vaters und einer schönen Mutter hätte ich eigentlich nicht aus der Art schlagen sollen, und meine arme Mutter, welche die Schönheit über alles schätzte, hat mir darüber auch häufig Vorstellungen gemacht; aber ich habe mich nie entschließen können, mich um mein Aeußeres zu bekümmern. Auf Sauberkeit habe ich stets das größte Gewicht gelegt, aber alles, was an Weichlichkeit grenzte, war mir stets verhaßt. Der Arbeit zu entsagen, um ein klares Auge zu behalten, nicht in der Sonne herumzulaufen, wenn die schöne Sonne Gottes uns anzieht, nicht in ehrlichen Holzschuhen zu gehen, um sich nicht den Fuß zu verderben, Handschuhe zu tragen, das heißt auf den freien Gebrauch der Hände zu verzichten, sich nie müde zu machen, kurz unter einer Glasglocke zu leben, um zart zu bleiben, das alles habe ich nicht aushalten können. Das Capitel der Hüte und Handschuhe war die Verzweiflung meiner Kindheit. Ich war nur einen Augenblick frisch, niemals schön. Meine Züge waren übrigens leidlich geformt, aber ich dachte nie daran, ihnen den geringsten Ausdruck zu geben. Schon seit meiner Wiege hatte ich die Gewohnheit der Träumerei, und das gab mir schon

früh ein einfältiges Aussehen. Ich sage es gerade heraus, weil man es mir mein ganzes Leben hindurch gesagt hat, in der Kindheit, im Kloster und in der Familie, so daß es also doch wohl wahr sein muß. Kurz, mit vollständigen Augen, Haaren und Zähnen, ohne erhebliche Mißbildung, war ich in meiner Jugend weder häßlich noch schön: ein großer Vorzug, da aus der Häßlichkeit wie aus der Schönheit nachtheilige Vorurtheile entspringen. Man erwartet zu viel von einem glänzenden Aeußern, man mißtraut zu sehr einem abstoßenden Aeußern. — So habe ich dem Gebrauche der Biographen in Beziehung auf mein Aeußeres Genüge geleistet. Im übrigen wünsche ich, daß meine Porträtmaler sich auf meinen Paß beschränken. Er lautet folgendermaßen: Augen schwarz, Haare schwarz, Stirn gewöhnlich, Gesichtsfarbe blaß, Nase wohlgeformt, Kinn rund, Mund Mittelgröße, Höhe 4 Fuß 10 Zoll, besondere Kennzeichen: keine."

Englische Literatur.

Hard Times. By Charles Dickens.

Der neueste Roman von Dickens gehört nicht eigentlich in die sonstigen Romane des berühmten Verfassers; er schließt sich mehr an seine Weihnachtsgeschichten an. Die Tendenz ist durchaus überwiegend, die novellistische Behandlung skizzenhaft.

Mit großer Freude haben wir das Werk nicht gelesen. Zwar ist es an und für sich kein Unglück, wenn ein Dichter, welcher der Welt so vieles Schöne und Herrliche geschenkt, auch einmal eine schwächere Leistung zu Markte bringt; aber einerseits hätten wir sehr gewünscht, daß die Erinnerung an Bleakhouse, welcher Roman trotz vieler glänzenden und hochpoetischen Stellen dennoch im Ganzen als ein verfehlter zu bezeichnen war, recht bald durch ein neues, frisches Werk nach der alten Art verwischt werden möge, sodann fürchten wir, daß die eigenthümliche Popularität, deren Dickens sich in England erfreut, seinem Talent eine schiefe Richtung gibt.

Wie jeder echte Dichter, ist auch Dickens ein Kämpfer für das Gute gegen das Böse. Die Dichtkunst hat die Aufgabe, uns in dem Guten auch das Schöne, in dem Bösen das Häßliche zu zeigen. Dickens hat diesen Beruf auf eine glänzendere Weise erfüllt als irgend ein Dichter der jüngsten Generation. Sein reiches und schönes Gemüth hat in den unscheinbarsten Erscheinungen der menschlichen Güte eine solche Fülle lebensvoller Beziehungen aufgespürt, daß auch eine verhärtete Seele davon berührt werden muß, und wo das absolut Schlechte ihm entgegentritt, hat er edlen Zorn genug entwickelt, um auch weiche Menschen zu überzeugen. Von dieser Seite werden wir, ganz abgesehen von seinem wunderbaren Talent, Dickens immer hoch über seine Nebenbuhler stellen, die, aufgewachsen in der alten Idee, als ob das Aesthetische vom Sittlichen getrennt werden könne, zuletzt allen Unterschied des Guten und Bösen aus den Augen verloren haben.

Aber ein Mißgriff ist es, wenn man diese Aufgabe so versteht, als ob sich der Dichter in den wirklichen, auf sehr verwickelten Beziehungen beruhenden Parteikampf der Zeit einlassen müsse. Einmal gibt ein solcher Versuch stets ein ungenügendes Resultat, denn nationalökonomische oder politische Fragen können nicht durch das Gefühl oder die Einbildungskraft ausgemacht werden; sie unterliegen der Kritik des ruhigen Verstandes, und je mehr der Dichter sich bemüht, seine Ueberzeugung für die Menge recht anschaulich und faßlich herauszuarbeiten, desto leichter wird er die Eingebungen seiner Phantasie an die Stelle der Wirklichkeit setzen. Sodann wird durch die steten Beziehungen auf die Tagesinteressen das Gemüth des Dichters verstimmt und verliert seine Freiheit. Soviel Vortreffliches Dickens in seiner Zeitschrift dem Volk bekannt gemacht hat, so glauben wir doch nicht, daß der Einfluß derselben seinem dichterischen Schaffen förderlich gewesen ist. Er hat sich zuviel mit den Schattenseiten der administrativen und juridischen Einrichtungen Englands beschäftigen müssen, um nicht bei der Reizbarkeit seiner Phantasie in eine höchst bedenkliche Mißstimmung versetzt zu werden. Nur daraus können wir die einzelnen Züge erklären, die in seinem letzten Roman trotz der allgemeinen Liebe und Bewunderung, die dem Dichter zu Theil geworden, eine gewisse Verstimmung gegen sein eigenes Volk verrathen.

Die „harten Zeiten" bemühen sich, nachzuweisen, daß die Lage der arbeitenden Classen nicht von dem kalten, berechnenden Verstand, nicht von der nationalökonomischen Wissenschaft eine Verbesserung hoffen darf, sondern nur von dem menschlichen Gefühl; daß nichts für den Fortschritt so nachtheilig sein kann als das allgemein geglaubte System des Egoismus, welches Kraft der Kraft entgegenstellt und den Schwachen mitleidslos den zermalmenden Rädern des Geschicks überläßt. An sich ist dieses Vorhaben sehr lobenswerth. Zwar ist jener Egoismus im höchsten Grade berechtigt, denn ohne ihn würde die Menschheit in ein weichliches, zweckloses Vegetiren versinken; auch ist die Wissenschaft der Nationalökonomie nicht so inhaltlos, wie

es dem unruhigen Dichter erscheinen mag. Denn kein Haushalt wird ohne Rechnung geführt, und wenn man rechnen will, so muß man die Zahlen verstehen. Ja wenn sie weiter keinen andern Zweck hätte, so wäre schon ein unermeßlicher Gewinn, daß durch sie die socialistischen Träumereien abgewehrt werden. Aber die Welt würde allerdings sehr unglücklich sein, wenn die Arithmetik sich zum alleinigen Herrn über das Leben machte. Sie kann die Regel und das Gesetz feststellen, aber jeder individuelle Fall soll das Gefühl beschäftigen; und wenn es wirklich einmal gelingen sollte, was aber glücklicherweise dem Begriff des menschlichen Geistes widerspricht, das Gefühl ganz von den Bestimmungen des Willens auszuschließen, so würden die Menschen unter die Thiere hinabsinken.

Allein die Aufgabe konnte nur dann würdig durchgeführt werden, wenn der Dichter sie an lebendigen Gestalten entwickelte. Die bloße Satire und Rhetorik ist weder künstlerisch, noch erreicht sie ihren Zweck. Die Figuren der engherzigen Egoisten, die Dickens schildert, sind bloße Fratzen, die keiner realen Anschauung entsprechen, und seinen Gemüthsmenschen fehlt aller Halt. Die Erzählung ist unklar und verwaschen und voll von Widersprüchen, und die Sünden gegen das Gesetz der Wahrheit sind dies Mal so zahlreich und werden so wenig durch jene glänzenden Schilderungen, deren man sich sonst bei dem Dichter erfreut, aufgewogen, daß wohl nicht leicht jemand das Buch befriedigt aus der Hand legen wird. Daß einzelne geistreiche Züge auch hier vorkommen, versteht sich von selbst; aber sie werden durch die Masse des Unbedeutenden und Verdrüßlichen unterdrückt.—

Literarische Notizen.

— Von Leopold Schefer, von dem Hoffmann und Campe in Hamburg erst ganz kürzlich einen umfangreichen „Koran der Liebe" brachten, ist schon wieder ein neues poetisches Werk erschienen: „Hausreden" (Dessau, Katz). Andere poetische Neuigkeiten sind: „Welt und Zeit. Aus dem Nachlasse eines russischen Diplomaten, herausgegeben von Lewin Schücking." Bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschien: „Gemmen. Erzählende Dichtungen von W. Constant, Verfasser der Parallelen;" bei Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen: „Dur und Moll. Von August Corrodi." „Garten und Wald, Novellen und vermischte Schriften von L. Rellstab" (4 Bände); „Magdala. Dichtung von Moritz Horn," bei F. A. Brockhaus in Leipzig. Von den mit verdientem Beifall aufgenommenen „Kiltabendgeschichten" von A. Hartmann ist ein zweites Bändchen mit Illustrationen von F. Walthard und E. Rittmeyer erschienen (Bern, Jent und Reinert). E. J. Reimann, dessen naturhistorische Skizzen in neuerer Zeit viel Beifall gefunden, gab ein umfangreicheres Werk „Das Naturleben des Vaterlandes. Mit einem Vorwort von Moritz Fürbringer, Stadtschulrath in Berlin" (Berlin, Dunker und Humblot) heraus. Von Jakob Venedey's „Geschichte des deutschen Volks" (Berlin, F. Duncker) ist die achte Lieferung, bis in den Anfang des 11. Jahrhunders reichend, erschienen; ebenso das dritte, den Zucker und die geistigen Getränke behandelnde Heft von „Die Chemie des täglichen Lebens. Von James F. W. Johnston. Deutsch bearbeitet von Th. O. G. Wolff (ebendaselbst).

— Herr N. Hocker in Trier beabsichtigt ein „Deutsches Schriftstellerlexikon des 19. Jahrhunderts" herauszugeben, mit besonderer Berücksichtigung der schönen Literatur, der deutschen Geschichte, Sprach- und Alterthumswissenschaft. Dasselbe soll vollständige und authentische Angaben über Namen, Herkunft, Stand, Lebenslauf u. s. w. der einzelnen Schriftsteller enthalten, nebst vollständiger Aufzählung ihrer Schriften und sonstigen literarischen Arbeiten.

— Moritz Hartmann, gegenwärtig Korrespondent der Kölner Zeitung im Orient, steht, wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, im Begriff, eine Reise nach Aegypten anzutreten. Ernst Kossak, nicht blos der gewandteste Feuilletonist, sondern auch der ehrlichste und unerschrockenste Kritiker der Berliner Journalistik, ist von der bisher von ihm geführten Redaction der „Berliner Feuerspritze" zurückgetreten. Dagegen wird er von Neujahr ab ein ähnliches Blatt unter dem Titel: „Berliner Montagszeitung" erscheinen lassen. Von Otto Roquette bringt das Stuttgarter „Morgenblatt" eine Schweizergeschichte in Hexametern „Tonio." Doch scheint der junge Romantiker sich in dem classischen Gewande noch nicht ganz zurechtzufinden; die Hexameter sind ziemlich nachläßig gebaut und das Ganze ein etwas schwächliches Product.

—Friedrich Crüger, ein Königsberger, aber schon seit Jahren in Turin ansäßig, wo er sich sowohl durch seine Persönlichkeit wie durch seine journalistische Thätigkeit die allgemeinste Achtung erworben hat, gab "Esquisses italiennes" (Turin, J. Favale und Comp.) heraus, die sich durch blü-

henden Stil und lebhafte Schilderung, sowie durch ein verständiges Urtheil über die neueste politische Geschichte Italiens empfehlen. Von demselben Verfasser werden „Esquisses piémontaises' nebst einer „Storia del Piemonte. Dalle riforme sino agli ultimi templi (1846—53)" angekündigt. Der letztern Schrift, der von Seiten des gebildeten Publicums mit großer Theilnahme entgegengesehen wird, liegt der interessante und inhaltreiche Artikel zu Grunde, welchen der Verfasser über denselben Gegenstand in die Brockhaus'sche „Gegenwart" (Bd. 8) geschrieben.

—Auch Berthold Auerbach tritt wieder als Dramen-Dichter auf. Diesmal ist es eine dramatische Dorfgeschichte: „Der Wahlbruder," die an die Bühnen versandt wurde. Daß Auerbach Meister im Dialog ist, beweisen seine jüngsten Dorfgeschichten zur Genüge.

—Der in Württemberg als Geistlicher angestellte Sohn des Philosophen Schelling ist mit der Herausgabe der hinterlassenen Schriften seines Vaters beschäftigt. Einen großen Theil davon bildet eine reichhaltige Correspondenz mit den hervorragendsten Männern unseres Jahrhunderts.

—Von Johann Andersson in Stockholm, der bereits früher eine schwedische Uebersetzung von Goethe's „Faust" veröffentlicht hat, ist jetzt auch desselben deutschen Dichters „Götz von Berlichingen" und „Stella" in schwedischer Uebertragung erschienen.

—Eine der interessantesten Erscheinungen der heutigen dramatischen Literatur Englands ist R. H. Horne, der Dichter des „Indus Iscurial" und des „Dead of Marlowe." Er erinnert sowohl durch die Eigenheiten seines Talents, als durch seine Lebensstellung an unsern Grabbe.

—Einer der ausdauerndsten und gelehrtesten Philologen, Victor Lazarche, hat jetzt das älteste in französischer Sprache geschriebene Schauspiel veröffentlicht; es ist ein englisch-normännisches Werk aus dem zwölften Jahrhundert, und die Handschrift in der Bibliothek zu Tours aufgefunden worden.

—Der französische Fabeldichter Pierre Lachambeaudie ist in Deutschland viel weniger bekannt, als er es zu sein verdiente. Seine Oeuvres, Fabeln und Gedichte, sind in Brüssel und Leipzig bei Kießling, Schnee und Compagnie erschienen und werden jetzt von Ludwig Pfau ins Deutsche übersetzt. Die Grenzboten theilen eine Probe mit, welche ein echtes Volksbuch erwarten läßt. Lachambeaudie lebt als politischer Flüchtling in Belgien, wo er laut den Grenzboten sein Leben auf keine glänzende Weise fristet; seine Frau starb kurz nach seiner Verbannung aus Kummer und Verzweiflung im Irrenhause, seine Kinder sind in Paris untergebracht. Lachambeaudie ist der größte jetzt lebende französische Fabeldichter, ja, nach Vieler Urtheile der größte Fabeldichter überhaupt, den Frankreich je gehabt hat.

—Von Eugène Sue, der noch immer zu Annecy in Savoyen lebt, steht ein neuer mehrbändiger Roman in Aussicht oder vielmehr ein Cyklus von Romanen: "Le diable médecin"; es sollen darin besonders die verschiedenen Classen der französischen Frauenwelt geschildert werden.

— Aus Julius Mosen's Krankenzimmer. In der Novellenzeitung finden wir Folgendes: „Ich theile mit Ihnen ganz das Interesse für die Resultate der neuen Naturforschung, doch hat die Sache auch ihre Kehrseite, denn dieser allgemeine Abfall von allen Idealen und dieses Hineinstürzen in die empirischen Naturwissenschaften hat seinen letzten Grund in einer feigen Flucht des deutschen Geistes vor der Geschichte und der harten Arbeit, welche in ihrem Dienste die Nation zu verrichten hätte, wollte sie überhaupt zu sich selbst kommen — ich fürchte nur, daß dennoch die Zeit kommen wird, wo der Teufel den grübelnden Faust finden und beim Schopfe mitten aus seinen Retorten, Herbarien und Todtengebeinen herausholen und mit ihm abfahren wird"—so schreibt Julius Mosen einem Freunde, d. h. so dictirte er der treuen, wahrhaft bewundernswerthen Pflegerin seiner entsetzlichen Leiden, der geliebten Gattin, in die Feder und zwar unter den herbsten Qualen. Aber diese Qualen selbst sieht man jenen Worten gewiß nicht an; sie geben ein neues Zeugniß von der Frische und Kraft seines Geistes, die bei einem so gänzlich gefesselten Körper wahrhaft erstaunlich ist. „Denken Sie—so schreibt man uns, — daß Mosen gar nicht mehr gehen kann, seine Hände total gelähmt sind und die anhaltend marterndsten Schmerzen ihm oft sogar die Sprache rauben, und dabei doch stets das vollste, regste Interesse für jeden Pulsschlag der Zeit, das treueste Gedächtniß für Erlebtes und Gedachtes und das frischeste Hinüberdenken in die Möglichkeiten der Zukunft. Dabei eine seltene Kraft der Ergebung, fern von jeder Grillerei und Apathie, und oft, wenn auch gewiß nach schwerem Seelenkampfe, noch der alte, liebenswürdige Humor, doch ohne eine Spur von Frivolität. — Vergleicht man dieses Krankenlager mit einem berühmteren Krankenlager zu Paris, so muß die Liebe, die Ehrfurcht und Bewunderung für den edlen, wahrhaftigen Dichter auf den Mooren Norddeutschlands noch inniger, rührender und erhebender werden.

Grabsteine.

Der Tod hat in der letzten Zeit eine reiche Ernte unter den Männern, welche im öffentlichen Leben,

Literatur und Kunst hervorragten, gehalten. Davon sind zu nennen:

— Johann Peter Eckermann. Seine Anhänglichkeit an Göthe, verbunden mit seinem tiefen und lebendigen Verständniß der Goethe'schen Natur, der wir seine berühmten „Gespräche mit Goethe" verdanken, endlich die Treue und Lauterkeit seines Charakters so wie der Ernst seines literarischen Strebens, sichern ihm ein ehrenvolles Andenken.

— In Edinburg starb John Gibson Lockhard, bekannt als Schwiegersohn und Biograph Walter Scott's. Um 1790 zu Glasgow geboren, widmete er sich anfänglich dem Advocatenstande; doch wurde er demselben bald untreu, um sich gänzlich der Literatur hinzugeben. Außer verschiedenen Uebersetzungen aus dem Spanischen rc. schrieb er eine Reihe von Romanen, von denen der erste "Valerius" (1821) auch als der beste gilt. 1825 übernahm er die Redaction der "Quarterly review", die unter ihm sowohl an literarischem wie politischem Einfluß bedeutend zunahm. In der spätern Zeit seines Lebens beschäftigte er sich hauptsächlich mit biographischen Arbeiten; sein siebenbändiges "Life of Walter Scott" erschien 1838. Außerdem schrieb er einen sehr geschätzten Nekrolog seines berühmten Mitarbeiters Thomas Hook, sowie ein "Life of Robert Burns", das von 1828 bis 53 nicht weniger als fünf Auflagen erlebte.

— Die deutsche Länder- und Völkerkunde hat einen empfindlichen Verlust erlitten: Dr. Barth ist auf seiner Entdeckungsreise in das Innere von Afrika, gleich seinem frühern Gefährten Overweg, dem Klima erlegen. Auch der englische Reisende Warrington, ebenfalls mit der Erforschung Mittelafrikas beschäftigt, ist von demselben Schicksal ereilt worden. In London starb F. Knigt Hunt, Hauptredacteur der "Daily News", Verfasser eines geschätzten Werks über den vierten Stand sowie eines andern über die Geschichte der Presse; in Paris der ehemalige Volksvertreter Victor Hennéquin, dem größeren Publicum durch seine Leidenschaft für die "Tables mouvantes" bekannt, der er auch zuletzt als Opfer gefallen. Eine nationalökonomische Berühmtheit hat Frankreich in Léon Faucher verloren. Derselbe war 1804 geboren und glänzte besonders als Journalist, bis er 1845, unter Thiers' Auspicien zum Deputirten gewählt, sich in die praktisch-politische Laufbahn warf. Allein wiewohl er es darin nach dem 10. Dezember zum Minister brachte, soll doch sein staatsmännisches Talent nur unerheblich, sein Einfluß nur gering gewesen sein, weßhalb er auch bald wieder von der Bühne verschwand.

— Die berliner und mit ihr die deutsche Kunstwelt hat einen schmerzlichen Verlust erlitten durch den am 23. November erfolgten Tod des Professors Karl Begas. 1794 in der Nähe von Aachen geboren, erhielt Begas seine künstlerische Ausbildung hauptsächlich in Paris, in der Werkstatt des berühmten Gros; im Jahre 1814 durch eine vortreffliche Copie der Rafael'schen Madonna della Sedia dem König von Preußen bekannt geworden, erhielt er von demselben verschiedene Aufträge, namentlich zu einem Altarblatt für die berliner Domkirche, sowie späterhin auch die Mittel zu einem mehrjährigen Aufenthalte in Italien, von dem er erst 1825 zurückkehrte. Er nahm nun seinen dauernden Aufenthalt in Berlin, wo er im Lauf der Jahre Professor und Mitglied der berliner Akademie der Künste, auch Hofmaler des Königs von Preußen ward und sich sowohl als Lehrer wie als Künstler eines ausgedehnten und wohlgegründeten Rufs erfreute. Unter seinen zahlreichen Gemälden fanden die biblisch-historischen in neuerer Zeit nur geringen Anklang; desto mehr sprachen seine Genrebilder an. Am ausgezeichnetsten aber war er als Portraitmaler; namentlich für die Galerie berühmter Zeitgenossen, welche der König von Preußen für seinen Privatbesitz malen läßt, hat er einige bewundernswerthe Stücke geliefert. — Aus Wien wird der Tod des Regierungsraths von Prechtl, des früheren Directors des dortigen polytechnischen Instituts, Verfassers einer weitverbreiteten „Technolgischen Encyklopädie" und anderer ähnlicher Schriften gemeldet. — In Edinburgh starb Edward Forbes, einer der berühmtesten englischen Naturforscher der Gegenwart, erst 39 Jahr alt.

Correspondenz.

Aus Indiana im März. Der Staat Indiana hat bekanntlich den Spitznamen: Goosbier-, d. h. Bauernstaat und sein Spitzname charakterisirt ihn auch so ziemlich, denn so altväterisch und hinter der Mode zurückgeblieben die meisten der Farmer hier einhergehen, in eben so verrotteter Weise tritt der Volksgeist hier auf. Die Know-Nothings haben daher hier den fruchtbarsten Boden gefunden, und wuchern üppiger als anderwärts. Daß ich hier von der Yankeebevölkerung rede, versteht sich von selbst, denn die Deutschen haben es, bei aller so häufig vorkommenden Rohheit des deutschen Elements hier zu Lande, doch noch zu keiner so sehr alle Bildung und Wis-

senschaft, allen Humanismus und Kosmopolitismus mit Füßen tretenden geheimen Verbindung gebracht.

Wenn man die Botschaft des Gouverneurs von Indiana, die er vor einigen Monaten beim Beginne der Sitzungen der Indianalegislatur in Indianapolis vom Stapel laufen ließ, etwas näher in's Auge faßt, so sieht man bei manchen humanen Ideen, die sich in dieselbe hinein verirrt zu haben scheinen, einen so spießbürgerlichen Kantönligeist herausgucken, daß man sich nach Krähwinkel versetzt glaubt. Wie rühmt er den guten Geist dieses Volkes, das, wie die Phäaken, still vergnügt die Zwiebel in seinem Garten baut, und in welch' erfreulichem Stande befindet sich die heimische Industrie, der heimische Gewerbs- und Handelsgeist! Und damit das Volk von Indiana nicht die Strafen des Himmels, Schwefel und Pech, wie einst Sodom und Gommorah, auf sich herablocke, so empfiehlt er die gewissenhafteste Heilighaltung des Yankeeschabbes, da ja alle Völker, die bisher den Tag des Herrn nicht heiligten, mit Haut und Haaren zu Grunde gingen! Das Temperenzgesetz, das er als alter Hunker bis zu einem gewissen Grade immerhin bevorworten konnte, empfahl er der nativistischen Know-Nothings- und Reverends-Clique vom reinsten Wasser in der Legislatur so sehr, daß dieselbe, da sie die Mehrzahl bildete, von vornherein gewonnenes Spiel bezüglich dieses fanatischen Gesetzes hatte. Als dasselbe im legislatorischen Laboratorium daher fertig destillirt war, sprach Gouverneur Right alsbald den Segen darüber, wozu die Frau Gouverneurin soufflirte.

Indiana ist ein vornehmlich ackerbauender Staat. Das Temperenzgesetz, das sogar Wein, Bier und Cider auszuschenken verbietet, und dem einzelnen Farmer nur die Erlaubniß gibt, drei Gallonen von seinem eigens fabricirten Cider und Wein zu verkaufen, berührt daher die Interessen des Farmers bedeutend. Aber der größte Theil ist so vertemperenzelt, daß er sogar seinen materiellen Vortheil, daß er sogar Money und Businеß darüber auf kurze Zeit vergißt. Auf kurze Zeit; denn lang hält dieser Dusel doch nicht an, und die hiesige Fusionistengesetzgebung hat sich vielleicht früher, als sie es ahnte, ihr Grab durch dieses Gesetz gegraben. Es tritt mit dem 12. Juni dieses Jahres in Kraft und alle Brauereien und Destillerien müssen von diesem Tage an ihre Arbeiten einstellen. Große Brauereien und Destillerien, wie z. B. die zu Madison, die für Millionen Ale jährlich producirte, sind durch dieses Gesetz fast ruinirt. Abgesehen davon, daß es dem niedrigen Kneiphange des Deutschen den wohlverdienten Zaum und Zügel anlegt, da Hunderte und Tausende, die ein gutes Geschäft gelernt hatten, sich durch Errichtung von Kneipen dem Müssiggange und Trunke ergaben und physisch und moralisch ruinirten, ist es dennoch eine Schandsäule, die sich die Menschheit durch ein derartiges Gesetz selbst setzt, und die bitterste Ironie darauf ist wohl dieß, daß mehrere weibliche Bewohner des Irrenhauses in Indianapolis eine Dankadresse wegen des passirten Temperenzgesetzes der Gesetzgebung votirten. Dieselbe Gesetzgebung passirte auch ein neues Bankgesetz, das das bisherige noch an innerer Haltlosigkeit übertreffen und das beste Mittel für Wenige sein soll, um Viele, d. h. die Mehrzahl des Volkes auszubeuten. In ähnlicher Weise ist auch ein Schulgesetz zum Vorschein gekommen, das auch die Bildung so ziemlich privilegisirt. Die Stränge des Sabbathgesetzes wurden natürlich straffer angezogen, als bisher. Dieß macht die Hauptsache der Legislatur von Indiana aus, die sich am 5. Februar vertagte.

Der Jubel in der Hauptstadt des Landes, der Stadt der Kirchen und Eisenbahnen (wie sie die Yankeesblätter ruhmredig genug nennen), sonst unter dem Namen Indianapolis bekannt, war unbeschreiblich. Als die Abstimmung darüber kaum stattgefunden hatte, zersprengte Kanonendonner fast alle Fenster des Legislaturgebäudes, Capitol genannt, und alle Glocken der Kirchen fingen zu läuten an. Anfänglich hielt man es für Brandallarmzeichen, und mehrere Spritzen kamen heraus. Bald kehrten sie um und man erfuhr den wahren Grund des Rumors. Die amerikanischen Blätter jubelten Hurrahs und Hochs, und fanden nicht Worte genug, diesen Sieg der Mäßigkeit über Unmäßigkeit und des Patriotismus der Eingeborenen über den fremden verderblichen Einfluß zu rühmen.

Zum Schlusse noch einige allgemeine Bemerkungen. Der Staat Indiana ist mit einem Eisenbahnnetze überzogen, das seinen Centralpunkt in Indianapolis hat. Die bedeutendste Linie nördlich ist die nach Chicago, südlich nach Cincinnati und Louisville, östlich nach Illinois, westlich nach Cleveland. Der bedeutendste Kanal und unseres Wissens der längste inländische ist der Wabashkanal, eine Wasserstraße, die den Süden mit dem Norden verbindet, und die besonders den Verkehr und Handel des Landes belebt und fördert. Ueber Lafayette hin beginnt das Prairieland mit gutem, fruchtbarem Boden, doch größtentheils unwirthlichem Klima. Im Uebrigen ist das Land größtentheils flach und wenig bergig. In manchen Gegenden — in und um Evansville — soll bisher, besonders durch Deutsche, guter Wein gebaut worden sein. Bedeutender Handel mit eingesalzenem Fleische von Schweinen nach dem Süden und Osten hin wird besonders von Indianapolis aus betrieben. Es sollen dieses Jahr bei 500,000 vier-

füßige Fett- und Schinkenlieferanten in den dortigen Schlachthäusern dem Gemeinwohle und Moneysacke zum Opfer gefallen sein, — jedenfalls würdige Hekatomben eines Hooshierstaates, dessen Gott die Home-Industrie ist.—Ich werde Ihnen demnächst über die einzelnen größern Städte Spezielleres mittheilen.

Theater.

Mitte März. — Das Stadttheater war im Laufe der letzten vier Wochen besser besucht, als je zuvor. Dieser Umstand ist jedoch keineswegs seinem besseren Repertoir zuzuschreiben, wenn auch ein gewählteres ihm nicht abzustreiten ist. Aecht französische Machwerke, bei denen es auf eine Möglichkeit mehr oder weniger hinsichtlich der Entwicklung der Handlung nicht ankommt und deren Lösung nicht selten ein coup d'état im Kleinen erfordert, wenn sie nicht gar das Schicksal des gordischen Knotens ereilt, das sind die Retter in der Noth, die unsrem noch jungen, wenn auch nicht jugendlichen Theater zur rechten Zeit ins Garn gelaufen sind. Rechnen wir zu solchen Fabrikarbeiten noch die äußere Ausstattung, die sie schmackhaft macht, die Maskenbälle, Preiskämpfe, Geistererscheinungen, Feuerwerke u. s. w., bei denen die Menge sich köstlich amusirt und vor Freude jubelt, während die klassische Dichtung kalt und schweigsam vor leeren Häusern zu Grabe getragen wird, so ist es wieder ein neuer Beleg für die Geistlosigkeit des Theatergeschmacks im Allgemeinen, und wahrlich das bekannte Epigramm Schlegels

„Traun, mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabei"

findet auch auf unser Publikum volle Anwendung. Namhaft machen wir von solchen Stücken, das „Weib des Soldaten." Herr Worret und Frau Hoym theilten sich in die Hauptrollen und befriedigten sehr, namentlich spielte ersterer den mit Blindheit geschlagenen General vortrefflich, in Betracht des durchgängig Unwahrscheinlichen, das die ganze Effektpartie des à propos sehenden und nichtsehenden, auch je nach Umständen nicht hörenden Soldaten dem unbefangenen Zuschauer zumuthet. „Bajazzo" gab Herr Worret zu seinem Benefize und als Zugabe zu dem ohnehin schon im Stücke nicht gesparten äußeren Schmuck die akrobatischen Leistungen des Herrn Siegrist, die freilich unter Null stehenden seines Hundes, sodann einen Dialog zwischen Herrn und Hund, der fade und abgedroschen genug die Grenzen alles Schicklichen überschritt und als das Schlimmste des Schlimmen von den Breitern gejagt zu werden verdiente. Herr Worret konnte durch seine brave Durchführung der Titelrolle nicht die Scharte auswetzen, die ihm die Taktlosigkeit der von ihm dazu berufenen Mitwirkenden gegeben, auch die Ankündigung des Hundes „Lagerbier" war ein unwürdiges Mittel zur Anlockung der Menge. Im „Irrenhaus von Dijon" trat Herr Hake als Valry nach einer mehrmonatlichen Abwesenheit zuerst wieder auf und erfreute sich einer Aufnahme, die sonst nur Künstlern zu Theil wird. „Der Pariser Lumpensammler" von Pyatt, eines der bessern Dramen der überrheinischen Muse quand même, ward ebenfalls gegeben und wieder hatte Herr Worret die Titelrolle inne, führte sie jedoch weniger befriedigend durch, als die oben genannten. Der „Vater Jean" des Herrn Worret war ein gemüthlicher Alter, dem die Ehrlichkeit keineswegs auf der Stirne geschrieben steht, nicht selten sogar ein lustiger Kauz, der an Allem seinen Spaß findet, kurz ein Vater Jean, wie er eben nicht sein soll. Das Stück hat der unvermeidlichen Effekte schon so viele, daß eine Breite in den schon bestehenden oder gar eine Vermehrung derselben die Posse vollends fertig machen. Das größte Zugstück der Saison jedoch ist das Dumas'sche Drama „Die korsikanischen Brüder oder die Blutrache." Schon der Zettel dazu zeigte uns eine Illustration, die einem Leibrock'schen Romane als Titelkupfer heute noch Ehre machen würde. Offen gestanden verrieth uns der Zettel des Gräßlichen genug und wir fühlten uns nicht versucht, das Schlechte unserer Theaterliteratur bis auf die Hefe zu leeren. Soviel wir hören, soll sich Herr Hoym in der Doppelrolle der „Brüder" blutige Lorbeeren errungen haben. „Der Proletarier und seine Familie" von Fr. Lubojatzky, nach seinem Romane „Des Volkes Mai" für die Bühne bearbeitet, fand zum Benefiz der Frau Kreß-Jacoby eine beifällige Aufnahme. Shakespeares „Richard der Dritte" (mit National-Polka), eine gewagte Erscheinung auf unsrem unklassischen Theaterboden, wurde von dem Inspicienten des Theaters als Benefiz unsrem auf Namen viel gebenden Publikum oktroyirt und mit ihm Herr Hake als Richard. Daß Herr Hake als Künstler von New Orleans zurückgekommen ist, hat unsre Tagespresse bereits ausgefunden, eben so ihre Ueberzeugung manifestirt, daß er ein ausgezeichneter Richard sein würde. Wir gestehen, daß wir nie etwas Schlechteres gesehen als diese königliche Mißgeburt. Es gehörte eine starke Illusion dazu, in Herrn Hake etwas Anderes als einen Spaßmacher zu erblicken, der in der Schenke den versammelten Bauern seine plumpen Späße erzählt und, um doch etwas zu thun, nebenbei Grimassen

schneidet. Der hohle Pathos, mit dem die meisten der übrigen Mitwirkenden die Dichtung verarbeiteten, machte in uns ein Gelüste nach den verschmähten Uebersetzungen der letzten Wochen rege. Herr Regisseur Dardenne hat unsere Bühne kürzlich verlassen und lebt dermalen in Philadelphia, um laut dortigen Blättern, angehenden Mimen Unterricht zu ertheilen und „die dramatische Kunst nach bestehenden Regeln zu lehren." Die Schauspielertruppe des St. Charles Theaters hat theilweise ihren Thespiskarren nach Baltimore geschoben, dort tritt Herr Adlersberg allabendlich in „einem seiner besten Charaktere" auf. Die Koryphäen Rostock und Höchster tragen zum schönen Ensemble bei.

Am 19. v. M. wurde die Musik-Akademie in der 14. Straße unter Ole Bulls Leitung für italiänische Oper eröffnet und zwar mit „Rigoletto" von Verdi, einer neueren Oper des fruchtbaren Komponisten, der des unvermeidlichen Blechs noch immer nicht ledig geworden, denn auch die Musik zu „Rigoletto" und zum ersten Akte namentlich eignet sich mehr für Parademärsche als für das Orchester und betäubt den Genuß des Schönen, das sonst eigenthümlich schön hie und da wuchert. Außer dem zur Genüge bekannten Personal der italiänischen Oper debütirten die Sänger Bolcioni und Barili (Tenor und Bariton) mit Erfolg, vorzüglich gilt dies von dem Rigoletto des Signor Barili. Die Oper wurde jedoch meist vor leeren Häusern gegeben, ein Umstand, der meistens dem Mangel an neuen Prima Donnas zugeschrieben wurde. Das Go ahead Prinzip des Amerikaners erstreckt sich nämlich auch auf die Gunst, die er seinen Künstlern zollt und die dadurch selten nach Jahren berechnet werden kann: Sängerinnen wie Mesdames Laborde, Bosio und Tedesko, die jetzt die Zierde der Pariser Oper bilden, wurden hier gleichgültig behandelt, nachdem sie aufgehört, neu zu sein, kein Wunder also, daß auch die Damen Bertucca und Patti dem Verhängniß nicht entgangen und in ersten Partieen nichts weniger als willkommen sind. Als die Direktoren zu dieser Einsicht gekommen, engagirten sie eine neue Altistin, Fräulein Vestvali, die kürzlich neben der Semiramis der Grisi als „Arsace" Furore gemacht und als „Orsini" sich schnell einen Namen erworben. Fräulein Vestvali trat als Leonore in der „Favoritin" auf, eine Partie, die ganz außer dem Bereich ihrer Stimme liegt und die, soviel wir hören, sie nur aus Gefälligkeit für die Direktoren sang, weil gerade keine andere Oper einstudirt war und „Rigoletto" sich als Ruin der Kasse bewiesen. Die genannte Künstlerin besitzt, wie schon erwähnt, eine Altstimme, die in den tieferen Tönen eine eigenthümliche, fast melancholische Klangfarbe hat und nicht allein auf das Ohr, sondern auch auf das Gemüth einen tiefen Eindruck bewirkt; schade, daß sie dieselbe nicht zu der Höhe zu bringen vermochte, welche die Rolle der „Leonore" erfordert und möchten wir recht bald eine Gelegenheit finden, sie in ihrer eigentlichen Sphäre wirken zu hören. Diese „Favoritin" war übrigens die letzte Oper unter der kurzen Regie Ole Bulls, das Haus wurde aus mannigfachen Gründen Tags darauf geschlossen und das vielversprechende und vielgeputzte Unternehmen unterlag dem Fiasko einer einzigen Woche.

Dieser Tage hat sich übrigens wieder eine deutsche Oper aufgethan mit den Damen D'Ormy und Siedenburg und den Herren Quint und Vinke unter der Leitung des Herrn Unger. Das Lokal ist das prachtvolle Niblo's und die Eröffnungsoper „Martha" mit der schon früher in diesen Blättern besprochenen Besetzung. Die erste Vorstellung war ein vollständiger Erfolg, der selbst von dem antideutsch gesinnten musikalischen Reporter der Tribune nicht geläugnet und verkleinert werden konnte. Hoffentlich wird das Unternehmen also bei unserem nächsten Berichte noch existiren, wo wir nicht ermangeln werden, darauf zurück zu kommen. I.

Vermischtes.

Potichomanie.

Der Tisch ist todt, es lebe der Topf!

Die „Gesellschaft" hat als Ersatz für Bildung und Unterhaltung nicht mehr die Musik, nicht mehr die elektrische Kette, die die Tische in Bewegung setzt, sie hat die chinesischen Töpfe.

Tretet ihr jetzt in einen jener behaglichen Salons, wo die Flamme im Kamin wetteifert mit dem Sieden des Theewassers, so wird euch von den jungen Damen des Hauses ein einstimmiges, aber sehr kurzes Guten Abend! geboten werden. Kaum blicken die jungen Lockenköpfe von dem Tische, wo sie beim Schein der großen, durch ein Convolut bunter Papierblumen gedämpften Lampe ein ämsiges Werk treiben. Nicht mehr ist es die Lectüre der „Amaranth," die schon vergessen scheint; nicht mehr ist es die elektrische Kette, die die zierlichen Fingerchen auf dem Mahagonytische blendend abstechen läßt; man glaubt in eine Werkstatt zu treten. Die jungen Damen sitzen und bekleben Töpfe.

Ihr kennt jene reizenden Porzellanvasen aus

China und Japan, die man in Sèvres und Meißen so kunstvoll nachzuahmen versteht. Diesen kostspieligen Zierden der Zimmer und Säle droht eine gefährliche Concurrenz. Jede nur etwas geschickte und aufmerksame junge Dame stellt jetzt in kurzer Zeit die täuschendste Aehnlichkeit mit einer jener Vasen her, die einst so berühmt waren, daß König August von Polen für eine einzige echte japanische Vase, die Friedrich Wilhelm I. von Preußen besaß, ihm ein Regiment Dragoner anbot. Unsere jungen Damen würden, wenn sie für ihre kunstvollen Schöpfungen so königlich bezahlt würden, nicht wissen, was sie mit allen Dragoneroffizieren anfangen sollten. Seht sie arbeiten! Vor ihnen eine Vase von durchsichtigem einfachem Glas. Um diese kleben sie die ausgeschnittenen Figürchen von chinesischen Bilderbogen, die Herr Süsse in Paris täuschend den echten chinesischen Malereien nachmacht. Schere, Lack, Pinsel, Gummi arabicum, ein Farbenkasten sind die übrigen Requisiten dieser Salon-Topf-Malerei, die man Manie für Töpfe (Potiches) genannt und zum Schrecken des Potsdamer Vereins für deutsche Sprachreinheit auch schon als „Potichomanie" in die Sprache Hermann's, Thusneldens und des Fechters von Ravenna eingeführt hat.

Die Topfkleberei greift immer mehr um sich und in der That sehen die Resultate dieser Kunst zierlich genug aus. Man glaubt echte gemalte Töpfe von Meißen und Sèvres vor sich zu sehen, bedeckt mit den zartesten Blumen im Geschmack jener Zusammenstellungen, durch welche sich der Name der Frau von Pompadour auch auf dem Gebiete der Unschuld, Tugend, Toiletten und Bettüberzüge unsterblich erhalten hat. Es ist vielleicht ein gutes Zeichen, daß man zum Zeitalter des Rococo zurückkehrt. Es war ein witziges, vorurtheilsloses, geistreiches Zeitalter und amüsanter als das unserige. Durch die Töpfe werden die jungen Damen vielleicht von „Amaranth" und dem 12. Jahrhundert erlöst werden. Man ahnt gar nicht, wie sich der Weltgeist seine Wege bahnt, sogar durch hohle Töpfe.

* Paris zählt jetzt 325 verschiedene Industriezweige, von 64,816 Personen betrieben, die 342,560 Arbeiter beschäftigen, was mithin fünf Arbeiter auf jeden Meister ergibt. Es wird in diesen Etablissements für eine Milliarde 463,-628,000 Franken erzeugt. Das Meiste kommt auf Kleidungsstücke, nämlich 241 Millionen, auf Nahrungsmittel 227 Millionen, auf Bauten 150½ Mill., auf Mobilien 137, auf Arbeiten in kostbarem Metall 135, Pariser Artikel 128, Metallarbeit 103½ Millionen u. s. w.

* Die Versuche, welche nach du Tremblay's System mit der Anwendung des Schwefeläthers als bewegende Kraft in Toulon auf dem neuen Dampfschiffe France gemacht wurden, sind vollkommen gelungen. Das 1400 Tonnen und 90 Passagiere tragende Schiff, mit Maschinen von 300 Pferdekraft und einer Schraube von 12 Fuß Durchmesser, machte 9 Knoten die Stunde und wenigstens 50 Proc. Ersparniß an gewöhnlichem Brennmaterial.

* In Constantinopel erscheint eine **Geschichte Napoleons in türkischer Sprache**, in Lieferungen, deren erste im Januar ausgegeben ward. Sie ist mit armenischen Schriften gedruckt und von dem Armenier **Vartan**, Dragoman der Admiralität, geschrieben. Das Buch soll vollendet zwei starke Bände in Quart, jeder von 1000 Seiten, umfassen.

* Nach Berechnungen des bekannten Statistikers **von Reden** wird in Bayern jährlich für 46½ Mill. Gulden Bier getrunken, welches aus 5084 Brauereien hervorgeht. Auf den Kopf kommen von dieser Summe 10 Gulden 12 Kreuzer, mehr als das Sechsfache des Kopfbeitrags zu den direeten Steuern. Von den fünf größesten Münchener Brauereien verarbeitete im Jahre 1852 der Löwenbräu 11,856 Scheffel gesottenen Malzes, der Hackerbräu 9751, der Pschorrbräu 8633, der Spaterbräu 8480, der Maderbräu 5059.

— In einer musikalischen Zeitschrift lesen wir: „Eine neue Erfindung ist in Paris gemacht worden; man verkauft dort seit kurzer Zeit eine Art Stimmen-Capotastos, welche um den Hals der Sängerinnen geschnallt werden und der Stimme sofort eine erwünschte höhere Lage ertheilen. Die Erfindung ist sehr zeitgemäß, da es an hohen Sopranstimmen fehlt, allein, wie wir hören, nicht ganz ohne Gefahr, weil man bei unvorsichtigem Gebrauche leicht erwürgt werden kann." Deutsche Gesanglehrer, welche bisher die Stimmen ihrer Schülerinnen mühsam in die Höhe quälten, machen wir auf dieses neue und kürzere Verfahren aufmerksam.

— **Die Leidenschaft der Goldsucher in Californien.** Sprechend für die geistige Maßlosigkeit, für die fortwährende Gemüthsbeunruhigung dieser Menschen ist die hohe Zahl derer, welche irrkrank wurden. Die Zahl solcher Kranken war in Californien größer als in einem der andern Unionsstaaten, und von 284 derselben waren 78 Goldsucher. Kein Wunder bei der Hast, Reichthümer zu erringen bei der beständigen Sorge, sie wieder zu verlieren, bei der Arbeit, den Entbehrungen verschiedenster Art, dem Neide und den zeitweiligen Ausschweifungen, daß die moderirten Stimmungen der Nerven in grelle Dissonanzen überspringen müssen.

☞ In Folge unvorhergesehener und nicht zu beseitigender Hindernisse war es uns bisher unmöglich, die Monatshefte wie früher mit colorirten Modebildern zu versehen. Wir haben Anstalt getroffen, dieselben in Zukunft wieder regelmäßig liefern zu können und werden, im Fall sich unsere Anordnung nicht bewährt, unsere Leserinnen in anderer Weise zu entschädigen suchen.

Frühlings-Moden,

den Monatsheften geliefert von Geo. Brodie, 51 Canalstraße, und gezeichnet von Voigt nach vorhandenen Kleidungsstücken.



THE REGINA.

Von Poult-de-soie oder Moirée gemacht, erscheint dieselbe durch die luxuriöse und große chinesische Stickerei, die von den besten Fabriken uns zugeht, so wie durch das würdige Aussehen, welches sie gibt, als die Königin der Mantillen,

Gedruckt bei King u. Baird, No. 9 Sansomstraße, Philada.

ten. Man ließ sich immer zwischendurch auch einmal auf geistige Fragen, Theater, Musik und die Lieder ohne Worte ein, doch leider immer mit einem zu kühlen Tone, der der kleinen Leontine durch die Seele schnitt. Sie nannte diesen Ton „die kalte Verständigkeit und ihres Volkes Erbtheil." Leontine Simonis war jene einsam träumende Palme aus dem Morgenlande ihres Lieblingsdichters Heinrich Heine, nur mit dem Unterschiede, daß sie selbst bereits tief im Lande der Fichtenbäume wohnte und unter dem scharfen Luftzuge des Nordens oft, wie sie wenigstens sagte, unbeschreiblich frieren mußte.

Wir könnten für den Abstich, in dem Leontine Simonis gegen ihre Umgebung lebte, noch reichere und poetischere Citate geben, wenn wir die Sammlungen von Gedichten aufschlügen, die in einer Nebengasse des Hohen Grabens, nämlich im Barfußgäßchen Nr. 3, zwei Treppen hoch in Morgen- und Abendstunden auf sie gemacht wurden. Ihr Sänger war ein junger Mann, der sie liebte. Er hieß von Hause aus Moses Sancho, doch nannte er sich Moritz. Moritz Sancho, wie der Name zeigt, alten portugiesischen Erinnerungen angehörend, war etwas über fünf Jahre älter als Leontine, die bereits zwanzig zählte. Es ist und bleibt eine schöne Eigenthümlichkeit bei Leontinens Glaubensgenossen, daß sie junge Mädchen die Freiheit und Poesie ihres älterlichen Hauses möglichst lange genießen lassen. Sie verträumen meist alle ziemlich lange ein glückliches von Liebe gehegtes Dasein im Aelternhause, bis sie einem inzwischen meist leider durch kaufmännische Berechnungen vermittelten Loose anheimfallen. Leontine war eine gefeierte Schönheit; hundert christliche Bewerber würden sich schon längst und schon von ihrem sechszehnten Jahre an für sie gefunden haben; aber da sie unter den Ihrigen, oder wie Moritz Sancho, der Dichter, gesagt haben würde, innerhalb des Ghetto, verheirathet werden mußte, so zog sich die Entscheidung über die Bestimmung ihres Schicksals jetzt schon bis in ihr zwanzigstes Lebensjahr hinaus. Die geheimen Hindernisse, die es für diese Entscheidung innerhalb der Sphäre, wo man gläubig nur über Eisenbahnen, zweifelnd über Poesie sprach, geben mochte und die sich wahrscheinlich auf einige tausend Gulden mehr oder weniger zurückführen lassen konnten, kennen wir nicht. Leontine ahnte so etwas von den unheimlichen Kreisen, die manchmal um sie her sich zogen, bald näher kamen, bald sich entfernten und ihr immer ein tiefes Aufathmen der Freude verursachten, so oft wieder eine Gefahr, ihre Freiheit zu verlieren, verschwunden war. Man glaube ja nicht, daß Leontine, wenn sie von Freiheit sprach, Ideen hatte im Geiste der neuen materialistischen Philosophie! Sie kümmerte sich zwar mit einem Eifer, mit dem Jüdinnen so oft junge Christinnen beschämen, um Alles, was auf dem Gedankengebiete neu und anregend war, aber Das, was gerade sie Freiheit nannte, war ihr nur die Musik, die Poesie, der milde Schimmer der Sternennächte, das Mondenlicht, der Ruderschlag auf dem Golde jener italienischen Seen, zu denen sich ihre ganze Seele hingezogen fühlte. Ihre Freiheit war ihr die unendliche Sehnsucht nach Schönheit, ein namenloses Zerfließen in Idealen, die sie oft mit irdischen Namen nicht zu nennen wußte. Nur geographische wußte sie dafür anzugeben. Für den Anblick des Comersees z. B. hätte sie alle Partieen aufgegeben, von denen um sie her doch zuweilen geflüstert wurde ... ein Flüstern das ihr immer den Eindruck machte, als wenn sie, sitzend in ihrem Zimmer unter den breiten Blättern eines riesigen Gummibaums, blätternd in Gottfried Kinkel's „Otto der Schütz," vom drei oder vier Zimmer weit entfernten Comptoir ihres Vaters herüber das Ausschütten von Geldsäcken vernahm. Dieser Silberklang an sich war nicht unpoetisch, er war ihr auch nicht verhaßt, aber er war außerordentlich gewöhnlich. Er drückte bei ihr das Alltägliche aus. Das Geldeinnehmen und Geldgewinnen klang ihr fast so, als wenn sie jeden Morgen die tiefernsten Forschungen ihrer Mutter beobachten mußte, wenn diese mit einer fast contemplativen innern Mystik den täglichen Küchenzettel erfand.

Leontinens geheimste Gedanken verriethen, daß ihr auf jenem Nachen, mit dem sie durch den Comersee ihrer Ideale ruderte, regelmäßig nur Moritz Sancho das Steuer führte. Moritz Sancho war Doctor der Philosophie. Von gleicher Schwärmerei wie Leontine Simonis hätte er in der That mit ihr auch ein Paar gegeben, an dem Apollo sowohl in Rücksicht auf die Grazien wie auf die Musen Freude gehabt hätte. Hier hätten geistige und körperliche Vorzüge sich verbunden. Sancho besaß alle Merkmale des südlichen Ursprungs seiner Familie. Eine mittlere Figur, zart, schmächtig, behend, wie wir die Italiener kennen und von Spaniern und Portugiesen die Vorstellung haben. Das braune Auge blitzend von Leidenschaft, öfter aber auch, in Folge germanischer Einflüsse, in ein mildes Leuchten und träumerisches Umirren sich verlierend, das sogar ihr gewöhnlicher Ausdruck war und für Jeden etwas Anziehendes und Gewinnendes haben mußte. Sancho's ganze Erscheinung war, was man interessant nennt. Ein großes Selbstgefühl konnte nicht fehlen — werden doch seine Glaubensgenossen erzogen, die Freude und der Stolz der Ihrigen zu sein —aber eine ausgesuchte Bildung hatte doch über den Stolz des jungen Mannes die Formen der Grazie gelegt. Sancho's Selbstgefühl verletzte nicht. Es gab ihm nur Schwung, nur vertrauenserweckende Haltung. Wenn der junge Doctor in einen Salon trat, mußte er alle Herzen gewinnen. Sein blasses Antlitz, das glänzend schwarze Haar, der tief von innen kommende Blick aus den schwarz beschatteten Augen, all' jene Eigenthümlichkeiten nazarenischer Schönheit, von denen wir undankbaren Christen nur zu oft vergessen, daß sie die Vorbilder jener Gestalten sind, die wir auf Gemälden zu Gegenständen unserer Anbetung gemacht haben, lagen auch reichlich in der Erscheinung dieses jungen Mannes, der sich zu den Vorzügen seines südlichen Temperaments auch die Ergebnisse der germanischen Romantik zueigen gemacht hatte. Wie auch sein Lieblingsdichter Heinrich Heine sich vorzugsweise vom Judenthume dadurch zu befreien suchte, daß er eine etwas zu weit getriebene und nur äußerliche Verehrung vor unserer romantischen Märchenwelt zur Schau stellt, so kann man sich wohl auch beim Israeliten ein nach innen gehendes wirkliches Verschmelzen mit dem Charakter der germanischen Poesie denken, ein gläubiges und im Gemüth ergriffenes Heimathsgefühl unter dem Banne der schönen Lorelei, unter dem Zauber der Nibelungen und sogar dem Einfluß der christlichen Baukunst und Malerei. Moritz Sancho gehörte zu den ganz germanischen Israeliten des Dr. Gabriel Rießer in Hamburg und keineswegs zu den Ironikern seiner Bildung. Er dichtete von Blumen, Sternen, Sonnen, Palmen, Mondscheinnächten vielleicht ohne Berechtigung eines Sitzes auf dem Parnaß, aber er ironisirte wenigstens diese seine neue Heimath nicht, sank nicht, wie Heinrich Heine, von Lotosblumen und Feenträumen immer zu Schalet-Witzen herab. Wir wollen keine Kritik über die Poesieen des Dr. Sancho schreiben. Jedes Gedicht, welches einem Mädchen huldigt, das man liebt, steht an und für sich den Gedichten des Petrarca gleich und Leontine belohnte ohnehin ihren Sänger freundlicher als Jenen die kalte Laura.

Wie sich die Herzen dieser beiden Liebenden fanden, ist schwer zu sagen. Das Barfußgäßchen liegt nur in seinen auf den Hohen Graben mündenden ersten Häusern so, daß Leontine die glühenden Blicke des Doctors hätte allenfalls am Versengtwerden ihrer Lectüre unter den Blumen bemerken können. Die Hausnummer „drei" gab mit dem Hause ihres Vaters schon einen stumpfen Winkel. Auch das Ausschütten der Geldsäcke im Parterre-Comptoir hatte den Doctor nicht begeistert. Er war zwar arm, sehr arm—sein guter Vater hatte in einer großen Hansestadt sich vom einfachen, einst mit einer Karre hausirenden Büchertrödler mühevoll und mehr aus Liebe zu seinem gabenreichen Sohne, als aus eigenem Triebe nach Vervornehmung seiner Existenz, zum Besitzer einer „antiquarischen Buchhandlung" emporgeschwungen — aber materielle Berechnungen lagen ihm fern. Er hatte Philosophie studirt auf

das Schöne und Wahre im Allgemeinen hin, in der Hoffnung, die deutsche Nation würde sich binnen Kurzem zu einem möglichst idealen und freien Leben entwickeln und von den Professoren der Aesthetik, die man bei Universitäten anstellt, keinen Taufschein mehr verlangen. Er hatte auch den andern Glauben an einen gewissen idealen Umschwung seiner eigenen Glaubensgenossen—Manche sprachen in diesem Betracht von Köhlerglauben — aber waren nicht große Geister der Wissenschaften und Künste aus dem Kreise, den er den Ghetto nannte, neuerdings hervorgegangen? Hatten nicht Heirathen stattgefunden selbst in den reichsten Familien mit Söhnen ärmerer, ja sogar in den orthodoxesten mit christlichen Söhnen und christlichen Töchtern? Ist nicht die Zeit angebrochen, dachte er, wo die Vorurtheile schwinden wollen, die Schranken unnatürlicher Zurückhaltung in allen Gebieten fallen? Und konnte es durch Beispiele anderer Art, die schon statthatten, nicht sanctionirt werden, daß der schöne, liebenswürdige, geistreiche und mit der Zeit auch berühmte Doctor der Philosophie Moritz Sancho die schöne Leontine Simonis, den Augapfel ihrer reichen Aeltern, wirklich heirathete? Auf diesen Glauben hin dichtete und liebte wenigstens der Eine und duldete seine Anbetung der Andere. Der junge Doctor war unbeschadet seines Vaters, der daheim mit den gangbarsten Schulbüchern handelte, in die vornehmere Gesellschaft seines Glaubens eingeführt und außerordentlich gern gesehen, namentlich von Madame Simonis, protegirt sogar vom Vater und von den Brüdern Leontinens. Alles hatte ihn lieb. Die Brüder berichteten ihm zuvorkommend, wo irgend über ihn eine ungünstige Recension zu lesen war. Der Doctor war nicht nur äußerlich dem Hause willkommen und ein Hebel des Werthes, den sich jedes Mitglied desselben selber zuschrieb, sondern Leontine liebte ihn auch. Sie erwiderte auf Bällen im Tanze seinen Händedruck, sie verrieth ihm die Thränen nicht, die ihr in das dunkle blaue Auge traten, wenn der Freund leise ein Gedicht in ihr Stickerei-Körbchen schob, sie duldete, daß er im raschen Benützen einer günstigen Gelegenheit ihr die Hand küßte, diese Hand, die zuweilen selbst einen Vers versuchte, wenigstens Phantasieen in ihr Tagebuch niederschrieb und dann ihren Freund lesen ließ, was sie Alles von den Sternen, den Mondnächten und den Gondelfahrten auf dem Comersee träumte. So verflossen einige Jahre des zartesten Seelenaustausches und Moritz Sancho hatte wohl ein Recht zu hoffen, diese Verbindung würde ihm die Muße schaffen, einst der deutschen Nation große, gereifte, gefeilte Werke anbieten zu können, ein Recht zu hoffen, er würde das höchste Dichterglück gewinnen, seine Muße gleich dicht nebenan im Zimmer in seinem angetrauten Weibe zu besitzen, oder wie er es seinem alten Vater in dessen Sprache ausdrücken mußte, eine gute Partie zu machen.

Ein heißer Sommer führte fast die ganze Familie des Herrn Simonis in ein Bad. Von dem Bade aus machte man noch eine Rheinreise. Als Leontine mit ihren Aeltern zurückkehrte, hatte Moritz gerade die Absicht, einmal seinen alten Vater zu besuchen. So gab es eine Trennung von länger als einem Vierteljahre. Von einem Briefwechsel konnte natürlich keine Rede sein. Leontine hätte nimmer gewagt, eine Zeile anzunehmen, die ihr von Sancho durch die Post zugekommen oder wenigstens von der Mutter ungelesen geblieben wäre. Alles Das verstand sich ja von selbst. Sancho täuschte sich auch nicht über die Schwierigkeiten seines Vorhabens. Er wußte, daß ihm sein Herz eine fast unerreichbare Aufgabe gestellt hatte und daß es ihm nur durch ein langes Dulden und langes Werben, wie dem Jakob einst um Rahel, möglich werden würde, von einigen Gedanken, der ihn nächst seinem Ruhme erfüllte, möglich zu machen. Ja dieser Ruhm, diese Sehnsucht sogar, seinem alten Vater noch einst solche Bücher von ihm zu zeigen, welche die zweite Auflage erlebten und nicht zu herabgesetzten Preisen verkauft wurden, trat sogar gegen seine Liebe vorläufig in den Hintergrund.

Wie furchtbar mußte es ihn daher niederschmettern, als er nach der großen Residenz

eines schönen Herbstmorgens zurückkehrte und die Nachricht empfing, Leontine Simonis wäre die verlobte Braut eines fremden Mannes, der um sie angehalten und nach den üblichen Weitläufigkeiten als ihm bald vermählte Gattin gewonnen hätte!

Sancho war in Verzweiflung. Sein ganzer Lebensfrühling war wie von einem Sturme geknickt. Das Gerücht war kein Gerücht; er sah die Verlobungskarte, sah dies verhängnißvolle glänzende kleine Blatt, das inzwischen auch ihm war geschickt worden. Leontine verlobt! Mit einem fremden reichen Manne! Wahrheit, Wahrheit war's! Er schloß sich in sein Zimmer und weinte. An Sammlung, Fassung war nicht zu denken. Er ging nicht aus, schon vor Furcht, man möchte ihm begegnen, von dieser Verbindung mit ihm sprechen und seiner getäuschten Hoffnungen erwähnen; er ging nicht aus, weil er krank wurde. Er bot einen Anblick, der Mitleid erregte. Er aß und trank nichts. Er saß nur starr und stützte das Haupt auf. Sein Bart wuchs ihm, wie nach den Vorschriften der Trauer, die seinem Volke geboten sind. Das Feuer seiner Augen erlosch. Er saß da, stumm und starr. Wehmuth machte ihn ohnmächtig zu einem Entschlusse. Es rührte ihn Alles. Der Gedanke an sich selbst am meisten. Seine Gedichte, die in so schönem Goldschnitt neben ihm sauber geschrieben lagen, blickten ihn wie bittend, wie selbst hülflos, nicht einmal mitleidig und tröstend an; bedurften nicht auch sie erst des Fortkommens in dieser kalten Welt, bis sie selbst anerkannt Andern Trost spenden konnten? Alles stand so still, so geisterhaft um ihn. Diese Verlobungskarte war das Einzige, was redete. Die schwatzte und lachte oder „kicherte," wie sein Heinrich Heine gesagt haben würde. Er saß wie in Dämmerung einen Tag und den zweiten halben noch. Die Sonne schien nicht und doch ließ er alle Vorhänge herab, nur um nichts zu sehen, nichts als seinen Schmerz, der keineswegs Goethe'scher, die Poesie befruchtender Schmerz war. Er stöhnte laut. Er warf sich vom Sopha bald auf seine drei alten gepolsterten Stühle mit Kattunüberzügen, bald aufs harte Bett, bald wieder auf das noch härtere Sopha. Der Schmerz trieb ihn immer wieder auf. Seine Nachbarn mußten ihn seufzen hören. Es war der ganze bekannte furchtbare Druck, den der Mensch im Unglück so recht mitten auf dem Sonnengeflechte fühlt, derselbe Druck, der ihn das Leben in jener ganzen Schalheit und Unersprießlichkeit empfinden ließ, die schon Hamlet fühlte, als er sich umbringen wollte und auch dies, um ganz vergessen zu können, für einen unnützen Ausweg erklärte.

Na, was haben Sie denn, Doctor? sagte seine Wirthin und pflegte ihn mit heißem Thee und zuthunlicher Liebe und erfuhr seinen ganzen Schmerz. So freundliche Frauenworte und Frauenhülfe lindern schon gar sehr. Am zweiten Tage Abends mußte er sich sagen: Es gibt doch im Menschengemüthe ganz wunderbare Heilquellen. Sie fließen so tief geheimnißvoll, unbekannt und räthselhaft. Wir wissen gar nicht, wo sie herkommen, wissen nicht, wo den furchtbaren Druck des Kummers plötzlich von unten her ein so treu Geheimes emporhebt. Man vergeht im Schmerze wie vor Durst und es sickert plötzlich ein Trost herauf mitten in der Wüste. Es wird warm an einer Stelle, irgendwo, vielleicht im Auge oder es klingt ein Rauschen am Ohr, vielleicht ein Heimathsgefühl, eine Jugenderinnerung. Meist ist es Heimath und Jugend, die wie plötzlich lebendig anklopfen und wir machen auf und sehen erst Niemanden, dann aber Aeltern und Geschwister, denen wir trotz aller Verachtung der Welt dennoch lieb bleiben, wir fühlen, etwas, das von ihnen wie eine belebende Wärme uns entgegenströmt. O die Heilkraft der Natur ist ein Geschenk des Himmels, für das wir knieend danken sollten! Es bewahrt uns vor Verzweiflung, reicht uns in düsterster Finsterniß die warme treue Hand des unsichtbaren Führers, der uns schon manches Jahr gehalten hat, und hebt uns wieder empor und läßt uns sogar reifer erstehen von unserm Kummerlager, als wir uns mit tausend geistigen Schmerzen niederlegten. Dann ergreift wohl ein Vater die

Feder und schreibt seinen Kindern oder eine Mutter nimmt ein Briefblatt und schreibt einer Freundin, und hier ergriff ein Sohn die Feder und schrieb an seinen alten Vater Levi Ezechiel Sancho, Bücherhändler, einst auf der Karre, jetzt in einem Laden nicht weit von der lateinischen Schule der alten Hansastadt. Moritz schrieb einen Brief mit der schlichten Anrede: „Lieber Vater!" und der schlichten Unterschrift: „Dein treuer Sohn Moses" und die einfachste Sprache, deren Inhalt zwar dem Vater Kummer machte, wurde eine Stärkung für den Sohn. Als er Licht angezündet, das Siegelwachs erwärmt, die Adresse auf den zusammengelegten Brief geschrieben hatte und noch spät Abends zur Post ging, um dem Vater sein Unglück zu melden, wurde es Sancho'n viel leichter. Er mußte sich ja finden. Es half nichts; denn es gab in vier Wochen keine Leontine Simonis mehr, sondern nur noch eine Leontine Herz.

Leontine Herz hatte ihren Aeltern große Freude gemacht. Einmal, daß sie sich nach einigem Weigern in Pyrmont zu dieser Partie entschloß, dann, daß sie bei den Heirathspacten es durchsetzte, daß ihr Gemahl in die Residenz ziehen mußte. Der Schwiegersohn, Michael Herz, hatte früher in einer andern Residenz unsers residenzlichen Vaterlandes gewohnt, war daselbst der Sohn eines Hoffinanzagenten und ein außerordentlich geschliffener, weit schon in der Welt herumgekommener Geschäftsmann. Er hatte — doch es wird nothwendig sein, diesem Gemahl Leontinens mindestens dieselbe Aufmerksamkeit zu schenken, wie dem Doctor Moritz Sancho, der sich durch das Studium der Künste und Wissenschaften einstweilen für seinen Verlust zu trösten sucht. Was er erlebt hatte, gehört zu Heinrich Heine's „alten Geschichten," die sich täglich ereignen und eigentlich Dem nur interessant sind, dem sie „just passiren."

Zweites Capitel.

Michael Herz.

Michael Herz konnte beim ersten Anblick für Das gelten, was man oft und nicht selten mit Grund eine „gewöhnliche Geldseele" nennt. Sein Aeußeres deutete allerdings auf enge Grundsätze. Er war klein, nicht gerade häßlich, aber für die Rolle eines Schiffers auf dem Comersee der Ideale ziemlich ungeeignet. Michael Herz hatte stechende, ausdrucksvolle Augen, eine große Stirn, die an den Schläfen schon graue, auf dem Wirbel gar keine Haare mehr zeigte. Er trug zwar einen sehr großen modernen Bart, den er aber nur im ersten Jahre seiner Ehe mit einiger Sorgfalt behandelte, färbte und pflegte, später vernachlässigte und nur zuweilen noch, wenn die Schwiegeraltern ein Diner gaben oder das junge Paar irgendwo ausgebeten war, zum Gegenstand philokomischer Studien machte. Seine Gesichtszüge waren markant, mager, schon mit Furchen durchzogen. Sein Gang, wenn er mit der Cigarre auf sein in einem andern Theile der Stadt gelegenes Comptoir — er hatte sich eine eigene Speculation fast mehr zur Unterhaltung als aus Bedürfniß zugelegt — wanderte, war von den Grazien verlassen und nur durch eine gewisse Sicherheit sich auszeichnend; Sicherheit war überhaupt der Charakter seines ganzen Wesens. Er war so sicher, daß er sogar Witz und Scharfsinn besaß. Er hatte die Welt schon mannichfach kennen gelernt und viel beobachtet. Michael Herz trieb Nationalökonomie, höhern Mercantilismus, Freihandel, Politik mit Leidenschaft und man würde ein himmelschreiendes Unrecht thun, wenn man ihn dabei einen Verächter des Schönen genannt hätte. In den Wissenschaften hatte er solide Grundlagen gelegt. Er las vielerlei in den Morgenstunden und oft bis spät des Abends. Am liebsten Englisch und Französisch. Der Geschmack seiner alten und neuen Freunde war nicht immer der seinige. Er lächelte anfangs über die Schwärmerei seiner verlobten Braut, aber auch über die scherzhaften Einfälle der Oberflächlichkeit, die dem Witze auch Alles opfern wollte. Er ließ sich wohl die Späße munden, die auf der Börse am glücklichsten zufällig, minderglücklich privilegirt gemacht werden, aber mit bannalen Phrasen war doch nicht Alles bei ihm abge-

macht. Michael Herz forschte den Quellen nach. Vieles, was auf der Börse bespöttelt wurde, erfüllte ihn mit Achtung, wenn er die Abneigung des Geschäftsmannes auch vollkommen theilte. Wir fürchten endlos zu werden, wenn wir fortfahren wollten, alle diese Eigenthümlichkeiten zu schildern. Nur die eine Eigenschaft wollen wir noch erwähnen, daß er in den ersten gröbern Umrissen seiner Toilette genau war, den Luxus der weißen Wäsche und die, wie Manche sagen könnten, Pedanterie der Reinlichkeit bis zum Exceß trieb und nur in der übrigen elegantern Toilette, in Westen, Halsbinden, Slips, Röcken und Paletots den Cyniker spielte. Ein paar schwarze, freilich englisch doppelnähtige Handschuhe trug er oft mehre Monate. Er pflegte überhaupt zu sagen: „Ich war einige Jahre in Paris und London ein Elegant und habe daselbst die unsinnigsten Depensen gemacht. Ich putzte mich heraus, als wenn es niemals Spiegel oder eine Antikensammlung im Louvre gegeben hätte. Ich bildete mir ein, mit neuen Cravatten, seidenen Westen, Slipsen, Burnussen, Abdelkaders und troddelnbehängten Paletots unwiderstehlich zu sein und merkte nicht, daß jede Grisette mir sagte, wie lächerlich ich war. Meine pygmäische Figur, mein confiscirtes Gesicht, meine Policinell-Manieren, nichts von Alledem ließ sich durch die Rechnungen der ersten Schneider und Modehändler verbessern. Ich glaubte für jährlich 3000 Francs ein Adonis zu sein und war nur komisch. Seitdem hab' ich diese Methode, Interesse zu erwecken, aufgegeben. Ich fing an, Eindruck zu machen, seitdem ich jeden Rock so lange trug, bis an den Aermelspitzen sich eine hellere Schattirung einstellte. Meine Ehe fang' ich wahrscheinlich auch erst in diesem Systeme der Atonisirung an. Komm' ich aber zu Leontinen zum Kaffee, in einem Schlafrock von blauem Sammet, mit gelben Schnüren und hängenden Troddeln, komm' ich mit einem türkischen Fez von rother Seide mit silbernen Franzen und ich erlebe nicht, daß sie augenblicklich vor Lachen in Ohnmacht fällt, so will ich mich anheischig machen, Zeitlebens im Hause den Hanswurst zu spielen. Meine Lieblingstoilette, grau in grau, wird mich ihr vorläufig im Comptoir bedeutender erscheinen lassen. Auch werden vielleicht die Cigarren meinen Eindruck unterstützen oder man wird mich eines Tages eine lebendige Mumie nennen, mich des Besitzes einer jungen blühenden Frau, die eine Haut wie Pfirsiche hat, für unwürdig erklären und in allem Ernste, ich ahne, daß man mit Schrecken an meine Zukunft denkt."

Sollte sich Leontine Simonis nun in die Natur eines solchen Gemahls haben finden können? Sind hier keine Kämpfe vorgekommen? Ging das Alles in der gemüthlichen Gewöhnung so rasch von statten, wie es sich jetzt geebnet zu haben scheint? Lassen wir die Thatsachen reden.

Schon in Pyrmont verrieth Leontine, wie wenig dieser Michael der eigentliche Mann ihres Herzens war. Der scharfblickende, schon in die dreißiger Jahre eingerückte Mann bemerkte eine ihm, wenn auch nicht bis zur Verweigerung der Hand, doch bis zu einer gewissen sogleich hörbaren Dissonanz ungünstige Stimmung sehr bald. Er hatte zwar in Pyrmont und später in der Residenz, wo das Aelternpaar Leontinens wohnte, einige Sorgfalt auf sich verwendet; sein Schicksal war aber eben das, dann gerade geringfügig zu erscheinen, wenn er es andern Männern an Sorgfalt und Geschmack nachthun wollte. Sich so zu geben, wie es sein zweites Pariser System war, konnte er der Aeltern und der Neuheit wegen nicht wagen und dennoch besaß er Ehrgeiz. Er besaß nicht den Ehrgeiz, sich schwärmerisch geliebt sehen zu wollen; er besaß aber den Ehrgeiz, seiner Gattin nicht zu gestatten, daß sie sich ihm gegenüber als etwas Apartes gab, eine Welt für sich beanspruchte, ein Dasein für sich oder wenigstens eine Lebensauffassung, in die er etwa wie ein Heiligthum nicht eintreten durfte. Schon die erste Bekanntschaft gab eine Menge von Gegensätzen. Leontine phantasirte am Flügel in schwärmerischen Accorden; Michael konnte nicht in Abrede stellen, daß er fröhlichern Weisen den Vorzug gab. Sie sprach von Büchern, die er nie gelesen hatte, auch nicht

lesen mochte, so schön sie in Goldschnitt eingebunden dalagen. Leontine sprach Französisch und Englisch lange nicht mit der Gewandtheit, die ihm wünschenswerth erschien, um so mehr, da er Pläne hegte, in Zukunft vielleicht im Auslande zu wohnen und an den Plätzen Geschäfte zu machen, wo man die Handelschancen in erster Hand hat. Ihr ganzes Wesen war ihm zu zerflossen und zu sentimental. Und wie dies der geheime Schaden immer bei den Allzugefühlvollen ist, so entging auch seinem Scharfsinne nicht, daß dieser Schwärmerei eine große und ihm gefährliche Einbildung von sich selbst zum Grunde lag.

Michael Herz erfuhr auch von dem Verhältnisse des Doctor Moritz Sancho. Man hatte ihm nicht sagen können, daß zwischen diesem jungen Gelehrten und seiner Verlobten ein unverbrüchliches Band gegenseitiger Verpflichtung bestand, aber die Art, mit der die Aeltern diesen Namen aus den Listen etwaiger Einladungen ausstrichen, die satirischen Anmerkungen, mit denen Leontinens Brüder den dichterischen Genius des schönen und, wie er bald bemerkte, in der Gesellschaft bevorzugten jungen Mannes zuweilen zur Erwähnung brachten, öffneten ihm doch sehr bald die Augen. Unverkennbar wurde ihm, daß ihm Leontine auf diesem Wege, den sie schon einschlug, eine Zukunft bereiten würde, die ihn auf die Stufe der geduldeten Ehemänner stellte. Ehrgeiz kämpfte dagegen bei ihm ebenso sehr wie wirkliche Liebe. Er hatte ein tiefes Gefallen an seinem Weibe. Er liebte Leontinen. Gerade die Verschiedenartigkeit ihres Wesens von dem seinigen hatte ihn angezogen. Er fand nach seinem Systeme ihre Entzückungen über den gestirnten Himmel und die Mondnächte auf dem Comersee zwar komisch, aber solche Art von Poesie hat zu allen Zeiten selbst die Verständigsten immer verlockt und angezogen. Er beherrschte sich; er verrieth nicht ganz, was er fühlte. Die tiefe Ablehnung, die in „Madame Michael Herz" für ihn lebte, that ihm weh. Er sann hin und her, wie er es durchsetzen sollte, daß sich Leontinens ganze Seele in ihm zurechtfände, ihn und sein Lebensprincip gelten ließe und sich von einer geistigen und gefühligen Vornehmheit trennte, die etwas Drückendes für ihn hatte. Er wußte, daß die äußere Treue seines Weibes in allen Lagen rein wie Gold sein würde, er wußte, daß ihr nimmermehr einfallen könnte, an den jungen Dichter anders zurückzudenken als wie eine Fürstin etwa an einen Knaben vom Lande zurückdenkt, mit dem sie einst Popularitätsstudien machen mußte; er wußte, daß die Israeliten alle Vorurtheile des Standesunterschiedes haben — sie waren nicht umsonst in Spanien und Portugal die Beobachter reiner und fleckenloser Ritterschaft. Er wußte, daß der Sohn eines Antiquars von Salamanca und wenn er der unbekannte Dichter des Cid Campeador gewesen wäre, nie daran in Wahrheit hätte denken dürfen, die Tochter irgend eines christlichen Don Juda ben Kimchi de Simonis zu gewinnen. Aber das Alles hinderte nicht, daß er sich unglücklich fühlte und vor seinen Verwandten daheim nicht mit der Miene bestand, die sie an ihm zu sehen wünschten.

Die Hochzeitreise aber, welche die jungen Eheleute machten, hatte das Gute, daß Leontine wenigstens vor der praktischen Umsicht ihres Mannes etwas Achtung gewann. Sie erkannte sehr bald, daß ein so sicheres und dabei nicht vorlautes und eine zarte Natur in Verlegenheit bringendes Auftreten in Gasthöfen und auf Eisenbahnen, wie es Michael Herz eigen war, nur die Folge der Lebenserfahrung und Weltroutine sein konnte. Es gewann ihr zuweilen ein wenig Bewunderung ab, wie sicher und planmäßig diese Reise nach der Schweiz und den schönsten Theilen des deutschen Oesterreichs angeordnet war im Vergleich zu dem Geschrei und dem Durcheinander, wenn sie mit ihren Aeltern reiste. Auf einer so kurzen Fahrt wie nach Pyrmont war sie jährlich gewohnt gewesen, daß die Familie Simonis mindestens drei Rückenkissen, ebenso viel Handtaschen, oft noch wichtigere Dinge liegen ließ, dann mitten im Fluge des Dampfwagens von Anhaltenlassen sprach, nach allen Conducteuren rief und sich nicht selten ent-

schließen mußte, telegraphische Depeschen um gestickte Sacktücher und lederne Luftkissen hin und her spielen zu lassen. Diese bodenlose Unsicherheit, die mitten im schönsten Genusse bei den älterlichen Reisen Aufschreie und Schrecken aller Art zu verursachen pflegte und ihr das Reisen unter solchen Umständen eigentlich schon längst verleidet hatte, fiel bei Michael Herz gänzlich weg. Das junge Ehepaar reiste allein, nur in Begleitung einer einzigen Dienerin und Alles ging vortrefflich von Statten. Michael rauchte seine Cigarren, fand Alles, was man besichtigte, anregend, mehr oder minder auch merkwürdig und verbreitete dabei ein so behagliches Gefühl der Sicherheit, daß sie ihm im Stillen das Zugeständniß eines praktischen Mannes, mit dem wenigstens äußerlich sich leben ließ, nicht verweigern konnte.

Nach Hause zurückgekehrt, stellte sich das Gewonnene aber bald in Frage. Michael Herz war in seinem neuen Wohnorte fremd, hatte ein neues Etablissement zu begründen und fühlte, daß die Verwandtschaft ihm nicht diejenige Selbständigkeit einräumen wollte, die er gewinnen mußte, um sich behaglich zu wissen. Sein verständiger Sinn hatte sich früh im Leben zurechtgefunden. Er sah älter aus, als er war, aber er hatte noch mehr Klarheit seines Wollens, als man selbst seinem Aussehen hätte einräumen mögen. Solche halbblasirte Naturen sind zähe in ihren Vorstellungen von Dem, was man gemeiniglich Glück nennt. Michael Herz schwieg zu Allem, was er sich von Schwiegerältern, Schwägern, ja selbst seiner Gattin gefallen lassen mußte, war aber nicht im mindesten gewillt, die Dinge so gehen zu lassen, wie sie in den ersten Monaten seiner Ehe und neuen Niederlassung gingen. Er trällerte, scherzte, lachte, spielte den Unbefangenen, sah aber wohl, wie in seiner glänzenden, kostbar eingerichteten Wohnung ganz andere Geister herrschten als die, die sich seiner Botmäßigkeit unterworfen fühlten. Von einer innigeren Vertraulichkeit Leontinens mit ihm selbst war keine Rede. Man gab sich die Miene, ihn erziehen zu wollen, schrieb ihm eine Menge von Regeln seines Verhaltens sowohl in der Geschäftswelt wie in der Gesellschaft vor und wenn er gar beobachten mußte, daß die Hoffnung, die Leontine gewann, Mutter zu werden, wie eine Angelegenheit betrachtet wurde, die mehr die Familie als ihn selbst beträfe, so hatte er Augenblicke des Schmerzes und konnte sogar, weil er die Verstimmung nicht wegheuchelte, Anlaß geben, sich ernstlich über ihn zu beklagen.

Als nach der Geburt eines Sohnes es den Anschein hatte, als wenn Leontine mit jetzt noch gesteigerterer Gleichgültigkeit für ihn und sein Bedürfen nach Gemüthlichkeit sich wieder alleinstellen und die Nahrung ihres geistigen Daseins aus tausend andern Hülfsquellen, nur nicht aus ihm, suchen würde, nahm er sich ernstlich vor, dieser Gefahr der Unterordnung endlich für immer vorzubeugen. Er hatte sich dazu manches Mittel überlegt. Ein ernstes gemüthliches Wort mit Leontinen, eine Bitte um Verständigung, die Betheurung seiner Liebe, alles Das schien ihm sehr gefährlich, seinem Charakter widersprechend und fruchtlos. Denn, sagte er sich, wie selten überlegen die Männer, daß sie mit Allem, was sie um Gotteswillen von den Frauen verlangen, Fiasco machen. Die Lehre vom Hebel schon sagt uns, daß wir die Mittel, Wirkungen hervorzubringen, nicht an die Stelle setzen müssen, wo die Wirkungen selbst stattfinden sollen. Die Liebe und ganze Hingebung meiner Frau muß an einer ganz andern Stelle hervorgebracht werden als auf dem Boden, wo ich mich ihr etwa zu Füßen werfe. Er sann, was beginnen. Die Zerstreuungssucht seiner Gattin war im besten Zuge, das Zerfließen, Schwärmen, Musiciren, Lesen, Alles hatte wieder einen Anstrich geistiger Vornehmheit und exclusiver Nichtachtung gewonnen; spotten wollte er nicht, reizen, opponiren noch weniger. Ein Ende nehmen aber mußte dieser Zustand. Er liebte seine Gattin, er durfte sich sagen, daß sein ganzes Wesen wohl der Mühe werth war, erforscht und zur Richtschnur des Hauses genommen zu werden. Er wollte Vertraulichkeit, Herzlichkeit, Hin-

gebung desselben Gemüthes, das sich für Alles in der Welt erwärmen konnte, nur für ihn nicht. Und um zu diesem Ziele zu gelangen, verfiel er denn endlich auf ein in dieser Art mit Bewußtsein wohl noch nie ausgeführtes Mittel. Es bestand in folgendem eigenthümlichen und gewagten Seelenexperiment:

Michael Herz hatte sich gesagt: Es muß in Leontinens Seele etwas einziehen, das Kraft genug besitzt, die bösen Geister der Eitelkeit, des geistigen Hochmuths und der Gefühlsschwelgerei zu bannen. Vernunft ist ein schönes Wort, aber man kann sie unmittelbar Niemanden einreden. Zank und Lärm ist verdrießlich; die Nachbarn hätten den meisten Vortheil davon. Eine Vorspiegelung, daß wir uns einzuschränken hätten, könnte meinem Credit schaden. Ueberhaupt wird Alles vergebens sein, was nach der Nothwendigkeit aussieht, Leontine sollte in sich eine Tugend ausbilden. Tugenden sind meist nur die Resultate glücklich zusammentreffender Umstände. Das Beste ist, was als gut schon angeboren wurde. Wo das Angeborene nicht gut ist, da muß man sich eingestehen: Auf die Tugend hin erziehen kann man nicht. Man muß nur den Unarten begegnen oder den Unarten eine bessere Wendung geben. Und wie begegnet man den Unarten? So, wie man Krankheiten bekämpft. Die Arzneikunde gibt Aufschlüsse darüber. Um den Verheerungen ansteckender Krankheiten zu begegnen, impft man die Neigung dazu ein. Man gibt Gift, um Gift auszutreiben. Das Gift würde einen gesunden Zustand zerstören, aber einen kranken heilt es. Das Gift und die Krankheit kommen in Conflict und über dem Kampf beider Gegensätze gewinnt die Heilkraft der Natur hinlänglich Oberhand, um sich zwischen beide Mächte zu werfen und ihrem Streite durch die wiedererwachte Gesundheit ein Ende zu machen.

Darauf hin impfte Michael Herz seiner Gattin etwas nicht besonders Schlimmes, aber auch nicht besonders Gutes ein — — nämlich den Geiz.

Michael hatte zwar bemerkt, daß in seiner Frau auch nicht das mindeste Talent der Wirthschaftlichkeit lag. Man hatte ihr den Bestand eines Hauswesens so bequem wie möglich eingerichtet. Es war ihr eine Maschine übergeben worden, die, einmal angestoßen und durch das aufgeschüttete Wochengeld in Bewegung gesetzt, seit geraumer Zeit schon von selbst ging. Dennoch war ihm an Leontinen auffallend, daß er einen gewissen Charakterzug nicht gerade des Neides oder der Mißgunst, aber doch etwas Dem Aehnliches entdeckte. Richtiger ausgedrückt war diese Eigenschaft vielleicht eine angeborene—Gerechtigkeitsliebe. Sie hatte Sinn für das Billige, Richtige, für das Maß. Ihr Schönheitssinn brachte diese Anlage mit sich. Schon bei den Aeltern polterte sie oft ins Wirthschaftliche hinein und später, wenn es bei ihnen Gesellschaft gegeben hatte, fiel Michael auf, daß Leontine die Speisen, die man abtrug, listig überwachte, von bessern Gerichten nur ganz geringe Antheile an die Dienstboten gab. Ihm selbst, der einen angeborenen großmüthigen Sinn hatte, waren diese kleinen Charakterzüge bei erster Beobachtung ärgerlich gewesen. Er schalt darüber oder verlachte Leontinen; bei ernsterer Ueberlegung aber entdeckte er, daß diesem Fehler scheinbarer Mißgunst doch ein guter Trieb zum Grunde lag, der in Leontinens Erziehung nur nicht war ausgebildet worden. Das junge Mädchen hatte Notentakte, nicht Geld zählen gelernt, und doch hatte sie einen hohen Begriff vom Gelde. Kam sie in die Lage, schon als Kind, einmal einen Gegenstand nach seinem Werthe anzuschlagen, so taxirte sie ihn sicher immer geringer, als er werth war und erschrak über die hohe Summe, wenn man die rechte nannte. Ihren Brüdern hielt sie fortwährend ihre Verschwendungen vor. Sie mußte von deren Zorne viel leiden, wenn sie sich in die Streitigkeiten mischte, die oft genug mit ihnen über den Bedarf an Geldmitteln ausbrachen.

Michael Herz begann nun sein System. Die junge, nach ihrem ersten Kinde sich zur Schönheitsfülle erst recht entfaltende Frau gab Gesellschaften und liebte sie. Sie scherzte

und lachte dabei. Man hatte einen Kreis von bekannten Namen um sich versammelt, man lud Jeden, von dem man nur einmal eine Auszeichnung empfangen, zweimal wieder ein. Leontine war die Frau von Geist, Poesie, Gemüth, Seele, die große Pianoschlägerin, die verschämte Dichterin, während Michael Herz nur die Honeurs der Aeußerlichkeiten machte. Sie war so in einen Strudel gerathen, daß nur die Anmeldung fehlte: Herr Dr. Moritz Sancho wünscht seine Aufwartung zu machen! sie wäre aufgesprungen, in ein Cabinet geeilt, hätte bald ihr klopfendes Herz mit der Linken gehalten, bald mit der Rechten an ihrer Haube die langen rothseidenen Bänder geordnet. Im Theater, in Concerten hatte Sancho auch oft sie mit Augen wieder beobachtet, welche die volle Glut seiner alten Liebe aussprachen. Er grüßte nicht — denn einem tiefen Grolle seines Gemüths, der verflogen war, mußte er doch wenigstens den äußern Anschein nicht entziehen; aber die kleine unscheinbare Gestalt Michael Herzen's mit der kahlen Glatze und der nachlässigen Haltung neben der reizenden jungen Frau hätte ihn an sich nicht gehindert, seine Gefühle deutlicher erkennen zu geben. Es war nur ein inneres Zagen, die Scheu vor Leontinens Glanz und Reichthum, die ihn von dem wieder mächtigen auftauchenden Ideale seiner Träume entfernt hielt. Und in dieser Zeit begannen Michael Herzen's seelenkünstlerische Experimente. Sie gelangen ihm mit überraschendem Erfolge. Sonst hatte er Fülle und Redlichkeit befördert, hatte geschmollt, wenn die Reste eines Balls oder Diners zu rasch verschlossen oder kleinlich und ängstlich gehütet wurden; jetzt fing er an, unscheinbar seine Gattin darin gewähren zu lassen. Damit nicht genug, brachte er eine ökonomische Frage nach der andern aufs Tapet. Auf die harmloseste Weise warf er kleine Alternativen von Mehr- oder Minderausgaben hin, ließ Aussichten über Gewinn oder Verlust fallen und schilderte wie zufällig die Vortheile, die sich ihm im Geschäft wie von ungefähr gemacht hätten. Es erschreckte ihn fast, wie diese geheime in Leontinens Seele gelegte Mine nun Fortschritte machte. Sie zündete immer weiter, Explosion der in ihr aufgehäuften Stoffe folgte auf Explosion. Zum Glück war Michael Herz selbst so von aller Kleinlichkeit entfernt, daß er mit der Zeit der immer mehr sich steigernden Entwickelung zum Geize seiner Gattin steuern mußte. Er sagte sich: Ich wollte das Uebermaß der Sentimalität aus dem Herzen saugen, ganz austrocknen wollt' ich es nicht! Er hütete sich, wie das in tausend Fällen geschieht, mit seinem Weibe in einem gleichen Triebe der Mißgunst und des Geizes zusammenzuschrumpfen. Wer hätte nicht schon mit Bedauern jene jungen Eheleute bemerkt, die eben noch lieblich und poetisch waren und plötzlich nach wenig Jahren etwas Pedantisches, Gemessenes, Penibles, Lauerndes bekamen? Herz begnügte sich mit der überraschenden Vertraulichkeit, die sich plötzlich wenigstens in e i n e m Punkte zwischen ihm und seiner Gattin herstellte. Leontine hatte nun ewig kleine Pläne, immer im Geheimen etwas zu betuscheln, bald gegen diese, bald gegen jene Tradition der Küche oder der Wäsche oder des übrigen Hausverbrauchs etwas anzulegen. Für diese Pläne bedurfte sie dann der Anlehnung, eines Mitverschworenen, eines geheimen Verbündeten. Es geschah mit klügstem Takte, daß Michael den Reiz des Geheimnisses, der ihn plötzlich mit seiner Gattin verband, nicht mißbrauchte.

Indessen trat hier eine Gefahr ein. Die Grazien konnten verloren gehen — —

In die gewaltige Gährung, in die Leontine durch die Seelenkünste ihres Mannes versetzt war, fiel die Geburt ihres zweiten Kindes. Es war dies ein Mädchen. Die Aeltern waren glücklich über das Pärchen. Es ging Alles nach Wunsch. Michael klagte schon nicht mehr. Leontine hatte sich plötzlich auffallend verändert, ohne daß es die Aeltern recht begreifen konnten. Ob Leontine — es selbst begriff? . . . Sechs Wochen nach Ankunft der kleinen Rahel fuhr die Mutter aus . . . Es war ein wundervoller Frühlingstag. Der Wagen zog langsam. Die Promenaden um die Stadt blühten und grünten. Leontine sog die balsa-

mische Luft mit Entzücken und nicht ohne Wehmuth ein. Es war seit einem Jahre nun so Vieles unklar in ihrem Innersten, so Vieles plötzlich unvermittelt eingedrungen, so Vieles, was ihr Freude — und Schmerz bereitete. Ihre Stimmung war die einer Genesenden. Sie wurde durch Alles, was sie wiedersah, gerührt. Und wenn sie die beiden holden Kinder sich vergegenwärtigte, die ihr, eigentlich ohne besondere Sehnsucht danach, wie kleine Engel zugeflogen gekommen waren, wenn sie zurückblickte auf Das, was früher die Goldländer ihrer Sehnsucht gewesen und sie sich doch nicht sagen konnte, daß die Gegenwart sie ganz unbefriedigt ließ, so konnte sie sich nicht wundern, daß ihr Thränen in die Augen traten. Die Gegenwart klammerte sich ihr so fest, so krampfhaft an, und war diese Gegenwart denn ganz würdig? Sie prüfte, sie forschte und sich aufraffend aus dieser weichen Stimmung erblickte sie plötzlich hinter Hollundersträuchen aus einem entlegeneren Wege hervortretend Jemanden, der sie grüßte. Es war der Sohn jenes armen Bücherhändlers. Der erste Gruß von Moritz Sancho nach drei Jahren! Gerade heute! Gerade in dieser Stimmung! Sie erwiderte erblassend; sie befahl, rascher zu fahren. Sie gerieth in eine Bewegung, die sie zwang, sich das Herz zu halten. Sie war in einer Stimmung der Verzweiflung wie damals, als sie in Pyrmont ihren Gemahl zum ersten male sah und erfuhr, daß ihr die Aeltern diese Zukunft so ohne Weiteres erwählt hatten; sie hatte ein Gefühl, als müßte sie, um die wahre Freiheit zu gewinnen, sogar aus sich selbst heraus und doch waren es nicht Todesgedanken, die sie durchrieselten, sondern die mächtigsten Lebenstriebe pulsten und trieben das Blut in Frühlingswallungen durch ihre Adern. Den ganzen Tag war sie besinnungslos .... Am folgenden Tage meldete man wirklich Herrn Dr. Moritz Sancho. Sie besann sich einen Augenblick, ob sie ihn annehmen sollte... Sie nahm ihn an wie einen längst ersehnten, Hülfe bringenden Freund.

Drittes Capitel.

Poesie und Leben.

Was Moritz Sancho ermuthigt hatte, sich nun endlich doch in einem Hause wieder vorzustellen, wo ihn nur die peinlichsten Erinnerungen hätten begrüßen sollen, Das auszuführen würde mehre Capitel zur praktischen Seelenkunde kosten. Er selbst, als er eingetreten, sich verbeugt und Platz genommen hatte, sprach von einer in der Nähe gelegenen Wohnung eines Freundes, von wo aus er die freie Uebersicht aller Spaziergänge gehabt hätte, die Madame Herz in ihrem kleinen Garten machte. Schon im vorigen Jahr wär' er fast mit allen Vorgängen des Hauses bekannt gewesen. Er hätte den kleinen Oskar austragen sehen, hätte die Besuche mustern können, als die kleine Rahel gekommen, hätte von seines Freundes Wohnung aus immer rathen und träumen können, welches wol die warme innere lebendige Seele dieser kalten Steine, die Herrn Herzen's Haus bildeten, gewesen wäre — Michael Herz bewohnte vor dem Thore ein Landhaus—kurz er hätte, seitdem er des abgereisten Freundes Wohnung selbst übernommen, sich nicht als Nachbar wissen können, ohne dem Drange Folge zu geben, sich wieder bei dieser hochgeachteten Familie ins Gedächtniß zurückzurufen.

Diese Erklärung war besonnen und zustatten kam ihm auch ohne die Krisis in Leontinen jene bekannte Thatsache, daß eine junge Frau zwar in den ersten Jahren ihrer Ehe ihre Vergangenheit für zu geringfügig hält, um sich mit ihr noch besonders viel zu befassen; sind aber erst zwei Jahre vergangen, kommt mit zwei Kindern mehr oder weniger der Druck der Pflichten und löst zuweilen die Freuden selbst des glücklichsten Besitzes mit Sorgen ab, so drängt sich auch durch die leis geöffnete Pforte der Reflexion die Vergangenheit wieder in das sich selbst schon unklar gewordene Herz und zu gern hat es eine junge Frau dann, Gespielen, alte Freundinnen, alte Plätze der Träumerei und des unschuldigen Spiels oder, wie sie es vielleicht jetzt schon nennt, Glücks zu begrüßen. Leontine mußte sich eingestehen, daß ihr Sancho's

Besuch in mancher Beziehung wohlthat. An seinem Zartgefühle hatte sie nie Ursache gehabt zu zweifeln und eine schwere Schuld lag ihm gegenüber doch auf ihrem Herzen! Sie hatte ihm nie Hoffnungen ihres Besitzes gegeben, aber angenommen hatte sie seine Huldigungen; sie hatte Alles, was sie auf Erden schön und poetisch fand, mit dem Namen dieses Freundes in Verbindung gesetzt. Und nun vollends war sie von ihrem innern Doppelleben beunruhigt. Die alte verklärte Welt- und Lebensauffassung drohte sie zu verlassen. Es waren Geister in ihr Herz gezogen, die ihr unrein dünkten. Sie war niedergehalten, zur Erde nieder und so tief, daß sie zuweilen vor sich selbst erschrak, wenn sie die Aufwallungen bemerkte, deren ihr Innerstes um Kleinstes fähig war. Sich um eine Frage der Wirthschaft zu erzürnen, zanken, auf einer Hetzjagd die Umgebungen ihrer Existenz verfolgen, mit allen Gedanken spioniren, das erschien ihr oft so unwürdig, so klein, so beklagenswerth, daß sie wol begreifen konnte, wie sie oft eine Stunde lang am Klavier gesessen und gespielt und nicht eine einzige Note gehört hatte. Wenn sie etwas las, war sie zerstreut gewesen und wußte nicht, was sie las. Mitten in den Schilderungen, die ihr ein Dichter von dem Zauber schöner Gegenden oder den Weiheaugenblicken der Gefühlswelt entworfen, kam ihr die Sorge und Angst um einige kleine speculirende Spiele, in die sie sich auf Michael's scherzende Aufforderung eingelassen. Sie nahm seit einem halben Jahre an den Schwankungen der Börse Theil. Kleine Gewinne, die ihr der Seelenkünstler in Aussicht gestellt hatte und für deren Anwendung sie allerlei praktischen Rath wußte, nahmen sie mit fieberhafter Ungeduld in Anspruch. Sie fühlte, daß ihr in dieser neuen Wendung ihres Gemüths etwas Altes verloren ging und so konnte sie dem Drange nicht widerstehen, Moritz Sancho wieder in ihrer Nähe zu wissen, ihn sogar öfter zu sehen, als er selbst gewagt haben würde, aus eigenem Antriebe zu kommen.

Und welch ein räthselhaftes Ding ein Frauenherz ist, wußte Niemand besser als Michael Herz. Er hatte die Wiederannäherung Sancho's fast vorausgesehen und im Scherze, wenn von den frühern Verehrern seiner Gemahlin gesprochen wurde, die Rückkehr des Doctors für nahebevorstehend prophezeit. Dennoch erschrak er, als er den Besuch mitgetheilt erhielt. Er stellte sich die weiche Stimmung Leontinens nach dem Kindbett vor, die Erschöpfung ihres Gemüths, den Zwiespalt, in dem sie schon längst tiefinnerlich begriffen war. Gelang es dem Doctor, ihr wieder eine Verachtung der materiellen Bedingungen des Lebens beizubringen und zu spotten über die Pflichten eines Hauswesens, über Geld und Gut, so war mit der Erneuerung dieser Bekanntschaft Gefahr verbunden. Dennoch, trotz der aufwallenden Eifersucht, wagte Michael Herz nicht, die Besuche des Doctors zu verbieten. Er nahm die Nachricht scheinbar gleichgültig und zerstreut auf, ja trug sogar Sorge für eine förmliche Einladung. Es blieb ihm später nicht im mindesten verborgen, daß Sancho viel öfter, als schicklich war, kam, und Morgen und Nachmittagsbesuche bei Leontinen abstattete. Er wußte, daß Beide in solchen Augenblicken wol über Alles zurückhaltend und ehrerbietig sprachen, immer in einer gemessenen Entfernung, mit Anerkennung der gegenseitigen Rücksichten, sich hielten, aber die Gefahr für eine weiland Schwärmerin, die jetzt schon etwas heuchelte, blieb doch; Heuchelei war es wenigstens, daß Leontine wieder die alte Begeisterung für Mondnächte und Comerseefahrten affectirte, Heuchelei, daß sie von Interesse für Dinge sprach, die sie im Drange ihrer schon lange nur reinpraktischen Gedanken nicht mehr verfolgte. Dies Stadium einer jungen Frauenentwikkelung ist gefahrvoll. Man hängt Empfindungen heraus, die man nicht besitzt. Man will nicht gering erscheinen, man will den Duft der Bedeutsamkeit nicht verlieren, man wird deshalb tiefinnerlich kalt und äußerlich kokett. Man lügt eine Scene der Empfindsamkeit und ist sie vorüber, rächt man sich an seiner Umgebung, wird rücksichtslos, wirrt Alles durcheinander und gibt den Grazien den Abschied. Michael Herz traf Leon-

tinen, nachdem eben der Doctor sich entfernt hatte, schon oft in vollem Lachen, in vollem Spotte über Sancho. Sie that vor ihrem Gemahle, als wenn sie den Schwärmer aufzöge und die wiedererwachte Huldigung des Dichters wie eine Narrheit ansähe, aber Michael Herz pflegte über solche Geständnisse zu lächeln, pflegte von der Wirthschaft, vom Gelde, von den Staatspapieren und der Politik zu sprechen, innerlich wußte er, was er denken mußte. Er hatte in frühern Jahren zu eifrig seinen Balzac gelesen, um sich mit der Außenseite, welche die Frauen zeigen, zu begnügen. Die Form von Vertraulichkeit, die er jetzt mit Leontinen nur in materiellen Interessen, in Fragen des Geldes, des Ehrgeizes, der Gesellschaftsbeziehungen gewonnen hatte, genügte ihm noch weniger. Eine auf Moquerie und Lüge gebaute Vertraulichkeit ist nie wohlthuend. Er sah zu deutlich, daß ebenso wie Leontine in seiner Gegenwart die Witzige und Vernünftige spielte, sie so in des Doctors Gegenwart die Sentimentale und Poetische spielte. Was sollte er thun? Sollte er sich nicht entschließen, sein wahres Gefühl auszusprechen? Den Eifersüchtigen entschieden verrathen? Einstweilen zog er vor, Moritz Sancho liebenswürdig zu finden, sich ihm anzuschließen, nach seinen Plänen, Absichten zu fragen, ihm seine Hülfe und Förderung anzubieten. Er fühlte die ganze Lächerlichkeit dieser Handlungsweise. Er fühlte sie, wie alle besonnenen Männer in einem solchen Falle, wenn sie mit der einen Hand einem eingebildeten und verblendeten Manne, der sich unterfängt, den Frieden eines Hauses untergraben zu wollen, die Rechte schütteln, mit der andern einen Dolch im Busen verbergen. Er lachte mit Moritz Sancho wie mit seinem besten Freunde, er rauchte Cigarren mit ihm, machte Spaziergänge; aber ein Friede war das wie über einem Pulverfasse.

Moritz Sancho aber handelte wie fast alle jungen Männer, die unter dem Einflusse ihrer Vortheile stehen. Es war eine stadtkundige Thatsache, daß Michael Herz nur durch sein Geld und seinen Namen die schöne Leontine Simonis gewonnen haben konnte. Allen Denen, die nach Sancho's Auffassung die Welt beurtheilten — er fand deren nicht viel — war Michael Herz völlig unwürdig, diese reizende junge Frau zu besitzen. Der nähere Umgang mußte ihm allerdings zeigen, daß dieser kleine Mann Vorzüge des Geistes besaß, die sein anspruchloses Aeußere vergessen ließen; allein schwach ist die Einsprache der Gerechtigkeit, wo Leidenschaft waltet. Sancho lebte nur wieder für die schöne junge Frau, der er sein ganzes Dichten und Trachten widmete. Er hatte noch nie gewagt, an die alte Vergangenheit zu erinnern, er hatte sich niemals auch nur die geringste Vertraulichkeit erlaubt; da sich immer Gegenstände der Unterhaltung fanden, die eine neutrale Discussion erlaubten, so gährte und braute es vorläugfig nur in ihm, den Versuch zu wagen, wieder Saiten der Vergangenheit zu berühren und zu hören, wie sie anklingen würden. Endlich nach zwei Monaten der erneuerten Bekanntschaft wagte er, das Eis zu brechen. Er wagte es in der Form eines Gedichts ....

Von seiner Wohnung aus hatte Sancho beobachtet, daß Leontine täglich einen kleinen an ihrer Villa angebrachten Thurm bestieg, in welchem sie ein Anzahl von Tauben hielt. Diese Taubenzucht war ihm das Symbol einer dauernd in Leontinens Seele verbliebenen Poesie. Wenn sie Mittags auf der kleinen Gallerie des Thurmes erschien, die Täubchen rief, herzte, an sich zog, sie aus ihrem Munde mit dem Schnäbelchen Erbsen oder andere kleine Körner picken ließ, verwandelte sich ihm die seit ihrer Ehe in doppeltem Reize strahlende junge Frau in ein feenhaftes Zauberbild, das nach Erlösung schmachtete. Hundert mal schon hatte ihr Sancho gesagt, daß ihre Erscheinung auf dem Taubenhause ihm geradezu den Eindruck eines Märchens, eines Bildes aus der Fabelwelt mache. Leontine war darüber jedesmal erröthet und hatte gesucht, diesen Gegenstand abzubrechen und auf Anderes überzugehen. Dennoch knüpfte Sancho den Versuch, endlich einmal wieder das Herz der jungen Frau zu befragen, an ihre Erschei-

nung unter den Tauben an und entwarf ein Gedicht, das er bemüht war, ihr auf irgend eine verschwiegene und sichere Art in die Hand zu spielen.

Sancho war an einem Sonntage bei Michael Herz zu Tische geladen. Vor seinem Eintreten fand er Zeit, der ihn empfangenden Leontine sein gewagtes Gedicht zu übergeben, mit der Bitte, es zu lesen, es zu beurtheilen. Sie zögerte einen Augenblick, doch nahm sie es. In diesem Augenblicke öffnete Michael Herz die Thür, um Sancho zu sich zu rufen, dem er eine Neuigkeit aus den pariser Blättern mittheilen wollte. Herz sah nicht die Uebergabe des Gedichts, Leontine fand nun Zeit, es zu lesen. Kaum hatte sie, in ein Nebenzimmer schlüpfend, die Lectüre beendigt, kaum in aller Eile das Blatt wieder zu sich gesteckt, als Herz mit Sancho wiederkam. Herz, scheinbar ganz besonders gut angeregt, Sancho mit sichtlicher Befangenheit, aber voll banger Hoffnung.

Was hast Du, liebes Kind? fragte Herz, die Unruhe und Verlegenheit seiner Frau bemerkend.

Statt eine Antwort zu geben, eilte Leontine mit ihren rauschenden seidenen Gewändern aus dem Zimmer.

Sancho erschrak. Himmel! dachte er. Was hast du gethan! Das wird eine Scene geben.

Sie wird noch eine Anordnung für den Tisch treffen, sagte Herz und freute sich des Diners, das er, wie immer, schon am Abend vorher mit seiner Frau besprochen hatte; denn sein Satz war der, daß es bei ökonomischen Frauen besser wäre, immer schon vorher zu wissen, was man bekomme, man könnte sonst zuweilen auch zu sehr enttäuscht werden.

Nach wenig Augenblicken kam Leontine zurück, jetzt ganz heiter, lachend, in angenehmster Laune und beinahe freudestrahlend.

Sancho schwamm in Entzücken. Wie war er so angeregt, wie ging er heute so sich unterordnend auf die Scherze Michael Herzen's ein, wie stieß er mit so absichtlicher Freundschaft für den, wie er ihn unter Dichtern und Dichtergenossen nannte, häßlichen Geldsack an, wenn ihm dieser das Glas entgegenhielt ....

Leontine schwieg, legte vor, war von Zeit zu Zeit nachdenklich, aber mit einer gewissen innern Befriedigung. Ob in Folge der Freude über Sancho's Gedicht, ob in Folge einer noch in der Küche getroffenen Anordnung, ließ sich nicht sagen. Sancho hoffte das Beste.

Michael Herz sprach von der Politik, von den Staatseffecten, heute sogar von der Lyrik, von den Musenalmanachen, von der Emancipation und den künftigen Anstellungen, die sich endlich auch den jungen Musensöhnen jüdischen Glaubens eröffnen würden. Er zog Béranger und Robert Burns dem Meisten vor, was man so auf dem deutschen Parnaß seit Jahren hätte zu hören bekommen, und ließ sich, wenn ihn Sancho dafür einen herzlosen Yankee nannte, diese Bezeichnung gefallen. Er würzte das Gespräch mit allerhand Drölerieen, die ihm eigen waren und seine kleine Figur schon oft an einer großen Tafel zur Hauptperson gemacht hatten. Dabei schenkte er dem „Freunde" fleißiger ein, als es Leontine liebte. Sie hatte die Sitte des Nöthigens immer kleinstädtisch gefunden, die des Zutrinkens vollends matrosenhaft und englisch. An Sparen konnte die reiche junge Frau dabei nicht denken; vielleicht hatte Michael Herz Recht, wenn er sich im Stillen sagte: Es ist das jene Engherzigkeit der Frauen, die auf einem Sinne für das Maßvolle beruht und die beste Garantie ihrer Tugend ist.

Die Suppe, das Rostbeef waren vorüber. Man kam an die Gemüse. Es gab junge Erbsen. Michael Herz, der den Küchenzettel vollständig vorauskannte, freute sich der schönen Ordnung. Es ging Alles am Schnürchen und doch wurden die Fäden, die das Alles vom Tische zur Küche, von der Küche zum Tische lenkten, niemals sichtbar.

Jetzt aber, beinahe wie um ihn zu zerstreuen, richtete Leontine an Herz einige lebhafte Fragen. Herz antwortete nicht sogleich, denn es fesselte ihn etwas, ein Fehler im Serviren, eine auffallende Lücke des Gemüseganges. Man hatte zwei Gemüse und nur

eine Beilage. Es fehlten junge Tauben, die zu den grünen Erbsen hätten gegeben werden sollen. Hätte er ahnen können, daß gerade diese jungen Tauben draußen in der Küche eben von Leontinen waren abbestellt worden!

Mit dem ihm eigenen Humor sagte Michael Herz:

Bester Doctor! Sie müssen heute mit Pasteten vorlieb nehmen, die ein wenig trocken sind! Liebe Leontine, warum haben wir zu den jungen Erbsen nicht Tauben, die man bei uns so vortrefflich zuzubereiten versteht?

Sancho, dessen Seele immer zwischen Poesie und Tauben und Tauben und Poesie und Poesie und Leontinen hin und her schwärmte, biß sich bei Erwähnung der Tauben auf die Lippen und Leontine gerieth in sichtliche Verlegenheit —

Tauben? sagte sie fast tonlos und mit einem blinzelnden Auge, dessen Aufforderung zum Schweigen Herz entweder übersah oder nicht verstand .... Er wandte sich zu dem aufwartenden Diener und erinnerte an die Tauben — Tauben! welche Tauben? fragte Leontine.

Unsere binnen acht Tagen mit Eröffnung des elektrischen Telegraphen ausgedienten lieben Curstauben, sagte Herz und wandte sich nochmals an die Bedienung: Habt ihr die Tauben vergessen?

Die Bedienung schwieg und sah nieder.

Brav, Leontine, sagte Herz in aller Unbefangenheit, brav, jetzt versteh' ich! brav, daß Du mir den Schmerz ersparst. Was sagen Sie, Doktor? Sie wissen doch, daß ich mir seit einem Jahre Curstauben hielt?

Curstauben? fragte Sancho mit einem bedeutsamen Blicke auf Leontinen, die auf den Teller sah und keines Wortes fähig war.

Haben Sie nie meine Frau gesehen, fuhr Herz fort, wenn sie Mittags um zwölf Uhr auf unsern kleinen Thurm stieg und die Curse abwartete, die mir meine Tauben von Brüssel brachten? Von Paris nach Brüssel signalisirte sie der Telegraph, von dort bis hierher ist jetzt erst endlich der elektrische Draht fertig geworden. Jeden Mittag hatt' ich meine Curse durch die Taubenpost, die ein Relais am Rhein, ein zweites an der Weser und ein drittes an der Elbe hatten. Kamen die Curse Mittags auf unserm Thürmchen an, so empfing sie meine gute Leontine, schrieb sie rasch auf und schickte sie mir aufs Comptoir, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankamen, um damit auf der Börse sicherer zu operiren.

So! So! sagte Sancho in einem Tone, der einem aus allen Himmeln Gefallenen, Enttäuschten oder eher noch Demjenigen gleichkam, der sich bewußt war, eine große Albernheit begangen zu haben. Die poetischen Illusionen, die er sich von Leontinens kindlichem und noch wie in alter Zeit auf dem Hohen Graben rein in idealsten Anschauungen lebenden Sinne gemacht hatte, sollten, wenn nicht zu seiner, doch zur Verzweiflung Leontinens noch mehr zerstört werden, denn Michael Herz fuhr fort:

Sie sind Dichter, Doctor! Was sagen Sie von einer so praktischen Frau wie die meinige! Ich esse gern Tauben, aber unsere in acht Tagen ausgedienten guten treuen Thierchen zu schlachten und die auf dem Tische zubereitet vor sich zu sehen, nachdem sie in unserm Dienste hin und her flogen und unter den Fittichen die geheimnißvollen Zeichen aus der Ferne trugen, ist das nicht selbst einem kalten Geschäftsmanne wie mir zu viel zugemuthet? Aber mein gutes Weibchen demonstrirte mir — und eigentlich sehr richtig, daß die Fortsetzung der Taubenzucht nunmehr ein sehr lästiges Vergnügen sein würde. Wie billig, was soll man mit den Tauben machen? Doch ich sehe sie immer vor mir mit ihren Häubchen und Hörnchen auf dem Kopfe, mit ihren kleinen Sporen an dem befranzten Fuße, die Boten des Friedens auch in unserer Zeit, — denn ohne Frieden keine angenehmen Curse — aber das Alles — gebraten, gespickt, au gratin in geriebenem Zwieback vor sich haben zu sollen? Nein, nein! Ich danke dir, liebe Seele, daß du mir den gebratenen Anblick meines weißbraunen Lolo und meiner blaugrünen Pretty und des zierlichen, fast wie ein kleiner Pfau glänzenden Krakelfüßchens Fidy erspart hast! Nehmen

Sie vorlieb, Doctor! Wir Geldsäcke sind nicht ganz so unpoetisch, wie Ihr Dichter Euch einbildet! Zum Beweis dafür haben Sie heute zu zwei Gemüsen nur eine Beilage.

Michael Herz sprach diese Worte in der größten Unbefangenheit. Er ahnte nicht, welche Wirkung sie hervorbrachten. Leontine sprach während der übrigen Gänge kein Wort mehr, Sancho saß in Erinnerung seines Gedichts da wie auf der Folter und zeigte in seinen Mienen nur ein Lächeln, das beinahe etwas Bornirtes hatte, wenn man dies Wort bei einem sonst so geistreichen Manne anwenden konnte.

Michael Herz wußte nicht, was diese Veränderung hervorgebracht hatte. Daß seine Gattin bis zu dem Grade die poetische Empfindlerin spielen wollte, ihm übelzunehmen, wenn er die Geschichte seiner Curstauben erzählte, mochte er anfangs nicht glauben. Doch war ihr Benehmen zu auffallend. Er bereute schon bitter, ihre Oekonomie blosgestellt zu haben; denn sie hatte in der That am Abend vorher zu ihm gesagt: Lieber Mann, das sind curiose Scrupel! Der elektrische Telegraph macht die Tauben überflüssig. Die Curse weiß jetzt alle Welt. Wir haben einen Gewinn weniger, aber auch einen Vortheil mehr. Eine Ausgabe vermindert sich. Ich sehe nicht ein, was ich nun noch mit den Tauben soll! Sie zu verschenken, wäre Thorheit. Magst du selbst sie nicht essen — von mir weißt du, daß ich nach dem Rostbeef mit meinem Appetit zu Ende bin—so mögen die Leute sie essen!... Mit Aufrichtigkeit mußte Herz sich sagen, daß das die Sprache einer ganz vernünftigen Hausfrau und einer so guten Oekonomie gewesen war, wie sie eben auch nur die Frauen mit allen Ansprüchen an Poesie verbinden können.

Sancho war gegangen, nicht wenig bestürzt über die Einsilbigkeit Leontinens. Ihr Abschied war kalt zu nennen.

Als Michael Herz mit seiner Gemahlin allein war, machte er sich auf Vorwürfe gefaßt. Wie erschrack er aber, als Leontine auf dem Sopha sitzen blieb, erst schweigend, dann immer ernster wurde, zuletzt das Haupt aufstützte, endlich in Thränen ausbrach. Herz hatte gerade die französische Zeitung in der Hand.

Um Himmelswillen, was ist dir Kind? fragte er und ließ das Papier fallen.

Statt aller Antwort wieder nur Thränen.

Das war ein seltener Anblick für Herz. Bewegt trat er zu Leontinen....

Bist du unzufrieden mit mir? fragte er voll gutmüthiger Zärtlichkeit. Hab' ich dich mit irgend Etwas verletzt? Vergib mir! Ich ahne, ich hätte wol von den Tauben schweigen sollen?

Leontine verbarg das mit Thränen bedeckte Antlitz und bückte sich auf die Sophalehne.

Aber mein Gott, rief ihr Gatte, was ist dir nur? Gute, liebe Leontine!

Und so drängte er denn in sie, sich auszusprechen. Sie schwieg lange, kämpfte sichtlich mit sich, endlich aber reichte sie ihm das Papier, worauf das Gedicht des Doctor Moritz Sancho sauber abgeschrieben stand.

Staunend ergriff er das Blatt, ahnte sogleich den Zusammenhang, wollte ihr Vertrauen ablehnen; aber sie zwang ihn, zu lesen und so las er denn:

Mit Adlerflügeln glaubt' ich aufzusteigen
Einst in ein Reich des höchsten Erdenglücks!
Der Traum war kurz! Wandt ich mich hinterrücks,
So saß ich, ach! in dunkeln Waldeszweigen
Allein mit meinem Schmerz und meinem Schweigen.

Und daß ich dennoch wieder aus dem Laube,
Das mich verbarg, mich wage Hoffnungsdrang,
Ist nicht mehr Adlers kühner Schwung und Drang —
Nein! Zu dem Zagen sprach: Vertraue! Glaube!
Ein Bild der Schüchternheit, die zarte Taube.

Wenn ich dich sah mit holder Frauenmilde
Hoch auf dem Söller deines Hauses steh'n,
Des Windes Hauch in deinen Locken weh'n—
Und um dich her im anmuthvollsten Bilde
Geleit der Venus, eine Taubengilde—

Wie flatterte, wie schwirrte das im Kreise
Und um deine Gunst! Die Eine sucht die Hand,
Die And're fliegt dir auf der Schulter Rand,
Die Dritte, die ist ganz besonders weise,
Sie streift dir schnäbelnd deine Lippen leise —

Und jede hört dich schelten, hört dich loben:
Du bist bescheiden! Du da allzugier!
Noch blickst du auf zum hohen Lustrevier,
Ob nicht ein Spätling angstvoll ruft von oben:
Ihr habt den Tisch doch noch nicht aufgehoben?

Wie hast du treu gesorgt! Die besten Körnchen
Hast du dem Spätling liebend aufbewahrt.
Wie drückst du ihn ans Herz so mild und zart,
Den Friedensboden, ob er gleich ein Hörnchen
Am Köpfchen trägt, am Fuß ein trutzig Spörnchen....

Ach! Wär' ich Noah doch und könnte wagen
Zu hoffen, wenn verrauscht die Leidensflut,
Es kämen Boten mir der Himmelshut,
Es brächten Tauben mir nach Schreckenstagen
Ein grünes Friedens-Oelblatt so getragen!

An alte Sagen denk' ich, an Geschichten,
Die aus des Südens Landen allbekannt,
Wie Liebende sich ihrer Liebe Stand,
Ihr Hoffen, die Gefahren, Wünsche, Pflichten
Verschwiegen durch der Tauben Flug berichten.

Von meinem Auge will es nimmer schwinden
Das Bild: Gefang'ner Troubadour,
Dem noch die Hoffnung einer Taube nur!
Sie kommt! Ein Blatt! Es flattert in den Winden —
Was würd' ich wohl auf ihm geschrieben finden?

O Himmelslicht, wenn Sonn' und Stern' erblinden!
Strahlst du mir noch in meines Lebens Nacht?
Wirst du in deiner Schönheit Pracht
Mir nimmer, Göttin, wie schon einst entschwinden?
Ach! Lasse Lieb' ein Wort der Liebe finden!

Es wallte in dem verletzten Gatten erst wie ein Gefühl auf, das ihn zwingen mußte, Leben und Tod über sich und den Schreiber solcher Worte entscheiden zu lassen.

Um Gotteswillen! rief Leontine. Vergessen wir den Vorfall! Ich trage die ganze Schuld. Kein Wort zu Sancho. — Ich beschwöre dich!

Michael Herz sammelte sich.

Endlich sagte er:

Liebst du den Dichter?

Leontine lehnte die Frage mit bittender Miene ab.

Dann schmerzt dich, sagte Michael, der Widerspruch Dessen, was man von dir glaubt und Dessen, was die Wirklichkeit bietet. Du glaubtest ein Gegenstand der Poesie zu sein und fühlst dich gedemüthigt, es nicht mehr zu sein. Ist das aber der Thränen werth?

Leontine erwiderte mit erstickter Stimme, sie wisse nicht, wie sie es nennen solle, aber sie fühle schon lange einen schmerzlichen Zwiespalt in sich selbst, sie könne nicht mehr sagen, was Wahrheit oder Lüge in ihr wäre, sie hasse und verachte sich.

Michael, überrascht von einer solchen Sprache, von einer solchen ungewohnten Aufrichtigkeit, setzte sich traulich zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte mit milder Stimme:

Leontine! Es sind zwei Seelen in dir! Du hast einen unwiderstehlichen Hang, jetzt vernünftig und praktisch zu sein und zu gleicher Zeit gefällt dir der Reiz des Schönen. Nun kommst du dir, wenn du dich dabei selber betrachtest, wie sich das wol an dir ausnähme, nicht mehr so vor, wie du dich lieben magst. Du ertappst dich auf Regungen, die unschön sind, das ist der Geiz, den ich leider selbst geschürt habe. Du ertappst dich auf etwas Anderm, was ganz allein aus deinem Innern kommt; das ist die Gefallsucht. Beide Richtungen würden, wenn sie die Oberhand in dir gewönnen, dich zu einem bemitleidenswerthen Geschöpf machen. Dies Gedicht spricht den ganzen Contrast aus, wie in deinem Innern zwei Seile gleichsam befestigt sind, an denen du gezogen wirst. Aber warum sollte dein Gefallen am Schönen nicht auch jetzt noch edle Früchte tragen können? Strebe nach einem gewissen Gleichgewicht in deinem Innern! Bring' an Alles den Maßstab des Schönen, dann wird sich jeder andere gefährliche Uebergang in dir zurücklegen und dir selbst nicht Schwindel erregen.

Leontine blickte nieder, ergriff des Gatten Hand und sprach: Vergib mir!

Der wohlwollende Mann war gerührt. Er küßte die dargereichte Hand und um rasch, wie es seine Natur erforderte, ein solches zu weiches Thema zu verlassen, sagte er: Also das Gedicht wirst du ohne ein Wort zurücksenden. Dann benutzen wir die Jahreszeit und reisen. Der Comersee war deine Jugendsehnsucht. Wir wollen ihn sehen und dabei so viel schwärmen, als es in mei-

nen Kräften liegt. Ein praktischer Verstand, der bei den Gondelfahrten die Taxen nachsieht, ein Rechner, der in den italienischen Wirthshäusern die üblichen Münzfüße im Auge behält, ist bei allen diesen Schönheiten, die wir genießen werden, denk' ich, nicht zu verachten.

Der Comersee! rief Leontine aus. O, schon hier gesteh' ich dir, mein Freund, daß die tiefe Beschämung, die ich heute erfahren habe, für mein ganzes Leben ein unverlorener Gewinn sein soll!

In einigen Tagen schon reiste das Paar nach Italien. Leontine hatte von diesem Augenblicke an den Mittelpunkt ihres Lebens in ihrem Gatten gefunden, den sie betrachtete wie ein ihr bisher verschlossen gewesenes Buch, dessen seltsamer und edler Inhalt sie überraschte, hob und ihr die Möglichkeit eröffnete, Poesie und Leben zu vereinigen.

(Unterh. a. h. Herd.)

Taman.

Eine Erzählung von Lermontoff.

(Aus dem Russischen für die Monatshefte.)

Von allen Seestädten in Rußland ist Taman ohne Widerrede die unangenehmste. Ich wäre in diesem Nest fast Hungers gestorben und was noch schlimmer ist, ich war nahe daran zu ertrinken.

Ich kam spät an. Der Kutscher hielt die Pferde meiner Telepa*) in dem Hofe eines alleinstehenden Hauses, des einzigen, welches aus Steinen gebaut war und sich gleich am Eingange der Stadt befand, an. Der Beamte, ein Kosake vom schwarzen Meer, rief als er die Glocke meines Wagens hörte, mit einer starken und vom Schlafe gereizten Stimme: —Wer da?—

Es kamen der Inspektor und ein Sergeant heraus.

Ich erklärte diesen Herren, daß ich Offizier wäre und als im activen Dienste der Krone stehend, das Recht auf eine Unterkunft hätte. Der Sergeant führte uns durch die ganze Stadt. Aus jeder Hütte, wo wir ansprachen, antwortete man, daß sie besetzt sei. Das Wetter war kalt; ich hatte seit drei Nächten kein Auge geschlossen und die Ermüdung machte mich ärgerlich.

—Führe mich wo Du willst, sagte ich ihm, und wär's zum Satan, vorausgesetzt daß ich ein Lager finde!

*) Ein vierräderiges Wägelchen, das mit drei Pferden bespannt ist, von denen das mittlere in einer Gabel läuft, auf welcher ein halbkreisförmiger Bogen mit einer Glocke befestigt ist.

— Es gibt wohl eine Hütte, erwiderte er sich hinter dem Ohre kratzend, ... ich fürchte nur, daß sie Ew. Gnaden nicht convenirt... von wegen des Schmutzes.— Ohne die Bemerkung viel zu berücksichtigen, befahl ich ihm, uns dahin zu führen. Nachdem wir mehrere kothige, von schlechten Barkaen besetzte Gassen durchschritten hatten, gelangten wir an die fragliche Hütte am Ufer des Meeres.

Der Vollmond beleuchtete das Schilfdach und die weißen Mauern meiner neuen Behausung. In dem Hofe, den ein Zaun von Steinen einschloß, erhob sich eine zweite kleinere und ältere Hütte als die erste. Das Ufer ging steil gegen das Meer hinab, welches den Fuß dieses elenden Aufenthaltes, wo man das fortwährende Gemurmel der Wogen hörte, umspülte.

Der Mond sah mit einer friedlichen Miene auf das bewegte und seinem Einfluß unterworfene Element herab und ich konnte bei dem Licht seiner Strahlen zwei Schiffe in der Ferne wahrnehmen, deren dunkles Takelwerk, ähnlich einer Leinwand von Spinnen, sich auf dem blassen Himmel abzeichnete. Es sind Schiffe auf der Rhede, dachte ich: morgen werde ich nach Gelentschik weiterreisen können.

Ein Kosak der Linie versah bei mir das Amt des Bedienten. Ich befahl ihm mein Reisegepäck abzuladen und den Kutscher zu-

rückzuschicken: hierauf versuchte ich den Besitzer der Hütte zu rufen .... keine Antwort.

Ich klopfte ... nichts.— Endlich sah ich aus dem Innern des Raumes einen Knaben von etwa vierzehn Jahren herausschleichen.

—Wo ist der Herr?

—Es gibt keinen.

—Wie, keinen Hausherrn?

—Nein.

—Und die Herrin?

—Ist ins Dorf gegangen.

—Wer wird also die Thüre öffnen? rief ich, dieselbe mit dem Fuße stoßend.

Die Thüre öffnete sich von selbst, und eine feuchte Atmosphäre umzog mich.

Ich zündete ein Schwefelholz an und hielt es dem Jungen unter die Nase. Sein Licht ließ mich zwei vollständig weiße Augen erblicken. Er war blind—völlig blind von Geburt. Er blieb unbeweglich vor mir stehen und ich mußte unwillkürlich die Züge seiner Gesichtes betrachten.

Ich gestehe daß ich einen starken Widerwillen gegen die Blinden, Schielenden, Tauben, Stummen, Einarmigen, Krüppel, Buckligen u. s. f. habe. Ich habe immer einen gewissen Zusammenhang zwischen dem Aeußern eines Menschen und seiner Seele bemerkt, gleichsam als würde das moralische Wesen durch den Verlust eines, gleichgültig welchen, Gliedes angegriffen und würde im Verhältnisse damit unvollkommen.

Ich prüfte daher das Gesicht des jungen Blinden .... was läßt sich aber aus Zügen entnehmen, denen der Blick mangelt? Ich betrachtete es lange mit einem Gefühle des Mitleids, als plötzlich ein fast unfaßbares Lächeln seine schmalen Lippen bewegte und auf mich, ich kann nicht sagen, welchen unangenehmen Eindruck machte. Ich begann zu zweifeln, daß der vermeintliche Blinde nicht sähe. Ich mochte mir immerhin sagen, daß sich die äußeren Zeichen der Blindheit nicht nachahmen lassen; und gar zu welchem Zwecke?—Was wollen Sie, das Vorurtheil überkommt oft bei mir die Vernunft.

—Bist Du der Sohn des Hauses?“ frug ich ihn endlich.

— Nein.

—Wer bist Du denn?

—Ein armer Waise.

—Hat die Hausfrau keine Kinder?

—Nein, sie hatte eine Tochter; aber sie ist über's Meer entflohen, mit einem Tartaren.

—Wer war dieser Tartar?

—Der Teufel weiß! es war ein Tartar aus der Krim, ein Schiffer vom Kertsch.

Ich trat in die Hütte: zwei Bänke, ein Tisch und ein großer Koffer neben dem Ofen bildeten das ganze Zimmergeräth. An den Wänden fehlten die Bilder .... was auf nichts Gutes hindeutete.

Der Wind, der vom Meere blies, kam in die Stube durch die zerbrochenen Glasfenster.

Ich holte aus meinem Reisesack einen Kerzenstumpf und nachdem ich ihn angezündet, ging ich an's Ordnen meiner Sachen: ich stellte mein Gewehr in den Winkel, meine Pistolen auf den Tisch, ich warf meine Burka*) auf eine Bank, mein Kosak die seine auf die andere, indem er in fünf Minuten schnarchte .... aber ich konnte nicht einschlafen. Inmitten der Dunkelheit sah ich fortwährend den Blinden um mich herumschleichen.

So verging ungefähr eine Stunde. Der Mond schien zum Fenster herein und seine Strahlen spielten am lehmigen Boden der Hütte. Plötzlich trat ein Schatten in dem erleuchteten Theile des Zimmers hervor. Ich erhob mich und sah durch das Fenster. Jemand war eben nahe vorbeigeschlüpft und hatte sich, weiß Gott wo, verborgen. Ich konnte nicht annehmen, daß das fragliche Geschöpf sich hätte nach dem Ufer geflüchtet und jeder andere Rückzug war unmöglich. Ich stand auf, warf meinen Mantel um meine Schultern, gürtete den Säbel an und verließ mit dem Schritte des Wolfes die Hütte. Der Erste, dem ich begegnete, war der junge Blinde.

Ich verbarg mich hinter dem Eingang und sah ihn vorsichtigen, aber sicheren Schrittes an mir vorbeigehen. Er trug unter dem Arm etwas wie ein Packet und stieg, indem er die Richtung zum Hafen nahm, einen engen und steilen Fußweg hinab.

*) Der russische Soldatenmantel.

Diesen Tag, sagte ich zu mir selbst, werden die Stummen sprechen und die Blinden sehen; und ich folgte ihm so, daß ich seine Spur nicht verlor.

Indessen begann der Mond sich zu verschleiern und der Nebel, welcher nun aus dem Meere aufstieg, ließ kaum die Laterne an dem Vordertheil eines naheliegenden Schiffes gewahr werden: das Ufer war weiß von dem Schaum der Wogen, die es jeden Augenblick verschlingen zu wollen schienen. Ich stieg den Abhang ohne Mühe hinab und drückte mich längs der Böschung hin. Der Blinde war stehen geblieben, dann schritt er weiter rechts an dem Rande fort. Er ging so nahe am Wasser, daß jeden Augenblick eine Woge ihn erreichen und fortreißen konnte: aber er machte offenbar nicht den ersten Versuch, nach der Sicherheit zu urtheilen, mit der er von einem Felsen auf den andern trat, indem er die Schluchten und Abhänge vermied. Endlich hielt er an, wie um etwas zu hören, setzte sich auf die Erde und legte sein Packet neben sich nieder. Hinter einem Vorsprung des Ufers versteckt, beobachtete ich alle seine Bewegungen. Nach Verlauf von wenigen Minuten erschien an der entgegengesetzten Seite eine weiße Gestalt. Sie näherte sich dem Blinden und ließ sich an seiner Seite nieder. Der Wind theilte mir ihre Unterredung mit.

—Welch ein Sturm! sagte die Stimme des Weibes: Janko wird nicht kommen.

—Janko fürchtet den Sturm nicht, entgegnete der Blinde.

—Der Nebel wird dichter, fuhr die Stimme des Weibes mit dem Ausdruck des Bedauerns fort.

—Unter dem Schutze des Nebels kommt man leichter an den Wachthäusern vorbei.

—Und wenn er ertrinkt!

—Nun denn! dann wirst Du Sonntags kein neues Band haben, in die Kirche zu gehen.

Einen Augenblick lang wurde es still; ein Ding erfaßte mich: Das, daß der Blinde, als er mit mir sprach, den kleinrussischen Dialekt anwandte, während er jetzt in reinem Russisch sprach.

—Siehst Du, daß ich Recht habe, begann er wieder, indem er in die Hände schlug: Janko fürchtet weder das Meer noch den Wind, noch den Nebel, noch die Seewächter ... höre!... Dieses Geräusch macht nicht das Wasser: ich täusche mich nicht; es ist dasjenige seines langen Ruders.

Die Frau erhob sich lebhaft und suchte mit großer Unruhe in die Ferne zu sehen.

—Du träumst ... ich sehe nichts.

Ich mochte mich wie ich wollte anstrengen, um etwas zu sehen, was einer Barke glich, meine Bemühungen waren alle vergebens. Zehn Minuten später entdeckte ich in Mitte der hohen Wogen einen schwarzen Punkt, der sich abwechselnd vergrößerte und verkleinerte. Diese Barke, die bald auf der Spitze der Wogen tanzte, bald an ihren Seiten hinabglitt, kam dem Ufer immer näher. Man mußte ein tüchtiger Schiffsmann sein, um sich in einer ähnlichen Nacht auf eine Entfernung von 20 Wersten in die Brandung hineinzuwagen, und diesen Janko mußte ein sehr starkes Motiv bestimmen. Während ich diese Reflexionen machte, folgte ich unwillkürlich mit einem gepreßten Herzen den Bewegungen des in Gefahr schwebenden Fahrzeugs. Ich sah es wie einen Wasservogel untertauchen und sich auf einmal wieder mit Hilfe der Ruder, welche Flügel zu sein schienen, über den Abgrund in die Höhe erheben, indem es in der Mitte der schäumenden Wogen balancirte: einen Augenblick später glaubte ich, daß es an den Ufern zerschellen müsse ... aber es kehrte leicht die Flanken und lief heil und sicher in eine kleine Bucht ein.

Es stieg ein Mann von mittlerer Größe, mit einer Mütze von Hammelsfell, wie sie die Tartaren tragen, heraus. Er machte ein Zeichen mit der Hand, und alle drei schickten sich an Gegenstände aus der Barke zu ziehen, die ich nicht unterscheiden konnte. Die Ladung war so beträchtlich, daß ich nicht begreifen konnte, daß die Barke nicht damit versank. Sie nahmen jedes einen Pack auf die Schultern und schlüpften am Ufer entlang ... bald waren sie aus meinen Augen.

Ich mußte in die Hütte zurückkehren, aber

das Gesehene hatte mich so sehr beschäftigt, daß ich dem Tag mit Ungeduld entgegensah.

Mein Kosak war ganz erstaunt, als er erwachte, mich angekleidet zu sehn; aber ich sagte ihm nichts von der Ursache. Nachdem ich einige Zeit das Blau des Himmels betrachtete, der sich mit leichten Wolken umhing, und das ferne Gestade der Krim, welches sich wie ein glänzendes Band ausdehnt und in einen Abhang ausläuft, auf dessen Spitze der Leuchtthurm, begab ich mich in das Fort Phanagori, um mich bei dem Kommandanten nach der Stunde meiner Abfahrt nach Gelentschik zu erkundigen.

Leider konnte mir der Kommandant darüber nichts Positives sagen. Die Schiffe auf der Rhede waren alle entweder zur Ueberwachung bestimmt, oder Handelsschiffe, die ihre Ladung erwarteten.—Vielleicht, bemerkte der Kommandant, wird das Postschiff in drei oder vier Tagen eintreffen; dann wollen wir sehen. Ich kehrte in meine Wohnung trübe und verstimmt zurück. Mein Kosak kam mir mit sehr bestürzter Miene entgegen.

—Das geht krumm, Ew. Gnaden! sagte er zu mir, indem ich eintrat.

—Wahrhaftig, Gott weiß wenn wir hier fortkommen!

Diese Worte schienen seine Unruhe zu vermehren... er näherte sich mir und sagte mit leiser Stimme: Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu! Ich habe heute einem Inspektor begegnet, der des Landes ist und den ich kenne. Er war das vergangene Jahr in Diensten. Als ich ihm sagte, wo wir wohnten, sagte er mir: mein Lieber, der Platz ist verdächtig... Das sind keine guten Wirthe. Und in der That, dieser Blinde geht überall allein, auf den Markt, um Brod und Wasser zu holen... man muß glauben, daß das hier so Sitte ist.

—Hat sich endlich die Wirthin gezeigt?

—Während Ihrer Abwesenheit ist heute ein altes Weib mit seiner Tochter gekommen.

—Von welcher Tochter sprichst Du? Sie hat keine Tochter.

—Gott weiß, was sie ist... gewiß ist, daß die Alte jetzt im Hause ist.

Ich trat in die Hütte. Es brannte ein gutes Feuer im Ofen, an dem ein reichlicheres Mahl zum Kochen stand als die Lage der Wirthe voraussetzen ließ.

Die Alte antwortete auf alle meine Fragen, daß sie taub wäre. Da aus ihr nichts herauszubringen war, so wandte ich mich an den Blinden, der neben dem Ofen saß, in den er Reisig hineinwarf.

—Und Du, blinder Teufel, redete ich ihn an, indem ich ihn am Ohre zupfte, willst Du mir sagen, wo Du die ganze Nacht mit einem Bündel herumgestrichen bist? Wie...

Der Junge fing an zu weinen und zu schluchzen.

—Ich war nirgends, mit keinem Bündel ...von was für einem Bündel sprechen Sie?

Diesmal hatte die Alte sehr gut gehört: sie begann zu murren:

—Ist das ein Einfall! und gegen diesen armen Jungen! Was wollen Sie von ihm, was hat er Ihnen gethan?—

Die Komödie ärgerte mich; ich ging hinaus, entschlossen die Lösung des Räthsels zu entdecken.

Ich hüllte mich in meine Burka und setzte mich auf einen Stein neben den Eingang. Vor mir breitete sich das Meer aus, noch schäumend von dem Sturm der vergangenen Nacht und sein monotoner Gesang, ähnlich dem Geräusch einer Stadt, die sich zur Ruhe begibt, erweckte alte Erinnerungen in mir und versetzte mich in Gedanken nach Norden in das Innere unserer eiskalten Hauptstadt. Ich versank in meine Träumereien und brachte so etwa eine Stunde und mehr zu. Plötzlich trafen Klänge, die einer Melodie glichen, mein Ohr. Es war die Stimme einer Frau, eine Stimme voll Anmuth und Frische. Aber woher kam sie? Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit; die Töne waren richtig und drückten bald Traurigkeit, bald lebhafte und leichte Empfindungen aus. Ich sehe um mich ... Niemand. Ich höre wieder, die Stimme scheint vom Himmel zu kommen. Endlich, indem ich die Augen erhebe, bemerke ich auf dem Dache des Hauses ein junges Mädchen, in einem Leinwandkleid gekleidet und die Haare in Flechten über die Schultern herabfallend.

Man denke sich eine wahrhafte Wassernymphe, eine Russalka aus unserer Mythologie. Mit einer Hand schützte sie ihre Augen gegen das Sonnenlicht und blickte aufmerksam in die Ferne, indem sie bald zu sich selbst lächelte, bald ihr Lied wieder anstimmte, das ich Wort für Wort behalten habe:

Wenn bei der Sterne Licht, dem hellen,
Das Seeschiff, hin und hergewiegt,
Mit Segeln, die im Winde schwellen,
Hin zwischen Meer und Himmel fliegt,

Mein dunkler Nachen dann daneben
Hin über das Gewässer fegt,
Die Ruder gleich dem Fittig schweben,
Der seinen Vogel führt und trägt;

Kaum hört man das Gewitter grollen,
So fährt das Schiff in's Meer zurücke;
Es fürchtet mehr des Strandes Schollen
Als Blitzesstrahl und Wogentücke;

Und fleh'nden Worts ruf' ich es an
Das Meer in seiner ganzen Wuth,
O schone meinen irren Kahn,
Hier ist das Land — ich habe Muth!

Denn wisset: mein zerbrechlich Boot,
Das trägt der Arbeit Frucht zur Fracht,
Ist stolz auf ihn, der als Pilot
Den Flug ihm leitet bei der Nacht.

Ich glaubte mich zu erinnern, dieselbe Stimme die vorige Nacht gehört zu haben und während ich diese Reflexion machte, war das junge Mädchen verschwunden. Plötzlich sah ich sie auf mich zueilen, indem sie ein anderes Lied trällerte, dann lief sie mit den Händen klatschend zur Alten zurück. Es begann nun ein Streit. Die Alte that sehr erzürnt und das Mädchen lachte laut auf. Sie kam wieder Muthwillen treibend zu mir und ging eine Zeitlang an meiner Seite, dann blieb sie stehen und sah mir, wie über meine Erscheinung erstaunt, in meine Augen. Endlich wand sie sich rasch und begab sich langsamen Schrittes an's Ufer.

Das war nicht Alles; während der übrigen Zeit des Tages hörte sie nicht auf meine Wohnung zu umkreisen. Sonderbares Geschöpf! Ihre Züge hatten keine Spuren geistigen Irrseins; im Gegentheil richtete sie ihre Blicke, die eine magnetische Kraft besaßen und deren Ausdruck wie eine Frage aussah, unerschrocken auf mich. Aber kaum wollte ich zu ihr sprechen, so floh sie mit einem boshaften Lächeln.

Ich hatte nie bei einem Weibe etwas Aehnliches gesehen. Sie war weit entfernt eine Schönheit zu sein: doch darüber habe ich meine eigenen Ideen. Sie hatte Raçe... Bei den Frauen wie bei den Pferden ist die Rasse die Hauptsache: Das ist eine Entdeckung, die wir dem jungen Frankreich verdanken. Sie (ich meine die Raçe und nicht das junge Frankreich) zeigt sich besonders im Gange, in den Händen und Füßen und vor Allem in dem Schnitt der Nase. In Rußland ist eine tadellose Nase seltener als ein kleiner Fuß.

Meine musikalische Undine schien nicht mehr als 18 Jahre zu haben. Ihre zum Erstaunen schmiegsame Taille, ihr Kopf, den sie auf eine Weise hängen ließ, die nur ihr eigen war, ihre langen blonden Haare, ihr Hals und ihre leicht gebräunten Schultern, die regelrechte Nase, Alles an ihr übte seinen Zauber auf mich aus. Ich mochte ich weiß nicht was Wildes und Verdächtiges in ihren Augenwendungen sehen, und in dem gezwungenen Ausdruck ihres Lächelns, so siegte doch der einmal gefaßte Eindruck; ich war entzückt über die griechische Nase und glaubte Goethe's Mignon, dieses phantastische Geschöpf der deutschen Dichtung, gefunden zu haben... Und in der That, diese beiden Wesen hatten überraschende Aehnlichkeiten: das eine wie das andere sprang ohne Uebergänge aus dem Erstarren in's Leben über: ihre Worte waren gleich räthselhaft und ihre Lieder befremdend...

Als ich sie in der Dämmerungsstunde an der Hausthüre festhielt, sagte ich zu ihr:

—Erkläre mir, schönes Kind, was Du heute auf dem Dach gethan hast?

—Ich sah, von welcher Seite der Wind kömmt.

—Und wozu das?

—Weil das Glück von derselben Seite kommt.

—Rufst Du es durch Singen herbei?

—Man ist glücklich, wenn man singt.

—Singt denn das Unglück nicht?

—Zuweilen ja, zuweilen nein: und oft ist nur ein Schritt von dem einen zum andern.

—Wer hat Dir denn dieses Lied gelehrt?

—Niemand ... es kommt und ich singe. Der, welcher mich verstehen soll, wird mich begreifen ... die Andern verstehen mich nicht.

—Welches ist Dein Name?

—Das wird Ihnen mein Taufpathe sagen können.

—Und wer ist Dein Taufpathe?

—Das bleibt mein Geheimniß.

—Seht die Geheimnißkrämerin! Nun, Du hast mir nicht Alles verborgen.

... Sie verzog keine Miene, zuckte nicht einmal mit den Lippen: man hätte geglaubt, daß die Bemerkung sie gar nichts anging.— Ich weiß, daß Du diese Nacht an dem Ufer gewesen bist. Und ich begann ihr im Detail Alles zu erzählen, was ich gesehen hatte.

Sie kam darüber noch weniger außer Fassung und lachte laut auf.

—Sie haben viel gesehen und Sie wissen nicht viel... und das Wenige, was Sie wissen, rathe ich Ihnen, nicht weiter zu plaudern.

—Und wenn ich Alles dem Kommandanten entdeckte?—fuhr ich mit einer ernsten und selbst strengen Miene fort.

Sie hüpfte und sang und verschwand wie ein verjagter Vogel. Meine letzte Drohung ging zu weit; aber ich berechnete nicht ihre Tragweite. Später hatte ich Grund es zu bereuen.

Es begann finster zu werden: ich hieß den Kosaken Wasser zum Thee kochen, zündete meine Kerze an und nahm meine Reiserauchpfeife. Ich war bei meiner zweiten Tasse, als ich plötzlich ein Geräusch an der Thüre vernehme und das Rauschen eines Kleides mein Ohr berührt; ich wende mich um ... meine Undine! Sie setzte sich langsam mir gegenüber, ohne ein Wort zu äußern.

Sie heftete ihr Auge auf mich und dieser Blick schien mir voll Zärtlichkeit. Er rief mir Augen zurück, die vor Kurzem noch allmächtig über meine Seele waren. Sie sah aus als ob sie eine Frage erwartete, aber ich blieb schweigsam, von einer unerklärbaren Verwirrung ergriffen. Ihr Gesicht war blaß und verrieth eine lebhafte Unruhe. Ihre Hand bewegte sich ohne Zweck auf dem Tische und ich bemerkte, daß sie leise zitterte. Bald erhob sich ihr Busen, bald schien sie den Athem zu unterdrücken.

Die Geschichte fing an mich zu langweilen und ich wollte das Stillschweigen auf eine ganz prosaische Weise brechen, indem ich ihr eine Tasse Thee anbot, als sie plötzlich auf mich stürzt, ihre Arme um meinen Hals wirft und ich einen leidenschaftlichen Kuß auf meinen Lippen fühle. Meine Augen verfinsterten sich, mein Kopf drehte sich, ich schloß sie in meine Arme, aber sie entschlüpft wie eine Schlange meiner Liebkosung und lispelt mir an's Ohr: Diese Nacht, wenn Alles schläft, erwarte ich Dich an dem Ufer. Sie verschwand mit der Schnelligkeit eines Pfeils aus dem Zimmer.

—Da hat sie den Theetopf und das Licht umgestoßen ... die Närrin! rief der Kosak aus, der sich auf's Stroh gelegt hatte und hoffte, mit dem Ueberrest sich zu erwärmen.

Diese Bemerkung brachte mich wieder zu mir selbst.

Nach Verlauf von zwei Stunden, als Alles ruhig geworden, weckte ich meinen Kosaken. Wenn Du einen Pistolenschuß hörst, sagte ich ihm, so laufe an's Ufer. Er machte große Augen und antwortete mechanisch:— Wohl, Ew. Gnaden. Ich steckte eine Pistole in meinen Gürtel und verließ das Haus.

Sie erwartete mich am Rande des Abhangs. Ihr Anzug war mehr als leicht: ein bloßes Sacktuch bedeckte ihre schlanke Taille.

—Gehen Sie mir nach, sagte sie, indem sie meine Hand ergriff, und wir stiegen den Abhang hinab. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich mir nicht zehnmal den Hals gebrochen. Wir wendeten uns rechts und nahmen denselben Weg, den ich die Nacht vorher gegangen, als ich dem Blinden nachschlich. Der Mond war noch nicht am Himmel; zwei einzelne Sterne glänzten wie schützende Leiter am dunkeln Blau des Gewölbes. Die Wogen folgten sich schwerfällig in regelmäßigen Intervallen und erhoben

kaum eine einsame ans Ufer befestigte Barke.

— Steigen wir in sie hinein, sagte meine Gefährtin.

Ich zögerte... eine sentimentale Spazierfahrt am Meere reizte mich wenig; aber ich durfte nicht mehr zurück. Sie sprang in die Barke... und ich folgte ihr, ohne mir die Zeit zu nehmen, zu überlegen... Wir schifften bereits.

— Was soll das heißen? sagte ich zu ihr mit aufgebrachter Miene.

— Das heißt, erwiderte sie, indem sie mich auf eine Bank neben sich zog und mit ihren Armen umschloß, daß ich Dich liebe.

Ich fühlte ihre Wange auf der meinigen, ihr Odem erwärmte mein Gesicht. Auf einmal fällt etwas mit Geräusch in das Wasser ... ich greife in meinen Gürtel ... meine Pistole war fort. Mir kam ein schrecklicher Verdacht... all mein Blut stieg mir zu Kopf ...Ich sah um mich; wir waren über 60 Toisen vom Ufer und ich konnte nicht schwimmen. Ich versuche sie von mir abzuhalten, sie hängt sich an mich wie eine Katze und plötzlich droht eine heftige Erschütterung mich in das Meer zu stürzen. Die Barke schwankte, es gelang mir das Gleichgewicht zu behalten... und nun entstand ein verzweiflungsvoller Kampf zwischen ihr und mir. Die Wuth vermehrte meine Kraft, aber ich konnte nicht umhin zu erkennen, daß mir mein Gegner an Gewandtheit überlegen war.

— Was willst Du? schrie ich, indem ich ihre kleinen Hände mit aller Gewalt ergriff, daß ihre Finger knackten; aber sie stieß keinen Laut aus und ihre Reptilnatur erlitt diese Tortur.

— Du hast gesehen, entgegnete sie ... Du wirst einen Bericht machen! und mit einer übermenschlichen Anstrengung drückte sie mich über den Rand hinaus. Wir waren beide mit dem Oberkörper außerhalb der Barke; ihre Haare schwammen im Wasser... Der Augenblick war entscheidend... Ich stemmte mein Knie gegen die innere Seite, ergriff mit einer Hand ihre Flechte, während ich mit der andern ihre Kehle zusammenschnürte... sie ließ meine Kleider fahren und ich warf sie in die Wogen.

Es war dunkel... ihr Kopf tauchte zweimal aus dem Wasser auf und ich sah nichts weiter.

Ich fand im Innern der Barke ein Stück von einem Ruder, mit dessen Hilfe ich nach langer Anstrengung das Ufer erreichte. Indem ich zur Hütte zurückkehrte, sah ich mich unwillkürlich nach dem Platze um, wo Tags vorher der junge Blinde den nächtlichen Schiffer erwartete.

Der Mond trat hervor, ich glaubte auf dem Ufer eine weiße Gestalt sitzen zu sehen... ich verbarg mich von Neugierde getrieben und streckte mich in's Gras hinter einer Böschung des Ufers. Indem ich den Kopf vorsichtig erhob, konnte ich Alles wahrnehmen, was um mich vorging. Ich war mehr erfreut als überrascht, meine Wassernymphe wieder zu erkennen. Ihr nasses Hemde zeichnete ihre eleganten Formen ab. Bald erschien ein Nachen von ferne. Ein Mann stieg daraus an's Land wie die Nacht vorher; er trug eine tartarische Tschapka, während seine Haare kosakisch geschnitten waren und an seinem ledernen Gürtel ein langes Messer hing.

— Janko! rief sie, es ist alles verloren! Hierauf sprachen sie so leise, daß ich nichts hörte.

— Und wo ist der Blinde? frug Janko mit erhöhter Stimme.

— Ich habe ihn geschickt... sagte sie.

Nach wenigen Minuten kam der Blinde mit einem Sack auf dem Rücken an, den sie in die Barke legten.

— Höre, Blinder, sagte Janko — bewache diesen Platz gut... Du weißt? Es sind kostbare Waaren... Sage dem... (ich konnte den Namen nicht hören), daß ich nicht mehr in seinem Dienst bin. Die Sachen haben eine schlechte Wendung genommen ... er wird mich nicht wieder sehen... Die Gefahr ist zu groß jetzt. Ich werde wo anders Arbeit suchen ... und er wird Mühe haben, mich zu ersetzen. Du wirst ihm sagen, daß wenn er mich besser bezahlt hätte, ich ihn nicht verlassen haben würde... Für mich sind alle Wege eben... überall, wo der Wind heult und das Meer stürmt, ist Janko zu Hause!

Nach einem Augenblick des Stillschweigens fuhr Janko fort:

—Sie wird mit mir gehen; sie kann nicht länger hier bleiben ... Du wirst der Alten sagen, daß ihre Zeit um ist; in Allem giebt's ein Gewissen ... wir werden ihr für immer Lebewohl sagen.

—Und ich? frug der Blinde mit klagendem Tone.

—Mach was Du willst ... 's ist einerlei.

Während dieses Gesprächs war meine Undine in den Nachen gesprungen, sie machte ihrem Gefährten ein Zeichen mit der Hand, welcher etwas in die Hand des Blinden drückte, sagend:

—Da hast Du etwas Dir Kuchen zu kaufen.

—Das ist Alles? sagte der Junge.

—Nimm dies noch ... und ein Geldstück erklang, indem es auf den Stein fiel.

Der Blinde hob es nicht auf. Janko setzte sich in die Barke; der Wind blies vom Ufer; sie zogen ein Segel auf, das sogleich anschwoll und stießen ab. Ich verfolgte lange mit meinen Blicken das weiße Segel, welches im Dunkel hervortrat... Der Blinde war noch immer sitzend am Ufer, und ich hörte bald die Töne des Schluchzens... Der arme Blinde weinte lange... er dauerte mich.

Warum hat mich das Schicksal mit diesen ehrlichen Schmugglern zusammengeführt? Warum bin ich in ihre Mitte gefallen, wie ein Stein in ein ruhiges Wasser, und auf die Gefahr am Grund zu versinken?

Ich kam in meine Wohnung zurück...Die Kerze, welche am Ende eines Stück Holzes stand, war nah zu verlöschen und mein Kosak lag trotz meines Befehles, das Gewehr in beiden Händen, im tiefsten Schlaf. Ich wollte ihn nicht stören und ging, indem ich das Licht genommen, in die Hütte... Leider! meine Kassette, meine silbergestickte Mütze, mein Dolch von Daghestan, den mir ein Freund geschenkt, waren verschwunden. Ich verstand nun, was für Sachen es waren, welche der Blinde trug. Ich weckte ein wenig barsch meinen Kosaken; ich war wüthend ... aber was thun? Hätte ich mich nicht selbst dem Gelächter preisgegeben, wenn ich mich bei dem Kommandanten beklagt hätte, daß ein blinder Junge mich bestohlen und ein Mädchen von achtzehn Jahren mich beinahe ertränkt hat. Glücklicherweise bot sich den andern Morgen eine Gelegenheit zur Abreise ... Somit verließ ich Taman. Was ist aus der Alten und dem Blinden geworden? Das weiß ich nicht zu sagen. Was haben die Freuden und Leiden der Menschheit mit den Gefühlen eines Offiziers gemein, der in Regierungsgeschäften mit einem Paß der Krone reist?

Der Spion von Fort Howard.

Von Karl Roeser.

(Für die Monatshefte.)

Die Greenbay bildet eine große Bucht des Michigan-See's, welche von Norden nach Süden sich 70 Meilen in das Innere Wisconsins hineindrängt. In östlicher Richtung zwischen der Bay und dem Michigan-See taucht eine große Landzunge auf, die wegen ihrer terrassenförmigen Gebirgszüge ein ausgezeichnetes Naturgemälde bildet.

Am südlichen Ende der Greenbay liegt eine alte Feste, Fort Howard genannt. Ihr Ursprung zieht sich auf Jahrhunderte zurück, da vor beinahe 200 Jahren eine französische Handels-Compagnie daselbst ihren Sitz hatte. In späterer Zeit wurde von der brittischen Regierung eine Festung mit obigem Namen an der beschriebenen Stelle angelegt. Durch den Krieg Englands mit Nord-Amerika, der in den Jahren 1812—1814 namentlich auf den Binnengewässern des Erie- und Michigan-See's geführt wurde, gelangte diese Feste Howard in die Gewalt und in den Besitz der Amerikaner.

Gleichwohl war die ganze Gegend rings um die Greenbay, wie überhaupt ganz Wis-

consin im Jahre 1813, in welcher Zeit die Geschichte des „Spions“ spielt, noch eine Wildniß und der Wohnsitz wilder indianischer Stämme. Nur die Feste Howard war von Weißen bemannt und bewohnt.

Die ruhigen Gewässer der schönen Greenbay spiegelten die Strahlen der aufgehenden Sonne an einem warmen Frühlingsmorgen im Jahre 1813.

Die amerikanischen Soldaten der alten Feste Howard wanderten sorglos in der Nähe des Forts, ohne Beschäftigung, ohne Abentheuer, die das müssige Leben etwa unterbrachen.

Etwa eine Meile nördlich von dieser Garnison saß auf einem umgefallenen Baume ein junger Mann, der auf Jemand zu warten schien. In Folge eines Geräusches sprang er auf und sah gespannt nach der Richtung des Forts; doch kehrte er, als er Niemand gewahr wurde, nach seinem Sitze zurück, wachsam und unruhig, den Erwarteten aufzufangen. Seine äußere kräftige Gestalt zeigte deutlich die ruhelosen Stürme seines Lebens an, denen er zu trotzen vermochte; seine Augen und die unsteten scharfen Blicke verriethen, daß er hier auf unsicherem Boden sich befand; doch von seiner Haltung und seiner Kleidung konnte man schließen, daß er kein Bewohner dieser Wildniß war.

Des langen Wartens überdrüssig, übersah er nochmals die Gegend nach der Richtung des Forts, als er zu seiner freudigen Ueberraschung einen jungen kräftigen Indianer von hoher, schöner Gestalt erblickte, der mit eiligen Schritten sich ihm näherte und den er als den erwarteten Anführer der Menomonee-Indianer erkannte.

Faulkner, so wollen wir den Fremden nennen, ging sofort dem Indianer entgegen und im herzlichen Tone rief er ihm zu:

„Guten Morgen, Walchalla, wie geht es Dir?“

„Ich kenne Dich nicht,“ erwiderte Walchalla mit finsterer Stirn.

„Sehr wahrscheinlich,“ entgegnete der Andere, „mein Name ist Mathias Faulkner, ich wohne in Canada und bin von meinem König und Häuptling hieher gesandt, um den armen verfolgten Eingeborenen, denen die weißen Eindringlinge die schönen Jagdgründe zerstört haben, unsere Hülfe anzubieten.“

Ein sarkastisches Lächeln überflog die Gesichtszüge des Indianers, welcher hierauf frug:

„Woher weiß das weiße Gesicht, daß die armen Eingeborenen ihre Jagdgründe den weißen Eindringlingen wieder abzunehmen suchen?“

„O! ich denke, das ist ganz natürlich.“

„Nun,“ versetzte Walchalla, „die Zeit ist mir kostbar, wenn der Indianerfreund noch Etwas zu sagen hat, so mag er es schnell thun, denn ich will nicht hier stehen, um über Nichts zu sprechen.“

Diese ziemlich kühle Aufnahme hätte wohl die Zudringlichkeit der Meisten von weiterem Gespräch abgehalten, doch nicht so den Faulkner; er nahm davon keine Notiz und nahe an Walchalla tretend sagte er im Tone der Vertraulichkeit:

„Das, was ich Dir zu sagen habe, ist nur für Dein Ohr bestimmt und darum wünsche ich, daß wir uns an einen unbelauschten Ort zurückziehen.“

Da der Indianer zögerte, fuhr er fort:

„Du brauchst keine Furcht wegen Deiner Sicherheit zu haben, denn, siehe, ich bin ganz unbewaffnet.“

Diesen Worten folgte auch sofort die Entfaltung seines Mantels, um zu zeigen, daß er weder Gürtel noch Waffen darin trage.

Das Auge des Indianers zündete Feuer, als er sein Zögern so gedeutet fand und im Tone des Unwillens äußerte er:

„Und wenn Du auch bewaffnet wärest, glaubst Du, daß Walchalla sich vor irgend Jemand fürchtet?“ —

„Ach nein, ich bezweifle Deinen Muth nicht im Mindesten; ich warf diese Bemerkung nur so hin, um anzudeuten, daß meine Absichten ganz edel sind. Aber hier ist mein Boot, in dem ich gekommen, laß uns in dasselbe treten und von etwaigen Lauschern uns entfernen!“

Beide setzten sich in Faulkners Boot und fuhren schweigend nach der Mitte der Bay.

Der Indianer saß mit derjenigen stoischen Ruhe und Gleichgültigkeit, die den Indianern eigen ist, während der brittische Agent seinen ruhelosen Blick zu verbergen und nachzudenken schien, wie er den Indianer, dessen Betragen ihm den Charakter eines ungewöhnlichen Mannes zeigte, gewinnen möchte. Endlich sagte er:

„Ihr seid im Kriege mit Monagan, dem Häuptlinge der Chippewa-Indianer?"

Walchalla winkte bejahend.

„Er ist stärker als Ihr, ich meine seine Krieger."

„Monagan hat mehr Krieger als ich;" antwortete Walchalla düster.

„Solltest Du nicht wünschen, ihn zu Deinen Füßen zu legen?" frug Faulkner, absichtlich die Erwähnung der weißen Eindringlinge vermeidend.

„O ja," entgegnete der Indianer, „wenn es auf ehrenhaftem Wege geschehen könnte."

„Natürlich, kann es das," sprach Faulkner in entschiedener Weise.

„Das was ich Dir jetzt mittheilen will, muß streng als Geheimniß zwischen uns Beiden bleiben. Meine Landsleute und mein König sind im Kriege mit jener Festung dort an der Greenbay und haben mich hergesandt, Euch zu helfen; wenn Du nun Lust und Willen hast, das Land hier den gegenwärtigen weißen Besitznehmern zu entreißen, so will ich mit Waffen und Munition Dich so reichlich versehen, daß Du auch den Krieg mit den Chippewa's wagen und gewinnen kannst."

„Wie kann dieß wohl durchgeführt werden?" frug Walchalla, ohne seine Ruhe zu stören.

„Nun, das ist sehr leicht, Du gehst nach dem Fort, bittest um Erlaubniß, über Nacht dort zu bleiben, triffst vorher die nöthigen Anordnungen mit Deinen Kriegern und wenn Alle in der Festung schlafen, öffnest Du die Riegel der Thore."

„Wohl, was dann?" forschte der Indianer, immer noch seine ruhige Haltung beibehaltend.

„Was dann?" wiederholte Faulkner, „nun das sollte doch wohl keine schwere Arbeit für den Tomahawk Deiner Krieger sein! Verstehst Du wohl?"

„O ja, ich verstehe."

„Nun," fuhr Faulkner, sich am Ziele wähnend, fort: „Wenn denkst Du diesen Plan auszuführen?"

„Soweit sind wir noch nicht."

„Was, sagtest Du nicht, daß"

„Daß ich glaubte, Dich zu verstehen."

„Willst Du damit etwa ausdrücken, daß Du meinen Antrag und Plan verwirfst?"

„Ja wohl."

„Sehr wohl, Monagan soll dann den Plan ausführen und ich bin gewiß, dieser wird mit Freuden darauf eingehen."

„Er wird sicher nicht," rief Walchalla bestimmt aus, indem er sich mit plötzlicher Bewegung aufrichtete.

„Solch' eine That möchte wohl seiner blutdürstigen Neigung entsprechen; ich möchte Dir daher rathen, sofort Dich an ihn zu wenden, er wird, es ist gar kein Zweifel, gern ein williges Werkzeug Deines Königs und Deiner Landsleute werden."

Faulkner fühlte sich über die Rede Walchalla's etwas beunruhigt, doch, sich beherrschend, stimmte er einen traulichen, versöhnenden Ton an:

„Mein Freund, Du solltest den Vorschlag wohl genau erwägen, bevor Du ihn verwirfst; bedenke, der Besitz des Forts, die Feuergewehre, die ich Dir gebe, würden Dir die Macht geben, Deinen Feind und Nebenbuhler zu vernichten; ich gebe ja Dir den Vorzug; denke, daß Monagan mit Freuden diese Gelegenheit ergreifen würde."

Die Lippen des Indianers zogen sich zusammen, als er den Honigworten des brittischen Agenten lauschte; doch als der Agent seine Rede beendet, war auf der Stirn des Indianers ein edler Unwille, der über die braunen Züge sich verbreitete, sichtbar, und mit stolzer Würde, dem Selbstgefühl eines Chefs von einem großen Stamme, rief er aus:

„Weißer Mann, höre mir zu: Ich kenne nicht den Grund, warum Du so zu mir sprichst, noch will ich mich darum kümmern; doch ich will Dir Etwas sagen, woraus Du

Dir die Endantwort nehmen kannst. Nicht lange ist es, daß Einer meiner Krieger einen Knaben zu mir brachte. Dieser Krieger erzählte mir:

Auf einer Jagdexcursion, die er mit mehreren meines Stammes gemacht, habe er ein paar Indianer von Monagans Zuge getroffen, welche einen weißen Knaben mit sich geführt. Dieser Kleine habe sie, die Dazugekommenen, um Hülfe angefleht, weshalb sie ihn befreit und sofort mir, ihrem Führer, überliefert hatten.

„Ich erkannte sofort in dem kleinen Knaben den Sohn des amerikanischen Lieutenants Walton, welcher jetzt das dortige Fort Howard commandirt; ich überlieferte den Knaben seinem Vater, der von Schmerz über den Verlust seines Kindes ganz niedergebeugt und dessen Vaterherz von Sorgen und Qualen zerrissen war.

„Der überglückliche Vater nahm mich dankerfüllt bei der Hand und sagte:

Walchalla, Du hast mir einen Dienst erwiesen, den ich nimmermehr vergessen werde, ich danke Dir dafür auf das Herzlichste und sei hiermit versichert, daß wenn Du oder irgend Einer Deines Stammes Schutz vor den Stürmen des unruhigen Lebens suchen sollte, Euch der herzlichste Empfang und der brüderlichste Willkommen in der Wohnung des weißen Mannes hier stets bereitet sein soll. —

„Würde ich nun nicht schlechter sein, als der gemeinste Schurke," fuhr Walchalla fort, „wenn ich das Vertrauen, das mir so edelmüthig geschenkt wurde, täuschen und mit Verrath und Mord belohnen sollte? Nun, ich wünsche, daß Ihr das Boot nach der Küste lenkt, ich habe keine Zeit weiter zu verlieren."

Diese Worte, mit Entschiedenheit gesprochen, brachten Faulkner in solche Verwirrung, daß er unwillkürlich nach dem Ufer ruderte, und als das Boot gelandet, war der Indianer bald im dichten Walde verschwunden.

— — — — — — — — — —

Wenige Tage nach Walchalla's Unterredung mit dem brittischen Agenten,— es war eine dunkle, stürmische Nacht, der See toste, die stürmisch bewegten Wellen brausten, gleichsam als wollten sie den lauernden Verrath begünstigen und durch ihr Getös unbemerkbar machen,—während dieser Sturmesnacht erscholl ein lautes Geräusch und starkes Klopfen an dem äußersten Thore des Forts Howard. Ein Soldat ging nach dem Thore, um sich zu erkundigen, wer Einlaß wünsche. Bald kehrte er zurück mit einem Indianer, der ein Nachtquartier innerhalb der Festung sich erbat. Da dieser Fall oft, namentlich bei stürmischen Nächten, vorkam, so wurde diese Bitte ohne Bedenken gewährt.

„Wie ist Dein Name?" frug der Lieutenant den Indianer.

„Wautom," war die lakonische Antwort.

„Wer ist Dein Häuptling?" fuhr der Lieutenant fragend fort.

„Walchalla," erwiderte der Wilde mit scharfem glänzenden Blicke und setzte sofort hinzu:

„Ich bin ein Freund unseres großen Häuptlings."

„So, dann bist Du mir doppelt willkommen; aber wie kommt es, daß Dein Häuptling nie gegen mich von Dir gesprochen hat, da er doch oft seine Freunde mir nannte?"

„O, vielleicht hält mein Häuptling mich nicht würdig, meinen Namen in Verbindung mit seinen bedeutungsvolleren Freunden zu erwähnen."

Der Indianer war sichtbar von der Wendung des Gespräches betroffen.

In demselben Augenblicke aber ertönten wieder starke Schläge am Thore.

Der Lieutenant Walton entfernte sich sofort, um selbst den neuen Ankömmling einzulassen. Er entriegelte das Thor und ein zweiter Indianer trat ein in den Hof. Doch bevor er noch Zeit sich nahm, in das Gesicht des Indianers genau zu blicken, näherte sich der Letztere und flüsterte ihm in das Ohr.

Der Lieutenant stutzte erstaunend, doch schnell sich besinnend sagte er:

„Niemals hätte ich so Etwas geahnt, doch Er hat sein Schicksal besiegelt, denn noch ehe eine Stunde verrinnt, soll er da sein,

wo kein Verrath mehr an denjenigen, die ihm Schutz verliehen, gespielt werden kann."

„Nicht so," erwiderte der Andere, „überlaß Du ihn mir allein, er und ich, wir Beide haben eine alte Schuld auszugleichen."

„Sehr wohl, mag es sein wie Du wünschest," sagte der Lieutenant, welcher jetzt den Walchalla erkannt hatte.

„Ich weiß, daß ich unbedingtes Vertrauen auf Dich setzen darf."

Ein glänzender Blick des Stolzes überstrahlte das edle Antlitz des Menomonee-Häuptlings, sein Bewußtsein, daß er das Anerbieten von Faulkner zurückgewiesen, wurde jetzt gehoben durch das offene Vertrauen des weißen Freundes; die Großmuth, womit der Lieutenant das Leben der ganzen Festungsmannschaft ihm allein und seiner Gnade anvertraute, brachte ihn zu dem Entschluß, daß seine Wachsamkeit und sein starker Arm dem weißen Freunde nützen, daß er durch die That das edle Vertrauen ehren wolle.

Doch wie ging es mit unserm andern Indianer?

Als er das Geräusch am Festungsthore hörte, überkam ihn abergläubische Furcht, Mißtrauen und Unruhe; als er aber nach kurzer Zeit die Rückkehr des Lieutenant Walton vergeblich erwartet hatte, so wuchs seine Furcht zum Schrecken. Doch plötzlich erschien der Lieutenant.

Der Indianer fürchtete, genau über seine Pläne ausgeforscht zu werden. Der Lieutenant war aber sehr ruhig und bemerkte einfach, daß blos die Wache um Einlaß geklopft habe. Der Indianer hielt es für gut, nicht tiefer einzudringen. Einem genauen Beobachter würde jedoch die Unruhe des Indianers nicht entgangen sein, welcher unheimliche Blicke rund um sich her werfend eine ruhige Miene erzwang.

Die Soldaten der Festung hatten sich bereits zur bestimmten Stunde nach ihren Schlafstellen begeben und nur der Lieutenant Walton nebst dem Indianer schienen eine Ausnahme machen zu wollen. Endlich erhob sich der Lieutenant und indem er dem Indianer seinen Ruheplatz anwies, verließ er das Zimmer.

Seine Absicht war, nach seinem Privatzimmer zu gehen, doch seine Unruhe veranlaßte ihn zur größern Wachsamkeit; er ging zur Wache an dem Thore der Festung, machte die Wache mit dem Charakter der Person, die er aufgenommen, sowie mit der Nothwendigkeit, ein genaues Augenmerk auf alle etwa vorkommenden Ereignisse in der Nacht zu richten, gehörig bekannt und dann zog er sich beruhigt zurück.

Trotz des Brüllens des wüthenden Sturmes ertönte laut in durchdringenden Schwingungen die Glocke der Festung zur zwölften Stunde der Mitternacht.

Die Vertheidiger der Festung schliefen fest und man hätte nach ihrem Schnarchen wohl glauben sollen, daß es eine harte Aufgabe sei, sie zum Erwachen zu bringen, sollte man ihres schleunigen Dienstes bedürfen.

Wautom, der Indianergast, erhob sich und schlich nach der Thür, die unmittelbar in den Hof führte. Alles war ruhig. Mit leisen Schritten gelangte er an das äußere Thor. Was er bis jetzt erreicht, war das Geringste, da er das Thor noch zu öffnen, die Außenwache zu fürchten und seine versteckten Krieger, die seiner bereits harrten, in Kenntniß zu setzen hatte. Die Zeit drängte, die Gefahr war groß; er entschloß sich, allen Hindernissen Trotz zu bieten.

Mit so wenig Geräusch als möglich entfernte er die schweren Riegel und warf den Thorflügel zurück; der krachende, kreischende Ton davon erschreckte ihn, er schritt hinaus, die Hand fest an sein Jagdmesser gelegt.

Wie groß war sein Erstaunen und seine Freude, als er nirgends eine Wache entdeckte und Alles seinem Plane des Mordes und Verrathes günstig schien.

Ungefähr eine Meile vom Fort Howard hatte er seine Kriegermannschaft zurückgelassen und sie instruirt, daselbst auf ihn zu warten, er richtete schnell seine leisen Schritte nach jener Gegend zu.

Doch schon wenige Schritte dieses Weges wurde er durch den Anblick einer Gestalt, die einem Indianer glich und die sich seinem Laufe stracks entgegenstellte, beunruhigt. Sein erster Gedanke war die Flucht, doch die

Hoffnung, daß es wahrscheinlich einer seiner Krieger sei, hielt ihn davon zurück.

Die fremde Gestalt stand mit dem Rücken dem Monde zugekehrt, so daß kein Lichtstrahl das Gesicht erreichen konnte und Wautom daher nicht im Stande war, den Fremden zu erkennen.

Es verstrich wohl einige Zeit, bevor einer oder der andere sprach. Beide standen still, gleichsam als ob jeder auf des andern Ansprache wartete.

Wautom, endlich unwillig über das Schweigen, befahl dem Fremden aus dem Wege zu gehen.

Ein tiefer, convulsivischer, schauerlicher Ton des Lachens war die Antwort des Fremden.

„Geh' zur Seite, Mann, Geist oder was Du bist und laß mich friedlich vorüber," schrie Wautom im festen Tone des Befehls.

„Monagan!" antwortete der Fremde in einer ruhigen, doch kühnen Stimme.

„Deine Verkleidung und Verstellung, hinter welcher Du Dich unkenntlich zu machen suchst, wird Dir nichts nützen. Du kennst mich, und beim großen Geiste, der über uns herrscht, Dein Schicksal ist gekommen, von dem Du den tödtlichen Schlag empfangen sollst."

„Aus dem Wege, sage ich, ich kenne Dich nicht."

„Ha! Ha! Ha!" lachte der Fremde wild und laut. „Du kennst mich nicht? Hast Du vergessen die schöne Tochter des großen Lenor, der noch vor wenigen Monden der Häuptling der Menomonee's war? Sage, Du blutdürstiger Chippewa, erinnerst Du Dich der lieblichen Lula, welche Du schurkisch mordetest, weil sie nicht die Braut eines Chippewa sein mochte? Ah, ich sehe, Du gedenkst ihrer und nun sollst Du auch die strenge Rache ihres schmerzerfüllten Bruders fühlen, um diese scheußliche That zu sühnen."

Wautom oder vielmehr Monagan, denn er war es, der Häuptling der Chippewa's, fühlend, daß hier kein Entweichen vor der Rache des Bruders der Gemordeten möglich war, hatte jetzt in der langen Gestalt mit schreckensprühenden Augen seinen Todfeind erkannt, den Walchalla, den Häuptling der Menomonees.

Schon bei den ersten Worten des erkannten Fremden hatte Monagan versucht, seinen im Gürtel verwickelten Tomahawk zu lösen, bei den letzten Worten seines Feindes hatte er endlich den Tomahawk los und denselben über seinem Haupte schwingend sprang er plötzlich auf seinen Gegner, um ihn zu Boden zu schmettern.

Doch der Adlerblick des Walchalla hatte alle Bewegungen Monagans verfolgt, er stieß den mörderischen Angriff ruhig und fest zurück.

Der Chippewa-Häuptling war ebenfalls von hoher, kräftiger Gestalt, er war kein Neuling im Gebrauche des Tomahawk, das meisterlich von ihm geführt wurde. Doch wenn er wähnte, den Walchalla zu bewältigen, so hatte er eine Aufgabe, die den gewandtesten Händen schwierig sein mußte, auszuführen; der Menomonee-Häuptling war dem Monagan an Gewandtheit und Kunst sicher überlegen.

In einem Moment, so hatte Walchalla den Tomahawk dem Feinde entwunden und warf ihn sausend durch die Luft. Dann stellte er sich ruhig mit gefalteten Armen vor Monagan, gleichsam als wollte er den Zorn und die Wuth des Letztern verdoppeln.

„Gnade, Gnade!" flehte Monagan, von der furchtbaren Macht seines Gegners und von der drohenden Rache ergriffen.

„Was, Feigling, Du verlangst Gnade, Du, der Du bisher nicht wußtest, Gnade dem wehrlosen Mädchen zu geben? Hat nicht die liebliche Schwester des Walchalla von Dir Schonung erbeten und welche Antwort hat sie von Dir erhalten? Den unbarmherzigen Tomahawk, und diesen Tomahawk sollst Du beim großen Geiste auch als Antwort erhalten."

Und mit diesen Worten sprang Walchalla vorwärts und in einer unbemerkten Schnelligkeit saß die tödtliche Waffe tief im Hirnschädel des Mörders seiner Schwester. Noch ein schwacher Versuch des Widerstandes und sofort lag der Chippewa-Häuptling, der Spion von Fort Howard, lautlos zu Boden.

Ein Schatten von Trauer zog sich über die Gesichtszüge des Walchalla, als er vor sei-

nem Weggange dem Todten noch einen Blick zuwandte. Denn seine edle Natur konnte nicht jauchzen über solch' eine That.

Er schritt eilends nach dem Fort Howard zu und als er das Thor erreicht hatte, trat die Wache hinter einem Baume hervor.

„Hast Du ihn gesehen?" frug die Wache.

„Ja, der Spion von Fort Howard wird kein Unheil mehr anrichten, er ist nach den glückseligen Jagdgründen gewandert, wo des großen Geistes Whigwam gebaut ist."

Sociale Märchen.

Von F. Binnewerck.

I. Treue Liebe.

Ei, Mond, weshalb siehst du so blaß? Und ihr Sterne, warum flimmert ihr so traurig? Und du, silberner Bach, weshalb singst du so eintönige Melodie? Wißt ihr das Märchen von der treuen Liebe auch? Verrathet's nur nicht! Mein Mädchen hat davon noch nicht gehört und ihr will ich's lieber erzählen.

Es lebte einmal ein Jüngling, der hatte so klare Stirn und so braune Locken wie dein Jüngling, aber schöner muß er noch immer gewesen sein; denn alle Mädchen sahen nach ihm, wohin er kam, und die Herzen schlugen unter dem Mieder höher und die Pulse klopften stärker. Das waren ganz sicher krankhafte Anfälle und die Mädchen hätten sich davor wahren und den Jüngling gar nicht ansehen sollen; aber sie sahen ihn doch an und kümmerten sich nicht darum, daß dem armen Herzen bange dabei ward und es so ängstlich klopfte.

Aber der Jüngling gewahrte es nicht; er hatte nur Augen für ein Mädchen, das glich dir. Und nun wirst du mir wohl glauben, daß das Mädchen schön war.

Ja, schön war es! Es hatte so dunkle, verwundende Augen wie du und auch ein wieder so heilendes Lächeln; aus dem kastanienbraunen Haar hatte sie gleichsam ein Netz geflochten, und hielt den Jüngling darin gefangen. Täglich ging dieser an ihrem Fenster vorüber und lächelte zu ihr hinauf und sie lächelte zu ihm herab; das machte ihn glücklich den ganzen Tag. Abends, wenn es in den Straßen ruhig ward und die Sterne am Himmel standen und die Erde von ihrem blassen Geliebten, dem Monde, geküßt wurde, saß er unter ihrem Fenster und spielte die Laute und sang dazu Lieder der treuen Liebe. Eine alte Jungfer, die der Geliebten des Jünglings gegenüber wohnte, ward dadurch gar oft in ihrem Abendgebet irre und statt um ein seliges Ende, betete sie um einen Mann. Der Jüngling muß sehr schön gesungen haben.

Und er ersang sich sein Mädchen und es ward seine Frau. O treue Liebe! Der Pfarrer hielt am Hochzeittag eine Rede; er hatte sich besonders darauf einstudirt; aber in den Herzen der Liebenden stiegen noch viel höhere und schönere Gedanken auf, als im Concept des Pfarrers standen; und wie sie sich ewige Liebe und Treue bis über Tod und Grab hinaus geschworen, das klang viel poetischer und feuriger als der Schwur am Altar.

Und es ward aus Nacht und Morgen der erste Tag ihrer Ehe und sie liebten sich am Morgen noch wie am Abend. O treue Liebe! Sie hing an seinem Halse und fragte: Wirst du mich lieben ewig? Und er hing an ihrem Halse und fragte: wirst du mich lieben ewig? Und die Zungen stammelten „ewig!" und die Augen leuchteten „ewig!" und die Lippen küßten sich und lispelten einander zu: „ewig!" Da ward aus Nacht und Morgen der zweite Tag und ein Jahr darauf — waren sie geschieden.

Er aber stürmte, den Scheidebrief in der Tasche, den ihm das Consistorium geschrieben hatte, hinaus ins wilde, bewegte Leben und trank aus Lethes Fluß Vergessenheit. Hätte der Mann jetzt gelebt, so konnte er in ein Bad reisen und Strudel oder Selters oder sonst ein Wasser trinken; die Geschichte ist aber alt und damals waren die Wasser noch

nicht erfunden und Liebende mit gebrochenen Herzen, Barone mit Schulden tranken damals Lethe, d. i. Vergessenheit, jetzt thut eine Badereise dasselbe.

Das Mädchen aber klagte dem Monde und den Sternen und den Blumen ihr Leid und aus dem Silberbach sah ihr ein theilnehmendes Gesicht entgegen, das weinte wie sie.

Und wieder war ein Jahr vorüber, da trieb es ihn heimwärts, und als er sie sah, da dünkte ihm, als sei sie blühender als ehedem, und da sie ihn sah, da dünkte ihr, als sei er schöner als ehedem; und sie sanken einander an die Brust und hielten sich fest umschlungen und all das alte Weh war vergessen. Und sie flüsterten sich die süßesten Namen zu und „mein!" und „dein!" klang es hinüber und herüber, und „ewige Liebe!" flüsterte er, und „nur keine Heirath!" flüsterte sie. Sie haben sich nicht wieder geheirathet, aber blos der treuern Liebe wegen.

II. Dumm hat's Glück.

Eine Frau war eines Söhnleins genesen und die Muhmen und Basen umstanden das Kind und die Eine sagte: Er gleicht dem Vater, er hat die Nase von ihm; und die Andere behauptete: Er sieht der Mutter ähnlich, er hat den Mund von ihr. Und da die Zeit kam, daß der Junge getauft werden sollte, berieth man über die Gevattern und Eins sagte: Nehmt den reichen Müller, der hat nicht Kind noch Kegel und vererbt vielleicht dem Jungen sein Vermögen! Und das Andere sagte: Nehmt den Amtmann; es ist immer gut, vornehme Freunde zu haben! Eine alte Frau aber rieth: Bittet die Fee, die im Walde wohnt, zu Gevatter; die bindet vielleicht etwas ein, das dem Jungen lebenslang zugute kommt!

Der Rath gefiel der Wöchnerin und ihrem Manne und die Fee ward geladen zum Gevatterschmaus. Der Schulmeister mußte einen ganz besonders schönen Gevatterbrief an sie schreiben, mit großen, geschnörkelten Buchstaben, und einen langen Titel darauf, der hieß: „Meiner wohlehrsamen, tugendbelobten Jungfer Gevatterin Fee."

Die Fee nahm auch die Einladung an und ward Pathe des Kindes und band ihm als Geschenk eine seidene Schnur um den Hals und sagte: Das ist mein Geschenk! Und er soll die Schnur nicht vom Halse nehmen, so lange er lebt, dann wird er immer Glück haben! Da dankten die Aeltern gerührt und sie glaubten den Worten der Fee und wachten darüber, daß Hannes — so war der Junge getauft worden — die Schnur nicht vom Halse verlor.

Als Hannes groß genug war, ward er in die Schule geschickt; er lernte aber nichts weiter, als schlecht lesen und mit Mühe seinen Namen schreiben; der Schulmeister aber sagte: Das ist genug für ihn; er kann fast so viel als ich, und ein Schulmeister muß doch immer mehr wissen als Alle; und so kam Hannes aus der Schule und hatte nichts gelernt, und das war fast so viel, als der Schulmeister selbst konnte.

Die Aeltern thaten den Hannes in die Stadt zu einem Tischler in die Lehre; dort sollte er Bretter abhobeln; weil aber das Hobeln beschwerlich war und die Arme ermüdeten, drehte er den Hobel um, so daß das Eisen nicht ins Holz griff, und nun ging es viel leichter und Hannes hobelte lustig den ganzen Tag. Da nun der Meister kam und sah, wie Hannes hobelte und doch kein Span fiel und daß er den Hobel verkehrt hielt, ward er zornig und jagte den Hannes davon. Da kam Hannes zurück und sagte den Aeltern: Der Meister hat mich fortgeschickt, weil ich die Bretter nicht dünn gehobelt habe, daß sie brechen; und die Aeltern sagten das weiter und im Dorfe hieß es: In der Stadt betrügen sie uns und hobeln die Bretter dünn, damit Schränke und Tische bald brechen.

Nun sollte der Hannes studiren. Eins sagte: Macht einen Pfarrer aus ihm, da hat er sein gutes Auskommen und bei Miswachs und Hagelschlag muß er seinen Decem doch haben, und bei Kindtaufen, Hochzeiten und Trauermahlen bekommt er immer das Beste! Das Andere sagte: Laßt ihn Advocat werden, da kann er das Recht drehen wie einen Bratspieß, und wer das Bessere an den Spieß hängt, dem dreht er's zu! Das Dritte sagte: Nein, macht einen Mediciner aus ihm; da

kann er klug oder dumm sein, es erräth's doch Niemand! Die Todten, die er gemacht, schweigen und wem die Natur geholfen hat, der schreibt das dem Arzte zu. Die Aeltern schwankten lange hin und her und einstweilen, bis man sich entschlossen haben würde, kam er auf die Hohe Schule.

Wie Hannes aber nicht Griechisch und Lateinisch erlernen konnte, schickten ihn die Lehrer wieder fort und sagten: Du wirst nie Etwas, verstehst weder Griechisch noch Lateinisch. Da kam Hannes nach Hause und sagte: Sie haben mich fortgethan, weil ich nicht Griechisch und Lateinisch erlernen kann. Da fragte die Mutter: klingt das Deutsch? Nein, sagte Hannes, das klingt ganz anders, so, daß es Niemand verstehen kann! Und die Aeltern sagten das weiter und im Dorfe hieß es: Weil Hannes nicht verstanden hat, was Niemand versteht, wollen sie keinen Gelehrten aus ihm machen.

Endlich kam Hannes zu den Soldaten und zog mit in den Krieg. Wie er nun dem Feinde gegenüber stand und vielmals geschossen, Niemanden aber getroffen hatte, da kam ein Reiter auf die Soldaten zu. Einen mußt du todtschießen, damit man sagen kann, du habest Wunder der Tapferkeit gethan. So dachte Hannes bei sich und schoß den Reiter, daß der todt vom Pferde fiel. Da ward Hannes von den übrigen Soldaten umringt und festgenommen und der Lieutenant ward zornig und weil er keinen Bart hatte, den er drehen konnte, drehte er die Kopfhaare und sagte: Hannes, du bist des Todes, du hast unsern General erschossen! Nein, antwortete Hannes, es ist der erste Feind, den ich traf! Und dabei blieb er, was man ihm auch sagte; und er ward zum Hauptmann geführt und dieser ließ ihn zum Oberst führen, und überall sagte Hannes: Es war der erste Feind, den ich traf. Da man nun den todten General aufhob und die Papiere herausnahm, die er bei sich trug, da ergab sich, daß der General die Armee an den Feind verrathen hatte und so stellen wollte, daß dieser sie vernichten konnte. Da ließ man den Hannes los, und berichtete den Vorfall an den König.

Der König ließ den Hannes vor sich rufen und fragte ihn: Wußtest du, daß der General ein Feind des Landes war? Ja, sagte Hannes, es ist der erste Feind, den ich traf! Da glaubte der König, Hannes habe durch seinen Scharfsinn das Complot des Generals mit dem Feinde errathen und ernannte ihn zum Hauptmann.

Wie Hannes Hauptmann war, bekam er eine Compagnie Soldaten, die er befehligte, und der neuernannte General gebot ihm, er solle bei der Schlacht einen Angriff auf den rechten Flügel machen. Weil Hannes aber nicht wußte, was rechts oder links war, nahm er die Mitte und griff den Feind an, und weil dieser den Angriff nicht vermuthete und nicht darauf vorbereitet war, wankte er und die ganze Arme fiel über den Feind her und schlug ihn in die Flucht.

Da der König von der Heldenthat des Hannes hörte, schenkte er ihm einen Orden, und da es Frieden geworden war, machte er ihn zum Minister.

Die Minister hatten den Hannes aber gern, weil er nichts von Geschäften verstand und zu Allem Ja sagte.

Da es dem Hannes wohlerging, gedachte er der Schnur, die er am Halse trug, und sagte sich: Besser kann dir's nicht ergehen und als Minister bist du nach dem Fürsten der erste Mann des Landes; was willst du mehr? Und er legte die Schnur ab.

Da im Augenblick war ihm, als fiel' ein Schleier von seinen Augen, und er gewann eine tiefe Einsicht in die Geschäfte der übrigen Minister und sagte von Stund' an nicht mehr zu Allem Ja. Da sagten die Minister: Der Hannes ist gefährlich! und legten es an, daß der König erfuhr, Hannes könne nichts als lesen und kaum seinen Namen schreiben. Darüber ward der König zornig und nahm Hannes den Orden und die Stelle als Minister und schickte ihn fort.

Als nun Hannes heim kam, erzählte er den Aeltern, wie es ihm ergangen sei und daß er die Schnur abgelegt habe; und die Mutter lief zur Fee und bat: Gib ihm eine andere Schnur! Da sagte die Fee: Werft nicht weg, was euch glücklich gemacht hat,

auch dann nicht, wenn es euch überflüssig dünkt! Durch seine Dummheit ist Hannes gestiegen, durch seinen Verstand gefallen. Laßt sehen, wie weit er mit seiner Weisheit kommt!

Wie weit er gekommen ist?

Hannes ist im Dorfe geblieben und hütet Schafe. Er berechnet den Lauf der Gestirne und zählt die Staubfäden der Blüthen und hat neue Systeme erfunden, nach welchen die Mineralien von einander geschieden werden, und ist sehr gelehrt geworden; aber Niemand gibt ihm etwas dafür, blos noch das Hüten der Schafe erhält ihn.

III. Das Bübchen, das sich vor den Todten fürchtete.

Eine Mutter war gestorben und das Bübchen fürchtete sich vor der Todten, weil es die Stiefmutter war, und wollte nicht im Hause bleiben und konnte Nachts vor Furcht nicht schlafen.

Ja, in Zeit von sieben Jahren war das schon die zweite Frau, die der Vater des Bübchens zu begraben hatte; aber er tröstete sich doch männlich mit der Fügung Gottes und mit der dritten Frau, die er nun heirathen konnte. Da gab es wieder Hochzeitschmaus, Hochzeitgeschenke, neues Einbringen und Flitterwochen.

Aber das Bübchen sollte keine Furcht vor der Todten haben, wollte der Vater, der ein sehr verständiger Mann war; und er nahm das Bübchen bei der Hand und führte es zur todten Stiefmutter, die regte sich nicht.

Die Todten thun Niemanden etwas zu Leide, sagte der Vater, aber dem Bübchen graute doch und er glaubte den Worten des Vaters nicht.

Der Vater mußte schon einen bessern Beweis führen, und er that es, denn er war ein guter Vater.

Wann wurde die Mutter am bösesten? frug er das Bübchen. Das antwortete:

Wenn du von meiner seligen Frau Mutter Gutes sprachst.

Da sagte der Vater: Merk' auf! Und er hielt der seligen, ersten Frau eine lange Lobrede, darin alle Tugenden vorkamen, die ein Weib nur besitzen sollte und konnte, alle Vorzüge, die sie besessen hätte. Die Todte rückte und regte sich nicht und antwortete nicht und zankte nicht und blieb still wie zuvor. Da wußte das Bübchen, daß die Todten keinem mehr was zu Leide thun und die Furcht war geheilt.

IV. Das Huhn im Topfe.

In einem Reiche regierte einmal ein Fürst, der war sehr gut und sehr milde und hatte die Geschichte guter Fürsten viel studirt und sich auch die Worte Heinrich's IV. von Frankreich gemerkt, der gesagt hatte: „Ich will, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe!" Er wollte es auch so haben und gebot seinem Schatzmeister, danach zu thun.

Der Schatzmeister kaufte alle Hühner im Lande auf und da diese nicht ausreichten, ließ er noch von außerhalb des Landes welche kommen. Dann reiste er im ganzen Reiche und nahm die Hühner in einem großen Wagen lebendig mit sich und ging von einem Bauer zum andern und gab ihm ein Huhn und sagte: Hier hast du ein Huhn, das erhalte lebendig und nimm einen großen Topf, darinnen es wohnen und seine Eier legen kann. Die Eier aber liefere ab an die Schatzmeisterei des Landes, und wenn du eins zurückbehältst, bist du des Todes, und wenn das Huhn stirbt, auch!

Da erschracken die Leute und Jeder hielt sein Huhn gut und lieferte die Eier an den Schatzmeister, der sie im Lande verkaufen ließ und ins Ausland schickte und viel Geld dafür löste.

Da nun der Fürst im Lande umherreiste und seine Unterthanen besuchte, fragte er: Wie geht es euch, ihr Leute? Hat Jeder von euch Sonntags sein Huhn im Topfe? Da antworteten die Leute: Gestrenger Herr Fürst, wir haben das Huhn alle Tage im Topfe!

Da freute sich der Fürst, als er das hörte, ausnehmend und dachte bei sich: In meinem Lande steht's doch gar gut. Ich bin ein glücklicher Vater meiner Unterthanen.

Der Schatzmeister, der die Träume des Fürsten von Volksbeglückung so schön erfüllte

und noch einen Ueberschuß in den Steuern liegen hatte, bekam den ersten Orden des Landes.

V. Vom kleinen Mann, der gern groß sein wollte.

Das ist eigentlich kein Märchen. Gar Mancher hat es geträumt und träumt es noch, und es werden Nationen untergehen und Throne fallen und ganze Geschlechter verschwinden, aber so lange es eine Menschheit gibt, wird es auch Menschen geben, die sich sagen: Ich will gern groß werden!

Ein Vater hatte zwei Söhne; der eine war groß und lang und der andere klein und schmächtig; der hieß Tobald, und weil er klein war, nannten ihn die Leute den kleinen Tobald.

Ich will groß werden! sagte Tobald zu den Leuten, die ihn den kleinen Tobald nannten, und rief seinen Bruder und stellte sich neben ihn und hob sich auf die Fußspitzen und fragte: Bin ich nun größer? Nein! antworteten die Leute. Da merkte Tobald, daß er nicht größer wurde, ob er sich auch auf die Fußspitzen stellte, und dachte bei sich: Ich muß das anders anfangen!

Da ward er Dichter und schrieb Verse, so schön wie Schiller, und Tragödien, so schön wie Shakespeare, und Lustspiele, so fein wie Molière—er glaubte es nemlich—und stellte sich damit auf die Fußspitzen und fragte: Bin ich nun größer?

Da stellte die Kritik den guten Geschmack neben ihn und maß ihn und sagte: Nein, du bist's nicht!

Da studirte Tobald die Wissenschaft und schrieb eine Literaturgeschichte wie Vilmar, und ein Buch mit der Behauptung, Leben ist Stoffwechsel, wie Moleschott, und ein drittes, worin er darzuthun versuchte: Unser Denken gleicht Dem, was wir essen und trinken, wie Vogt, und stellte sich damit auf die Fußspitzen und fragte: Bin ich nun größer?

Da stellte sich die Vernunft neben ihn und sie ragte weit über Tobald hinaus und sagte zu ihm: Nein, du bist's nicht!

Da studirte Tobald Kameralia und Nationalökonomie und Statistik und Geographie und sonst noch Alles, was ein Diplomat braucht, und ward Gesandter und stellte sich vor dem Gesandtschaftshotel auf die Fußspitzen und fragte: Bin ich nun größer?

Da stellte sich die Geschichte neben ihn und Tobald war kleiner als vordem.

Als nichts helfen wollte, da ward Tobald durch Zufall König. Er errichtete einen Thron, der war höher als alle Throne der Welt; darauf setzte er sich und schaute stolz hernieder auf Alle, die den Thron umstanden und die ihm ganz außerordentlich klein vorkamen, und sagte: Nun bin ich gewiß größer.

Da kamen die Kunst, die Wissenschaft, die Cultur, die Aufklärung, die Freiheit und andere große universelle Erscheinungen und stellten sich dem Throne gegenüber. Da merkte Tobald ganz von selbst, daß er nicht größer geworden war. Wenn der Leser vielleicht ein Mittel wissen sollte, wie man größer werden kann, so bitt' ich darum. Ich würd' es ihm mittheilen. Der Tobald lebt noch. (U. am h. H.)

Reiseskizzen von St. Johns nach New York.

Von Theodor Hagen.

I. St. Johns.

Als ich in den Hafen dieser Hauptstadt Newfoundlands einfuhr, dachte ich an den Rhein. Rechts und links dieselben Hügel, am Fuße derselben alle Sorten menschlicher Behausungen, endlich die Stadt, amphitheatralisch gebaut — in der That, so europäisch wie möglich. Freilich, die Möglichkeit ist sehr newfoundländisch. Gott, was für Städte giebts in der Welt! Ich glaube, es war St. Johns, das zuerst die Wahrscheinlichkeit an's Tageslicht brachte, es kann auch etwas außer der Welt liegen. Zwar kann man nicht sagen, daß hier die Welt mit Brettern zugenagelt ist, aber mit Eis ganz gewiß, zumal im Winter. St.

Johns gehört zu jenen Plätzen, in denen die Post nur eine imaginaire Anstalt ist. Wozu auch die Post? Die Menschen scheinen es sich nicht einreden zu können, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnen, sie meinen wahrscheinlich, sie brauchen nur einige Schritte zu geben, um sich zu überzeugen, daß nichts als Wasser dahinter ist. Und was für ein Wasser! Ich stand gestern auf der Spitze des höchsten Felsens, und blickte hinaus. Eine unermeßliche Fläche, und diesmal so ruhig und glatt, daß höchstens eine schwimmfähige Balletkoryphäe, aber sicherlich kein Schiff darauf tanzen konnte.— Die Natur ist schön, die Stadt ist schrecklich, und dennoch mir sehr theuer, denn sie gab mir nach zwei entsetzensvollen Tagen die positive Gewißheit, daß Gabeln, Löffel und deren tausendfache Objecte keine Illusionen sind, nein, daß so etwas existirt, zum Wohlbehagen der Menschheit im Allgemeinen, und zu dem der Schiffbrüchigen im Besondern.

Im Uebrigen ist St. Johns die merkwürdigste Stadt, die ich bis jetzt gesehen habe; denn — sie hat keinen deutschen Clavierlehrer. Sie meinen, unmöglich! Ja, auch ich wollte es erst nicht glauben; aber nach den von mir angestellten, sehr genauen Forschungen hat es sich ergeben, daß alle Deutsche, welche hier sind, sich auf einen einzigen — Holländer reduziren. —

Eine Stadt, die nicht einen deutschen Clavierlehrer aufweisen kann, ist natürlich in musikalischer Beziehung eine durchaus verwahrloste Stadt. Man munkelt zwar von einem Organisten, der dann und wann in der hiesigen Kathedrale Fingerübungen machen soll; aber ich glaube, dieser Organist ist, wenn auch keine reine, doch eine newfoundländische Mythe. Uebrigens geht St. Johns noch weiter als dies, es hat nichts, was auch nur entfernt an einen Instrumentenmacher erinnern könnte. Claviere sind da, eine Thatsache, die sich mir leider jeden Tag auf eine fürchterliche Weise zu erkennen giebt. In dem Salone meines Hotels steht nämlich ein clavierartiges Instrument aus grauer Vorzeit, das von einigen schiffbrüchigen Damen täglich mit einer förmlichen Berserkerwuth mißhandelt wird. Das arme Ding hat sich gewiß nicht träumen lassen, daß ihm noch einst von europäischen Händen der Gnadenstoß geboten werden sollte. Es quiekt dermaßen, daß ich sehr oft nicht umhin kann, mich der Worte zu erinnern, in die unser erster Steuermann ausbrach, als er unmittelbar nach der Strandung des Schiffes in die Tiefe des Meeres hinabsah: „Ich glaube, wir werden Alle zum Teufel gehen!" — Ja, wenn ich unsere Damen höre, scheint es mir fast gewiß zu sein, daß unsere sogenannte Rettung ein reiner Schwindel war, und daß, wenn wir auch nicht zum Teufel gegangen, doch auf jeden Fall zu einem sehr unliebenswürdigen Repräsentanten unsers höllischen Vaters hinangesungen worden sind. Und diese im wahren Sinne des Worts schiffbrüchigen musikalischen Kundgebungen sind die einzigen, die St. Johns bis dahin erlebt hat, es sind „Concerte" für die Newfoundländer, wahrhafte Kunstgenüsse, die eine ganz neue Epoche in der musikalischen Entwickelung dieses merkwürdigen Landes bilden.

II. Von Newfoundland nach Nova Scotia.

Es war an einem lieblichen Septembermorgen. Der Wind pfiff, weniger nach Noten, als durch meinen äußerst dünnen Sommerpaletot, der Regen plätscherte vom Himmel, als wenn da oben eine Generalwäsche vorgenommen wurde. Es war ein pfiffiger, frostiger, regnigter, inhaltsschwerer Morgen. Ich sollte Abschied nehmen von den Bergen Newfoundlands, von jenem Orte, der sich mir so theuer und werth gezeigt hatte in seinen Hunden, seinen Cigarren und einem fürchterlichen Mangel alles dessen, was man europäisch Musik nennen könnte. Ich war bewegt, zumal, als mir Einer vertraute, daß die Maschine des Dampfschiffes, dem wir uns anvertrauen sollten, in einem äußerst desperaten Zustande wäre, und nicht aus einem letzten, sondern aus allen möglichen Löchern pfiff. Auf dem Deck dieses augenscheinlich nur für Schiffbrüchige bestimmten Dampfers stand ungefähr der vierte Theil meiner Leidensgefährten. Unter ihnen die Sängerin aus dem Hotel. In ihren Augen perlte eine Thräne. Sie dachte wahrscheinlich an die genossenen Auszeichnungen, an all' die brava und bravi der entzückten Newfoundländer. Bis dahin hatte sie immer nur Zuhörer gehabt, die ausreißen wollten, jetzt hatte sie welche gefunden, die sich hinreißen ließen; wie natürlich, daß sie ihnen beim Abschiede eine Thräne der Theilnahme schenkte. Sie dachte mit Schrecken daran, daß sie in der Zukunft keine Newfoundländer mehr haben würde, und wahrscheinlich dieser Gedanke war's, der sie noch einmal in die bekannten Töne ausbrechen ließ: „Ach, schei — ei — den, ach, schei — ei — den, ach scheiden thut weh!" So lange wir im Ha-

fen waren, wurde natürlich fortwährend geschieden, aber kaum waren wir in offener See, so wurde zur Abwechslung die Sängerin geschieden von dem treuen Abte, der sie sogar bis in die unwirthsamen Steppen Newfoundlands zu begleiten gewußt hatte, und zwar durch die Liebkosungen jenes inhaltschweren Katzenjammers, den man Seekrankheit zu nennen pflegt. Es war ein Schei — ei — den in anderer Manier, und wurde sehr bald so allgemein, daß nur Wenige davon ausgeschlossen blieben; ich habe nie die Abt'sche Musik auf eine so ungezwungene Weise vortragen hören.

Die Fahrt ging sehr langsam und äußerst wacklig von statten. Der Wind blies, und die Maschine blies; da hatte ein unglücklicher Passagier die Idee, ebenfalls zu blasen. Er holte demnach eine Flöte hervor, und suchte auf seine Weise Wind zu machen. Dies gelang ihm so gut, daß die Wenigen, welche noch auf dem Verdecke waren, gegen so viel Wind nicht Stich halten konnten. Und da sie nicht zu blasen wußten, wurden sie geblasen. Jedoch plötzlich verbreitete sich die Nachricht, daß uns die Kohlen ausgingen und daß wir in Sidney landen müßten. Dem Flötenbläser gingen darüber die Töne aus, der Wind des Meeres schien ebenfalls einer Pause zu bedürfen, und bald tauchten die Ufer von Nova Scotia auf. Noch einige Stunden, und wir waren in Sidney. Ob Sidney Einwohner hat und wie viel, weiß ich nicht. Diejenigen, die am Ufer standen, schienen mit dem Wohnen sehr wenig zu thun zu haben. Es waren Indianer, phantastisch gekleidet, und theilweise romantisch-schmutzig. Man sagte uns, sie bildeten in einer kleinen Entfernung von der Stadt eine Kolonie. War es Neugierde oder das pfiffige Lächeln einer Indianerin, das mich veranlaßte, diese Kolonie aufzusuchen? — Uebrigens stellte sich mir bald heraus, daß das Letztere seine Schwierigkeiten hatte. Ich sah wohl einige merkwürdige Kindergestalten am Boden, aber von einer Wohnung keine Spur . . Endlich schied ich aus dem struppigen Gebüsch einige Strohdächer aus, ähnlich denen, die man bei uns für das edle Geschlecht der Schweine zu bauen pflegt. Ich ging an eins derselben hinan. Da war's, das Eldorado des vertriebenen Stammes. Die Wohnung entwickelte einen merkwürdigen Ueberfluß an Simplicität. Ein Herd, ein zinnerner Theetopf und zwei Menschen bildeten ihren Inhalt. Die letzteren schienen Frauenzimmer zu sein, die eine jung, die andere alt. Diese, ein finsteres Weib, flocht Körbe für die civilisirten Besucher, jene sang und träumte. Sie war anmuthig, hatte einen schönen gelben Teint und einen vorzüglich breiten Mund. Was sie sang, verstand ich nicht; soviel ich herausfinden konnte, waren Worte und Musik durchaus indianisch. Beide durchdrangen sich gegenseitig so vollkommen, daß sie Eins bildeten, eine einige, untheilbare — Unverständlichkeit. Die indianische Kunst kam mir ungeheuer modern vor. — Trotzdem bin ich über die musikalische Bedeutung Sidney's bis dahin im Unklaren geblieben, soviel mir schien, gehört die Stadt in dieser Hinsicht ganz und gar der Zukunft an.

Von Sidney ging es nach Halifax, das sich endlich nach vielen Begegnissen und Durchschneidung eines äußerst dichten Nebels unsern hungrigen Blicken darbot. Zu den ersteren gehört der eines allerliebsten Wallfisches, der sich nicht blos auf der Höhe des Wassers, sondern, wie es schien, auch der Zeit zu halten wußte; denn er nahm von uns nicht die geringste Notiz. Er erinnerte mich übrigens in seinem Thun und Treiben lebhaft an König Philipp, nicht den aus der spanischen Geschichte, sondern den Schillerschen. „Stolz lieb ich den Spanier; ich hab' es gern, wenn auch der Becher überschäumt." Was namentlich das Ueberschäumen anbetrifft, so verstand sich unser Wallfisch vortrefflich darauf, und muß in dieser Beziehung nicht blos mir, sondern allen europäischen Zuschauern äußerst spanisch vorgekommen sein.

III. Halifax.

Halifax ist eine liebliche reinliche Stadt, mindestens wenn die Sonne scheint. Und das that sie wirklich auf eine unverschämte Weise, als ich durch die Straßen schlenderte. Die Häuser sind weiß und die Menschen theilweise schwarz. Jene erinnern an die kleinen süddeutschen Residenzstädte, diese scheinen vollständige Halifaxer zu sein. — Ein Halifaxer ist ein amerikanisch-englisch-deutsch-neuschottländisches Wesen. Seine Befähigung für die Musik ist fürchterlich, seine Musik selbst auf jeden Fall mehr schottländisch, als neu. Ueber seine Kunstprinzipien kann ich nicht viel sagen; ein neu angekommener Clavierlehrer, dem mehrere Lectionen in Aussicht standen, meinte, sie wären höchst versprechender Natur. In der musikalischen Kultur hat er es schon zu einem äußerst ele-

ganten Musikladen gebracht, aus dem mir Jullien's glorreicher Kopf entgegenstrahlte. — Was Beethoven bei uns, das ist Jullien in Halifax und an andern Orten des britischen Amerika's; sein bekannter Walzer ist so sehr Bedürfniß der Einwohner geworden, daß die hiesigen Homöopathen ihre bella donna in prima donna umwandeln mußten. Clavierlehrer giebt's hier natürlich en masse; denn Halifax gehört schon ganz und gar der Civilisation an, zwar nicht der europäischen, auch nicht der amerikanischen, aber doch der neuschottländischen, die das für sich hat, daß sie nie mit einer andern verwechselt werden kann. Uebrigens in einer Beziehung hat sich die Stadt doch nicht dem Mutterlande entziehen können, namentlich in dem Bedürfniß jenes Modeartikels, den man in Old England "sacred music" nennt. Die Pfaffen haben auch hier das Regiment, und Alles, was mit ihnen musikalisch in Verbindung gesetzt werden kann, dominirt. Ob indeß die hübschen Halifaxerinnen, die mir begegneten, nicht im Stillen „Ach, wenn Du wärst mein eigen" oder ähnliche musikalische Ergüsse vorziehen, bleibt dahingestellt; ein Eingeweihter versicherte mir, daß wenn sie beim Singen dieses Liedes auch in musikalischer Beziehung Manches zu wünschen übrig ließen, doch der dramatische Ausdruck jener Worte meistens auf eine höchst natürliche und faßliche Weise wiedergegeben würde.

Uebrigens fand ich die Stadt bei meiner Ankunft in einer besondern Aufregung. Alle Welt sprach von der zu eröffnenden Industrie-Ausstellung. „Auch wir haben unsern Glaspalast," meinte unsere Hotelwirthin, was, wie sich später herausstellte, nichts anderes hieß, als „ich werde Euch gehörig pfeffern." — Ich muß gestehen, der Halifaxer Glaspalast reizte meine Neugierde, ich beschloß ihn aufzusuchen. Der Vorsatz war leicht, die Ausführung schwer; endlich stellte sich heraus, daß ich bereits mehrere Male an diesem Palast vorbeispaziert war, ohne es bemerkt zu haben; die Industrie-Ausstellung reduzirte sich auf äußerst viel Leinwand. Bei uns zu Lande nennt man so etwas Zelt. Das Ganze erinnerte mich an unsere Jahrmärkte ohne das bunte Allerlei der letzteren. Uebrigens paßten die ausgestellten Gegenstände zu diesen leinenen Palästen vollkommen, vermuthlich dachten die Halifaxer, daß jene gläsern genug wären, um das Glas für die Behausung unnöthig zu machen. Ueberdies war diese neuschottländische Industrie-Ausstellung durchaus durchsichtiger Natur.

Post-Chaisen brachten uns von Halifax nach Windsor. Ich saß auf einer derselben, an der Seite einer durchaus treuen, wenn auch mir ganz neuen Leidensgefährtin. Der Tag hätte an Hitze mit einem unsrer Julitage wetteifern können. Der Weg führte eine lange Zeit am Ufer der reizenden Bucht hin, in welcher Halifax liegt. Links breitete sich ein Wald aus, der eine prachtvolle Farbenmannigfaltigkeit entwickelte. Da war grün, blau, roth, braun, schwarz, weiß, Alles, was der Maler und die Damen von New York für ihre Kleider beanspruchen können und mögen, ein wundervolles Gemisch, wie wohl die Kunst, aber selten die Natur es zu bieten vermag. Bald fuhren wir mitten durch diese excentrische Baumwelt, die uns mit allerlei seltsamen Gerüchen begrüßte, ohne auch nur einen einzigen Laut von sich zu geben. Die Vögel in diesen Wäldern scheinen entweder das Singen ver- oder gar nicht gelernt zu haben, sie sind schweigsam, wie die Violinen der neuesten italienischen Opern. Es herrscht eine beängstigende Stille darin, es ist, als wenn die alte Romantik mit ihren verzauberten Göttern mit einem Male in die Wirklichkeit trete. Einige von uns empfanden dies so sehr, daß ihnen ungemein schwül wurde, andere glaubten sich nicht besser helfen zu können, als indem sie einen Gesang anstimmten, der allerdings durchaus nicht zauberisch war. Wo die Vögel nicht singen, da müssen es die Menschen thun, dachten meine Reisegefährten, und bald belebte sich der Wald mit Harmonien, daß einem angst und bange werden konnte. Meine Gefährtin zur Linken schloß darüber die Augen, ich that desgleichen und in diesem durchaus geschlossenen Zustande erreichten wir endlich Windsor.

IV. Windsor.

Dies ist das dritte Windsor, das ich kennen gelernt habe. Das erste reicht in meine früheste Kindheit, es war ganz und gar seifiger Natur. Das zweite ist eine rein englische Erfindung, die sich durch ein soi-disant Schloß einer Königin, diverse Gardelieutenants und stellenweise famose dinners auszeichnet. Das dritte ist dieses neuschottländische Windsor, der Wohnort des unvergleichlichen Sam Slick, des einzigen Vertreters der einzigen Literatur des einzigen Nova Scotia. Sie wissen, das „Einzige" war von jeher, wenn auch nicht mein „Eigenthum," doch meine äußerst schwache Seite. Schreiben Sie es dieser Schwachheit zu, daß mir

beim Abschiede von diesem einzigen Arcadien, welches mir im Leben vorgekommen ist, ganz einzig zu Muthe wurde.

Im Hafen zu Windsor bestieg ich das vierte Dampfschiff seit meiner Abreise von Liverpool. Die Sonne war im Sinken, und die Fundy Bay, welche wir zu durchschiffen hatten, sank auch. Und wie das Wasser sank, sanken auch wir und zwar äußerst auf den Sand. Ich muß gestehen, trotzdem daß ich sehr viele Versenkungen im Leben kennen gelernt habe, war mir diese in der Fundy Bay doch hagelneu. Ich schwelgte übrigens nach Herzenslust darin, indem ich mich auf meine eigene Hand versenkte, nämlich in's Bett. Hier genoß ich die Gegend in stiller, gemüthlicher Weise, dachte an alle die Lieben, die einige Tausend Meilen von mir entfernt waren, an Leipzig's Lerchen, an den Champagner bei Theodor Dähne, an Gänseleberpasteten, Wagner's Tannhäuser, Lohengrin und die göttliche Gose, schwelgte in der Vergangenheit, hoffte ein Bedeutendes für die Zukunft und schlief endlich ein Erkleckliches in der Gegenwart. Als ich am folgenden Morgen auf's Deck kam, sah ich vor mir eine große Stadt. „Wie heißt?" fragte ich einen Kellner.—St. Johns.—St. Johns? rief ich halb todt vor Schrecken.—New Brunswick fügte der edle Mann lächelnd hinzu, als er meine Verwunderung sah.—Dieses neubraunschweigische St. Johns versetzte mich in jene Zeit, in welcher Theaterdecorationen noch einigen Eindruck auf mich machten. Es lächelte mir zu, wie die alten Bekannten aus jener Zeit, die uns immer dann am liebsten sind, wenn sie sich so weit wie möglich entfernt halten. St. Johns blieb mir sehr fern, und deshalb machte es wirklich einen pompösen Eindruck auf mich. Uebrigens gebe ich Ihnen die Versicherung, daß selbst von Weitem aus gesehen, zwischen Neu-Braunschweig und dem alten Braunschweig durchaus keine Verwechselung vorfallen kann.

Vor St. Johns wechselten wir natürlich (nicht unsere Kleider, so etwas konnte bei uns nicht mehr vorfallen) aber sehr bedeutend die Schiffe. Ich kam auf den fünften Dampfer, einen echten Amerikaner. A la bonheure, hier lebte ich wieder auf, hier kann sich die Seele eines anständigen Menschen des neunzehnten Jahrhunderts harmonisch bewegen. O Harmonie der Seelen, Ideal aller Jünglinge, die gewesen sind und noch kommen werden, die amerikanische Dampfschifffahrt hat euch in die Wirklichkeit getragen. Freilich eine sehr wässerige Wirklichkeit, aber diese schwimmenden Salons lassen kaum die Möglichkeit jener Dissonanzen, die das Meer dann und wann heraussendet, ahnen, viel weniger sie hören. „Aber, mein Lieber, wo sind denn die Matrosen?" fragte mich ein gläubiger Leidensgefährte. „Haben Sie je etwas von Orpheus gehört?" bemerkte ich.—„Allerdings, ich habe daraus gesungen."—„Ah, Sie meinen den zu 1 Thlr. das Bändchen, ich sprach aber von dem Bummler aus der Vorzeit, dem ersten Gastrollensänger, der je gelebt hat oder vielmehr haben könnte. Diesem „ersten Tenor" liefen nicht blos die Göttinnen seiner Zeit nach, sondern auch die Thäler, die Berge und die Wasser. Wenn aber einem Menschen das Wasser nachläuft, so geht daraus hervor, daß er fortwährend auf dem Trocknen ist. So ging es auch unserm Orpheus, etwas, was sich bei allen seinen kaiserlichen, königlichen und städtischen Nachkommen bis auf den heutigen Tag mehr oder weniger erhalten hat. Die Amerikaner haben nun ihre Dampfschiffe so eingerichtet, daß diese nicht vom Meere, sondern das Meer von ihnen abhängt. Sie haben sich das Geheimniß des Orpheus zu Nutze zu machen verstanden, und deshalb lachen sie der Ansprüche, die die Schifffahrt in der Regel an die Menschen zu stellen pflegt. Sie sehen, unser Schiff geht von selbst, weder Matrosen, Kapitän noch Steuermann sind zu bemerken, nichts, als diese prachtvollen Spiegelwände, diese Vasen, diese Kandalaber, diese schwellenden Divans und diese schwarze Bedientenwelt. Es ist der reine Schwindel der Vorzeit, auf praktisch-amerikanische Weise ausgeführt, es ist der schwimmende Orpheus, dem die Wasser blos nachziehen, es ist—"Six dollars, please," hörte ich plötzlich neben mir sagen. Es war der Kassirer, der mir das Fahrbillet gegen obige Summe einhändigte, und mir die Ueberzeugung beibrachte, daß, wenn wir in diesen Böten auch durchaus nichts sehen, was uns an ein Schiff erinnern könnte, daß letztere sich in unserer Börse doch auf eine ziemlich störende Weise bemerkbar macht.

Wir fuhren zwischen zwei Ufern hin, die rechts die Vereinigten Staaten und links das britische Amerika vorstellten. Das ganze war auf eine äußerst natürliche Weise wiedergegeben. Nach Verlauf von einigen Stunden waren wir in Portland. Es war noch früh, wenn auch nicht am Tage, die Stadt machte sich deshalb sehr sonderbar, was in uns den durchaus nicht sonderbaren Entschluß bewirkte, sofort per Eisenbahn nach

Boston zu reisen. In dieser sehr frisch und roth aussehenden Stadt blieb ich nur wenige Stunden, erneuerte aber trotzdem eine alte Bekanntschaft vom vorigen Jahre. Ich traf nämlich William Mason, den Piano-Löwen der Saison, an einer Straßenecke, zwar nicht in eigener Person, aber doch in einem ganz interessanten Stellvertreter, nämlich in einem lebensgroßen Placate: "First Concert of M. William Mason."—O weih mer!—Sodann bestieg ich ein sechstes Dampfschiff, erlebte natürlich auf demselben unterwegs einen kleinen Maschinenbruch, und kam endlich mit genauer Noth in New York an, der Stadt so vieler Träume, Hoffnungen und Enttäuschungen des musikalischen Humbugs und der eigentlichen Musik der Zukunft. Jedoch darüber sehr viel Zukünftiges.

Moderne Curen.

(Aus dem satyrischen Gedicht: „Hippokrates und die moderne Medicin," von L. A. Frankl, nach der vierten Auflage.)

Barbier.
Famose Kuren! die eine nur:
Des seligen Prießnitz Wasserkur!
Hippokrates.
„Das Wasser ist das Beste," sang schon Pindaros,
Der Schwan des Helikon, der alten Thebä Schmuck.
Barbier.
War der vom Mäßigkeitsverein?
Ich zieh' dem Wasser vor den Wein.
Und unsre Dampfbäder, das ist eine Kur!
Man heißt's kurzweg die russische nur,
Da wandeln die Menschen nackt herum,
Wie die Seligen im Elysium.
Man sieht nur dunkel jede Gestalt,
Von feuchtem Nebel dick umwallt.
Wenn man sich so im Heißen plagt,
Daß Wellen der Schweiß auf dem Rücken schlagt,
Dann muß man eisige Wassermassen
Auf Kopf und Nacken regnen lassen.
Es ist ein höllisches Vergnügen,
Wie im Freien bei Hagelwetter zu liegen.
Die Einen springen, mit Aechzen und Schrein
In eisige Wasserkufen hinein;
Ein Anderer leitet den Wasserstrahl,
Wo er nie hindringt aus freier Wahl.
Dort Einer wäscht mit Eiern den Schopf,
Die Andern liegen mit Eis am Kopf,
Und lassen's russische Bad sich verdeutschen,
Mit duftigen Weidenruthen sich peitschen,
Mit Seife sich bürsten, bis sie blutig werden,—
Aus allen Poren fliehn die Beschwerden!
Ein Prickeln entsteht, ein seliges Brennen,
Gefühle erwachen, nicht zu nennen!
So ein Bad, das sieht selbst ein Blinder ein,
Muß gesund für jeden—Gesunden sein!
Wenn's aber mit dem Wasser nicht geht,
Da werden Luftbäder nicht verschmäht.
Luft kostet nichts, Luft ist gesund,
Besonders frische! war den Alten schon kund.
Auch braucht man die trockene Semmelkur,
Vortrefflich für die—Bäcker nur.
Hippokrates.
„Ist Wärme doch und Kälte, Trockenheit und Naß
Uranfang aller Welt."
Barbier.
Wir wollen zum ersten Stockwerk steigen,
Wird gleich der chirurgische Saal sich zeigen.
Sie operiren heute, wir treffen's recht,
Ringsum das junge Doktorengeschlecht.
Die werden Alle Chirurgen heißen,
Und können oft einen Zahn nicht reißen;
Bei Lebensgefahr zur Ader lassen,
Macht Viele bis in's Herz erblassen.
Hippokrates.
Wer die Parakentesis nicht mit glücklichem
Erfolg vollbringen, nicht mit Feuer heilen kann
Und Eisen, wage kein Arzt zu nennen sich.
Barbier.
O unsre Meister verstehen's gut,
Betrachten sich selbst als Schüler bescheiden,
Und üben hier die Kraft, den Muth,
Sich in der Praxis mit Ruhm zu bekleiden.
Unglaubliches vollbringen sie,
Die Studenten preisen's, doch sehn sie's nie.
Es können die Nächsten am Tisch nur lernen,
Wie Blut beim Schnitte vergossen wird;
Sonst hörten die Kranken doch schrein die Fernen—
Jetzt auch nicht mehr, wird narkotisirt.
Drum sollen sie selbst das Messer rühren,
So wissen sie nicht das wo und wie?
Das Seltene lernen sie vollführen,
Doch was man so täglich brauchet, nie.
Dann leben die Herren voll Verdruß,
Es bringt die Kunst nicht Gold, nicht Ehren;
Sie exstirpiren den Uterus,
Und machen Unfruchtbare gebären.
Hippokrates.
Ihr seid denn kühn, doch aber das gelungene,
Vollbrachte Werk kann Kühnheit nur rechtfertigen;
Bedünken thut es mich, es will der Sterbliche
Nach bittrem Schmerz zuweilen auch geheilet sein?

Barbier.

Man hört nur stets Gelungenes preisen;
Es kommen freilich zuweilen Kunden,
Daß der prognostizirte Stein der—Weisen
Sich im—Cadaver nicht vorgefunden.
In der „Gesellschaft" wird nur gelesen,
Womit man besonders glücklich gewesen.
Es ist, o du mein himmlischer Vater!
Wie in jedem, auch im chirurgischen Theater:
Wird oben gesprochen und agirt,
Bis plötzlich irgend eine Person
In die Versenkung sich verliert,—
Man spricht dann weiter nicht davon.
Sie sollten doch, eh Sie nach Hause gehen,
„Im ersten Stock und zu ebener Erde" sehen!——
Wir sprachen vorhin von Heilmethoden,
Wir tragen auch ausländische Moden.
Es kuriren zum Beispiel viele viele Herrn
Nach dem Sprüchwort: Gleich und gleich gesellt sich gern!
Ist's ernst, ist's fröhlich? man wird ganz tamisch,
Jetzt werden die Herren „homöodinamisch."
Sie lassen den Sprudel nicht trinken aus Bechern,
In Fingerhüten bald reichen den Zechern.
Die verdünnen selbst noch den Atom
In einem gewaltigen Wasserstrom.

Hippokrates.

Sie huldigen atomistischer Weltanschauung,
Des Leukippos trostloser Lehre? Nach ihm lehrt
Sie aus Abdera unser heitre Philosoph.

Barbier.

Von Abderiten hört ich einmal was munkeln.
Ein Roman von Wieland? mir ist's wie im Dunkeln!
Man erzählt zu der Herren Glorie,
Gar eine lustige Historie.
Gab einer vorsichtig einer Frau
Ein Apotheklein und Weisung genau:
Wenn irgend wo Schmerzen nur leise sich mucken,
Ein Kügelchen getrost zu verschlucken.
„Akonit" gegen Röthe im Gesicht,
Für Weinpokulanten so übel nicht.
Die „Pulsatilla" hilft beim Zahnweh,
So rasch als hätt' es niemals gethan weh.
Bleibt zu der Leib trotz heftigen Drucks,
Dann rasch die weltberühmte „Nur."
Beim Wechselfieber nur „Arsenik,"
Seit Tschudi's Bericht beliebt nicht wenig;
Vom Arsenik werden Mensch und Pferde
Noch Einmal jung und glatt auf der Erde.
Die „Belladonna" gut jedenfalls,
Wenn Schmerzen sich melden im Hals.
Für den Gatten „Phosphor," um zu funkeln
Zu Thaten, die meist geschehn im Dunkeln.
Und so auf Fläschchen mit zierlichem Schriftlein
Etikettirt gar manches Giftlein.
Die Dame hat das Kästchen vergessen,
Genäschig schlich sich ihr Bub heran,
Hat hundert Fläschchen aufgefressen,
So tausend Kugeln in sich gethan.
Die Mutter kommt und schreit entsetzt,
„Weh mir, mein Kind ist vergiftet jetzt!"
Die Diener werden hinausgesprengt,
Consilien zu rufen, Rettung zu bringen—
Der Bub wird in warme Kissen gedrängt,
Und hört das Zügenglöckel schon klingen.
Die Aerzte kommen, sie hören, berathen—
„Mein Kind muß sterben!" Beruhigend drauf
Sagt einer von den ◡—◡Pathen:
„Es hebt ein Gift das andere auf!
Es hätte den Fall bedenklich erschwert,
Wenn das Kind nur Eins von den Fläschchen geleert."

Hippokrates.

—lacht infernalisch.—

Barbier.

Ein Spötter aber auf „Gleiches mit Gleichem,"
Rieth zwei Loth raffinirten Zuckers zu reichen.
Doch sieht man jetzt schon unter Andern,
Auch Allopathen mit Apotheken wandern;
Fast glaubt man Krämer mit Kasten zu sehen—
Warum soll dann ich nicht barbieren gehen,
Wenn Collegen hausiren nicht verschmähen!

Hippokrates.

—streicht sich den Bart.—

Barbier.

Bei ihrem Selbstdispensiren wird
Die Apotheke mit dispensirt;
Ist jetzt auch mehr ein Zuckerbäcker-Laden,
Der—Senf fabricirt, Odeurs und Pomaden.
Was sollen die lateinischen Köche thun,
Um nicht wie's Mühlrad ohne Wasser zu ruhn.
Es kommen die Mächte von allen Seiten,
Ihrem Sultanthume ein Ende bereiten.
Die Freunde selbst, die allopathisch kuriren,
Sie lassen sich leider terrorisiren;
Wagt keiner ein theures Rezept zu verschreiben,
Es könnten ihm selbst die Kranken ausbleiben.
Nun wird fabricirt, mit Patent besiegelt,
Mit Namen pomphaft herumgespiegelt,
Gekocht manch billiger Pflanzenkeim,
Geschürt was man bringt vom Waldeheim.
„Rob Lafecteur," sublimateste Erfindung!
„Pat pectorale," für Busenempfindung!
Die „Revalenta" aus Morgenland,
Zur Patriarchenzeit schon bekannt;
Für Linsen hat Esau verkauft sein Recht,
Warum für Linsenmehl nicht auch geblecht?
Von Lobesalm Essenz für die Lungen,
Von Zeitungen gepriesen und besungen.
Die Mittel bewähren sich wirklich schon,
Redakteure werden fett und gesund davon.

Hippokrates.

Mit manchen Mitteln hab ich selbst die Heilungen
Von einer Krankheit oft versucht und opferte,
Wenn glücklich es gelang dem Gott im Tempelhain.
Vernichtet fühl' ich mich vor eurem treffenden,
Gewaltgen Geist, die Einheit tief erforschendem,
Der tausend Uebel heilt mit einem Mittelchen!

Barbier.

O Heilmethoden mögen noch tausend sein,
Mir fallen nur alle eben nicht ein.
Den Rheumatismus, den Leibvagabunden,
Haben wir mit galvanischen Ketten umwunden;
Und will er sich dennoch stur misch empören,
Thun's ihn mit geheimen Mitteln beschwören.
Beginnt die Lunge sich zu verlieren,
Vor Allem dann rasch nur Theer inhaliren!
Sie wächst wieder nach, der Kunst zu Ehren,
So wie im Bach dem Krebse die Scheeren.
Elektrische Bäder sind die neuste Erfindung,
Man kommt wie Marionetten mit Draht in Verbindung,
Es zuckt jedes Glied, ein Frosch am Draht,
Die Wirkung ist rasch, die Heilung stat!
Und jetzt kuriren wir mit Od.

Hippokrates.

Mit Oden, mit des Dichters lieblichem Gesang?
Weckt ihr der Seele Heilkraft auch durch die Musik?

Barbier.

Mit Musik kuriren wär' jetzt eine Noth,
Ach, Strauß und Lanner sind ja todt.
Und unser sterbliche Klavierprofessor,
Ist jetzt, wie sonst ein Ruhmmitesser,
Der sich an die Rockschöß' der Unsterblichen hängt,
Nur in noble Lectionen sich drängt.
Ich meine das magnetische Od,
Ein Alter vom Berge bringt's jetzt in Mod'.
Der hat erfunden, daß im Dunkeln
Die Menschen gelb und bläulich funkeln:
Der linke Mensch gelb und blau der rechte,
Wie im Theater Herold und Rittersknechte
In Hosen von zweierlei Farben stecken,
Und gelbblaue Beine von sich strecken.
Er hat noch Manches erdacht und besehdet
Und Andern ins Bewußtsein geredet;
Doch thut er ehrlich es gestehen.
„Der Teufel hat's gelehrt, allein er kann's nicht sehen;"
Doch dem Prinzipe unbeschadet,
Ist selbst halt nicht sensitiv begnadet.
Genug er denkt's, dann ist es auch,
Das ist so philosophischer Brauch.
Ein Dichter und ein Arzt in—Schwaben
Soll noch blauere Wunder erfunden haben!—
Dann haben wir auch magnetische Kuren,
Vorzüglich für hysterische Naturen.
Da wird die Kranke betast't und gestreichelt,
In süßen Schlummer hinein geschmeichelt,
Bis sie das Irdische von sich streift,
Und blaue Verzückung sie ergreift;
Dann kriegt's das gewisse innre Geschau,
Und ordinirt für ihren Zustand genau.
Auch werden die feinsten Füßchen der Welt
Auf magnetische Hufeisen gestellt,
Dann sanft berührt und angeblasen —
Die Krankheit flieht bei süßesten Ertasen!
Auch Eisenbahnfahrten verordnen sie,
Die entlang sich ziehn von Telegraphen;
Beginnen die Reisenden da zu schlafen,
Von der Ermüdung allein ist's nie.
Sie fühlen ein gewisses Schodern,
Magnetischen Hauch, elektrisches Lodern.

Hippokrates.

Hab ich umsonst verbannt mistische Heilungen,
Die eine goldbegierige Schaar von Priestern des
Asklepios in Tempelhainen sonst geübt?
Daß ihr des Wissens welterleuchtend Sonnenlicht
Ausschneuzt und in geheimnißvolle Dämmerung
Des Aberglaubens Ampel wieder hängt um Gold!

Barbier.

Läßt sich dagegen leider nichts sagen,
Herrscht drum ein „ärztliches Mißbehagen."
Sind auch zuviel, fast muß man sich schämen—
Wo sollen wir her die Kranken nehmen?
Das Publikum liest unmenschlich viel,
Und mischt sich selbst jetzt in das Spiel.
Bald werden wir sehn die Aerzte wandeln,
Vor den Häusern rufen: Nichts zu behandeln?
Sie müssen wie die Verir-Zigarrentaschen,
Auf der einen Seite die homöopathischen Flaschen,
Auf der andern die langen Recepte haben—
Will Jeder jetzt anders sein begraben.

Hippokrates.

Sieh doch! Was naht für Menge dort, schwarz angethan?
Ist hier das Forum nah, daß also drängt das Volk?

Barbier.

Was reden Sie da von einem Volke?
Mit jedem Herbst kommt solch eine Wolke,
Schwebt finster her, hemmt hier ihren Lauf,
Und löst sich in lauter — Badärzt' auf.
Die sind genau verkehrte Ameisen,
Sie gehen im Winter spazieren auf Reisen,
Thut einer dem andern den Ruf untergraben,
Damit's im Sommer — Patienten haben!
Geht Mancher aus der Schule fort,
Kann magistraliter kaum verschreiben,
Getrost in einen Badeort,
Die Quelle wird schon die Uebel vertreiben!
Schriftsteller aber nach wenig Jahren,
Aufschreibt er, was er — nicht erfahren.
Und jeder druckt von seinem Bad,
Es heile sicher alle Gebresten;
Der Kranke braucht ferner keinen Rath,
Er reist, gleichviel nach dem nächsten, besten.

Doch eine Erfindung, die hat sich gewaschen,
Da fänge Raimund nicht: „Ein Aschen!“
Vom Aether haben Sie kaum noch vernommen?
Wir haben ihn auch nicht lang erst bekommen.

Hippokrates.

Schon in den Tempelhainen wurde streng entfernt
Vom weisen Priester, was der „Seele Aether trübt.“

Barbier

— für sich: —

Was der alte Raz da wieder plauscht!

— laut: —

Im Gegentheil bei uns wird mit Aether berauscht.
Dann wird Glüheisen und Messer angesetzt,
Der Glückliche fühlt sich unverletzt;
Er träumt vielmehr die schönsten Sachen:
Man reißt einen Zahn ihm, er fängt an zu lachen,
Oft schneid't man Einem den Fuß kurzweg,
Und er glaubt Polka zu tanzen vom Fleck.
Gibt man's den Weibern, wenn sie in Nöthen,
Ist ihnen, als ob sie empfangen thäten!
Und um Mittel sind wir unbesorgt,
Die werden von Gott und Teufel geborgt.
Es gibt jetzt Aerzte, die sich erdreisten,
Das menschliche Geschlecht zu durchgeisten:
Sie transfundiren mit kühnem Muth
In anemische Kinder Ochsenblut.
Aussätzige schmieren mit Pech sie an,
Ein solcher wohlpräparirter Mann
Könnt jeden Augenblick sich verdingen,
Um sich als Mohr hinter Kutschen zu schwingen.
Und geheime Mittel eine Legion,
Die Zeitungen schreiben sich reich davon.
Und aus dem öffentlichen Leben
Geheime Krankheiten gleich neben.

Hippokrates.

Geheim den Aerzten?

Barbier.

O lieber Collega! wie freut mich das,
Sie machen doch endlich auch einen Spaß!
Doch allen Ernstes kann man lesen,
Wie einer so beschäftigt gewesen,
Daß er vierzig Eimer destillirtes Wasser
Eintröpfelnd nur, verbraucht im Jahr;
„Elektrische Geißeln“ für müde Prasser
Verkauft zweitausend Dutzend gar.
Von Frauen schweigt er verschämt, verzagt,
Wie erröthend August Schilling klagt:
„Man darf es nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.“
Doch thun die Herren nicht Zeit verlieren,
Der Gewinn ist sicher bei viel „spekuliren.“
Jetzt kündigt sich wieder was Neues an,
Wie man die Stasen besiegen kann.
Gymnastische Uebungen, ich glaub' aus Schweden —
Doch über die Sache läßt sich reden.

Hippokrates.

Ihr habt Gymnasien noch, so wie im Alterthum?

Barbier.

Gymnasien mehr als man brauchen kann,
Zwei Jahre sind noch hinzu gethan.
Die Philosophie ist ausgemerzt,
Ich hab's studirt, was mich heut noch schmerzt.
Doch sind Sie nicht auf der rechten Spur,
Ich meine gymnastische Uebungen nur.
Es ist ganz spaßig, doch voller Beschwerden,
Da muß der Kranke ein Seiltänzer werden.
Kommt in den Turnsaal man hinein,
Glaubt man im Narrenthurm zu sein.
Da liegen die Leute auf Bänken herum,
Und Andere laufen wieder um.
Dazwischen wird immer laut kommandirt,
Daß Einem völlig schwindlig wird:
„Liegende Fußblatt-Streckung und Neigung!“
„Neig halbliegende Kopf vor und rückwärts Beugung!“
„Klafterhalblieg Brusterschütterung.“
„Halbhockliegende Knietheilung.“
Und kaum ist's Kommando ausgesprochen,
Da liegen die Leute wie gebrochen,
Wie an der Schnur ein Mann aus Pappendeckel —
Nur Specialitäten, das füllt den Seckel.

Hippokrates.

Du sprachst vordem ein Wörtlein von Philosophie;
Senkt sich der Arzt nicht mehr in ihren geistgen Strom,
Der alles Wissen, wie das Meer den Erdenball
Umfluthen muß, deß Anhauch erst lebendig macht?

Barbier.

Nein, lieber Doktor! wir senken uns nit!
Da sind wir weiter um tausend Schritt.
„Den Standpunkt haben wir überwunden,“
Wie Hagel sagt in Weihestunden.
„Wenn Einer nur lesen und schreiben kann,“
Gibt sich die Kunst von selber dann.
Doch Sie verzeihn! Mir scheint's kurios,
Wir sind durch Sie die Theorie doch los.
Stets heißt es: Beobachtung, Erfahrung!
Ist echte hippokratische Nahrung.

Hippokrates.

Es haben Männer dieser Stadt, so merk ich, reich
An Geist und scharfem Blick, erkenntnißvoller Kraft,
Den Schutt vergangner Tage muthig weggerafft,
Daß wieder sich der heilige Tempel der Natur
Emporhebt blank und schön, ob auch gemeiner Troß,
Selbstsüchtig, geistig blind, Gewinn weghaschend rasch
Sich drängt auf offnem Markt ringsum des Baues Pracht.
Doch staunen muß ich, daß Euch Aristoteles
Und Platons „staunende Bewundrung“ nicht ergreift,
Die doch „die Mutter ist aller Philosophie!“

Der alte Glaube an die Heilkraft der Natur
Ist wieder hier geweckt von manchem weisen Arzt;
Er war das Aug' auch meiner Kunst, die Seele der
Philosophie, die ich gehegt in treuer Brust.
Bis jener weise Thor, um mich zu preisen gar,
Den eignen Unverstand aus meinen Schriften las:
Daß ich Philosophie getrennt von Medicin,
Der ich „den philosophischen Arzt Gott gleich erklärt."
Dem dunklen Grund des Lebens sann ich nach und ehrt'
Den göttlichen Verstand in der Natur und sie
In ganzer Fülle wieder in dem Göttlichen,
Das mit vorsehender Weisheit über Menschenkunst
Erhaben ist und die Bewundrung weckt im Geist.

Barbier.

Der Doktor Faust, ich glaube, sang:
„Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang."
Die Medicin ist jetzt ein Meer—
Noch neben was lernen scheint mir schwer.
Wenn eine Wissenschaft nur recht gedeiht,
Für die andre sorgt eine andre Zeit.

G e d i c h t e.

I.

Der Tod des Tiberius.

Von
Emanuel Geibel.

Bei Cap Misenum winkt ein prächtig Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten,
Geschmückt mit Säulen, Mosaiken, Büsten
Und jedem Prunkgeräth zu Fest und Schmaus;
Denn oft sah's nächtlicher Gelage Glanz,
Wo lock'ge Knaben, Epheu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, silberfüß'ge Dirnen
Den Thyrsus schwangen in berauschtem Tanz,
Und Jauchzen scholl, Gelächter, Saitenspiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühthau fiel.

Doch heut' wie stumm das Haus! Nur hier und dort
Ein Fenster hell — Und wo die Säulen düstern,
Wogt am Portal der Sklaven Schwarm mit Flüstern,
Es kommen Sänften, Boten jagen fort;
Und jedesmal dann zuckt umher im Kreise
Ein Fragen, das nur scheu um Antwort wirbt:
„Was sagt der Arzt? Wie steht es?" — Leise, leise!
Zu Ende geht's, der greise Tiger stirbt.

Bei matter Ampeln Zwielicht droben lag
Der kranke Cäsar auf dem Purpurkissen,
Sein fahl Gesicht, von Schwären wild zerrissen,
Erschien noch grauser heut' wie sonst es pflag.
Hohl glomm das Auge; durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader schlug;
Niemand war bei ihm, als der Arzt, der Alte,
Und Macro, der des Hauses Schlüssel trug.

Und jetzt mit halberstícktem Schreckensruf
Aus seinen Decken fuhr empor der Sieche,
Hoch auf sich bäumend: „Schaff' mir Kühlung, Grieche,
Eis! Eis! Im Busen trag' ich den Vesuv.
O wie das brennt! Doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir, ich verfluch' es tausend mal,
Und kann's doch lassen nicht zu meiner Qual!
O gib mir Lethe, Lethe, mich zu tränken!
Umsonst! Dort wälzt sich's wieder schon heran
Wie Rauchgewölk, und ballt sich zu Gestalten —
Sieh, von den Wunden heben sie die Falten,
Und starren mich gebrochnen Auges an,
Germanicus, und Drusus, und Sejan —
Wer rief euch her? Kann euch das Grab nicht halten?
Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren,
An meinem Blut, und dörrt mir das Gebein?
S'ist wahr, ich tödtet' euch: doch mußt' es sein —
Wer hieß im Würfelspiel euch auch verlieren?
Hinweg! — Weh mir! Wann endet diese Pein!"

Der Arzt bot ihm den Kelch; er sog ihn leer,
Und sank zurück in tödtlichem Ermatten.
Dann aus den Kissen blickt' er scheu umher
Und frug verstört: „Nicht wahr? Du siehst nichts mehr?
Fort sind sie, fort, die fürchterlichen Schatten.
Vielleicht auch war's nur Dunst. Doch glaube mir,
Sie kamen oft schon Nachts, und wie sie quälen,
Das weiß nur ich — doch still. Komm, setz' dich hier
Nah, nah; von Anderm will ich dir erzählen.

Auch ich war jung einst, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menschen. Doch der Wahn der Jugend
Zerstob zu bald nur; und ins Inn're lugend
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
Da war kein Ding so hoch und bar der Rüge,
Der Wurm saß drin; aus jeder Großthat sah'n
Der Selbstsucht Züge mich versteinernd an;
Lieb', Ehre, Tugend, Alles Schein und Lüge!
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verrieth,

Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet,
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet!
Nichtswürdig Alle — stets dasselbe Lied.
Da ward ich auch wie sie, und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken.
Und Krieg mit ihnen führt' ich; zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln,
Ich schritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln.
Doch auch das Grausen wird zum Ueberdruß;
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts
Matt, trostlos, reulos starr' ich in das Nichts."

Sein Wort ging tonlos aus; er keuchte leis
Im Krampf, von seinen Schläfen floß der Schweiß,
Und graß verstellt wie eine Larve sah
Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Macro da: „Soll ich den Cajus rufen,
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
Du bist sehr krank"—
Doch Jener: „Schlange, falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich Cajus an?!
Noch leb' ich, Mensch, und Cajus ist wie Alle,
Ein Narr, ein Schurk', ein Lügner, nur kein Mann.
Und wär' er's, frommt es nicht; kein Held verjüngt
Rom und die Welt, wie er mit Blut sie düngt.
Wenn's Götter gäb', aus diesem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott selbst nicht mehr Frucht zu zieh'n,
Und nun der blöde Knab'! — Nein, nein, nicht ihn,
Die Rachegeister, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgespie'n,
Sie und das Chaos setz' ich ein zu Erben,
Für sie dies Scepter!" —
Und im Schlafgewand
Jach sprang er auf, und wie die Glieder flogen
Im Todesschweiß, riß er vom Fensterbogen
Den Vorhang fort, und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrschaft in die Nacht.
Dann schlug er sinnlos hin.
Im Hofe stand
In sich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu dessen Füßen rollte
Des Scepters rundes Elfenbein, und sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwissend was es sei,
Und sank zurück in seine Träumerei.
Er dacht' an seinen Wald im Lippethal,
Die düstern Wipfelkronen sah er ragen,
Er sah am Runenstein die Brüder tagen,
Blank jedes Wort, wie ihrer Streitaxt Stahl,
Und treu die Hand zum Sühnen wie zum Schlagen.
Und an sein liebes Weib gedacht' er dann,
Und sah sie sitzen an des Hüttleins Schwelle,
Im langen gelben Haar, wie sie mit Schnelle
Die Spindel wirbelnd in die Ferne sann,
Wohl her zu ihm. Und vor ihr spielt' am Rain
Sein Knabe, der den ersten Speer sich schnitzte
Und dem so kühn das blaue Auge blitzte,
Als spräch's: Ein Schwert nur, und die Welt ist mein.
Und plötzlich floß dann—wie, verstand er kaum—
Ein and'res Bild in seinen Heimathstraum:
Vor seine Seele drängt es sich mit Macht
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden,
Bei dessen Tod die Sonn' erlosch in Nacht.
Wohl war seitdem entfloh'n manch' heißer Tag,
Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergessen,
Darin ein Leidensabgrund, unermessen,
Und dennoch alles Segens Fülle lag.
Und nun — wie kam's nur? — schien ihm aus den Eichen
Zu ragen jenes Kreuz als Siegeszeichen,
Und seines Volks Geschlechter sah er zieh'n
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt' um ihn.

Da fuhr er auf, aus des Palastes Hallen
Kam dumpf Geräusch: der Herr der Welt war todt.
Er aber schaute kühn ins Morgenroth,
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen.

II.

Schlimmes Lieben. *)

Von

Theodor Storm.

1.

Sie saßen sich gegenüber bang,
Und sahen sich an in Schmerzen;
O lägen sie in tiefster Gruft,
Und lägen Herz an Herzen! —

Sie sprach: „Daß wir beisammen sind,
Mein Bruder, will nicht taugen!"
Er sah ihr in die Augen tief:
„O süße Schwesteraugen!"

Sie faßte flehend seine Hand
Und rief: „O denk' der Sünde!"
Er sprach: „O süßes Schwesterblut,
Was läufst du so geschwinde!"

*) Veranlaßt durch die Vorlesung einer Ballade, welche dasselbe Verhältniß zwischen Bruder und Schwester nach einer polnischen Chronikensage behandelt.

Er zog die schmalen Fingerlein
An seinen Mund zur Stelle;
Sie rief: „O hilf mir, Herre Christ,
Er zieht mich nach der Hölle!“

Der Bruder hielt ihr zu den Mund;
Er rief nach seinen Knappen.
Nun rüsteten sie Reisezeug,
Nun zäumten sie die Rappen.

Er sprach: „Daß ich dein Bruder sei,
Nicht länger will ich's tragen;
Nicht länger will ich drum im Grab
Vater und Mutter verklagen.

Zu lösen vermag der Papst Urban,
Er mag uns lösen und binden!
Und säß' er an Sanct-Peters Hand,
Den Brautring muß ich finden.“

Er ritt dahin; die Thräne rann
Von ihrem Angesichte;
Der Stuhl, wo er gesessen, stand
Im Abendsonnenlichte.

Sie stieg hinab durch Hof und Hall'
Zu der Kapelle Stufen:
„Weh' mir, ich hör' im Grabe tief
Vater und Mutter rufen!“

Sie stieg hinaus ins Kämmerlein;
Das stand in Dämmernissen.
Ach, nächtens schlug die Nachtigal;
Da saß sie wach im Kissen.

Da fuhr ihr Herz dem Liebsten nach
Allüberall auf Erden;
Sie streckte weit die Arme aus:
„Unselig muß ich werden!“

2.

Schon war mit seinem Rosenkranz
Der Sommer fortgezogen;
Es hatte sich die Nachtigal
In weiter Welt verflogen.

Im Erker saß ein blasses Weib
Und schaute auf die Fliesen;
So stille war's; kein Tritt erscholl,
Kein Hornruf über die Wiesen.

Der Abendschein alleine ging
Vergoldend durch die Halle;
Da öffneten die Thore sich
Geräuschlos, ohne Schalle.

Da stand an seiner Schwelle Rand
Ein Mann in Harm gebrochen;
Der sah sie todten Auges an,
Kein Wort hat er gesprochen.

Es lag auf ihren Lidern schwer,
Sie schlug sie auf mit Mühen;
Sie sprang empor, sie schrie so laut,
Wie noch kein Herz geschrien.

Doch als er sprach: „Es reicht kein Ring
Um Schwester- und Bruderhände!“
Umstürzte sie den Marmortisch,
Und schritt an Saales Ende.

Sie warf in seine Arme sich;
Doch war sie bleich zum Sterben.
Er sprach: „So ist die Stunde da,
Daß Beide wir verderben.“

Die Schwester von dem Nacken sein
Löste die zarten Hände:
„Wir wollen zu Vater und Mutter geh'n;
Da hat das Leid ein Ende.“

III.

Abschied.

Von
Ludwig Ißleib.

Wenn du, um größ'res Weh' zu meiden,
Von dem, was du geliebt, mußt scheiden —
Geh' nicht in Groll, geh' nicht in Zorn!
Die Zeit wird mildern deine Schmerzen;
Doch gehst du mit verhülltem Herzen,
Bleibt in der Wunde dir der Dorn.

Du wirst ihn immerdar empfinden,
Manch' größ'res Leiden wird verschwinden,
Indeß das kleine dir verblieb.
Es wird vergiften dir das Leben,
Daß du gezürnt und nicht vergeben;
Drum — eh' du scheidest, o vergib!

IV.

Der Fromme.

Von
Karl Ziegler.

Ich wag' es, einen Frommen mich zu nennen:
Doch lass' ich gern
Den Mund auf glüh'nden Purpurlippen brennen
Im Namen Gott des Herrn!
Gott war's, Gott selbst, der uns erschuf die Frauen,
Und dankbar muß
Was Mann heißt, ihre süßen Reize schauen
Und spenden Lieb' und Kuß.

Ich wag' es, mich zu nennen einen Frommen:
Doch freud'ger Sang
Muß frisch dabei mir aus der Seele kommen
In echtem Liebesdrang!
Er, welcher gab der Waldnacht ihre Lieder,
Des Rauschens Lust,
Er senkte seine tiefsten Töne nieder
In meine Menschenbrust.

Ich wag' es, mich den Frommen zu gesellen:
Doch Weinesfluth
Muß kräftigend durch meine Adern quellen
Mit warmer Sonnengluth!
Gott gab den Wein; wer wagt's zu widersprechen?
Und legt' ich Spott
Auf seine Liebesgab', es wär' Verbrechen,
So ich beging' an Gott.

Du, der kredenzt hat den Pokal des Lebens
So reich, so voll,
Dir trink' ich zu, nicht gabst du ihn vergebens,
Nimm meines Dankes Zoll!
Was du gegeben, soll der Mensch erkennen,
Es darf im Geist
Und in der Wahrheit sich den Frommen nennen,
Wer im Genuß dich preist!

V.

Die Flamme.

Von

Herm. Lang.

Die Flamme sprach zum Menschenherzen:
Du kleine Welle dauerst mich,
Bewegte Tochter vieler Schmerzen,
Flieh' nicht vor mir, ich liebe dich.

Bei mir ist weder Furcht noch Beben,
Bei mir ist keine weiche Ruh',
Ich öffne jedes tiefste Leben,
Ich schließe keinen Himmel zu.

O sähst du meinen ew'gen Morgen,
O fühltest du den Blitz der Lust,
Bewegte Tochter vieler Sorgen,
Gefangene der Menschenbrust!

Seelenleben der Pflanzen.

(An die Rose.) Ewig trägt im Mutterschoße,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich die stille, große,
Allbelebende Natur.
Hölderlin.

Seit Albrecht von Haller die Irritabilität der organischen Fasern entdeckte, wollten die Materialisten im Organismus nichts als Contraction und Expansion infolge von Reizen sehen; sie vergaßen ganz den Begriff von Prozeß, sahen nichts als Product und meinten, mit einem oberflächlichen Verständniß äußerlicher endlicher Erscheinungen die innerliche unendliche Natur lebendiger Wesen erschöpft zu haben. Dem Alterthum und den Anschauungen des heutigen Volksgeistes gegenüber ist diese Ansicht eben so einseitig und kleinlich wie die entgegengesetzte, welche nur dem Menschen eine Seele vindicirt. Schon Moses ehrte die Pflanzen als lebende Wesen; Plato legte ihnen Begierden bei; Galen gestand ihnen Seelen zu und Aristoteles sagte: Was empfindet, hat auch Vorstellung und Begierde; denn wo Empfindung, da ist auch Schmerz und Vergnügen und wo einmal diese, da ist auch Begierde.

Percival, F. E. Smith, Bonnet, Vrolik, Hedwig, Ludwig, Martius, Fechner, der practische Gärtner Hooibrenk und fast alle Blumenfreunde und denkende Gärtner sind überzeugt, daß es ein Seelenleben der Pflanzen giebt; die Hindu und selbst rohe Völker widmen ihnen Verehrung, und in Menu's uraltem Gesetzbuch wird ihnen ausdrücklich die Empfindung von Schmerz und Lust zugesprochen und für muthwilliges Tödten oder Verwunden der Pflanzen Strafe festgesetzt. Nach Dutrochet nehmen die Pflanzen ihre Richtung nach einem innern Prinzip und keineswegs durch Anziehung der Körper, zu welchen sie sich begeben. Arthur Schopenhauer meint, in der Pflanzenwelt könne Empfindung und Trieb, als immer bewußter werdend, schon Wille genannt werden und Meckel sagt: „Die Annahme eines freien Willens bei jeder Lebensbewegung läßt sich vielleicht rechtfertigen." .... „Die Pflanze scheint freiwillig nach dem Lichte zu gehen."

Es gibt fast keinen Dichter, der nicht Pflanzen und Blumen gleich lebenden Wesen gefeiert hätte. Von Schillers:

„Kinder der verjüngten Sonne,
„Blumen der geschmückten Flur" ....

bis zu H. Heine's:

„Du bist wie eine Blume,
„So hold und schön und rein" ....

ist die Vergleichung derselben mit dem Schönsten und Lieblichsten, was der Mensch kennt und liebt, durchgeführt worden; Weib und Kind sind ihm Blumen, und des Weines Aroma wie der poetischen Sprache Zier ist ihm Blume. Wie lieblich spricht Rückerts „Blume der Ergebung" das innig zarte Gemüth des Weibes aus, und in der schönen Stelle von Schillers Glocke:

„Der Mann muß hinaus ....

bis:

„Und ruhet nimmer."

findet Fechner die ganze Naturgeschichte der Pflanze; das endlose Regen, das Umsichwirken und Schaffen, die Schätze im duftenden Laden, das Spinnen der Spiralgefäße, die schimmernde Wolle, der schneeige Lein, der Glanz und der Schimmer: Alles ist da, was zum Bilde der still wirkenden, anmuthig duftenden Pflanze gehört.

Ueberblicken wir einmal, sagt derselbe geistvolle Mann in seiner „Nanna" — überblikken wir im Zusammenhange den ganzen Lebenskreis der Pflanze! wie die Säfte in ihr so regsam quellen, wie es drängt, Augen und Zweige zu treiben, und rastlos an sich selber zu gestalten, wie sie mit der Krone gen Himmel und mit der Wurzel in die Tiefe trachtet, selbst mächtig, ohne daß sie Jemand dorthin zöge, oder den Weg ihr dorthin wiese; wie sie den Frühling mit jungen Blättern, den Herbst mit reichen Früchten grüßt, einen langen Winter schläft, und dann vom Frischen zu schaffen beginnt, im Trocknen die Blätter hängt, und in der Frische sie aufrichtet, sich am Thau erquickt, als Schlingpflanze umherkriecht, die Stütze zu suchen: — wie die Blume erst in der Knospe still verborgen ruht, und dann ein Tag kommt, wo sie sich dem Lichte öffnet; wie sie Düfte auszuströmen beginnt, und in Wechselverkehr mit — Schmetterlingen, Bienen und Käfern tritt; wie das Geschlecht in ihr rege wird, sie Morgens sich aufthut, des Abends oder vor dem Regen sich schließt, dem Lichte sich zuwendet; — und es däucht mich, daß es uns doch schwer fallen sollte, diesen ganzen schwellenden, quellenden, an innerem und äußerem Wechsel so reichen Lebenskreis vergeblich, öde, leer für die Empfindung zu denken."

Und so könnten wir noch viele Zeugnisse der bedeutendsten Männer anführen; doch alle diese hindern nicht, daß die herrschende Ansicht von einer Pflanzenpsychologie durchaus nichts wissen will. Die Pflanzen gelten für unbeseelt, weil man an ihnen noch keine Nerven, kein Gehirn, keinen Mund, keine willkürliche Bewegung, keine Lust und keinen Schmerz — entdeckt hat. Daraus sollte aber vielmehr nur gefolgert werden, daß die Pflanzen eben andere Organe der Empfindung haben als die Thiere, und so ist es auch. Statt der Nerven haben sie Spiralfasern, statt im Gehirn concentrirt sich bei ihnen das animalisch-sinnliche Wesen in der Blüthe, und der Mund ist in zahllosen Oeffnungen über den ganzen Pflanzenleib vertheilt; freilich haftet die Pflanze fest am Boden, sie kann nicht laufen und springen, aber sie bewegt nicht nur ihre Wurzeln und Zweige dorthin, wo sie Nahrung wittert; sie entfernt sich sogar durch Aussendung von Absenkern nach besserem Boden, faßt dort Wurzel, wächst neu empor, läßt den alten Stamm absterben und ist so wirklich einen Schritt weiter gegangen.

Statt ihre Empfindungen durch äußerliche heftige Bewegungen auszudrücken, mag sie diese innerlich eben so durchleben, wie z. B. das mit ihnen verwandte Weib gerade seine tiefsten Gefühle im Heiligsten des Herzens birgt, wo sie oft auf das heftigste wühlen und zehren, ja es verzehren, ohne daß der gelehrteste Beschauer etwas davon bemerkt.

Man ist gewohnt, das Thier durchgängig für höher gestellt anzusehen, als die Pflanze, und da die niedrigsten Thiere schon sehr zweideutige Aeußerungen von Empfindung haben, so schließt man, daß die Pflanzen derselben ganz unfähig seien. Aber muß denn jedes Thier höher stehen als jede Pflanze? Die höchste Höhe, zu der es die Bildungskraft in der Pflanzenwelt bringt, ist gewiß höher als die unterste im Thierreiche, und wir sind überhaupt nicht im Stande, die organischen Wesen nach ihrer Dignität stufenweise zu ordnen; der Eigenschaften sind zu viele; was dem einen Wesen fehlt, das besitzt das andere; die Natur gefällt sich sehr in Abweichungen, und keine Regel hat sie ohne Ausnahme. Ja, man kann sagen: In Einer Beziehung steht jedes organische Wesen höher, als jedes andere. „Denn was ist eine Organisation," sagt Herder, „als eine Masse unendlich vieler zusammengedrängter Kräfte, deren größter Theil eben des Zusammenhanges wegen von andern Kräften eingeschränkt, unterdrückt oder wenigstens unsern Augen so versteckt wird, daß wir die einzelnen Wassertropfen nur in der dunkeln Gestalt der Wolke, d. i., nicht die einzelnen Wesen selbst, sondern nur das Gebilde sehen, das sich zur Nothdurft des Ganzen so und nicht anders organisiren mußte." Und was sind Geist und Seele anders, fügen wir hinzu, als Kräfte, die wir nicht vollkommen erkennen, das Unnahbare, welches sich dem Messer des Anatomen und den Reagentien des Chemikers entzieht, Alles, dem wir nicht zu Leibe rücken können, was tief drinnen steckt und lebt, mit einem Worte — das Unendliche gegenüber der endlichen Körperlichkeit."

Und in der That können wir mit dem Verfasser der „Nanna" sagen: „Sieht uns ein Regenwurm seelenvoller an als ein Vergiß-

meinnicht? scheint uns sein dunkles Wühlen unter der Erde mehr von seinem Triebe und seiner Empfindung zu verrathen, als der Blume Emporstreben über die Erde in das heitere Reich des Lichtes, ihr rastloses Um- und Aussichtreiben? .... Treffen die Wurzeln der Pflanzen unter den ihrer Oberfläche dargebotenen erdigen Stoffen nicht offenbar eine Wahl? — Und welches Suchen, Tasten, Ergreifen, zeigt die zum Winden geneigte Pflanze! Wie erweitert sie den Umkreis ihres Suchens nach einer Stütze, wenn die, an welcher sie emporwuchs, zu Ende ist! Und wenn sie nichts findet, wie sinkt sie matt zu Boden, kriecht darauf fort, bis sie eine andere Stütze findet und an ihr freudig hinanläuft."

Wer will auch entscheiden, ob es Attraction oder Wille ist, wenn dieselbe Schlingpflanze immer nach dem schattigsten Ort, ja nach einem Stück dunklen Papiers strebt, dagegen Glänzendes, z. B. Glas, flieht, oder wenn die Flachsseide nur lebendige Stützen umwindet, todten aber ausweicht? — Warum fliehen diese oder jene Blätter, Ranken oder Wurzeln das Licht, warum suchen es andere auf? Ist blos die Kraft des Lichtes wirksam, wenn ein Weinblatt alle möglichen Versuche macht, sich umzuwenden, sobald man die blasse Unterseite gegen das Licht kehrt? — Ist es blos Schwere, wenn das zarte Würzelchen der wohlriechenden Blatterbse senkrecht in Quecksilber eindringt, obgleich dieses viel schwerer ist, als jenes? *) Ist es blos Contraction und Expansion, wenn die indische Kannenpflanze (Nepenthes destillatoria) in einem Kruge ihres Blattes nächtlicher Weile Wasser sammelt, um sich während der brennenden Tageshitze durch Umkehren und Ausleeren desselben ihren Durst zu löschen? — Ist es blos Wirkung des Reizes, wenn die schon erwähnte Venusfliegenfalle oder ähnliche „Raubpflanzen" auf einmal mehrere Insecten anziehen und tödten? Ist es blos Capillarität, wenn die Pflanze während des Treibens ihres Blüthenstengels beim Begießen das Wasser mit fast hörbarem Zischen in sich zieht? — Ist es blos durch ein mechanisch-hydrostatisches Gesetz zu erklären, wenn die Thränen des Weinstockes in einer um den Schnitt angekitteten Glasröhre das Quecksilber 38 Zoll hoch heben? — Warum läßt sich das Aufsteigen des Baumsaftes im August, ja selbst der Saftumlauf der Gewächse durch physikalische Gesetze nicht vollständig erklären? — Woraus ist das unsichtbare Band gewebt, welches manche Pflanzen sympathetisch an einander knüpft? Was fesselt bestimmte Arten sogenannten Unkrautes an manche Pflanzen, warum sammeln sich gewisse Lilien um den Stamm einsam stehender Palmen?

Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüth,
Tröste dich, beschieden ist
Samen Allem, was da blüht.

Lass' den Sturm des Todes doch
Deines Lebens Staub zerstreu'n,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneu'n.

Fr. Rückert.

Die heilige Brautnacht, in welcher bei der Vermählung der Pflanzenblüthen die tiefinnersten Kräfte der Natur erwachen, ließ uns durch ihren geheimnißvollen Schleier doch eine Vorahnung des höhern thierischen Daseins, ein Emporraffen zu Empfindung und willkürlicher Bewegung erkennen. Es ist dies die erste tiefste Aeußerung eines bewußten Lebens, welches wir später bei den niedern Thieren erkennen und auf unserer Wanderung nach dem höchsten Ziel und Ausdruck desselben im Menschen nicht mehr aus den Augen verlieren werden.

Wenn die Staubfäden und Pistillen der Blüthen bei der leisesten Bewegung in die Höhe schnellen oder sich zusammenziehen; wenn bei den Sinnpflanzen die Empfindlichkeit so weit geht, daß z. B. Mimosa pudica erschreckt die Blätter zusammenzieht, weil ein vorübersprengender Reiter den Boden erschüttert: da müssen auch noch andere, sonst nur einer Seele zugeschriebene Aeußerungen vorhanden sein. So haben z. B. aufmerksame Beobachter an mancher Pflanze sogar Gewöhnung wahrgenommen. Eine Sinnpflanze, die Desfontaines mit sich im Wagen führte, schloß sich anfangs durch die Erschütterung; nach und nach aber gewöhnte sie sich an dieselbe und öffnete sich. „Im Winde," sagt Link, „fallen die Blätter der Sinnpflanze anfangs zusammen, gewöhnen sich aber endlich so daran, daß dieser nicht mehr auf sie wirkt. Obstbäume der nördlichen Halbkugel fahren in der südlichen Halbkugel noch ziemlich lange fort, um dieselbe Zeit zu blühen, welche unserem Frühling entspricht, und umgekehrt." — Pflanzen, welche aus fremden Klimaten zu uns übersetzt werden, hören in der Regel nicht auf, ihre Blätter zu der Zeit zu öffnen und zu schließen,

*) Wie Hales fand.

zu welcher sie dies in ihrem Vaterlande zu thun gewohnt waren; auf unsern Sonnenlauf, auf die bei uns herrschenden Licht- und Wärmewirkungen aber nehmen sie keine Rücksicht. Obgleich die Sonne während des arktischen Sommers nie untergeht, wissen die Pflanzen doch die Zeit recht gut, wo es Nacht sein sollte; sie senken in den Abendstunden, während die Mitternachtssonne noch mehrere Grade über dem Horizonte steht, ihre Blüthen und schlafen wie bei Sonnen-Untergang in günstigeren Klimaten.

Die Schlingpflanzen, welche sich in unserer nördlichen Hemisphäre größtentheils mit der Sonne durch Ost über Süd gegen West winden, während dies auf der südlichen Hemisphäre vorherrschend umgekehrt geschieht, behalten, wenn sie in die antipodische Welt versetzt werden, ausnahmslos ihre alte Gewohnheit bei.

Wenn man ferner beobachtet, daß ein inniger Verkehr der Pflanzen mit allen Regungen des lebendigen Luftkreises stattfindet, so wird es schwer sein, ihnen Gemeingefühl und Gemeintrieb abzusprechen. Diese sonst nur den Thieren zugeschriebenen Attribute erkennen wir z. B. in den prophetischen Aeußerungen, welche dem sogenannten Pflanzen-Barometer zu Grunde liegen. Wenn es regnen soll, so richten sich die Stengel des Klees empor, die Ranunkel neigt ihre Blätter, die Wasserfäden überziehen sich mit grüner Haut, die Birke und viele Blumen duften stärker, oder schließen sich, oder öffnen sich nicht. Schläft die Calendula pluvialis bis nach 7 Uhr Morgens, so regnet es noch vor Einbruch der Nacht. Erscheint die Farbe der Erlen lichter als gewöhnlich, so ist Kälte und Frost zu fürchten; sehen sie dagegen dunkler aus, so tritt Thauwind ein.

Die Aehnlichkeit gewisser Blüthen und Insecten deutet schon auf einen ähnlichen Ursprung aus dem gemeinsamen Schoß der Altmutter Erde. Wie der Schmetterling aus der Larve, so bricht die Blume aus der Knospe hervor ans Licht. Die Raupe lebt von dem Kraute, das ihr Bild ist, der Schmetterling von der Blume, die sein Bild ist. Schön sagt Schubert: „Die Blume scheint in dem höchsten Augenblicke ihres Blühens, welches zugleich das Ende ihres stillen Daseins ist, das scheidende Leben den Insecten zu übertragen und in diese auszuhauchen, welche gerade in der Zeit ihrer Liebe und ihrer eigenen Vermählung den Kelch der Blume besuchen, und so, keines langen Zwischenzustandes bedürftig, scheint der entweichende Geist durch neue Zeugungen schnell in ein höheres Dasein hinüberzugehen.“ Den Schmetterling mitten in dem Körper der Raupe haben Swammerdam und andere geschickte Anatomen aufgezeichnet; vielleicht, daß künftig, zwar nicht die Anatomie, aber doch die tiefere Geschichte des Lebens, schon in der Blüthe der Pflanzen die nahe Verwandtschaft und Angrenzung an den Zustand des Raupeneies aufweisen könnte.

Wie schon bei den Mineralien ein bestimmter Character bemerkt wurde, der sie von andern derselben Gattung scharf unterscheidet, so noch weit mehr bei den Pflanzen.*) „Man betrachte Aurikel und Primel,“ sagt Fechner; „sie sind von einem Geschlecht, und jede macht doch ein anderes Gesicht. Epheu und Wein erscheinen verwandt, und doch welch verschiedener Charakter! Nun gar Fernstehendes, eine Rose, eine Lilie, eine Tulpe, ein Veilchen, eine Eiche, eine Weide, eine Birke, eine Tanne — wie scheidet sich das Alles so bestimmt! Und dabei ist jedes doch so ganz einig im Charakter mit sich, so ganz aus einem Gusse. In einer Pflanze Alles zart und fein, in einer andern Alles üppig, voll; in einer Alles streng und steif, in einer andern Alles weich und biegsam; die eine sich spaltend und wieder spaltend, und immer spaltend und spältelnd von Neuem, die andere grade und einfach sich streckend; in mancher zwar Gegensätze vorhanden, doch diese wieder zu einem allgemeinen Eindrucke gut gebunden. Alle Worte aber erreichens zuletzt nicht; und wie viele Pflanzen gibt es, für deren Charakter uns gar kein Wort recht treffend zu Gebote stehen will, indeß er sich doch auf das bestimmteste bei der Anschauung für unser Gefühl ausprägt.“

„Und wenn dir auch,“ ruft Blumröder in seinem trefflichen Buch über das Irresein aus, „die schöne Blattform und die zart schimmernden Beeren nichts sagen, bist du es denn noch nicht inne geworden, welch Poetisches, Witziges, Muthiges, Aufrichtiges, Tröstendes, Fröhliches, Kühnes, Thatkräftiges, Begeisterndes in der Traube liegt? Wenn das nicht Traubenseele ist, wie könnte denn dieses Lebendige im Todten sein? Die Traubenseele hat ja auch Gedächtniß, denn

*) Man betrachte nur einen Krystall oder eine Erzstufe von Danimora in Schweden, dann Exemplare derselben Species von Freiburg in Sachsen. Der trübe, melancholische Charakter der erstern wird unzweifelhaft sein.

„Wenn die Trauben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Fasse;"

sie hat auch Individualität, das weiß jeder Weinhändler, und Callot Hoffmann hat ja die Beziehung des Rheinweins zum Kirchenstyl, des Champagners zur Opernmusik u. s. w. bestimmt und Mozart practisch bewiesen."

Aber selbst die Individuen derselben Art unterscheiden sich durch besondern Charakter, der sich fast wie Individualität kundgibt, von einander. Der eine Fliederstrauch braucht zusammen nur 60 Grad Wärme, um zu blühen, der andere 830; die eine Esparsettestaude 1100, die andere desselben Samens und Feldes 1400. In einer Allee bei Genf, im botanischen Garten von Montpellier, im Tuileriengarten von Paris kennt man einzelne Kastanienbäume, welche seit vielen Jahren früher blühen, als die anderen. „Man sieht nicht selten," sagt Fritsch, „aus zwei Keimen ein und derselben Pflanzenart, welche dem äußern Anscheine nach sich gleichen, zwei Organisationen sich entwickeln, von denen die eine, schwach und hinfällig, nach kurzer Zeit kraftlos dahinschwindet, während die andere kräftig sich entwickelt und den äußern Einflüssen widersteht, ungeachtet beide Keime unter gleichen örtlichen und klimatischen Verhältnissen sich entwickelten und einer gleichen Pflege aus der Hand der Natur oder des Menschen theilhaftig waren."

Und welch verschiedenen Habitus zeigt z. B. die eine Eiche gegen die andere! Die eine, in Gesellschaft von andern aufgeschossen, ist hoch, schlank, stämmig, ohne schönes Verhältniß zwischen Stamm und Krone; eine andere, feuchtem, sumpfigem Boden entsprossen, läßt die widerstrebenden, retardirenden Einwirkungen vermissen, welche jenen „knorrigen, zackigen, eigensinnigen Charakter" erzeugen, wie er wieder auf dürftigem, steinigem Boden vorkommen wird.

Haben wir also in der Pflanzenwelt deutliche Aeußerungen von Liebe und Anhänglichkeit, Gewohnheit und Gedächtniß, Haß und Furcht, Willkür und Charakter gefunden, so können wir uns nicht mehr wundern, daß viele derselben den Trieb der Geselligkeit bethätigen. Am geselligsten leben die Wasser- und Alpenpflanzen, dann folgen die Gewächse der gemäßigten, endlich jene der heißen Zone, welche die größte Mannigfaltigkeit und Abwechselung zeigen. Auch Anhänglichkeit an den Menschen kommt in der Pflanzenwelt vor. Diese menschenfreundlichen Pflanzen, welche nur im Schatten unserer Wohnungen freudig wachsen und uns über das Meer folgen (wie z. B. die Nessel, Melde u. s. w.) werden zum Dank für ihre Anhänglichkeit — Unkraut, wie ihre Verwandten im Thierreiche — Ungeziefer genannt.

Artig ist Fechners Gedanke, daß der Duft der Pflanzenblüthen ein Verbindungsmittel für dieselben, eine Art nur in der Pflanzenwelt verstandener Sprache sein könne, wobei die Anregung freilich eine ganz andere sein werde, wie bei uns. Warum sollte auch die Natur eine Art Empfindung, die schon in einem Wesen ist, im andern nochmals ganz so wiederholen!

Der häusliche Heerd in Nord-Amerika.

Das amerikanische Familienleben ist im Auslande so übel berufen, daß es nützlich scheinen darf, es einmal unparteiisch zu beurtheilen.

Der Amerikaner ist ein geborener Republikaner. Er ist dieß durch und durch, er ist es, ohne daß er es weiß, folglich auch ist er Republikaner in der Familie. Der Hausvater ist Präsident, hat zur Seite einen Senat, bestehend aus der Frau und allen nähern und ältern Verwandten. Er regiert über seine Kinder, und zwar nur mit Worten und Blicken. Mit 21 Jahren sind beide Geschlechter gerichtlich mündig; doch geht der Knabe gewöhlich schon mit 12—14 Jahren aus dem älterlichen Hause und hilft sich selbst durchs Leben, die Tochter heirathet meistens schon mit dem 15.—17. Jahre. Dann hört die Autorität des Vaters über seine Kinder auf; die Aeltern können ihre Tochter weder zu einer Heirath zwingen, noch eine solche verhindern, geben aber dafür ihren Töchtern gewöhnlich nichts zur Mitgift als einen rocking-chair. Wenn der Sohn 14 Jahre alt ist, erhält er nichts mehr von Hause, sondern sucht sich eine ihm zusagende Beschäftigung, ganz frei, welche er will und ist selbständig. Sehr häufig tritt dann der Sohn mit dem Vater in Compagnie. Dabei herrscht stets von Seiten der Kinder große Achtung den Aeltern gegenüber, weil diese ihre Kinder stets so behandeln, daß sie

auf dieselbe Ansprüche machen können, und kommt es vor, daß Vater und Sohn sich nicht vertragen, so geht der Sohn ruhig fort, ohne Zank und Streit, und kommt vielleicht nie oder höchstens als reicher Mann wieder.

Unter solchen Lebensbedingungen muß der häusliche Heerd nothwendig anders aussehen als in Deutschland.

Es ist in Amerika die sogenannte Civilehe eingeführt, d. h. jeder Notar und Advokat hat das Recht zu trauen, d. h. beiden Theilen das Jawort abzufordern und ihre Namen in die betreffenden Register einzutragen. Das ist in fünf Minuten abgemacht und ist sehr billig. Eine geistliche Traung ist durchaus unnöthig, jedoch lassen sich viele Amerikaner ihren Frauen zu Liebe noch vom Geistlichen trauen, während es die Deutschen, die in Amerika nun auch ganz frei sein wollen, sehr selten thun. Auch die Ehescheidung ist sehr erleichtert.

Eine anständige amerikanische Familie bewohnt immer ein Haus für sich allein; sei es nun, daß es ihr Eigenthum ist oder daß sie es zur Miethe besitzt. Natürlich sind die meisten Häuser in den Straßen, wo keine Geschäftslocale liegen. Man wohnt klein, d. h. drei Fenster breit und zwei Stockwerk hoch. Jedes Haus hat, um von unten anzufangen, sehr helle und geräumige Souterrains (basements), vor denen sich in Entfernung von 3—4 Fuß ein Eisengitter befindet, wodurch hinreichendes Licht und Luft hinzukommt. In diesen Räumen befinden sich die Küche, der Speisesaal, die Doctor's office (wenn das Haus ein Arzt oder Advokat bewohnt), die Domestikenzimmer u. s. w. Im Parterre ist ein schöner Flur, zu dem man von der Straße aus auf einigen Stufen heraufsteigt, gewöhnlich mit Fußteppichen, chinesischer Laterne u. s. w. verziert. Den ganzen Raum des Parterre nimmt das sogenannte parlour ein, ein höchst elegantes sehr großes Zimmer, mit großem Marmorkamin, Mahagonymöbeln, Pianoforte u. s. w., das zum Besuch und Versammlungszimmer dient. Im ersten Stock liegen die Empfangs- und Wohnzimmer, und im zweiten endlich die Schlaf- und Kinderstuben.

Manche Häuser haben flache Dächer, auf denen man oft Abends frische Luft schöpft. Durch das ganze Haus geht Gas- und Wasserleitung, so daß man selbst im zweiten Stock jeder Zeit Licht und Wasser in jedem haben kann. Der Fußboden ist im ganzen Hause, sowohl im Flur, als auf der Treppe und in allen Zimmern Jahr aus, Jahr ein mit Fußteppichen (carpet) belegt, mit denen oft der größte Luxus getrieben wird. Kurz, so einfach und simpel alle Häuser von außen aussehen, so elegant und comfortable sind sie im Innern. Der Handwerker wohnt meist ebenso anständig als der reiche Kaufmann. Die Miethe eines solchen unmöblirten Hauses kostet jährlich 5—600 Doll. und steigt bis 2000 Doll. Wer es nicht haben kann, sich ein solches Haus zu halten, der zieht mit der ganzen Familie in ein baording-house, läßt sich hier speisen und bedienen, zahlt dafür wochenweise à Person 3—5 Doll., und wohnt fast ebenso wie die Andern.

Die Tageseintheilung in einem amerikanischen Hause von mittlern Verhältnissen ist ungefähr folgende: Um 7 Uhr früh wird zum Aufstehen und eine halbe Stunde darauf zum Frühstück geläutet. Die Bewohner des Hauses, sei es nun Familien- oder boarding-house, versammeln sich im Speisezimmer, indem Jeder beim Hereintreten Good morning sagt. Wer kommt, setzt sich gleich nieder und fängt an zu essen, ohne auf die andern etwa noch Fehlenden zu warten. Das Frühstück steht gewöhnlich eine Stunde auf dem Tisch; nachher wird es abgetragen, und wer da noch nicht da war, bekommt nichts. Es besteht jeden Morgen aus Kaffee oder gewöhnlichem Thee, Semmel, Butter, Beefsteak, weichen Eiern, Schinken u. s. w. Sobald Einer satt ist, steht er ohne ein Wort zu sagen auf und geht seiner Wege. Während des Essens wird nichts gesprochen und Alles möglichst schnell abgethan. Nachher gehen die Männer an ihre Geschäfte und die Frauen ans—Nichtsthun, oder wenn sie fleißig sind, was freilich selten ist, an die Bestellung des Hauses. Zwischen 12—2 Uhr ist dinner, das jedoch die Männer, außer Sonntags, der großen Entfernungen von den Geschäftslokalen wegen, gewöhnlich außer Hause einnehmen. Die Frauen sind sich folglich den ganzen Tag selbst überlassen und bringen diese Zeit, da sie gar nichts von weiblichen Handarbeiten verstehen, mit Wiegen im Schaukelstuhl und Romanlesen zu. Nach 6 Uhr kommt der Mann nach Hause gefahren und das supper kommt auf den Tisch. Dies ist in den meisten Häusern die eigentliche Hauptmahlzeit und besteht aus gebratenem Fleisch, Kartoffeln, gerösteten und mit Butter bestrichenen Maiskolben, in Wasser gekochtem Gemüse und verschiedenen Sorten von pies (Obstkuchen). Suppe gibt es nie; eine Mahlzeit ist wie die andere,

ganz ohne Abwechselung, und es wird nichts dazu getrunken als Wasser. In großen und reichen Häusern gibt es natürlich auch Mannichfaltigkeit, z. B. englische oder französische Küche, und trinkt man dort auch Wein, besonders Champagner, da derselbe nicht mehr (?) kostet als guter rother Tischwein. Thee darf natürlich hinterher nicht fehlen, und ist derselbe durchgehends sehr schön und bei dem hiesigen Klima eine wahre Wohlthat, die man hier erst recht schätzen lernt.

Nachdem das Geschäft des Essens so eilig wie möglich abgemacht ist, setzt man sich im Sommer vor die Hausthür oder auf's Dach und im Winter unten in den parlour um's Kamin. Die ganze Familie ist jeden Abend im Hause versammelt und unterhält sich ganz gemüthlich. Dem Deutschen freilich, der die Sprache nicht kennt und sich keine Gemüthlichkeit ohne Lärm und Jubel denken kann, kömmt dies Alles sehr langweilig vor; doch haben gerade diese Stunden einen recht patriarchalisch friedlichen und häuslichen Charakter. Die Männer lesen Zeitungen, theilen den Frauen daraus mit, rauchen Cigarren, die Frauen schaukeln sich oder lassen sich, wenn zufällig ein Deutscher da ist, etwas vorspielen oder vorsingen; kurz, es sind Alle mit dieser Art und Weise des Lebens zufrieden und keinem Mann fällt es ein, Abends in's Wirthshaus zu gehen.

Oft gehen die Frauen Abends in die hellerleuchteten Läden und noch öfter besucht eine Familie die andere, ganz ohne Einladung und ohne etwas vorgesetzt zu bekommen, denn es haben ja Alle schon zu Hause sich satt gegessen. Dinners, Routs und Soupers u. s. w. gibt es sehr selten: höchstens einmal ein Männer-dinner zu einem bestimmten Zweck, wo dann stundenlang Reden gehalten werden und tüchtig getrunken wird. Gegen 11 oder 12 Uhr geht man zu Bett und so vergeht ein Tag so still und ruhig wie der andere.

Die meisten Deutschen können sich natürlich an diese einförmige Lebensweise nicht gewöhnen, sie müssen in die Theater, Concerte, Bierhäuser rennen und sind deshalb bei den Amerikanern als unsolid verrufen. Kennt der vernünftige Deutsche aber erst einige Yankee-Familien und kommt er mit der Sprache zurecht, so thut er wohl, die amerikanische Art nachzuahmen, und fühlt sich mit der Zeit auch behaglich dabei; gehört er, wie die Meisten, irgend einer maurerischen Verbindung an, so hat er Gelegenheit genug, ein paar mal in der Woche im Kreise von befreundeten Männern sich zu unterhalten. Es gibt hier nämlich eine Menge von Freimaurern, die fast Alle gar kein Geheimniß daraus machen, diesem oder jenem Orden anzugehören und der ganzen Sache, außer gegenseitiger Unterstützung, nur den Nutzen der gemüthlichen Unterhaltung gleichgestimmter, anständiger Männer untereinander zuschreiben. Sie machen selbst besonders bei Begräbnissen und Festen große Aufzüge, bei denen sich Keiner scheut, sich als Mitglied dieses oder jenes Freimaurerordens zu bekennen, indem sie von dem republikanischen Grundsatze ausgehen, daß, wer Recht thut, auch das Licht nicht zu scheuen hat.

(U. a. hol. H.)

Jakob Leisler.

Aus einem Vortrag über „New York im siebzehnten Jahrhundert," gehalten am 15. März d. J.

von

Friedrich Kapp.

Wie erst aus dem Charakter der Individuen sich der Charakter einer Gesellschaft bestimmen läßt, so lernt man auch die Geschichte eines Landes und Volkes nur durch die Geschichte der politischen Individualitäten, der Gemeinden, Städte, Bezirke und Provinzen kennen. So undankbar zuweilen auch das Studium einer solchen oft untergeordneten politischen Individualität ist, so lohnend wird es doch, wenn es sich auf eine hervorragende Erscheinung im Volksleben bezieht, auf einen bedeutenden Mann, der die ganze Leidenschaft und Energie seiner Zeit in sich concentrirt, auf ein Gemeinwesen, das an der Spitze der geistigen Entwicklung der Nation steht, auf eine Stadt, welche durch ihre Lage dem Handel seine Bahnen anweist und die Geschichte des Kontinents bestimmen hilft.

New York gehört in diese letzte Kategorie. Seine Geschichte hat darum nicht bloß ein örtliches Interesse, sondern ist in mehr als einer Beziehung der Abdruck und Ausdruck der großartigen Seiten der amerikanischen Entwicklung. Sie ist vor Allem kosmopolitisch und bewegt sich nicht in jenen bornir-

ten nationalen Grenzen, welche zugleich die Stärke und Schwäche anderer Unionsstaaten und Städte sind. New York war vom ersten Augenblick seiner Existenz an, wenn auch nur in seinen Bewohnern eine Weltstadt; es ist bis auf diesen Augenblick die am Meisten europäische Stadt und wie es geographisch sein Gesicht Europa zuwendet, so hat es auch alle Kämpfe, welche in Folge der Reformation jenen Kontinent erschütterten, selbstständig nachgefochten.

Der erste große Kampf, in welchem sich die bevorrechteten Klassen mit dem Volke maßen, und, wenn zuletzt auch in der Form triumphirend, in der Sache selbst unterlagen, waren die nach Jakob Leisler benannten Unruhen. Sie haben darum ein besonderes Interesse für uns, weil sie der unmittelbare Ausfluß der englischen Revolution von 1688 waren und weil ihr Träger Jakob Leisler ein Deutscher war; ja so viel ich weiß, der einzige Deutsche, der überhaupt in der Geschichte von New York eine politische Rolle gespielt hat.

Die Kolonien erhielten erst im Frühjahre 1689 die Nachricht von der Flucht Jakobs und der Landung Wilhelms von Oranien in England. Natürlich äußerte sie hier sofort ihren mächtigen Einfluß auf den Geist der ohnehin argwöhnischen Bevölkerung. In Neu-England ergriff das Volk den Gouverneur E. Andros und schickte ihn nach England zurück; in New York flüchtete sich der wegen seines Katholizismus schon verdächtige Gouverneur Dongan auf ein im Hafen liegendes Schiff und verließ kurz darauf freiwillig das Land. Fast alle Einwohner der Stadt erklärten sich einstimmig für Wilhelm von Oranien und die Vertheidigung der protestantischen Religion. Das Volk begriff sofort, daß es sich zunächst um den Besitz seiner Macht handelte und drang, von den Gerüchten eines großen Komplotts und einer beabsichtigten Metzelei beängstigt, am 13. Mai 1689 in das Fort ein, zu dessen Vertheidigung die Kapitaine der fünf verschiedenen damals bestehenden Milizkompagnien entboten wurden. Einer dieser Milizkapitaine war Jakob Leisler. Geboren in Frankfurt a. M., kam er im Jahre 1660 als Offizier in holländischem Dienste nach New York. Er scheint aber die militärische Laufbahn bald aufgegeben zu haben, denn er ließ sich noch im Anfang der sechziger Jahre in der Stadt bürgerlich nieder und heirathete die reiche Wittwe von Peter Cornelius van der Veen, eine Tochter des ebenfalls sehr begüterten Bürgers Govert Lookermans. Leisler kaufte nach dem Tode ihrer Eltern seinem Schwager und seiner Schwägerin all ihr liegendes Vermögen ab; er selbst wohnte in dem Block, der jetzt östlich von Whitehall, südlich von State- und nördlich von der Pearlstraße begränzt ist. Leisler galt als einer der reichsten Bürger der damaligen Stadt. Aus einem auf die Gegenwart gekommenen Verzeichniß geht hervor, daß von den im Jahre 1684 zur Stadt und zum Hafen von New York gehörenden drei Barken eine das Eigenthum Leislers war. Gleichlautende Zeugnisse beweisen, daß er Rheder und Importer war, und der noch erhaltene Bericht eines Reaktionärs jener Zeit beschuldigt Leisler, daß er die Revolution in New York deßhalb geschürt habe, um eines seiner mit Wein beladenen Schiffe zollfrei in den Hafen zu bringen. Bei einer Reise, die er 1678 nach Europa machte, fiel Leisler in die Hände tunesischer Seeräuber und konnte sich nur durch ein für die damalige Zeit bedeutendes Lösegeld wieder befreien. Sonst sind uns aus seinem Leben vor dem Jahre 1689 wenig Züge mehr aufbewahrt worden, als daß er ein in seinen bürgerlichen Verhältnissen hoch angesehener Mann, ein eifriger Protestant und fanatischer Feind des Katholizismus war. Durch diese seine Energie und offen bekannte Gesinnung wurde er dem Volke besonders werth. Leisler hatte gerade die Wache im Fort, als am 10. Juni 1690 die Nachricht von der Thronbesteigung Wilhelms und Mariens in New York ankam. Er rief das Ereigniß sofort unter Zustimmung der Menge aus und wurde, da auch der Vizegouverneur Nicholson entflohen war, nicht allein zum Befehlshaber des Forts und Oberkommandanten der Stadt, sondern auch zum Gouverneur der Provinz fast einstimmig ernannt. Er erklärte sich einer solchen Aufgabe und verantwortlichen Stellung nicht gewachsen; allein er war der einzige Bürger, in welchen die Bürger ihr Vertrauen setzten. Das Volk umringte sein Haus, um ihn zur Annahme zu vermögen und halb gezwungen, halb freiwillig nahm Leisler die von dem inzwischen gebildeten Sicherheitskomitee ihm angebotene Würde und Bürde auf sich. Als einige Monate später ein Komittee von Abgeordneten aus der ganzen Provinz als General-Assembly in New York zusammentrat, um für die vorläufige Sicherheit der Stadt und Kolonie zu berathen, wurde Leisler auch von ihr provisorisch in seinem Amte

bestätigt, bis der König anstatt der entflohenen Gouverneure einen neuen ernannt haben würde. Seine Ernennung datirte vom 16. August 1689.

Der erste öffentliche Akt, der unter ihm vorgenommen wurde, war die vom Sicherheits-Ausschuß angeordnete Wahl des Mayors, Sheriffs und Stadtraths durch das Volk. Natürlich wurden fast nur Anhänger und Freunde von Leisler gewählt: Grund genug für die Oppositionspartei, der Wahl ihre Anerkennung zu verweigern und selbst die Stadtsiegel nicht auszuantworten. Diese Opposition bestand hauptsächlich aus den ehemaligen Beamten unter Donegan, welche zwar Wilhelm von Oranien anerkannt hatten, aber um ihre Stellen nicht zu verlieren, behaupteten, daß die Revolution in England die Kolonialregierung nicht gestürzt hätte, so daß die alten Behörden vor wie nach zu Recht beständen. Mit den Beamten verbanden sich die älteren aristokratischen Familien der Stadt, wie die Renssaerskips, van Coertlands u. A., welche eine Beeinträchtigung ihrer Vorrechte fürchteten und das Volk für unfähig zur Selbstregierung hielten. Auf der anderen Seite waren Leislers natürliche Bundesgenossen die mittleren und niederen Bürger, Männer, die unter der gestürzten Regierung zwar keine hervorragende Stellung eingenommen hatten, aber doch den Kern der Bevölkerung bildeten. So machte sich die Parteigruppirung ganz von selbst. Die Leislerianer wurden von den Anderen Pöbel und unbekanntes Gesindel geschimpft, das nur darauf ausginge, den öffentlichen Schatz zu plündern, die Volkspartei aber nannte ihre Gegner die Granden, Papisten und König Jakobs Leute. Der Haß wuchs um so mehr, als das Volk im Besitze der Macht war und Leisler's umsichtige und energische Maßregeln ihm diese mehr sicherten. Er ließ das Fort neu befestigen und in Vertheidigungszustand setzen und zeigte seinen Freunden zugleich, daß er sich nicht allein zu vertheidigen, sondern wenn es galt, auch anzugreifen und seinen Anordnungen Gehorsam zu verschaffen wußte.

Einer der heftigsten persönlichen Gegner Leislers, nämlich der ehemalige Stadtrath und Milizen-Oberst Nicholaus Bayard hatte sich nach Albany geflüchtet und von dort aus an die Kapitaine der beiden unter seinem Befehle gestandenen Compagnien den Befehl erlassen, daß sie Leisler als dem unrechtmäßigen Gouverneur nicht zu gehorchen, sondern ihn mit ihren Soldaten zu verlassen hätten. Bayard handelte hier im Einverständniß mit den übrigen flüchtigen Aristokraten, die von Albany aus intriguirten. Leisler schickte zur Antwort auf Bayard's Ansinnen sofort eine bewaffnete Macht nach Albany, die angeblich das dortige Fort besetzen und die Sache des protestantischen Königs stützen, in Wirklichkeit aber seine Widersacher züchtigen sollte. Es wurde den Soldaten der Einlaß in die Stadt verweigert und Leislers Titel selbst nicht anerkannt. Dieser zog darauf selbst nach Albany, nahm das Fort nach einer kurzen Belagerung und konfiscirte das Eigenthum seiner Feinde, die sich eiligst in die Kolonien von Neu-England zerstreuten, von wo sie eine nur um so erbittertere Opposition fortsetzten.

Während dieser Lage der Dinge kam plötzlich im Dezember 1689 ein englischer Bote in Boston an. Er war der Ueberbringer eines Briefes, der folgende Aufschrift trug: „An Franz Nicholson oder im Falle seiner Abwesenheit an Denjenigen, der den Frieden aufrecht erhält und in Sr. Majestät Provinz New York die Justiz ausübt.“ Dieser Brief datirte vom letzten Juli. Leislers in Neu-England sich aufhaltende Gegner hörten zuerst von der Ankunft des Boten und von der Adresse des ihm anvertrauten Sendschreibens. Da sie aber seinen Inhalt nicht kannten, und diesen für ihre Zwecke, sowie die Wiedereroberung ihrer früheren Stellung ausbeuten zu können hofften, so beschlossen sie, daß einige Mitglieder des alten Gemeinderaths sich wieder nach New York wagen und des Schreibens habhaft zu werden versuchen sollten. Demgemäß reisten Bayard und Friedrich Philipps heimlich nach New York, erwarteten dort die Ankunft des Boten und ließen ihn unter Auseinandersetzung ihrer Ansprüche zu sich bescheiden. Allein die herrschende Partei hatte auch die Ankunft des Boten erfahren und führte diesen bei seinem Eintreffen in New York sofort ins Fort, wo er Leisler nach einigem Hin- und Herschwanken das Schreiben überreichte. Es ermächtigte den Empfänger das Oberkommando als Vicegouverneur zu übernehmen und einen Rath anzustellen, der ihm bei Führung der Geschäfte helfen sollte. Leisler nahm am 11. Dez. 1689 den ihm übertragenen Titel an und ernannte einen Rath von 8 Personen, welche die verschiedenen Theile der Provinz repräsentirten. Dies königliche Schreiben beseitigte im Volke jeden Zweifel, der etwa noch

über die Rechtmäßigkeit von Leisler's Amtsannahme obgewaltet hatte, die ganze Provinz erkannte ihn an und fügte sich seinen Befehlen, so daß die politischen Angelegenheiten nach kurzer Unterbrechung wieder ihren geordneten und ruhigen Gang nahmen.

Aber die Führer der Gegenpartei ruhten nicht. Durch die Befestigung Leisler's in seiner Macht erbittert, zettelten sie einen Straßenkrawall in New York an und suchten sich Leisler's auf offener Straße zu bemächtigen. Er wurde aber von seinen Freunden gerettet, ließ Generalmarsch schlagen, verfolgte die Aufständischen, warf viele davon in's Gefängniß und erließ einen Verhaftsbefehl gegen Bayard, Stephan von Cortland, Nichols und Andere, weil sie sich des Hochverraths gegen Ihrer Majestät Behörden schuldig gemacht hätten. Bayard und Nichols wurden auf der Flucht ergriffen und mit den übrigen Gefangenen vor ein Kriminalgericht gestellt. Die beiden hochfahrenden Aristokraten retteten sich nur durch die niedrigste Feigheit. Sie baten um Gnade für ihre Irrthümer, versprachen sich in Zukunft zur Zufriedenheit Leisler's aufzuführen, schrieben ihre Opposition gegen ihn der Verblendung und Leidenschaft zu, und erreichten ihren Zweck. Sie wurden nicht verurtheilt, sondern blieben bis auf Weiteres im Gefängniß.

Dieser Gnadenakt war der erste und größte politische Fehler Leisler's und rächte sich bald und blutig an ihm selbst. Gelang es ihm auch sich durch fortgesetzte Verfolgungen von der Gegenwart seiner politischen Gegner in New York zu befreien, so waren diese doch an den Grenzen der Provinz um so geschäftiger an seinem Untergang zu arbeiten. Namentlich brachten sie in Neu-England die politischen Hauptleiter auf ihre Seite, die bisher alle für Leisler günstig gestimmt gewesen waren. Zugleich reichten sie den Ministern des Königs von England eine Beschwerdeschrift ein und verschlimmerten darin den wirklichen Zustand der Dinge, indem sie ihn als eine Rebellion gegen den König darstellten. Es war ein Unglück für Leisler, daß er nicht einmal den Planen seiner unermüdlichen Feinde entgegentreten konnte: seine ganze Thätigkeit war durch die inneren Angelegenheiten der Provinz in Anspruch genommen und es gehörte all seine Energie dazu, um der Verlegenheiten des Frühjahrs und Sommers Herr zu werden, unter denen der Krieg gegen die äußeren Feinde, die Indianer und Franzosen, die zu Land und See in die Provinz einfielen, nicht die geringsten waren.

So war das Ende des Jahres 1690 herangekommen. Die Regierung des Mutterlandes hatte den Bestürmungen von Leislers Feinden nachgebend, für New York in der Person des Obersten Heinrich Sloughter einen neuen Gouverneur ernannt. Er war mit mehreren Schiffen und einer beträchtlichen Truppenmacht von England abgefahren. Das Unglück wollte, daß er durch einen Sturm von den übrigen Schiffen getrennt wurde, und daß im Januar 1691 der ihm im Kommando am Nächsten stehende Major Richard Ingoldsby zuerst in New York eintraf.

Kaum war nun dessen Erscheinen bekannt geworden, als sich Leisler's Feinde auch wieder erhoben und sofortige Uebergabe des Forts an Ingoldsby verlangten. Leisler erklärte sich alsbald bereit, sein Amt zu Gunsten seines vom König ernannten Nachfolgers niederzulegen, allein er weigerte sich mit Recht es auf Ingoldsby zu übertragen, der sich nicht einmal legitimiren konnte. Er bot dem letzteren daher für seine Soldaten Quartier in der Stadt an, schlug ihm aber die Uebergabe des Forts ab. Ingoldsby fühlte sich in seiner Ehre als englischer Offizier gekränkt und wurde, von Leislers Feinden gehetzt, schon nach einigen Tagen ein williges Werkzeug in deren Händen. Am 30. Januar 1691 erließ er eine Proklamation, worin er das Volk zur Hülfe aufrief gegen alle Schwierigkeiten, die ihm im Wege ständen und worin er alle Diejenigen, welche Opposition machten, für Rebellen erklärte. Leisler blieb ihm natürlich die Antwort nicht schuldig; er protestirte im Namen des Königs und der Königin gegen alle Akte Ingoldsby's, und machte ihn für jeden Gewaltstreich und jedes Blutvergießen verantwortlich. Er rief aber zugleich die Miliz unter Waffen und hieß sie auf den ersten Ruf bereit sein. Beide Parteien beobachteten sich von jetzt an unverwandt. Jede hoffte, daß die andere den ersten Schlag thun und die Verantwortlichkeit des unvermeidlich gewordenen Bürgerkrieges auf sich laden würde. Leisler lag in dem Fort, Ingoldsby davor; dieser gewann täglich neue Anhänger, jener verlor deren täglich mehr; denn trotzdem, daß das Volk selbst Leislern gewählt hatte, so umgab doch in seinen Augen den königlichen Offizier der größere Nimbus, und so ordnete es sich jetzt der königlichen Macht, wie es derselben ansichtig wurde, lieber unter, als der

von ihm selbst geschaffenen und bisher gestützten.

Die Parteien blieben in dieser zuwartenden Stellung bis zum 19. März 1691, wo endlich der Gouverneur Sloughter in New York ankam. Beeinflußt von Ingoldsby und dessen Anhang rief er sofort einen neuen Stadtrath zusammen, der nur aus Feinden der Leisler'schen Partei bestand, und begab sich nach City-Hall, wo er seine Bestallung veröffentlichte. Nachdem er die Mitglieder eingeschworen, schickte er noch um 11 Uhr Nachts den Major Ingoldsby ab, damit er sich von Leisler das Fort übergeben ließe. Dieser weigerte sich mit Ingoldsby zu unterhandeln und wollte nur mit dem Gouverneur persönlich sich einlassen. Sloughter aber schickte Ingoldsby zum zweiten Mal ab, worauf Leisler wieder zwei spezielle Boten an den Gouverneur abfertigte, der sie aber ohne Weiteres einstecken ließ. Das Fort wurde erst am andern Morgen übergeben, indem der erste Act, der darauf folgte, die Befreiung der bisher noch eingesperrten Bayard und Nichols, welche Sloughter sofort als Rathsmitglieder vereidigen ließ, und die Verhaftung Leislers und seiner Freunde war, welche das eben verlassene Gefängniß ihrer Gegner bezogen.

Diese Verhaftung erregte allgemeine Bestürzung und lauten Unwillen unter der Bevölkerung. Niemand hatte ein solch durchaus ungerechtfertigtes Verfahren erwartet. Der Gouverneur gab daher gern dem Vorschlag des Stadtrathes nach, die Untersuchung gegen Leisler und Genossen von dem Kriegsgericht an ein Civilgericht zu verweisen. Nach 14 Tagen trat dieses zusammen und klagte Leisler folgender Verbrechen an: „Auflösung von Nicholsons Rath, Einsperrung vieler unschuldiger Personen und erzwungene Flucht Anderer, Confiscation von Kaufmanns- und andern Gütern, Erhebung von Taxen ohne Vollmacht, Aushebung einer Streitmacht und Behauptung des Forts gegen Ingoldsby, sowie endlich Verweigerung seiner Uebergabe an Sloughter."

Leisler und seine Mitgefangenen lehnten es ab, sich auf diese Anklage hin auszulassen. Sie baten nicht um Gnade wie Bayard und Philipps, die jetzt als Richter ihr Schicksal in der Hand hatten, sondern sie hüllten sich in ein stolzes Schweigen wie es Männern geziemt, die zwar unterlegen sind, aber trotzdem Recht haben; sie bestritten einfach die Gültigkeit des gegen sie zusammenberufenen Gerichtshofes. Dieser aber verurtheilte sie zum Tode und publicirte sein Urtheil gegen Ende April 1691. Es rief in verschiedenen Theilen der Provinz und in Neu England Entrüstung und Bestürzung hervor; die Erbitterung wuchs von Tag zu Tage und Leislers am Ruder befindliche Feinde mußten jetzt einen entscheidenden Schritt wagen, wenn sie sich die Früchte ihres Sieges sichern wollten. Sie fanden keinen andern Ausweg als die Hinrichtung Leislers. Obwohl der Gouverneur, ein schwankender und leicht zu bestimmender Mann, bisher stets erklärt hatte, daß er das Urtheil der Regierung des Mutterlandes zur Bestätigung anheim geben würde, gelang es doch dem Stadtrathe, Sloughter unter Erdichtung von allerlei Gewaltstreichen und einem allgemeinen Volksaufstande zur Unterzeichnung des Todesurtheils zu bewegen. Am 16. Mai, einem Sonnabend bat auch die Assembly der Provinz um dessen Ausführung und noch an demselben Tage wurde Jakob Leisler und sein Schwiegersohn Jakob Milborne zum Richtplatz geführt. Dieser befand sich damals auf einer kleinen Insel im Fresh Water Pond, an der jetzigen Ecke von Pearl- und Centrestreet. Es war ein unfreundlicher naßkalter Tag, ein feiner Regen durchnäßte die Zuschauer und die Opfer des Trauerspiels bis auf die Haut. Leisler hielt, ehe er gehängt wurde, eine Anrede an das Volk, die ganz im biblischen Geiste der damaligen Zeit gehalten, noch einmal alle gegen ihn erhobenen Beschuldigungen würdig zurückwieß und besonders hervorhob, daß er nur zur Förderung der protestantischen Interessen, zur Befestigung der Regierung Wilhelms von Oranien und zur Kräftigung des Landes gegen Angriffe das ihm übertragene Amt angenommen hatte. Als schon das Tuch um sein Haupt gebunden war, rief er seinem Schwiegersohn zu: „Ich sterbe ruhig und in Frieden; aber warum mußt auch Du so jung sterben, der Du doch bloß in meinem Dienste standest?!"

Selten ist wohl in der neueren Geschichte ein überlegterer Justizmord begangen worden, als die Hinrichtung Leislers. Das Parlament von England erkannte sie auch als solchen an, indem es im Jahre 1695 das ungerechte Urtheil umstieß und Leislers Erben das Eigenthum ihres Vaters zurückgab. Es waren keine allgemeinen politischen Motive, die ihn an den Galgen brachten, denn in der Anerkennung der Revolution waren Sieger und Besiegte einig; es war auch kein religiöser Fanatismus, denn nach der Flucht

Jakobs entfernten sich alle heimlichen oder offen erklärten Katholiken aus dem Lande. Leisler fiel als das Opfer des aristokratischen Korporationsgeistes, der keine Schonung und Rücksicht kennt, wenn seine Standesinteressen angegriffen werden. Leisler hatte zu einer Zeit, wo kaum der holländische Patronenunfug seine Blüthe erreicht hatte, es gewagt, dem bisher ängstlich bevormundeten Volke die politische Initiative in die Hand zu geben, er hatte in seiner eignen Person gezeigt, daß das Volk eben so fähig zur Selbstregierung als diejenigen, welche es bisher für ihre Domäne gehalten; er hatte verderbliche Neuerungen eingeführt, die zum Ruine der ausschließlichen Adelsherrschaft führen mußten. Leisler war der erste Führer der Plebejer in ihrem Kampfe gegen die Patrizier, der keiner Nation geschenkt wird. So verfrüht und unreif auch seine Bemühungen und so unglücklich darum auch sein Ende, so waren die Früchte seines Kampfes doch nicht verloren. Denn durch die Hinrichtung Leislers konnten die principiellen Kämpfe, die in New York mit seinem Auftreten ausbrachen, nicht wieder zum Schweigen gebracht werden; sie verstummten nur auf kurze Zeit und hatten der öffentlichen Meinung ihr Gepräge so fest anfgedrückt, daß sie sich das ganze folgende Jahrhundert hindurch noch verfolgen lassen.

Kunstgenüsse in Boston.

Bostons Architektur liegt nicht mehr in der Wiege; einzelne Gebäude — man darf sie aber nicht immer in den Hauptstraßen suchen — würden selbst einer Ludwigsstraße wohl anstehen. Wo nicht das im Style reinste doch eines der schönsten ist das sogenannte Athenäum, der Musentempel; seine Façade ist brillant; Schade, daß es dem hinter dem Common liegenden Theile der Beaconstreet angehört. Auch das Innere, vom Treppenhause bis zu den Bibliothek- und Kunst-Sälen macht den gefälligsten Eindruck; die Räume zeigen keinen großstädtischen Luxus, aber immerhin Opulenz und neben vollster Zweckmäßigkeit Geschmack. Ich möchte den Kalkwänden — den Plafonds einige Münchner oder Berliner Frescen wünschen. Zu ebener Erde öffnet sich die Statuenhalle.— Bedenkt man, daß hier zu Lande keine Fürsten, kein Staat, keine Gemeinden bauen, vielmehr nur Einzelne oder Privatvereine den ersten und den letzten Stein legen, daß die Künste fast allein bei diesen ein Asyl finden, so muß man zugeben, daß das Möglichste geschieht.

Sogleich am Eingange fühlen wir die Macht der Kunst; ein düsteres Bild — ein herzzerreißendes — "the shipwrecke mother and child" fesselt das Auge. Bei längerer Beschauung war mir, als ob der Mutter und dem Kinde Flügel wachsen — sie sich von ihrem rauhen nassen Lager erheben und hinüber schweben müßten in das Land, wo kein Schmerz und keine Klage mehr ist. Ein Nativ-Amerikaner, E. A. Brackett, hat diesem Stein Leben und Tod eingehaucht.— Es ist hier nicht der Platz, ein ins Einzelne gehendes, einem Laien ohnedieß nicht zustehendes Urtheil abzugeben, kein Auge wird aber auf den von den Wellen an den Strand Geschleuderten ruhen, ohne trüb zu werden. Die Haare triefen noch, die Augen können kaum gebrochen sein; so sucht eine liebende Mutter noch im Todeskampfe und Krampfe ihr Kind an die Brust zu drücken. Eine Gruppe, die, je länger man sie betrachtet, desto gewaltiger auf das Gemüth einwirkt; ein Triumph amerikanischer Kunst.—

Auch Patriotismus und Kunstliebe trugen das Ihre herbei. Manche gute Abgüsse europäischer Meisterwerke, alte liebe Bekannte, fand ich wieder; die Mediceerin in drei Exemplaren, Laocoon, Apollo Belvedere, Ceres, Diana, die capitolinische Venus und den kleinen Schuft Cupido, den Hermaphroditen, Gladiator, Angelos Nacht und Tag rc., immer des Schönen und Guten genug, um einiges minder Gute darein nehmen zu können. Manchem wäre eine bessere Stellung zu wünschen; einer schönen Schläferin wurde ein Schlafwinkel hinter Angelos kolossalem Meisterwerke eingeräumt, vielleicht with regard to the decency and dignity of womanhood, — sie erhält aber trotz dem Verstecke so viele Besuche, daß sie wohl längst erwacht wäre, wenn sie Morpheus weniger fest in die Arme schlösse. Ihren Reizen scheint das Helldunkel gut zu statten zu kommen; sehr unästhetisch ist ihr Lager — eine Matraze.— Mit schönen Büsten von Franklin, Lafayette,

J. Quincy Adams und andern amerikanischen Berühmtheiten schmückte Horatio Grenoughs Meisel die Halle aus. Auch Werke von der Hand Powers, Dexters, Crawfords, Frazees finden sich. Um eine Gruppe of Uncle Toby and the widow Wadman von Ball Hughs drängen sich stets Viele, ich kann ihr aber keinen Geschmack abgewinnen, so freundlich und täuschend sie sich auch anschauen mag. Statuen vertragen sich nicht mit Gewändern — oder richtiger — Kleidern, am wenigsten mit Rococo; sie bleiben steif, philisterhaft; „der Zopf, der hängt ihm hinten." Form, Fleiß, Präcision sind nicht abzusprechen.

Eine für den Europäer fremde Erscheinung in solchen Räumen sind die Frauen ohne männliches Geleite. Was würde eine Frau So und So aus dem deutschen Süden oder Norden, oder eine Frau Hofräthin oder gar eine Frau von — dazu sagen, wenn man sie ermunterte, nach solchen Orten allein zu gehen,*) allein Bilder zu mustern, Bücher zu suchen, Hefte zu durchblättern oder gar sich an einen Tisch zu setzen, um zu notiren, zu excerpiren ꝛc.? Wäre das nicht gegen allen und jeden Anstand? Könnte das eine deutsche Dame „von Stand" thun, ohne in den Verdacht unweiblicher blaustrumpfiger Emancipation zu gerathen? Hier ist die Scheidewand gefallen. Geist ist Geist; auch vom Haupte Minervas blitzt ein Helm und die Eule gehört ja ohnedies zum weiblichen — ich wollte sagen — schönen Geschlechte; was Wunder wenn eine Brille bisweilen auf der schönsten Pallas-Athene Nase sitzt und die Augen so fest an den Typen hängen, als ob sie für immer aus dem Dienste des Herzens und des kleinen lieblichen Mephisto entlassen wären? Jüngst hat mir eine solche bella magistra fast den Kopf verrückt. Ich sah sie lange lässig und sinnend in einem der Rohrlehnstühle der Statuary sitzen; ein allerliebstes Doktorhütchen mit einem Azurschleier entzog mir Kurzsichtigem eine Augenweide par distance; ich schlich näher und näher; da ruhte ein wahrer Herokopf in einer Hand, die kein Canova aus dem weichsten reinsten Carara hätte schöner meiseln können; eine schwarze schwere Atlashülle verbarg die Gestalt, doch nicht so neidisch, daß man nicht an „die gefällige Tochter des Schaums" erinnert worden wäre; unter einer der Gewandfalten schielte ein Füßchen hervor, um das sie eine Fanny Elsler — eine Taglioni — ja die Houris in den sieben Himmeln Mohameds beneidet haben würden; auf dem Schooße ruhte ein — Hündchen? — nein — ein Bouquet? — ein Fächer? ebensowenig — aber ein Buch, dessen Umschlag-Goldvignette auf Miltons verlorenes Paradies hinwies; um den tief verhüllten Nacken hinab ringelte sich das weichste glänzendste Lockengold. Wie ich auch lugte und suchte, nirgends vermochte ich einen Ruhepunkt oder ein Traumziel für solche Vergißmeinnicht-Augen — kein Antlitz, keine Gestalt — keinen Spiegel für solche Blicke zu finden. Weder ein Gott noch ein Halbgott, kein Apollo, kein Paris, kein Antinous, kein Achilles, kein Leander, kurz nicht Einer von der alten Leibesgarde präsentirte sich; nicht einmal eine der olympischen Halbschwestern lächelte herüber; Canovas Grazien und einer Venus victrix wandte sie stoisch den Rücken; nochmals richtete ich meinen Nasenzwicker, denn der Kopf blieb unbeweglich, die Augen starrten noch immer nach einem und demselben Winkel; da ging mir mit einem Male ein Licht auf; in der Tiefe einer Nische — halb verborgen — standen sich zwei Büsten gegenüber; sollten es diese sein? wer? was? Ich saun und sann umsonst; — da griff ich zum Kataloge: head of Christ — head of Satan by Horatio Grenough. Wie man doch im Nebel herumtappt, wenn man Gott und Teufel zum Nachbar hat! Messias und Satanas in effigie! Wem galten nun die Inclinationen und Meditationen meiner Donna Olympia? dem gekreuzigten und auferstandenen oder dem gefallenen und verstoßenen Himmelsfürsten? — Ich hielt aus bis das Füßchen hinunterschlüpfte, die Hand verschwand, der Atlas rauschte, die hohe Gestalt sich erhob und, ohne ihre Brüder und ihre Schwestern, geschweige denn meine ärmliche und erbärmliche Wenigkeit, auch nur eines Blicks zu würdigen, im Corridor verschwand. Wie oft durchging ich alter Sünder die mir so lieb gewordenen Räume, ohne diesen kleinen Trutz- und Gnadenwinkel auszufinden. Freilich dachte ich an keinen Messias und keinen Satanas, es war mir zu wohl unter den alten Entthronten, unter den Ergöttern und ihrem Gefolge, so daß ich über dem Olympe Himmel und Hölle vergaß. Hatte sie sich wirklich in metaphysische Studien vertieft? Vielleicht sagen es die Köpfe? Anerkennenswerth ist des Bildners guter Geschmack, sein rein ästhetischer Sinn; er gab seinem Satan keine Höllenfratze; der

---

*) Gilt doch wohl nur von den deutschen Residenzstädten in den kleineren Staaten; in den Gallerien von Wien, Berlin, Dresden u. s. w. ist den Frauen keinerlei Zwang und Vorurtheil auferlgt.

antike Kakodämon schwebte vor seiner Seele; dennoch mußte er auf satanische Züge und Schatten sinnen. Diese Satansstirne aber birgt keine meuterischen Gedanken, vielleicht Zorn, aber nicht Tücke; keinen Hohn; ein solcher Kopf sinnt nicht, die Ewigkeit zu erringen und zu vernichten; er ist zu menschlich — zu sterblich gedacht. Auch Satan ist ein Himmelsfürst; er behält gleich den Siebenmalgeweihten den Adel des Stammes, wenn auch alle Schlangen der Hölle das Antlitz begeifern. Diese Züge aber verrathen weder einen gefallenen Engel noch einen vollendeten Teufel; allein das Attribut der Schlange weißt auf den Rebellen des Himmels. Tentare licet.

Und Christus? Wenn mir recht ist, so gelang es nicht einmal Leonardo da Vinci Künstler und Gläubige ganz zu befriedigen; selbst Danneckers Meisel vermochte kein Erlöserbild zu schaffen, Grenough scheint mir nicht einmal eine Prophetenglorie zu versteinern. Wir haben nur einen Moses-Kopf, von dem sich's reden läßt, — Angelos.

Eine Erdenpilgerin von kaum 18 Lenzen, schwärmend in Miltons Phantasieen und marmorner Metaphysik! Ich hab's gesehen aber nicht begriffen. Soviel aber ist gewiß, daß wenn ich ein Grenough oder gar noch mehr wäre, die Welt um einen wenn auch steinharten angelus misericordiae reicher würde. Das schönste Model für Adamals Haupt, des hohen jungfräulichen sanften Cherubs, wäre gefunden. dt.

Die Negerkirche Zion in New York.

(Für die Monatshefte.)

Jedermann weiß, daß es in New York Negerkirchen giebt und doch nehmen so wenige Europäer sich die Zeit hinzugehen und des fremden Anblicks und des seltsamen Eindrucks zu genießen, welcher sich mit nichts von Allem dem vergleichen läßt, was wir jemals in der alten Heimath gesehen haben. In Churchstreet, Ecke von Leonardstreet liegt die Methodistenkirche Zion, und nur wenige Schritte vom Broadway fühlt man sich hier in eine andere Region versetzt. Der Schmutz liegt hier so hoch, daß es ein bedenkliches Unternehmen scheint die Straße zu kreuzen, die elenden Baracken zeigen an, daß es nicht die begünstitgen Classen der Gesellschaft sind, die hier ihren Wohnplatz aufgeschlagen haben und die schwarzen und farbigen Gesichter bilden die Mehrzahl. Als ich die Kirche besuchte, fand eines der sogenannten protracted meetings statt, welche eine bestimmte Zeit im Jahr hindurch jeden Abend im Erdgeschoß gehalten werden. Vier nackte weiße Wände, ein großer Ofen am Eingang, der eine südliche Hitze verbreitete, die nöthige Gasbeleuchtung, Bänke zu beiden Seiten und die Tribüne des Predigers ist alles, was sich hier findet und einen recht nüchternen Anblick bietet. Die Kirche war gedrängt voll, die Frauen rechts, die Männer links, Hunderte von dunkeln Gesichtern in allen Schattirungen, vom glänzenden Schwarz bis zu jenem lichten Colorit, welches kaum noch die afrikanische Abstammung erkennen läßt; und immer mehr darkies strömten herzu, nnd drängten, sich Platz suchend, summend durcheinander, so lang die Bänke noch die Späterkommenden zu fassen vermochten. Der eigenthümliche Anblick wird für das ungeübte Auge des Fremden noch dadurch erhöht, daß er fast keinen Unterschied in den Gesichtern wahrzunehmen vermag; ein Neger sieht aus wie der andere, eine Negerin wie die andere, die platten Nasen und dicken Lippen sind Allen eigen, und selbst das Alter, welches dem Weißen so unerbittlich sein verrätherisches Siegel aufdrückt, bringt bei den Schwarzen bis zu einem gewissen Zeitpunkt fast gar keinen Unterschied hervor, und da sie gewöhnlich erst sehr spät graues Haar bekommen und die schönen weißen Zähne ihnen auch bis ins Alter zu bleiben pflegen, kommt es dem „Grünen" vor, als wenn Kinder und ältere Leute fast ganz gleich aussähen. — Als ich eintrat, stand ein Mulatte auf der Kanzel, furchtbar brüllend, und einmal über das andere mit der Faust auf das Geländer schlagend, wozu die Gemeinde nicht ermangelte durch Scharren mit den Füßen, Händeklatschen und Ausrufungen des Beifalls das Accompagnement zu liefern. Manche nickten auch gleich Pagoden unaufhörlich mit den Köpfen und besonders waren es die Frauen, die sich auffallend unruhig und geräuschvoll zeigten. Der Text der Predigt war: „Seid Ihr bereit ins Himmelreich zu gehen?" mit dem der Redner, gleich so vie-

len Hunderten oder Tausenden europäischer und außereuropäischer Prediger, wenn ihm die Gedanken ausgingen, förmlich Fangball spielte, und an jeden Satz wußte er den Refrain anzuhängen: "Are you ready to go to Heaven?"

Nachdem er sich eine Weile in Gemeinplätzen bewegt und den darkies ihre Gleichgültigkeit vorgeworfen hatte, stieg er plötzlich auf die Erde herunter und sagte: „Jede weltliche Sorge nimmt Euch mehr in Anspruch als der Himmel und zieht Euch davon ab. Wenn Ihr auf einmal hörtet, morgen Mittag um zwei Uhr käme die Königin von England um Euch einen Besuch zu machen, welche Anstalten und Vorbereitungen würdet Ihr nicht treffen, um sie würdig zu empfangen! Welch ein Scheuern, Waschen, Putzen, Weißen, Bürsten, Kehren, Kochen, Braten und Baden würde das nicht geben; und doch ist sie nur eine Frau, wenn auch gegenwärtig die erste in der Welt; aber wenn der Herr der Herren, wenn unser Herr Jesus käme, würdet Ihr bereit sein ihn zu empfangen? Wenn er käme und würde bei Euch anklopfen und klopfen und klopfen und klopfen (der Redner verfehlte nicht zur Verstärkung des Eindrucks wohl zwanzigmal auf das Geländer vor ihm zu klopfen), wäret Ihr bereit ihn zu empfangen?" Nach diesem anschaulichen Gleichniß ging er zu allen den Uebeln über, welche die Brüder darkies vom Himmel abzögen, und hob darunter besonders den Branntwein mit allen seinen verderblichen Folgen hervor. „Da steht ein Haus," sagte er, „Ecke von Houston- und Thompsonstreet, Nr. —— (ich habe sie vergessen, aber der Prediger gab sie mit der Genauigkeit eines Adreßbuches an) ein Branntweinhaus, in dem auch ich bisweilen eingesprochen habe. Gewiß, ich hätte besser gethan, wenn ich zu Hause bei Frau und Kindern geblieben wäre und etwas nützliches geschafft hätte; doch ich ging hin und verzehrte neun sixpence; allein was ist das gegen die Ausschweifungen, die ich dort sah!" Mit grellen Farben schilderte er dieselben, so wie das Elend welches sie nach sich ziehen, erzählte wie viele Dollars er dort verschwenden sah, und ging dann zu dem andern Unglück der Schwarzen, zu der Sklaverei über. „Obgleich Ihr hier frei seid, drohen Euch doch Gefahren und Verfolgungen und niemals werdet Ihr hier in Ruhe und Sicherheit leben können. Das Sklavenauslieferungsgesetz bedroht nicht nur die Flüchtlinge, sondern auch Euch, die darkies in den freien Staaten, und gerade jetzt, da der Sommer bevorsteht, steigen die Gefahren, vor denen ich Euch bei Zeiten warnen will. Ihr wißt daß alsdann die Fremden aus allen Gegenden hier zusammenströmen, und unter ihnen besonders auch unsere Feinde, die Sklavenbesitzer aus dem Süden und vor ihnen nehmt Euch in Acht! Sie werden Euch sehen, mancher kräftige junge Mann unter Euch, manches schöne Mädchen wird ihnen gefallen; sie schwören, Ihr wäret ihnen entlaufen und man wird Euch ausliefern. Darum Brüder darkies, seid vorsichtig! geht ihnen aus dem Wege, so viel Ihr könnt, oder besser noch, geht nach Canada! Canada ist ein schönes Land; ich selbst bin dort gewesen und kenne es genau. Dort seid Ihr als Brüder und Gleichberechtigte angesehen, man empfängt Euch freundlich und reicht Euch die Hand, und niemand verachtet Euch Eurer Farbe wegen! — Außerdem ist das Leben dort wohlfeiler; für die Miethe, die Ihr hier vierteljährlich bezahlen müßt, könnt Ihr dort ein ganzes Haus auf ein Jahr haben. Das Fleisch, von dem das Pfund hier 18 Cents kostet, habt Ihr dort für 9 Cents, und das indianische Korn und die süßen Kartoffeln sind gleichfalls viel wohlfeiler. Ich weiß wohl," fuhr er fort, „was viele von Euch vom Fortgehen abhalten wird; Ihr habt hier Eure Liebsten (sweet-hearts), von denen Ihr Euch nicht trennen wollt, allein da kann nichts helfen; die Liebsten müssen sich schon entschließen, Euch zu begleiten, und an denen die sich weigern, ist auch nichts verloren, denn ich sage Euch, in Canada findet Ihr sie eben so gut und besser wieder!" Nur der feste Entschluß den armen darkies unter keiner Bedingung den mindesten Anstoß zu geben, konnte meinen Ernst aufrecht erhalten; dieses Durcheinander des Himmels und der trivialen Wirklichkeit machte einen unendlich komischen Eindruck, wiewohl ich im Grunde doch zugeben mußte, daß der Mann besser that, seinem Auditorium Rathschläge in Bezug auf das tägliche Leben zu geben—den Werth seiner Empfehlung Canada's ganz bei Seite—als sie mit Gemeinplätzen über den Himmel, von dem Keiner etwas weiß, abzuspeisen; und selbst der ungenirte triviale Ton erschien mir gerechtfertigt, wenn ich den Grad der Bildung und Intelligenz des größeren Theils des Auditoriums erwog. Nachdem er schließlich noch die Brüder darkies eingeladen hatte, ihn nächstens zum Thee zu besuchen, wurde ein Gesang, der in der Disharmonie fast die

religiösen Gesänge der Shaker erreichte, abgekreischt und gebrüllt. Wie dort schien man einem beliebigen Gassenhauer irgend einen kirchlichen Text untergelegt zu haben.

Als der Lärm übermäßig lang gedauert hatte, erschien ein anderer Prediger, ein „kohlpechrabenschwarzer Mohr" wie Struwwelpeter sagt, ein sogenannter exorter, der aber dermaßen brüllte, donnerte und „bullerte," daß es schwierig war, die ganze Rede zu verstehen. Er sprach von der ewigen Gerechtigkeit, von dem Tage der Vergeltung, auf den er die darkies vertröstete. „Der Tag," sagte er, „wird kommen, an dem wir mit dem Fuß auf dem Nacken der Sklavenhalter stehen werden!" Und von allen Seiten erhob sich ein Grunzen, Seufzen, Lachen, Weinen, Schreien und Kreischen der Zustimmung und Freude, so daß mir, mit meinem einzigen weißen Gesicht, trotz des Bewußtseins der besten wohlwollendsten Wünsche für die farbige Rasse fast unheimlich wurde. Aber die darkies haben keinen Haß gegen ihre Unterdrücker; für das geringste Zeichen des Wohlwollens von Seiten der Weißen sind sie dankbar und anhänglich, und ist ihnen nicht alle Lebensluft genommen, so sind sie vergnügt und zufrieden. Gutmüthigkeit, Genügsamkeit, Anhänglichkeit und Dankbarkeit aber sind nicht die Eigenschaften, durch die ein Volk jemals eine selbstständige Bedeutung erlangt und die armen Farbigen mit ihren Illusionen, in die sie sich auf Augenblicke selbst versetzen, unterstreichen in dem mitfühlenden Weißen nur die Empfindung des Mitleids für sie und die der Empörung über den schwarzen Fleck eines freien Landes.

A.

Die europäisch-amerikanischen Ideen in der deutschen Einwanderung.*)

Von Hermann Lindeman.

In einer Zeit, in der die Rechte der Eingewanderten von einer starken Partei in der Union mehr als je in Frage gestellt sind, die obendrein die Einwanderung verunglimpft, die Ausübung politischer Rechte durch die Eingewanderten als schädlich darstellt, ist es jedenfalls doppelt wichtig, daß die Eingewanderten diesen Verunglimpfungen und Angriffen durch eine feste geschlossene Haltung entgegentreten und durch ihr ganzes Auftreten thatsächlich beweisen, daß dieser Tadel, diese Befürchtungen ganz *unbegründet* und verleumderisch, die Eingewanderten vielmehr der politischen Rechte, die sie entweder schon genießen oder zu erlangen hoffen, völlig würdig sind und die Union dadurch nur *gewinnt*.

Die *Deutschen* bilden *gegenwärtig* den bei weitem größten Theil der gesammten Einwanderung, obgleich die Zahl der Adoptivbürger deutscher Geburt verhältnißmäßig geringer ist, als die der irischen Nationalität. Das politische Gewicht, das die Deutschen dereinst in den Ver. Staaten ausüben können, ruht sonach wesentlich in der zahlreicheren neueren deutschen Einwanderung. Das wird Niemand bestreiten können. Ebenso wenig ist aber auch zu leugnen, daß gerade die Haltung dieser jüngeren Einwanderung dem Amerikanerthum gegenüber von entscheidendem Einfluß sein muß. Da ihr aber die politischen Rechte noch abgehen, so muß sie ihre Anwälte unter denen suchen, die sie schon besitzen, also unter den Eingebornen selbst, und was das allernatürlichste sein sollte, unter den Bürgern deutscher Abkunft, die der älteren Emigration angehören und zu Vertretern des deutschen Elementes in der Union berufen sind.

Allein anstatt die deutsche Einwanderung einig und planmäßig dem gemeinsamen Feinde des Nativismus entgegentreten zu sehen, erblicken wir den heillosesten Zwiespalt unter den Deutschen der Union und besonders zwischen der *älteren* und *neueren* Emigration, eine gegenseitige Anfeindung und Ueberhebung, die sich oft bis zum bittersten Hohne und der unwürdigsten Befehdung steigert. Als ob beide Theile ganz verschiedene Interessen hätten und nur durch Bekriegung bestehen könnten! Und doch liegt es gerade im Interesse der älteren Emigration sich durch Verbindung mit der jüngeren zu stärken und anzufrischen und im Interesse der Letzteren die Erfahrungen jener zu benützen, sich durch sie in das amerikanische Leben einführen zu lassen und sie auf diese Weise zu einer würdigen Vertretung der gesammten deutschen Einwanderung zu veranlassen.

Worin liegt es nun, daß dies nicht geschieht?

Wir antworten ohne Rückhalt: *Beide Theile* der deutschen Einwanderung tragen die Schuld.

Die ältere Einwanderung hat Schuld, weil sie

---

* Wir wollen durch die Aufnahme des obigen Beitrags das wichtige Thema, welches er abhandelt, nicht erledigen, sondern zu seiner Besprechung anregen, indem wir zur Fortsetzung der letzteren unsere Spalten anbieten.

D. Red.

zu viel von den europäischen Idealen vergessen, größtentheils sich dem Materialismus zu sehr genähert, die jüngere, weil sie zu sehr von europäischem Idealismus erfüllt, Amerika nur nach diesem beurtheilen und daher in die schroffste Opposition zu dem amerikanischen Wesen kommen und statt sich dessen bessere Seiten anzueignen, lieber ganz Amerika germanisiren möchten.

Eine Erscheinung, die den Amerikaner, der sie zu Gesicht bekommt, wahrhaftig nicht sonderlich für diese Emigration einnehmen kann, während sie den älteren Adoptivbürger deutscher Abkunft, ebenfalls nicht sonderlich für eine Klasse Emigranten stimmen kann, die sich einer besonderen politischen Bildung rühmt und so viele Leute der gebildeten Stände Deutschlands in ihrer Mitte zählt. Eigenschaften, die ihr zwar von manchen Grauen, die zu den schroffsten Gegnern der neueren Einwanderung gehören, gänzlich abgesprochen werden, die sie aber thatsächlich besitzt, was so manche ihrer Organe in der deutschen Presse der Union beweisen und so manche ihrer Bestrebungen, die freilich noch sehr jung sind und noch wenig floriren können, da die große Mehrzahl der neueren Emigration noch zu sehr mit der Sorge für ihre materielle Existenz zu kämpfen hat, als daß sie ihre Kräfte, wie zu wünschen, zu gemeinnützigen Zwecken anwenden könnte.

Wie Viele, die die Jahre 1849 bis 51 und 52 herübergebracht haben, nahmen nicht in Deutschland sowohl im Staate, als in der Gesellschaft, im Gewerbswesen und in der Wissenschaft eine hervorragende Stellung ein und bewiesen ihre Bildung und Intelligenz auf mannigfaltige Weise! Kein Zweifel, daß sich auch unter der älteren Emigration solche Männer befinden, und zwar Männer, die heute in der Union zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten gehören; aber da die neuere Emigration, besonders die politische, die Folge einer viel umfassenderen Bewegung war, wie sie jemals in Deutschland stattgefunden, so ist es sehr natürlich, daß auch die Zahl der Gebildeten unter der letzteren eine größere ist. Dennoch hörte man von Niemand in Amerika härtere und ungerechtere Verurtheilungeu des amerikanischen Lebens und Strebens, als gerade von d i e s e m Theile der neueren Emigration.

Ja, vorzugsweise sind es Männer wissenschaftlicher Bildung, die dabei den Ton angeben. Die Presse in Deutschland hallt wieder von ihren Stoßseufzern, ihren Deklamationen über die Enttäuschungen, die sie in Amerika erfahren und die sie ihren Landsleuten, die etwa ihnen nachfolgen wollten in das freie Amerika, ersparen möchten. Die von Deutschen in Amerika geschriebene in Göttingen erscheinende Zeitschrift „Atlantische Studien," die älteren Schriften von Franz Löher, das Feuilleton der Nationalzeitung, die Cotta'schen Blätter in Augsburg-Stuttgart und andere mehr, schildern und beurtheilen die hiesigen Zustände von einem so e i n s e i t i g e n Standpunkte aus, wie man sie von Deutschen, die so stolz auf ihre Bildung, ihre Wissenschaftlichkeit, ihren „kosmopolitischen" Blick sind, nicht erwarten sollte. Und nicht bloß in der deutschen Presse jenseits des Oceans, sondern auch in der Amerika's werden solche Stimmen laut und es gibt Blätter, die von diesem Geiste beseelt sind. Auch in den öffentlichen Vorlesungen, die im letzten Winter vor einem auserwählten deutschen Publikum der Empire-City gehalten wurden, zeigte sich dieser Geist hier und da und wurde durch hochgeachtete und gebildete Männer der neueren Emigration vertreten. Ein solches Unterschätzen und Anfeinden Amerika's ist natürlich der Einheit und Eintracht unter der deutschen Einwanderung ebenso nachtheilig, wie der entgegengesetzte Fehler des Ueberschätzens und Ueberhebens in Bausch und Bogen. Beide Extreme sind gerade so unversöhnlich, wie der kosmopolitische Idealismus und der amerikanische Materialismus. Wer dem letzteren einmal verfallen ist, ist in der Regel unheilbar und jedes Aufschwunges zu einer anderen Anstrengung als zu materialistischen und egoistischen Zwecken unfähig. Das sehen wir vorzugsweise an solchen geborenen Deutschen, die sich den schlechtesten Theil des Amerikanerthums zum Muster genommen haben und ein integrirendes Glied desselben geworden sind. Diese Klasse von Leuten, die sich häufiger unter der älteren Emigration findet, aber auch unter der neueren nicht ohne hoffnungsvollen Nachwuchs ist, ist für das edlere amerikanische Leben t o d t, und nicht blos der mit idealen Anschauungen vom republikanischen Leben herüberkommende „Grüne," auch der ältere deutsche Adoptivbürger dessen Streben über das liebe Ich hinausgeht, wird von ihm nichts erwarten, als Egoismus. Diese M a t e r i a l i s t e n, die gerade das beste Erbtheil ihres Deutschthums verleugnen und aus dem Amerikanismus sich das Gemeine herausnehmen, aus denen sich die bezahlten Bedienten der amerikanischen —politischen Parteien herausbilden, die Schacherer mit politischer und menschlicher Ehre uud Meinung kommen natürlich nicht in Betracht, wenn von einer wünschenswerthen Einheit und Eintracht unter der deutschen Emigration die Rede ist. Man kann ihnen nur entgegentreten und sie unschädlich zu machen suchen. Anders verhält es sich mit den I d e a l i s t e n, ihren Gegenfüßlern. Ist er nicht gerade ein ganz phantastischer, schwärmerischer Schwächling, so ist es immer noch möglich, daß er die Dinge einmal so ansehen lernt, wie sie s i n d und nicht sofort Alles verwirft, was nicht völlig so ist, wie es nach seiner Idee sein sollte, sehr oft aber gar

nicht sein kann. Die meisten unserer deutschen Tadler der hiesigen Zustände, scheinen uns zu dieser Gattung von Leuten zu gehören und wir sind fest überzeugt, daß sie einer vernünftigen Kritik nicht unzugänglich sind. Die Art und Weise freilich, mit der manche Organe der älteren Emigration über diese „Grünhörner" herfallen, sie beschimpfen, sogar bei den Amerikanern als eine schlechte Klasse der Einwanderung denunciren und verleumden, ist nicht geeignet, ihnen eine bessere Ansicht über Amerika beizubringen. Uns scheinen diese Idealisten den Fehler zu begeben, daß sie sich nach den Principien der modernen Philosophie das Ideal einer Republik zuerst construirt haben, und diese als einzigen Maaßstab bei Beurtheilung der Union anlegen.

Obwohl wir nicht zweifeln, daß die deutsche Phantasierepublik ein ganz vortrefflicher Staat sein möchte, wenn die Menschen nämlich Halbgötter und keine Menschen wären, so möchte es doch jedenfalls für die richtige Beurtheilung nordamerikanischer Zustände nöthig sein, sie auch mit etwas realeren Staaten, z. B. mit den Staaten des europäischen Continents zu vergleichen, die sich rühmen, die Träger der Civilisation und Weltcultur zu sein. Wir haben von dem unzufriedenen Theile der jüngeren deutschen Emigration sehr oft Betrachtungen Amerika's im Spiegel europäischer Ideen gehört, bei denen dieses in der Regel sehr schlecht wegkam; ja sogar bei dem Vergleiche der thatsächlichen Erscheinungen in beiden Welttheilen hat man ein Resultat zum Nachtheile Amerika's zu gewinnen gewußt, weil man sich eben die Thatsache danach zurechtlegte. An eine unbefangene gründliche Untersuchung des amerikanischen Lebensprincips, an ein Aufsuchen des originalen Standpunktes, von dem aus der gebildete und selbstständige Amerikaner die Welt und die Menschen betrachtet, denken diese Leute gar nicht, Ihnen ist Amerika kurzweg nur das Echo europäischen Culturlebens, das immer schwächer wiederhallt, das Land, das „sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr von den europäischen Ideen entfernt, ohne etwas Originelles an deren Stelle zu setzen."

Kein Wunder, die Leute sind durch und durch Europäer, und wenn sie sich zehnmal als Deutsche einbilden, am meisten auf den Namen Weltbürger Anspruch machen zu können, so verstehen sie darunter, bewußt oder unbewußt, doch nichts anderes, als Anschauung der Welt vom europäischen Gesichtspunkte aus. Europa ist ihnen immer noch die Weltbeherrscherin, nicht blos durch die physische Macht, sondern auch durch seine Bildung, seine Wissenschaft und Kunst, seine Ideen; und was Europa von dieser Macht an Amerika abgeben mußte, erscheint diesen Leuten doch eigentlich nur wie ein Stückchen europäischer Herrschaft, was zufällig auf amerikanischen Grund und Boden übertragen worden ist, gleich einer Filiale, die von der Mutterkirche aus verwaltet wird, aber etwas verwildert ist. Amerika, die große Union, scheint ihnen so unter dem Einflusse der europäischen Luft und Bewegung, daß sie alle hiesigen Erscheinungen einfach aus europäischen Zuständen erklären; so z. B. ist ihnen das Wachsthum der Sklavenhaltermacht nichts anderes, als eine nothwendige Folge der europäischen Reaktion. Der Glaube an einen so enormen Einfluß auf die Lenkung der Weltgeschicke setzt ein festes Vertrauen auf die weltbesiegende Kraft Europas voraus und in der That finden wir, daß die Anhänger der obigen Ansichten auch nichts mehr verspotten, als die in neuerer Zeit so oft ausgesprochene Meinung von dem Rückschreiten Europas und von der vielfachen Fäulniß, die sich in der alten Welt zeige. Wer aber solches Vertrauen zu Europa hat, wer in Europa immer noch den Angelpunkt sieht, um den sich die Welt dreht und noch lange drehen wird, der muß sich, ist er anders ein Mensch, dessen Streben über das Gewöhnliche und Alltägliche hinausgeht, immer darnach sehnen, dieser Sonne näher zu stehen, sich an ihren Strahlen zu erwärmen, uud er wird nur dann für das Wohl der Menschheit wahrhaft nützlich zu wirken glauben, wenn er unter dem Einflusse dieses belebenden Brennpunktes steht, dessen wärmende und leuchtende Kraft er vermehrt und dessen Strahlen er weiter führt. Aus Europa verbannt sein, heißt diesen Leuten von der Cultur verbannt, ausgestoßen sein aus dem großen Tempel, in dem die Götter dieser Erde wirken und schaffen, die allein befähigt und befugt sind, den Lorbeer um die Schläfe zu winden oder den Ritterschlag der Civilisation zu ertheilen. Ohne dieses Ziel, ohne diese Anerkennung und Weihe kommt ihnen alles Thun eitel und unnütz vor. Daher sehen wir auch, daß die von dieser Anschauung Erfüllten in Amerika nur in so weit ein geistiges Streben entwickeln, als sie trachten das europäische Element hier in möglichster Verbindung mit dem europäischen Leben u. unter dessen Einflusse zu erhalten u. die hiesigen Zustände vom europäischen Sonnenstandpunkte aus zu kritisiren. Mitunter machen sie auch sogar Versuche Amerika zu europäisiren. Die Wirklichkeit, die „ihr ungeheueres Recht" sich nun einmal „nicht rauben" läßt, bringt freilich diese Herren oft in gewaltigen Conflickt mit ihrer Ansicht, namentlich wenn sie gezwungen sind, durch Handel und Gewerbe sich hier eine Existenz zu erwerben. Sie müssen zugestehen, daß beide hier weit größere Freiheiten haben, als irgendwo in Europa, daß der Betrieb beider in vieler Hinsicht von der europäischen Weise abweichend auf neuen originellen Grundsätzen beruht, die oft viel zweckmäßiger sind.

Da sieht man diese Europäer diese Vortheile wohl benutzen, ja oft verfallen sie dabei selbst in den von ihnen so sehr verfehmten amerikanischen Geldburst, daß man diesen Widerspruch kaum begreift. Sie sind aber bald mit der Entschuldigung bereit, daß man nicht gegen den Strom schwimmen könne und da Amerika einmal dem Materialismus verfallen sei, es nur Zeit und Kraft vergeuden hieße, nicht den besten Vortheil für sich selbst daraus zu ziehen. So weit es aber das Geschäft nicht mit sich bringt, bleiben sie von den Amerikanern fern, ja sie glauben sich nur dadurch noch selber als civilisirte Fortschritts-Menschen, also überhaupt als Menschen betrachten zu können, wenn sie sich in Amerika als Fremde fühlen. Amerikaner können solche Europäer par excellence nicht werden, denn das amerikanische Wesen ist ihnen ja nichts als die Negation des Europäischen, der Civilisation und Humanität überhaupt. Der Entwickelung eines neuen, originellen amerikanischen Culturlebens sind solche Eingewanderte gewiß auch mehr hinderlich, als förderlich und doch ist diese Entwickelung das einzige Mittel für diese Verbannten, der einzige Weg, sich selbst in der Civilisation weiter zu bringen, für sie thätig zu sein, ein selbständiges geistiges Leben zu führen. Denn das müssen diese Verehrer Europa's doch zugestehen, daß sie sich hier auf die Länge nicht geistig befriedigt fühlen können, wenn sie genöthigt sind, sich mit der Nahrung aus zweiter und dritter Hand und um so viel spärlicher zu begnügen, die sie früher frisch aus der vollen Quelle schöpften!

Nun hat sie dieses Europa auch noch gar vertrieben, verfolgt Viele von ihnen sogar noch als entartete Söhne und Verbrecher an seinen geheiligten Institutionen, als Verräther an seinen Völkern! „Aber in Europa streiten zwei große Prinzipe und Kräfte miteinander," werden sie uns einfallen, „das Eine verdammt uns, das Andere segnet uns." Es seien dieß die großen Prinzipe der Freiheit und der Unfreiheit, der Humanität und der Barbarei. Das bessere Prinzip kraft der großen Bildung Europas werde doch endlich siegen. Augenblicklich mußten sie freilich nach Amerika gehen, dessen Staatsverfassungen ihren Ideen mehr verwandt seien, weil sie eben aus der großen europäischen Idee der Humanität und der Menschenrechte sich entwickelt hätten. Damals glaubten die Vertriebenen und Verbannten wohl meistens, daß es doch wohl mit Europa jetzt rückwärts gehe, und daß die große Republik der Vereinigten Staaten wohl zunächst die Freiheit der Welt und die Humanität retten werde. Der Glaube an Europas neue glorreiche Zukunft kam ihnen erst hier wieder. Unmöglich können Europa's Fortschritte in der Freiheit und Humanität während der letzten sechs Jahre auf die Verbannten so gewaltig eingewirkt haben, denn die reißenden Rückschritte Europa's in dieser Zeit müssen selbst dem Blindesten auffallen — sondern bloß deßhalb, weil die Idee der Freiheit in Amerika seit Gründung dieser Republik sich nicht so entwickelt hat, wie diese Europa-Nativisten geglaubt haben und weil sie sogar vielerlei hier sehen, was dieser in der Verfassung der Union niedergelegten Idee geradezu widerspricht. Dies frappirt diese Ritter der edlen Europa so, daß sie plötzlich wieder für sie schwärmen, als wären sie die gläubigsten Katholiken und die Europa die unbefleckte Jungfrau in leiblicher Gestalt! Dennoch müssen sie sich selbst gestehen, daß sie hier in Amerika, in der viel geschmähten Union, die ihrer eigenen Schöpfungs-Idee so untreu geworden, eine praktische Freiheit gefunden, wie sie sie sonst nirgends erlebt. Denn diese Union gewährt ihnen nicht blos die volle Freiheit, hier ihrer Verehrung der Europa nachzuhängen, sie gestattet ihnen sogar Alles zu thun, was sie wollen, ihre Freiheits- und Humanitätsprincipien zu verwirklichen, und sich daneben eine materielle Existenz durch Entwickelung ihrer geistigen und materiellen Kräfte zu erwerben. Dieser persönliche Vortheil, den ihnen die Union vor allen europäischen Ländern gewährt, springt zwar in die Augen, wird aber doch von diesen Europäern par excellence sehr niedrig angeschlagen, denn „nicht unser Interesse allein haben wir im Sinne," sagen sie mit lobenswerthem Humanitätseifer, „sondern das ist für uns maßgebend, was Amerika für die Menschheit ist und da ist gewiß die Gewährung der Handels- und Gewerbefreiheit, die noch obendrein durch das Temperenzgesetz beschränkt wird, und die Meinungsfreiheit noch sehr wenig." Es ist gewiß nicht genügend, auch nach unserer Ansicht, und wir sind weit entfernt, dieses Streben zu mißbilligen und die großen Mängel zu verkennen, die in dem Volke der Vereinigten Staaten sich zeigen. Die Rückschritte, die es in der Bürgertugend seit der Gründung seiner Republik gemacht hat, sind durch die heutige Verderbniß unter den politischen Parteien, durch die gallopirende Goldsucht, die sich seiner bemächtigt hat, und durch andere Thatsachen nur zu deutlich bewiesen. Allein die Schäden liegen offen da und nicht blos die Materialisten und Feinde der Humanität, auch die Freunde derselben haben freies Feld und persönliche Freiheit. Ist das nicht Grund genug, den Kampf gegen jene zu führen und mit mehr Hoffnung als in Europa, wo eiserne Tyrannei ihnen die Hände bindet, die Schäden heimlich nicht blosgelegt werden können und das Volk weder Kraft noch Geschick hat, sich selbst die Bahn frei zu halten?

Angenommen aber, der Zustand, in dem sich das Volk der Union befindet, wäre wirklich so hoffnungslos, daß der wahrhafte Humanist trauernd

der Hoffnung entsagen müßte, daß die V. Staaten jemals sich zu einem edlen, freien Volksleben entwickeln könnten, wer trüge denn die Schuld daran? Ein frisches von der Cultur unbeflecktes Land, empfing die europäische Einwanderung dieses Amerika aus der Hand der Natur! Und wie verschieden auch die Europäer waren, die entweder die Goldsucht, Abenteurerlust, Ueberdruß am europäischen Leben, oder die Verfolgung ihrer politischen und religiösen Ansichten oder selbst das gemeine Verbrechen herübergetrieben hat nach der neuen Welt und von wie verschiedener Bildung, Charakter und Nationalität sie waren; niemand wird in Abrede stellen können, daß sich im Laufe der Jahre durch das Leben und Arbeiten auf amerikanischem uncultivirten Boden ein Volk heranbildete, das ganz Europa Achtung einflößte und ein Freiheitsbewußtsein, eine Kraft, eine vorherrschende Neigung zur Humanität, eine Intelligenz bewies, die den Grund zu dem schönsten Verfassungsbau legte, den je ein Volk aufführte, der als ein Sieg des guten Geistes in der Menschheit betrachtet wurde, so schön, wie ihn je die Geschichte aufzuweisen vermochte! Die Männer, die damals und noch später vou ihrem Volke an die Spitze gestellt wurden, werden noch heute unter allen Freunden der Freiheit zu den edelsten und gesündesten Menschen überhaupt gezählt.

Wer soll nun dafür verantwortlich gemacht werden, daß dieses Volk unter so freier Verfassung doch so ausgeartet ist? Dem Lande wird man doch wohl nicht die Schuld aufbürden wollen. Der Verfassung kann man sie noch viel weniger zuschreiben. Das Volk war von gesündestem Kern, von den humansten Ideen geleitet und war frei. Nicht die unglückseligen Einwirkungen sittenverderbender Höfe, nicht der Polizeidespotismus europäischer Staaten konnten direkt auf dasselbe einwirken. Kein Ständeunterschied säete Zwietracht in seine Reihen und Haß und Hochmuth in seine Herzen. Dieß Alles gestehen ja die europäischen Demokraten selbst zu. Und doch, nach einer Selbstregierung von zwei Menschenaltern nennen sie dieses Volk verwildert und wenden sich voll Widerwillen von dieser Republik ab und preisen von Neuem die alte Welt und setzen auf die dort herrschende Bildung größere Hoffnung für die Verwirklichung ihrer Ideen, als auf die Ver. Staaten.

Wem geben sie nun die Schuld, wenn dem so ist?

Hier sind zwei Antworten möglich. Entweder

Daß die auf europäische Humanitätsideen gebaute Verfassung der Union für das Volk und sein Land nicht paßte,

oder

Daß die Menschen überhaupt in der Freiheit doch nicht nothwendig sich vervollkommnen müssen, sondern in ihr ebenso gut ausarten und verwildern können, wie unter unfreien Verfassungen; daß es also ein europäischer demokratischer Irrthum ist, wenn man glaubt, ein freies, sich selbst regierendes Volk müsse nothwendig auch in der Humanität immer mehr fortschreiten; mit einem Worte, daß die europäische Idee von der Natur des Menschen eine viel zu ideale ist.

Das ist eine sehr inhumane Anschauung von den Menschen, hören wir die deutschen Philosophen-Politiker ausrufen—der Mensch, das Vollkommenste in der irdischen Natur sollte in der Freiheit seine edle Natur nicht auch vollkommener entfalten? „Wir, das wäre eine zu hohe Ansicht von dem Menschen, der doch sich selbst Gott ist"—rufen die Schüler Feuerbachs. Und nicht minder entrüstet rufen die christlichen republikanischen Nationalisten und sagen: „Wir, das wäre eine zu hohe Ansicht von dem Menschen, dem Ebenbilde der Gottheit?" und zählen uns die ewig unveräußerlichen Menschenrechte auf, die ihm die Gottheit gegeben habe, gestützt auf die Allgewalt der Bruderliebe, die, wenn einmal thätig, ewig fortwirke. Die Freiheit veredele den Menschen, die Knechtschaft verschlechtere ihn. Wir verweisen aber als Antwort auf die Geschichte, die uns lehrt, daß diese selbigen Ideen von der Gottähnlichkeit oder gar der Göttlichkeit des Menschen in ihm mitten unter dem europäischen, Jahrhunderte langen Despotismus sich entwickelten, ja sich sogar trotz aller Gegenarbeit der weltlichen und geistlichen Despotie immer mehr entfalteten, daß es dem Despotismus unmöglich war, den in dem Menschen vorhandenen göttlichen Funken zu ersticken, das Bewußtsein seiner Menschenwürde in ihm zu vernichten und zu verhindern, daß die Freiheitsflamme nicht wieder hell daraus hervorschlägt. Eben so sagt uns aber auch die Geschichte untergegangener Freistaaten, daß es der Freiheit unmöglich war, das thierische Element im Menschen zu tödten.

Darin liegt eben der ungeheuere Unterschied zwischen dem amerikanischen und europäischen Leben, daß dort aus der Praxis des Depotismus sich die humane Freiheitsidee herausgearbeitet und gegen die herrschende Unfreiheit die Opposition führt, während hier die Freiheit die Herrschaft hatte und der gemeine Egoismus der activ opponirende Theil ist.

Leicht ist es in Europa für die Opposition, das Inhumane, Corrumpirende und Gemeine in dem herrschenden Prinzip des Despotismus nachzuweisen und dasselbe mit den Waffen des Geistes anzugreifen. Aber es ist noch viel leichter, die duldsame Freiheit und Humanität mit der Macht der Sinnlichkeit und des materiellen Gewinns in einem Lande anzugreifen, in dem eben das Prinzip der Freiheit es mit sich bringt, daß ihr Geg-

ner nicht allzusehr eingeengt wird. Denn das ist ja die Stärke und die Schwäche der Freiheit, daß sie ihren Feind nicht vernichten darf, während der Despotismus seine Herrschaft viel weiter ausdehnen kann, ehe er sich selbst überstürzt. Während die Freiheit, ohne sich selbst zu verletzen, ihre Gegner mit keinem andern Mittel bekämpfen kann, als mit der moralischen Macht des Gesetzes und der physischen Bestrafung nach der That, wirft der Despotismus seine Widersacher von vornherein durch physische Mittel nieder, reißt ihnen die Waffen aus den Händen und bestraft schon den Gedanken der Opposition, ehe er noch zur That werden kann.

Die Väter dieser Republik waren selbst unter einem gewissen Druck der englischen Herrschaft aufgewachsen, sie waren nicht die Söhne der Freiheit, wie ihre Nachkommen und doch sind sie die leuchtenden Vorbilder aller Freunde der Freiheit geworden, weil sie eine so seltene Höhe edler Menschlichkeit erreichten. Nachdem die Engländer den Boden der neuen Union verlassen, stand das Volk frei da auf freiem Boden, aber auch auf einem Boden von ungeheurer Ausdehnung, voller Reichthümer und Schätze, die noch ungehoben waren und Dem gehörten, der zuerst danach griff, am rüstigsten sie ausgrub, am geschwindesten sie forttrug. Natürlich mußte da ein Wettjagen beginnen und gleichzeitig im Volke ein Hinneigen auf die materialistische Seite entstehen, das allerdings der Entwickelung seiner geistigen Eigenschaften einigen Eintrag that und durch den großen materiellen Gewinn, den ihm sein Jagen, Graben und Schaffen einbrachte, es an Luxus gewöhnte und demoralisirend wirkte. Auch ist es natürlich, daß bei dieser Jagd mitunter der Eine dem Andern den Weg zu verrennen sucht, daß die Gesetze der Gleichheit oft mißachtet werden und sich sehr unrepublikanische Laster einschleichen. Wissenschaft und Kunst konnten bei solchem Sterben nur als Diener zu der großen Ausbeutung des Bodens und der Verwerthung seines Ertrags in Betracht kommen und nehmen daher eine sehr untergeordnete Stellung ein. Wie allgewaltig dieses Streben, diese wilde Jagd ist, wird dadurch noch bewiesen, daß nicht bloß die ursprüngliche amerikanische Bevölkerung, sondern auch die Emigration größtentheils davon ergriffen wird, die früher unter ganz andern Verhältnissen aufgewachsen, ganz andere Begriffe von der Aufgabe der Menschen mit herüber brachte. Selbst die Schule mußte so eingerichtet werden, daß der Knabe in ihr geschickt gemacht werde, um sobald als möglich in den großen Jagdzug eintreten und sich in ihm halten und helfen, mit ihm fortstürmen zu können.

Wenn nun aber weder die Grundsätze, die die Einwanderung von Europa mitbrachte, noch die Ideen der Verfassung, noch die Tugenden der Väter der Republik, noch die Schule das Volk abhalten konnten, sich vorzugsweise mit den materiellen Interessen zu beschäftigen, so ist gewiß dieser Drang ein nothwendiger, durch die Beschaffenheit des Landes und die menschliche Natur bedingter gewesen. Aber diese Einseitigkeit in der Thätigkeit des amerikanischen Volkes hätte nicht auch die republikanischen Tugenden der Väter der Republik vermindern und so viele Mißbräuche der Freiheit einreißen lassen sollen, wie wir heute sehen. Welches Gegenwicht gegen die Fehler, die bis jetzt der Materialismus noch über jede Republik gebracht hat, hat denn die Verfassung der Union, haben denn die Väter der Republik dem Volke gegeben? Eine Wissenschaft gab es in der Union nicht, schöne Künste noch weniger. Das Einzige, was also übrig blieb, war die Kirche. Auf diese scheinen die Amerikaner des vorigen Jahrhunderts wie die von heute noch ihre Hoffnung zu setzen zur Errettung des Volkes von gänzlichem Sittenverfall. Daher sehen wir denn auch die Kirchen so rasch in dem Lande aufschießen, wie die Fabriken und die Farmen. Aber so verschiedene Kirchen es auch in der Union gibt; es hat noch keiner gelingen wollen, eben so wenig wie in Europa, der Entsittlichung einen unübersteiglichen Damm entgegen zu setzen. Einige Kirchen gehen wohl darauf auch gar nicht aus, sondern suchen den Aberglauben und die Unwissenheit zu vermehren. Aber selbst die Kirchen Amerika's, die die Bibel, „das Buch," neben die Independence und die Constitution legen, müssen ihre Ohnmacht der thatsächlichen materialistischen Richtung gegenüber eingestehen und zusehen, wie die Menschen dem güldenen Kalbe (almighty Dollar) mehr dienen, als Gott und mit einem solchen Eifer die Schätze des irdischen Jammerthales auszubeuten trachten, als wäre dieß die einzige Aufgabe des Menschen und es genüge der Kirche nur ihren Tribut zu zahlen. Dem sei, wie ihm wolle, die deutschen Anti-Amerikaner sind ja ohnehin nicht geneigt, von der Kirche zu viel Gutes zu erwarten, der Pietismus, der sich so vielfach hier zeigt, dient ja dazu ihre Abneigung gegen das Land zu vermehren. Aber auch diese konnte die Religionsfreiheit, die die Verfassung garantirt und unter der sich eben die zahllosen Relegionssekten bildeten, nicht verdrängen. Das einzige Gegengewicht, das der Kirche als politische Macht entgegen trat, war die Zersplitterung und Abhängigkeit, in der die Kirche von den religiösen Gemeinden in allen irdischen Dingen blieb. Während die meisten Länder Europa's unter der Herrschaft einer Staatskirche seufzen, hat es Amerika nur mit einzelnen Kirchen zu thun. Das vermochte die

Freiheit, mehr aber auch nicht, weil im Volke die Kirche zu viele Anhänger hatte.

Da nun aber nach alle dem gar keine Kraft da war, um die in der menschlichen Natur und speziell in der Rohheit des Landes liegende „Verwilderung und Ausartung" (um mit den Anti-Amerikanern zu reden) des Volkes zu verhindern, als eben die Freiheit und die Moral, die in dem Volke zur Zeit seiner Constituirung lang vorhanden war und die es frei machte, so wird den Anti-Amerikanern schwerlich etwas Anderes übrig bleiben, als zuzugestehen, daß diese Verwilderung und Ausartung ganz naturgemäß ist, wollen sie nicht die Grundsätze der Freiheit und der Demokratie (im idealen europäischen Sinne des Worts) umstoßen und für unausführbar erklären, die Menschen für unfähig zur Selbstregierung erklären, mindestens auf amerikanischem Boden, wenn nicht überhaupt. Selbst die Communisten befinden sich in diesem Dilemma, denn die Verfassung der Union gestattete ihnen völlige Organisations-Freiheit. Zur Hoffnungslosigkeit haben aber selbst diese Anti-Amerikaner keine Berechtigung. Die wachsende Cultur des Bodens verdrängt mehr und mehr die Rohheit, die der uncultivirte Boden über das Volk brachte und die allem Ueberstürzen folgende Reaktion muß nothwendig auch eine Reaktion gegen den vorhergehenden Materialismus und die Allmacht des Dollars erzeugen. Dieß verbürgt die von Niemand noch geleugnete Kraft, die sich in Allem zeigt, was das amerikanische Volk und sogar die Einzelnen in ihm unternehmen und die Freiheit selbst, die heute noch die Anhänger der edlen Humanität genießen und die noch groß genug ist, um den Kampf mit dem Materialismus nachdrücklich führen zu können. Wir sind überzeugt, daß das starke deutsche Element in der Union, das den Idealismus mit der Muttermilch eingesogen hat und von einem Volke abstammt, das auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst und der religiösen Reform so viel geleistet, wesentlich beitragen könnte, diesen Kampf gegen den Materialismus mit Erfolg zu führen. Dazu gehört aber freilich 1) daß die Deutschen in der Union die Reform bei sich selbst anfangen und die sich widerstreitenden Prinzipien des Materialismus und Idealismus zu versöhnen suchen. Eine Vergeistigung jenes und eine Versetzung des letzteren mit einigem materiellen Stoff, der ihn vor dem Verfliegen schützt, würde dazu zweckmäßig sein.

2) daß sie einig wirken und durch die That den Amerikanern beweisen, daß ihr Streben für das Land ein segenbringendes und heilsames ist.

Dadurch werden die Amerikaner am besten sich überzeugen, daß das Streben der Know-Nothings und jeder nativistischen Partei nichts weniger als ein von dem amerikanischen Geiste durchwehtes ist, der die Väter der Republik beseelte, sondern nichts, als eine erbärmliche Nachahmung europäischer Polizeistaatsmaximen.

Es mag den idealistischen Gliedern der jüngeren deutschen Einwanderung schwer werden für ein Land mit Kopf und Herz zu arbeiten, das sie anwidert und auf das sie keine Hoffnungen setzen. Wir glauben ihnen durch das Vorstehende nachgewiesen zu haben, daß sie zu Hoffnungslosigkeit keinen Grund haben. Auch wir, der Schreiber dieses und so manche seiner Gleichgesinnten, gehören der jüngeren Einwanderung an, auch uns widert Vieles an, was wir hier sehen und erleben, allein ein Rückblick nach Europa und die Trostlosigkeit der dortigen Zustände läßt uns die großen Vorzüge der hiesigen leicht erkennen. Es ist nicht möglich, in der vorliegenden Monatsschrift auch diesen Punkt dießmal ausführlich zu besprechen und wir behalten dieß uns für eine der folgenden Nummern vor.

Nur das sei uns noch zu sagen gestattet, daß es kein anderes Mittel gibt für uns Einwanderer sich hier in der neuen Welt heimisch zu machen, als Bürger derselben im vollen Sinne des Wortes zu leben und zu wirken und selbst glücklich zu fühlen, als wenn wir uns amerikanisiren, d. h. nicht dem Amerikaner nachahmen in der Anbetung des almighty Dollar, nicht ihm nachmachen, „wie er sich räuspert, wie er spuckt," sondern indem wir nach Verschmelzung des edlen Theiles des europäischen und amerikanischen Lebens und Seins trachten und zwar **zuerst** in uns selbst, und daß wir Amerika als unser neues Vaterland betrachten und behandeln. Nur so können wir erwarten, daß es uns als seine Bürger ansieht.

Fürst Talleyrand.

(Für die Monatshefte.)

Es sind vor wenig Monaten hundert Jahre verflossen, daß dieser merkwürdige, seiner großen Talente wegen eben so berühmte, als seines Charakters halber berüchtigte Mann in Paris geboren wurde. Er war der älteste Sohn der jüngeren Linie des alten angesehenen Geschlechts der Talley-

rand-Perigord und wurde blos wegen einer Fußlähmung, die ihm ein Fall zugezogen, zum geistlichen Stande bestimmt und ausgebildet, während sein Bruder zu weltlichen Würden und zum Erben der Familiengüter erzogen wurde. Nicht aus Neigung wurde T. Geistlicher und dieser ihm angethane Zwang wirkte nachtheilig auf seinen Charakter, der durch die Erziehung, die er durch Geistliche erhielt, seine natürliche Offenheit verlor und frühzeitig ihn der Intrigue in die Arme warf; dennoch war der junge, gescheidte Abbé ein Anhänger der Voltaire'schen Schule, die ihn mehr anmuthete, als die damals so verkommene Theologie. Die starke Partei der Bewegung, zu der er hielt, applaudirte seine Ernennung zum Bischof von Autun, eine Stelle, die man ihm nur gab, um ihn an die Interessen der höheren Geistlichkeit zu fesseln. Allein Talleyrand nahm sich in dieser Stellung ganz besonders der gedrückten niedern Priester an, deren Agent er schon 1780 in Paris gewesen war. Als Bischof erhielt er einen Sitz in den Generalstaaten und gehörte zu den Wortführern bei der Vereinigung der geistlichen Standesvertreter mit dem dritten Stande. In der National-Versammlung, deren Präsident er Februar und März 1790 war, beantragte T. die Abschaffung des Zehnten, Verband der geistlichen Güter und feste Besoldung der Geistlichen aus der Staatskasse, und andere Reformen, entwarf das Gesetz, das der Erziehung die freieste Grundlage gewährt und hielt überhaupt fest an der Sache der Revolution. T., derselbe Mann, der später der eifrige Diener des monarchischen Systems wurde, weihte am großen Constitutions- und Bundesfeste auf dem Marsfelde (14. Juli 1790) die Fahnen auf dem Altare des Vaterlandes, beschwor zuerst die Constitution und weihte die ersten constitutionellen Priester. 1791 legte er, nachdem ihn Papst Pius in den Bann gethan, sein Bisthum nieder. Schon damals aber spielte T. den Verräther. Er war 1792 nach England als Gesandter geschickt worden, um dies von der Allianz gegen Frankreich zu trennen. Pitt wies T. zurück. Inzwischen hatte die Revolution vom 10. August stattgefunden und bei der Zerstörung der Tuilerien hatte man Papiere gefunden, die T.'s Einverständniß mit der Hofpartei nachwiesen. Ohne Dazwischenkunft Danton's, der von T.'s Schuld nicht überzeugt war, wäre T. damals vom Volke getödtet worden. So entkam er nach Nord-Amerika. Unter fremdem Namen war er hier eine Zeitlang Clerk in einem französischen Hause, trieb dann selbst Handelsgeschäfte, aber mit wenig Glück. Mehrere Amerikaner, an die er sich wandte, wiesen ihm, dessen Verrath inzwischen durch die Presse offenbar geworden, die Thüre.

Nach dem Sturze Robespierre's wurde die gegen T. erhobene Anklage zurückgenommen und er kehrte nach Frankreich zurück, ohne indessen dort viele Sympathien zu finden. Erst die Umwälzung von 1797 brachte ihm wieder eine politische Stellung als Minister des Aeußern. Schon damals sah der feine Menschenkenner die Unhaltbarkeit des Direkteriums und setzte sich mit Bonaparte in Verbindung, zumal es ihm bei den vielfachen Gegnern, die er hatte, nicht gelang, sich auf seinem Posten zu halten. An dem Staatsstreiche vom 18. Brümaire hat T. nicht den kleinsten Antheil. Der erste Consul ernannte T. von Neuem zum Minister des Aeußern. Was T. an Napoleon kettete, war dessen Genie, das ihn bezauberte, das er bewunderte, und dessen Dankbarkeit. Er bewies sich ihm auch fast zehn Jahre lang als treuester Diener. Keine Staatsintrigue wurde von Napoleon ohne ihn ausgesonnen, kein Friedensvertrag geschlossen. Schon damals setzte sich T. in geheime Verbindung mit dem römischen Stuhle und hauptsächlich seiner Vermittelung gelang die Wiedereinführung der katholischen Kirche in Frankreich. Zur Belohnung hob der Pabst den Bannstrahl gegen T. auf, enthob ihn auf seinen Wunsch der geistlichen Weihe und genehmigte seine Civilehe mit Mad. Graunt. 1806 schenkte ihm Napoleon das Fürstenthum Benevent mit souverainer Gewalt. Allein 1806 nach dem Tilsiter Frieden trat zwischen den bis dahin so intimen Staatsmännern ein Zwiespalt ein. T., der wahrscheinlich im Interesse der römischen Kirche und Oestreichs wirkte, suchte Napoleon von dessen beabsichtigtem Bündnisse mit Rußland abzubringen. Er erhielt deshalb seine Entlassung. Doch nahm ihn der Kaiser mit nach Bayonne und auch nach Erfurt. Hier verrieth T. alle geheimen Pläne Napoleons, die er von diesem selbst erfahren, dem Kaiser Alexander. Napoleon kam durch Fouché dahinter und verbannte den souverainen Fürsten auf eins seiner Güter in Frankreich, und stellte ihn unter geheime polizeiliche Aufsicht. Bei dem Sturz Napoleons stand T. schon längst wieder in geheimer Verbindung mit den Bourbon's, nachdem er sich kurz vorher erst für die Regentschaft der Kaiserin erklärt hatte. Als diese nach Blois flüchtete wurde T.'s Reisewagen von den Oestreichern umzingelt und T. nach Paris gebracht, ganz wie es dieser heimlich mit dem Fürsten Schwarzenberg abgekartet. So wurde denn der Unentbehrliche, weil von jeder neuaufgehenden goldenen Sonne im Voraus Beschienene, auch bei Ludwig XVIII. Minister des Aeußern, legte aber das Portefeuille vor Abschluß des Friedens nieder, erklärend, daß er in so harte Bedingungen als guter Franzose nicht willigen könne. Von dieser Zeit an zog sich T. mehr vom unpopulär werdenden Hofe zurück und trat nur noch als Pair im Staatsleben auf. Oft

stimmte er als solcher mit der Opposition, ja führte sie zuweilen an. Er erhob sich energisch für die Freiheit der Presse und stimmte gegen den Feldzug nach Spanien, den die Bourbons 1823 zum Sturze der Constitution unternahmen. Seine feine Witterung ließ ihn schon damals die Julitage ahnen. Als diese kamen, war daher T. sofort nicht blos möglich, sondern auch von Louis Philipp gesucht, der ihn um seinen Rath wegen Annahme der Krone bat. Er antwortete kurz: "il faut accepter." Bald darauf ging er als Botschafter nach London, wo er bei den damaligen Verhandlungen über Belgien abermals seine ganze diplomatische Kunst entwickelte. Ihm verdankt Leopold vorzüglich seine Krone. Die damalige Thätigkeit T.'s erhält ein neues Interesse, wenn man die gegenwärtige politische Stellung der europäischen Mächte in's Auge faßt. T. wirkte damals dahin, eine Allianz zwischen Frankreich, England und Oestreich zu Stande zu bringen, um der wachsenden Macht Rußlands entgegen zu arbeiten. Metternich aber gab lieber die Donaumündungen preis, als eine Allianz mit konstitutionellen Mächten einzugehen. T.'s Bemühungen gelang es indessen doch, den Quadrupel-Vertrag zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal zur Aufrechthaltung des konstitutionellen Prinzips im europäischen Westen zu Stande zu bringen. Diese populäre Floskel haben die Westmächte von heute zwar fallen lassen, im Uebrigen ist aber die Politik Louis Bonaparte's vollständig die Talleyrand's. Der Abschluß dieses Vertrags war T.'s letzte That. Er verstand es, damit seine Laufbahn zu schließen, wohl wissend, daß sie manche andere von ihm in den Hintergrund drängen werde. Abwechselnd auf seinem Landsitze in Valoncay und in Paris lebte T. noch bis zum 17. Mai 1838. Noch auf dem Todtenbette bereuete er der Kirche gegenüber seine frühere Freigeisterei. Eine seiner letzten charakteristischen Aeußerungen war: Er habe zwar unter verschiedenen Regierungen gedient und sehr verschiedene Eide geschworen, aber Alles, was er gethan, habe er im Interesse Frankreichs gethan, das er nie aus dem Auge verloren. Was das sagen will, lehrt ein anderer Talleyrand'scher Satz, daß der Mensch die Sprache habe, um seine Gedanken zu verbergen. Seine politische Moral charakterisirte er selbst durch seinen Ausspruch über die Juliordonnanzen Karl X., die diesen stürzten, durch die Bemerkung: "c'est plus qu'un crime, c'est une faute."

Aus dem Portefeuille eines New Yorker Banquiers.

Werther Herr!

Es soll mich freuen, Ihnen von Zeit zu Zeit, wie Sie wünschen, meine Ansichten über finanzielle Fragen aus dem hiesigen Geschäftsleben mitzutheilen und zur Veröffentlichung in den Monatsheften aufzuzeichnen. Sie werden aber die Güte haben, meine etwas karge Darstellung bei Ihren Lesern zu entschuldigen, da es mir nur auf den Inhalt ankommt, der aus einer vieljährigen Erfahrung geschöpft ist. Ich erörterte diesmal die Schwankungen der Goldpreise in der letzten Zeit, soweit dieselben von allgemeiner Bedeutung sind, mit Rücksicht auf die Wirkung, welche sie auf die Preise der Waaren gehabt haben — ein Thema, das eben durch die Finanzkatastrophe in San Francisco nahe gelegt ist.

Der Ihrige —n.

Die Schwankungen der Goldpreise.

Ueber das Verhältniß der edlen Metalle, des Goldes und Silbers, als Werthmesser und Tauschmittel der Waaren, lassen sich folgende Erfahrungssätze aufstellen:

1) Gold und Silber dienen gemeinschaftlich als wirkliches Geld und zwar ausschließlich;

2) Gold und Silber besitzen eine zweifache Eigenschaft, indem sie nicht allein als allgemeines Tauschmittel, sondern auch als allgemeiner Werthmesser gebraucht werden;

3) Gold und Silber sind nur relativ feste Werthmesser, weil die Kosten der Produktion sich nicht gleich bleiben, und bald Angebot bald Nachfrage stattfindet;

4) der Preis des Goldes regulirt sich nach Maßgabe des jedesmaligen Angebots und der Nachfrage anders, als der Preis des Silbers. Die Preise beider Metalle wechseln also gegen einander; Gold und Silber können deshalb als allgemeiner Werthmesser zugleich und neben einander nicht gebraucht werden, sondern nur Gold allein oder Silber allein;

5) an und für sich und ganz allgemein betrachtet, läßt sich nicht nachweisen, daß für den Gebrauch als allgemeiner Werthmesser das Gold einen absoluten Vorzug vor dem Silber besitze, und umgekehrt das Silber vor dem Gold;

6) eine vermehrte Produktion des einen oder des anderen Metalles — des Goldes oder des Silbers — wirkt in einer zweifachen Richtung. Indem diese Produktion ein vermehrtes Angebot des Geldes überhaupt zur Folge hat, macht sie das Geld wohlfeiler und die Waaren theurer, und indem dieselbe ein vermehrtes Angebot des einen Metalls im Vergleich zu dem anderen zur Folge hat, bewirkt sie ein Sinken des Preises des einen Metalls im Verhältniß zum anderen Metall und umgekehrt;

7) die Anwendung dieses Gesetzes auf die vermehrte Produktion des Goldes in der Neuzeit ergibt erstlich: ein Sinken des Preises des Goldes

überhaupt auf der einen Seite, und ein Steigen des Preises der Waaren auf der anderen Seite, und zweitens: ein Sinken des Preises des Goldes im Vergleiche zu dem Preise des Silbers. Hiernach ist also, vermöge des größeren Angebots des Goldes, unter den dermaligen Verhältnissen Gold als ein weniger fester Preismaßstab zu betrachten, als das Silber.

Die obigen Gesetze haben zwar bei der californischen und australischen Goldausbeute nicht zur vollen Wirksamkeit gelangen können, weil andere Ursachen eine vermehrte Nachfrage nach Geld überhaupt und nach Gold insbesondere erzeugten, also eine vermehrte Nachfrage einem vermehrten Angebot entgegenwirkte. Ein im Vergleich zu der vermehrten Goldproduktion verhältnißmäßiges Fallen der Geldpreise überhaupt und der Goldpreise insbesondere hat also nicht stattfinden können. Aber es ist doch schon nachgewiesen, daß in dem Zeitraum von 1849—1853 auf den Geldmärkten zu London, Paris und Hamburg der Preis des Goldes gegen Silber fast 3 Procent gefallen ist. Betrachtet man ferner die Preisverminderung des Goldes im Jahre 1854 im Vergleich zu der Preisverminderung des Goldes in den Jahren 1849—1853, so zeigt sich auf den ersten Blick, daß diese Preisverminderung, welche im Jahre 1854 fast gleichmäßig fortgeschritten ist, jedenfalls nicht geringer war, als in den vorausgehenden Jahren.

Wir finden also den allgemein aufgestellten Satz, daß das vermehrte Angebot des Goldes, in Folge der neueren Goldausbeute, ein Herabgehen der Goldpreise zur Folge haben müsse, auch für das Jahr 1854 vollständig bestätigt.

Hieran wäre noch eine andere Erwägung zu knüpfen, nämlich über den Einfluß der vermehrten Goldproduktion auf den Preis des Geldes überhaupt den Waaren gegenüber. Wir haben schon oben den Satz präcisirt, daß das vermehrte Angebot des Goldes ein vermehrtes Angebot des Geldes überhaupt zur Folge haben müsse, daß aber dieses vermehrte Angebot des Geldes das Gold wohlfeiler und die Waaren theurer mache. Jetzt schon muß das zunehmende Steigen der Preise vieler Gegenstände auffallen. Vergleichen wir beispielsweise die Wirkungen der heutigen Goldproduktion mit den Wirkungen der massenhaften Silberproduktion Amerika's im 16. Jahrhundert. Jedermann weiß, daß die Preise aller Gegenstände in Europa in Folge des damaligen Einströmens der edeln Metalle und zwar vorzugsweise des Silbers ganz ungewöhnlich gestiegen sind. In England ist das damalige Steigen der Waarenpreise auf 50 Proc. berechnet worden, anderwärts sogar auf 66 Proc., während gleichzeitig der Werth des Geldes auf ½—⅓ herabging. Wir wissen aber auch, daß in jenem Zeitraum der Werth des Goldes zu Silber von 1 : 10½ auf 1 : 15½ sich verändert hat, daß also Silber im Preise gegen Gold um fast ⅓, also 33 Proc. gesunken ist. Ein Schluß aus jenen Erscheinungen des 16. Jahrhunderts auf die Erscheinungen des heutigen Tages liegt sehr nahe.

Damals fiel Silber im Preise gegen Gold ungefähr 33 Proc.

Die Preise der Waaren gegen Geld stiegen aber 50—66 Proc.

Jetzt ist bereits Gold gegen Silber im Preise herabgegangen beinahe 4 Proc.

Das jetzige Steigen der Waarenpreise würde also nach jenem Maßstab zu veranschlagen sein auf ungefähr 6—8 Proc.

Wir wollen nun keineswegs behaupten, daß dieser Schluß von den Verhältnissen des 16. Jahrhunderts auf die heutigen Verhältnisse überall zutreffend sein müsse. Aber wir sollten doch meinen, daß mit jener Vergleichung ein Anhaltspunkt für die Betrachtung der dermaligen Geldsituation gegeben sei, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen wäre.

Vielleicht ist es uns später vergönnt, die Ursachen der zunehmenden Theurung zum Gegenstand einer besondern Untersuchung zu machen. Hier kam es zunächst darauf an, gestützt auf die thatsächlichen Erscheinungen der letzten Jahre, zu zeigen, daß Gold fortwährend im Preise gegen Silber herabgeht.

Pariser Revue.

Von Friedrich Szarvady.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen mein vor Monaten gegebenes Wort, regelmäßige Berichte von der Weltstadt für die Monatshefte zu senden, von dessen Erfüllung mich nur eine Krankheit abhielt, noch nachträglich einhalte, indem ich die Bewegung des geistigen Lebens der letzten Monate im Zusammenhang mittheile. Ich gehe in medias res.

Januar.

Herr Carrière hat sein Stück Les Parisiens de la decadence schon nach der zweiten Vorstellung umgetauft, dasselbe heißt nun einfach Les Parisiens. Ich weiß nicht, ob die Polizei diese Veränderung verlangt habe oder ob der Verfasser bloß einen Pleonasmus vermeiden wollte. Mit beiden Afsichen zieht dieses neueste Produkt des Vaters der filles de marbre unser Publikum an und es verdient den Beifall vom Standpunkte der technischen Mache aus mehr als das berühmte oder berüchtigte Lebensbild aus der Loretenwelt. Es gereicht dem Verfasser zur Ehre, daß er einmal eine Pariser Sittenschilderung ohne obligate Illustration jener Geschöpfe gewagt hat, welche in der modernen Roman- und Dramenliteratur eine noch größere Rolle spielen als selbst in der Wirklichkeit. Trotz des lobenswerthen Anlaufes, den dieser Liebling des Vaudevilletheaters in seinen Parisiens nimmt, dürfen wir weder eine poetische Anschauung des Lebens noch eine höhere dramatische Auffassung der eigenen Aufgabe erwarten. Es sind bloß geschickt an einander gereihte Scenen voll treffender Anspielungen und socialer à propos. Es ist eine wohlarrangirte und noch besser dargestellte Pariser Causerie mit all' ihren Pointen und witzigen Ausfällen auf den herrschenden Geldadel. Das Bild ist in so fern auch treu, als so ziemlich

die vorzüglichsten Elemente der heutigen Gesellschaft auftreten und ihr Wörtlein anbringen oder ihr wenig geschmeicheltes Portrait an uns vorüberziehen lassen. Die handelnden Personen schreiten, wie dies bei allen Erzeugnissen der modernen französischen Dramen der Fall ist, wie einst die Juden durch das rothe Meer, ungefährdet durch eine hoch aufbrausende See von Unmöglichkeiten hindurch und die Fluthen schlagen erst über dem Haupte des nachhinkenden Pharao der Reflexion zusammen. Im Augenblicke ist man amusirt und läßt die Künste der vortrefflich gehandhabten ficelle gern gelten.

Die Kunst wie das Leben, werden in Paris gleich leicht genommen und von diesem Gesichtspunkte aus will die moderne Dramenliteratur vorzüglich beurtheilt werden. Herr Scribe, welcher die Geschichte vaudevillisirt und aufs Gewaltsamste operirt hat, sieht durch den schlechten Erfolg, den sein Versuch in der „Czarin,“ sich mehr an den geschichtlichen Stoff zu halten, im Theatre français findet, daß gewisse Gewohnheiten ihr Recht behalten. Die Revolution in der Behandlung historischer Stoffe ist erst einer späteren Generation vorbehalten. Die alten Herren vom Institute und von der Boulevardacademie mögen immer sein bei ihrem Leisten bleiben.

Fräulein Rachel hat ihrerseits die Erfahrung gemacht, daß es hohe Zeit für sie sei, nach Amerika auszuwandern. Ihr Glanz ist auf der Neige wie ihr Talent auch; neue Schöpfungen, für welche die alte Routine des kaltplastischen Racine nicht ausreicht, mißlingen ihr mit betrübender Regelmäßigkeit.

Das Scheitern des jüngsten Versuches erscheint uns zugleich als ein Act der Nemesis. Die hochfärtige Zurückweisung der Medea von Leguové verdiente eine solche Strafe. Diese Rolle war ihrem Talente, ihren Eigenschaften, wie ihren Mängeln angepaßt, sie hätte unbedingt gefallen darin. Wenn nicht zu befürchten stände, daß ein Zeugniß talentvoller Leistung den Bemühungen dieses Schriftstellers um einen der leergewordenen Stühle in der Academie schaden könnte, würde ich hinzufügen, daß diese Tragödie viel mehr Vorzüge hat, als die matte Nachtreterei der Ponsard'schen Muse.

Das Gymnase fährt fort mit Madame Girardin's Schwank „Der Hut des Uhrmachers“ volle Häuser zu machen. Diese Frau ist vielleicht der einzige Mann von großem Talent, den die moderne Bühne aufzuweisen hat — von ihr dürfen wir noch gute Lustspiele erwarten, denn die Verfasserin der berühmten letters parisiennes besitzt alle dazu erforderlichen Eigenschaften: Einbildungskraft, feine Beobachtung, Witz und den Instinkt der Bühnenaffekte. Ihre Schöpfungen haben mehr Ursprüngliches als jene der übrigen Bühnendichter und selbst wo sie sich auf Unwahrscheinlichkeiten einläßt, versteht diese Dame es der Situation so tiefe psychologische Momente abzugewinnen, daß die Kritik wenigstens mit ihr zu discutiren hat. Dieser „Hut des Uhrmachers“ eignet sich sehr zu einer deutschen Bearbeitung, da das Stück kein spezifisch französisches Verhältniß zum Vorwurfe hat.

Hiermit wären die neuesten Bühnenerzeugnisse, welche vom Auslande Notiz verdienen, erschöpft. Von Dumas' Bearbeitung einer Iffland'schen Trilogie, so großen Beifall diese auch im Odeontheater finden mag, habe ich nicht zu sprechen. Es fällt mir nicht ein, diesem Mäzen des modernen Lesecabinets zu nahe treten zu wollen. Seine schriftstellerische Unermüdlichkeit verdient Anerkennung und man kann von ihm wie von Kotzebue sagen, daß er sein Jahrhundert amusirt habe. Die Einbildungskraft des französischen Allschreibers behält dabei noch Leichtsinn genug, die eigene Persönlichkeit mit derselben Freigebigkeit auszustatten wie den verzogensten Romanhelden. Er betrachtet sich im vollsten Bewußtsein seines Werthes als den Fortsetzer des Werkes (de l'oeuvre) von Shakespare, Schiller und Göthe, nur mit dem Unterschiede, daß er den Fortschritten des Jahrhunderts, den Erfindungen des Dampfes, der Eisenbahn und des Telegraphen in seinen Dramen Rechnung trägt.

Ende Februar.

Wir sind wieder am Jahrestage der Revolution, die so klein begonnen hatte und bald wie der Erdgeist im „Faust“ sich zu einer Riesengestalt bis zum Himmel hinaufstreckte, daß Europa sich klein daneben fühlte und demüthig das Haupt in den Staub drückte. Dießmal ist wenig zu sagen über den denkwürdigen Tag, es ist äußerlich nichts bemerkbar, was daran erinnerte, daß die Franzosen ihre ehemalige politische Kalenderreligion und Heiligenanbetung noch in Ehren halten. Zum Theil ist natürlich die Strenge der gegenwärtigen Regierung an dieser Veränderung Schuld, zum Theile auch der Ernst der Zeit.

Die barbarischen Vergnügungen, jene heidnischen Ueberreste von Volksbelustigungen, die man den Aufzug des boeuf gras nennt, haben auch dies Jahr gar keine Theilnahme in der Bevölkerung erweckt, obgleich es sonst ein Lieblingsschauspiel in ganz Paris ist.

Man trauert nicht à jour fixe, man unterhält sich nicht einmal à jour fixe, und die Fremden, die Paris jetzt zum ersten Male sehen, können sich keinen Begriff machen von dem Unterschiede zwischen einst und jetzt, aber sie geben zu, daß die Festlichkeiten von heute des Weltrufes nicht würdig seien, dessen sie sich erfreuen.

Wir sagten, die Zeiten sind zu ernst; das bedarf keines Beweises, aber wir wollen darum nicht gesagt haben, daß die Franzosen ihre Heiterkeit aufgegeben haben. Diese Heiterkeit giebt sich in geselligen Kreisen wie in der Literatur kund, denn diese Heiterkeit ist das Salz, welches die begabte Nation frisch erhält, in einer Zeit, wo man Alles verfault und angefressen glaubt. Diese Heiterkeit ist der Fäulnißl unter dem Regime, was Lamartine der Revolution gewesen sein wollte, ein Blitzableiter.

Diese Heiterkeit macht, daß das Volk nicht verzweifelt, es mag nun daheim gegen die Qual der Jahreszeit oder einer seltnen Theuerung, im Lager gegen alle Schrecken des Krieges ankämpfen. Dieses ungeduldige, unbeständige Volk, diese Nation voll Quecksilber in den Beinen und in den Meinungen, diese Pariser, diese Franzosen sind die allergeduldigsten, allerlangmüthigsten Schafe von der Welt. Sie klopfen im Theater und rufen die Champions, wenn die Zwischenacte zur Länge eines Aktes sich ausdehnen. Sieh, da fällt eine Kappe vom Paradiese, geworfen von einem bezahlten Freunde des Directors, sie fliegt sofort als Ball von Stock- zu Stockwerk, von einer Seite zur

andern. Man ist zerstreut, man lacht — und wartet.

In der Politik geht es auch nicht anders. Wenn nur die Regierungen es verstehen, von Zeit zu Zeit Kappen fallen zu lassen, industrielle, literarische, politische, strategische, so kann auch die unbeliebteste von ihnen ihre Lebenszeit verlängern, ohne von der neuen Lehre des Herrn Flourens Gebrauch machen zu müssen. Ewig können die Zwischenakte freilich nicht dauern, das ist selbstverständlich, und einmal muß der Akt beginnen.

Die Theorie der Kappe ist aber bekannt, sie ist ein so abgegriffener Gemeinplatz, daß sie anfängt, der Masse selbst geläufig zu werden, so daß diese Rettungstheorie unter Umständen auch von den Gegnern als trojanisches Pferd gebraucht werden kann.

Eine Akademiesitzung, in der ein Mitglied der Opposition eine Rede hielt und ein anderes Mitglied antwortete, ist eine solche vom Theaterparadiese hinuntergefallene Kappe und wenn die beiden Redner Berryer und Salvandy heißen, ist das eine Dampfkappe, die lange unterdrückten Zungen Luft macht.

Die Regierung wird mitgenommen à propos de bottes; man findet Mittel zu Ausfällen, man mag nun von Literatur, von den Jesuiten, von Politik, von Geschichte oder von häuslichen Tugenden reden. Alles, was so ein Oppositionsacademiker berührt, wird Anspielung, wie Alles, was König Midas in die Hand nahm, Geld wurde.

Was Wunder also, wenn die Frauen, die druckfesten Pariserinnen, diese gegen Ohnmacht und Gespensterfurcht gestählten Spartanerinnen aus Neugierde sich hinzudrängen und den nicht mehr jugendlichen Vierzigern an Zahl und Jahren den Hof machen und sich von ihnen den Hof machen lassen in der Form einer Einladung! Man will die Berühmtheiten Frankreichs hören — die Redner des Landes, denen die Tribune unter den Beinen weggerissen ist — den weltberühmten Klang der Stimme Berryers, und sehen den majestätischen Gestus dieses größten aller Tribünencomödianten.

Da sind sie denn zusammengepreßt, die zarten kleinen Dämchen, bis auf die Stufen des Amphitheaters kommen sie zu sitzen die schönen Neugierigen ohne Schonung für die Toilette, welche so elegant ist wie nur für irgend eine Gelegenheit. Man decoltirt sich freilich nicht, denn das könnte den Gelehrten einige Zerstreuung verschaffen, obgleich es dem Temperaturgrade angemessen wäre.

Wer sah jemals eine glänzendere Versammlung von berühmten Männern, großen Künstlern, Schriftstellern, eleganten Frauen, aristokratischen Namen, frischen Gesichtern! Man bemerkte Candidaten der officiellen Unsterblichkeit hinter einer dreifachen Reihe von rosenfarbigen Hüten — und die größten Damen in der kleinsten Nebenloge, während die Journalisten alle oben waren, wie die Gamins in den Boulevardtheatern, wenn ein recht emouvantes Volksstück aufgeführt wird.

Und wie das applaudirt, namentlich diese kleinen Damenhändchen, — welche begeisternde Claque — diese perlgrauen Handschuhe klatschen einer Anspielung zu Ehren der Legitimität zu, gefolgt von Handschuhen aller Nuancen und Händchen jeder möglichen Kleinheit, eine Anspielung auf das Bas Empire wird allgemein applaudirt, und jemehr der pompöse Redner versichert, daß er keine Anspielung machen gewollt, um so mehr wird applaudirt. Jedermann weiß „Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann!" Das geht nun fort bis zu Ende — am Abend ist ganz Paris voll von der Rede des neuen Academikers. Den Arbeitern werden neue Phrasen erzählt, die gar nicht gesprochen worden — im Salon wird über die Tragweite der Anspielungen discutirt, die Regierung freut sich, es überstanden zu haben, und heute, morgen spätestens, ist all' der Lärm vergessen — übertäubt vom ersten besten Spaße, vom ersten besten Prozesse, zum Beispiele von dem des Fräulein Doudet, das so gut versteht, Kinder zu erziehen.

Die Regierung aber hat diesmal den Fehler begangen, auf die Theorie der Kappe zu verzichten. Sie hat die Wirkung der Rede Berryer's gefürchtet und deren Ausgabe verboten. Berryer aber konnte mit Heine sagen, daß er diese Sorgfalt der Regierung Gottlob entbehren könne, da er Talent genug habe, mit seinen Schriften allein Aufsehen zu machen. Man besann sich aber bald eines Bessern, und heute Morgen brachten l'Union, l'Assemblée nationale und die Débats das academische Meisterstück von Maître Berryer.

Die Regierung war ein wenig betäubt von dem Lärm, welchen die Gräfinnen und Herzoginnen und andere Dämlein entre deux ages machten, die faute de mieux ein wenig Opposition treiben. Dieser Lärm war übrigens ganz natürlich, denn die academische Antrittsrede eines Mannes, wie Berryer, bleibt immer ein Ereigniß und neu, vorzüglich wenn man seit drei Jahren darauf wartet. Was Wunder also, wenn ganz Paris gegenwärtig sein wollte?

Man wußte, daß Berryer mit einer für die Academie sehr schmeichelhaften Koketterie seit zwei Jahren aller Welt seine Angst vor dem großen Momente aussprach. Er verstehe es wohl, leidlich zu sprechen, könne aber weder schreiben noch lesen. Das war also eine Comödie, ganz geeignet, das allgemeine Interesse zu erwecken.

Hr. Berryer war wirklich zu bescheiden, denn seine Rede ist ganz vortrefflich geschrieben und er hat sie eben so gut vorgetragen. Sie wurde allerdings nicht ganz gelesen. Hr. Berryer wandte die Blätter mehr der Form wegen um, man sah, daß der Parlamentsredner, der Advocat, die unbequeme Fessel nicht ertrage und sich ganz seinem Genius, wenigstens seinem Gedächtnisse, überlassen mußte. Man dachte an den Vers:

"Même quand l'oiseau marche on sent qu'il a des ailes."

Wir gestehen es, die Rede Berryer's hat uns überrascht. Dieser König der Advocaten, besser gesagt, dieser Advocat des Königthums hatte in unsern Augen viel Geniales an manchen Tagen, aber niemals Talent. Erst als Academiker hat er uns vom Gegentheile überzeugt. Es war freilich das erste Mal, denn sonst ist Berryer nur ein Spielball seiner Eingebung. Er, der Mann der Geberde, der imposanten Haltung, ist an Tagen matter Inspiration zuweilen gemein. Bei ihm ist eben das Wort nur Nebensache. Der Ton seiner Stimme, Geberde und Haltung sind bei diesem modernen Mirabeau das Wesentliche.

Berryer ist Advokat seit vierundvierzig Jahren.

Im Jahre 1815 plaidirte er zu Gunsten Cambronne's. Unter L. Philipp vertheidigte er Lamenais und Chateaubriand, beide angeklagt von Salvandy, von demselben Salvandy, der heute Berryer ein Belobungsdecret ausstellt, dafür, daß er seinen alten Gesinnungen treu geblieben ist! Das ist beredter als alle academische Rhetorik. Herr Paulin Limeyrac in der „Presse“ erinnert bei dieser Gelegenheit an ein Wort Berryer's in der Kammer während der Julíregierung. Barthe der Justizminister—nicht wie G. Limeyrac fälschlich behauptet Guizot—sprach eines Tages vom revolutionären Cynismus, Herr Berryer erhob sich von seinem Sitze und erwiderte dem Minister: "Il y a quelque chose de plus odieux encore que le cynisme revolutionaire, c'est le cynisme de l'apostasie." Obwohl G. Salvandy der constitutionell gewordene Legitimist und der seither wieder legitimirte Orleanist an diese blutige Erniedrigung gedacht haben mag, als er Berryer nochmals den Bruderkuß der Fusion als jenen der academischen Freimaurerei auf beide Wangen drückte?

Berryer hatte sich durch die genannten drei Processe einen weltberühmten Namen gemacht, sowie durch seine Parlamentsreden eine so bedeutende Stellung in seiner Partei, daß die Legitimisten ihn, den Roturier, den bürgerlichen Advokaten als ihren Chef anerkannten.

Dies ist im Vorbeigehen gesagt, mit ein Beweis, wie wenig diese Kreuzpartei Frankreichs zu fürchten ist.

Berryer verschmäht kleinliche Mittel, er versucht nur die allergrößten—in dieser Beziehung ist er ein großer Herr—er ist der Löwe der Literatur—er hat blos eine tragische Ader—für das Melodrama, für das bürgerliche Drama ist er nicht geschaffen. Man kann ihm jede große Angelegenheit anvertrauen, aber keine unbedeutende—er selbst muß sich in ein Meer von Emotionen tauchen können, um seine Zuhörer mit sich zu reißen.

Aus diesem Grunde hat es uns überrascht, daß Berryer die academischen Lorbeeren, die ihm Herr Salvandy reichlich, gespendet, auch wirklich zu verdienen verstand.

Es ist allerdings zu bemerken, daß Hr. Berryer diesmal keine jener Gleichgewichtskünste auszuüben hatte, wie dies bei den „Füchsen“ unter den Academikern oft der Fall ist. Sein Vorgänger war kein Republikaner, er war kein Orleanist, er war ein Legitimist, Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blute. Es war keine unmögliche Leistung für Berryer Herrn Alexander de St. Priest eine Lobrede zu halten — jenem Franzosen des vorigen Jahrhunderts (dem Geiste nach), der sich unter dem Eise Rußlands wohl conservirte bis auf unsere Tage, dem Verfasser der Geschichte des Königthums, der Eroberung von Neapel, dem Vertheidiger der Jesuiten.

Herr Berryer entfaltet vor unseren Augen ein zierlich, vielleicht zu zierlich geschriebenes Bild des Lebens von St. Priest, er beleuchtet seine Schriften- und beurtheilt sie nach seinem subjectiven Standpunkte mit Gewissenhaftigkeit.

Durch diese Lebensbeschreibung und Lobeserhebungen hindurch zieht sich die Darlegung der eigenen Demuth, wie das der academische Brauch vorschreibt, und zugleich das den Academikern im Allgemeinen gespendete Lob und wie sich von selbst versteht, die Angriffe auf das jetzige Regime. Man durfte doch das ganze Faubourg St. Germain nicht umsonst kommen lassen.

Nachdem uns die Wanderungen des Sohnes von einem französisch-russischen General und einer russischen Fürstin geschildert worden, Wanderungen, die Rußland, Brasilien, Portugal, Italien und Skandinavien zum Ziel hatten, spricht Berryer vom Politiker und sagt:

„Ohne einer handelnden Partei beizutreten, blieb Hr. Alex. v. St. Priest den Grundsätzen der Freiheit getreu, die ihm theuer waren, und uns auch theuer und geheiligt bleiben werden, trotz der schmachvollen Abfälle und trotz der verbrecherischen Uebergriffe Jener, für die das Wort Freiheit nur ein Schrei des Hasses, der Eifersucht, der Begierde war; der Begierde, denn man kann so niedriger Habsucht nicht den Namen von Ehrgeiz beilegen.“

Herr de St. Priest blieb diesen Grundsätzen treu, indem er sich von 1832—1842 die verschiedenartigsten diplomatischen Missionen geben ließ.

Nun wird der Geschichtsschreiber besprochen und der Legitimist hatte die Genugthuung, der Vergangenheit Frankreichs, dem allerlegitimsten Hause, St. Louis und dessen Nachfolgern, den todten Frauen—zu Ehren der Lebenden—alle erdenklichen Schönheiten zu sagen und vor allem das Alleinseligmachende der erblichen (lies legitimen) Monarchie aufs Klarste ins Licht zu setzen. Sowie dieser Pflicht gegen die Partei genügt war, blieb dem beredten Advokaten endlich Freiheit genug, die monarchische Frage von einem historischen Standpunkte aufzufassen:

„Man ist erschreckt, beim gründlichen Studium der größten moralischen und politischen Revolution, die jemals vollzogen worden, sowohl am Beginne des Kaiserreiches als während des Verlaufes seines Verfalles, mit Ausnahme seltner Zwischenräume einiger glorreicher und weiser Regierungen, zu sehen, wie schnell und gleichzeitig in Abwesenheit eines festen Gesetzes, welches die Thronfolge regelt, die Entwürdigung des römischen Volkes und seiner Herren ist, die es sich selber gibt, oder die ihm heute die Soldateska, morgen der unsinnige Zorn oder die eiteln Hoffnungen der feilen Menge aufdrängen.“

„Das Herz fühlt sich von tiefer Melancholie betroffen und die Einbildungskraft schreckt zurück beim Anblicke der fürchterlichen und dummen Ausschweifungen dieser Stürmer der Gewalt. Die Regierung in Rom ist dem Wahnsinnsrausche der siegreichen Verschwörer geliefert.“

„Regieren heißt nicht mehr den öffentlichen Gedanken erleuchten und leiten; es gilt blos ihm zu schmeicheln, ihn zu vernichten oder—erlöschen zu machen. Es handelt sich für den neuen Souverain nicht mehr darum, die Geister und Seelen zu erobern; er ist mächtig genug, so lange er Mittel hat, sie zu bestechen. Das Kriegsvolk ist nur mehr ein Sklavenvolk, das sich in den Thorheiten und Niedrigkeiten seiner Sklaverei gefällt und stolz darauf ist.“

Nach diesem außerordentlich beklatschten Passus geht Berryer auf das Christenthum und die spätere Zeit über. Er beurtheilt das Buch über die Eroberung von Neapel und die Geschichte des Falles der Jesuiten. Hr. Berryer meint, man habe Hrn. St. Priest Unrecht gethan, wenn man behauptete,

er habe die Jesuiten zu sehr in Schutz genommen.

Dasselbe kann man von Berryer sagen, gegenüber von all den Gerüchten, die seiner Rede in dieser Beziehung vorhergeeilt waren. Berryer ebenso wenig als Hr. St. Priest haben es gewagt ihre Meinung über diesen Gegenstand aufrichtig auszusprechen—und Berryer noch viel weniger.

Der Redner spricht zum Schlusse noch sein Bedauern aus, daß die beabsichtigte Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts "du siècle de Voltaire" von St. Priest nur bis zu einzelnen Fragmenten gediehen war. Er versucht es einen Begriff von der Großartigkeit des Werkes zu geben, die es erhalten hätte, wenn das unerbittliche Geschick den Verfasser nicht vor dessen Vollendung mit seinem Blitze getroffen hätte.

Er fügt hinzu:

„Großer Gegenstand, würdig für das Nachdenken des Geschichtsschreibers, des Philosophen und des Staatsmannes! Der Ausgang des ersten Tages unseres Jahrhunderts erleuchtet blos die ungeheuren Ruinen der Religion, der Monarchie, der Tradition, jedes Glaubens, aller Rechte, selbst derer des Eigenthums und der Familie. Um eine neue Gesellschaft einzusetzen, um einen neuen Nationalgeist zu beleben, nach den überstandenen Versuchen des Atheismus und des Schreckens, des Mißbrauches der Freiheit und des Ruhms, wirft diese Nation gleichsam ihrer Ohnmacht müde, ihre Kinder, ihr Vermögen, ihre Zukunft zu Füßen eines siegreichen Kriegers, der berauscht von seinen Erfolgen, hingerissen vom Genius der Schlachten, die Welt aufwühlt und untergraben will, aber nichts hinterläßt, als ein verhängnißvolles Beispiel des Despotismus und die gefährliche Erinnerung seiner verlorenen Eroberungen."

Man wird den angezogenen Stellen große Beredtsamkeit nicht absprechen können, aber obgleich diese die sorgsamst ausgearbeiteten gleichsam geistig unterstrichenen sind, wir haben den Berryer der parlamentarischen Improvisation, den Berryer vom Gerichtspalaste lieber. Diese Rede würde unter anderen Verhältnissen auch lange nicht so viel Aufsehen erregt haben, aber jetzt würde die Regierung vergebens gegen den Eindruck derselben ankämpfen, sie ist nur eine nothwendige Folge des Druckes, der auf den Gedanken in Frankreich lastet.

Herr Salvandy hat vom bescheidenen Eingange Berryer's Anlaß genommen ihm das Portrait der antiken Redner zu entwerfen, des Cicero, des Demosthenes, und war wieder selbst bescheiden genug zu finden, daß diese Herrn wohl auch würdig gewesen wären, Mitglieder der Academie française zu werden.

Im Uebrigen läßt sich die Rede des Secretairs der Academie so zusammenfassen: Heil Ihnen, der Sie den Ruhm haben, der Dynastie treu geblieben zu sein, welcher wir alle hier untreu geworden sind.

Hr. Salvandy konnte auch nicht umhin der Plaidoyers von Berryer für Chateaubriand und Lamenais zu gedenken, sie würden, sagte er, mit den Werken dieser Männer auf die Nachwelt übergehen. Ja wohl, aber die Nachwelt wird zugleich erfahren, daß es Hr. Salvandy und Consorten gewesen, welche dem Publicisten, dem Philosophen den Proceß gemacht hatten. Dies verhindert die Fusionisten, Orleans-Legitimisten nicht, dem alten Legitimisten um den Hals zu fallen, einem Akademiker wird viel verziehen, weil er viel geschrieben hat. Wenn wir die Regierung von Frankreich wären, uns würde blos der Gedanke beschämen, daß selbst ein Mann wie Salvandy in den Augen der Meinung uns gegenüber Recht behalten konnte.

März.

Wer denkt heute noch an Berryer's Rede. — Seit wie unter Tiber (nach Plutarch) eine Stimme vom Himmel gefallen ist, die uns zuruft: „Der große Pan ist gestorben!" ist jedes Ereigniß darüber in den Hintergrund getreten. Man hat an nichts mehr Interesse, wir sehen mit Ungeduld der Zukunft entgegen. Die Börse hatte zwar einen Augenblick gejubelt, aber sie ist bald zu besserer Einsicht gekommen. Alles fragt sich, was wird daraus werden?

Nun schwankt wieder einmal die Frage heftig zwischen Krieg und Frieden hin und her, aber die Nothwendigkeit der Ereignisse hat noch nicht aufgehört ein Beweis zu sein. Blut! Blut! das ist jetzt die Losung in Europa und wofür!!

Correspondenz.

St. Louis, April 1855.

Der Winter naht seinem Ende, der „gelbe Fluß" braust wieder entfesselt von der lästigen Eisrinde dem mexicanischen Golfe entgegen und neues Leben kehrt in unsere bisher so gedrückte Geschäftswelt zurück; neue Hoffnung erfüllt vor Allen hauptsächlich unsere vielen, vielen nothleidenden Armen. Ausführlich über die Theuerung und Geschäftslosigkeit des vergangenen Winters zu reden, würde hier überflüssig sein; dieselben Verhältnisse waren vorherrschend in allen Theilen des Landes. Dennoch müssen gerade wir am härtesten leiden, da uns der anhaltende Schneefall selbst unsere neuen Verbindungswege mit dem Osten, die Eisenbahnen, abschnitt. Die Calamität ist vorüber, fremde Gesichter aus dem Norden, Osten und Süden lassen sich blicken, der Ameisenhaufen an unserer Levee beginnt sich zu regen und Junker-Frühling hüpft, wenn auch stellenweise noch über die Schneeballen an den Absätzen seiner hie und da zu patent gewesenen Stiefelchen stolpernd, fröhlich in das Land herein. Möchte der Sommer, der ihm folgt, keine Aehnlichkeit mit dem zuletzt vergangenen haben.

Von der freundlich lächelnden Natur wollen wir jetzt einen Blick werfen in die traurige Wirklichkeit unserer socialen und politischen Verhältnisse.

„Das Blut ist billig in St. Louis." Dies ist ein abschreckendes Sprüchwort, das nicht allein hier, sondern auch weit über unsere Marken hinaus gang und gebe ist. Und abermals haben wir einen schrecklichen Beleg dafür zu berichten. Robert Mc. O'Blennis, der Bill Poole von St. Louis, der Rowdy im Gentleman-Frack erschoß den Deputy-Marschall Brand im Bar-

Room des Plantershauses auf die kaltblütigste Weise. Wie die Voruntersuchung zeigt, trafen beide Parteien an dem Schenktisch unter dem Planterhause zusammen, um zu trinken. Brand, der schon etwas angetrunken war, versuchte es, Mc. O'Blennis mit einem Freunde bekannt zu machen, welche Einführung O'Bl. aber entschieden zurückwies. Ein hieraus entstehender Wortwechsel, in welchem von beiden Seiten harte Ausdrücke müssen gebraucht worden sein, wurde endlich durch die Umstehenden beigelegt und Mc. O'Blennis verließ das Bar-Room. Brand unterhielt sich indeß mit einem Freunde am Schenktisch und erklärte ausdrücklich, daß er die Angelegenheit als beigelegt betrachte. Doch kaum zehn Minuten später erschien Mc. O'Blennis abermals in dem Bar-Room, ging, nachdem er zuvor noch einmal getrunken, auf Brand los und mit den Worten: "If you want to settle, it is time now, pitch in!" feuerte er vier rasch aufeinanderfolgende Schüsse auf seinen Gegner, der zwei Stunden später, ein Opfer kalter Mordlust, seinen Geist aufgab.

Die Voruntersuchung vor einem Friedensrichter dauerte volle drei Wochen, da die beiden Anwälte des Mörders, deren einer der ausgezeichnetste Advokat des Westens ist, alles aufboten, ein günstiges Urtheil zu erlangen. Trotz dem kam der Richter seiner Pflicht nach, erklärte nach einer gewandten Darlegung der Thatsachen, den Mord für einen „Mord im ersten Grade" und sandte den Mörder nach der Jail zurück. Natürlich ist er daselbst als „Gentleman" und reicher Mann, nur der „Gast" des Gefängnißwärters und mit allen Bequemlichkeiten der Freiheit versehen.

Nicht uninteressant dürfte bei dieser Gelegenheit eine kleine Skizze unseres hiesigen Gerichtswesens sein. Während des ersten Zeugenverhörs fiel Mc. O'Blennis zufällig eine Abendzeitung in die Hände, welche den kurz vorher geschehenen Mord berichtete und mit einigen Bemerkungen begleitete und der raffinirte Unmensch scheute sich nicht, laut vor dem Gerichte auszusagen, er würde den Herausgeber ebenfalls ermorden, sobald er seiner habhaft würde, ja, er verließ sogar während des Zeugenverhörs einigemal ungehindert und ohne polizeiliche Begleitung das Gerichtszimmer, um mit seinen „Freunden" sich in den benachbarten Baar-Rooms zu berauschen.

Als man im Laufe der ferneren Verhandlungen einen Ausbruch der Volksrache fürchtete, wurden die Sitzungen, zu denen nur einige Berichterstatter öffentlicher Blätter zugelassen wurden, nach einem anderen Gerichtslokale verlegt und alsdann bei verschlossenen Thüren fortgesetzt. Einige statten darüber Folgendes ab:

„Die Verhandlungen boten ein Bild der bodenlosesten Gemeinheit. Angeklagte, Ankläger und Vertheidiger saßen unbedeckten Hauptes, mit über Tische und Stühle gekreuzten Beinen, Cigarren rauchend und Taback kauend, wie Wirthshausbengel um eine Tafel, während im Hintergrunde der Gefängnißbeamte seine verpestenden Dampfwolken aus einer kurzen Tonpfeife in die Luft bließ."

Aufrechthaltung der Gesetze und Würde bei Verhandlung der Gesetze gehören zu den stolzesten Bürgertugenden; werden aber den Bürgern solche abschreckende Beispiele der Rohheit geboten, so wundert es uns nicht, wenn unsere Commune nachgerade zu einem faulen Sumpfe herabgesunken ist.

Die Bewegung welche in den letzten Wochen hinsichtlich unserer nächsten Stadtverwaltung herrschte, endete gestern mit dem Siege der Nichtswisser. Das Losungswort: "Americans shall rule America," welches gegenwärtig über den größten Theil des Landes schallt, ist somit auch im „freien Westen" siegreich eingedrungen.

Gleichwohl war der Sieg der Know-Nothings nur ein Sieg der Minorität, herbeigeführt durch die heillose Zersplitterung unter den Demokraten. Wäre die demokratische Partei einig in den Kampf gegangen, so würde sie ihre Gegner mit einer Majorität von 1500 bis 1800 Stimmen geschlagen haben. Die Ursachen dieses Zwiespaltes zu erörtern, ist hier nicht am Platze—genug, der Nativismus hat in dem deutschen St. Louis gesiegt, und wir haben uns für die nächste Wahl eine Lehre daraus zu ziehen.

An künstlerischen Genüssen bot uns der vergangene Winter sehr wenig Erfreuliches, wenn wir einige gelungene Vorstellungen unserer verdienstvollen Philodramatischen Gesellschaft ausnehmen. Das „deutsche Theater im Varietas" unter Leitung des Hrn. A. Benrodt, erfüllte seinen Zweck als Kunstanstalt durchaus nicht. Unser theaterbesuchendes Publicum ist zu kunstsinnig, um sich Göthe'sche und Schiller'sche Werke in solch ballhornirter Aufführung aufdrängen zu lassen. Hatte Hr. Benrodt auch hie und da einen wirklichen Künstler als Gast, so bestand doch die Mehrzahl der Truppe aus Dilletanten, welche den schwierigen Aufgaben classischer Werke noch lange nicht gewachsen sind. Oder kann vielleicht das Publicum durch ein beinahe jedem Stücke angehängtes „Brillantfeuerwerk" oder durch „Maskenzüge," wie sie Lumpensammler nicht lumpiger aufführen würden, entschädigt werden? Man muthete uns etwas zu viel zu.

Praktischer war die Bahn, welche die Philodramatische Gesellschaft eingeschlagen. Durch Cultivirung des Lustspiels und Conversationsstückes bereitete sie seit drei Jahren ihre Dilletanten darauf vor im nächsten Herbste, wie wir hören, eine stehende deutsche Bühne hier zu errichten, von der wir jedenfalls vortreffliche Leistungen erwarten dürfen, wenn die Regie so gut gehandhabt wird, wie bisher und der bisherige Eifer, frei von „Intriguen hinter den Coulissen," die Oberhand behält. An Unterstützung von Seiten des Publicums wird es nicht fehlen. Nicht unerwähnt dürfen wir bei dieser Gelegenheit die Aufführung mehrerer Lustspiele durch Kinder lassen.

„Der Vetter von Bremen" und „die Rosen des Hrn. Malesherbes" wurden von den kleinen Künstlern so naiv und vortrefflich dargestellt, daß ihnen bei jeder Wiederholung der wohlgemeinte Beifall der Zuschauer lohnte. Wir hoffen, dieselben in der kommenden Saison wieder zu sehen.

W.

An die deutsche Presse.

In der Nummer vom 1. April des Pioniers befindet sich von Hrn. Heinzen folgender Vorschlag:

„Wir machen den Vorschlag, die noch in Cincinnati liegenden Revolutionsgelder (mit Zinsen etwa 600 Doll.) für ein nach Deutschland zu verbreitendes Buch zu verwenden, das etwa den Titel führt: „Gruß und Mahnung an das deutsche Volk von seinen Exilirten." Das Buch bestände aus revolutionären Beiträgen aller Flüchtlinge (in Amerika, England, der Schweiz u. s. w.), die in Deutschland einen Namen hinterlassen, oder sonst fähig wären, dort eine Wirkung hervorzubringen. Die Geber der Kosten (welche theilweise durch Subskription oder Verkauf von Exemplaren in Amerika aufzubringen wären) hätten ein Committee von drei Flüchtlingen zu erneunen, dessen Aufgabe die Redaktion, die Besorgung des Drucks und die heimliche Verbreitung der Schrift nach Deutschland wäre.

Wir müßten uns sehr irren, wenn ein solches Buch, entspräche der Inhalt nur einigermaßen seinem Zweck, nicht ein eben so würdiges wie wirksames Zeugniß beim deutschen Volk abgäbe, daß seine Exilirten ihr Vaterland nicht vergessen, daß sie die Hoffnung nicht verloren haben, und daß sie wenigstens in einem Punkte einig sind: in dem Wunsche Deutschland bald frei zu sehen."

Wir können diesem Vorschlag, so wie er hier gestellt ist, unsre Beistimmung nicht geben. Abgesehen von der Rechtsfrage, welche die — wie zu erlangende? — Einwilligung der Contribuenten erfordert und von der Schwierigkeit des heimlichen Vertriebs, der sich bisher noch stets als illusorisch erwiesen, scheint uns die Herausgabe einer solchen Schrift auch in literarischer Hinsicht nicht ausführbar. Die Begriffe des „Revolutionairen" in Deutschland haben sich in der letzten Zeit so wesentlich geändert, daß nicht nur die Frankfurter Parlaments-Traditionen, sondern auch die obige „Gruß und Mahnungspolitik" dadurch gründlich beseitigt worden sind. Eine Wiederanknüpfung und Erinnerung an die eine oder andere würde daher nicht denjenigen Anklang finden, den Herr Heinzen davon erwartet. Jedenfalls würden die Ansichten über das, was „sonst fähig" war, „dort eine Wirkung hervorzubringen," vielfach auseinandergehen und der Redaktion des Comitee's große, wenn nicht unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Auf die bloße Mittheilung des Wunsches aber „Deutschland frei zu sehen," welcher von Niemand bezweifelt wird, kann es den Flüchtlingen allein wol nicht ankommen. Worauf daher das ganze Project zuletzt hinausliefe, wäre nicht die Vermehrung der Eintracht, sondern die Erzeugung neuer Zersplitterung und Enttäuschung, vor welcher sich gerade die deutsche Emigration besonders zu hüten hat. Soll dieselbe ein „würdiges und wirksames Zeugniß" ihres Daseins ablegen, so dürfte dasselbe in anderer, wenn auch etwas verschiedener Form leichter zu erhalten sein. Unter den Vorschlägen, die sich zu diesem Ende darbieten und zu denen der obige die Anregung liefert, möchten wir auf einen hindeuten, der eben so sehr im Interesse der deutschen Emigration, wie in dem der gesammten deutschen Presse in Amerika liegt. Es wäre dies die Abhaltung eines deutschen Schriftsteller Meetings, welches die Aufgabe hätte, über die Stellung und Wirksamkeit der deutschen Presse in der Union zu berathen. Bei dem zerstückelten Zustande, in welchem sich die letztere in diesem Lande befindet, dünkt uns eine solche Verständigung von mehr als blos persönlichem Werthe und wir haben das Vertrauen, daß es der Versammlung an dem nöthigen Takt nicht fehlen würde. Was ist die Meinung unserer Collegen?

Literarische Notizen.

— Wir erhalten von Hrn. Trübner u. Co. in London eine Reihe interessanter Verlagsartikel, von denen besonders zwei eine empfehlenswerthe Erwähnung verdienen. Das eine ist sein Bibliographical Guide to American Literature, unseres Wissens das erste und einzige Werk dieser Art, das sich zugleich durch seine höchst praktische Abfassung auszeichnet. Nach einem kurzen aber erschöpfenden literarhistorischen Abriß umfaßt dasselbe die sämmtlichen Werke des amerikanischen Verlags in alphabetischer Reihenfolge nach den Gebieten der Literatur und den Namen der Verfasser geordnet, denen überall, wo es die Sache erfordert, orientirende und kritische Notizen beigefügt sind. Der Anhang enthält ein Verzeichniß der amerikanischen Bibliotheken in den verschiedenen Staaten, mit Angabe der Jahreszahl ihrer Gründung, so wie einen Bericht über die Smithsonian Institution und ihre literarische Thätigkeit, nebst einem andern über die United States Exploring Expedition. Am Schlusse folgt ein alphabetisches Generalverzeichniß der Autoren, welches auf die Spezialverzeichnisse der einzelnen Fachrubriken zurückführt. Das Werkchen füllt eine große Lücke auf dem amerikanischen Büchermarkt aus und wird Allen, die mit literarischer Thätigkeit sich beschäftigen, eine willkommene Gabe sein. Dasselbe gilt von dem "Historical Pocket-Annual for 1855, by Dr. Bergel, aus Trübner's Verlag, welches vor allen bisherigen ähnlichen Schriften dieser Art den Vorzug hat, daß es kein blos kalendermäßig nach den Daten zusammengestelltes Gerippe der Ereignisse giebt, sondern ein zwar gedrängtes, aber doch vollständiges Bild der Geschichte des vergangenen Jahres zur Anschauung bringt. Politiker und Zeitungsredakteure werden sich dadurch bei ihren Arbeiten wesentlich unterstützt und gefördert sehen. Beide Bücher sind in New York vorhanden und bei Hrn. John Wiley zu haben.

— Die deutsche Zeitungs-Presse ist um zwei Organe reicher geworden, das St. Francisco Journal, redigirt in St. Francisco von Julius Fröbel und „die Neue Zeit," herausgegeben in New York von P. Bernhard. Wir können von

beiden diesmal nur das erstere erwähnen, da von dem letzteren, während wir schreiben, noch nicht mehr als die Anzeige mit obigem Titel erschienen ist. Daß das Francisco Journal ganz in dem reinen, architektonischen Style und mit der klaren Tendenz Fröbels geschrieben ist, bedarf keiner Versicherung; doch sind uns einige philosophische Ueberreste aus der alten Welt darin unangenehm aufgefallen. Die Lehre von dem Weltuntergang, welche Hr. Herzen auf dem Wege russischen Hegelthums und französischen Pseudosocialismus in die gebildeten Köpfe der deutschen Demokraten eingeschmuggelt hat, war nur die letzte Phrase der Bewegung von 48, durch die sich moskovitischer Humbug mit derselben auf gleiche Linie zu setzen versuchte. Wer sich von den Spielereien des reinen Denkens gründlich emancipirt hat, wird ihr wenig Geschmack abgewinnen können und in keinem Falle so viel Werth zugestehen, um bis an die Ufer des stillen Oceans getragen zu werden. Wir hoffen, daß Hr. Fröbel in seiner neuen Thätigkeit auch neue Befriedigung und Erfahrung genug finden wird, um die Herzen'schen Sublimate, fahren zu lassen.

— Hr. John Weik in Philadelphia hat die Herausgabe einer „Amerikanischen Volks-Bibliothek deutscher Klassiker" begonnen, von der die ersten drei Lieferungen vor uns liegen. Dieselben enthalten H. Heine's Werke und zwar die Reisebilder, welchen in achttägigen Lieferungen rasch die übrigen Schöpfungen dieses größten unserer modernen Dichter folgen werden. Wir halten das Unternehmen für ein in jeder Hinsicht empfehlenswerthes und zweifeln nicht, daß ihm, zumal bei dem billigen Preise und der schönen Ausstattung, für die der bloße Name der Herren King u. Baird garantirt, die volle Unterstützung des Publikums zu Theil werden wird. Herr Weik verspricht für die Zukunft eine ebenso taktvolle Auswahl, wie sie ihm diesmal gelungen und wird sich dieselbe, wie es scheint, zunächst auf die modernen Klassiker beschränken, von denen wol Börne am Meisten verdient, den Deutschen in der Union bald zugänglich gemacht zu werden.

— Der „Hausfreund, Blätter zur geselligen Unterhaltung und Belehrung der Deutschen in Amerika," redigirt von Dr. Carl von Soden und herausgegeben von C. A. Timm u. C. Brandt erscheint in Utica in zwanglosen Heften. Die erste Nummer enthält eine geographisch-statistisch-historische Uebersicht der Ver. Staaten, die Constitution der Union, Erfordernisse der Naturalisation und Rechte der naturalisirten Bürger; die Schafszucht der Ver. Staaten. — Gedichte; eine Erzählung und den Anfang des französischen Romans Mathilde von Eugen Sue. Die Aufnahme des letzteren scheint uns am wenigsten lobenswerth.

— Die erste Nummer der neuen in Deutschland erscheinenden Zeitschrift für „Kunde und Kunst der Muttersprache," des „Deutschen Sprachwarts," von Max Moltke, läßt durch den reichen Inhalt wie durch die Art und Weise der Behandlung dem Unternehmen ein günstiges Prognostikon stellen. Die erste Nummer enthält unter Anderm „Etliche Beweise für die Dringlichkeit einer vereinfachten Orthographie" von dem Herausgeber. Hier führt der Verfasser als ein recht schlagendes Beispiel für die Nachlässigkeit, womit dieselbe selbst in Prachtdrucken gehandhabt wird, an, daß in Humboldt's „Kosmos" immer abwechselnd Ahnen und Ahnden, Ahnung und Ahndung, Achse und Axe gesetzt ist, und sagt dann sehr humoristisch über die Verwirrung, die in unserer Rechtschreibung herrscht: „Der Eine freut sich seines Daseins, der Andere seines Daseyns; der Eine gibt, der Andere giebt; der Eine heirathet, der Andere heurathet, der Dritte heiratet; der Eine erndtet, der Andere erntet, der Dritte ärndtet, der Vierte ärntet; der Eine lebt von Brod, der Andere von Brot, der Dritte von Brodt oder von Brod, Brot und Brod abwechselnd; der Eine schreit Hülfe, der Andere Hilfe; der Eine schreibt ächt, der Andere echt; der Eine Eltern, aber Aermel, der Andere Aeltern, aber Ermel und sofort; Einer immer manigfaltiger, mannigfaltiger, mannichfaltiger und manchfaltiger wie der Andere."

— Aus der Schweiz wird uns geschrieben: Die Schweizer Presse zählt gegenwärtig 250 Blätter, von denen jedoch nur sehr wenige eine mehr als cantonale Bedeutung haben. Die Belletristik liegt in den Windeln; ein Jeder macht darin Geschäfte, weß Zeichens er auch sein mag. Originale gehören zu den Seltenheiten. Die Herren mästen sich in anderer Leute Fett und gehen darin so weit, daß sie gar keinen Anstand nehmen, selbst ihre Abonnements-Einladungen wörtlich aus deutschen Blättern abzudrucken. Ueberhaupt ist der Begriff des literarischen Eigenthums hierzulande noch nicht allgemein klar geworden. Eine sehr ehrenvolle Ausnahme bilden die „St. Gallener Blätter," redigirt von F. v. Tschudi, und vorzüglich die neu erschienene, von Dr. Gise herausgegebene „Glocke der Gegenwart," welche in trefflichen Artikeln das Volksleben bespricht und für Erziehung und Bildung zu wirken strebt, in welchem Streben sie von tüchtigen Männern des In- und Auslandes unterstützt wird.

Vermischtes.

Kriegsliteratur in Rußland. — Wie wir aus der Sjéwernaja Ptschelà erfahren, hat der Krieg mit den Westmächten in Rußland eine Fluth von Gelegenheitsschriften hervorgerufen, in welchen man die Feinde mit den Waffen des Ernstes und des Spottes zu bekämpfen sucht, und theils die eigene Tugend und Uneigennützigkeit und die Bosheit und Ungerechtigkeit der Gegner hervorhebt, theils die Anstrengungen der gottlosen „Halbmondsfahrer" zur Besiegung des heiligen Rußlands als ohnmächtig darstellt und sie in Prosa und Versen verhöhnt. Es fehlt dabei keineswegs an Persönlichkeiten, namentlich gegen Lord Palmerston und den Kaiser Louis Napoleon; die schärfsten Pfeile der Satyre treffen jedoch den Admiral Napier, der, wie den Gelehrten des „Kladderadatsch," auch den Petersburger Witzbolden zur stehenden Zielscheibe ihrer Späße dient. Von den gegen ihn gerichteten Broschüren nennen wir nur: „Napiers Schmaus mit Palmerston und Gedanken eines Russen," „Streiche Karlchen Napiers im finnischen Meerbusen" (mit Napiers Porträt) und

„Luftreise Karl Napiers nach Petersburg.“ Andere Flugschriften beziehen sich auf die Operationen der Briten im Weißen Meer, z. B. „Bravo, Engländer! oder das Kloster Solowezk,“ „das Bombardement von Kola oder eine neue Heldenthat im Weißen Meer“ &c. Noch andere beschäftigen sich mit der Kriegführung in Asien und im Eurin und zeichnen sich zum Theil durch absonderliche Titel aus, als: „Kennet die Unsrigen, oder ihr seid an die Unrechten gekommen“ (mit dem Porträt Schtschegoleffs), von Tatarinoff; „Das ist echt russisch, oder Fürst Bebutoff bei Kars,“ von Suboff, und „Die drei Feinde Rußlands, Türken, Engländer und Franzosen, oder Willkommen, ihr Gäste!“ Alle diese Schriften sind in Petersburg herausgekommen; zahlreiche Lucubrationen ähnlichen Inhalts erschienen zu Moskau und an anderen Orten. Ihr literarischer Werth ist natürlich ein höchst geringer, und in manchen von ihnen haben die Verfasser sich durch ihren patriotischen Eifer sogar zu Verstößen gegen die Grammatik und Orthographie hinreißen lassen, wodurch sie, wie die Sjéwernaja Ptschelà etwas malitiös hinzusetzt, wahrscheinlich auch zugleich ihre Verachtung der Feinde in recht schlagender Weise bekunden wollten.

— Hr. Heine und Alexander Dumas. — In Nr. 45 des von Alexander Dumas herausgegebenen Mousquetaire vom 14. Februar d. J. befindet sich ein an den Herausgeber gerichtetes Schreiben H. Heine's, worin dieser dem Mousquetaire zu Zwecken der Armen-Unterstützung die Summe von fünfzig Francs übersendet, welche er in einer Züricher Banknote von einem jetzt in der Schweiz lebenden Landsmanne (Venedey) als Betrag eines diesem vor zwanzig Jahren gemachten Darlehens erhalten, die er jedoch wegen ihres an eine Eselshaut erinnernden Geruches nicht im Hause behalten wolle. Wer unter dieser Eselshaut eigentlich gemeint, geht aus dem Briefe nicht deutlich hervor. Er wolle keinen Namen nennen, schreibt Heine, denn ohnehin riskire er, daß gewisse Leute, die jede Gelegenheit, ihrer Eitelkeit einen Dienst zu erweisen, mit Vergnügen ergreifen, in die oder jene gelesene Zeitung einen Brief einrücken lassen, worin sie schreiben: „Herr Redakteur! der Esel, von welchem in H. Heine's Brief die Rede ist, dieser Esel bin ich!“ — Demnächst bemerkte der immer todtkranke, aber auch stets gegen sich wie gegen Andere spottlustige und unbarmherzige Dichter:

„Ich hätte Ihnen noch manches Andere zu sagen, aber ein Hals- und Brustkrampf, an welchem ich leide, und der mich jeden Augenblick zu ersticken droht, gestattet mir nicht, dieses Dictat noch zu verlängern. Mein Arzt hatte mir sogar das Sprechen überhaupt verboten. Es sind dies die Folgen eines fatalen Unfalles, der mir vor zwei Monaten begegnete, und von dem ich mich endlich etwas zu erholen anfange. Denken Sie sich, wie traurig mein Zustand da sein mußte. Jede Zerstreuung durch Arbeit war mir unmöglich, und selbst das Wort war mir untersagt worden. Ich lag da wie ein gebundener Hund, dem man einen Maulkorb angelegt. — Aber warum besuchen Sie mich nicht einmal? Ich höre, daß Sie jetzt in derselben rue d'Amsterdam wohnen, aus der ich mich kürzlich fortgemacht, um in den Champs-Elysées, Matignon Allee Nr. 3, zu residiren, wo Sie mich zu jeder Stunde antreffen. Es ist nicht gar zu weit von Ihnen und Ihr Cabriolet kann Sie in fünf Minuten zu mir bringen. Schämen Sie sich doch! Während Sie, ein junger Mann, mich warten lassen, kommt ein Greis von fünfundsiebzig Jahren, der im Marais wohnt und der sich darauf pikirt, alle seine Wege zu Fuß zurückzulegen, kurz, unser berühmter Senior Béranger, neulich im schlechtesten Wetter zu mir angestiegen. Ich hatte Béranger seit vierundzwanzig Jahren nicht gesehen und fand ihn so munter und behend, wie einen Pariser Gamin. Eine Dame, deren Namen ich Ihnen nicht zu nennen brauche (wahrscheinlich ist Madame Heine gemeint), die an seine fünfundsiebzig Jahre durchaus nicht glauben wollte, ist von ihm so zurechtgewiesen worden, daß sie schwerlich mehr einem Greise das Compliment machen wird, er sei jung. Quel vénérable polisson!“

Alexander Dumas antwortete unter Anderem an Heine: “Bon jour, bon an et merci, mon cher Heiné. Ihr Züricher Bankbillet hat nicht Zeit gehabt, bei mir zu verschimmeln, wie Sie aus der Beilage (Quittung und Dank eines armen Literaten F. J.) ersehen werden und wenn es nach der Eselshaut riecht, so wird mein Zimmer, wo nur der Geruch des Geraniums geduldet wird, nichts davon abbekommen..... Und da ich mir gedacht, daß Herr F. J. noch pressirter als wir sein wird, das übelberüchtigte Züricher Bankbillet wieder loszuwerden, so habe ich ihm die Adresse eines mir befreundeten Wechslers gegeben, der den Armen, die ich ihm zuschicke, solche Billets auswechselt und der den Wucher so weit treibt, daß er ihnen ein Disconto von fünf bis zehn und selbst zwanzig Procent zuzahlt, wenn das Billet, das sie bei ihm verwechslen, zu ihren Bedürfnissen nicht ausreicht..... Ja, ja, ich werde Sie nächstens besuchen, und wenn ich noch nicht dagewesen bin, so ist es die Schuld Ihres Arztes, der mir gesagt, daß ich noch sehr viel Zeit habe.“

Erklärung des Modenkupfers.

1. Abendtoilette. Coiffüre von weißen Spitzen mit schwarzen Mustern, mit Rosenknospen und Taffetbändern verziert. Kleid von Moirée mit Fransen und weißen Spitzen, mit schwarzen Mustern besetzt. Der Rock ist mit fünf Reihen platt auf den Rock genähter Fransen garnirt, von denen die letzte an die erste der drei Spitzenfalbeln reicht. Das Unterleibchen ist von schwarzem Sammet, mit einer spitzen Schneppe, das obere Leibchen bildet hinten ein Schößchen, vorn ist es unten ausgeschnitten. Spitzen und Fransen bilden die Achselbänder, die nach der Taille allmälig schmäler werden. Der Aermel ist oben platt und mit zwei Spitzenfalbeln garnirt, von denen die erstere unter einer Franse angenäht ist. Vorn an der Taille drei Knöpfe zum zumachen. Unterärmel von Tüll, bauschend mit einem Prieschen, das mit einer Bandschleife zugeknöpft ist. Oben um das Leibchen ist eine schmale Spitze gesetzt.

2. Balltoilette. Haarputz mit doppelt gewölbten Scheiteln, um einen Theil der Haare sind Perlen gewunden und diese um den Kopf gelegt, an beiden Seiten herabhängende Perlenverzierungen. Kamm von Caoutchouk. Weißes Taffetkleid, bedeckt mit Falbeln von englischen Spitzen. Aehnliche Spitzen garniren die Taille, bilden vorn Aufschläge und die kleinen Aermel. Außerdem ist das Leibchen vorn mit Querbesätzen von Atlasrüschen verziert. Blumenagraffen nehmen die beiden obersten Falbeln auf. Halblange Handschuhe; Armbänder von Gold und Haaren.

3. Besuchstoilette. Hut von weißem Perl-Taffet, um den Schirm einen Halbschleier von erhabener Blonde, im Innern von einer Seite eine Sammetschleife, von der andern drei Feder-Bouquets. Taffetkleid mit in den Stoff gewebten Plüschstreifen garnirt. Hohes Leibchen mit Plüsch-Eicheln geschlossen. Auf den Schößen und dem Leibchen Plüschstreifen. Kragen und Aermel von Guipüre-Stickerei. Talma von Tuch, mit feinen Schnürchen gestickt, vorn herunter mit Eicheln von Posamenterie geschlossen.

Gedruckt bei King u. Baird, No. 9 Sansomstraße, Philada.



MODES PARISIENNES.

Meyer's Monats-Hefte.

No. 6. Juni 1855. Band 5.

Moderne Helden.

Eine Erzählung.

„Es bestätigt sich, daß Lord Tevelham und die Marquise d'Eponne unter der Zahl der Reisenden waren, die bei dem letzten Unglücksfall am Mississippi das Leben verloren." Diese Nachricht las ich neulich in einem westlichen Blatt. Sie erinnerte mich an eine der lebendigsten Erfahrungen aus meinem Aufenthalt in Europa und ich will versuchen, Ihren Lesern die Geschichte derselben zu erzählen.

I.

Es ist jetzt zehn Jahre, daß man sich in Paris während acht Tagen von dem plötzlichen Verschwinden des Polen Ladislaus Olesky und der Marquise d'Eponne unterhielt. Dieses Ereigniß beschäftigte so sehr die Köpfe, daß es den Fall eines Ministeriums aufschob, indem es die schwebende Frage der Politik zurückdrängte. Die Meinung, welche sich an den Theetischen der Gesellschaft aussprach, ließ sich etwa so zusammenfassen: „Die arme Frau! in welche Hände ist sie gefallen! In einem Monat wird er sie durch eine Tänzerin ersetzt haben. Das ist einer derjenigen Männer, die man aus den Cirkeln ausschließen soll. Seine bloße Anwesenheit ist ein Skandal. Kam er nicht noch das letzte Jahr zu den Wettrennen mit einem Schwarm jener Kreaturen, die nicht weit genug von allem was geschieht und nicht fern genug von allem was gesagt wird zu halten sind? Man bestätigt, daß er jeden Abend in der Oper betrunken war. Ja, der wird sich an ihr vergreifen, er wird sie schlagen, er wird sie sicherlich durchprügeln — das werden die Leiden des Herzens sein, die sie bei ihm durchmachen wird." Andere, die diese Aeußerungen hörten, urtheilten anders; sie meinten, daß Olesky für die Frau, die er entführte, eine Neigung empfinden müsse, welche das höchste Ziel seines Lebens sein würde. Uebrigens waren die Personen, welche den armen Grafen mit so viel Strenge beurtheilten, nicht immer gleich rigorös gegen ihn. Als Olesky vor einer langen Reihe von Jahren das erste Mal in Paris erschien, war er einen ganzen Winter hindurch der Gegenstand einer jener Gesellschaftsmanieen, welche das Uebel aller größeren Städte sind. Er war verbannt worden, aber nicht aus politischen Gründen — die Politik war zu keiner Zeit sein Lieblingsgeschäft — sondern wegen eines in Geheimniß gehüllten Abentheuers, das von dem Czaaren übel vermerkt worden war. Er war ein Pole, mit Allem, was der Pole Anziehendes besitzt. Er hatte ein leicht erregbares Naturell und von einer Ausdehnungsfähigkeit, die jeden Tag ihm neue Gefühle zuführte. Man kann nicht sagen, daß sein Geist einen großen Umfang besaß; aber er verstand stets das Geheimniß edler und gewählter Genüsse. So, z. B., liebte er die Musik wie der zärtliche und phantastische Held in dem sentimentalen Lustspiel Shakspeare's, der Geliebte der launenhaften Olivia, der Herzog von Illyrien. Er liebte auch die Malerei: man kennt von seiner Hand den Kopf einer Venetianerin, der, obschon er sein einziges Werk ist, an Veronese erinnert. Unglücklicher-, auch glücklicherweise, je nachdem man das Leben beurtheilt, war das, was er der Musik, der Malerei, allen Genüssen der idealen Welt vorzog — das reelle Vergnügen dieser Welt. Er war einer der Führer jener rauschenden Jugend, die während einiger Winter versucht hat, den Karneval in Paris zu einer bisher ungekannten Höhe der Lust und

des Glanzes zu erheben. Er war selbst eine Art legendenartiger Persönlichkeit geworden für diese große Masse des Pariser Publikums, welche sich zu jeder Stunde des Tages unter Menschen bewegte, von denen sie sich weiter entfernt fühlt, als von Tombuctu. Wenn am Morgen des Faschingdienstags ein Wagen mit vier Pferden die Boulewards hinabfuhr, von dem einige Masken Zuckerdütchen warfen, so sagten die Spaziergänger: „Das ist der Wagen des Grafen Olesky."

Es gibt eine unbestreitbare Thatsache, die ist, daß die Frauen einen ganz besondern Zug nach denjenigen unter uns haben, die das Leben mit Uebermuth und Leichtsinn behandeln. Lord Byron und M. Scribe sind über diese ausgemachte Wahrheit einig. Die Thorheiten Olesky's begründeten für ihn den Anspruch auf tausend Gunstbezeugungen, die oft mit außerordentlichem Feuer sich äußerten; aber während langer Zeit wies der schöne Pole die Liebe unter jeder Gestalt zurück. Er war ein Liebhaber der reinen Freiheit, das heißt, jener guten Göttin, welche die Feindin blutiger Trophäen ist und niemals Barrikaden gegen was immer für einen Thron aufrichtet, aber sich öfters gegen sentimentale Launen und Tyranneien hinter ein Bollwerk sprudelnder Flaschen und ausgelassener Schwestern zu flüchten pflegt. Er lachte, war empört oder erstaunt, wenn man ihm eine Geschichte voll von Romantik erzählte. — Werther, sagte er oft, hat mir immer Schauder eingeflößt; es ist schändlich von Goethe übrigens, daß er ein Gegengift gegen die schwarzen Augen aller Charlotten in einer Flasche alten Rheinweins gefunden hat. — So sprach und dachte Graf Olesky, als er der Marquise d'Eponne begegnete. Alle Gefahr schien für ihn damals verschwunden. Wenn ich mich nicht täusche, so erreichte er in dieser schicksalsvollen Stunde jenes Alter, das ihn mehr zur Rolle eines Feldherrn als zu der eines Don Juan befähigte; aber er war von einer besonderen Schönheit; man hätte gesagt, daß die Jahre seiner Jugend, statt ihr zu schaden, sie erhalten hätten. Sein Blick, in dem noch keine große Leidenschaft gebrannt hatte, war frisch und durchsichtig: er drückte jene Art von Unschuld aus, welche manche Genußmenschen der vollkommenen Ruhe verdanken, in der sie ihr Herz gelassen haben.

Mit einem solchen Wesen hatte das der Marquise d'Eponne kaum etwas gemein. Es gab keinen zweiten Charakter, der in Dingen des Gefühls so bewandert gewesen wäre, wie der ihrige: sie hatte auf diesem unglücklichen Werkzeug alle starken Motive der Leidenschaft, alle glänzenden Thaten der Koquetterie gespielt; auch war das Instrument ein wenig abgenutzt. Die eine Saite war zersprungen, eine andere gab keinen Ton mehr von sich, nur das Talent der Künstlerin hatte sich voll erhalten. Welche blendende Variationen sie verstand über die bekanntesten Thema's zu improvisiren! Ich erinnere mich nicht, welches Alter sie damals hatte und will nicht versuchen, mich dessen zu erinnern. Die Araber haben Recht, wenn sie die widerwärtige und trübe Berechnung verdammen, welche wir über die Dauer unseres Lebens anstellen. Ich kann nur sagen, daß sie viel jünger als Olesky war. Ihre Mutter hatte sie aus Verehrung für Frau Krüdener Valerie genannt, und das mag die erste Dichtung, die sie empfangen, bezeichnen. Valérie war somit eine jener Frauen, die nicht verschwinden werden, bis nicht der letzte Roman verbrannt, das letzte Piano zerschlagen und die letzte Tasse Thee umgestürzt ist; sie war eines jener anmuthigsten Geschöpfe Frankreichs, dieses Landes, wo Bewegung, Licht und Lärm sich in ihrer ganzen Fülle um Mitternacht zeigen, wo kein Ding ist, wie es geschaffen worden, von der Luft, welche von Wohlgerüchen schwanger, und den Blumen, welche hinter Gläsern duften, angefangen, bis zu der Schönheit, welche die Mode entstellt und dem Geist, welchen die Manier verunstaltet. Ich sehe sie noch, wie sie an jenem Abend erschien, den Tag vor ihrer Flucht mit Olesky: sie war vielleicht ein wenig zu hoch, aber sie hatte eine jener Taillen, welche schmiegsam und wellenförmig wie eine Fahne, den gewöhnlichen Regeln des Maaßes Trotz bieten: ihr Fuß war wunderbar klein; ihre Haare, obgleich

von einer tadellosen Schwärze, beeinträchtigten in nichts den schwärmerischen Ausdruck ihrer Erscheinung; ihre Augen von einem tiefen Blau hatten den eigenthümlichen Reiz und Schmelz einer verführerischen Nacht. Sie war an diesem Abend ganz in Weiß gekleidet, wie die Braut eines Dramas im letzten Akte und hatte außerordentlichen Erfolg. Nach der Uebereinstimmung Aller war sie nie so schön gewesen, schien sie nie selbst so im Vorgefühl ihrer Schönheit. Ich habe seitdem erfahren, was in ihr vorging: es war der Abschied von ihrem Ruhm auf dem letzten Felde des Sieges. Die Gestalt Oleskys war ebenso nachdenklich wie die der Marquise aufgeweckt war: auf dem Gesichte dieses vertrauenden Geliebten lag die Sammlung eines Mannes ausgedrückt, der sich auf ein langes Dasein des Glückes vorbereitet. Während seine Valerie ihrer Umgebung ein leidenschaftliches und tiefstes Mal der Erinnerung aufzuprägen versuchte, gehörte er schon ganz dem unsterblichen Geiste der zärtlichsten Hingebung an. Wie konnten sich diese beiden Wesen, eben im Begriff nach dem Lande der Götter abzureisen, in dem öden Exil des Salons begegnen, der nur von den Zwergen der Liebe aufgesucht wird? Das Folgende wird es erklären.

Frau d'Eponne beschloß einen Herbst in einem Schlosse zuzubringen, wo sich ein ganzes Rudel von Jagdliebhabern versammelt hatte. Für gewöhnlich hatte sie nicht den Geschmack geräuschvoller Vergnügungen: die Gattung Menschen, die sie bis dahin vorgezogen hatte, war nicht gerade diejenige, die in Eberjagden und Steeple-Case zu glänzen pflegt, aber sie hatte eben mit einem der Koryphäen des französischen Gesellschafts-Tones gebrochen und hatte, wie sie sagte, allen geistigen Vergnügen ewige Feindschaft geschworen. Sie erklärte, daß wenn sie noch einmal einen Sterblichen durch ihre Neigung auszeichnen würde, dieser eine jener energischen und beschränkten Naturen sein solle, welche stark fühlen und ihre Gefühle nicht analysiren. Unter den Frauen, die das Leben von Frau d'Eponne geführt haben, gibt es übrigens keine, der nicht diese Phase bekannt wäre. Die Lage solcher Geschöpfe hat Jemanden veranlaßt, folgendes Axiom aufzustellen: „Es kommt konsequenter Weise ein Tag, wo sich die Schöne auf die Entdeckungsreise des Thiers begibt.“

Frau d'Eponne glaubte die ihrige beendigt zu haben, als sie dem Grafen Olesky begegnete. Sie sah Ladislaus zum ersten Mal zu Pferd, in einer Kleidung, welche seine des Meißels eines Bildhauers würdigen Formen glänzend hervortreten ließ. Ladislaus war ein unerschrockener Reiter; er schwang sich durch den Raum mit dem Feuer eines Arabers, und suchte ohne Grund die gefährlichsten Hindernisse mit der verachtenden Kälte eines Engländers auf. Sie regte sich seinetwegen auf, so weit sie noch der Aufregung fähig war. Ich wage nicht zu sagen, wie rasch Olesky bei einer Frau siegte, bei der die erfahrensten Strategen in Sachen der Galanterie lange und vergebliche Anstrengungen gemacht hatten.

Auch ereignete sich, was sich nothwendig ereignen mußte. Ladislaus war nur sehr wenig von seinem Triumphe geblendet. Er sah in dem, was das größte Ereigniß seines Lebens sein sollte, nichts als einen Zwischenfall, ähnlich einer Unzahl anderer, die er schon vergessen hatte. Nach Beendigung der Jagden zerstreute man sich. Olesky ging nach Florenz, wo er sich in seiner gewöhnlichen Art, d. h. indem er sein Herz nicht dabei betheiligte, in eine Tänzerin verliebte, die einem Erzherzog und zwei regierenden Prinzen schlimm mitgespielt hatte. Er erinnerte sich kaum, daß eine Marquise d'Eponne existirte, als er im Monat Januar nach Paris zurückkehrte. Valerie dagegen erinnerte sich des schönen Jägers mit einem sehr bestimmten Gefühle der Freude. Das Betragen Ladislaus hatte sehr lebhaft auf einen Charakter wie der ihrige zurückgewirkt, denn es ist unnöthig zu bemerken, daß sie eine jener unglücklichen Naturen war, die Feuer fangen bei der Gleichgültigkeit, und zu Eis erstarren vor der Leidenschaft. Sie steifte sich daher, eine Liebe zu verfolgen, die vor ihr mit offenbarer Absicht floh. Ladislaus beging eine jener leidigen Dummheiten, die

schon mehr als Einer sich vorzuwerfen haben. Mit jener leichten Sorglosigkeit aus einer andern Zeit, die übrigens bei manchen Männern noch lange nicht aufhören zu wollen scheint, ließ er mit sich spielen und spielte selbst über das Spiel, dessen Gegenstand er war. Er machte fortwährende Anspielungen auf die zahlreichen Illusionen, die Frau d'Eponne schon beherrscht hatten, auf alle zarten Geheimnisse, mit denen sie nicht die Ohren der Leute beschäftigt hatte. Eines Tages indeß glaubte ein Freund über die Sache in der üblichen Art scherzen zu dürfen. Olesky erröthet, wird blaß, und antwortet mit einem Wort, welches der ungeschickte Freund des andern Tages mit einer Kugel in der Seite bezahlen mußte. Ganz Paris wußte, daß der Graf Olesky leidenschaftlich die Marquisin liebte: — und Valerie hatte gesiegt.

Es war in dem Opernhaus an einem Karnevalsabend, wo ihr der Triumph gelungen. Olesky war von einem Domino vor der Uhr des Foyer angehalten worden. Durch einen besondern Zufall war der schöne Pole diesen Abend in einer melancholischen Stimmung und die Sprache Valeriens, die er nicht erkannte, bewegte ihm sanft das Herz. Er begab sich mit ihr in das Dunkel einer Loge und in der Meinung, daß er es mit einer Unbekannten zu thun habe, der er für ein Gehenlassen seiner Empfindung niemals Rechnung zu legen schuldig sei, fing er an als Slave zu sprechen, indem er sich französischer Worte bediente. „Es geht in diesem Moment," sagte er, „etwas Sonderbares in meiner Seele vor. Ein Hauch des Stürmischen und der mir gleichwohl gefällt, durchzieht dieses geheimnißvolle Treiben; er kräuselt die glatte Fläche des Wassers und entführt ein schlaftrunkenes Blatt. Sie haben zuweilen den Mond über einem aufgeregten See aufgehen sehen; so erhebt sich ein mir neues Gestirn in diesem Sturm und wirft einen langen Strahl zarten Lichts auf mich ..." Und er unterbrach sich, indem er sagte: „Ich bin wahrhaftig schläfrig und wiederhole im Traum eine polnische Ballade." —

„Nein," antwortete eine Stimme, die er nunmehr erkannte, „Sie träumen nicht; ein Gestirn lebt wirklich in Ihnen: ich habe überwunden, Sie lieben mich." Und Valerie lüftete ihre Maske.

Indem sie diese Bewegung machte, war sie aufgestanden und hatte auf die Schulter von Ladislaus, der sitzen geblieben war, eine kleine Hand aufgelegt, die unter dem weißen Handschuh eine nervöse und magnetische Kraft zu beleben schien. Ihre großen Augen hatten etwas Entschiedenes und Tiefes; es waren die schwarzen Blumen, von denen H. Heine spricht. Alles dies geschah diese Nacht und am Mackenball. Fragen Sie Mozart in seinem Grabe, ob der Maskenball und die Nacht nicht immer magische Mächte bleiben werden. Olesky fühlte sich hingerissen. Er neigte sich zu ihr: „Ja, Du hast recht," rief er, „ich liebe Dich, Du bist's, die meine ganze Seele willkommen heißt."

Und er machte sich wirklich daran, sie zu lieben. Seien wir aber nicht ungerecht gegen Valerie. Nachdem sie gesiegt hatte, empfand sie für ihn, den sie erobert, allen Enthusiasmus, dessen ihre Natur noch fähig war; und das war es, was Ladislaus verdarb; er, der ehrliche Kerl, liebte mit dem ganzen Schwung einer ersten Liebe. Nichts Schrecklicheres als diese unerwarteten und verspäteten Leidenschaften, die man plötzlich für Frauen empfindet, von denen man seit lange nichts mehr zu befürchten geglaubt hat. Eines Tages erklärte er ihr, daß er fern von der Welt, ihrem Lärm und Pomp das Leben mit ihr zubringen wollte. Er war im innersten Herzen von dem wahren Gefühle ergriffen, das uns den Durst nach der Einsamkeit einflößt. Valerie war niemals entführt worden; sie lächelte zu dem Vorschlag des Geliebten. Sie sagte sich, daß in ganz neuen Verhältnissen sich ihr ein neues Glück offenbaren würde. Vielleicht auch meinte sie, daß der Augenblick gekommen war, mit ihrem bisherigen Leben abzuschließen, daß der von Ladislaus vorgeschlagene Ausgang prächtig zum letzten Act des Dramas passe. Soviel ist gewiß, daß sie den aufopferungsvollen Antrag des Polen mit reizender Huld

annahm und daß den Tag nach dem Abend von dem ich gesprochen, die ganze Welt an ihr Skandal nahm, denn die Welt skandalisirt sich noch immer über Entführungen: sie verzeiht Alles den Verliebten, ausgenommen diese That, die sie in ihrer eigenen Existenz angreift: dann schreit sie durch tausend Stimmen: — Großer Gott! Habt ihr denn nicht Zeit genug gehabt, Einer des Andern müde zu werden? Ihr werdet Euch langweilig werden. Ihr werdet Euch hassen, und Ihr werdet dahin kommen, Euch voll Haß und Scham zu verlassen. Das Unglück will, daß diese Leute fast immer recht haben. Ladislaus wurde zu hart bestraft für eines der größten Verbrechen, die es auf dieser Erde gibt — die Galanterie verschmäht zu haben, um sich der Liebe hinzugeben.

II.

Als sie fort waren, entstand ein entsetzlicher Schrei durch alle Salons. Ich habe schon gesagt, wie man den armen Olesky behandelte. Valerie flößte einiges Mitgefühl ein, obgleich Witzeleien ihr nicht erspart blieben; was man aber noch strenger als die Verbrecher verdammte, war das Verbrechen selbst. Jene Moral, die wir Alle kennen, psalmodirte in Theorien über das Entführen. Wenn die Cirkel kleiner, die Conversation intimer geworden, so benutzen die Alten und Anekdotenerzähler die Gelegenheit, um ihr eigenes Benehmen in ähnlichen Fällen zum Besten zu geben. — Sie würden bedauern, meine Freundin, einem Gedanken gefolgt zu haben, dem zu widerstehen, mir meine Liebe selbst die Kraft gibt. Es gibt Gesetze, die noch kein Mensch ungestraft überschritten. Eines Tages ... — wenn der alte Herr v. S. noch am Leben ist, so kann er Ihnen den Rest dieser Rede mittheilen, die ich ihn habe öfters vorbringen hören. Bei den Worten, wo ich abbrach, pflegte er eine Prise Schnupftabak zu nehmen.

Damals lebte in Paris ein Engländer, der von dem Engländer kaum mehr als den Namen besaß. Der Graf Edric von Tevelham hatte seine Jugend, die noch nicht vorbei war, aber ihrem Ende zuneigte, in Frankreich zugebracht. Ebenso schön wie Olesky, hatte er das Leben ganz anders als dieser verstanden. Er hatte mit aller Sorgfalt die kleinen Liebeleien vermieden, welche Ladislaus gerade aufsuchte. Was er an der Galanterie liebte, das war vor Allem der Kampf. Man weiß was die Jäger sagen: „Ich liebe kein Wildpret.“ Das hätte Tevelham sagen können. Der Gegenstand seiner Verfolgung, einmal erreicht, wurde ihm gleichgültig: so lange er ihm aber nachging, übertraf nichts seinen Scharfsinn und Eifer. Die größte Koquette konnte ihn nicht aus dem Geleis bringen. Wie man aber endlich Alles müde wird, so fing der Beruf, für den er sich geschaffen schien, an, ihn allmählig zu ermüden. Wir haben gut Trübsinn und Verzweiflung predigen, — unsere Zeit ist die des Werther, Manfred und René. Man wird uns niemals ohne Reservation lachen machen. Es heuchelt, der das Gegentheil sagt. Seit sechzig Jahren gibt es kein Herz mehr, das nicht mit jenem kranken Hang geboren wird, den man Unzufriedenheit, Unruhe, Spleen u. s. w. nennt. Lord Tevelham unterlag dieser Krankheit. Er dachte unaufhörlich daran, sich in das Gehirn das Stückchen Blei zu jagen, das die Plänkler im Kriege den Freund des Menschen nennen. „Was mich zurückhält, sagte er einst zu dem Vertrauten unter seinen Freunden, das ist eine gewisse Neugierde. Meiner Erfahrung und meinem Verstande zum Trotz, fällt es mir doch schwer zu glauben, daß in dieser Welt nichts wäre, was uns zu fesseln verdiene. Diesem Wörtlein „Glück“ muß doch etwas entsprechen. Wenn ich nur einmal sehen könnte, wie das eigentlich aussieht!“ Sein Freund antwortete ihm durch eine Reihe philosophischer Gemeinplätze, aber Tevelham steifte sich auf seine Gedanken, und da sein Selbstmord am Ende ohne irgend einen Uebelstand eine abgethane Sache sein konnte, so legte er seine Pistolen bei Seite.

Eines Abends war er in der Oper — im Monat September oder Anfang October, wenn ich nicht irre — genug zu jenem Zeitpunkt, wo Paris das öde Aussehen eines von seinen Gästen verlassenen Schlosses hat. Er

war allein im Innern einer Loge mit dem Freund, von dem die Rede war. Man spielte Lucia. Während diese zarte und trostlose Musik eine verborgene Wirkung auf den zerstreuten Geist Tevelhams ausübte, neigte er sich zu seinem Gefährten und sagte: „Ich habe heute einen Brief von Olesky erhalten; er ist noch immer an den Ufern des Genfer Sees und stellt sich verliebter, denn jemals. Er ladet mich ein, einige Tage bei ihm zuzubringen, ich habe Lust es anzunehmen und morgen zu reisen. Sie wissen, was ich Ihnen oft wiederholt habe: ich will, ehe ich sterbe, das Schauspiel des Glückes gesehen haben. Wenn ich den armen Kerl glücklich finde, wird das für mich eine unendliche Freude sein. Dieser brave Ladislaus verdient es übrigens geliebt zu sein. Ich halte ihn noch fähig Gefühle zu hegen, für die ich meinerseits höchstens Intelligenz besitze." — Dabei seufzte Tevelham, indeß aus dem Orchester eine Melodie heraufdrang, warm und sanft wie ein Frühlingshauch. — „Diese Akkorde, bemerkte Tevelham, machen Miene, das wieder zu geben, was in mir vorgeht. Die Liebe und der Genfer See gefallen mir. Ich werde Ihnen, mein Lieber, meine Eindrücke schreiben. Wenn meine Briefe mich überleben, wie ich hoffe, so werden sie, dafern Sie sie nicht verbrennen, ein Denkmal bilden, das Ihnen ein doppeltes Andenken gewähren wird: mein Gedächtniß und die Liebe Olesky's."

Diese Briefe habe ich erhalten. Sie mögen nun meine Erzählung ersetzen.

III.

„Niemals, so lange ich lebe, bin ich auf einer meiner vielen Reisen durch alle Länder der Natur so fremd geblieben, wie während dieser. Ich glaube von aller Nachahmungssucht frei geblieben zu sein und zudem ist die Blasirtheit seit lange nicht mehr in Mode. Ich fühle mich wirklich fertig, unverbesserlich fertig in allen Theilen meiner Seele; ich habe mit den äußeren Dingen keine Beziehung gehabt, bis vor der Wohnung Olesky's. Kurz vor der Ankunft an seinem Hause, das den Genfersee überblickt, habe ich das erste Mal den Kopf durch das Fenster meines Wagens gesteckt; es war Mitternacht. Der Himmel war düster, ein wenig stürmisch, doch hie und da von dem unsichtbaren Mond beleuchtet. Diese Landschaft, voll Geheimniß und Trauer in ihrer nächtlichen Einkleidung, hätte mir beinahe die Seele bewegt. Ich konnte glauben ein verlorenes Echo, einen fernen Klang, wie die Stimme eines Hirten im Thalgrund, in mir aufsteigen zu hören. Ich habe mich getäuscht; nichts hatte das tödtliche Schweigen gestört, das mich umgab. O Natur! Du bist also auch eine Geliebte, deren man müde wird! Mit diesem traurigen Gedanken habe ich das Haus meines Freundes betreten. Ich werde nichts über diesen Wohnort sagen, Sie wissen, daß ich die Beschreibungen hasse; dieser ist ein Nest für die Dichtkunst und Liebe, die in allen Räumen verwaist sind, die man ihnen errichtet hat.

Alles war zu Bette, aber man weckte Olesky. Er begrüßte mich in einem großen Zimmer, in das ich geführt ward und setzte sich, nachdem er mich umarmt, an das Ende meines Lagers. Ich gestehe, daß er mir ein wenig gealtert schien. Sein Gesicht hat nicht mehr diese Reinheit der Züge, welche die Bildhauer so sehr an ihm bewunderten. Mehr als ein weißes Haar schlängelt sich in dieser Kopftour eines Bachus. Er bemerkte, was mir in den Sinn kam und sagte zu mir: „Die Zeit, wo man mich zum Modell eines Endymion wünschte, ist vorüber. Luna betrachtet mich jeden Abend, ohne sich in mich zu verlieben ..." Hierauf fügte er alsbald lächelnd hinzu: „Uebrigens werde ich mich nicht um sie kümmern, denn ich habe die einzige Liebe gefunden, für die ich nun lebe." Das war der Punkt, auf den ich wartete, und ich rief sogleich: —„Also bist Du glücklich!"

Bei diesem Wort sammelte er sich, und ein peinlicher Gedanke zog sichtbar über seine Stirn. Du weißt, daß über seine Lippen die Lüge nicht herauskann, und wir waren in einer jener Stimmungen, wo die Wahrheit ein Bedürfniß und eine Freude ist. Allein inmitten der Nacht, am Ende einer langen Trennung, konnten wir dem Kultus

unserer Freundschaft die Weihe einiger offener und theilnahmsvoller Worte nicht verweigern.

„—Nein," sagte er mir, „ich kann mich nicht vollkommen glücklich nennen, weil ich die ewige Unruhe aller Derjenigen habe, die ihr Glück nicht in sich selbst tragen. Du weißt, wovon Traurigkeit oder Freude in meinem Leben abhängen. Wenn ich eine Wolke auf ihrem Antlitz wahrnehme', werde ich untröstlicher als ein Kind, dem sein Sonntagshimmel sich umwölkt hat. Ich trachte sie zu zerstreuen, und ich fühle die Thränen, die mich ersticken."

Durch diesen Beweis, daß das Herz eines blasirten Mannes, noch weniger hart ist, als das Herz einer Koquette, gab ich mich einem Gefühl des Trübsinns hin:

„—Du liebst sie also sehr?"

„—Ich liebe sie wahnsinnig."

„—Und sie ist nicht dankbar bis zur Verehrung? Wenn das ist, so habe ich genug, dann gehe ich."

„—Ach mein Freund, ist's denn erstaunlich, daß sie zuweilen leidet? Bedenke, sie hat meinetwegen Alles verlassen."

„Armer Ladislaus! Ich habe diese banale Entschuldigung des ehrlichen Herzens vorausgesehen. Was hatte sie seinetwegen geopfert? Die Marquisin hatte vor langer Zeit einen Gatten verloren, an den sie nur mit Widerwillen zurückdachte. Sie hatte niemals Kinder gehabt. Das „Alles," das sie aufgab, waren also die Visiten zwischen vier und sechs Uhr, diese Soireen, in denen sich Niemand unterhält, diese großen Bälle, wo man sich aus Convenienz langweilt, endlich diese ganze Reihe von Langweiligkeiten, worüber sich Alle beklagen. Man muß zugeben, daß bei einer Abrechnung Olesky vielmehr Alles für sie aufgegeben hatte. Er hatte einem Leben Lebewohl gesagt, für welches eine große Anzahl von Leuten ihre alten Tage in Einsamkeit zubringen. Aber so ist es einmal und wir können es nicht ändern; es bleibt ausgemacht, daß die Frauen, indem sie sich uns ergeben, mit dem Heroismus des Opfers großthun, während wir, die für sie leben, weder eine Pflicht noch ein Vergnügen aufopfern, weder eine Sorge noch eine Störung in unser Dasein hineinziehn. Ich werde nicht versuchen, diese Ueberzeugung in Ladislaus zu erschüttern; außerdem habe ich stets sorgfältig vermieden, mich bei dem Herkömmlichen aufzuhalten. Das sind lästige Bürden, die man für einen Augenblick aufhebt, die aber zurückfallen und Einen erdrücken. Ich werde sie daher gehen lassen."

„—Ich will gerecht sein," nahm er wieder das Wort, mit einer ernsten Stimme und einem Ausdruck voll melancholischer Billigkeit; „ich anerkenne den ganzen Umfang ihres Opfers, und wenn es mich auch betrübt, so bin ich doch nie gereizt. Ueberdies macht sie mich in wenigen Minuten Stunden des Leidens vergessen. Das ist immer dieser anbetungswürdige Geist, den du gekannt hast, mit jenem Reiz, den ich nur bei ihr empfunden. Gestern Abend, als sie mir eine Tasse Thee reichte, hatte sie eine so reizende Haltung, daß ich vor ihr auf die Kniee fiel. Unglücklicherweise rufe ich: „Du bist für mich in diesem Moment in unserer glücklichen Einsamkeit ein Engel der irdischen Grazie." Bei diesem Wort wurde sie träumerisch, und ich begriff meine grausame Ungeschicklichkeit."

Ich aber begriff dieses Wesen, und hatte nicht mehr nöthig, Olesky darnach zu fragen.

Den Tag nach meiner Ankunft nahm ich das Frühstück allein mit Olesky. Frau d'Eponne war leidend, und ließ sagen, daß sie nicht zum Diner erscheinen werde. Ich machte mir's mit ihrer Abwesenheit sehr bequem. Unser Mahl war belebt. Nebst dem Epheu und dem Weinstock gibt es wenig Dinge, die sich so wohl mit einander vertragen, wie der Wein und die Freundschaft. Einen Augenblick hatten wir beide vergessen, Ladislaus, daß er der verliebteste, und ich, daß ich der gelangweilteste aller Menschen sei. Als wir gestützt auf den Tisch einer dem andern gegenüber unsere Cigarren anbrannten, begann das ganze Regiment unserer Erinnerungen vor uns zu defiliren. Ich fand Olesky wieder so, wie wir ihn Alle geliebt haben. Es gibt nichts so Flüchtiges und hinterher Trauriges, wie diese Bilder,

die von uns selbst zuweilen an uns vorüberziehn. Plötzlich verschwindet das Phantom, und zeigt uns den wahren Menschen mit allen Schwächen der Seele und des Leibes, mit denen ihn die Zeit heimgesucht hat. Gedrängt von dieser Wahrheit spreche ich auf einmal gegen Ladislaus ein Wort aus, das sehr viel Zärtlichkeit für ihn, aber einige Härte gegen seine Liebe ausdrückte. Sogleich erbleicht sein Gesicht, seine Augen erhalten einen düstern Glanz, und wieder stand vor mir Ladislaus, der verliebte, der schicksalsschwere Ladislaus, der Ladislaus, der uns genommen und verwandelt worden ist.

Endlich sah ich dieses Weib der modernen Zauberei. Valerie ist nicht gealtert. Ihr Gesicht hat keine Falte angenommen. Ihre Taille zeigt die frühere Eleganz, und gleichwol, ist es blos ein Spiel meiner Einbildung? habe ich die Marquise d'Eponne nicht mehr so wiedergefunden, wie ich früher gewohnt war, sie jeden Abend zu sehen. Es wollte mir scheinen, daß sich in ihr eine verborgene Veränderung geltend gemacht. Vorerst schien mir ihr Anzug für eine Gesellschaft von drei Leuten im Innern einer schweizerischen Villa viel zu gesucht. Sie hatte in ihrem Haar eine Rose, und um ihre Schultern eine Garnitur von Spitzen, deren Geschmack mir höchst andalusisch vorkam. Indem ich meine Eindrücke in Ordnung zu bringen suchte, gewahrte ich, daß ich an ihr etwas von der Schauspielerin entdeckt hatte. Sobald man sich von der Gesellschaft entfernt, geräth man in eine primitive Einfachheit, oder in die theatralische Affectation. Ich sah auf der Stelle, daß die Einsamkeit die entgegengesetztesten Wirkungen auf den Helden und die Heldin des vor mir geöffneten Romans gehabt hatte.

Valerie kam nicht früher als fünfzehn Minuten vor dem Diner in den Salon. Unsere Begegnung war natürlich verlegen. Sie hatte die Miene eines Banquiers, den man nach dem Falissement wiedersieht. Da ich an ihr nichts verloren hatte, nicht einmal eine Zerstreuung, denn weder ihr Geist noch ihre Schönheit waren mir je sympathisch, so hätte ich sehr gern zu ihr gesagt: Aber ich zürne Ihnen nicht, ich habe Ihnen keinen Augenblick deßhalb gezürnt, Sie haben nicht bei mir Bankerott gemacht.—Unglücklicherweise war ich genöthigt, mich anfangs auf einen sehr ceremoniösen Ton mit ihr zu stellen. Sie frug mich über meine Reise. Ich gehöre nicht zu den zwei einzigen Klassen von Reisenden, denen ich annoch begegnet bin: ich bewahre weder die Geschichte meiner Koffer, noch die Eindrücke meines Herzens. Ich hatte ihr also nur eine sehr kurze Antwort zu geben. Ich wollte nicht von Paris sprechen, weil es die schmerzhafte Erinnerung war, die vor Allem an den Ufern des Genfer See's geheilt werden sollte und so verfielen wir in ein katarrhalisches Schweigen, als wir uns zu Tische setzten.

„Das Essen war weniger kläglich, als ich erwartet hatte. In Folge eines glücklichen Einfalls hatte ich in meine Reisebibliothek Delphine und Corinna aufgenommen; ich sagte eine Phrase über Frau v. Staël, und Valerie belebt sich etwas. Frau v. Staël ist eine Art weiblicher Byron, der, wie der Verfasser des Childe Harold, immer eine dunkle Macht über gewisse Geister ausüben wird. Sie wird auch stets eine Schule haben, in der man die hervorspringenden und originalen Züge ihres Lebens copirt. Durch eine Sonderbarkeit, die man bei mehreren Menschen findet, liebt Ladislaus Alles, was sich auf Kunst bezieht und flieht Alles, was von nah oder weit die Literatur berührt. Er betheiligte sich nicht an unserm Gespräch, aber er freute sich, Valerie lächeln zu sehen. Nach dem Essen war, wie man sagt, das Eis gebrochen, und diese tausend Nebendinge, die bei einer einmal im Gange begriffenen Konversation sich ergeben, hielten uns den ganzen Abend beschäftigt. Frau d'Eponne sagte mir, als sie sich zurückzog: Es ist lange her, daß ich mich nicht so ausgeplaudert habe, ich glaubte, daß es Dinge gäbe, über welche ich nicht mehr sprechen sollte. — Ich habe Olesky mit Unruhe angesehen. Ich glaube, daß er diese für ihn so wenig verbindlichen Worte nicht gehört hat. Er schien zufrieden. Meine Vertrau-

lichkeit mit Valerie scheint ihm Vergnügen zu machen. Er denkt mit vollem Recht, daß ich zuverlässig von allen Männern derjenige bin, auf den er am wenigsten eifersüchtig sein könnte. Die Geschichte von Chateauneuf und Ninon, die in ihrem achtzigsten Jahre sich eines Abends eine Liebeserklärung machten, wäre neben einem Verhältniß zwischen Frau d'Eponne und mir nicht die sonderbarste. Es ist mehr als ein Jahrhundert, das wir für einander haben. Wir sind wie Philemon und Baucis zusammengealtert, doch nachdem wir uns die ganze Zeit gekannt und niemals geliebt hatten."

IV.

„Denken Sie sich, daß ich ihr die Sottise gesagt habe, welche meinen letzten Brief schloß. Hören Sie, wie es gekommen. Ladislaus trat gestern früh in mein Zimmer. —Mein lieber Tevelham, rief er lachend aus, ich werde Dir einen Beweis meines Vertrauens geben, der Deiner Freundschaft, ich hoffe, schmeicheln und durch den Deine Eigenliebe nicht leiden wird. Ich gehe für 24 Stunden nach Genf, wohin mich die Besorgung meiner Geschäfte ruft. Ich lasse Dich allein mit Valerie. — Es liegt doch etwas Fatales, scherzte ich, indem ich Ladislaus ansah, in dem regelmäßigen und fortwährenden Zusammenleben eines Mannes mit einer Frau, wer sie auch sein mag. Der Geliebte, der auf Ehefuß mit seiner Geliebten lebt, wird immer zum Ehemanne werden. Nun dießmal aber hast Du recht. Ich werde Dein Glück achten ... — Das nicht das meine sein möchte, wollte ich beifügen, aber ich hielt es für klüger auf dem schlüpfrigen Pfade des Scherzes inne zu halten. Ich drücke Ladislaus die Hand; er geht und ich bin Herr des Hauses.

Man hat mich allein in Gesellschaft eines alten Weines frühstücken lassen. Ich habe während des Tages geschlummert: um 4 Uhr, als ich einen Spaziergang durch den Park machte, hörte ich Akkorde des Piano; Valerie spielte einen Walzer. Ich ging auf den Zehen bis in ihre Nähe: sie saß mit dem Rücken gegen mich, hatte aber vor sich den Spiegel. An einer kaum bemerkbaren Bewegung ihres Kopfes erkannte ich, daß sie mich gesehen, und daß sie eine Ueberraschung aufführen wollte. In der That veränderte sich ihr Spiel und nahm etwas Klagendes an, als sie plötzlich mit einem leichten Schrei aufsprang: sie hatte in ihren Wimpern Thränen, die sie sichtbarer zu machen suchte, indem sie sie schnell abwischte.— Ach! that sie, warum mußten Sie hierher kommen? Sie sollten wohl begreifen, daß es Augenblicke gibt, wo ich leide; aber ich will nicht, daß man mir in einem solchen Augenblick nahe kommt. — Dies sagend erhob sie sich schnell und setzte sich auf ein schmales Kanapee, wo ich neben ihr Platz nahm. Ich durchschaute die Situation. Ich hatte mich getäuscht, als ich glaubte, daß Valerie jedem Gedanken von Koquetterie gegen mich fremd sei. Wir hatten uns in Paris stets aus dem vortrefflichen Grund gemieden, daß Keines vom Andern etwas zu lernen habe, daß die Analogie unserer Natur sogar eine Quelle der Langenweile für uns sein müsse. Nur eines Abends, wo es sich um ein Sprüchwortspiel handelte, hatte Frau d'Eponne mich interpellirt. — Wir könnten, hatte sie zu mir gesagt, mit dem Sprüchwort zusammenspielen: Auf einen Korsar anderthalbe.—Meine Antwort war: —ich werde der anderthalbe sein, Madam;— worauf sie mir etwas schnippisch erwiederte: — Dieses Wort wird mich davon nicht überzeugen. Das riecht bedeutend nach der Methode der alten Roués, die ihren Angriffen durch Plumpheit Nachdruck geben. — Ich hätte meinerseits repliciren können, aber ich entfernte mich stillschweigend. Das war unser einziges Gefecht. Heute in der Leere der Einsamkeit warf sie sich offen auf mich. Seit dem zweiten Tag nach meiner Ankunft hatten die Feindseligkeiten begonnen. Ich beschloß ihnen ein Ende zu machen.

„—Hören Sie, sagte ich ihr: Ladislaus ist heute Morgen fort, wir befinden uns in einem tête à tête, das Sie nicht anzuwenden wissen. Sie haben Lust mit mir das Sprüchwort zu spielen, was Sie eines Abends citirt haben. Erinnern Sie sich dessen? Ich weiß nicht welcher von beiden Korsaren Sie-

ger bleiben wird, wenn der Kampf, den Sie mir anbieten, stattfände: aber das Glück des armen Olesky könnte in der Affaire wohl verloren gehen. Dieser brave Junge glaubt, obwohl er der älteste von uns Dreien ist, noch an eine Menge von Dingen, deren Hohlheit wir seit lange erkannt haben. Wenn er nur auf einen Augenblick Grund zum Mißtrauen gegen mich, zur Klage gegen Sie haben würde, würde er in eine Verzweiflung gerathen, deren bloßer Gedanke mich erschreckt. Die beiden Phantome, die in seiner Einbildung leben, die Liebe und die Freundschaft, müßten für ihn zu existiren aufhören. Er würde sich in tiefere Finsternisse versetzt finden, als von denen Byron gesungen hat. Und warum sollten wir ihm diesen Kummer machen? Ach, wenn es für uns möglich wäre etwas Neues zu erringen, indem wir unsern Freund vergessen, selbst etwas Neues à la Eva, da sie Adam eroberte, so würde ich mit Entzücken sagen: Vergessen wir ihn, diesen würdigen Olesky! Ja, Sie wissen, daß ich es sagen werde. Unglücklicherweise hat das Neue nichts mit uns zu schaffen. Wir kennen uns so genau, daß wir deßhalb einander eine Zeitlang übel wollten. Wenn ich weinen würde, würden Sie mir sagen, welchem Vorwand meine Thränen zuzuschreiben sind, und ich könnte Ihnen sagen, wo Sie diese Bewegung machen, dieses Lächeln haben, ihre Stimme jenen Ton annehmen würde. Sehen Sie, ich weiß nicht einmal, seit welcher Zeit ich Sie kenne, so alt und tief ist unsere Bekanntschaft,— ich schloß mit den Worten, die ich Ihnen schon geschrieben habe. Ich hatte mir das Herz erleichtert und meine Vernunft wiedergewonnen.

Valerie war entschlossen die Gelegenheit, während einiger Stunden die alte Koquette zu spielen, nicht unbenutzt vorbeigehen zu lassen, und meine Phrasen gingen in die Luft: sie hätte lachen oder sich ärgern können, was übrigens den Lauf unserer Unterhaltung nicht beeinträchtigt haben würde. Sie gab sich nicht die Mühe, die Richtung derselben zu verändern. Als ich zu sprechen aufgehört hatte, erhob sie ihre beiden großen Augen, die sie bisher gesenkt hatte, trüb und zerstreut, und sagte mir wie aus einem Traum erwachend, in den meine Worte nicht eingedrungen waren:

„— In der That, ich bitte Sie um Entschuldigung wegen meiner Verstimmtheit; haben Sie aber nicht eben gesagt, daß wir uns seit langer Zeit kennen? Ja, unsere Beziehung ist sehr alt, Sie haben recht und ich sollte eine freundlichere Miene zeigen, um einen Freund zu bewillkommnen. Was wollen Sie? wenn ich einen dieser grausamen Anfälle der Laune habe, weiß ich nicht wie mich davon zu befreien."

Herrlich, dachte ich, die Rolle des Vertrauten und Trösters wird mir geradezu octroyirt. Immerhin resignirte ich mich nicht gleich, sondern erwartete den Kampf, in dem ich unterliegen sollte.

Das Mittagsmahl dauerte kurz. Valerie gehörte der alten Schule der Frauen an, die nicht essen, d. h. die mit Zerstreutheit und Eile speisen. Sie machte, was man ihr vorsetzte, mit einer wahrhaften Hexerei verschwinden und dann saß sie vor Ihnen, den Blick verklärt, den Teller leer, wie Ariël, der genöthigt wird der Mahlzeit Kalibans beizuwohnen. Ich will nicht gerade ihre Methode der Kritik unterziehen. Ich liebe noch mehr diese Art als das mehr moderne Verfahren der Frauen, welche unter dem Vorwand des Hasses gegen die Heldinnen unserer Romane, mit Ostentation dem Gotte des Magens opfern. Nach dem Schlusse der Tafel befanden wir uns mehrere Stunden in einem großen Salon allein mit einem Piano, Blumenvasen und allen Ideen, die aus einem solchen Orte und Verhältniß natürlich entspringen.

Ich mache Ihnen jetzt das aufrichtigste aller Bekenntnisse. Es war gewiß nicht der Wunsch, meinem Leben ein Kapitel à la Crébillion hinzuzufügen, was mich bei dem Anblick Frau d'Eponne's beunruhigte. Wenn so etwas mir in den Sinn gekommen wäre, würde ich es Ihnen unbedingt sagen. Die Thatsache ist, daß ich, indem ich den Reizen Valeriens alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, mich durch keines jener heißen und plötz-

lichen Gefühle hinreißen ließ, die der Galanterie des vergangenen Jahrhunderts angehören. Wenn Sie meine Empfindung vergleichen wollen, so denken Sie an einen Wildschützen, der sich über seinen grausamen Zeitvertreib die lieblichsten Moraldinge vorsagt, sich verschwört, das Gehölz zu durchwandeln, ohne einen Blick auf die Hasenspuren zu werfen, noch auf das Zwitschern der Rebhühner zu hören und der auf einmal, das Gewehr in der Hand, vor einem Jagdwild steht. Ich fühlte mich von der Allmacht der Gewohnheit ergriffen, aus Fatalismus des Handwerks — ich setzte mich neben Valerie, die auf dem Sopha Platz genommen, wo wir vor dem Diner uns befanden.

„— Wolan, sagte ich ihr, wozu soll ich versuchen zu kämpfen und mein armes Gehirn anzustrengen, um Sie von Dingen zu unterhalten, die Sie nicht interessiren, während ich alle meine Gedanken sich in brennende Worte auf meinen Lippen verwandeln fühle, um Ihnen zu gestehen, was stets das einzige Interesse meines ganzen Lebens war? Ich war vielleicht dümmer als viele Andere. Ich bin aus einem Lande, wo man sich an den Triumphen der Rede berauscht, und wo ich durch meine Geburt das Recht hatte, alle meine Gedanken über das gemeinsame Beste in Rede auszudrücken: ich habe niemals zwei Sätze hintereinander vor zwanzig versammelten Menschen ausgesprochen. Man könnte mir morgen den Ruhm Pitts anbieten, so würde ich ihn ausschlagen. Mein einziger Ehrgeiz bestand darin, bei einer Frau einst ein Herz zu finden, welches das Geheimniß besäße, welches die Gelehrten in der Wissenschaft, die Frommen im Glauben suchen.

„Sie unterbrach mich laut lachend: — Wir spielen also doch unser Sprüchwort? Sie sind Faust, nicht wahr? nun wol! ich bin Faustin. Was Sie suchen, ist ein philosophisches Gestein, dem Sie den Namen der Liebe beilegen: und das ist's, was ich auch suche. Wissen Sie aber, was die Alchymisten in ihre Pfannen werfen, um das Gold, von dem sie träumen, zu erzeugen?

„— Gold, erwiderte ich.

„— Ganz recht. Und um zu der Liebe zu kommen, die wir uns träumen, werden wir nöthig haben, Liebe zu schaffen. Nun, was uns bisher beiden gefehlt, ist die Fähigkeit zur Liebe.

„Ich begann meinerseits zu lachen: wir hätten bei diesem Wort stehen bleiben sollen. Unglücklicherweise aber giebt es kein Stehenbleiben auf dem Pfade, den wir betraten. Frau d'Eponne hatte, wie ich, ihren Staptus offen zu sein. Diese Offenheit selbst wurde ein Mittel ihrer Koquetterie. Ich brauche Sie nicht mit allen Widersprüchen und Launen, mit allen Umwegen und plötzlichen Uebergängen, mit der ganzen Reihe unvorhergesehener und unglücksvoller Zufälle bei jenen Gesprächen bekannt zu machen, wo die Töchter Eva's an Beweglichkeit und Schmiegsamkeit mit der Schlange wetteifern. Das beklagenswerthe Resultat von dem, was zwischen Valerie und mir gesagt ward, bestand darin, daß nach Verlauf von wenigen Stunden zwei Charactere, die unfähig waren, wen immer und besonders sich gegenseitig zu lieben, zwei Wesen, die weder die mystische Inspiration des Herzens noch der unwiderstehliche Drang der Sinne zu einander geführt — zwei Geschöpfe, die sich mit Scharfsinn erkannten, indem sie sich gerecht beurtheilten, sich auf den Trümmern eines Glücks vereinigten, das ihnen hätte heilig sein sollen. Als ich mich in mein Zimmer zurückzog, kam mir die schmerzliche Erinnerung an Olesky; ich glaubte an die wahre und edle Neigung, zu deren Vertrauten er mich noch diesen Morgen gemacht hatte. Wem wurde die aufrichtige Leidenschaft dieser geraden Seele geopfert? Den schlechten Gewohnheiten zweier verdorbener Seelen. Das ist der Lauf der Welt von jeher. Das Glück Olesky's wird ein Trümmerhaufen mehr sein unter den unzähligen Ruinen der Freude, der Täuschung und des Vertrauens, unter denen grausame und enttäuschte Herzen für ihre gefühllosen Liebschaften Schutz suchen.

V.

„Ich schreibe Ihnen mit Bestürzung, mit Zorn, mit Verzweiflung, das kommt Alles aus demselben Grund, den ich Ihnen sogleich sagen will. Es wird mir leichter sein, sobald dieses Geständniß gemacht ist. In wenigen Stunden werde ich Frau d'Eponne entführt haben. Sie sehen mich mit einer Miene an, die mich herausfordert. Wolan, ja, ich werde sie entführt haben. Ich werde in das Leben Olesky's den brennendsten Schmerz und in mein Leben die widerwärtigste Langeweile von allen geworfen haben. Das Schicksal hat es so gewollt, jenes Schicksal, das uns die vereinigte Gewalt unsrer Dummheiten und Leidenschaften aufzwängt, indem sie eine unwiderstehliche Macht wird. Ich werde Ihnen erzählen, was geschehen ist, so weit es die drückenden und verworrenen Erinnerungen erlauben, die mich in diesem Augenblicke beherrschen.

„Seit einigen Tagen dachte ich an Nichts, als die fatale Villa Olesky zu verlassen, aber jedes Mal, wenn ich meine Abreise anzeigte, rief Valerie Scenen hervor, vor denen ich zurückwich. Sie war dahin gekommen, mir kurz zu erklären, wie gränzenlos müde sie unsres armen Freundes wäre. — „Nein," rief sie aus, „ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Sie mich hier an einen Menschen gefesselt, zurücklassen, von dem eine thörichte Laune mich zu seiner Gefährtin gemacht hat; Sie sagen mir, daß er mich liebt: nun wohl, ich zürne ihm wegen dieser Liebe; seine ermüdende unterdrückende Neigung ist ein bleiernes Meßgewand, das er mir umwarf. Ich bin noch nicht dazu verdammt, eine solche Strafe zu ertragen. Seine Miene, sein Reden, sein Schweigen, Alles ist mir an ihm zuwider. Er ist gut, sagen Sie fortwährend, möge denn seine Güte ihm den Wunsch einflößen, mich glücklich zu sehen, das heißt, ferne von ihm! Edrik, Sie sind's, mit welchem ich leben will. Sie sind nicht gut, Sie, nachdem was Sie sagen, aber wenigstens sind sie intelligent, was mehr werth ist. Wenn, was nicht wahrscheinlich ist, ich leiden sollte, weil Sie mich zu sehr lieben, weil Sie mich zu sehr geliebt haben, so werden Sie nicht kommen, mir als Arznei anzubieten, daß Sie mich noch mehr lieben werden! Sehen Sie, ich kann ihn nur jenem Bauer vergleichen, zu dem ich einst sagte: „ich bin Eurer schlechten Milch satt, sie hat mich krank gemacht," und der mir erwiderte: „Nehmen Sie alle Morgen davon, Sie werden Sich daran gewöhnen."

Ich antwortete ihr, daß ihr Verhältniß mit Olesky ein unverbesserliches Unglück wäre. — Daß die Welt, deren Meinungen und Gefühle sie schon einmal verletzt hätte, ihr einen zweiten Skandal niemals verzeihen würde. „Die Welt, sagte sie zu mir mit Recht — bin ich nicht auf ewig von ihr getrennt? Die Wege, auf die ich gerathen, sind nicht die ihrige, sie kann nicht die Anmaßung haben, mich darauf zu leiten. Mein Gott! Sie denken über diesen Punkt ja wie ich, aber Sie möchten mich mit dem Schicksal herumschlagen lassen. Sie fürchten, daß ich nicht Ihr Ladislaus werde. Sie täuschen sich! ich werde Sie niemals quälen, wie er mich quält. Wenn Sie eines Tages neben mir unzufrieden wären, obgleich ich mich in der Wahrheit bestimmt glaube Sie zu lieben — ja, lächeln Sie nur, obgleich ich Sie liebe — so werde ich es Ihnen Dank wissen, wenn Sie mir Ihren Schmerz nicht verbergen; ich werde Ihnen nicht mit dem Ausruf zu Füßen fallen: „Ich bitte um Deine Liebe!" Ich werde Ihnen sagen: „Ich willige ein, zieh' hin in das Heil Deiner Freiheit."

Während sie mir diesen Vortrag hielt, machte mich Olesky seinerseits wahnsinnig. Jeden Tag hörte ich von ihm die zerreißendsten Geständnisse. Er theilte mir jede Härte und Laune mit, die er genöthigt war zu ertragen und frug mich, was er thun sollte, um sein Leben ein wenig zu erheitern. Ich blieb stumm; wenn er weinte, hätte ich mit ihm geweint. Ich habe nach Allem nie ein eigentlich egoistisches Herz gehabt, obgleich seit lange mein Geist abgenützt war. Ich hätte gerne den Leiden dieser beiden Geschöpfe abhelfen mögen, zwischen die ich hineingezogen ward. Ich begriff Valerie und beklagte Ladislaus. Mich selbst mußte ich

anklagen. Eines Tages empfand ich eine neue Art Sorge, auf die ich gefaßt sein konnte. Ich bemerkte, daß Olesky eifersüchtig sei, und nichts war peinlicher als die Art, mit der er seine Eifersucht an den Tag legte. Er hatte die Miene, mich um Mitleiden anzugehen, meine Gnade in Anspruch zu nehmen für die einzige Freude, die er noch in dieser Welt hatte. Ich erinnere mich besonders ein Mal, wo sich mir bei dem Anblicke seiner wahrhaft das Herz zusammenzog. In Folge eines Wortes von Frau d'Eponne, über das er mit Recht überrascht war, heftete sich sein Auge auf mich mit einem bittenden Ausdruck. Es schien mir zu sagen: „Stelle Dich nicht vor meinen letzten Sonnenstrahl." Sie kennen, wie ich, die ungeduldige und tapfere Natur Olesky's; aber diese Unterthänigkeit, diese Sanftmuth hatten bei dieser unterjochten Seele ihre Quelle in der Leidenschaft, in dem Bedürfniß ihre Hingebung um jeden Preis zu erhalten; außerdem lag auch darin vielleicht ein wenig Neigung zu mir. Ich war entschlossen seiner Bitte zu weichen, als die Katastrophe eintrat, die über unser gemeinsames Schicksal entschied. Diesen Morgen machte Ladislaus den Vorschlag eines Spaziergangs am See. Die ländlichen Vergnügungen waren nie sehr nach meinem Geschmack; ich glaube, daß Valerie sie nicht mehr liebt, als ich. Sodann war das Wetter nicht einladend: der Himmel umwölkt, die Luft kalt. Dennoch bestand Ladislaus mit aller Gewalt darauf und ich wurde gezwungen, diese Spazierfahrt nach Saint Preux anzunehmen. Kaum hatten wir uns vom Ufer entfernt, als es plötzlich stürmisch wurde. Die Stürme auf dem Genfer See sind oft eben so heftig als auf dem Meere. Madame d'Eponne wollte wieder umkehren; Olesky wollte die Spazierfahrt fortsetzen. Ich betrachtete ihn und muß gestehen, daß ich auf seinem Antlitz einen finstern Ausdruck bemerkte. Sein Gesicht war sehr blaß und in seinem Blicke lag Entschlossenheit. Es schien mir, als wenn Valerie Furcht hatte und sonderbare Gedanken beschlichen mich. Ich hatte nicht die Zeit lange Reflexionen zu machen. Olesky hielt das Steuer; unser Ruderer war ein Diener, welcher ihm ganz ergeben war.

Plötzlich warf eine ungestüme Bewegung, deren Ursache ich noch jetzt nicht begreifen kann, unser Fahrzeug um und wir alle drei lagen in dem See. Das Unglück wollte, daß unser Roman hiermit noch nicht zu Ende war. Nach Verlauf einiger Minuten waren wir außer Gefahr. Ein Fahrzeug, das an dem unsrigen vorbeikam, hatte unsern Schiffbruch gesehen. Es war mir möglich gewesen Valerien zu ergreifen und ich legte sie in dasselbe hinein. Seltsam, Ladislaus, so berühmt durch seine Gewandtheit, seine Kraft und seine Kühnheit unter den Schwimmern, war von uns derjenige, der am längsten im Wasser blieb. Sein Diener und ein Matrose des Sees hatten ihn ohnmächtig aus dem Wasser gezogen. Er sagte, als er wieder sprechen konnte, daß er einen Krampfaufall gehabt hätte. Man trug ihn in sein Haus, wo er seit diesem Nachmittag an einem heftigen Fieber darnieder liegt. Während er gegen das Uebel kämpfte, ereignete sich in seinem Hause Folgendes:

Valerie trat nach einigen Stunden mit der Miene und dem Gange eines Gespenstes in mein Zimmer. Sie nahm mich beim Arm ganz wie die Statue des Kommandeurs und sagte zu mir: „Edric, wir müssen diese Nacht fort." Ich habe ihr, wie Sie sich denken können, Vorstellungen gemacht, ich habe ihr erklärt, wie unmenschlich es wäre Ladislaus in diesem Augenblick zu verlassen, daß es ihm einen Schlag ertheilen hieße, an dem er sicherlich sterben würde. „Der Schlag, erwiderte sie, ist ertheilt; Ladislaus weiß, daß ich Dich liebe und daß ich Dein ward. Er weiß es seit diesem Morgen und hat uns darum die schicksalsvolle Spazierfahrt vorgeschlagen, damit er sterben und sich rächen könne. Er hat mir Alles gesagt, als er mich von seinem Krankenbette fortstieß."

Sie verstehen jetzt, wie diese Frau triumphirt hat. Meine Pflicht ist mir gebieterisch vorgeschrieben, seit das Unglück verlangt, daß in dieser Geschichte eine Pflicht für mich sei. Ich entführe nicht, sondern werde entführt. Vor einem Monat hätte ich mir so

ruhig das Gehirn sprengen können! Und Olesky!—Wenn er sich umbringt, wird es aus furchtbarer Verzweiflung sein. Wenn man an einer Liebe wie die seinige leidet, so scheint es, daß selbst der Tod kein Asyl gibt, daß man in ihm stets von demselben Blick verfolgt sein wird, gegen den keine Nacht dunkel genug ist. Wie sehr hätte er verdient nicht Valerien zur Geliebten und mich zum Freunde zu haben!

VI.

Ich glaube nicht, daß Tevelham seit diesem letzten Briefe noch an irgend Jemand geschrieben. Frau d'Eponne und er gingen nach Amerika, um Zerstreuung zu suchen, dieses fahle Phantom, dem diejenigen ohne Hoffnung des Gewinnes oft nachjagen, die dem blendenden Bilde des Glückes entsagt haben. Sie wissen, wie das Paar geendet hat. Olesky starb in einem Kloster von Italien. Trotz der Energie, die seine Liebe besaß, bin ich nicht gewiß, ob er sich wirklich mit Tevelham und Valerien ertränken gewollt. Man hat mir gesagt, daß der Unfall im See ein natürlicher war und daß folglich Frau d'Eponne der Sache nur eine Auslegung gegeben, um Tevelham zur Entführung zu bestimmen. Die Scene zwischen ihr und Ladislaus am Krankenbette wäre eine bloße Erfindung von ihr. Olesky hätte den Mord seiner Selbsttäuschung erst nach dem Verschwinden der Flüchtlinge erfahren. Ich gebe diese Muthmaßungen für das, was sie sind. Das ganze Interesse an dieser Geschichte, liegt nach meiner Meinung in ihrer Realität. Ich habe damit ein Lied des sonderbaren Instruments, das man das menschliche Herz heißt, vorgetragen. Die Melodie ist getreu: möge Jeder nach seinem Geschmack den Sinn und die Harmonie heraushören.

Drei Phasen aus dem Leben eines Calculators.

Von Herbert K.

I. Die Berufsstunden.

Calculator Krawitsch geht mit dem erhebenden Bewußtsein in seine Kanzlei, heute wiederum, wie nun bereits seit 34 Jahren, dem „Staate zu dienen."

Calculator Krawitsch trägt dabei einen Hut mit fuchsrothem Deckel und abgegriffener Blende, einen blauen Frack und eine punktirte Piquéweste, welche so oft gewaschen und gebügelt, daß sie einem verschossenen Rosaroth ähnelt. Die Enden dieser Weste gehen wie Kreuzschnäbel über einander, und werden durch einen herrlich blauen Glasknopf gehalten, den einzigen, der an diesem Gewande sichtbar. Beide Stiefeln sind trotz der Eisen schief getreten, so wie am spanischen Rohre der Knopf fehlt, an dessen Stelle jetzt ein Facsimile von Siegellack klebt.

Ich hoffe, man hat jetzt einen hinreichenden Begriff von der äußeren Erscheinung des Herrn Krawitsch, und wir lassen ihn bis auf baldiges Wiedersehen durch eine dunkle Pforte verschwinden, vor der ein Wachtposten auf- und abgeht, den Herr Krawitsch nie ohne feierliche Ehrfurcht passirt.

An Schreibepulten mit tief eingelassenen Dintefässern, hinter hohen Holzgittern, sitzt in großen, niederen Sälen ein Heer von Beamten. An den nie gewaschenen Fenstern hängen zerfetzte, grüne Papierrouleaux, und auf den Simsen liegen haufenweis Fliegen, die im letzten Winter crepirten. Spinnweben dienen als Vorhänge, und Dintenspritzer in den sinnigsten Variationen, marmoriren die Wände mit vielem Glück. Federgeknarre, Husten, Räuspern, Niesen und „Zur Gesundheit wünschen" beleben dieses zauberische Gemälde bürokratischer Abgeschlossenheit, und es kracht dabei der weiße Sand unter den Füßen Derer, die aus Gesundheitsrücksichten stehend schreiben müssen. Wohl zehn Exemplare des unvermeidlichen „Anzeigers" liegen verstreut auf den Pulten umher, oder werden mit einem wahren Heißhunger verschlungen. Dieser Anzeiger, was seine Redactionsführung betrifft, erfreut sich

der höchstmöglichsten Delicatesse, denn es stehen Trauanzeigen, Häringsverkäufe, Kirchennachrichten und Aufrufe an schlechte Zahler freundschaftlichst neben einander.

Mit Gravität nehmen nach und nach die höheren Beamten an ihren Pulten Platz, was ziemlich spät geschieht; denn man kann im Allgemeinen annehmen, je höher der Gehalt eines Beamten, desto später kommt er seiner Pflicht nach, woraus ein Witzkopf folgerte, als er einmal einen Beamten erst kurz vor 12 Uhr an seine Arbeit gehen sah, daß dieser mindestens 1200 Thaler Gehalt haben müsse. — Die Thüre, an der ein ungeheuerer Sandsack hängt, wird mit Anstrengung geöffnet und herein tritt Herr Krawitsch.

„Guten Morgen, meine Herren!"

„Guten Morgen!" tönt es als Echo aus zehn Ecken.

Herr Krawitsch wischt seinen Hut mit seinem rechten Arm, stellt ihn in eine Art Acten- oder Brodschrank, zieht seinen Frack aus und vertauscht ihn mit einem sogenannten Expeditionsrock, der seit Decennien weder Schooß- noch Aermelfutter mehr sein nennt. Trotzdem schnallt der Calculator (wie wir ihn künftig schlechtweg nennen wollen) noch einen Schreibärmel an, holt aus einem alten Glacéhandschuh seine schwarze Hornbrille mit grünen Seitengläsern, bewaffnet sich damit und tritt an sein Pult, das ohne Gitter ist, weil solches nur höheren Beamten zukommt. Vor und hinter ihm sitzen zwei Collegen gleichen Ranges, also ebenfalls unvergittert.

„Was Neues?" fragte der Calculator federschneidend seinen Vordermann (denn mit seinem Hintermann hat er sich wegen einer Papierscheere „überworfen.")

„Kann nicht dienen," entgegnete der Vordermann, Herr Kleinhempel.

„Sehr feuchte draußen."

„Ja, nasse Füße!" antwortete Herr Kleinhempel.

„In der Türkei" — —

„Bitte, nichts von Politik!" dreht sich ermahnend Herr Kleinhempel um.

„Ich war gestern ein Bischen auf der Terrasse," schlägt nun der Calculator ein unschuldigeres Capitel an, indem er eine neue Verordnung über Hundemarken copirt, — „da war ein junger Mensch, ein Fremder, (und hiebei zieht er die Augenbrauen respectvoll in die Höhe) der hatte eine Flasche Rothwein vor sich stehen, — kaum 18 Jahr alt, nämlich der junge Mensch, — 's stand d'rauf English Ale, auf der Flasche nämlich. Kenne den Wein nicht. Er aber trank ihn aus Biergläsern. Ich bitte Sie, was soll man von so einem Menschen denken!"

„Sie waren auf der Terrasse?" frug, letztes Wort betonend, Herr Kleinhempel.

„'s war nämlich kein Concert," entschuldigte sich schnell der Calculator, um nicht als Verschwender zu erscheinen, und fuhr dann wieder in Absätzen fort: „Aber solche Eltern sind selber schuld — verdienen's nicht besser — keine Ueberwachung. — Hernach gab er dem Marqueur einen Neugroschen Trinkgeld, daß ich mich kaum mehr halten konnte. — Aber das ist Alles jetzt „Oben naus" und man weiß nicht, wo's herkommt. — Na! wenn dies mein Junge wäre —!" Und er schloß diese Replik mit einem furchtbaren Blick in die Ecke, wo seit vier Monaten ein Schmetterling in unbeweglicher Haltung verharrte.

Herr Kleinhempel schien heute wortkarg zu sein, denn er blieb regungslos, und der Calculator ackerte nun auch schweigsam auf seinem grobkörnigen Papier fort. —

„Dem Sportelkassirer Riehle seine Frau ist auch niedergekommen," theilte ziemlich laut ein entfernt sitzender Registrator aus dem „Anzeiger" mit.

„Ja, sie sind mir nicht gesalzen genug, Breisern seine sind mir lieber!" ließ sich eine andere Stimme, ebenfalls mit dem Anzeiger beschäftigt, vernehmen.

„Ich bitte Sie, gehn Sie mir mit Breisern seinen weg, sind mit Grünspan gefärbt. Meine Aelt'ste hat sich vorgestern" —

Dann erhob sich ein vierstimmiger Streit über die Gurken des Herrn Breiser.

Unter solchen und ähnlichen ernsthaften Betrachtungen verstrich denn Gott sei Dank die Zeit, und inzwischen wurde dem Staate gedient, d. h. früh machte man Tintenkleckse,

und Nachmittags wurden sie wieder „heraus- radirt.“

Kaum hatte der Zeiger der Schwarzwälder Uhr zum Zwölfeschlagen ausgehoben, so rüsteten sich schon die feinhörigen Beamten zum Abzuge. Die Federn wurden wie auf Commando ausgespritzt, verkehrt in die Streusandbüchsen gesteckt, die Expeditionsröcke ausgezogen, und von allen Seiten wünschte man sich eine gesegnete Mahlzeit. So auch der Calculator. Nur steckte er noch zwei geschnittene Federn, eine Stange Siegellack und eine Lage Papier in einen großen blauen Papiersack, um seinen „Mittelsten“ damit zu überraschen, und verdoppelte heute seine Schritte, denn seine „Alte“ hatte ihm sein Lieblingsessen, „arme Ritter in Elendsfett,“ gebacken.

II. Ein Abend im Familienkreise.

Erlauben Sie mir, meine Leser, Ihnen flüchtig die Angehörigen des Calculators vorzustellen.

An der Spitze steht natürlich Madame Krawitsch, zwei Köpfe höher als ihr Mann, mit einigen Resten von dem, was man im Alltagsleben unter „hübsch“ versteht. Sie bessert den ganzen Tag bis spät in die Nacht die abgerissenen Kleider ihrer Lieben aus, kritisirt über die geputzten Leute, die Sonntags an ihrem Parterrefenster vorübergehen, wäscht sämmtliche Familienhemden in eigener Person, und kocht jenen Kaffee, den selbst Herr von Liebig nach mehrstündiger Analyse für ein „unreines Wasser“ ausgeben würde.

Diese Frau hat ihrem Calculator sieben Kinder geboren, von denen das älteste ein Sohn von 22 Jahren ist. Dieser Sohn ist der Stolz seiner Eltern, obgleich er zu gar keinen Hoffnungen berechtigt. Sein Name ist Oscar, und seine Tugenden sind nur negativ, nur aus Nothwendigkeit entstanden. So besucht Oscar nie einen öffentlichen Vergnügungsort, weil—er kein Geld dazu hat. So geht er nicht geckenhaft gekleidet, weil—sein Calculator-Vater nur mit Flickschneidern in Verbindung steht. So hat er auch keine Liebschaften, weil—er grundhäßlich ist.

Amalia, das zweite Kind, eine Jungfrau von 19 Jahren, scheint uns das Gegentheil von ihrem Bruder zu sein. Sie ist merkwürdig hübsch, versteht mit Raffinement aus einem abgelegten Kleide ihrer Mutter eine ziemlich schmackhafte Mantille zu verfertigen, und ist öfters in Concerten zu sehen, während die harmlosen Eltern sie in der Stickstunde vermuthen. — Wir hätten nun noch 5 Kinder zu behandeln, aber das wäre angreifend. Platte Nasen, große Mäuler, schlechte Manieren—die Phantasie des Porträtmalers erlahmt.

Diese Familie sitzt um die Dämmerstunde in ihrer Stube, und erwartet den Moment, in welchem der Calculator gebietet, das Licht anzuzünden. Amalia macht unterdessen die Fensterläden zu, ein Geschäft, das sie gern ausübt, und bei dem sie ziemlich lange verweilt. Und so kommt sie denn auch heute erst herein, als das Licht bereits 20 Minuten brennt. Sie lobt die himmlische Abendluft, die Sterne, den Mond und den göttlichen Fliedergeruch. Der Calculator lobt das kindliche Gemüth seiner Tochter, die schärfersehende Madame Krawitsch aber wirft ihrem Gatten einen unbeschreiblichen Blick von Verachtung zu.

Der Calculator ist bereits im Zuge, zum dreizehnten Male die Geschichte vom „jungen Menschen auf der Terrasse“ zu erzählen, als seine Frau das Abendessen aufträgt, welcher Actus dem Calculator sogleich das Wort abschneidet. Dieses Nachtmahl besteht aus einem Riesenbrode, einem Zwergkäse und einer Idee von Butter; den Schluß bildet eine Kanne Dünnbier in einem irdnen Kruge, der in einem Drahtnetze steckt. Es wird mit jenem Heißhunger gegessen, der einen charakteristischen Zug in der Familie Krawitsch bildet; nur Sohn Oscar ißt wenig, weil er sich am Mittag übergessen hat, und der Calculator empfiehlt dieses rückhaltende Benehmen allseitig.

Er hat schon mehrmals geräuspert, um sich Aufmerksamkeit zu erhusten, er sieht überhaupt aus, als ob er mit einem großen Gedanken umginge. Jetzt steht er plötzlich auf, greift zum Lichte, bleibt fünf Minuten

vor dem Wetterglase stehen, und als er sich so des schönsten Wetters versichert hat, spricht er laut: „Kinder, morgen machen wir eine Landpartie nach Rabenau auf den ganzen Tag. Um drei Uhr brechen wir auf. Also Marsch zu Bette!"

Diese auf eine Ueberraschung abgesehene Verkündigung verfehlte denn auch ihre Wirkung nicht. Madame Krawitsch stand sprachlos da, Amalia klatschte wie Gurli in die Hände, die Kinder stimmten ein Freudengebrüll an, nur Oscar theilte diese rohe Begeisterung nicht, denn er war bereits in seinem Stuhle eingeschlafen. Madame Krawitsch wollte eben ihre Einwürfe machen, wegen des Kalbsbratens, den sie schon auf Morgen „in der Röhre" hätte, als ein furchtbarer Riß an der Hausklingel jede weitere Interpellation unterbrach.

Der Calculator wurde bleich, seine Frau grob, Oscar rieb sich die dummen Augen. Der Calculator bekam zuerst seine Haltung wieder, nahm das Licht, steckte den Stock unter den Arm, und befahl seinem Sohne zu folgen. Als er die Hausthüre geöffnet hatte, starrte er in die menschenleerste Nacht hinaus, aber ein schneller Blick nach dem Klingelgriffe bestätigte seine Vermuthung: „daß hier eine große Rohheit zu Grunde läge," denn der unglückliche Klingelgriff stand wie in sich geborsten mit dem Knopfe nach Oben, und mit dem abgerissenen Drahte spielte die schadenfrohe Nachtluft. —

Zehn Minuten das Unglück beleuchtend, stand der Calculator sprachlos vor seinem Klingelgriff, den er von einem Drechsler zum Andenken bekommen hatte, und kam dabei dem Lichte so nahe, daß er sich beinahe die Nase verbrannt hätte.

Wie ein Mann, der mehr erlitten, als er ertragen kann, trat der Calculator mit den elenden Resten seines Klingelapparats wieder in die Stube, warf ihn bedeutend auf den Tisch hin, und brach in die Worte aus: „Das ist unsere heutige Jugend!"

Dann sprach er noch lange über schlechte Kindererziehung, unregelmäßigen Kirchgang und Mangel an Religion. Hierauf wünschte man sich gute Nacht, zog sich in seine verschiedenen Gemächer zurück, d. h. acht Personen in ein Zimmer und Sohn Oscar in ein Cabinet unter der Treppe.

Der gute Calculator versuchte in seinem blaugestreiften Bette seinen „Klingelgriff-Kummer" zu verschlafen, und das allgemeine Schnarchen zeigte an, daß alle glücklich verschieden. Nur Herr Oscar unter seiner Treppe schnarchte nicht, sondern pfiff durch den rechten Mundwinkel, wie alle Menschen, denen eine Partie Backzähne fehlt.

Der gute Calculator wäre aber gewiß nicht so bald entschlummert, hätte er nur im Geringsten ahnen können, daß der nächtliche Ruhestörer zufällig Niemand anders war, als „der junge Mensch auf der Terrasse, der Wein aus Biergläsern trinkt."

III. Die Landpartie auf den ganzen Tag.

Es ist Sonntag früh zwei Uhr.

Wer je in seinem Leben so zeitig aufgestanden, kann allein ermessen, welche Todesverachtung dazu gehört, um in dieser Stunde das Bett zu verlassen. Trotzdem aber dreht sich bereits bei Calculators der Hausschlüssel in der Thüre, ein Schatten, ob Mann oder Weib, ist nicht zu erkennen, also ein neutrum, huscht über die Straße, und macht bei dem nächsten Bäcker einen Heidenscandal.

Auch in der Culculatorstube regt es sich schon ahnungsvoll. Beim matten Scheine einer Nachtlampe sieht man ein Durcheinander von Armen und Beinen, dazwischen von Hemden und Strümpfen. Man ist bereits aufgestanden und rüstet sich zur Toilette. Aber Alles geht schweigsam von statten, wie an einem Abend vor der Schlacht. In einem Schlafrock, so eng, daß man ihn ohne Beleidigung für einen Frack halten könnte, windet sich der Calculator durch die aufgestandenen Seinen. Er blutet aus sechs Wunden, verlangt fortwährend Schwamm, und schimpft über sein stumpfes Rasiermesser. Dann stellt er sich mitten auf die Straße, zieht den Zeigefinger durch den Mund und streckt ihn in die Luft, um zu prüfen, wie der Wind geht. Höchst zufrieden kehrt er mit Morgenwind zurück, putzt die Metallknöpfe

seines blauen Fracks mit einem rothen Pulver und greift zu seiner punctirten Weste, die heute wie ein Harnisch steht. So schreitet Jedes nach und nach der Vollendung seiner Toilette entgegen. Obiges neutrum, in welchem wir nun Fräulein Amalia erkennen, ist inzwischen auch zurückgekehrt mit einem Kober voll „Groschen- und Sechserzeilen" und einer Legion von Dreierbroden. Auch sie hat ihren Anzug bald beendet; nur Madame Krawitsch will gar nicht fertig werden, weil sie immer an sich zuletzt erst denken kann.

„Alles fertig?" ertönt jetzt die Stimme des Hausvaters, nachdem er mit einigem Geräusch 16 Groschen zu sich gesteckt. „Wir sind fertig — ja wohl — allemal — versteht sich!" hieß es aus acht Kehlen, und den Stock wie ein Regimentstambour schwingend, gibt der Calculator das Zeichen zum Aufbruch.

Sobald die Kinder in ihren gestärkten Hosen und Kleidchen die Straße betreten haben, fangen sie an vor Frost zu zittern. Selbst der Calculator knöpft den Frack bis unter's Kinn zu, und nimmt die Haltung eines rüstigen Mannes an, während Madame Krawitsch dieses frühe Aufbrechen für baaren Unsinn erklärt.

Der Zug bewegt sich gemessen durch die Stadt zum Thore hinaus, und die aufgehende Sonne bringt wieder einiges Leben in die Caravane. Der Calculator knöpft den Frack auf, macht selbst einige Witze über seinen Collegen Kleinhempel; Amalia hüpft bachstelzenartig voraus, Oscar besieht sich in einer Pfütze, ob seine Schusterlocke noch hält, die übrigen Kinder schreien und quicken unter einander, und reißen dem ersten besten Schmetterlinge Beine und Flügel aus, und behaupten dann, es sei eine Raupe, worüber sich Madame Krawitsch „bucklich" lachen will.

Man ist noch lange nicht im Plauen'schen Grunde, so hat sich schon der kleine Theodor die Hose zerrissen und Adelheit ihr Sacktuch verloren; Eduard ist in einen Lehmhaufen getreten, selbst den Calculator hat eine Schwalbe nicht verschont, nur mit dem Unterschied, daß er nicht blind davon geworden. Doch über diese kleinen Leiden setzt man sich hinaus, denn bei einem Vergnügen auf den ganzen Tag kann schon so Etwas vorkommen. Nur Adelheit tröstet sich über ihren Verlust nicht sobald, und heult von „Grassi's Villa" bis zum „Steiger."

Der Calculator hat schon längst seinen Frack ausgezogen und sein „Jüngstes" auf den Arm genommen, zwei Kinder zieht Madame Krawitsch am Rocke nach, die Sonne fängt an unangenehm zu werden, somit der Staub und die Mücken unerträglich, und über der ganzen Gesellschaft lagert eine gewisse Abgespanntheit. Da greift Sohn Oscar in die Saiten seiner Guitarre, die er an einem himmelblauen Bande am Halse trägt, beginnt ein kleines Präludium und stimmt in höchst nasaler Weise einen Choral an.

Wie man von den Kameelen behauptet, daß sie durch Musik neue Lust zum Laufen bekommen, so influirten auch die Töne des Herrn Oscar höchst günstig auf unsre Gesellschaft. Die Kinder marschiren wieder tüchtig d'rauf los, und der Calculator findet es nicht unpassend, eine furchtbar gesprenkelte Cigarre hervorzuholen, sie in eine Spitze zu stecken, die er für ein „Cabinetsstückchen" ausgibt, weil sie enorm lang ist, und aus einem Stücke Bernstein, Messing, Horn, Perlmutter und einem Rehpfötchen zusammengesetzt ist.

Im Chausséegraben, wo unzählige „Hundeblumen" wuchern und arme Handwerksburschen ihre Kleider zu flicken pflegen, ehe sie die Residenz betreten, lagert sich nach einem ziemlich ununterbrochenen Marsche die Calculatorfamilie zu einem Gabelfrühstück, welches jedoch mit den Fingern eingenommen und von Madame Krawitsch aus ihrem Kober servirt wird. Vorüberfliegende Equipagen, denn es ist bereits neun Uhr, sorgen für angemessenen Staub, der lothweis mit verschluckt wird, und das einfache Mahl würde ohne alle Störung verzehrt worden sein, hätte sich die kleine Rosamunde nicht auf Herrn Oscar's Guitarre gesetzt. Hier fühlt sich denn doch der Calculator veranlaßt, ein Exempel zu statuiren, gibt der kleinen Rosamunde ein Fingerschnippchen, nennt

sie einen unvorsichtigen Nickel, und bricht mit seinem Gefolge wieder auf.

Der Rabenauer Grund, das ersehnte Ziel der Spazierreise, erscheint endlich.

Zwischen Felsstücken mit Moos und Farrenkräutern bewachsen, überschattet von wilden Fliederbüschen und anderem Gesträuch, schießt die Forellenreiche „Weißeritz" durch dieses liebliche Thal, in welches jetzt der Calculator einlenkt und sogleich über eine Fichtenwurzel stürzt. Er empfiehlt demnach allseitige Vorsicht, indem er an dem Bache die eben entstandenen Grasflecke auszuwaschen sucht.

Calculators sind natürlich die ersten Gäste in der Mühle, die am Ende des Grundes liegt und wie Stauffacher's Haus „wirthlich am Wege steht."

Obgleich, wie gesagt, noch kein Mensch da ist, streitet sich Madame Krawitsch mit ihrem Manne doch schon um den Platz, den sie einnehmen wollen. Der Calculator will an dem sonnigen Abhange eines Felsen sitzen in Betracht seiner ausgewaschenen Grasflecke; Madame Krawitsch hingegen stimmt für einen Tisch am Wasser, wo ein kühler Wind weht, da sie „wie ein Braten" schwitzt. — Madame Krawitsch behält die Oberhand.

„Kellner!" schreit der Calculator, und schlägt dabei mit einem Fischbeinstöckchen, das er heute trägt, auf den Tisch.

Ein Müllerbursche erscheint, in eine Kellnerjacke gezwängt.

„Was haben Sie für Bier, mein Guter?"

„Waldschlößchen, Lager- und Braunbier."

„Dann bringen Sie mir zwei Glas Lagerbier." Der Calculator wirft dabei einen Achtung gebietenden Blick im Kreise der Seinen umher, und da seine Grasflecke zu trocknen anfangen, beginnt er redselig zu werden.

„Kinder, die Natur, o Gott! — Man kann nicht genug seinem Schöpfer danken, — wahres Ambra! — Sitze ruhig und ruinire die Hosen nicht so," unterbricht er sich zum „Mittelsten" gewendet. „Ich war zum letzten Male mit dem verstorbenen Katschmann hier, Hausmann im Finanzcollegium, — 's sind jetzt 19 Jahre — war der Liebling von der verstorbenen Excellenz, Conferenz-Minister Graf Wallwitz — hatte 200 Thaler, frei Licht und Holz, — — ist mir noch wie heute, ein seelenguter Mann, — Stammgast bei „Stickgießers" — — —

„Vater, ich habe einen Käfer im Rücken, 's brennt so!"

„Siehe 'mal nach dem Kinde, Frau!" — Und Madame Krawitsch entfernt sich mit dem Kinde und zieht es hinter einer Dornhecke bis auf die Schuhe aus, um den Käfer zu suchen.

Es haben sich unterdessen schon Gäste eingefunden, von denen einige Forellen bestellen, was den Calculator mit Verachtung erfüllt.

„Hätten's auch nicht nöthig! Theuerer Fisch!" — — — aber plötzlich ist ihm das Wort wie abgeschnitten; den Mund weit offen, sieht er unverwandt auf eine Stelle, erhebt sich aschbleich und grüßt einen Herrn am nächsten Tische beinahe bis zur Erde; dann flüstert er seiner Frau zu, wobei er vor lauter Heimlichkeit seine Nase beinahe in ihr Ohr steckt: „Der Herr Finanzrath Hillemann!"

Die Anwesenheit dieses hohen Vorgesetzten beunruhigt unsern Calculator auf's Höchste. Er fragt zehnmal seine Frau, ob man die Grasflecke noch sieht, steckt die Wurst in sein Lagerbier statt in's Salzfaß, spricht nur noch halblaut und dirigirt seine Kinder mit den Augenbrauen, wobei er schreckliche Grimassen schneidet.

Madame Krawitsch berechnet auch augenblicklich, daß das Kleid der Finanzräthin mindestens 40 Thaler kosten müsse, während der Calculator im Streite mit sich ist, wo der Herr Finanzrath seine Stiefelwichse kauft. Dieser bewunderte Finanzrath, der unsern Calculator freundlich gegengrüßte, richtet selbst im Vorübergehen einige Worte an ihn, was der Calculator nur mit einigen unarticulirten Lauten knechtischer Ehrfurcht beantwortet, so alterirt ihn diese Herablassung, und nachdem der Finanzrath weg, läßt er sich einen „Bittern" geben, weil ihm der Schreck in den Magen gefahren ist. Madame Krawitsch scheint von diesem Momente

an wirklich einige Hochachtung vor ihrem Mann zu bekommen und sieht ihn wie ein höheres Wesen an. Der Calculator spricht von jetzt an hochdeutsch, von jedem Baume, jedem Strauche glaubt er sich bewundert angestaunt und der Tag verspricht überaus schön zu werden, wenn auch die außerordentliche Nähe des hohen Vorgesetzten der Calculatorfamilie eine gewisse Befangenheit auferlegt.

Doch Madame Krawitsch ist in die Mühle gegangen und bereitet dort einen trefflichen Familienkaffee, wozu sie sich die Bohnen selbst mitgebracht hat. Kurz, das Vergnügen ist im besten Zuge, als man aus dem nahen Gebüsch ein fürchterliches Brüllen vernimmt in welchem der Calculator sogleich die Stimme seines Theodor erkennt, der sich in einen Ameisenhaufen gesetzt hat und von tausend Stichen zernagt wird. Mit einem Blick, was wohl der Herr Finanzrath dazu sagt, führt der Calculator den Sohn wieder in's Gebüsch zurück, wobei er jedoch nicht vergißt, sein Fischbeinstöckchen mitzunehmen. Madame Krawitsch hat inzwischen auch einen kleinen Schreck gehabt und sich den halben Familien-Kaffee über's Kleid gegossen. Die gute Dame erscheint deshalb mit einem sehr verdrießlichen Blicke wieder, und der Kaffee wird ziemlich schweigend eingenommen, wobei die „Groschenzeilen und Sechsersemmeln" die hervorragendste Rolle spielen.

Noch einmal neigt sich der Calculator leichenblaß und bis zur Erde, Madame Krawitsch macht eine nur ihr eigenthümliche Verbeugung, wobei der Rücken früher grüßt als der Kopf, denn der Herr Finanzrath steigt in seinen Wagen, um auf sein benachbartes Gut zurückzufahren.

Sämmtliche Tische und Bänke haben sich mit Städtern gefüllt, auch eine kleine Musikbande spielt auf, der Calculator fühlt sich wieder behaglich, erzählt eine lange und breite Geschichte von einem verstorbenen Amtsboten Weber, der ein Vocativus gewesen, und steckt eine zweite „Tigercigarre" an.

Madame Krawitsch hat aber schon lange ihre Tochter Amalia nicht mehr aus den Augen gelassen. Jetzt scheint der Moment günstig; sie steht auf, reißt dieser ein Brieschen aus der Hand, das die unglückliche Jungfrau soeben von einem jungen Mann zugesteckt erhielt, der seit einiger Zeit den Tisch umkreiste. Madame Krawitsch liest das Brieschen, wird blaß, kneist die Lippen ein, reicht es ihrem Mann über den Tisch. Dieser hält den Brief Amalien dicht vor die Augen und gibt ihr dann eine schallende Ohrfeige. Das Alles geschieht im raschesten Tempo.

Dieser Act väterlicher Erziehungsmethode erregt allgemeine Sensation. Der Calculator sieht sich stolz um, — man nannte ihn einen zwar strengen, aber vorsichtigen Vater, und der vorsichtige Vater wollte eben über diese Anerkennung danken, als ein großer Tropfen auf seine Nase fiel.

Regen auf einer Landpartie ist gewiß das Gräßlichste, was einem Städter passiren kann, deßhalb verstummte auch der Calculator plötzlich, als er den kalten Tropfen auf seiner Nase fühlte. Ein Griff nach der Nase, ein Blick nach Oben zeigte deutlich, daß sich der schönste Landregen entwickeln würde; die Tropfen fielen dichter und dichter, die Tische wurden leer; wer einen Regenschirm hatte, schien ein glücklicher Mann, und der Calculator beeilte sich sein Taschentuch über den Hut zu knüpfen, um sich marschfertig zu machen. Madame Krawitsch hatte ihr Merino Kleid über den Kopf gezogen und die Haube in der Hand, ebenfalls in ein Sacktuch gebunden, die Knaben trugen ihre Jäckchen umgewendet und der Calculator stolperte abermals über eine Fichtenwurzel, da er wegen des Taschentuches, das auf seinem Hut wehte, kaum aus den Augen sehen konnte.

Schwarz sah der Himmel auf die Wallenden herab, kalt wehte die Luft, in Strömen floß der Regen. Madame Krawitsch, zwei Kinder am Halse, blieb sechsmal im Kothe stecken, und Emilie verlor ihren rechten Schuh. Oscar's zerfessene Guitarre füllte sich mit Wasser, so daß er sie von Zeit zu Zeit ausgießen mußte, und Amaliens verhängnißvoller Liebesbrief klebte einsam auf einer nassen Bank in der Rabenauer Mühle.

Die Kinder wurden von angestrengtem Marschiren immer krummbeiniger, und Jammern und Thränen waren die einzigen Laute, die sie noch von sich gaben.

Auch Madame Krawitsch war nicht zu ihrem Vortheil umgewandelt, denn ihr schlechtgefärbter Sonnenschirm unterlag dem Regenwasser gänzlich, indem seine grüne Farbe am Gesicht der Dame herunterrann, die ihren Gatten zu hassen anfing, der doch der alleinige Urheber dieses Vergnügens war.— Die Nacht senkte sich herab,—man sah Nichts mehr, nur hörte man noch Keuchen und Aechzen und das Patschen 18 todtmüder, durchnäßter Füße.

Es war die Geisterstunde, als sich wieder der Hausschlüssel in der Thüre von Calculators drehte und eine halb sterbende Masse sich rücksichtslos auf die Betten stürzte. Nur Madame Krawitsch mit ihrem grünen Antlitz war bis auf ihren Mann die letzte auf dem Platze, der noch eine ernste Anrede an seine Tochter über Anstand und Moralität hielt, die gerade so lange dauerte, bis er seine nassen Stiefeln ausgezogen hatte.

So endete dieses „Vergnügen auf den ganzen Tag" und hatte keine besonders unangenehmen Folgen weiter.

Nur, erzählt man sich, habe am andern Morgen der Calculator mit seiner Familie bis um 10 Uhr geschwitzt und Camillenthee getrunken, und 8 Tage lang merkwürdige Gesichter geschnitten und eine Flanellbinde getragen.

Der silberne David.

Eine Ghetto-Geschichte.

David war der zweite Sohn der Madame Vögele, „Garköchin," die im Ghetto zu Prag für die erste der Köchkünstlerinnen galt. Damals hätte gewiß kein Mensch im Ghetto versäumt, die ehrenwerthe Bekanntschaft der Madame Vögele zu machen. Sie war gekannt, so weit die Sonne im Ghetto schien, von Jung und Alt, für eine kreuzbrave Frau, die Jedem Gutes und sich das Beste wünschte; dabei war sie sehr billig, das heißt, man konnte bei ihr essen, bis man, wie sie zu sagen pflegte, „bis hinauf" satt war und dies Alles für ein paar Kreuzer. Kein Wunder also, wenn das Hotel Vögele immer der Stapelplatz aller Hungerleider war, trotzdem es keinen vergoldeten Portier und keine feingeschniegelten Kellner besaß. Wozu auch dies Alles? Madame Vögele war selber Portier, selber ein leibhafter Speisezettel. Wenn sie Mittags um die zwölfte Stunde vor den Thoren ihrer Anstalt stand, mit einem Gesichte, das in allen seinen Schattirungen die gastronomischen Freuden verrieth, die man bei ihr durchgenießen kann, mit entblößten Händen, die mit ihren Syrup- und Mohn-Mosaiken den sprechendsten Speiszettel abzugeben vermochten; da könnte freilich so mancher vorbeiwandelnde Polenjüngling nicht länger widerstehen, den Schmerz „über sein noch nicht verlorenes" Vaterland bei Madame Vögele in einer Erbsensuppe zu ersäufen. Aber, wer wußte auch im ganzen Ghetto die Menschen so zu unterhalten, wie Madame Vögele? Man brauchte nur „Was is Neues, Madame Vögele?" zu fragen, husch war sie da, und das elastische Jünglein schnellte und schnellte, ohne müde zu werden. Da gab es Enthüllungen, die bei Leib und Leben kein Anderer wissen konnte, als Madame Vögele, die ganze Gemeinde wurde da „zurechtgelegt." In- und Ausland mußte herhalten; da gab es Lokales, Mannigfaltiges, Kritiken, die an Schärfe und Grobheiten so manche Zeitung übertrafen. Kurz, Madame Vögele war ein lebendiges Zeitungsblatt, das Früh und Abend, auch an Feiertagen und denke dir, lieber Leser, auch am Montag erschien. Hätte unter solchen Umständen Madame Vögele nicht für die glücklichste Person gel-

ten können? Sie wäre das auch gewesen, wenn sie nicht an ihrem silbernen David gar zu viel zu tragen gehabt hätte.

David war eine von jenen Naturen, von denen man nicht weiß, was sie auf der Welt thun, die mit allen Organen, nur nicht mit Verstand versehen, auf einmal unter die Menschheit gestoßen werden, um hier zumeist als Exempel zu gelten, daß der Dumme das Glück hat. David war ein blitzdummer Junge, zu nichts aufgelegt, als—zum Essen. Darin aber hatte er es zu einer erstaunlichen Ausbildung gebracht. Sein „Einschütt" (so beliebte man im Ghetto seinen Magen der immensen Räumlichkeiten wegen zu nennen) war überall berühmt, aber eben so berüchtigt seine entsetzliche Beschränktheit. Sein Lehrer, Klein-Rabbile, der ihm im fünften Jahre seines Lebens zuerst die Pforten der Wissenschaft, das Alef-Beth eröffnete, soll vor Aergerniß in fünf Wochen ein Graukopf geworden sein und in der sechsten endlich darauf verzichtet haben, der Weisheit einen Jünger mehr zu verschaffen. Mit den nachfolgenden Lehrern ging es nicht viel besser. David sprach durch die ganze Zeit nichts; sah er einen Fremden und sprach dieser mit ihm, so gaffte er ihn nur an und damit war es abgethan. Wie groß nun die Freude war, als nach Verlauf von fünf Jahren der „silberne" David anfing, „den Kopf aufzumachen" und als gar nach sieben Jahren die eiserne Geduld irgend eines „Bocherls" (Talmudschüler) und die überzuckerten Mandeln der Madame Vögele es dahin brachten, daß der bald dreizehnjährige Junge das Gebetbuch erfolgreich benutzen konnte, da wurde im Hause der Madame Vögele eine förmliche Feier veranstaltet. Madame Vögele liebte aber auch den „silbernen" David über Alles; er war ihr einziges lebendes Kind, die Cholera hatte ihren Erstgebornen, den man in Prag den „goldenen" Leb zu nennen pflegte (weil der selige Reb Sabel immer auf ihn „Leb, mein Gold!" rief, daher man David den Zunamen des „silbernen" aufbrachte,) mit ihrem Gemahl an einem Tage weggerafft. Ein Mutterherz ist unergründlich wie der Ocean; auch Madame Vögele glaubte fest und unerschütterlich an den Scharfsinn und den Phantasiereichthum ihres David. Wenn es ihr manchmal doch schien, als ob die Leute recht hätten, die ihn charakteristisch eine „Mauer" schlechtweg nannten, da hätte sie gleich darauf diesen Gedanken tödten mögen, denn ihre Liebe vertrug ihn nicht. Von dem Augenblicke nun, wo David endlich fähig war, in die „Vorbereitungsclasse" geschickt zu werden, gehörte er der Oeffentlichkeit an, die es nicht unterließ, sich vielfach mit ihm zu amüsiren. David war so zu sagen der Hanswurst der ganzen Schule; er ließ sich zu Allem gebrauchen, wo ihm der Weg vorgezeichnet war, mit ihm konnte man anstellen, was man da wollte. So kam es nun, daß alle Uebermuths-Proceduren, die irgend ein pfiffiger Mitschüler ausgeheckt, von David in die That umgesetzt wurden, wofür nun freilich auch immer sein Rücken zur Genugthuung der löblichen Schulgesetze herhalten mußte. Galt es irgend einem Lehrer ein Kreuz mit der Kreide auf den Rücken zu schmieren, so brauchte man nur dem „silbernen" David hübsch die Hand zu führen und die Sache war geschehen. Kein Wunder, wenn man der wissenschaftlichen Laufbahn Davids mit endlich zurückgelegter zweiter Classe ein Ende zu machen suchte, und den „silbernen" David aus der Zahl der bildungsfähigen Schulkinder strich.

David galt also im ganzen Ghetto für „ausgejagt" und Madame Vögele verwünschte zum ersten Male ihr Leben. Das konnten die Stammgäste Madame Vögeles sehr gut bemerken, denn der göttliche Jokus, der ursprüngliche Witz in ihren Reden war gelähmt, ihre Stadtgeschichten verloren die epische Breite und diese Mängel bewiesen auf's deutlichste, daß ihr das Reden jetzt schwer falle. Ganz hatte sie der Gedanke an ihren „unseligen" David erfüllt. David war jetzt siebenzehn Jahre alt, ein Alter, in welchem man im Ghetto schon die Aufmerksamkeit derjenigen Frauen wachruft, deren Geschäft es ist, aus Mädchen und Burschen Weiber und Männer zu machen. Und wirklich war auch der „silberne" David in der

Ehecandidatenliste der Madame Masche schon verzeichnet, wenn auch mit einem „dicken Notabene," was bei Madame Masche die Bedeutung hatte, daß es ein schönes Stück Geld kosten werde, ehe sie diese faule Waare an „Weib" bringen dürfte.

David, der indeß seine permanenten Vacanzen hindurch auf den Straßen herumlungerte, war ganz sorglos und lebte in den Tag hinein. In die Lehre wollte ihn kein Meister nehmen, weil alles Lehrgeld nicht die Anstrengungen aufwog, die man an David wenden mußte, und so kam es denn, daß David in einem Jahre bei allen Handwerken des Ghetto die Runde machte. Madame Vögele wußte nun nicht mehr, was mit ihm anfangen; dabei liefen täglich Klagen über Klagen ein über Ausgelassenheiten Anderer, die David auszuführen sich hergab.

Besonders war ein Junge im Ghetto, den man gewöhnlich den „General der Schuppenjungen" zu nennen pflegte („Schuppenjung" war im Ghetto der Spitzname eines Gassenjungen) und der sich's besonders angelegen sein ließ, den silbernen David zum Adjutantendienste zu gebrauchen.

Einen Vorfall dürfen wir nicht unerzählt lassen, weil er ganz dazu eingerichtet war, das gesammte Ghetto zu allarmiren. Man beging im Ghetto das Fest zur Erinnerung an die Offenbarung, und die Männer aus dem Stamme Aarón segneten von den Stufen aus, die zur heiligen Thoralade führen, die übrige Gemeinde. Dieser Segensspruch geht ceremoniengemäß erst dann vor sich, nachdem sich die betreffenden Priester der jedesmaligen Fußbekleidung entledigt haben. Nachdem nun die Segenssprüche beendet waren, suchten einige unter den Priestern vergebéns ihre Stiefel; sie waren rein verschwunden. Nach langem Hin- und Hersuchen jedoch kam man auf den Gedanken, daß dahinter wieder der „silberne" David stecke, was auch richtig war. David hatte sie natürlich wieder auf Ordre den betreffenden Priestern nach Hause getragen. Das wäre nun freilich noch nicht so arg gewesen, wenn nicht am Nachmittag die ganze Gemeinde benachrichtgt worden wäre, der „Rebbe," der auch unter den Priestern gewesen, könne seine Stiefel nicht ausziehen, man habe sie ihm verpicht! Denkt euch nun die Verlegenheit, der „Rebbe" kann seine Stiefel nicht ausziehen, d. h. so viel als das ganze Seelenheil der Gemeinde stecke im Pech! Und damit ist nachgerade nicht zu spaßen. Den ganzen Nachmittag lief man im Ghetto hin und her: „Der „Rebbe" kann seine Stiefel nicht auskriegen!!" Man fürchtete einerseits sogar eine Amputation, und einen invaliden Rabbi wollte man denn doch nicht in der Gemeinde. Sogleich wurden die beiden Lictoren des Rathhauses zu Madame Vögele abgesendet, um David abzuholen. Vögele zitterte an Leib und Leben und wenn nicht Festtag gewesen wäre, wo jegliche Arbeit verboten, hätte sie geglaubt, man werde ihren David „ausführen" zum Hängen. Nachdem es nun einer auserwählten Schaar von Jünglingen, die für den Stiefel ihres „Rebbe" in den Tod gegangen wäre, gelungen war, „den „Rebbe" zu entstiefeln, oder vielmehr zu entpechen, setzte sich Tags darauf der Kriegsrath der Gemeinde über den silbernen David zu Gericht und beschloß, in Anbetracht dessen, daß das Attentat nur gegen den Stiefel des „Rebbe" und nicht gegen den „Rebbe" selbst gerichtet war, daß David mit acht Tagen „Kätzel", d. i. Gemeindecarcer, zu bestrafen sei. Madame Vögele dankte Gott, daß ihr „Davidleben" mit heiler Haut davongekommen; die acht Tage „Kätzel" meinte sie, werden ihm an seiner „Partie" nicht schaden.

Madame Vögele glaubte nun, im Schoße einer beglückenden Ehe liege für ihr „Davidleben" die einzige mögliche Rettung, und ihr „Davidleben" müsse heirathen. „Wer wird sich aber so eine „Mauer" einwirthschaften," frug ärgerlich Madame Masche, mit der Vögele die Auswahl einer Lebensgefährtin unterredete. Was half das Alles? „Mein Davidleben muß doch ein Bräutigam werden! Madame Maschleben," sprach Vögele, und da sie fest daran glaubte, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, so meinte sie auch, daß nur ein eifriges Bemühen nothwendig sei, um die Braut herauszufinden, die ihrem David schon längst

vorherbestimmt sei. Madame Masche blätterte in ihrem Buche, in dem die ganze heirathsfähige Mädchenwelt des Ghettos verzeichnet war, lange hin und her, blieb bei der und der Jungfrau ein Weilchen stehen, blätterte wieder. Doch, was war da anzufangen: die hatte zu wenig Geld — denn Madame Vögele wollte mindestens eine „anständige" Schwiegertochter — für die andere war er wieder zu dumm. Endlich war etwas „Passendes" entdeckt; freudestrahlend ruhte Madame Masche's Auge auf dem rothangestrichenen Namen eines Fräuleins, Schlammes mit Namen. Husch — war man bei Vögele und in einem Tage war die Partie fertig.

Im ganzen Ghetto herrschte die großartigste Heiterkeit, als man von der projektirten Heirath des silbernen David redete; mit Freude sah man dem Augenblick entgegen, wo sich das Pärchen zum ersten Male in corpore dem Ghetto repräsentiren werde. Denn „Schlammes" galt so ziemlich für ein Pendant zum silbernen David. David selbst war sehr froher Laune; er meinte, zur Abwechslung könne man auch einmal heirathen, und lief den ganzen Tag durch die Straßen des Ghettos, sich eifrigst die Hände reibend.

Als der Tag der verhängnißvollen „Beschau" herankam, da war den ganzen Tag im Hause Vögeles große „Wäsche," David wurde geschniegelt und gestriegelt, bis er „spiegelblank" aussah, daß man sich, wie Vögele meinte, hätte in ihm „einsehen" können.

Am Abend kam man versprochenermaßen im „Ufergärtel" zusammen; man machte, als ob man sich zuerst nicht kenne, saß an zweierlei Tischen, und den bestehenden Regeln nach näherten sich die Verwandten nach und nach gegenseitig, während sich das für einander bestimmte Pärchen fleißig verstohlen und beschämt ansehen sollte. Im „Ufergärtel" ward die Conversation zwischen Madame Vögele und Schlammes' Mutter-Stellvertreterin — denn Schlammes war eine Waise —bald sehr rege; man that beiderseits groß, pries die großen Anlagen und Tugenden der betreffenden künftigen Ehehälfte; besonders gab sich Madame Vögele alle Mühe, Alles, was man von David im Ghetto sage, für den Ausfluß des Neides zu erklären. Da war natürlich gleich Madame Masche bei der Hand, die eine glänzende Charakteristik Davids zum Besten gab. David war indeß, ohne sich um das Geringste zu kümmern, auf seinem Stuhle sitzen geblieben, er war nicht einmal neugierig, die Person zu sehen, die man ihm zur Liebsten geben wollte, frug auch nicht, wo sie sitze. Nur wenn Vögele nach der Tasche griff, um wieder ein paar neue „Dichten" (so nennt man im Ghetto die Gansschenkeln) für den Mundbedarf hervorzuholen, da fing bei David Alles sich neu zu beleben an und er sah die gutgebratene „Dicht," die sein werden sollte, mit ein paar sehnsuchtsvollen Blicken an, auf welche die ihm gegenübersitzende Schlammes vergebens zu warten schien.

Einige Male schon versuchte es Madame Vögele, den Unterhaltungsfaden zwischen David und Schlammes anzuknüpfen, aber Alles scheiterte an der Theilnamlosigkeit Davids, aus dem kein Wort mehr herauszubringen war. „Mauer, Mauer! red', red'!" flüsterte Vögele ihrem Sohne zu und gab ihm rücklings ein paar Rippenpüffe zur Aufmunterung. Alles umsonst, David rührte sich nicht, höchstens blickte er einmal hie und da auf zu seiner Holden und glotzte sie so an, daß die übrigen Gäste des „Ufergärtels" in ein lautes, leicht zu deutendes Lachen ausbrachen.

Am andern Morgen war im ganzen Ghetto die Rede von der berühmten „Beschau", auf welcher gestern der silberne David gewesen; aus der Partie ward — nichts; Schlammes hatte sich ihrer stellvertretenden Mutter ganz bestimmt dahin geäußert, daß sie den „Bemm" (gleichbedeutend mit „Mauer") nicht begehre.

Vögele zeigte sich nach diesen Vorgängen durch acht Tage nicht in ihrer Garküche, sie sperrte sich mit ihrem David ein, um nicht von den Leuten ausgelacht zu werden. Aber trotzdem konnte sie sich nicht verhehlen, daß ihr David für etwas Besseres geschaffen sei. Madame Masche wurde abgeschafft, und an ihrer Statt trat Madame Cheile ein, die

auch in Braut und Bräutigam Geschäfte machte. Schon in einigen Tagen war eine zweite Partie projectirt, Vögele drängte zur Eile, so lang es nicht „auskühle." Damit die „Beschau" nicht wieder so ausfalle, wie das erste Mal, gab sie ihrem David eine Woche zuvor Unterricht im „Umgang mit Bräuten," sagte ihm, daß er anfangen solle, vom Wetter zu reden, und weiter von der Schönheit seiner Braut, daß er sich rühmen solle, viele Bücher gelesen zu haben u. s. w. Daher kam es auch, daß die „Beschau" glücklich von Statten ging; wenn auch David die eingelernten Redensarten untereinander warf und z. B., wenn seine Braut Zirl von Schillers Räubern sprach, ihr etwas vom Wetter zur Antwort gab, so war man doch zufrieden, daß er wenigstens das Maul aufgemacht. David fing nun an, etwas gelehriger zu werden; seine Mutter hatte es über sich genommen, aus ihm ein „galant Jüngel" zu machen, und als erst auch das „Schreiben," wie man in Ghetto die Verlobung zu nennen pflegt, vorüber war, da kannte Madame Vögele's Jubel keine Grenzen mehr. Der Volkswitz hatte sich indeß nicht zur Ruhe begeben, er trat vielmehr erst neu zu Tage, als sich das neue Pärchen öffentlich zeigte. Wenn man hörte, der silberne David geht mit seiner — Zirl spazieren, da öffnete sich so manches Fenster, und die „Schuppenjungenwelt" versammelte sich zu Ende des „Pinkasgassel," um Venus und Adonis die Honneurs zu machen. Zirl schlug zwar auf der Straße die Augen unter, um nicht „beschrieen" zu werden, d. h. sich durch neidische Augen eine Krankheit zuzuziehen, aber David wackelte durch die Straßen, als wäre er wirklich die Zierde der jungen Männerwelt.

Zirl war in der That ein hübsches Mädchen, das so Manchem in Ghetto mit seinen schwarzen Aeuglein den Kopf verdrehte. Anfangs sträubte sie sich zwar, sich mit dem „silbernen" David verloben zu lassen, aber den zerrütteten Vermögensumständen ihres Vaters brachte sie ein Opfer. Wie bald aber wurde nicht ihr liebevoller Sinn, der mit glücklichem Instinkt noch einen Fleck im Wesen Davids entdeckte, der, mit Liebe angebaut, von weittragendsten Früchten sein müßte, Herr über Davids ganzes Wesen. Noch hatte David ein Herz, das nicht ausgelacht, sondern angeregt, gepflegt sein wollte, um ein neues Leben beginnen zu können. Das hatte Zirl eingesehen und sich zur Aufgabe gemacht, der Menschheit einen Menschen wiederzugeben, den sie sich selbst durch Unmaß des Hohnes abwendig gemacht. Sie war die Einzige, die sich in das stille Getriebe seines Herzens schlich, um dort die thierischen von den echt menschlichen Fäden zu sondern und letztere an das wärmende Tageslicht zu schaffen. Daß es ihr gelungen, mit der Allgewalt der Liebe David gleichsam umzukehren, zeigte die nächste Zeit.

David begann bald nach seiner Verlobung mit Zirl ein neues Leben. Zirls Liebe hatte den Zauber, in den seine Natur gebannt war, gelöst. Wenn er daheim im Erkerstübchen seiner Zirl in das gluthenvolle Auge sah, da fühlte er es, wem er seine Erlösung zu verdanken habe. Er hatte nicht Worte, ihr es zu sagen; stammeln, nur stammeln konnte er.

Von jetzt an suchte er alles Versäumte nachzuholen; Zirl stand ihm bei, und wunderbar, als ob Alles schon im Keime vorhanden gewesen, sproßte es auf. So hatte sich mit einem Male Alles bei David geändert. Die kalte Welt, die nur verletzenden Spott von jeher für ihn hatte, merkte das freilich nicht. So war eine ziemliche Zeit seit der Verlobung Davids verflossen, denn die Bewilligung zur Heirath vom Amte erforderte dazumal eine lange Zeit zur Einholung.

David war währenddem nie im Ghetto zu sehen; mit der aufkeimenden Freude für die Gegenwart hatte sich zugleich ein tiefer Groll über die Vergangenheit in Davids Busen eingenistet. Mußte nicht die Scham blutroth in seine Wangen treten, wenn er gedachte, wie lange er der Spielball im Ghetto gewesen? Das vergällte ihm die Seligkeit der Gegenwart und darum haßte er seine Mitbürger im Ghetto, vor Allem den „General", für dessen Muthwillen er so oft hatte

bezahlen müssen. Wenn man von diesem sprach, drehte sich David das Herz um.

Aber auch der „General," der indeß Mann geworden, hatte Ursache, dem silbernen David zu grollen, denn Letzterer hatte ihm Zirl, auf die er schon längst ein Auge geworfen, vor der Nase weggeschnappt. Dafür, dachte er immer, soll David noch büßen.

So war die Zeit der Vermählung herbeigekommen. Im Ghetto glaubte man gar nicht mehr, daß der „silberne" David noch lebe, so Mancher freute sich wieder im Stillen auf die Späße, die seine Hochzeit geben werde. Daß der silberne David aber ein Anderer geworden sei, daran dachten die Wenigsten. Wie sich Madame Vögele über Davids neues Leben freute, läßt sich denken: die alte Frau war auf dem Wege, noch einmal jung zu werden.

Indeß ward auch die „Amtsbewilligung" mit allen möglichen Mitteln beschleunigt. Madame Vögele's kleines Vermögen reichte hin, um dem jungen Pärchen ein Spécereigewölbel für die nächste Zukunft als Erwerbsquelle zu eröffnen.

Nachdem die „Aufbietung" der Hochzeit an sechs Samstagen erfolgt, war die Hochzeit auf den Samstag nach der Osterwoche festgesetzt. So sehr David der Verlegung des Hochzeitfestes nach irgend einer Landstadt das Wort redete, um eine Menge zu fliehen, die er aus Grund der Seele haßte und die ihn an Ereignisse erinnerte, deren Schatten ihn noch immer verfolgte, so mußte er doch endlich nachgeben und es bei Prag bewenden lassen, weil Zirls Vater zu gebrechlich und krank war, um eine Reise unternehmen zu können. David war in letzter Zeit wieder sehr trübsinnig geworden; wenn auch Momente, in denen er an seine Zirl dachte, ihn glücklich stimmten, eine rechte Freude wollte noch immer nicht aufkommen; die sollte erst, wie er hoffte, dann sich in seinem Innern niederlassen, bis er die Stadt im Rücken hätte, die ihn mit ihrer Atmosphäre zu vergiften drohe. Gleich nach der Hochzeit war auch die Abreise aus Prag anberaumt.

Der Samstag zunächst der Osterwoche war da; im Hause Vögele's ward die Woche zuvor rüstig gekocht, gesotten und gebraten, denn Madame Vögele meinte, man müsse ein Kind, wie David, nicht so mir nichts dir nichts hinauswerfen aus dem Vaterhause, und darum traf sie auch Anstalten zu einer glänzenden Hochzeitsfeier. Zirl suchte so viel als möglich den Trübsinn und die Kopfhängerei Davids zu verscheuchen; sie fühlte die Gewichtigkeit des Opfers, das David mit der Abhaltung der Hochzeit im Ghetto zu Prag bringe, aber sie konnte es nicht ändern. Samstag Früh beging man den ersten Act einer jüdischen Hochzeit, das Aufrufen, welches darin bestand, daß der Bräutigam von seinen nächsten Verwandten in das Bethaus geführt wurde, wo er alsbald auf feierliche Weise unter Gesängen zur Thora berufen ward, um dort einen Abschnitt vorgelesen zu bekommen.

Beim Gang in das Bethaus hatte der gute David die erste schwere Prüfung zu bestehen; im „Pinkasgassel" machte die Straßenjugend des Ghetto ihre undelikate Aufwartung; David und seine Begleiter wurden mit den unzweideutigsten Anklängen an die Vergangenheit Davids empfangen und der ganze Zug wälzte sich nach. David war bleich wie ein Leichnam; das Blut stockte in seinen Adern und trotz allen Gesprächen mit den begleitenden Verwandten, die ihm seine Gedanken abzuwenden suchten, fühlte und hörte er doch den Hohn der Menge. Im Bethause selbst wurde David von den versammelten Männern mit aller Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit behandelt; als er erst den herzerhebenden Schlußgesang nach Ablesung der Thora selber sprach, da staunte man über die Umwandlung des „silbernen" David.

Beim „Wünschen," das darauf in der Hochzeitsstube vor sich ging, war Madame Vögele wie verzückt; sie präsentirte sich in ihrer „neumodischen" Haube mit großen rothen Maschen; Zirl sah wie „verzuckert" aus, ihr Vater stellte sich auf die Fußspitzen, um doch gesehen zu werden, und gab den Umstehenden so manchen Satz aus dem Talmud mit erläuternden Anmerkungen zum Besten.

David suchte den Gedanken über die verletzenden Vorgänge beim „Schulgehen" zu entfliehen und es gelang ihm theilweise, seinem Umgange mit den Gästen den Firniß der Freundlichkeit zu geben. Am Nachmittag, wo die Freundinnen Zirls bei ihr versammelt waren, tänzelte man und verstieg sich in das Gebiet der Cotillons, und wer nicht tanzen konnte, aß geröstete Mandeln oder geschältes Obst. Zum Erstaunen der jungen Gäste wurde David durch einen Ausruf des Narren als etwas unpäßlich der Gesellschaft entschuldigt.

David flüchtete sich wirklich in sein kleines Zimmer, um dort allein zu sein. Vergebens hatte ihn Vögele gebeten, die Hochzeit nicht zu „verstören," und alle Anstrengungen Zirls waren nicht im Stande, ihn in die Hochzeitsstube zu bringen. So sich selbst überlassen, brach er in ein heftiges Weinen aus; er sah mit Grauen dem morgigen Tage entgegen, wo die Demonstrationen von heute Morgens sich wiederholen könnten; er verfluchte sich und seine liebe Zirl, die ihn aus der Verdumpfung seines früheren Lebens gerissen, sein Schicksal, das ihm sein Glück schon in den ersten Anfängen verleidete. Etwas konnte er sich nicht läugnen, das war, daß der „General," sein Todfeind, bei diesen Ausflüssen des Hohnes der Straßenjugend gewiß die leitende Seele sei. Er konnte es nicht vertragen, daß Zirl mit ihm diese schnöden Schimpfbezeugungen tragen solle.

Unter solchen Leiden durchwachte er die Nacht; erst die ersten Morgenstunden ließen ihn zu einem erquickenden Schlaf gelangen, der ihm wohl that, aus dem er aber allzubald durch seine Mutter Vögele gerissen wurde, die ihn mit einem Anflug von Humor frug, ob er denn seine Trauung verschlafen wolle?

Um 9 Uhr war das sogenannte „Bedecken," wobei der Rabbi das schöne Haupt der Braut, deren lockiges Haar zuerst der Censurscheere unterliegen mußte, mit einem grünseidenen, goldbortigen Tuche bedeckte. Unmittelbar vorher nahm Zirl auf rührende Weise von den Gespielinnen ihrer Jugend Abschied und bat unter lautem Weinen, in das die älteren Frauen mit einfielen, ihren Vater um Verzeihung für die Leiden, die er mit ihr von der Wiege bisher hatte.

Nach dem „Bedecken" wurde unter lautem Tusch der Musik David eingeführt, der sogleich seiner Zirl um den Hals fiel. Es war eine herzbrechende, rührende Scene, die Zwei sich in den Armen liegen zu sehen, und sich eng anschließend, wollte Eines nicht vom Andern lassen.

Mittag nahte heran, wo die feierliche Trauung im Gotteshause vorgenommen werden sollte, wohin Braut und Bräutigam aus zwei verschiedenen Häusern geführt werden müssen. Der Brautzug war sehr feierlich; Zirl, das goldene Decktuch am Kopfe, in Sammt und Seide gehüllt, zur Rechten von Madame Vögele, zur Linken von einer Mutterstelle vertretenden Base geführt, hintendrein eine Schaar aufgeputzter Frauen und Mädchen, voraus die jüdische Musikbande mit zwei Pechfackelträgern, bewegte sich der Zug dem Gotteshause zu, wo man den Bräutigamszug schon versammelt glaubte. Wie erstaunte man aber, als man zwar die der Trauung harrende Männerwelt, aber nicht den Bräutigam fand.

Anfangs sah man die Sache für eine zufällige Verspätung an; als aber die Ausgesandten mit dem Berichte zurückkamen, David befinde sich nicht im Hause, aus dem der Zug ausgehen sollte, da überkam alle ein gräulicher Schreck und Bestürzung, und Mitleid um die Braut erfaßte die Versammlung. Man lief hin und her, ohne sich Rath zu wissen; die verschiedensten Vermuthungen machten sich in den Gemüthern rege, aber sie waren alle von einer Art, daß man sie nicht auszusprechen wagte.

Da erzählte Einer aus der Versammlung, daß er David in der Nähe des Bades, das der Bräutigam gebrauchsgemäß vor der Trauung besuchen muß, gesehen habe, und zwar vor einer Stunde. Als man in das Bad ging, um auszukundschaften, ob sich David nicht etwa noch dort befinde, sah man aus einem der kleinen Häuser, die sich in der Nähe des Bades befanden, aus einem Fen-

ster eines ersten Stockwerkes einen Mann auf die Gasse-springen, dessen Aeußeres Entsetzen, markerschütterndes Entsetzen erregen mußte. Er war barhaupt, das Haar wild emporgesträubt, die Augen starrten gläsern aus den großen Höhlen und schienen wie ausgerissen, das Antlitz war blutbefleckt, als hätte er sich's mit den Nägeln auskratzen wollen, die Kleider hingen, obwohl der Stoff den Glanz der Neuheit trug, an allen Seiten wie Fetzen herunter. So lief er durch die Straßen des Ghetto, die herbeiströmenden Zuschauermassen mit dem Geschrei: „Feuer, Feuer, Feuer!" durchbrechend. Es war der silberne David.

Das heftige,. wuthbeseelte Schreien rief auch die Menge der Versammelten aus der Synagoge; Zirl hatte keine Ruhe, sie drang endlich in Vögele, das Bethaus zu verlassen; sie meinte, David wäre erkrankt und man wolle ihr es verhehlen. So beschloß man endlich, Zirl nachzugeben und den Rückzug anzutreten.

In demselben Momente, als Zirl den Ausgang der Synagoge erreichte, war David im oben geschilderten Zustande mit Zetergeschrei vorübergerannt; ein Schrei des Entsetzens entfuhr der armen Braut und mit dem Schrei „mein David, weh'" sank sie zusammen — ein Schlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Den „silbernen David" brachte man, nachdem er in einer der Straßen des Ghetto erschöpft zu Boden stürzte, nach dem Hause der hartbetrübten Vögele. Dort gelang es, nach einiger Zeit den Wuthzustand zu mildern, aber der Geist blieb zerrüttet.

Nur wenn er vor seinem Fenster den Jubelschall der jüdischen Musikbande hörte, die irgend ein Pärchen zum Altar geleitete, da brach er immer in ein erschütterndes, kindisches Weinen aus, um dann wieder mit dem Ruf „Feuer" in die Nacht seines Wahnsinns zurückzusinken.

Wie David und wodurch er in diesen Wahnsinn verfallen, blieb eine lange Zeit ein unlösbar scheinendes Räthsel, bis es nach einer Reihe von Jahren der Lösung entgegenging. Es war ein Racheact des „Generals," der an dem silbernen David bei seiner Trauung noch ein Bubenstück ausführen wollte, dessen Tragweite er nicht voraussah. Als David an jenem Tage den Weg zum „Bad" einschlug, wurde er von einem vor einem Hause stehenden „Beerdigungsbruder" (eine Gesellschaft, die noch jetzt durch ihre Mitglieder den ganzen Beerdigungsact eines jeden Juden leitet) gebeten, zu einem im ersten Stocke Sterbenden zu kommen, um das letzte Gebet an seinem Bette zu verrichten. Da David zu der Gesellschaft gehörte, und es ohnehin als Pflicht eines Bräutigams erscheint, so viel als möglich gute Werke am Trauungstage auszuüben, ging er in die Falle. Oben angekommen, sah er plötzlich die Thüren fest hinter sich verrammelt, und durch die Thüre hörte er die höhnende Stimme des „Generals," der ihm zurief: „silberner David, gehst nicht zur Chuppe? (Trauung)." Jetzt wußte David, was man mit ihm vorhabe; die Schande, die seine Zirl jetzt haben werde, der Gedanke an die eigene Schmach hatte ihn überkommen und sein Bewußtsein erdrückt, und nachdem er mit der Wuth eines Ebers gegen sich selbst gewüthet, hatte ihn der Wahnsinn mit den schneidenden Tatzen ergriffen. Der „Beerdigungsbruder" erzählte den Vorfall vor seinem bald erfolgten Tode; der „General" selbst war nach dem Vorgange am Trauungstage aus dem Ghetto verschwunden.

Gedichte.

I.

Manitou.

Von

Emil Rittershaus.

— — — — — — — — Weit über'm Meer, im fernen Westen,
Wo blühend die Vanille hängt an hundertjähr'gen, moos'gen Aesten,
Dort, unter'm Indianervolk, den Kindern jener wüsten Fernen,
Geht eine Sage wunderbar vom Sonnenball und von den Sternen.

Die Sonnenfackel in der Hand, so geht der Schöpfer aller Zeiten
Von Osten nach dem Westen hin durch unermess'ne, blaue Weiten.
Bis an des Westens fernsten Saum hat er die Fackel hoch getragen,
Dort hat er an der Erde Rand mit wucht'gem Schlag das Licht zerschlagen.

Als er die Fackel niederschlug, hei, wie da wild die Flammen lohten!
Hast du die Flammen nicht gesehn? Die Abendwolken sinds, die rothen.
Wie sprühten da die Funken rings hin durch die weite Himmelsferne!
Hast du die Funken nicht gesehn? Die hellen Funken sind die Sterne.

Von Westen nach dem Osten hin geht Manitou im nächt'gen Dunkel;
Ihm rauscht der Wald den Lobgesang beim Sternenglanz, beim Sterngefunkel.
Dann kommt herbei die Morgenstund'. Er winkt. Die Nacht, sie ist versunken;
Zur Sonnenfackel einen sich in seiner Hand die Sternenfunken.

II.

Dissonanzen.

Von

Ernst Arthur Seemann.

---

1. Nun nimm mich auf, du grünes Waldeszelt!

Nun nimm mich auf, du grünes Waldeszelt,
Und ihr, Dryaden, gebt mir das Geleite —
Scheucht mir den blassen Mann von meiner Seite,
Der unberufen mir sich zugesellt!
O, fürchtet nichts! Es ist ein schlechter Held,
Der nicht um Ehre ringt, nur um die Beute;
Erwerben — heißt sein Ziel. Vernünft'ge Leute
Lehrt er, wie man sich schickt, wie man gefällt;
Mir aber hat er jede Lust vergällt!
Wenn ich Genuß, den raschen Renner, reite,
Da hetzt er hinter mich der Sorgen Meute:
Pflicht, Amt, Beruf—das heult um mich und bellt,
Dieweil er vorn mir in die Zügel fällt
Und meint, ein „Morgen" folge auf das „Heute."
O still, mein Roß, nun sachte, sachte schreite;
Die haben dir vergebens nachgestellt!
Wie ruhig sich das muth'ge Thier verhält
Auf weichem Moosgrund, den noch nie entweihte
Ein Wort, ein Fluch aus dem verworr'nen Streite,
Der gier- und groll- und gramverwirrten Welt!
Halt an, mein Roß, wo's rieselt, rauscht und quellt,
Daß ich im Moos ein Lager mir bereite,
Vergesse, was mich quälte, was mich reute,
Hier, wo Erinn'rung keine Schlinge stellt,
Wie wird das Herz so leicht, so lichterhellt!
Die enge Brust—sie dehnt sich in die Weite,
Mild naht ein Traum;—o, daß er mich begleite,
Wenn labend mich wie Thau der Schlaf befällt!

So nimm mich auf, du grünes Waldeszelt,
Und ihr, Dryaden, gebt mir das Geleite!

---

2. Sonett.

Wer lieben könnte, sich noch von dem vollen,
Gewalt'gen Strom der Neigung treiben lassen,
Der stolzen Fluth, die mir ein kaltes Hassen
Zu früh begrub in starren Eisesschollen!

Wer lieben könnte, ohn' es noch zu wollen,
Daß ahnungslos die Schauer ihn erfassen,
Die Wangen glühen machen und erblassen,
Das Blut erstarr'n und wieder heißer rollen!

Das ist vorbei! Die Knospe ist gesprungen,
Die einst der Thau der Ideale tränkte,
Die schnell erblüht auch schnell die Blüthe senkte.

Nach Herzen suchend—fand ich glatte Zungen,
Und da ich schalt, was mir die Seele kränkte,
Hab' ich den Haß zum Lohne mir errungen!

---

3. Sei getrost!

Blumen weinten über Nacht
Heimlich still im Dunkeln,
Wenn im Morgenthau voll Pracht
Ihre Kelche funkeln.

Allzu frühes Himmelsblau
Hat schon oft getrogen,
Nur auf Wolken schwarz und grau
Strahlt der Regenbogen.

Sei getrost, wenn dir entweicht
Lebensglück und Freude; —
Höchste Lust allein erzeugt
Sich aus tiefstem Leide.

---

4. Sei still mein Herz!

Sei still, mein Herz, und klage nicht:
Der Frühling kommt, der Frühling naht!
Hervor aus dunkelm Schooße bricht
Der frische Sproß, die grüne Saat.
Es pocht der erste Sonnenstrahl
An jede Brust mit Zauberschlägen,
Daß sich von Licht und Duft und Schall
Im tausendfachen Wiederhall
Der Seele Saiten neu bewegen.

Mein Herz, wie schlugst du doch so bang
In langer, trüber Winterzeit,
Und hast verlernt der Lieder Klang,
Der leise löst der Seele Leid.

Was starrst du an den jungen Flor
Der Welt, und wagst es nicht zu hoffen!?
Der Gram, darin dein Muth erfror,
Zerrinnt und drängt und quillt hervor
Vom Frühlingssonnenstrahl getroffen.

Sahst du den Bach, als eingezwängt
Im Eise stockten seine Wellen?
Nun da er seine Decke sprengt —
Sieh', wie die Ufer überschwellen!
So schwillt empor das alte Leid; —
O, laß die Thränen, laß sie strömen!
Die Seele wird so frei, so weit,
Des Frühlings ganze Herrlichkeit
Tiefathmend in sich aufzunehmen.

Traf Täuschung dich, traf dich Verlust,
Und sahst du Stern auf Stern erblassen,
Da du dir keiner Schuld bewußt,
Was soll der Gram, was soll das Hassen?
Blick' an den Thau! — Es sind der Nacht
Viel düst're Thränen wohl geflossen:
Nun, da der lichte Morgen lacht,
Ist's nicht wie Diamantenpracht,
Die auf die Welt dahingegossen?!

Wohl Dem, der nicht das Herz verschließt,
Wenn seiner Wünsche Traum zerronnen,
Der Das, was ihm verblieb, genießt,
Und wären's nur des Frühlings Wonnen! —
Doch besser, wer sich stolz erhebt
Mit raschem Muth, mit kühnen Sinnen,
Wo neue Kraft die Welt belebt,
Auch wieder hofft und wagt und strebt,
Den höchsten Kampfpreis zu gewinnen.

III.

Welt und Poesie.

Nach magyarischen Originalgedichten von Daumer.

1.

Die altpoet'schen Tage sind dahin;
Modern-prosaisch-merkantilisch ist
Das ganze Sein des Menschen umgewandelt;
Die Welt ist Geld und sonsten nichts; was soll
Die Poesie, das unreale Ding? —
So ist jedoch die Sache noch nicht reif
Zum Spruche. Wenn die Welt
Ein Thaler, nun, so ist die Poesie
Der reine Silberklang, der in ihm wohnt,
Ist seine tönend-wunderbare Seele,
Der gute Geist im schnöden, fluchbeladnen
Metalle; darum laßt sie immer gelten!
Sie darf nicht fehlen, nicht verloren geh'n;
Sonst ist sie, diese goldgeword'ne Welt,
Falsch, ohne Werth, ein bleierner Betrug.

2.

In der Wiege weint ein armes Kind;
Doch die Amme singet ihm so lind.
Ruhig, ob sie noch so rege sind,
Fallen ihm zuletzt die Augen zu.

In dem Herzen ist der Kummer wach;
Sanft beschwört die Poesie sein Ach;
Und so tief sein Stöhnen—allgemach
Kommt doch auch dies kranke Kind zur Ruh.

In Sibirien.

Von Alex. Herzen.*)

Das Exil.—Der Polizeimeister in Pokrov.—Die Wolga.—Perm.

Am 10. April Morgens brachte mich ein Gendarmen-Officier in das Haus des General-Gouverneurs. Es wurde den Verwandten erlaubt, in einer geheimen Abtheilung seiner Kanzlei von mir Abschied zu nehmen.

Natürlich war das dort nicht angenehm— Spione und Schreiber, das Vorlesen der Instruction für den Gendarmen, der mich begleiten sollte, die Unmöglichkeit, ein Wort ohne Zeugen zu sagen — kurz eine beleidigendere und traurigere Umgebung hätte man sich nicht denken können.

Ich athmete auf, als endlich meine Kalesche längs dem Fluß Wladimirka hinrollte.

Per me si va nella cita dolente,
Per me si va nel eterno dolore —

Auf einer Station schrieb ich diese beiden Verse hin, welche eben so gut für die Landstraße nach Sibirien, wie für den Eintritt in die Hölle passen.

Eine Meile hinter Moskau ist ein Wirthshaus, „Perov" genannt. Da wollte mich einer meiner intimsten Freunde erwarten. Ich machte meinem Soldaten den Vorschlag, ein Glas Branntwein zu trinken. Er willigte ein, es war weit von der Stadt.—Wir

*) Die obigen Mittheilungen sind „Aus den Memoiren eines Russen," von Herrn Herzen, dem bekannten russischen Emigranten, in denen er seine Erlebnisse als Staatsgefangener in Moskau und Verbannter in Sibirien erzählt. Die ersteren sind von den Erfahrungen der politischen Gefangenen in andern Staaten nicht verschieden, während die Schilderung des Lebens eines Verbannten in Sibirien und der dortigen Zustände viel Neues und Interessantes enthält. Wir kommen auf die Schrift zurück. D. Red.

gingen hinein, aber mein Freund war nicht da. Ich zögerte im Wirthshaus durch alle möglichen Mittel; der Soldat wollte nicht länger warten, der Fuhrmann trieb seine Pferde an — als plötzlich eine Troika (Dreispänner) angeflogen kam und grade auf das Wirthshaus zu — ich stürzte an die Thüre .... Zwei Fremde, spazieren fahrende Kaufmannssöhne, stiegen lärmend aus dem Postwagen. Ich blickte in die Ferne — nicht ein einziger sich bewegender Punkt, nicht ein einziger Mensch war auf der Straße nach Moskau zu sehen ... Es war hart, so weiter zu fahren. — Ich gab dann dem Fuhrmann zwanzig Kopeken und wir flogen blitzschnell davon.

Wir fuhren, ohne anzuhalten; dem Gendarmen war befohlen, nicht weniger als 200 Werst (28 Meilen) in vierundzwanzig Stunden zu machen. Das war erträglich — nur nicht im Anfang April. Der Weg war stellenweise mit Eis, stellenweise mit Schmutz und Wasser bedeckt und wurde immer unfahrbarer, je mehr wir uns Sibirien näherten.

Das erste Reiseabenteuer hatte ich in Pokrov. — Wir hatten mehrere Stunden wegen des Eises verloren, welches die Verbindung der beiden Ufer des Flusses hemmte. Der Gendarm war in großer Eile, aber der Posthalter erklärte, er habe keine Pferde. Der Gendarm zeigte ihm den Reisepaß, worin gesagt war, daß man Courierpferde fordern könne, wenn keine Postpferde da seien. Der Posthalter entschuldigte sich, die Pferde im Ort seien für den Vicepräsidenten des Ministeriums des Inneren genommen. Aber als mein Gendarm anfing zu zanken und zu lärmen, da lief der Posthalter fort, um Privat-Pferde von den Einwohnern herbeizuschaffen. Der Gendarm lief mit ihm. — Es langweilte mich, in dem schmutzigen Zimmer des Posthalters auf sie zu warten; ich ging aus der Thüre und fing an, vor dem Hause auf und nieder zu gehen. Das war nach einer neun-monatlichen Einkerkerung der erste Spaziergang ohne Soldaten.

Als ich eine halbe Stunde ungefähr gegangen war, begegnete mir ein Mensch in einem Militair-Rock ohne Epauletten und mit einem blauen pour le mérite um den Hals. Er sah mich mit einer beharrlichen Unverschämtheit an, ging vorüber, kehrte wieder um und fragte mit dreister Miene: — „Sind Sie es, den der Gendarm nach Perm führt?" — „Ich bin es," antwortete ich, ohne stehen zu bleiben. — „Erlauben Sie, aber wie darf er denn" ...

— „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" —

— „Ich bin der hiesige Polizeimeister," antwortete der Fremde, — und in seinem Ton sprach sich ein tiefes Bewußtsein der hohen Bedeutung seiner Stellung aus, — „ich erwarte von Stunde zu Stunde den Vicepräsidenten des Ministeriums, und hier spazieren mir nichts dir nichts politische Arrestanten auf den Straßen herum. Was ist denn das für ein Esel von Gendarm?"

— „Ist Ihnen nicht gefällig, sich an ihn zu wenden?"

— „Nicht mich an ihn wenden, aber ihn arretiren werde ich — ihm hundert Stockprügel geben und Sie mit einem Polizeidiener fortschaffen lassen!"

Ich nickte ihm zu und ohne das Ende seiner Rede abzuwarten, ging ich mit schnellen Schritten in's Posthaus. Durch's Fenster hörte ich, wie er fort wüthete und dem Gendarmen drohte. Dieser entschuldigte sich, schien aber nicht sehr eingeschüchtert. — Nach ein Paar Minuten kamen beide herein. Ich saß nach dem Fenster gekehrt und sah sie nicht an. Aus den Fragen, die der Polizeimeister an den Gendarmen richtete, merkte ich gleich, daß er den brennenden Wunsch hatte, zu erfahren, weswegen ich verschickt sei, — warum, wie und was. — Ich beharrte im Schweigen. — Der Polizeimeister fing eine Rede an, die sich weder an mich noch an den Gendarmen richtete: — Niemand will sich in unsere Lage versetzen. Kann es mir wohl angenehm sein, mich mit einem Soldaten herumzuzanken oder einem Menschen, den ich von seiner Geburt an niemals gesehen habe, Unannehmlichkeiten zu machen? — Jede Verantwortung liegt auf dem Polizeimeister; er ist der Wirth der Stadt. Was auch geschehen mag — verantworte, heißt es; ist die Kronkasse bestohlen — du bist schuld; ist eine Kirche abgebrannt — du bist schuld; sind viele Betrunkene auf der Straße — du bist schuld; trinkt man wenig Wein — du bist auch schuld (— seine letzte Bemerkung gefiel ihm selbst sehr, und er fuhr in einem lustigeren Tone fort:) — Noch gut, daß Sie mir begegneten, aber wären Sie nun dem Vicepräsidenten begegnet, und wären auch so vorbeigegangen, und der hätte gefragt: — „Wie? ein politischer Gefangener! — Der Polizeimeister muß vor's Gericht" ...

Ich war seine schöne Rede satt, kehrte mich zu ihm hin und sagte: — „Thun Sie nach Ihrem Wunsche, ich bitte aber, verscho-

nen Sie mich mit Ihrer Belehrung. Aus Ihren Worten sehe ich, daß Sie erwarteten, ich sollte Sie grüßen. Ich habe nicht die Gewohnheit, Fremde zu grüßen!"

Der Polizeimeister wurde verwirrt. — Bei uns ist es immer so; wer am ersten Lärm macht, wer zu schreien anfängt, der hat die Oberhand. Wenn man mit seinem Vorgesetzten spricht und ihm erlaubt, die Stimme zu erheben, dann ist man verloren; denn wenn er sich selbst schreien hört, wird er zum wilden Thier. Wenn man ihn aber beim ersten groben Wort selbst anschreit, so wird er bang und giebt sicher nach; er ist dann überzeugt, daß er es mit einem charakterfesten Menschen zu thun hat, und Leute der Art muß man nicht zu sehr reizen.

Der Polizeimeister schickte den Gendarmen hin, sich wegen der Pferde zu erkundigen, und wendete sich dann zu mir, wie um sich zu entschuldigen: — „Ich that das mehr wegen des Soldaten — Sie kennen unsere Soldaten nicht — man darf mit ihnen nicht die geringste Nachsicht haben — aber glauben Sie mir, daß ich verstehe, die Leute zu unterscheiden — erlauben Sie mir, Sie zu fragen, welcher unglückliche Zufall" —

— „Als unsere Sache beendigt war, wurde uns verboten, darüber zu sprechen."

— „In diesem Falle — freilich — darf ich nicht" — — und der Blick des Polizeimeisters drückte die Qual der unbefriedigten Neugierde aus. Er schwieg ein Weilchen, und dann fuhr er fort: — „Ich hatte einen weitläufigen Verwandten — er saß ein Jahr in der Festung Peter Paul's — wissen Sie, auch wegen Verbindungen ...

... Aber erlauben Sie, es liegt mir auf der Seele, — Sie scheinen noch etwas böse zu sein. Ich bin ein strenger Militair, — im siebzehnten Jahre trat ich in's Regiment, — ich habe ein heftiges Temperament, aber nach einem Augenblick ist Alles vergessen. Ihren Gendarm werde ich in Ruhe lassen — hol' ihn der Teufel" —

Der Gendarm trat herein mit dem Bescheid, daß vor einer Stunde keine Pferde herbeigeschafft werden könnten. — Der Polizeimeister sagte ihm, daß er ihm, meiner Fürsprache wegen, verzeihe; dann wendete er sich zu mir und sagte: — Sie werden mir doch meine Bitte nicht abschlagen. Als Beweis, daß Sie nicht böse sind, kommen Sie zu mir zum Frühstück, — ich wohne zwei Häuser von hier, — Sie müssen aber auf gut Glück kommen und vorlieb nehmen mit dem, was Gott schickt."

Dieser Vorschlag war so lächerlich, nachdem wir uns in solcher Art begegnet waren, daß ich zum Polizeimeister ging, seinen Caviar aß und seinen Madeira und Branntwein trank. — Er war in solchem Grade liebenswürdig, daß er mir alle seine Familienverhältnisse, ja sogar die siebenjährige Krankheit seiner Frau erzählte. — Nach dem Frühstück nahm er aus einer Urne, die auf dem Tische stand, ein Papier und überreichte es mir mit Stolz und Zufriedenheit. Es enthielt die Verse seines Sohnes, die öffentlich beim Examen im Cadettenhause vorgelesen worden waren. Als er mir solche Beweise zweifellosen Zutrauens gegeben hatte, ging er geschickt zu der indirecten Fragen nach meinen Angelegenheiten über. — Für diesesmal befriedigte ich ihn theilweise.

Der Polizeimeister erinnerte mich an einen Kreisgerichts-Secretair, von welchem mir ein Freund erzählte. Neun Kreisgerichtsräthe hatten gewechselt, während dieser Sekretair unverändert auf seinem Posten blieb und immerfort in derselben Weise seinen Kreis verwaltete. — „Wie fangen Sie es an," fragte ihn mein Freund, „um mit allen diesen Vorgesetzten übereinzustimmen?" — „Nun, es läßt sich machen, mit Gottes Hülfe bringt man sich so durch. Freilich, Mancher ist anfangs aufgebracht, schlägt nach vorn und hinten aus, schreit, schimpft, droht den Abschied zu geben oder in eine Provinz zu verschicken; — indeß unser Posten ist ein untergeordneter, man schweigt und denkt: Laß etwas Zeit vergehen! der wird sich auch müde rennen; ist zum ersten Mal vorgespannt. — Und, in der That, ehe man sich's versieht, geht es im Gespann, wie es nicht besser kann."

Als wir uns Kasan näherten, war die Wolga in der vollen Höhe ihrer Frühlingsfluth. Man mußte eine ganze Station — von Uslon nach Kasan — auf einem Floß machen, der Fluß war fünfzehn Werst (wenn nicht mehr) weit aus seinen Ufern getreten. Es war ein stürmischer Tag. Die Ueberfahrt war unterbrochen, eine Menge Post- und verschiedener Reisewagen warteten am Ufer.

Mein Gendarm ging zum Aufseher und fordete ein Floß. Der Aufseher gab ungern eines und sagte, es sei besser zu warten, man könne nicht wissen, was von einer Stunde zur andern geschehen möge. Der Gendarm aber eilte, theils weil er betrunken war, theils weil er seine Gewalt zeigen wollte. —

Man stellte meine Kalesche auf ein Floß von mittelmäßiger Größe. Das Wetter schien milder zu werden. Nach einer halben Stunde zog der Bootsmann, ein Tartar, ein Segel auf, als plötzlich der schon besänftigte Sturm sich von neuem erhob. Wir wurden mit einer solchen Gewalt fortgeführt, daß wir unaufhaltsam gegen einen Balken trieben und dermaßen gegen ihn stießen, daß unser schwaches Floß einen Riß bekam und sich Wasser auf der Oberfläche verbreitete.

Die Lage war nicht angenehm. Doch gelang es dem Tartaren, uns auf eine Sandbank zu leiten.

Dann fuhr eine Kaufmanns-Barke vorbei. Wir riefen und baten, uns ein Boot zu schicken; die Leute hörten es und fuhren weiter, ohne etwas zu thun. — Ein Bauer mit seiner Frau kam heran in einem kleinen Kahn und fragte, was an unserer Lage schuld sei. „Nun, was ist's denn weiter!"—sagte er,—„nur frisch das Loch verstopft und, sich Gott empfehlend, vorwärts! — Was ist da sich zu bedenken?—Du da, weil du ein Tartar bist, so verstehst du Nichts zu machen."— Und mit diesen Worten trat er auf unser Floß.

Der Tartar war in der That sehr erschrocken. Erstens, weil der Gendarm, als er durch das eindringende Wasser vom Schlaf erwachte, gleich aufsprang und ihn zu prügeln anfing. Zweitens, weil das Floß Krongut war. So wiederholte er denn fortwährend: — „Wenn das Floß nun untergeht, was wird mir denn geschehen! was wird man mir thun!" — Ich tröstete ihn damit, daß er in dem Fall auch untergehen würde. — „Ja, gut, Väterchen," antwortete er, „wenn ich auch mit ertrinke, — aber wenn nicht?"—

Der Bauer verstopfte mit Hülfe der Andern den Riß am Floße; er hämmerte mit seinem Beil, nagelte ein Brett darauf, dann ging er in's Wasser bis zum Gürtel und half den Andern das Floß von der Sandbank ziehen. So kamen wir bald in den Strom der Wolga. — Der Fluß war grauenvoll aufgeregt. Wind und Regen, mit Schnee vermischt, schlugen Einem in das Gesicht, die Kälte drang durch Mark und Bein. — Da ragte das Denkmal Johann's des Grausamen aus Nebel und Wasserwolken hervor; die Gefahr schien vorüber zu sein, als plötzlich der Tartar ausrief: „Es leckt, es leckt!" — Und wirklich brach das Wasser sich mit Gewalt durch das verstopfte Loch Bahn. Wir waren an der allergefährlichsten Stelle; es ging immer langsamer und langsamer vorwärts, und der Augenblick war vorauszusehen, wo wir ganz untergehen würden.

Der Tartar nahm die Mütze ab und fing an zu beten; mein Kammerdiener war ganz außer Fassung, er weinte und sagte zu wiederholten Malen: „Lebe wohl, Mütterchen! ich sehe dich nicht wieder!"—Der Gendarm schimpfte und drohte Alle am Ufer durchzuprügeln.

Im Anfang war mir auch bange um's Herz, — dazu war man noch von Wind und Regen ganz verwirrt, — aber der Gedanke, daß es ein Unsinn wäre, hier umzukommen, ehe ich Etwas im Leben geleistet hätte — das jugendliche quid timeas? Caesarem vehis! bekam die Oberhand, und ich wartete ruhig, — überzeugt, daß ich nicht zwischen Uslon und Kasan mein Ende finden würde. — Für diese stolze Zuversicht straft uns das Leben später und gewöhnt sie uns ab. Daher ist die Jugend heldenmüthig. Aber wenn der Mensch älter wird, wird er vorsichtig und läßt sich selten hinreißen.

Durchfroren und naß bis auf die Haut erreichten wir das Ufer, ungefähr nach einer Viertelstunde, in der Nähe von den Mauern des Kasanschen Kremls. Ich ging in's erste beste Wirthshaus, trank ein Glas Branntwein, aß dazu ein hart gekochtes Ei und begab mich dann in's Posthaus.

In den Dörfern und kleinen Städten finden die Reisenden immer bei dem Posthalter ein Zimmer zu ihrem Gebrauch. In den großen Städten müssen alle Reisenden im Gasthaus absteigen. — Ich wurde in die Schreibstube des Posthauses gebracht. Der Posthalter zeigte mir seine Wohnstube, in welcher sich ein alter kranker Mann, der im Bett lag, eine Frau und mehrere Kinder befanden. Es war darin auch kein einziger Winkel, wo ich mich hätte umkleiden können. Der Gendarm wollte sich nicht entschließen, mich in's Gasthaus zu bringen. Ich schrieb an den General der Gendarmen in Kasan und bat ihn, mir irgend ein Zimmer geben zu lassen, wo ich mich erwärmen und meine Kleider trocknen könnte. — Es verging eine Stunde, ehe der Gendarm zurückkam. Er sagte, der Graf Apraxin habe befohlen, mir ein Zimmer zu geben. — Ich wartete ungefähr zwei Stunden — Niemand kam. Da schickte ich den Gendarmen zum zweiten Mal. — Er brachte mir die Antwort, daß der Obrist Pol, dem der General befohlen hatte, mir ein Quartier zu geben, im adeligen Klub

Karten spiele, und daß vor Morgen kein Quartier besorgt werden könne.

Das war barbarisch. Ich schrieb abermals an den Grafen Apraxin und bat ihn, mich unmittelbar weiter fahren zu lassen, da ich auf der folgenden Station eine Herberge zu finden hoffe. — Der Graf geruhte zu schlafen, und der Brief blieb bis zum nächsten Morgen liegen. Es war Nichts zu machen, ich zog meine nassen Kleider aus, wickelte mich in den Mantel des Aufsehers und legte mich auf den Tisch im Post-Comptoir; anstatt eines Kissens legte ich mir ein dickes Buch mit etwas Wäsche darauf unter den Kopf.

Am Morgen ließ ich mir Frühstück bringen. Die Beamten fingen an, sich zu versammeln, und der Executor machte mir die Bemerkung, daß es sich eigentlich nicht schicke, in einem Behördezimmer zu frühstücken, ihm wäre es persönlich gleichgültig, aber der Postmeister könnte sich darüber ärgern. Scherzend antwortete ich ihm, daß man nur denjenigen ausjagen könne, der das Recht habe, nach eigenem Willen auszugehen, wer aber dieses Recht nicht habe, der müsse nolens volens da essen und trinken, wo er eingesperrt sei.

Am folgenden Tage beschloß der Graf Apraxin, daß ich zwei bis drei Tage in Kasan, im Gasthause verweilen könne.

Während dieser drei Tage irrte ich mit meinem Gendarmen in der Stadt umher.— Hier erinnert Alles an Asien, an den Orient — verschleierte Tartarinnen, die Männer mit hervorstehenden Kinnladen, orthodoxe Kirchen und Moscheen neben einander. In Wladimir, in Nijny spürt man die Nähe Moskau's, hier ist man aber weit von Moskau entfernt.

In Perm brachte man mich gerades Weges zum Gouverneur. Bei ihm war große Gesellschaft, die Hochzeit seiner Tochter mit einem Officier wurde gefeiert. Der Gouverneur bestand darauf, daß ich hereinkommen solle, und so mußte ich mich in meinem Reiserock, mit Staub und Schmutz bedeckt, der ganzen Permschen Gesellschaft vorstellen. — Der Gouverneur schwatzte allerlei Unsinn, verbot mir, mit den verwiesenen Polen Bekanntschaft zu machen und sagte, ich solle nach einigen Tagen zu ihm kommen, dann würde er mir in der Kanzlei eine Beschäftigung verschaffen.

Dieser Gouverneur war aus Klein-Rußland, mißhandelte die Verwiesenen nicht und war überhaupt ein ruhiger Mensch. Er hatte ganz still in seinem Versteck seine Lage zu verbessern gewußt; wie ein Maulwurf unter der Erde hatte er unmerklich einen Strohhalm nach dem andern bei Seite gelegt, so daß er für seine alten Tage in Sicherheit war.

Aus einem unbegreiflichen Control- und Ordnungs-Sinn hatte er eingeführt, daß alle nach Perm Verbannten sich bei ihm Sonnabends um zehn Uhr Morgens melden sollten. Er erschien dann selbst mit seiner Pfeife und einem Blatt Papier, zählte nach, ob alle gegenwärtig wären, und wenn Jemand fehlte, so schickte er einen Commissair, um nach der Ursache zu fragen. Er sprach fast mit Niemand und entließ uns wieder. — Auf diese Weise war ich in seinem Saal mit allen Polen, vor deren Bekanntschaft er mich gewarnt hatte, bekannt geworden.

Am Tage nach meiner Ankunft reiste der Gendarm wieder zurück, und ich befand mich zum ersten Mal nach meinem Arrest in Freiheit . . .

. . . In Freiheit . . . in einem kleinen Städtchen an der Grenze Sibiriens, ohne die geringste Erfahrung, ohne die Gesellschaft zu kennen, in der ich leben sollte.

Aus dem Kinderzimmer war ich in den Hörsaal der Universität übergegangen, von da in den Kreis meiner Freunde—wo es sich blos um Theorien, Schwärmereien, nicht aber um Geschäfte handelte. Hierauf kam das Gefängniß und bildete den Uebergang zum praktischen Leben, das hier — neben der Uralschen Bergkette — für mich anfing.

Aber ich hatte noch nicht Zeit gehabt, mich einzuleben, als mir der Gouverneur anzeigte, daß ich nach Wätka übersiedeln müsse, weil ein anderer Verwiesener, der nach Wätka bestimmt war, gebeten hatte, nach Perm geführt zu werden, wo er Verwandte hatte. Der Gouverneur wollte, daß ich gleich am folgenden Tage abreise. Das war nicht möglich, denn da ich glaubte, mehrere Jahre in Perm zubringen zu müssen, so hatte ich mir allerlei Sachen angeschafft, die ich doch, wenn auch um den halben Preis, wieder verkaufen mußte. — Nach mehreren ausweichenden Antworten erlaubte er mir, noch zwei Tage zu bleiben, nahm mir aber mein Ehrenwort ab, keine Gelegenheit zu suchen, den anderen Verbannten, der ankommen sollte, zu sehen.

Ich war im Begriff, am folgenden Tage mein Pferd und verschiedene Sachen zu verkaufen, als der Polizeimeister zu mir herein-

trat und mir den Befehl brachte, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Ich erklärte ihm, daß mir der Gouverneur einen Aufschub gestattet hätte. Der Polizeimeister zeigte mir ein Papier, in welchem ihm in der That anbefohlen ward, mich binnen 24 Stunden fortzuschaffen. Dieses Papier war am selben Tage, wo meine Unterhaltung mit dem Gouverneur Statt fand, von ihm unterzeichnet.

— „Ach," sagte der Polizeimeister, — „ich verstehe! Das Ding ist klar — unser Held will die Verantwortung auf mich schieben; — wollen wir hinfahren und mit ihm sprechen?"

— „Kommen Sie!"

Der Gouverneur sagte, er habe das Versprechen vergessen, welches er mir gegeben. Da fragte der Polizeimeister listig, ob er nicht befehle, das Papier umzuschreiben. — „Das lohnt sich nicht der Mühe," antwortete der Gouverneur mit einer einfach gutmüthigen Miene.

„Da haben wir ihn gefangen! die Tintenseele!" sagte mir der Polizeimeister und rieb sich die Hände vor Vergnügen.

Der Permsche Polizeimeister gehörte zu dem besonderen Typus halber Civil-, halber Militair-Beamter. Diese Leute, die ein glücklicher Zufall gegen ein Bajonett gestoßen oder vor eine Kugel geschoben hat, erhalten vorzugsweise die Posten der Polizeimeister und Executoren. — Im Regiment gewöhnen sich diese Leute an eine gewisse Offenherzigkeit, prägen sich verschiedene Phrasen in's Gedächtniß von Unantastbarkeit der Ehre, Edelmuth, u. dgl., und üben sich ein in beißendem Spott über die Schreiber in den Civil-Behörden. Die jüngeren von ihnen haben Marlinsky und Sagoskin gelesen, wissen den Anfang des „Kaukasischen Gefangenen" (Puschkin's) auswendig, kennen „Woinarovsky," und citiren einstudirte Verse. So z. B. sagen Manche, jedes Mal wenn ihnen Jemand rauchend entgegenkommt, den Puschkin'schen Vers:

"Yantar v'ustach yego dimilsa."

(Der Bernstein rauchte zwischen seinen Lippen.)

Alle, ohne Ausnahme, sagen laut, daß ihre Stellung weit unter ihrem Verdienst ist, — daß einzig die Noth sie an diese „Tintenwelt" fesselt, daß, ohne die Wunden und die Armuth, sie General-Adjutanten oder Commandirende ganzer Armeecorps wären. Ein Jeder führt irgend ein auffallendes Beispiel eines seiner früheren Cameraden an, und sagt: „Da ist z. B. Kreutz, Rüdiger! — Waren wir doch zu gleicher Zeit zu Fähndrichen avancirt, — wohnten zusammen, — nannten einander Peterchen, Hänschen — — ich aber, sehen Sie, bin kein Deutscher, hatte keine Protection, — nun, deshalb sitze ich hier als Polizeiwächter. — Glauben Sie mir, es ist bitter für einen edlen Menschen mit unseren Ansichten, einen Polizeiposten zu bekleiden." — Die Weiber dieser Leute jammern noch ärger als sie, und bringen dabei jedes Jahr — mit beklommenem Herzen — ihr zurückgelegtes Sümmchen in die Leihbank von Moskau, wohin sie unter dem Vorwande, eine Mutter oder Tante zu besuchen, die krank sei und sie zum letzten Mal zu sehen wünsche, reisen. — Und in dieser Art bringen sie ihre fünfzehn Jahre zu. Der Mann klagt über das Schicksal, prügelt die Polizeidiener, prügelt die Bürger, kriecht und bückt sich vor dem Gouverneur, hilft den Dieben entkommen, stiehlt selbst Documente und citirt Verse von Puschkin. Die Frau klagt über das Schicksal und das Leben in der Provinz, nimmt alle möglichen Geschenke von den Einwohnern an, plündert die Krämer und die Bittsteller und liebt bei mondhellen Nächten für Poesie zu schwärmen.

Ich habe mich deshalb bei dieser Charakteristik aufgehalten, weil ich anfangs selbst von diesen Herren angeführt worden bin, indem ich sie wirklich für etwas besser als die Uebrigen hielt, was aber gar nicht der Fall ist.

Am dritten Tage kam ich in Wätka an, nachdem ich ganze Bezirke, von Wotäken, Mordwinen und Tscheremissen bewohnt, durchfahren hatte.

Wätka. — Die Kanzlei und der Speisesaal Seiner Excellenz K. J. Tüfäyeff's.

Der Gouverneur von Wätka empfing mich nicht, aber befahl, mir zu sagen, daß ich am folgenden Morgen um zehn Uhr bei ihm erscheinen möge.

Morgens fand ich im Saal den Kreishauptmann, den Polizeimeister und zwei Beamte vor. Alle standen, sprachen flüsternd mit einander und sahen unruhig auf die Thüre. Die Thüre öffnete sich, und es trat ein breitschultriger Alter von nicht großem Wuchs herein. Der Kopf saß bei ihm wie bei einem Bullenbeißer auf den Schultern; seine starken Kinnladen vollendeten die Aehnlichkeit mit dem Hunde. Sein thierisches Lächeln, sein altes Gesicht mit einem priapischen Ausdruck, seine kleinen, scharfen,

grauen Augen, wenige zu Berge stehende Haare, alles dies machte einen unbeschreiblich widrigen Eindruck.

Zuerst gab er dem Kreishauptmann einen derben Ausputzer für den Weg, auf dem er gestern gefahren war. Der Mensch stand vor ihm mit herunterhängendem Kopf, als Zeichen tiefer Ehrerbietung, und antwortete zu Allem, wie es vor alter Zeit die Dienerschaft zu thun pflegte: „Ich höre, Excellenz."

Nachher wandte er sich zu mir, sah mich frech an und sagte:

— „Sie haben den Cursus in der Universität zu Moskau beendigt?"

— „Ich bin Candidat."

— „Haben Sie nachher gedient?"

— „In der Kremlin'schen Expedition."

— „Ha, ha, ha! — schöner Dienst! — Freilich haben Sie in so einem Dienst Zeit gehabt zu jubeln und Lieder zu singen." — „Alenizin!" rief er.

Es trat ein skrophulöser junger Mann herein.

— „Höre mal, Freund! hier ist ein Candidat der Moskauer Universität. Er versteht wahrscheinlich Alles außer dem Dienst. Der Kaiser will, daß er ihn bei uns lerne. Beschäftige ihn also bei dir in der Kanzlei und berichte mir über ihn. — Morgen früh begeben Sie sich um neun Uhr in die Kanzlei; jetzt können Sie gehen. — Doch warten Sie, ich habe vergessen zu fragen, wie Sie schreiben. —"

Ich verstand erst nicht, was er meinte.

— „Nun, das heißt — Ihre Handschrift."

— „Ich habe Nichts bei mir, um es Ihnen zu zeigen."

— „Gieb Feder und Papier her!"

Alenizin reichte mir eine Feder.

— „Was soll ich schreiben?"

— „Was Ihnen gefällig ist", sagte der Secretär, — „schreiben Sie z. B.: nach der Untersuchung ward bewiesen."

— „Nun, Berichte an den Kaiser werden Sie nicht abschreiben", sagte der Gouverneur mit einem ironischen Lächeln.

Ich hatte schon in Perm Vieles über Tüfäyeff gehört, aber er übertraf alle meine Erwartungen.—Was producirt das russische Leben nicht Alles!

Tüfäyeff war in Tobolsk geboren. Sein Vater gehörte zu den allerärmsten Bürgern und war, glaube ich, verbannt. — Als dreizehnjähriger Knabe hatte Tüfäyeff sich an eine herumziehende Schauspielertruppe angeschlossen, welche von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zog, um auf dem Seil zu tanzen und akrobatische Kunststücke zu machen. Er folgte ihnen aus Tobolsk nach den polnischen Provinzen, indem er dem Volke durch seine Possen Spaß machte. Dort wurde er arretirt, Gott weiß warum, und da er keinen Paß hatte, wurde er als Vagabund mit einer Partie Arrestanten zu Fuß nach Tobolsk geschickt. Seine Mutter war indessen Wittwe geworden und lebte im größten Elend; ihr Ofen fiel auseinander, und der Sohn mußte ihn selbst wieder aufmauern. Es wurde nothwendig, für den Jungen ein Gewerbe auszusuchen. Er las und schrieb ziemlich gut, und so erhielt er eine Stelle als Schreiber im Magistrat. Frech von Natur, aufgeweckt und gut eingeschult durch die vielseitige Erziehung, bald unter den Akrobaten, bald unter den Arrestanten, mit denen er Rußland von einem Ende bis zum anderen zu Fuß durchzogen hatte, wurde er ein flinker Geschäftsmann.

Im Anfange der Regierung Alexanders kam ein Revisor nach Tobolsk. Dieser hatte mehrere Schreiber nöthig, und Jemand recommandirte ihm den jungen Tüfäyeff. Der Revisor war mit ihm in solchem Grad zufrieden, daß er ihm den Vorschlag machte, mit ihm nach Petersburg zu gehen. — Tüfäyeff bekam von diesem Augenblicke an eine andere Meinung von sich selbst. Bis jetzt war sein Ehrgeiz, wie er selbst sagte, nicht weiter gegangen als bis zu einer Secretärsstelle in irgend einem Kreisgerichte; von nun an schätzte er sich höher, und mit einem eisernen Willen faßte er den Entschluß, Carrière zu machen.

Und er machte Carrière. Schon nach zehn Jahren sehen wir ihn als unermüdlichen Secretär des General-Intendanten Kankrin. Noch ein Jahr—und er erscheint als Geschäftsführer einer Expedition der Kanzlei Araktschеyeff's, welcher ganz Rußland regierte. Er war mit dem Grafen in Paris, als die alliirten Truppen einzogen, saß aber die ganze Zeit in der Kriegskanzlei und hatte buchstäblich keine einzige Straße von Paris gesehen. Tag und Nacht war er mit seinem würdigen Cameraden Kleinmichel beschäftigt, Papiere aufzusetzen und umzuschreiben.

Die Kanzlei Araktschеyeff's glich insofern einer Kupfermine, als man die Arbeiter bloß einige Monate da lassen konnte, sonst hätten sie sterben müssen. Zuletzt ward auch Tüfäyeff dieser Fabrik von Befehlen und Ukasen müde und erbat sich einen ruhigeren Posten.

Ein Mensch wie Tüfäyeff, ohne hohe An-

sprüche und ohne Ueberzeugungen, frei von Zerstreutheit, scheinbar ehrlich, verzehrt von Ehrgeiz und überzeugt, daß die Unterwürfigkeit die erste menschliche Tugend sei, mußte natürlich ein Liebling Araktschejeff's werden. Araktschejeff belohnte ihn auch mit dem Posten eines Vice-Gouverneurs, und nach einigen Jahren gab er ihm die Statthalterschaft Perm. So sah jetzt Tüfäyeff zu seinen Füßen die Provinz, durch die er ein Mal auf dem Stricke tanzend und ein Mal mit dem Strick gebunden, gezogen war.

Die Gewalt der Statthalter wächst in geradem Verhältnisse zu der Entfernung von Petersburg, sie wächst aber in geometrischer Progression in denjenigen Provinzen, wo, wie in Perm, Wätka, Sibirien, kein Adel ist. Eine solche Gegend gerade war es, die Tüfäyeff zusagte.

Er lebte gleich einem asiatischen Satrapen, mit dem Unterschied, daß er thätig, unruhig, ewig beschäftigt war und sich in Alles einmischte. Zugleich glich er aber auch einem Commissär des Convents des Jahres 1794, einem Carrier, nur daß seine Energie und Hartherzigkeit nicht der Revolution, sondern der Autokratie dienten.

Von einer groben Natur und liederlicher Lebensart duldete er keinen Widerspruch. Sein Einfluß war außerordentlich verderblich. Es hieß, er ließe sich nicht bestechen, und doch erwies es sich nach seinem Tode, daß er ein schönes Capitälchen zusammengebracht hatte. Er war streng gegen seine Untergebenen, verfolgte ohne Schonung diejenigen, welche sich bei ihren Vergehungen ertappen ließen, und bei alledem stahlen die Beamten mehr als je. Er mißbrauchte seine Gewalt über alle Maßen; z. B. wenn er einem Beamten den Auftrag gab, irgend eine Sache gerichtlich zu untersuchen, bei welcher er selbst interessirt war, so sagte er ihm: „die Sache wird sich wahrscheinlich so und so verhalten" — und wehe dem Beamten, wenn dieser die Sache anders fand.

Perm war noch voll des Ruhmes Tüfäyeff's. Er hatte da eine Anzahl Anhänger, die gegen den neuen Gouverneur feindlich gesinnt waren, weil dieser, wie es sich von selbst versteht, sich mit seinen eigenen Anhängern umringt hatte. Doch gab es dort auch Leute, die ihn haßten. Einer von denselben, ein sehr originelles Exemplar russischer Race und russischer Textur, warnte mich besonders vor Tüfäyeff. — Ich spreche von dem Doctor eines der dortigen Bergwerke. Dieser kluge, sehr scharfblickende Mensch war, Gott weiß wie, bald nach Beendigung seiner Universitätsstudien eine sehr unglückliche Ehe eingegangen; darauf gerieth er nach Ekatherinburg und würde ohne alle Erfahrung in den Sumpf des Lebens in der Provinz gezogen. Obgleich seine Stellung in diesem Kreise ziemlich unabhängig war, so ging er dennoch darin unter, und seine ganze Thätigkeit reducirte sich auf Sarkasmen gegen die Beamten. Er lachte ihnen in's Gesicht und sagte ihnen die beleidigendsten Sachen begleitet von Grimassen und Faxen. Da Niemand verschont wurde, so war auch Niemand besonders böse über die scharfe Zunge des Doctors. Er hatte sich durch seine Angriffe eine Stellung in der Gesellschaft gemacht und zwang die Charakterlosen, die rastlose Geißel seines Spottes zu ertragen.

Man hatte mich im voraus vor ihm gewarnt und mir gesagt, daß er verrückt und außerodentlich dreist, dabei aber ein geschickter Arzt sei. Ich fand seine Späße und Plaudereien weder grob noch platt; ganz im Gegentheil, sie waren voller Humor und feiner Ironie, sie waren seine Poesie, seine Rache, sein Wehegeschrei, vielleicht zum Theil auch der Ausdruck seiner Verzweiflung. Er studirte den Kreis der Beamten wie ein Künstler. Als Arzt kannte er sie bis auf ihre unbedeutendsten und geheimsten Leidenschaften hinab, und ermuthigt durch ihre Unbeholfenheit und Aengstlichkeit erlaubte er sich Alles.

Zu jedem Worte fügte er hinzu: „das kostet keinen Heller." Einmal machte ich ihm im Spaß eine Bemerkung über diese ewige Wiederholung.—„Warum verwundern Sie sich darüber?" erwiederte er, „das Ziel jeder Rede ist: zu überzeugen; daher beeile ich mich immer, den allerkräftigsten Beweis, den es in der Welt giebt, hinzuzufügen. Man versichere Jemanden, daß es keinen Heller kostet, seinen leiblichen Vater umzubringen, so wird er ihn umbringen."

Er war immer bereit, wenn man von ihm kleine Summen wie 100 bis 200 Rubel Banko leihen wollte. Dann zog er seine Brieftasche hervor und fragte genau, wann der Schuldner wieder zu zahlen gedenke.— „Jetzt," sagte er, „will ich mit Ihnen um einen Silberrubel wetten, daß Sie mir das Geld nicht zum bestimmten Termin wiederzahlen werden."

— „Aber, mein Herr", erwiederte jener, „für wen halten Sie mich denn?"

— „Das kostet Ihnen keinen Heller,"

antwortete der Doctor, „für wen ich Sie halte; die Sache ist aber die, daß ich seit sechs Jahren ein Buch darüber führe, daß noch kein Einziger zum bestimmten Termin gezahlt hat, ja fast Niemand hat auch nach dem Termin gezahlt."

Der Termin verging, und der Doctor forderte ganz ernsthaft seinen gewonnenen Rubel.

In Perm wollte der Pächter der Branntweinbrennerei eine Reisekalesche verkaufen. Da erschien der Doctor bei ihm und hielt ihm, ohne sich zu unterbrechen, folgende Rede: — „Sie verkaufen eine Kalesche, ich habe eine nöthig; Sie sind ein reicher Mann, sind Millionär, dafür werden Sie auch von aller Welt geachtet, und ich bin gekommen, Ihnen meine Aufwartung zu machen; als ein reicher Mann kann es Ihnen einerlei sein, ob Sie Ihre Kalesche verkaufen oder nicht; ich habe aber eine solche sehr nöthig, und Geld habe ich wenig; Sie werden mich übervortheilen wollen und es sich zu Nutze machen, daß mir die Kalesche unumgänglich nöthig ist; Sie werden dafür 1,500 Rubel fordern, ich werde Ihnen 700 anbieten, werde jeden Tag kommen um zu handeln, und nach einer Woche werden Sie den Preis herabsetzen auf 750 oder 800; — ist es also nicht besser, damit anzufangen?" — „Weit besser," antwortete der verwunderte Brennereipächter und gab ihm die Kalesche.

Am Tage meiner Abreise von Wätka kam er Morgens früh zu mir und sagte: — „Ihnen geht es wie Horaz, Sie haben ein Mal gesungen und werden nun immerfort übersetzt: *)." — Darauf nahm er sein Taschenbuch aus der Tasche und bot mir Geld für die Reise an. Ich dankte und sagte, ich hätte Nichts nöthig.—„Aber warum wollen Sie es nicht nehmen? Das kostet ja Ihnen keinen Heller." — „Ich habe Geld." —

— „Das ist ein schlimmes Zeichen", fuhr er fort, als ich nochmals dankte, — „das Ende der Welt nähert sich." — Er eröffnete seine Agenda und schrieb hinein: — Zum ersten Mal, nach einer fünfzehnjährigen Praxis, begegne ich einem Menschen, der kein Geld annimmt, und der noch dazu im Begriff ist abzureisen.

Als er ausgespaßt hatte, setzte er sich zu mir auf's Bett und sagte mir ganz im Ernst: — „Sie reisen zu einem entsetzlichen Menschen. Hüten Sie sich vor ihm und halten Sie sich von ihm so fern als möglich. Sollte er Sie lieb gewinnen, so ist es eine traurige Recommandation für Sie; sollte er Sie hassen, dann wird er Sie schon klein kriegen durch Verläumdung, Beschuldigungen und durch Gott weiß was."

Hierbei erzählte er mir einen Vorfall, von dessen Wahrheit ich später die Gelegenheit hatte mich nach Documenten der Kanzlei des Ministers des Innern zu überzeugen: —

Tüfäyeff stand in einem offenen Verhältnisse mit der Schwester eines armen Beamten. Ueber den Bruder wurde gespottet. Dieser wollte das Verhältniß auflösen, drohte mit einer Anklage, mit einer Meldung nach Petersburg, kurz, lärmte so lange, bis er eines Tages von der Polizei ergriffen und vor die Provinz-Behörde gebracht wurde, damit er daselbst für toll erklärt werde.

Alle Mitglieder der Behörde, der Präsident des Gerichts, der Inspector des Medicinalraths, ein alter Deutscher, der vom Volke sehr geliebt war, und den ich persönlich kannte, — alle fanden, daß Petrovsky toll war. — Unser Arzt kannte Petrovsky und hatte ihn früher behandelt. Auch er wurde, der Form wegen, befragt. Er erklärte aber dem Inspector, daß Petrovsky keineswegs toll sei, und schlug vor, die Untersuchung zu erneuern, da er sonst die Sache weiter führen müsse. Die Obrigkeit war durchaus nicht dagegen, aber unglücklicher Weise starb Petrovsky plötzlich im Tollhause, ohne die zweite Untersuchung abzuwarten, ungeachtet er ein junger rüstiger Mann gewesen war.

Die Sache kam nach Petersburg. Fräulein Petrovsky wurde arretirt (warum nicht Tüfäyeff?), und eine geheime Untersuchung begann. — Die Antworten wurden von Tüfäyeff dictirt; er übertraf sich selbst bei dieser Gelegenheit.

Um mit Einem Mal der Sache ein Ende zu machen und die Gefahr, zum zweiten Mal eine unfreiwillige Reise nach Sibirien zu unternehmen, von sich abzuwenden, brachte Tüfäyeff dem Fräulein Petrovsky bei zu sagen, daß sie mit ihrem Bruder entzweit gewesen sei seit der Reise Kaiser Alexander's durch Perm, wo sie, aus Unerfahrenheit und Jugend, ihre Unschuld verloren und dafür durch den General Solomka 5,000 Rubel erhalten habe.

Die Gewohnheiten des Kaisers Alexander waren der Art, daß dieses nicht unwarscheinlich schien.—Die Wahrheit zu erfahren war nicht leicht und hätte jedenfalls viel Scandal gemacht. — Auf die Anfrage des Grafen Benkendorf antwortete der General

*) Im Russischen ist Versetzen und Uebersetzen gleichlautend.

Solomka, daß durch seine Hände so viel Geld gegangen sei, daß er sich dieser 5,000 Rubel nicht erinnern könne.

. . . . La regina en aveva molto! — sagt der Improvisator der „Egyptischen Nächte“ von Puschkin.

Und dieser ehrenwerthe Zögling Araktschejeff's, dieser würdige Camerad Kleinmichel's, dieser Akrobat, Vagabund, Schreiber, Secretair und Gouverneur, dieser zartfühlende, uninteressirte Mensch, der gesunde Leute in's Tollhaus einsperrte und sie dort umbrachte, der den Kaiser Alexander verläumdete, um dem Zorne des Kaisers Nikolaus zu entgehen, — nahm sich jetzt vor, mich im Dienst zu unterrichten.

Meine Abhängigkeit von ihm war groß. Er brauchte nur dem Minister irgend Etwas über mich zu schreiben, und ich wäre nach Irkutsk verschickt worden. — Und sogar wozu erst schreiben! Ohne irgend eine Meldung, ohne jeden Vorwand hatte er selbst das Recht, einen Jeden weiter führen zu lassen — einerlei in was für wilde Gegend, einen Flecken Kai oder Zarewo-Santschursk. Er schickte einen jungen Polen nach Glasow dafür, daß die Damen lieber mit ihm die Masurka tanzten, als mit seiner Excellenz. In der nämlichen Art ward der Fürst Dolgorukow aus Perm nach Werchoturje geschickt.—Dieser Ort, in Bergen und Schnee vergraben, wird noch zur Permschen Provinz gerechnet, gleicht aber dem Städtchen Beröso w hinsichtlich des Klimas, und ist schlechter als Berösow, weil er eine noch größere Einöde ist. Im Winter kommt die Post nur einmal monatlich dahin.

Der Fürst Dolgorukow gehörte zu den aristokratischen Müssiggängern im schlechten Sinne, denen man in unserer Zeit nur noch selten begegnet. Er hatte alle möglichen Streiche ausgeübt — in Petersburg, in Moskau, in Paris, und damit sein Leben verbracht,—ein Ismaïlow im kleinen Maßstab, ein Fürst E. Grusinsky, ohne dessen Asyl für Deserteurs in Lyskowo.—Endlich, als seine Abenteuer alle Grenzen überstiegen, wurde ihm befohlen, in Perm zu leben.

Er kam daselbst mit zwei Wagen an; in dem einen saß er mit seinem Hunde, in dem andern saß sein Koch, ein Franzose, mit Papageien. In Perm freute man sich der Ankunft des reichen Herrn, und bald war die ganze Stadt in seinem Speisesaal versammelt. Dolgorukow ließ sich in eine Intrigue mit einer Permschen Dame ein. Diese vermuthete, daß der Fürst ihr nicht ganz treu sei, ging eines Morgens unerwartet zu ihm und fand ihn mit einem Stubenmädchen. Hieraus entstand eine Scene, die folgendermaßen endigte:—der untreue Liebhaber nahm eine Peitsche von der Wand; die Dame errieth seine Absicht und lief fort; er, nachlässig gekleidet in einem bloßen Schlafrock, setzte ihr nach, holte sie auf einem Platz, wo das Garnisons-Bataillon exercirte, ein, versetzte der eifersüchtigen Dame mehrere Hiebe und begab sich ruhig nach Hause, als ob er etwas Gutes gethan hätte.

Durch ähnliche hübsche Späße zog er sich den Unwillen der Permschen Gesellschaft zu, und die Obrigkeit beschloß, den vierzigjährigen Brausekopf nach Werchoturje zu entfernen.

Am letzten Tage vor seiner Abreise gab er den Beamten ein splendides Mittagsmahl, und ungeachtet sie böse auf ihn waren, so erschienen sie doch alle; Dolgorukow hatte versprochen, sie mit einer unerhört vortrefflichen Pastete zu bewirthen. — Die Pastete war in der That vortrefflich und verschwand mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Als nur noch die äußere Kruste übrig war, kehrte Dolgorukow sich zu seinen Gästen und sprach mit Pathos:—„Es soll nicht gesagt werden, daß ich Etwas bei meiner Trennung von Ihnen gespart habe; gestern habe ich meinen Hardi für die Pastete schlachten lassen.“ — Die Beamten sahen sich schaudernd an und suchten mit den Augen den ihnen bekannten dänischen Hund — er war nicht zu sehen. Der Fürst errieth ihre Gedanken und befahl dem Diener, die Ueberreste Hardi's, nämlich seine Haut, zu bringen. Das Uebrige war in den Permschen Magen. — Die halbe Stadt wurde vor Entsetzen unpäßlich.

Unterdessen zog Dolgorukow triumphirend nach Werchoturje ab und freute sich, seinen Bekannten einen gelungenen Streich gespielt zu haben. Diesmal transportirte ein dritter Reisewagen ein ganzes Hühnerhaus; seine Hühner reisten mit Postpferden!—Auf dem Wege nahm er die Rechnungsbücher von mehreren Stationen mit sich, verwechselte sie, änderte die Ziffern um und machte die Postverwaltung fast verrückt, — konnte sie doch sogar mit den Büchern die Rechnung nicht immer gut führen.

Die tödtende Leere und dumpfe Stille des öffentlichen Lebens und die damit in unglücklicher mesalliance gepaarte Lebhaftigkeit, ja aufbrausende Unstetigkeit des Charakters erzeugen in Rußland so manche

Monstruositäten. — In dem Krähen Suworow's wie in der Hunde-Pastete des Fürsten Dolgorukow, im wilden Toben Ismaïlow's, im halb-gutwilligen Unsinn Mamonow's, so wie in den frechen Verbrechen Tolstoï's des „Amerikaners," überall höre ich den verwandten Ton, der uns Allen bekannt ist, der aber in Vielen von uns durch Bildung oder durch Concentration auf irgend einen Gegegenstand beherrscht wird.

Ich habe Tolstoï persönlich gekannt, und namentlich in der Epoche, wo er seine Tochter Sara verlor, ein seltenes Mädchen von hoher poetischer Begabung. Ein Blick auf das Aeußere des Alten, auf seine mit grauen Locken bedeckte Stirn, seine blitzenden Augen, seinen athletischen Körperbau zeigte, wie sehr ihn die Natur mit Kraft und Energie begabt hatte. Er hatte aber bloß die Leidenschaften in sich entwickelt, bloß die schlechten Neigungen, und darüber kann man sich nicht verwundern. Bei uns wird alles Lasterhafte eine lange Zeit ungehindert gelassen, aber bei der ersten That einer edlen menschlichen Leidenschaft wird man in eine Garnison oder nach Sibirien geschickt . . . . Zwanzig Jahre ungefähr nach einander hatte Tolstoï getobt, sich duellirt, Leute verstümmelt, Familien ruinirt, bis er endlich nach Sibirien geschickt wurde. Von da kam er als „Aleut" zurück, wie sich Gribojedow ausdrückt,—d. h., er entschlüpfte durch Kamtschatka nach Amerika, und von dort wirkte er sich die Erlaubniß aus, nach Rußland zurückkehren zu dürfen. Der Kaiser Alexander verzieh ihm. Aber gleich nach seiner Ankunft fing er sein früheres Leben wieder an. — Er war mit einer Zigeunerin verheirathet, die durch ihre schöne Stimme bekannt war, und die zu einer Truppe in Moskau gehörte. Sein Haus war in ein Spielhaus verwandelt, Tage und Nächte vergingen im Saufen und Kartenspielen, wobei gräßliche Scenen von Habgier und Trunkenheit neben der Wiege der kleinen Sara vorkamen. Man sagt, daß er einst seine Frau auf den Tisch stellte und ihr den Absatz am Schuh durchschoß, um einen Beweis von der Sicherheit seines Auges zu geben. — Sein letzter Streich hätte ihn beinahe wieder nach Sibirien geführt.

Er war schon lange böse auf einen Bürger und fing ihn, Gott weiß wie, eines Tages bei sich im Hause, band ihm Hände und Füße zusammen und riß ihm einen Zahn aus.—Scheint es wohl wahrscheinlich, daß dieser Vorfall vor zehn oder zwölf Jahren Statt gefunden hat? — Der Bürger reichte eine Klage ein. Tolstoï bestach die Polizei sammt dem Gericht, und der Bürger wurde, „weil er gelogen hatte", in's Gefängniß gesteckt.—Zu derselben Zeit diente ein bekannter russischer Schriftsteller im Gefängniß-Comité. — Der Bürger erzählte ihm seinen Vorfall, und der unerfahrene Beamte wollte seiner Klage Folge geben.—Tolstoï erschrack — und nicht zum Spaß; die Sache schien offenbar zu seinem Nachtheil sich zu wenden. Doch groß ist der „russische Gott!" Graf Orlof schrieb dem General-Gouverneur von Moskau, Fürsten Schtscherbatof, eine geheime Mittheilung und rieth ihm, die Sache beizulegen, um dem niederen Stande keinen offenbaren Triumph über den höheren zu geben. Graf Orlof rieth auch, den Beamten-Schrift-Steller von solch einem Posten zu entfernen. . . Das ist fast noch unwahrscheinlicher als der ausgezogene Zahn. — Ich war damals in Moskau und kannte den unvorsichtigen Beamten sehr gut.

Kehren wir aber nach Wätka zurück. — Die Kanzlei war ohne Vergleich schlechter als der Kerker. Was sie so unerträglich machte, war nicht die Arbeit, sondern die Luft dieses verpesteten Kreises, die erstickend war wie die Luft in einem Hunde-Hause, und der dumme Zeitverlust. — Alenizin bedrückte mich nicht, er war sogar höflicher, als ich erwartete; er hatte in einem Gymnasium in Kasan studirt, und kraft dieses Umstandes achtete er einen Candidaten der Moskauer Universität. — Ungefähr zwanzig Schreiber befanden sich in der Kanzlei, meistens Leute ohne die geringste Bildung und ohne eine Spur von Moralität. Kinder von Schreibern und Secretären, waren sie von der Wiege an gewöhnt, den Dienst als eine Sache, die Geld einbringt, anzusehen; die Bauern waren ihnen wie ein Feld, von dem sie zu ernten hatten, sie ließen sich mit zwanzig und fünfundzwanzig Kopeken Silber bestechen, verkauften Documente, betrogen für ein Glas Wein, kurz, begingen alle möglichen Gemeinheiten. Mein Kammerdiener hörte auf, zum Billardspiel zu gehen, denn er sagte, die Beamten betrögen ärger als irgend Jemand, und man könne ihnen keine Lehre dafür geben, weil sie Officiersrang hätten.

Mit diesem Volk also, welches mein Diener nur deshalb nicht prügelte, weil es betitelt war, mußte ich jeden Tag von neun bis zwei Uhr Morgens und von fünf bis acht Uhr Abends zusammen sein.

Außer Alenizin, welcher der Hauptchef der Kanzlei war, hatte ich noch einen Tischvorsitzer. Das war kein böser Mensch, aber ein betrunkenes Geschöpf, das kaum lesen und schreiben konnte. — Am selben Tisch mit mir saßen vier Schreiber. Mit diesen war man genöthigt zu sprechen und bekannt zu sein, ja sogar auch mit allen den Uebrigen. Abgesehen davon, daß sie es für „Stolz" gehalten und mir früh oder spät dafür eine Falle gestellt haben würden, so war es geradezu unmöglich, mehrere Stunden des Tages mit den nämlichen Leuten zuzubringen, ohne mit ihnen Allen Bekanntschaft zu machen. Hierbei muß man nicht vergessen, wie die Provinzialbewohner sich an die Fremden anhängen, besonders an solche, welche aus der Hauptstadt kommen, und nun gar, wenn sie die Helden irgend einer interessanten Geschichte sind.

Zuweilen, wenn ich den ganzen Tag in dieser Hölle zugebracht hatte, kam ich in einer Art geistiger Betäubung nach Hause, warf mich auf den Divan und fühlte mich unglücklich, entkräftigt, erniedrigt, unfähig zu jeder Arbeit, zu jeder Beschäftigung. Ich sehnte mich innig nach meiner Zelle im Gefängniß sammt ihrem Dunst, sammt ihren Blenden, sammt dem Gendarm an der verriegelten Thüre. Da war ich frei, that was ich wollte, Niemand hinderte mich; statt dieser platten Unterhaltungen schmutziger Menschen von gemeinen Begriffen und rohen Gefühlen, herrschte dort eine Todtenstille, eine ununterbrochene Ruhe. Und wenn ich dann dachte, daß ich nach Mittag wieder hin müßte, und morgen wieder, dann überfielen mich oft Wuth und Verzweiflung, und ich trank Wein und Branntwein, um mich zu trösten.—Dazu kam noch zuweilen einer von den Mitdienenden "en passant" herauf, um die Zeit bis zu der gesetzlichen Stunde, wo man wieder in den Dienst gehen mußte, todtzuschlagen.

Nach einigen Monaten wurde die Kanzlei etwas erträglicher. — Es ist nicht im russischen Charakter, die Bedrückung eines Menschen lange fortzuführen, im Fall keine Persönlichkeiten oder Geldaussichten im Spiel sind. Das ist aber gar nicht deshalb, weil der Regierung die Absicht fehlen sollte, die Menschen zu quälen und zu Grunde zu richten, sondern es kommt von der russischen Nachlässigkeit, von unserm laisser aller. Alle russischen Beamten sind im Allgemeinen ungehobelt, anmaßend, frech; man ist ihren Grobheiten sehr leicht ausgesetzt; doch ein unaufhörliches Verfolgen eines Menschen liegt nicht in ihren Sitten, — dazu fehlt ihnen die Geduld,—vielleicht weil es Nichts einbringt. Im Anfang, um einerseits ihre Gewalt, andrerseits ihren Eifer zu zeigen, machen sie allerlei Dummheiten und Sachen, die zu Nichts führen; später aber lassen sie Einen nach und nach in Ruhe.

So ging es auch in der Kanzlei. Das Ministerium des Innern hatte damals eine Anwandlung von Lust für Statistik, ließ überall Ausschüsse zusammenberufen und schickte Programme solcher Art herum, wie man sie schwerlich in Belgien oder in der Schweiz hätte ausführen können, verlangte dabei alle möglichen Tabellen mit maximum und minimum, Durchschnittszahlen und Auszügen von Summen, die von zehn Jahren her standen (und bis vor einem Jahre nicht gesammelt wurden), endlich mit Bemerkungen über den moralischen und meteorologischen Zustand des Landes. Für das Ausziehen und Zusammenbringen der Notizen wurde kein Heller gegeben; das Alles mußte man aus Liebe zur Statistik vermittelst der Landpolizei thun und in der Kanzlei des Gouverneurs in Ordnung bringen. Die Kanzlei, die mit Arbeit überhäuft war, die Landpolizei, die einen Haß gegen alle friedlichen und theoretischen Arbeiten hegt, sahen diesen statistischen Ausschuß wie einen unnützen Luxus, wie einen ministeriellen Spaß an. Es war aber Nichts zu machen, die Rechnung mit Tabellen und Auszügen mußte geschafft werden.

Die Arbeit schien Allen unmäßig schwer, ja ganz unmöglich; dies war aber Nebensache, man war nur darum bemüht und besorgt, keinen Verweis zu bekommen. Ich versprach Alenizin, die Einleitung und den Anfang zur Tabelle mit hochtrabenden Bemerkungen, ausländischen Wörtern, Citaten und Staunen erregenden Angaben zu machen, unter der Bedingung, daß er mich an diesem großen Werke statt in der Kanzlei, zu Hause arbeiten lasse. Alenizin besprach sich mit Tüfäyeff und willigte ein.

Meine Einleitung zum Bericht über die Arbeiten des Comité's, in der ich von Hoffnungen und Projecten sprach, da Nichts vorhanden war, rührte tief Alenizin's Herz. Selbst Tüfäyeff fand sie meisterhaft geschrieben. Hiemit endigten auch meine statistischen Arbeiten, das Comité aber wurde unter meine Verwaltung gestellt. Ich wurde von nun an nicht mehr geplagt mit dem Abschreiben der Papiere in der Kanzlei, und mein Tischvorsitzer, der Trunkenbold, wurde

beinahe zu meinem Untergebenen. Alenizin forderte nur, daß ich der Schicklichkeit halber jeden Tag auf eine kurze Zeit in der Kanzlei erscheine.

Um zu beweisen, in welchem Grad eine wirklich ernste Tabelle unmöglich war, will ich hier einen aus der Stadt Kaï zugeschickten Bericht anführen. Darin stand unter anderm Unsinn: „Ertrunkene — 2, die Ursachen des Ertrinkens sind unbekannt — 2," und in der Rubrik der Summen las man: „Vier." In der Rubrik der merkwürdigen Vorfälle stand folgende tragische Anekdote:

„Bürger N. hat sich aufgehängt, nachdem er durch erhitzende Getränke seinen Verstand gestört hatte." In der Rubrik über die Moralität der Einwohner war geschrieben: „In der Stadt Kaï befinden sich keine Juden."

Indem mich die Statistik von der Kanzlei-Arbeit befreite, hatte sie aber leider zur Folge, mich in persönlichen Verkehr mit Tüfäyeff zu bringen.

Es gab eine Zeit, wo ich diesen Menschen haßte; jene Zeit ist längst vergangen, ja dieser Mensch ist selbst nicht mehr; er starb ungefähr 1845 in seinen Kasanschen Besitzungen. Jetzt denke ich ohne Zorn an ihn, wie an ein seltsames Thier, das mir im wüsten Walde begegnet war, das man hätte studiren müssen, das aber, eben weil es ein Thier war, Einen unmöglich ärgern konnte. Damals war es mir nicht möglich, mit ihm nicht in Streit zu gerathen; das war unmöglich für jeden ehrlichen Menschen. Der Zufall war mir günstig, sonst hätte mir Tüfäyeff dafür gewiß stark geschadet. Aber auf ihn zürnen wegen des Uebels, das er mir nicht gethan hat, wäre lächerlich und bedauernswerth.

Tüfäyeff lebte allein; er war von seiner Frau geschieden. Die hintere Hälfte des statthalterschaftlichen Hauses wurde von seiner Favoritin, die sich da, wie absichtlich, eben nicht sehr versteckte, bewohnt. Es war die Frau seines Kochs, welcher wegen seiner Heirath in's Dorf geschickt war. Diese Frau war nicht officiell anerkannt, aber diejenigen von den Beamten, die dem Gouverneur ganz besonders zugethan waren, d. h. die ganz besonders Untersuchungen befürchteten, bildeten den Hofstaat der Frau des Kochs. Die Frauen und Töchter dieser Beamten machten ihr des Abends in's Geheim Besuche, ohne eben damit zu prahlen. — Diese Frau hatte denselben Takt, wodurch einer ihrer glänzendsten männlichen Vorgänger, Potemkin, sich ausgezeichnet hatte: sie suchte selbst für ihren Liebhaber solche Rivalinnen aus, die ihr nicht gefährlich waren; denn sie fürchtete, ihre Stelle zu verlieren, und kannte die Natur des Alten. Dankbar für eine so nachsichtige Liebe, belohnte er sie durch seine Anhänglichkeit, — und sie lebten in völliger Eintracht.

Den ganzen Vormittag war Tüfäyeff in der Gouvernements-Behörde beschäftigt. Die Poesie seines Lebens fing um drei Uhr an. Der Mittag war für ihn kein Spaß, er liebte zu essen und zwar in Gesellschaft zu essen. In seiner Küche wurde immer auf zwanzig Personen gerechnet; wenn der Gäste weniger als die Hälfte kamen, war er schon betrübt; kamen nicht mehr als zwei, so war er unglücklich; erschien Niemand, da war er der Verzweiflung nahe und ging in die Gemächer seiner Schönen, um zu essen. Es wäre keine schwere Aufgabe gewesen, Leute zu finden, die sich's zur täglichen Gewohnheit gemacht hätten, sich füttern zu lassen, aber seine officielle Stellung und die Furcht, die er den Beamten einjagte, erlaubten weder diesen, seine Gastfreundschaft ungenirt zu benutzen, noch ihm, aus seinem Hause eine Restauration zu machen. Er mußte sich also auf Räthe und Präsidenten, (— mit vielen von ihnen war er jedoch entzweit, d. h. viele von ihnen waren bei ihm in Ungnade —) wichtige Durchreisende, reiche Kaufleute, Branntweinbrennereipächter und Sonderlinge (Etwas in der Art der capacité's, die man zu Ludwig Philipp's Zeiten in den Wahlen einführen wollte) beschränken. Es versteht sich, daß ich ein Sonderling ersten Ranges in Wätka war.

In den entlegenen Städten fürchtet man diejenigen etwas, die „ihrer Meinungen halber" dahin verbannt worden sind, aber deshalb verwechselt man sie auch keineswegs mit den gewöhnlichen Sterblichen. „Gefährliche Leute" haben für die Einwohner der Provinzen denselben Reiz, den Frauen in berühmten Lovelacen und Männer in Courtisanen finden. „Gefährliche Leute" werden weit mehr von den Petersburger Beamten und den Moskauer Großherrn, als von den Provinzbewohnern, besonders in Sibirien, gemieden. — Die wegen des 14. (26.) December (1825) Exilirten genossen der höchsten Achtung. — Münich, im Thurm in Pelim, verwaltete die ganze Provinz von Tobolsk. Die Gouverneure gingen zu ihm, um sich mit ihm über wichtige Angelegenheiten zu berathschlagen. — Das

gemeine Volk ist noch weniger feindselig gegen die Exilirten gestimmt; es ist überhaupt auf der Seite der Bestraften. An der Gränze von Sibirien verschwindet der Name „Verwiesener" und wird durch den Namen „Unglücklicher" ersetzt. In den Augen des russischen Volkes ist ein Mensch noch keineswegs befleckt, der vom Gericht verurtheilt ist. In der Permschen Provinz, auf der Straße von Tobolsk, sieht man oft die Bauern Milch, Brod, Kwas (eine Art Bier) an's Fenster hinstellen für den Fall, daß „ein Unglücklicher" sich aus Sibirien retten sollte.

A propos über die Exilirten!—In Nijny begegnet man verbannten Polen, in Kasan nimmt ihre Zahl bedeutend zu. In Perm waren damals vierzig, in Wätka nicht weniger; außerdem findet man ihrer in jeder Kreisstadt mehrere.

Sie lebten ganz abgeschlossen von den Russen und fern von jedem Verkehr mit den Einwohnern. Unter ihnen herrschte die größte Eintracht, aber kein Russe hatte Zutritt zu ihren Gesellschaften. — Von Seite der Einwohner sah ich weder Haß noch besondere Zuneigung zu ihnen. Sie betrachteten sie wie Fremde, und dazu kam noch, daß fast kein einziger Pole die russische Sprache verstand.

Ein greiser verstockter Sarmat, der Ulanen-Officier zu Poniatowsky's Zeiten gewesen war und einen Theil der Napoleonischen Feldzüge mitgemacht hatte, erhielt im Jahre 1837 die Erlaubniß, in seine Litthauischen Besitzungen zurückzukehren. Am Tage vor seiner Abreise lud der Alte mich und einige Polen zum Mittagessen ein. Nach Mittag, als mein Ulan etwas lustig geworden war, näherte er sich mir mit dem Pocal, umarmte mich zärtlich und sagte mir mit kriegerischer Geradheit in's Ohr: „Aber warum sind Sie denn ein Russe!" — Ich antwortete Nichts, aber diese Bemerkung machte auf mich einen tiefen Eindruck. Ich begriff, daß d i e s e Generation Polen nicht befreien würde.

Seit Konarsky aber werden die Russen von den Polen ganz anders angesehen.

Die verwiesenen Polen wurden überhaupt nicht schlecht behandelt, aber für die Unbemittelten ist die materielle Lage schrecklich. Von der Regierung erhalten sie nur 15 R. Banko monatlich; von diesem Gelde müssen sie sich Quartier, Heizung, Nahrung und Kleidung bestreiten. In den größeren Städten, wie Kasan und Tobolsk, kann man sich durch Unterrichtgeben, Concerte, Tanzcurse und Spielen auf Bällen Etwas verdienen. Aber in Perm und Wätka gab es auch diese Quellen nicht. Und dessen ungeachtet erbitten sie sich Nichts von den Russen.

Die Einladungen zu Tüfäyeff's üppigen, sybaritischen Mittagessen waren für mich eine wahre Strafe. Sein Speisesaal war wiederum die Kanzlei, nur in einer anderen Form, weniger schmutzig, aber viel gemeiner, da man in demselben, dem Scheine nach, freiwillig, und nicht aus Zwang sich einfand.

Tüfäyeff kannte seine Gäste durch und durch, verachtete sie, zeigte ihnen bisweilen die Klauen, und behandelte sie im Allgemeinen wie ein Herr seine Hunde — bald mit allzugroßer Familiarität, bald mit einer solchen Grobheit, daß es alle Grenzen überstieg; und dennoch lud er sie ein, bei ihm zu essen, und sie erschienen, zitternd und zugleich recht froh, erniedrigten sich, klatschten, schmeichelten, lächelten und verbeugten sich. — Ich erröthete für sie.

Auch dauerte meine Freundschaft mit Tüfäyeff nicht lange. Er errieth bald, daß ich nicht für die „höhere" Wätka'sche Gesellschaft passe.—Nach einigen Monaten ward er mit mir unzufrieden; es verflossen noch einige Monate, und er haßte mich; ich besuchte nicht nur seine Mahlzeiten nicht, sondern ich ging überhaupt nicht mehr zu ihm. Eine Reise des Thronfolgers durch Wätka rettete mich vor seinen Verfolgungen, wie wir es später sehen werden.

Ich muß bemerken, daß ich durchaus gar Nichts gethan hatte, zuerst um seine Aufmerksamkeit und seine Einladungen, nachher um seine Mißgunst und seinen Zorn auf mich zu ziehen. Er konnte nicht vertragen, in mir einen Menschen zu sehen, der ein unabhängiges, keineswegs aber ein freches, Betragen hatte; ich war mit ihm immer en règle, das war ihm aber nicht genug — er forderte Schmeichelei.

Er liebte seine Gewalt mit Eifersucht; er hatte sie im Schweiße seines Angesichts erworben, und daher forderte er nicht den Gehorsam allein, sondern dazu noch die M i e n e einer unbedingten Unterwerfung. Leider war er hierin — national.

Der Gutsbesitzer pflegt seinem Diener zu sagen: „Schweige, ich dulde keine Antworten."

Ein Departements-Chef wird blaß, wenn einer seiner Untergebenen ihm Einwendun-

gen macht, und sagt ihm: „Sie vergessen sich! wissen Sie wohl, mit wem Sie sprechen?"

Der Kaiser verweist „für Meinungen" nach Sibirien, quält Menschen wegen ein Paar Versen in den Casematten zu Tode. —

Und alle drei sind eher bereit, Diebstahl, Bestechung, Raub und Mord zu verzeihen, als die Frechheit der menschlichen Würde und die Dreistigkeit einer freien Rede.

Tüfäyeff war ein echter Kaisersdiener, — er wurde geschätzt, doch nicht genug. Bei ihm war byzantinisches Sclaventhum mit büreaukratischer Ordnung auf seltene Weise in Harmonie. Die Vernichtung seines Selbst, die Lossagung vom eigenen Willen und Denken der Gewalt gegenüber gingen bei ihm Hand in Hand mit dem harten Joch, das er über seine Untergebenen verhängte. Er war ganz geeignet, ein zweiter Kleinmichel zu werden; sein „Eifer" würde gleichfalls „Alles überwunden" *), er würde eben so gut die Wände des Winterpalastes mit Menschenleichen aufgemauert, mit Menschenlungen ausgetrocknet haben; er hätte eben so gut — nein noch besser — die jungen Leute aus dem Ingenieur-Corps geprügelt, dafür daß sie keine Denunzianten waren.

*) Devise, welche Kleinmichel, nach der Erbauung des Winterpalastes, bei seiner Erhebung in den Grafenstand, von Nikolaus in das Wappen gegeben wurde.

Tüfäyeff hatte gegen alles Aristokratische einen lebhaften, tiefgewurzelten Haß, zufolge bitterer Erfahrungen. Araktscheyeff's Kanzlei — eine wahre Galeere — war für ihn der erste Hafen der Befreiung. Früher boten ihm seine Vorgesetzten nie einen Stuhl an und gebrauchten ihn zu kleinlichen Aufträgen. Als er in der Intendantur diente, verfolgten ihn die Officiere auf militärische Art, und in Wilna hat ihn ein Obrist auf der Straße mit seiner Reitpeitsche geschlagen .... Dies Alles war in des Schreibers Herzen zur Frucht gereift; jetzt, als Gouverneur, war an ihm die Reihe zu bedrücken, keinen Stuhl anzubieten, die Leute zu dutzen, lauter, als nöthig war, zu sprechen und zuweilen Edelleute von alten Familien vor Gericht zu stellen.

Aus Perm war er nach Twer versetzt. Der Adel, trotz seiner Nachgiebigkeit und seines knechtischen Sinnes, konnte Tüfäyeff nicht ausstehen. Der Adel bat Minister Bludow, ihn aus Twer zu entfernen. Bludow versetzte ihn nach Wätka.

Hier fühlte er sich von neuem in seiner Sphäre. Hier gab es nur Beamte und Pächter von Branntweinbrennereien, Bergwerkbesitzer und Beamte, daß es eine Lust war. Alles zitterte und stand auf vor ihm, Alles traktirte ihn und sah ihm seine Wünsche an den Augen ab; bei Hochzeiten und Namensfesten war der erste Toast: „auf die Gesundheit Seiner Excellenz" ....

Die Katze.

Eine Studie von Herm. Masius.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte.
(Schiller.)

Es giebt Stillleben, Idyllen im Stübchen der Großmutter, die man nie vergißt. Vor den Fenstern des lieben Hauses blüht der Kirschbaum, und die Bienen summen und wühlen in den Kelchen. Innen, im Gemach tickt die Uhr, duftet ein Veilchenstrauß, liegt stummer, goldener Sonnenschein; aber auf den Polstern des Armstuhls streckt sich die Katze. Sie ruht im Halbschlaf und schnurrt. Wen hätte solch ein Bild nicht irgend einmal schon traulich angesprochen? Und wer hätte in solchen Stimmungen wohl daran gedacht, daß das weiße sammetne Thier mit den sonnenblöden Augen und dem müden Gemurmel geradeswegs vom Volk der Löwen und der Tiger stamme? Aber wer — so darf man die Frage umkehren — hätte sich wiederum wohl noch nicht daran erinnert gefühlt, wenn er nun dasselbe Thier im Kampf mit Seinesgleichen oder mit dem gefürchteten Hunde gesehen: den Rücken steilgekrümmt, den Schweif wild ringelnd, aus den Tatzen rasche, grimmige Krallen hervorschnellend, mit sprühendem Zischen den Gegner fordernd?

Die Katze ist ein Raubthier vollkommenster Art, freilich in winziger Verkleinerung. Dies bezeichnet ebenso launig als treffend der griechische Mythus, wonach Hekate, da Apollo sie durch den Löwen zu schrecken meinte, gleichsam als Travestie des Ungeheuers die Katze schuf. Auch die deutsche Thierfabel hebt die Verwandtschaft derselben mit den

Raubthiergeschlechtern entschieden heraus. Der Kater tritt da in hoher Gesellschaft auf, wird vom Fuchse, selbst vom Bären „Ihr" und „Neffe" angeredet, wie er seinerseits dem Meister Reineke das respektvoll-vertrauliche „Oheim" giebt, und fast überall erscheint er als Helfer und Genoß des rothhaarigen Räubers.

Mehr noch als die furchtbaren Katzen der Tropenzone und die wilden unserer Wälder, ist die **Hauskatze** auf lauernde List gestellt. Sie ist ein Nachtthier. Ihr Gang geduckt, ohne Tritt, fast kriechend, mit hängendem Kreuz und gekrümmten Hinterfüßen. Zu zähster Kraft gesellt ihr Körperbau die lockerste Weichheit. Wenn sie nach ihrer Weise zusammengekugelt daliegt auf dem warmen Pfühl oder unter dem scheinenden Ofen, so erkennt man kaum noch eine Gliederung, es schwillt alles im rundesten Umriß: das Thier ist in sich gerollt wie ein Muff.

Der stumpfgespitzte Kopf eulenartig und doch nicht ohne einen gewissen menschenähnlichen Ausdruck, die Stirn schön gewölbt, das Ohr klein aber immer lauschend und wunderbar feinhörig. In ihm spannt sich die Psyche der Katze aufs höchste; man kann sagen, sie habe eine „Ohrseele." Von minderer Schärfe mag vielleicht das Auge sein. Und doch giebt es wohl nur Wenige, welche die grüngelbglimmende Kugel nicht schon im Dunkeln erschreckt. Gegen volles Licht sehr empfindlich, sieht es um so durchdringender in der Dämmerung, und der senkrechte Spalt, in den die Pupille sich zusammenzieht, verschärft den Blick und giebt ihm jene stechende Spitze, welche das Thier beim Herabstürzen auf seine Beute niemals fehlen läßt. Niedlich geschnitten und immer geschnäuzt ist die Nase, das Maul rund, klein, ganz entgegengesetzt dem frechvordringenden Fuchsmaul, das Gebiß das schärfste. Kein Vierfüßer hat größere Beißkraft.

Um diesen Kopf biegen sich die Schnurr-Haare her, die Fühlfäden des reizbaren Thiers, auf denen die Sicherheit seiner Wahrnehmungen nicht zum kleinsten Theile beruht. Sie bilden emporgerichtet einen Kreis von dem Umfange des Körpers, und mit diesen Tastern soll die Katze z. B. sogleich ermessen, ob irgend ein Paß in Dorn und Hecken für ihre Wenigkeit noch praktikabel. Aber auch der lange, schmeidige Schwanz ist kein müßiger Schnörkel. Es ist voll feinster Empfindung, gleichsam der Seele anderer Pol und eben deshalb ein so bedeutsam pantomimisches Glied. Eine Katze ohne Schwanz*) ist um ihres Wesens besseren Theil verkürzt, und haben böse Buben ihn gefällt, dann verbirgt sie ihre Schmach in Einsamkeit und achtet trübsinnig selbst der Mäuse nicht mehr.

Den ganzen, auf's Schlüpfen gebauten Körper deckt glatter Pels. Wie den Vogel das Federkleid, hüllt er in dichter Füllung die Magerkeit der Glieder und giebt jene weichen, gefälligen Linien, welche vornehmlich die Schönheit der Katze bedingen. Er wechselt mannigfaltig in Zeichuungen und Farben, vom zartesten Weiß bis zum martialistischen Schwarz, so daß ein solcher schwarzer Kater daliegt wie ein Stück Nacht, aus dem nur die grauen Augensterne hervorblitzen. Auch giebt es Blondinen unter ihnen. Die meisten aber sind gar schön gezeichnet mit Flecken, Tüpfeln und Streifen, weiß mit schwarzen Strümpfen (was bekanntlich den Teint hebt), blaugrau mit weißer Kapotte, wie eine Klosterfrau u. s. w. Dabei ist das Haar sehr weich. Weiches Haar aber deutet Aristoteles auf Furcht, und paßt dieser Satz nun zwar besser auf den Hasen, so wird er doch auch an der Katze nicht völlig zu Schanden. Denn scheu ist die Katze allezeit, zu offenem Kampfe nur entschlossen, wenn jede Flucht abgeschnitten, und dann mit der kühnen Seele richtet sich auch der zornige Pelz empor.

Auf seidenweichen Zehen, den Muskelhals eingezogen, den Leib schleppend, die Füße stets zum Sprunge bereit, schleicht die Katze umher und jagt in allen Ecken nach kriechender, fliegender Beute. Am liebsten jedoch nach Mäusen. Die Katze läßt von Mäusen nicht, sagt ein altes Wort, und selbst Salomons Weisheit mühte sich vergeblich des Thieres Neigung zu bezwingen. Sein Kätzchen hatte gelernt, einen Leuchter zierlich darhalten, aber da er nun im Wettstreit mit Morolf die Kunst der Katze pries und diesem ein Mäuschen aus dem Aermel hüpfte, ward die Katze irr und es schwankte der Leuchter bedenklich, und als nun ein zweites und gar ein drittes Mäuschen hervorsprang: da erwachte übermächtig die alte Würgernatur, und den Leuchter wegwerfend war sie wieder die Mäusejägerin.

Als solche ist sie jetzt allenthalben verbreitet, ein unentbehrliches Hausthier, und doch oft mehr gehaßt als geliebt. „Wer die Katze

*) Allerdings soll es auf der Insel Man und in Kornwallis auch eine schwanzlose Katzenvarietät geben. Also von Geburtswegen englisirt.

lobt, kennt kein anderes Thier," heißt es in einem finnischen Spruche.

Freilich gilt dies eben nicht allgemein.

Egypten, in dessen Niederungen wir vielleicht die ursprüngliche Heimath der Hauskatze*) zu suchen haben, hat sie im hohen Alterthum heilig gehalten. Das kornreiche Nilland erkannte den Werth der Mäusevertilgerin, und wie dem Ibis und dem Ichneumon wurde auch der Katze göttliche Verehrung zu Theil. Neben den wundersamen Figuren der Pharaonen begegnet uns auf zahlreichen Denkmälern ihr Bild, und in dem tausendjährigen Staube der egyptischen Grabkammern finden sich zuweilen ganze Lager von Katzenmumien, balsamirt und sorgsam umhüllt.

Herodot, der alte kundige Weltfahrer, und nach ihm Diodor erzählen von diesem Cultus. Die Katze war der Göttin Bubastis geweiht (einer Venus im egyptischen Geschmack), und die gleichnamige Stadt muß ein wahres Katzenstift und Katzenparadies gewesen sein. In Tempeln wohnten sie, wurden köstlich gepflegt, und riß endlich doch der zähe Lebensfaden, so setzte man sie feierlich bei. Eine Katze tödten, war ein Verbrechen, welches nur mit dem Leben gebüßt werden konnte; traf der Egypter irgendwo einen Katzenleichnam, so erhub er, das Unglück und seine Unschuld kund zu thun, lautes Klaggeschrei. Der Tod des Thieres setzte das ganze Haus, den ganzen Gau in Trauer, und mit geschorenen Augenbraunen gingen die Leidtragenden einher. Ja, es gab exaltirte Verehrer, welche eine etwa in der Fremde aufgefundene Katzenleiche mit heimnahmen und so wenigstens den Trost hatten, das geheiligte Gebein mit egyptischer Erde decken zu können.

Bei Griechen und Römern war eine derartige Verirrung der Religiösität unmöglich. Sie mochten die Katze überhaupt weniger beachten und bedienten sich statt ihrer meist des Wiesels zur Vertilgung der Mäuse. Doch war das im Dunkel der Nacht sehende Thier, wie die Eule, der Göttin der Weisheit, der γλαυκῶπις Ἀθήνη heilig. In anderer Weise widmeten die Germanen die Katze der holden, thränenschönen Frouwa: ein Gespann weißer Katzen zog ihren Wagen durch die Lüfte, und mancher heutige Gebrauch und Glaube mochte sich vor Alters daran knüpfen. Doch ist die Katze erst mit der Völkerwanderung in Europa heimisch geworden, am spätesten in Skandinavien und England. Einen Beweis hiefür geben die wälischen Gesetze des Howell Dha aus dem zehnten Jahrhundert. Denn wer eine Katze der fürstlichen Kornspeicher tödtete oder stahl, hatte diesem Gesetz zufolge ein ungeschoren Schaf nebst Lamm oder soviel an Weizen zu entrichten, als nöthig war, eine aufgehängte Katze zu bedecken von der Schwanzspitze zur Nasenspitze in Hülle und Fülle. In Amerika haben die Europäer dieses Thier eingeführt, und nach Californien gingen noch in diesem Jahre Transporte theuerbezahlter Katzen zur Colonisirung.

*) Wahrscheinlich ist eine von Rüppel in Nubien aufgefundene Katzenart (Felis Maniculata) die Stammrace der unseren. Gegen die frühere Annahme, als sei die Hauskatze nur die gezähmte Form der auch in deutschen Forsten lebenden Wildkatze (Felis Catus), sprechen gewisse Abweichungen in der Organisation.

Jetzt nimmt die Katze überall neben dem Hunde ihre Stelle ein, wie groß auch der Gegensatz und die Feindschaft zwischen beiden Geschlechtern. Bi hunden und bi katzen was je biten und kratzen sagt schon Bridank.

Das Wesen des Hundes ist gradsinnig, tief, treu, theilnehmend und tapfer bis zur Aufopferung. Seines Gleichen hat er nicht in der Thierwelt. Die Katze ist immer ein halber Wildling. Ferne von dienstbarer Unterwürfigkeit hat sie sich einen unbezwinglichen Freiheitstrotz bewahrt. Adel eines freigebornen Geschlechtes, sagen ihre Lobredner, aber in der That ist es nichts als roher Egoismus. Sie hängt selten am Menschen, fast immer nur am Ort, so daß schon der grübelnde Witz der Talmudisten die Frage aufwarf: warum die Katze ihren Herrn nicht erkenne, da doch der Hund es thue? Die Antwort Ben Jadoks war barock genug. Wenn Derjenige, erwiderte der Rabbi, so von der Speise der Maus*) genießt, schon das Erlernte vergißt — dies war allgemein der Glaube —, um wieviel vergeßlicher wird Der sein, der die Maus selber speist!

Wo des Hundes Gelehrigkeit und Intelligenz uns staunen macht, da setzt die Katze nur ihre gewissenlose List entgegen; aber doch überflügelt sie den bei aller Treue etwas täppischen Genossen mit allerlei schmeichelnden Künsten und Weisen.

Denn Falschheit und List ist einer ihrer Grundzüge. Sie ist dafür sprüchwörtlich geworden, und selbst in der todten Welt der Gesteine spielen noch die Namen Katzengold und Katzensilber (metallähnliche Glimmerarten) darauf hin. Auch spricht ihr ganzes

*) Es mag etwa der Speck gemeint sein.

Erscheinen, der ganze schlangenhafte Körper diesen Charakter deutlich aus. Hat die Katze gleich des Fuchses vielberühmte rothe Höslein nicht, so steht sie doch dem glatten Schelm nur wenig nach. Wie vortrefflich benutzt das die Thierfabel! Als es gilt, den Räuber Reineke vor Gericht zu stellen und ein Ende zu machen all den Gräueln und Klagen, und als der ehrenfeste Bär an dieser Aufgabe schon schmählich zu Grunde gegangen, da ist am ganzen Hofe Nobels nur Ein Mann, der Allen geschickt genug dünkt, die verfängliche Post nach Malepartus zu überbringen. Dieser Mann ist Hinze, der Kater. Vergebens bemerkt er, daß er zu klein sei zu solchem gefährlichen Werke.

Du beredest mich nicht, versetzt' ihm der König, man findet
Manche kleine Person voll List und Weisheit, die manchem
Großen fremd ist. Seid Ihr auch schon kein Riese gewachsen,
So seid Ihr doch klug und gelehrt. Da gehorchte der Kater und sagte:
Euer Wille geschehe! und kann ich ein Zeichen erblicken
Rechter Hand am Wege, so wird die Reise gelingen.

Aller List Anfang ist das „Trau, schau wem?" Vorsichtig, mißtrauend, argwöhnisch ist die Katze gegen Alles, auch gegen den Menschen. Auf eine gewisse Entfernung läßt sie wohl den Fremden herankommen; aber dann mit einem Sprung ist sie auf und davon, blitzschnell und spurlos davon, wie ein Vogel. Vor Hunden flieht sie, sobald sie ihrer ansichtig wird, und an Schlupfwinkeln fehlt es ihr nie. In höchster Noth springt sie auf einen Baum, schaut sicher aus ihrer Warte und läßt den Kläffer unten austoben. Sie kennt alle Gelegenheit ihres Aufenthalts, zumal in der Küche. Giebt es da etwas zu naschen, ein gebackenes Fischchen oder vom Milchhafen die Sahne, so wartet sie gewiß immer den günstigen Augenblick ab, und hat sie ihr Gelüst gestillt, so liegt sie in der nächsten Minute sicherlich mit schlafenden Augen unter dem Ofen. Wie listig belauert sie im Garten den armen Vogel! den kleinen, vorwitzigen Graurock von Staaren, der zum ersten Male sich aus dem heimlichen Nestchen gewagt und stürzend unter ihren Krallen sein Leben läßt. Von Luke zu Luke kriecht die Katze, spatzirt von Dach zu Dach. Sie hat nichts Arges im Sinn, will sich sonnen, aus stiller Höhe die Welt beschauen; oder sollte sie's doch auf ein Schwälbchen abgesehen haben? Die klugen Vögel kennen ihres Herzens Tücke. Aber sie wissen sich sicher im luftigen Reich. Schaarenweis, in wildem Wettflug, kreischend und schreiend schießen, stoßen sie auf das kauernde Thier, jetzt von dieser Seite, jetzt von jener, klatschen ihr mit den langen, spitzen pfeilgeschwind vorübersausenden Schwingen um Backen und Ohr wie sie sich auch schüttelt, bis sie, der üblen Posse satt, verstimmt das Weite sucht. Ein andermal wird es ihr besser glücken. Und habt ihr sie nie auf der Mäusejagd gesehen? auf den alten Böden, wo die verstaubten Truhen und Laden stehen? Durch das dämmernde Dunkel schlüpft ein Sonnenstrahl, als wollte er den ehrwürdigen Plunder aus dem Schlafe wecken, aber Alles bleibt still. Todleise hat die Katze sich herbeigeschlichen, vor einem Löchelchen lauert sie geduckt, sie hat da drinnen das Stimmchen der Maus gehört. Unverwandt, mit gierig funkelndem Blicke stiert sie auf das Mäusepförtchen. Da lugt die Kleine heraus mit den scheuen, schwarzen Augen; jetzt hüpft sie hervor, aber ehe sie noch die Feindin gewahrt, im Nu hat diese sie schon ergriffen.

Jedermann kennt das marternde Spiel, welches die Katze mit der Gefangenen beginnt. Statt sie mit scharfen Krallen zu packen und zu würgen, drückt sie dieselbe nur nieder, rollt sie wie einen Teig, schüttelt sie, läßt sie wohl einen Augenblick los, doch kaum wagt das Thierchen, das wie ein Häuflein Angst am Boden liegt, zu fliehen, so sitzt die Katze ihm wieder im Nacken, um von Neuem ihren wollüstigen Muth zu kühlen. So steht auch hier neben der List die Grausamkeit. Sind doch selbst die eigenen Jungen vor dem Blutdurst des Katers nicht sicher, trotz der Katze mütterlicher Hut.

Man dürfte sich wundern, wie ein solches Thier noch Duldung und gar Gefallen der Menschen gewänne, hätte es nicht auch seine Lichtseiten. Es ist eben an jedem Bösewicht noch immer ein gutes Haar. Und da darf man nun wohl sagen — oder dürfte man es nicht? — daß in der Katze schier etwas Mädchenhaftes liege. Sie ist eben darum ein Liebling, auch oft ein sehr verzärtelter, der Frauen, was denn ebenso bezeichnend sein mag, als die Vorliebe des Männergeschlechts für Hunde. Vor die Thür des Invaliden gehört der Hund, wie in den Schoos der alten Base die Katze. Diesen wahlverwandten Zug haben Sage und Dichtung wohl beachtet, und der Froschmäusler weiß ausführlich zu berichten, wie die Katze ur-

sprünglich eine falsche Dirne gewesen, die zur Strafe verwandelt sei, und wo Bröseldieb auf seiner ersten Ausflucht in die Welt die Katze erblickt, erzählt er, geblendet von der Erscheinung:

> Es saß im Hauß im Sonnenschein
> Ein schönes weisses Jungfrewelein,
> Seine äuglein glentzten hell und klar,
> Es leckt vnd schlichtet sein hahr,
> Küsset die hend, vnd wusch sich rein
> Vber die zarten wängelein.
> Das hertz im leib verlanget mir,
> Das ich nur möcht tretten herfür,
> Dasselb mit adeligen sitten
> Vmb seine lieb vnd freundschafft bitten,
> Küssen ihre schneeweisse hend,
> So hätt all meine sorg ein end.
> (Froschmeuseler. Ausgabe 1595.)

Dies führt uns hier, wo wir gewissenhafte Bilance zu ziehen haben, auf eine Kardinaltugend der Katze. Das ist ihre Reinlichkeit. Mit dem scharfen, hakenbesetzten Zünglein strählt und glättet die Katze jedes Haar ihres Pelzes, und die einzigen Stellen des schmiegsamen Körpers, welche diese Striegel nicht erreicht, Braue und Stirn, säubert das saubergenetzte Pfötchen. Immer putzt sie sich; kommen Gäste ins Haus, so sagt es ihr der vorahnende Genius, und sie macht ihre Toilette mit gedoppelter Sorgfalt.*) Man sehe sie nach einem Regen über die Straße gehen. Wie vorsichtig, wie jüngferlich, wie delikat! Ueberall sucht ihre leichte Sohle die reinsten Steinchen aus. Deutsche Enthusiasten preisen den Gang der Pariserinnen, die über den Koth der alten Lutetia mit zierlichkeckem Schuh hinwegeilen; aber jedes Kätzchen thut es ihnen zuvor an Sicherheit und Nettigkeit. Lauert sie am Rande des Teiches auf ein Fischchen, so streckt sie wohl einmal, vom Triebe verführt, die Pfote ins Wasser, doch rasch und wie erschreckt zieht sie zurück, und schüttelt so lange, daß auch kein Tröpfchen mehr haftet. Ueberhaupt fürchtet sie das nasse und doch so lockende Element; sie hat, mit den Alten zu reden, einen Κρᾶσις ξηρὰ, ein Trockenes h. d. ein mit Feuer gesättigtes Temperament, und darum ist eine „gebadete Katze" allerdings immer ein sehr herabstimmender, beweglicher Anblick.

Auch das Schamgefühl der Katze ist gleichsam nur eine Strahlenbrechung jenes obenangestellten Charakterzuges. Und hier wirft sie den Hund, dessen Cynismus schon den Alten verrufen war, in tiefen Schatten. Während dieser dreist allen Blicken sich aussetzt, sucht die Katze das geheimste Versteck. Rabbi Jochanan sagte: Wenn das Gesetz den Kindern Israel nicht wäre gegeben, so hätten wir Zucht und Art von der Katze gelernt. Zucht und Art — gewiß, der Rabbi hat Recht, dafür ist die Katze ein Muster. Alles an ihr ist fein und hat Schick. Mit lässiger Grandezza, leicht und bedacht schleicht die weiße seidene Angora über die Teppiche, durch die Blüthensträucher der Salons im Faubourg St. Germain; auf den schwellenden Divans darf sie ruhen, hat am Kamin ihren Ehrenplatz, so recht eine Staffage für diese schimmernden, intriguanten Stillleben. Unhörbar leise ist ihr Schritt und Sprung, wie kaum eines anderen Gethiers. Darum gehört zu den Wunderdingen, aus denen allein die bändigende Fessel Fenrirs, des götterfeindlichen Wolfes, gewoben werden kann, neben dem Bart der Weiber, dem Speichel des Vogels und dem Schrei der Fische auch der Schall des Katzentritts. Item, ihre Stimme ist fein, zartbesaitet und doch des mannigfachsten Ausdrucks fähig. Die Katze ist kein Renommist und Polterer wie der Hund. Es erschreckt kein auffahrendes Blaffen, kein jauchzendes Geheul: aus der Tiefe des Innern zieht sich ein empfindungsvolles, langsam und verlangend durch alle Vocale hindurchgeläutertes Miau. Man spricht von Katzenmusiken, weiland Lichtwer hat sie mit classischer Bosheit beschrieben; aber wenn alle Creatur Ein großes Organon ist und selber aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge dem Schöpfer ein Lob bereitet wird, so mag auch der Katze nächtlich Lied nicht länger verunglimpft werden. Und was käme nun gar ihrem wunderbaren Schnurren gleich, dieser sanften Brummstimme des Wohlbehagens, in der das reiche Gemüth dieses Geschöpfes ausklingt! Ganz dahingegeben an die „süße Gewohnheit des Daseins," in somnambule Delirien verloren liegt die Katze, und indem sie die seltsamen Häutchen ihres Kehlkopfs, dies von der Mutter Natur ihrem Geschlecht verliehene Tambourin erschwirren läßt, umspinnt sie auch den Hörer mit einem magnetischen Netze.

Daß eine so weichgeschaffene Seele nicht gern auf harten, kalten Fliesen ruht, kann nicht befremden. Im warmen Bett, im Sophawinkel ist das Reich ihrer Träume; auf dem Fensterkissen, von der Sonne be-

*) — Seht wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt und Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil! Voß.

schienen sich strecken, in einer Schürze lagern, von linden Händen gestreichelt, ist ihr Vorrecht. Es zieht auch sie das „Ewig-Weibliche." Rollenhagen singt:

> Sie wollen gern bey Weibern sein,
> An jhrem Kleid sich schmücken sein,
> In jhren Menteln rugen, schlaffen,
> Wo sie es nur je können schaffen,
> Als ob sie jhres gleichen wehren
> Vnd mitgenossen jhrer Ehren.

Der Hund mag ihr solches Loos wohl beneiden, auch er eifert der Herrin zu gefallen; aber wie beschwerlich fällt er mit seinen zudringlichen Liebkosungen, und wie pedantisch ist seine Dienstbeflissenheit! Die Katze schmiegt sich vertraulich, mit sanftem Reiben an; ihr pathetisch gehobener Rücken, der in Wonne starrende oder leise schwingende Schweif, sind beredsamer, als aller Ungestüm, als all die stockgelehrten Exercitien des Hundes.

Es muß wiederholt werden: Manier, liebenswürdige, artige Manier, sittsame Grazie ist in allem ihren Bewegen und Thun. Schon dies Talent, den Schweif in immer wechselnde Kreise und Arabesken zu schlängeln, steht über jeder Nachahmung. Wie ein Fühlfaden, wie eine Seelenflamme spielt und züngelt der weiche Schmeichler, von dem die Griechen der Katze den Namen (Wedelschwanz, αἰλουρος) gaben, und den mit Unrecht die deutsche Phrase verachtet, wenn sie den „Kattenstert" als Bild des Nichtigen und Werthlosen gebraucht. Bald schlägt sie ihn ruhig sitzend mit Würde um ihre Vorderfüße, bald schmiegt sie ihn gesammelt und lauernd zur Erde, oder sich dehnend und streckend, läßt sie ihn in kraftschwellendem Strahl emporsteigen, oder schwingt ihn drohend, wenn sie dem Hunde kampfbereit gegenübersteht. Humoristischen Spiels dreht sich um diese Achse schon das junge Kätzchen, sie müht sich, den kuriosen Zopf zu greifen und „will es anders haben." Oder weiß sie noch nicht, daß es ihr Eigenes ist? Etwa wie kleine Kinder, die ihre Zehen auch als etwas Fremdes in den Mund stecken und daran saugen? Stundenlang führen sie die gemüthlichsten Scenen auf, wenn sie wohl und wählig um die vergnügt dreinschauende Mutter sich tummeln und kugeln und, auf den Rücken geworfen, die kleinen boshaften Tatzen spreizen. Dann geht der Alten der Schwanz mutterfröhlich hin und her, und das muthige Völkchen wälzt sich in krausen Sätzen darüber hinweg, schnappt darnach, zerrt daran, läßt ihn entwischen, hascht ihn wieder oder faßt sich im bunten, durcheinander purzelnden Wirrwarr an dem eigenen Quast, was denn nicht weniger lustig ist. Ist es das Schwänzchen nicht, so muß es ein Knäuel, ein Ball, eine Kugel sein, die sie tändelnd fortrollen und nachspringend zurückholen. Aber auch in solchem Ergötzen liegt tiefe Bedeutung. Es ahnt sich im Spiel die That der Zukunft. Wie phantasievoll belebt sie das Blatt, das der Herbstwind vom Baume weht, und über den Boden treibt! Sie duckt sich, lauert sprungfertig, stürzt darüber her, packt es, läßt es wieder fliegen, oder paßt, sobald es liegen bleibt, auf ein anderes. Das Blatt ist zur Maus geworden, und die Katze ergeht sich in dieser Vorstellung mit der Lust des Genies, das den Kampf sucht, nur um sich zu erproben.

Selbst da, wo das Thier am meisten Thier ist und bleibt, beim Schmausen, vergißt sie des Decorums nicht. Der Hund schlingt roh und jäh hinein, was ihm zusagt; die Katze, nachdem ihre Nase erst den Hochgeschmack vorweggenommen, leckt und schleckt durchaus appetitlich, nobel, immer von der Peripherie des Tellers aus agirend. Ein Hund verbrennt sich wohl am heißen Brei, die Katze umkreist ihn bedacht und greift erst die Außenwerke, sozusagen die gemäßigteren Zonen an. Auch jenes Wohlgefallen an Aromen verräth feines Wesen. Die Macht des Geruchsinnes, dem wir mit Fug eine gewisse Geistigkeit zuschreiben, ergreift sie zuweilen sogar betäubend, und nicht blos mit jenen Schwärmereien, deren sich selbst der Herr der Schöpfung nicht entschlägt, wenn die Mittagsdüfte einer Garküche seine Seele treffen. Sie liebt auch den ambrosischen Hauch der Blumen, und mit Lust, wie in pythischer Verzückung, wiegen sie sich auf den Kräutern des Baldrian (Valeriana minor), des Gamander (Teucrium Marum), der Münze (Nepeta Cataria), drehen sich in Tanz und Reigen, schleifen die Glieder und stimmen feurigen Gesang. Aber der Ekstasis folgt freilich unerbittlich die Stunde der Schwäche, jenes wehmüthige Hinsterben, jene resignirte Selbstbetrachtung, die der rohe Verstand mehr bespöttelt als begreift:

> „Perser nennen's bidamag buden,
> Deutsche sagen Katzenjammer."
> (Goethe.)

Zu diesem Ausbunde und Angebinde sonderlicher verborgener Gaben gehört denn auch der elektrische Nerv der Katze. Es wohnt in ihrem Haar das Licht der Blitze,

und wenn lange schon die Seele entwichen, so spukt es noch immer aus dem Felle in jenen wohlbekannten knisternden und stechenden Fünkchen. Deshalb scheut sie vor Gewittern. Sie erkennt in der Himmelsmacht die eigene geheimnißvolle Kraft ihres Wesens und flieht sie, verkriecht sich in Keller und Löcher.

So mag denn die Katzenliebe nicht allein der Frauen, sondern selbst großer Männer erklärlich und gerechtfertigt sein. In Gottfried Mind haben diese Thiere ihren Raphael gefunden, und Meister Tieck und Magus Hoffmann haben das Dichten und Trachten des Katers in tiefsinnigen Formen wiedergespiegelt. Richelieu ergötzte sich an den anmuthigen Heuchelkünsten der Katze, sogar Lessings antike Natur vermochte sich mit diesen Thieren zu befreunden. Auf dem Schreibtische lagerte seine Katze, und man liest nicht ohne Rührung, wie der immer arbeitende Denker, als das Thier einst das ganze Manuscript seines „Nathan" verwüstet hatte, ruhig und geduldig die Dichtung von Neuem niederschrieb, ohne der Unheilstifterin ihren gewohnten Platz zu entziehen. Noch Größeres zwar erzählt der Koran. Muhamed ruhte einst in der Mittagsstunde, und neben ihm in den Falten des Kaftans eine seiner Lieblingskatzen. Da weckt ihn die Kunde von einem plötzlich ausgebrochenen Aufruhr. Der Prophet springt auf, aber das schlafende Thier nicht zu stören, schneidet er zuvor den Zipfel des Mantels ab, in den es sich gebettet, und nun erst eilt er, die Empörung zu stillen.

Im Glauben des Volkes haftet bei alledem immer etwas Dämonisches an dem schleichenden nächtlichen Thiere. Und so erscheint neben Eule und Fledermaus die Katze als beständiges Hexengeleit, und schwarze Katzen zumal gehören zu allen Scenen des Gespenstergrauses. Sie hüten in Bergen und Klüften geheime Schätze, liegen auf Kreuzwegen, treiben Nachts in verfallenen Waldmühlen ihr Wesen. Ja, sie sind selber nur die verkappten Hexen. Daher gilt ihr Angang als Warnung und böses Zeichen. „Der Athem, der aus dem Halse der Katze geht, ist Pest," predigt Berthold von Regensburg; „und wenn sie aus einem Wasser hastig trinkt, so fällt wohl eine Zähre aus den Augen und vergiftet den Born, so daß, wer davon tränke, den grimmen Tod erkiese." Von der Katze, dem verderblichen, „todtunreinen" Thiere, sind darum nach des frommen, aber offenbar verblendeten Bruders Deutung die Ketzer benannt. — Nur die zierlichere weiße Katze scheint eine Ausnahme zu machen. In solche werden oft Prinzessinnen verzaubert, die dann irgend ein abenteuernder Ritter oder auch ein tapferes Schneiderlein zu erlösen hat.

Das Leben der Katze ist das zähste. Fuchs und Katze sind nicht todt zu machen; sie haben neun Leben, geht die Volksrede. Daß ihnen kein Wurf noch Sturz von einem Thurme etwas anhat, liegt in der seltenen Sprungkraft und Geschmeidigkeit ihrer Glieder. Aber wie leicht heilen ihnen auch die gefährlichsten Wunden! Wie lange ertragen sie Hunger und Durst! Eine Katze war in einen Ballen Hanf gerathen, ohne daß es bemerkt worden. Das mit dem Hanf beladene Schiff ging von Petersburg ab, und vier Wochen später, als man in Leith die Ballen öffnete, fand man die Katze noch lebend.

Sterben hat die Katze wohl nur selten Jemand gesehen. Fühlt sie den Tod, so sucht sie, ein echtes wildes Thier, die Einsamkeit. Auch darin, wie im Leben, der Gegensatz des Hundes, der sterbend noch seine Treue bezeugt und des Menschen hülfreiche Nähe oder wenigstens sein theilnehmendes Mitleid sucht.

Am Niagara.

Von Franz Löher.

Es war zu Anfang Oktobers, als ich in Buffalo ankam, und es begann nach der quälenden Hitze der letzten Wochen eine Reihe lichter Tage voll Milde und Kühle. Freunde in New York hatten mir gesagt, daß ich den ersten Anblick des Niagara jedenfalls von der Canadaseite suchen müsse, auch hatten sie mir Cliftonhouse, einen Gasthof, gerade dem großen Falle gegenüber, empfohlen. Ich ging daher auf ein Dampfboot, welches an der Canadaseite anlegte. Nur mit Mühe und manchem Aufenthalt konnte es sich aus dem Gedränge von Schiffen und Booten im Hafen von Buffalo hervorarbeiten. Der Eriesee strahlte hellblau, auf seinem Spiegel ließ der frische Morgenhauch kaum eine

Welle zittern. Es ist ein köstliches Gefühl, die Seele erhebt sich ahnungsvoll, wenn man einem lange ersehnten großartigen Anblick entgegen geht. Wir bogen ein in den Ausfluß des Eriesee zum Ontario, rechts das amerikanische, links das canadische Ufer. Beide waren so niedrig, das Wasser blieb so klar und ruhig, wie in einem stillen See, man merkte kaum, daß es strömte. Nur ein dumpfes Donnern ließ sich allmählig hören, wie bei uns an Sommerabenden, wenn ganz in der Ferne ein Gewitter aufsteigt. Als wir weiter zogen zwischen den ziemlich platten Ufern, zeigte man mir eine Art Nebelsäule vor uns, gleich stehenden wirbelnden Wolken. „Das sind die Fälle," hieß es. Das Dampfboot landete und wir kamen auf eine Pferdeeisenbahn, die nicht schlechter sein konnte. Der Wagen ging aus den Schienen und wir mußten neben den Fällen anhalten. Ich sah seitwärts durch die Bäume auf die obern Ränder eines Kessels, in welchen ungeheure Wassermassen hineinströmten. „Ist das der Niagara?" fragte ich etwas enttäuscht.

Endlich nahm uns ein Omnibus auf, und sowie er auf dem Platze vor dem Cliftonhouse anhielt, sprang ich heraus, stand befangen einen Augenblick dieser rauschenden Gewalt und Majestät gegenüber und rannte dann, Gepäck und alles vergessend, nach den Fällen hin. Es war herrlich, unendlich, dieses Wogen, Stürzen, Donnern, Lichtglänzen und Wolkenwirbeln, ein lebenvolles Schauspiel, das urplötzlich mit Lichthelle in Geist und Seele dringt. Und dennoch, ich verwünschte die amerikanische Prahlsucht; sie hatte mir von meilenweiten Fällen, von gebirgshohen Felsengehängen gesprochen. Dergleichen sah ich nun allerdings nicht, und ich mußte mich erst wieder von solchen Vorstellungen befreien und mich in die eigenthümliche Macht und Schönheit dessen, was ich vor mir und um mich hatte, vertiefen. Aber nun wurde auch das Ganze so durchaus anmuthig, ja friedlich schön bei aller Gewalt und donnernden Größe, daß die fröhlichste dichterische Stimmung mich überkam. Unsäglich schöne und heitere Gebilde wogten mir durch die Seele, und zwischendurch zog doch etwas so Feierliches, Erhabenes, als hörte ich fortwährend aus der Ferne die starken Akkorde einer Riesenorgel. Ich streifte umher von einem zum andern, es gab so viel Verschiedenes und Eigenthümliches hier zu sehen und zu studiren. Es wurde Abend, und noch schien es mir, als hätte ich nur den Vorhang gelüftet von allen den Wundern dieser Wasserwelt, ich beschloß, längere Zeit hier zu verweilen.

Nun war mir aber der große Gasthof mit seinem unaufhörlichen Gewirre von Wagen und Fremden und Gepäckträgern zuwider. Außerdem, weil er den Fällen gegenüberliegt, leuchtet und donnert der wogende Wassersturz durch alle Fenster und Thüren herein. Man kann aber nicht immer hohen Festtag haben und bedarf von Zeit zu Zeit der Ruhe und Stille, um sich wieder zu sammeln in so großartig bewegter Umgebung. Ich begab mich daher auf die Wanderung, um mir etwas weiter von den Fällen eine möglichst einsame Wohnung zu suchen. Und ich konnte es gar nicht besser treffen. Etwa zehn Minuten Wegs von den Fällen entfernt ist eine Anhöhe, Lundy Lane genannt, ein hoher Holzthurm ist auf ihr errichtet, ähnlich wie auf dem Brocken und andern Bergen in Deutschland; man sieht von dieser Höhe die Seen und den sie verbindenden Zug des Niagarastroms sammt der weiten Waldebene rings umher. Nicht weit von dem Thurme stand etwas zurück, zwischen Buschgrün und Baumschatten ein niedliches Haus mit einer Vorhalle, hinter demselben streckte sich Gehöft und Garten. Dort erhielt ich auf eine Woche eine hübsche stille Wohnung. Morgens ein englisches Frühstück mit Eiern, Schinken, Beefsteak und einer Fülle köstlicher Pfirsiche, Aprikosen, Melonen und anderer Früchte, Nachmittags fünf Uhr außer diesem noch ein Gericht Fische und Gemüse, und Abends spät Thee oder Grog. Das Essen war schmackhaft zubereitet und der Braten hatte endlich einmal wieder eine Brühe, in welcher weder zu viel Gewürz, noch zu viel Wasser war. Die Amerikaner nehmen sich niemals die Zeit, gut zu kochen, aber sie sind darin große Narren, weil das Stückchen Zeit am Kochheerde verwendet, ihnen die vielen Tage ersparen würde, welche die Kur ihres ewig kranken Magens kostet. Hausherr und Frau aber waren Engländer, ehrenwerthe Leute, etwa wie die wohlhabenden Farmer im Innern Altenglands. Auch die englische Höflichkeit in ihrem Hause gab eine angenehme Abwechselung nach dem unruhigen, häufig schmutzigen Treiben in den amerikanischen Gasthöfen. Gesellschaft leisteten mir dann und wann die beiden Kinder meines Wirthes, ein junges Mädchen, noch ein rechter neugieriger Backfisch, und ein kecker Knabe, der jedoch schon etwas in die Yankeenatur

umschlug. Das Juwel im Hause aber war eine Anverwandte, Mary, welche mir den Tisch deckte, eine hohe schlanke Gestalt mit tiefen Augen und schwarzen Locken. Selten sah ich sie lächeln, aber das wenige, was sie sagte, verrieth Gehalt und Gemüth; sie hatte etwas Stilles und Wohlthuendes in ihrem Wesen und ein vorzügliches Geschick, das weiße Tischzeug malerisch mit frischen und eingemachten Früchten zu besetzen.

Ich blieb die Woche über da, durchstrich beobachtend das ausgedehnte Gebiet des Niagara, machte Ausflüge zu benachbarten Farmern und Indianern, hatte manchmal interessante Gesellschaft, und will nun erzählen, was ich sah und lernte.

Wahrscheinlich waren in der Urzeit nur starke Stromschnellen, wo jetzt die Fälle brausen, und diese sind in ihrer jetzigen Gestalt das allmählige Werk von Jahrtausenden. Die ganze Wassermasse, welche sich weit, weit im Nordwesten in tausend Flüssen und kleinen Seen ansammelt, findet sich zuletzt vereinigt im Obern See, und geht von da durch tiefe Durchlässe in den Huron-See, aus diesem in den Erie- und Ontario-See, bis sie im St. Lorenzstrom zum Meere ausfließt. Jeder dieser Seen liegt etwas tiefer als der vorige, und so steht auch der Spiegel des Ontario 334 Fuß unter dem des Erie. Der Durchlaß zwischen beiden ist der Niagarastrom, etwa sechs Stunden lang. An einen tosenden Gebirgsstrom, den grüne Berge und himmelanstrebende Felsen umragen, ist daher gar nicht zu denken. Die Gegend erscheint eben wie ein Teller und der Niagara fließt in seinem Bette, welches er im Kalkstein ausgeschliffen hat, ruhig weiter. Etwa in der Mitte des Weges aber neigt sich die Ebene zum Ontariosee hin, unmerklich zwar für den Wanderer, für den Fluß aber mußte dadurch sogleich eine Stromschnelle entstehen. Die Neigung der Ebene dauert etwa anderthalb Stunden lang, dann geht es auf einmal steil hinunter ein paar hundert Fuß tief, in einer Ausdehnung von vielen Meilen quer über den Strom weg. Steht man unten vor diesem Absturz, so sieht er aus wie ein Bergzug; nähert man sich ihm von oben, so scheint alles ziemlich eben, man bemerkt kaum eine leichte und wellenförmige Erhöhung, auf der man heraufkommt, bis man auf einmal dicht vor der Senkung steht. Auf dem Kamme der Anhöhe starren hie und da Felsbänke, deren Linie man weithin verfolgen kann, zu Tage. Durch dieses Riff mußte der Strom hindurch und dann den kühnen Satz in die Tiefe machen, mit dem er den größten Theil der Höhe, um welche der Ontariosee tiefer liegt als der Eriesee, auf einmal herabsprang. Der Wasserfall mag daher in der Urzeit ein noch viel gewaltigeres Ansehen gehabt haben.

Nun bestehen aber das Bette und die Ufer des Flusses auf der ganzen Strecke, auf welcher das Wasser von der Höhe des einen Seespiegels zu der des andern abschüssig niedergeht, aus klüftigem, etwa siebzig Fuß mächtigem Kalkstein, unter welchem Mergelschiefer liegt. Das Wasser drang daher in alle Fugen und Spalten der Kalksteinschichten ein und lockerte und spülte in deren weicheren Unterlage, dem Mergelschiefer; die zurückprallenden Wogen schlugen unten mit ungeheuerer unablässiger Gewalt an die Felsen, von welchen sie herabgestürzt waren: durch solche Gewalt wurde erst der unten liegende Mergelschiefer und dann eine Lage Kalkstein nach der andern unterwühlt, losgebrochen, herabgestürzt, zertrümmert und aufgelöst, und so rückten die Fälle immer weiter nach dem Eriesee hinauf. Es entstand daher allmählig das jetzige Tiefthal, welches von jener Senkung des Bodens bis zu dem nunmehrigen Orte der Fälle, in einer Länge von anderthalb Stunden in den felsigen Grund eingerissen ist, auf dessen Boden nun der Strom einherbraust. Bei meinen Wanderungen durch die amerikanischen Waldebnen habe ich später an Flüssen und Bächen ganz ähnliche Erscheinungen und dieselben Formen von Wasserfällen, wie am Niagara, im Kleinen beobachtet. Man denke sich in irgend einer ebenen, waldbewachsenen Gegend eine tiefe Schlucht, welche eine halbe Viertelstunde breit und fast zwei Stunden lang ist, an deren obern Ende ein mächtiger Wasserstrom plötzlich anderthalbhundert Fuß hinunter fällt und am anderen Ende ganz ruhig wieder herauskommt, und man kann sich eine Vorstellung von der Oertlichkeit des Niagara machen. Vielleicht hat nach einigen Jahrtausenden der Strom sein Bette immer weiter hinauf ausgebrochen, bis zwischen dem Erie- und Ontariosee nichts mehr übrig ist, als eine lange tiefe Schlucht, in der ein mächtiger Strom schnell vorwärts drängt. Die Menschen, welche in jener fernen Zeit sich hoffentlich der Masse nach in besseren Umständen befinden, als heutzutage, werden dann in Büchern lesen von der Herrlichkeit der Niagarafälle und sich die Stellen zeigen,

wo vor Zeiten der Strom hinabstürzte; aber sie werden bedauern, daß sie das herrliche Schauspiel nicht mehr haben, an welchem wir uns erfreuen.

Beim Ausgang aus dem Eriesee fließt das Wasser still und klar etwa fünf Meilen lang, dann trennt es sich vor einer breiten Insel, (Grand Island), welche es in zwei Armen umfließt. Am Ende der Insel treffen beide Ströme breit auf einander, ihre seitab getriebenen Wellungen verbreiten sich weit in die beiden Ufer hinein, in der Mitte aber strömt die Wassermasse um so stärker vorwärts. Bald darauf beginnt die schiefe Ebene auf deren Höhe sich der Strom wieder theilt vor der Ziegeninsel, einem kleinen waldigen Felseilande. Gerade oberhalb vor dieser Insel, wo das Gewässer sich trennt, bleibt ein dreieckiges Stück todtes oder stilles Wasser, dessen Seitenlinien von der Strömung auf beiden Seiten scharf abgeschnitten sind. Der stärkste Strom ist auf der Canadaseite; er schießt tosend und schäumend immer rascher und rascher auf der geneigten Fläche hernieder, bis er am Ende der Insel, 158 Fuß tief, in einen Felsenkessel fällt, dessen weites Halbrund von einem Ende zum andern fast 2000 Fuß mißt. An der amerikanischen Seite hat sich die Strömung in mehrere Arme zertheilt, welche brausend und pfeilschnell um und durch die Insel eilen, um sich zuletzt dicht neben einander von gleicher Höhe herabzustürzen. Da sie aber erst um die Inselspitze herum müssen, so fallen sie nicht in gleicher Linie, sondern fast im rechten Winkel mit dem Hauptstrom, zugekehrt mit ihrer ganzen Breitseite von 800 Fuß dem jenseitigen Ufer. Die Ausdehnung der Insel zwischen beiden Fällen beträgt 1400 Fuß, so daß man vom Ende des Canadafalles bis zum äußersten Gusse des amerikanischen eine weit gekrümmte Linie von mehr als 4000 Fuß mißt.

Kommt man also von unten auf dem Strome herauf, so befindet man sich in einem langen Tiefthale, zu beiden Seiten zerklüftete Felswände von 160 Fuß Höhe; vor sich hat man den großen Fall, welcher Hufeisenfall genannt wird, weil er über die im Halbrund ausgebrochenen Felsen herabstürzt; rechts an der Canadaseite starrt das nackte finstere Gestein, diesem links gerade gegenüber, an der amerikanischen Seite, ist die Felsenwand wie mit einem breiten weißen Schleier durch den andern Fall verhangen, welcher näher betrachtet, sich noch in eine Menge Ströme zertheilt. Zwischen diesem und dem Hufeisenfall sieht man das Stück der grünbewaldeten Ziegeninsel, an deren äußerstem Ende nach dem großen Falle zu mitten im Wasser, jedoch durch eine Brücke mit der Insel verbunden, ein steinerner Thurm steht. Hoch auf beiden Ufern erblickt man nichts als Baumgrün und einige helle Häuser, welche wie Thürme daraus hervorragen. Der amerikanische Fall links prasselt auf gewaltige Felsblöcke herab, der große Hufeisenfall scheint dagegen in eine furchtbare Kluft hineinzustürzen. Zwischen beiden und vom einen Ufer zum andern schäumt und brodelt die wildeste Fluth, um so stärker, als der von der amerikanischen Seite herab stürzende Strom den vom großen Falle herwirbelnden Wogen in die Flanke fällt; es ist daher etwas weiter unten ein mächtiger Anprall der Wogen an der Canadaseite zu bemerken, dem sofort der Rückschlag an die amerikanische Seite folgt. Dicht vor beiden Fällen wogt und rollt hin und her ein Wolkenknäuel, welcher oben in der Luft wie durchsichtiger grauer Dunst, unten über dem kochenden, Schaummassen aufschleudernden Wasser wie dichtgeballter schneeweißer Nebel erscheint. Darüber schwebt und tanzt der weite Regenbogen, welchen der Wolkendunst jede Sekunde auszulöschen droht, um ihn nur bunter und flammiger zu machen. Wendet man sich nun auf dem Strome um, so sieht man ein weites Tiefthal entlang, in welchem die ganze Wassermasse eine gute Stunde lang fortschießt, rauschend und schäumend mit starkem Gefälle, bis zum Wirbelpfuhl. Das Felsgestade zu beiden Seiten bilden jähe Abstürze, hier zerklüftet, dort ausgewaschen; häufig ragt und hängt das Gestein in allerlei Platten und Zacken hoch über dem Strombett. Ueber die dunkle Felsschlucht schwingt sich jetzt, ziemlich weit von den Fällen, leicht und zierlich die Drahtbrücke in einer Höhe von 230 Fuß über dem Strome und mit 800 Fuß Spannung. Vor dem Wirbelpfuhle scheint unter dem Wasser das letzte Riff zu sein, über welches die Fluth fällt, um in einem ungeheuren Kessel in tausend Wirbeln umherzukreisen. Aus diesem fließt dann der Strom ruhig und glatt ab, in verhältnißmäßig niedrigen Ufern, bis zum blanken Seespiegel des Ontario. Das Gefälle vom Wirbelpfuhle bis dahin beträgt auf der Strecke von zehn engl. Meilen nur noch ungefähr drei Fuß.

Man sieht, daß im Gebiete der Niagarafälle mehrere einzelne Theile des gewaltigen Ganzen für sich besonders zu betrachten sind.

Wollte ich sie alle schildern, so würde ein Buch dazu kaum ausreichen. Das Vornehmste sind die Stromschnellen vor dem großen Falle mit der Feuerquelle, die obere Ansicht von dem Tafelfelsen, die Ansichten von unten im Tiefthale, der Gang hinter dem großen Hufeisenfall, die Stromschnellen und Fälle der Ziegeninsel auf der amerikanischen Seite, die Regenbogen, die Wolkensäulen, das Farbenspiel, der Schallwechsel und endlich der Wirbelpfuhl mit der Teufelshöhle.

Als der erste weiße Mann vor noch nicht zweihundert Jahren den Niagara erblickte, beschrieb er noch einen dritten Fall, der dem amerikanischen fast gegenüber vom Canadaufer niederdonnerte, so daß man vor sich und rechts und links die Fluthen stürzen und wirbeln sah. Jener Weiße war der Pater Hennepin, einer von den frommen Jesuiten, welche mit den deutschen Herrnhutern allein es verstanden, die Kinder der Wildniß zu lehren und zu erziehen. Die andern Amerikaner haben in den Indianern nie etwas anderes erblickt, als reißende Waldthiere, die zu verfolgen und zu verderben seien. Schon lange sind die Chippewas und die anderen streitbaren Indianer verschwunden, welche hier ihre herrlichsten Jagdgründe hatten, das stolz rauschende Dampfschiff jagte ihre Kähnlein vor sich her, fort, fort von den großen Seen und Flüssen, und weiter immer weiter die versteckten Waldflüßchen hinauf, an deren Ufern das arme gehetzte Volk noch eine Weile jagt und hungert, bis auch die letzten kampflos, klaglos verkümmern und vergehen, wie die Bäume im Urwald, welche der Sturm entwurzelt hat. Ein unabwendbar traurig Loos! aber wer möchte diese lebenvolle Gegenwart, wo hunderte von Städten an den Seen aufblühen, die der Niagarastrom verbindet, wieder vertauschen gegen jene ernste Waldöde, aus deren Dunkel nur dann und wann ein Jagdtrupp schweigsamer Indianer trat, um am Niagara zum großen Geiste zu beten? Jetzt kommen täglich Tausende hierher, Geist und Gemüth zu erheben an den herrlichen Naturspielen dieser Stätte, von denen ich jetzt Einzelnes näher bezeichnen will.

Wenn man von den Fällen am Canadaufer eine gute Viertelstunde hinaufgeht, so kommt man an eine Stelle, wo dicht am Wasser brennbares Gas aus der Erde steigt. Es ist ein geschlossenes Häuschen darüber gebaut, in dessen Umkreis man noch au zwanzig Schritte das Gas riecht. Hier ist die beste Stelle, um die Stromschnellen zu überschauen. Wäre am Niagara nichts als diese Stromschnellen, der Ort würde gleichwohl weit und breit berühmt sein. Man kann sie nur dem stürmenden Meer vergleichen. Die Täuschung wird um so vollkommener, weil man bei jenem Gashäuschen etwas niedrig steht, der Strom hier am breitesten und das gegenüberliegende Ufer größtentheils öde ist. Wenn man die ungeheure Wassermasse und ein so starkes Gefälle auf eine so kurze Strecke sich denkt, so kann man sich vorstellen, welche Sätze die Wogen machen. Im tollsten Jubel kommen sie hergeschossen, wie unbändige Riesenrosse mit fliegenden weißen Mähnen, schäumend, brüllend, hochaufsprühend. Auf einigen Stellen im Fluße beharren die Wirbel und brechenden Wogenkämme mit dumpfen Gurgeln; wahrscheinlich sind dort im felsigen Bette Klüfte und Spalten. Mir war diese Stelle am Gashäuschen überaus lieb geworden; es war so einsam, ja schaurig da; niemals kam ein Besucher hier herauf; man sieht dort auch nichts von Häusern, nur Sturmmeer und Waldufer. Die weite, ruhelos wogende Fläche, das einförmige Klingen und Rauschen der Fluthen erweckte mir immer die Ahnung des Unendlichen, des uferlosen, ewig wellenden Weltalls. Wenn der Mond gerade über diesen unabsehlichen Feldern von sprühenden Wellen aufstieg, konnte kein Bild mehr düstere Erhabenheit darstellen.

Auf dem Rückwege trat ich wohl in die Tuchfabrik ein, welche nahe vor den Fällen liegt. Diese eine Fabrik kann dem gewaltigen Eindruck des Ganzen noch keinen Eintrag thun; unangenehm aber wird es sein, wenn, wie wahrscheinlich, mehrere Fabriken und Werkhäuser hier errichtet werden, um die Wasserkraft zu benützen. In jener Tuchfabrik, deren Besitzer mir befreundet geworden, arbeitete auch eine Schwarzwälderin, ein schönes blasses Mädchen; sie mochte, obwohl bereits städtisch gekleidet, ihre langen Haarflechten noch nicht verbergen und mußte manch spöttisches Wort darüber hören. Als ich vom Schwarzwald sprach, den ich so gut kannte, flossen ihr langsam die Thränen über die Wangen. Wo ist in Amerika ein deutsches nicht ganz rohes Mädchen zu finden, welches bei all dem guten Essen und Trinken, den schönen Kleidern und der größeren Achtung, deren es sich hier erfreut, doch nicht wehmüthig dächte an das fröh-

liche und gemüthvolle Leben in Deutschland? —

Je näher dem Falle, desto mehr senkt sich das Felsenbett, und das Wasser schießt mit unglaublicher Gewalt vorwärts. Dem Sturze nahe, sammelt es sich zu einem einzigen festen Strom, es läßt gleichsam alle Cabriolen, um sich zu seinem Meisterstück zu rüsten. Auf der Kante des Halbrunds scheint es noch einmal zu stocken, als säumte es den Sprung zu wagen, und senkt sich dann in ruhiger Majestät und doch in einer unendlich anmuthigen Bewegung steil hinunter. Die Natur hat ja überall über ihre gewaltigsten Gebilde, über die Gletscher am Alpenjoch, über die Bergriesen der Jungfrau und des Montblanc, noch ein Lächeln seiner Anmuth gegossen. Je länger man an den Niagarafällen verweilt, desto gewisser zieht ein heiterer Frieden durch das Gemüth. Es giebt einige finstere Partien da, aber das ganze ist je großartiger, desto lieblicher.

Kein anderer großer Katarakt bietet auch so bequeme Gelegenheit, mitten in das Getümmel der Gewässer hineinzusehen. Der Tafelfelsen neigt sich weit über, ganz dicht vor dem Falle, oben glatt wie eine Tafel, der größte Theil ragt frei in die Luft hinein. Bei den meisten Felsabstürzen hier kehrt die Erscheinung wieder, daß sie durch das Treiben der Wogen in einer Krümmung von oben nach unten ausgebrochen sind; der hohe Rand des Stehengebliebenen ragt weit über dessen Fuß hinaus. Man kann sich dieses Ueberhangen der oberen Platten leicht erklären, wenn man sich erinnert, daß das ursprüngliche Bette des Stromes vor Zeiten auch hier, wie noch jetzt oberhalb der Fälle zunächst eine Lage Kalkstein war, welche ihrerseits wieder auf weicherem Mergelschiefer ruhte. Das von oben zwischen den Kalksteinschichten eindringende Wasser sucht seinen Weg nach unten durch den Schiefer, welcher der fressenden und wegspülenden Kraft des Wassers nicht so vielen Widerstand, als der Kalkstein entgegenstellt. Die herabstürzenden Wogen aber greifen unten am Felsen bei ihrem Rückprall ebenfalls wieder den Schiefer an und waschen ihn von unten nach oben immer tiefer aus. Die festere Kalksteinmasse bleibt nun so lange über der ausgewaschenen Höhlung überhängend liegen, als noch so viel Schiefermasse da ist, um den Schwerpunkt jeder einzelnen noch nicht gespaltenen Kalksteinplatte zu tragen. Verliert letztere diese Stütze, so bricht sie ab, neigt sich oder stürzt ganz hinunter, und das alte Spiel des Wassers beginnt dann von neuem zunächst gegen den Mergelschiefer. Wo das Meer Felsgestade hat, hat man dieselbe Erscheinung. Die unaufhörlich sich an den Felsen brechenden Wogen bröckeln und waschen unten Höhlungen aus, das obere Gestein verliert dadurch seinen Halt und stürzt nach, und die immer wieder darüber rollenden Wogen zermalmen nach und nach die hineingestürzten Blöcke. So erinnert man sich noch aus diesem Jahrhundert, aus den Jahren 1818 und 1828, großer Felsenstürze im Niagarabette.

Ein Theil des Tafelfelsens ist einige Zeit nach meinem Besuche eingestürzt, und es kommt das ganze Ufer entlang häufig vor, daß Felsblöcke sich loslösen und mit Bäumen und Gesträuch in den Abgrund stürzen. Das Gehen und Verweilen zu nahe am Rande ist deßhalb nicht ohne Gefahr, namentlich bei dem Wirbelpfuhl und zwischen dem Cliftonhouse und dem Falle. Die deutsche Polizei, wenn sie am Niagara wäre, hätte hier natürlich längst schon ein schützendes Geländer gezogen und damit auch die belohnendsten Blick in die Tiefe des Wassersturzes abgeschnitten. Sieht man vom Tafelfelsen auf die niederschießenden Wogen, so ist das Wasser oben herrlich grün und die lichte Sonne spieget sich in dem steilen Wasserwall; etwas tiefer ziehen hin und her weiße Schaumstreifen, unten ist alles schimmernd weiß, zersplittert in Millionen von Güssen, Tropfen und Bläschen; den Fuß des Wogensturzes umhüllen ewig die weißen Schaumwolken, welche sich über einander wälzen. Man sieht deutlich, daß die Felsenkante, über welche das Wasser hinabeilt, nicht rund ausgeschweift, sondern etwa wie in drei Viereckseiten ausgebrochen ist. Blickt man über den Fall weg nach seinem andern Ende, wo der Thurm steht, so scheinen die Leute auf diesem merkwürdig klein, und daran erkennt man erst recht, welche ungeheuere Wassermasse herabstürzt.

Ein genaues Maß giebt einem das Auge hier niemals; es ist wie in den Alpen oder auch in der Peterskirche, alle Höhen und Entfernungen erscheinen viel kleiner als sie wirklich sind. Die Natur hat schon dafür gesorgt, daß der Mensch durch keine Größe zu sehr überwältigt wird: sie verkleinert ihm dafür sein Augenmaß. Ich kann auch nicht sagen, daß es mir wie so vielen Reisebeschreibern erging, denen vor der donnernden

Größe des Niagara der Athem stockte, als hätten sie keine eigenen Gedanken mehr und könnten in einem fort blos staunen und anbeten. Ich meine immer, daß die Phantasie des Menschen sich noch viel stolzere und schönere Gebilde erschafft, als dieser Wasserfall darbietet; die Natur hat auch noch gar keine Dame so schön gemacht, wie die mediceische Venus und manche gemalte Madonna.

Bei dem Cliftonhouse geht es einen steilen Weg hinunter zum Strome unterhalb der Fälle. Hier unten bekommt man am ersten einen Begriff von der ungeheuern Breite und Höhe des Abgrundes, in welchen das Wasser stürzt. Ein beschwerlicher Weg führt an der Canadaseite unter den Felsen her über Blöcke und scharfes Gestein bis zum großen Falle. Der Wasserdunst, welcher überall hinweht und sprüht, läßt hier unten nichts mehr trocken. Je näher am Falle, desto wüthender schlägt und prasselt die Brandung zwischen die Felsblöcke; kaum sieht man einen Augenblick in den Wogenaufruhr hinein, so fliegt einem schon der gierige weiße Gischt um die Füße. Wer irgend kann, muß aber jedenfalls diesen Weg machen, wenigstens so weit, um dem amerikanischen Falle gerade gegenüber zu stehen und die Verschlingungen der fallenden Ströme und Güsse zu betrachten.

Ein Dampfschiff fährt über die vielbewegten Wogen zum andern Ufer. Viel interessanter ist, auf einem kleinen Boote überzusetzen. Die kleine Nußschale wird in dem brodelnden Kessel hin und hergeschleudert, jeden Augenblick scheint es, als müsse sie verschlungen oder an den Uferfelsen zerbrochen werden, indessen man hält das Steuerruder steif, schießt von einer Wirbelkante zur andern und die Sache ist ohne besondere Gefahr. Auf einem kleinen niedrigen Boote, welches tief zu den Füßen der Fälle auf Stromesmitte schaukelt, hat man gerade die beste Gelegenheit, möglichst das ganze Landschaftsbild in sich aufzunehmen. Der Rheinfall bei Schaffhausen ist unvergleichlich graziöser, aber von weitem angesehen, giebt auch der Niagara ein volles schönes Landschaftsbild. Oben auf der Höhe des Falles ist freilich alles eben; erhüben sich zu beiden Seiten der Fälle ein paar stolze Berge, so würde das Ganze viel bedeutender erscheinen, so aber kann man die Höhe der Fälle nur gegen die Aetherhöhe darüber abmessen. Hierin liegt ein Grund, weshalb die Abbildungen des Niagara immer entweder einen geringen oder einen falschen Eindruck machen. Ein gemalter Wasserfall hat außerdem der Natur der Sache nach immer etwas Todtes. Will man aber die Niagarafälle malen, so muß es von unten, möglichst vom Strome aus geschehen. Man ist dann wie in einem tiefen Felsenthale. Die Wasserfluthen scheinen von der Hochebene eines Gebirges herabzukommen, die Gasthöfe, Mühlen und andere Häuser auf beiden Ufern heben sich wie weiße Thürme auf Berges Höhe aus dem Waldgrün hervor. Recht faßlich sind jedoch immer nur Theile des großen Ganzen, vergebens sucht man nach einem Standpunkt in der Nähe, um beide Fälle zugleich in's Auge zu nehmen, und betrachtet man nur den einen, während der andere daneben donnert, so bleibt immer ein Gefühl, als faßte man das Ungeheure nur von einer Seite auf.

Es fährt auch ein niedliches Dampfschiff, „die Nebelmaid," mitten auf dem Strom bis nahe an die Fälle heran. Man muß nur den Regen, der von allen Seiten stiebt, nicht scheuen und auf dem Verdeck Stand halten. Dann ist es ein wunderbarer Anblick, wenn man so nahe vor den Fällen hinstreicht, vor sich die Wolken und das Glänzen des großen Falles, vor dem freilich bald darauf das Schiff umwendet. Das Unglück ist nur, daß in der Nähe der Fälle der feine Wasserstaub die Augen blendet und man zuletzt in Nebel gehüllt gar nichts mehr sieht.

Vielleicht die fabelhafteste Fahrt, die einer auf dieser Erde machen kann, ist die hinter den großen Fall. Ich habe vorher bemerkt, daß die oberen Ränder des Felsens etwas über dessen Fuß hervorragen, und da nun die ganze Wassermasse in einem festen dichten Strom steil herabstürzt, so bleibt unten zwischen diesem und den innern Felsen ein Zwischenraum, in welchen man mit einiger Vorsicht wohl eindringen kann. Gefährlich ist es gerade nicht, nur wer schwache Nerven oder keine guten Augen hat, darf den Gang nicht wagen. Die Ausrüstung dazu geschieht in einem Hause oben auf der Canadaseite, indem man alle Kleidung sammt Hemd und Schuhzeug ablegt und Jacken und Beinkleider von wasserdichter Leinewand bekommt. Auf einer Wendeltreppe steigt man aus dem Hause zum Strome hinunter und klettert dann mühsam über und durch die Felsbrocken, zwischen Gestein und kochendem Wasser, dem Führer nach. Es kommen aber bald so viel Sturzbäder von oben herab, daß man am ganzen Leibe trieft,

und ich fand es bequemer, mich des widerwärtigen Matrosenanzugs ganz zu entledigen; nur die groben Filzpantoffeln zog ich wieder an, weil das Gestein unter den Füßen zu scharf war.

Die Wasserstürze kamen immer stärker und bald waren wir ganz hinter dem Wasserschleier. Dieser läßt nur ein falbes Licht durch und man fühlt anfangs einen eigenen Schauer, als schreckte die Natur des Menschen zurück, sich so mitten in ein Element zu wagen, in welchem sie nicht leben kann. Wir gingen eine ziemliche Strecke hinter dem Wasser weg; ein falscher Tritt würde einen freilich in den gähnenden Abgrund reißen, aber, wie bei allen solchen Gelegenheiten, man nimmt sich eben in Acht und bleibt heil und gesund. Endlich ließ das stürzende Wasser keinen Durchpaß mehr. Da standen wir nun, mit den Händen uns am Gestein haltend, das Gesicht zugekehrt der ungeheuern wirbelnden Wasserwand dicht vor der Nase. Der Athem wurde mir beklemmt und wir gingen etwas rückwärts und suchten einen breiteren Platz zum Stehen. Streckt man die Hand oder den Stock hinein in den stürzenden Wasserschwall, so werden sie sofort von ihm niedergeschlagen. Man steht offenbar auf einem vorspringenden Felsrande, vor und unter welchem sich noch ein weiter tiefer Kessel aushöhlt, in den das Wasser fällt, sonst müßten die Wogen, da wo sie niederprasseln, stärker zurückprallen. Das Gestein an der Felswand hinter dem Wasser ist ziemlich locker und ich schlug mir mit leichter Mühe Stücke zum Andenken ab. Als wir wieder an die freie Luft kamen, fühlte sich die Brust erleichtert und holte tief Athem. Das Sturzbad bekam übrigens vortrefflich und es war mir, als sei ich jetzt mit dem alten Niagara viel vertrauter geworden.

Manche ziehen die amerikanische Seite der canadischen vor. Erstere hat auch wirklich mehr Abwechselung und Mannichfaltigkeit, die andere aber bietet einen obgleich immer gleichmäßigen, doch auch immer gleich erhabenen Anblick. Man sieht auf der amerikanischen Seite die Fälle immer nur von der Seite, sei es oben oder unten, niemals bieten sie dem Auge die volle Breitseite dar wie auf dem Canadaufer. Wer von diesem herüber kommt und an der amerikanischen Seite anlandet, tritt aus dem Boote gleich nahe an das eine Ende des amerikanischen Falls, der breit längs dem Ufer hinabströmt. Man kann auch hier unten ganz nahe zu ihm heran, selbst dahinter; er prasselt aber zum Theil erst auf Felsblöcke und nicht gleich in das tiefe Wasser; deshalb ist Jeder, der sich ihm nähert, gleich durch und durch naß und überflogen von Luft und Wasserblasen. Die Höhe des Ufers besteigt man nun auf Treppen, kann sich aber auch hinauf ziehen lassen. Die amerikanische Industrie hat eine bedeckte, ziemlich steile Rutschbahn angelegt; an der einen Seite gehen darin die Karren an Seilen herunter, an der anderen hinauf.

Oben wird man überrascht durch das geschäftige Treiben im Städtchen, eine Menge von Gasthöfen, Verkaufsläden, Werkstätten und Mühlen tritt uns von allen Seiten entgegen. Die Entfernung vom englischen Gebiete ist so klein und der amerikanische Geist ist auch auf der andern Flußseite heimisch; dennoch merkt man sofort den grellen Abstich des erregten amerikanischen Lebens gegen das ernstere und gesetztere Wesen der canadischen Bevölkerung unter Englands Oberherrschaft. Das amerikanische Städtchen an den Fällen heißt eigentlich Manchester, wird aber gewöhnlich Niagara genannt. Diesen indianischen Namen, in welchem das ruhig Majestätische der Wasserfälle klangvoll wiedertönt, haben aber die Amerikaner in ein schnarrendes „Neiägärä" verwandelt, in welchem der Ton die zweite Silbe trifft und die beiden letzten ganz kurz nachfallen. Es verhält sich die amerikanische Aussprache des Worts gegen die indianische, wie Mühlradrasseln gegen das stolze Rauschen des Wasserfalls. Die Amerikaner haben überhaupt eine ganz vorzügliche Geschicklichkeit darin, für alle Worte die möglichst häßliche Betonung zu finden. So verwandeln sie das römische „Capitol" in „Cäppittel," den hallenden Feldruf „General" in „Dschöneräl," den Ton natürlich immer auf der ersten Silbe und die beiden letzten halb verschluckt.

Die Amerikaner kommen täglich in ganzen Schwärmen hierher, aber die meisten halten sich in der Regel nur ein paar Stunden auf und verbringen den längsten Theil dieser kurzen Zeit mit der Berechnung, wie viele Mühlwerke der Niagara treiben könnte. Ihre größte Freude ist, daß die Wasserkraft ihres Niagara vierzigmal alle Wasserkräfte in England übersteigen und der vereinigten Wasserkraft auf Erden, sofern diese zu Werken benutzt wird, gleichkommen soll. „O allmächtige Wasserkraft!" ist ihr gewöhnlicher Ausruf, wenn sie zum ersten Male zum

Niagara kommen. Als ich gegen Einige zufällig äußerte, ich sei schon drei Tage hier und wolle noch länger verweilen, und sie sich überzeugten, daß kein Geschäft dahinter stecke, sahen sie mich mit seltsamen Blicken an, als ob ich nicht recht gescheidt wäre. Deutsche kommen, obgleich die große Einwandererstraße nahe vorbeiführt, verhältnißmäßig selten hierher. Auch die Gebildeteren unter ihnen haben in den ersten Wochen bereits so viele Noth und Enttäuschung erfahren, daß sie den Niagara auf eine bessere Zeit und Stimmung verschieben und möglichst schnell dem Westen und der Ruhe zueilen. Die Engländer, die aus Canada herreisen, verweilen längere Zeit. Man unterscheidet sie bald an ihrem ruhigen und vornehmen Wesen; gewöhnliche Engländer, welche bloß der Mode wegen, oder um billiger zu leben, in Europa reisen, und gerade an den schönsten Punkten erst recht unausstehlich werden, versteigen sich nicht bis nach Amerika.

Vom Städtchen Niagara ist ein Theil mitten zwischen das Gewirre der Stromschnellen gebaut, die in unzähligen Armen, wie geschmolzenes, hellleuchtendes Metall herniederschießen. Mehrere Mühlen haben sich daran hingenistet, um die Wasserkraft zu benützen. Ihre Pochwerke rasseln und klopfen nachäffend in den Wogendonner hinein, gleichwie Kinder, die mit schwacher Stimme hineinschreien in ein brausendes Glockengeläute. Weiter hinauf besteht das ganze Städtchen aus großen und kleinen Gasthöfen und Läden von allerlei Kram, mit welchem sich jeder Besucher hier zum Andenken versorgt. Am beliebtesten sind die indianischen Merkwürdigkeiten. Ich kaufte etwas bei einem Juwelier und Optikus, er war ein Jude und ein lustiger Mann und gab auf die Frage, ob er gute Geschäfte in Amerika mache, zur Antwort: „Nun ich sag wie die Andern, aus einem Amerikaner kann man zwei Juden machen und dann bleibt noch ein Christ übrig.“ Auffallend ist es wirklich, daß Juden, die in Europa rasch und gewandt ausgedehnte Geschäfte ins Leben rufen, von dem großartigen Unternehmungsgeist der Amerikaner sich gleichsam gelähmt fühlen und in solcher Menge nur Hausirer und Kleiderhändler werden. Vielleicht fühlen sie auch, daß viele Amerikaner insgeheim noch unduldsamer sind, als Europäer.

Auf langen Brücken, die zwischendurch kleine Felsinseln zu Absätzen haben, kommt man auf und durch die Ziegeninsel. Ihr Besitzer, nebenbei bemerkt ein Amerikaner, der noch mit Lust und Liebe an seine Heidelberger Studienzeit denkt, läßt sich Brückengeld bezahlen, es ist zwar wenig, bringt ihm aber jährlich viele tausend Dollars ein. Auf jenen kleinen Inseln und Brücken hatte ich immer meine Freude an dem lebendigen Wasser, welches in hundert Absätzen schäumend und gischend daherbraust. Die Ziegeninsel hat jetzt zwar Besucher in Menge und einige parkähnliche Gänge, aber sie ist zum Glück groß genug, um sich ihre wundervollen wilden Reize so bald noch nicht verderben zu lassen. Es steht noch ächter Urwald da und sein finsteres und helles Gemisch von riesigen grünenden, erstorbenen oder am Boden faulenden Bäumen, dazwischen die zahllosen Flüsse, hier um ewig überströmte Felsblöcke und Baumstämme schäumend, dort dunkel überhangen von bemoosten Felsen, düstern Cypressen und greisen Flechten, unter welchen das Wasser frisch glänzend hervorbricht, das alles gibt dem Orte noch den erhabenen Anstrich wilder Natur: es ist eine schäumende, strömende Wasserwüste, eingefaßt und durchzogen von öder Waldung.

Hier wohnte auf einer Landspitze unter den dunkeln hohen Bäumen vor Jahren ein Einsiedler, Franz Abbot hieß er, wenn die ganze Geschichte nicht eine Yankee-Erfindung ist. Seine kleine Hütte stand Angesichts der breiten Stromschnellen. Niemand kannte ihn, er sprach mit Keinem und floh Alle, die sich ihm nähern wollten; von einfachen Lebensmitteln ließ er sich immer Vorrath für einige Tage bringen. Man sah ihn oft in dunkler Nacht noch unstät umherschweifen und endlich war er verschwunden; in seiner Hütte fand man einige lateinische, englische, deutsche und französische Bücher, meist philosophischen Inhalts, vom Manne selbst sah oder hörte man niemals wieder. Vielleicht kam er dem Strom oder Abgrund in einer finstern Nacht zu nahe, vielleicht stürzte er sich absichtlich hinein, weil er auch hier den Frieden nicht finden konnte. Wer in den tosenden Abgrund hineingeräth, ist zermalmt, die Strudel reißen ihn auf tiefem Grunde mit sich fort bis in den bodenlosen Wirbelpfuhl.

Man kann auch an den amerikanischen Fall ganz dicht heran oder vielmehr in ihn hineinkommen und senkrecht von oben auf das stürzende Wasser hinabsehen. Dann zeigt sich, daß auch hier der obere Felsrand

in mehreren Bogen neben einander ausgebrochen ist.

Von der Ziegeninsel geht man auf langer Brücke, unter welcher die Fluth fortsaust, bis zu dem Thurme, der nahe an die diesseitige Zinke des großen Hufeisenfalls gebaut ist. Dieser Fall rauscht dann zur Seite, und man blickt tief in seine Strudel und Wolken hinein. Die prächtig glühenden Farben des stürzenden Wassers nehmen sich von hier am besten aus. Sieht man davon weg den Fluß hinauf, so wogt dort die wildbewegte Breite der Stromschnellen. Wendet man sich um, so schimmert rechts die weiße wogige Wasserwand des amerikanischen Falles und man schaut weit hinab in das tief eingerissene Flußbette, wie in einen ungeheuern Hohlweg, dessen Ränder oben bewaldet sind, und dessen Grund hier zu breiten Buchten in das Gestade hineingehöhlt, dort wieder enger von Felsvorsprüngen zusammengedrängt ist. Die Stellung auf dem Thurme mitten zwischen den Wogen ist einzig; ich konnte mich immer nur schwer davon trennen, so oft ich auch da gewesen war.

Es gab aber noch manches Einzelne an den Fällen, was herrlich oder merkwürdig zu beobachten war.

Da hier zwei so gewaltige Wasserfälle nahe bei einander sind, von denen der eine gegen den andern fast im rechten Winkel liegt, und beide so viele Millionen Dunstkügelchen gegen einander in die Lüfte stäuben, so fehlen auch niemals, sobald nur die Sonne scheint, die herrlichsten Regenbogen. Sie schweben in verschiedenen Stellungen gegen einander, und wenn die Luft still und die Sonne recht hell ist, spannt sie wohl einen mächtigen Bogen von einem Fall zum andern, dessen Farben auf dem grünen Hintergrunde der bewaldeten Ziegeninsel noch prächtiger flammen. Einige feinfühlende Amerikaner wollten daher diese Insel, weil sie mitten zwischen dem Spiel der Regenbogen liegt, die Irisinsel nennen. Sie möchten gern den alten hausbackenen Namen „Ziegeninsel" aus der Herrlichkeit dieses Gebietes vertreiben. Das wird aber nicht eher gelingen, als bis es einmal einem geschickten Manne einfällt, diese Angelegenheit zur Nationalsache zu machen; dann wird es sofort für unanständig gelten, das Ziegenwort nur in den Mund zu nehmen.

Längere Betrachtung ist auch die Wolkensäule werth, welche unaufhörlich über dem großen Falle steht. Ganz in der Nähe bemerkt man sie eben nur an der grauen, dicken, wirbelnden Luft; so wie man sich etwas entfernt, erscheint sie als Wolke höher und höher, bis sie sich einfugt in die Wolkenhöhe des Himmels, ein gewaltiger Herold. Wenn aber die Sonne nicht scheint und die Luft kälter ist, so wogt und steigt über den Fällen ein ganzes Heer von Wolken. An regnigten Tagen ist der weite Kessel beinahe vollständig von weißen und grauen Wolken überwallt. Dann scheint das vorspringende Stück der Ziegeninsel in der Luft zu schweben. Aber selbst beim hellsten Wetter, und auch dicht am Falle, giebt das Wolkenspiel, welches sich um den Fuß des Hufeisengewässers zieht, eine stets wechselnde Augenweide. Es ist ein rastloses Wälzen und Tanzen von milchweißen Nebelballen; alle Augenblicke meint man, sie öffneten sich einmal und ließen bis auf den Grund sehen, aber mit jeder Sekunde erzeugt sich ein neuer Wirbel von unzähligen kleinen Wolken.

Gewiß sind nun die Fälle am schönsten, wenn rings der Himmel blau und klar ist und die Sonne ihre glänzenden Strahlen ungebrochen niedersendet. Es kann gar kein herrlicheres Grün geben, als dann auf der Höhe des Hufeisenfalls schimmert, auf mattem Untergrunde von Blau und Purpur, und immerfort wie von zartweißen Schneeflocken überweht. Aber man muß das ungeheure Schauspiel auch zu verschiedenen Tageszeiten und unter wechselnden Beleuchtungen sehen. Morgens früh scheinen die Ströme kräftiger, aber ruhiger, gleichsam selbstbewußter; Abends meint man, jedes Wellchen beeile sich, immer rascher zu laufen, um sich den andern fröhlich nachzustürzen. Der amerikanische Fall erscheint, sobald ihm die Sonne gegenübersteht, wie ein breites Gewand mit unzählig wirbelnden Silbersternen. Köstlich ist sein Anblick, spiegelt sich darin die Abendsonne; dann schimmert oben durch die breite Wasserwand ein sanftes rosiges Licht, welches gemach zum glühenden Roth sich verstärkt. Es erinnerte mich immer lebhaft an das Alpenglühen am höchsten Joche, wenn den jungfräulichen Schnee Rosengluth anhaucht; so weiß wie dort der Schnee, ist hier der Milchschaum im Wasserfalle. Zu Zeiten sah es ganz so aus, wie am schönen Rosenlawigletscher, wenn die Sonne darauf strahlt und zwischen die grünen und blauen Lichter des Eises das brennende Roth streut. Oft dachte ich dabei auch an die Eisfelder, deren abendliches Strahlen auf wüstem Meere so herrlich geschildert wird.

Wird der Abend dunkler, so legen sich schwarze Schatten über die gähnende Tiefe, eine Menge von weißlichen Wolken zieht unten hin und her, nur der Kamm der Wasserfälle leuchtet noch eine zeitlang im trüben Weiß. Je weiter die Nacht vorrückt, desto höher erheben sich die Wolken, bis sie zuletzt den Abgrund und seine Ufer bedecken. Dann wird es ganz still bei den Fällen, das gewaltige Rauschen scheint die Stille noch vernehmlicher zu machen, und man fühlt leise den Boden unter den Füßen zittern. Unwillkührlich empfindet man etwas wie Scheu und Befangenheit vor dem feierlichen Walten der Natur, das Menschending kommt einem vor wie ein Bläschen, wie ein Aetherwölkchen im unendlichen Raume. Der Mond steigt über die Baumwipfel, aber kaum durchzieht er mit ein paar Silberstreifen das Wolkengewühl über den Fällen; es ist zu dicht und fängt seine Strahlen auf, nur die Umrisse der Wolken vermag er mit bräunlichem Licht zu umsäumen. Oft auch bilden sie einen Hof um den Mond, dessen innere Ränder röthlich angehaucht sind.

Einmal ging ich in tiefer Nacht hin, als es etwas regnete. Da war von den Fällen nichts zu sehen als Heere von wallenden Wolken, die weithin über die Bäume zogen. Der Abgrund schien mit seinem dumpfen Rasseln und Toben nur schwere Dünste zu brauen. Es war etwas Gespenstisches in dieser Szene, oder als trete ich in die finstere Werkstätte der Elemente, und wäre mir nicht jeder Schritt an den Fällen bekannt gewesen, so hätte ich leicht ein Unglück haben können. Schlug der Wind die Wolken auf mich nieder, so wurde ich im Augenblick durchnäßt. Am Morgen aber, wo in Amerika ohne das Zwischenspiel der Dämmerung der volle Lichtglanz auf einmal eintritt, war es herrlich zu sehen, wie das siegreiche Licht und die schnell folgende Wärme die ankämpfenden Wolken verdrängten und sie bis unten zu dem Fuß der Fälle niederzwangen.

Das Seltsamste war mir immer der Wechsel in den Tönen. Von dem Stürzen der ungeheuren Wasserwucht ist die Luft fortwährend in Bewegung, und je nachdem nun der Wind leise darüber hinstreift, bald hierhin, bald dorthin fährt, die Schallwellen von beiden Fällen sanft vermischt oder ungestüm und stoßweise durch einander wirft, spielt er mannigfaltige, immer gewaltige Töne. Sie wechseln auch nach den verschiedenen Stellungen und Entfernungen, die man zu den Fällen einnimmt. Wenn ich in den Wäldern auf der canadischen Seite oder auf der Ziegeninsel umher streifte, lauschte ich oft unwillkürlich. Meist klingt es wie dumpfes Donnern, dann wieder wie helles Rasseln, oft als wenn Geschütze gelöst würden oder ungeheure Stampfmühlen arbeiteten, und dann wieder wie stilles, erhabenes Rauschen. Geht man an der Canadaseite oben am Ufer gerade auf die Fälle zu, so hört man erst Brausen, dann Gurgeln und stürmisches Pfeifen, und bei dem Falle selbst eintöniges Rauschen, aber als wenn dahinter noch dumpfes Brüllen und Brodeln wäre. Auf der amerikanischen Seite lautet es dagegen wie verhaltenes Grollen, welches, wenn man näher kommt, sich zu rauhem Gebrüll verstärkt, bis ganz nahe das eine gewaltige Rauschen Alles übertönt. Saß ich Abends unter der Halle meiner Wohnung, so erscholl feierlich die Stimme des Flusses in der Ferne wie endloses Waldesrauschen, wachte ich Nachts auf, so hörte ich stoßweise Donnern und Brüllen.

So beobachtend und mich erfreuend all des Herrlichen, was die Natur hier in so reicher Fülle zusammen gehäuft, stieg ich zwischen den Fällen und ihrer Umgebung umher. Die Gegend selbst ist eben, fast nüchtern, die Hügel sind kaum merkbar, auch die nächste Waldung auf der canadischen Seite ist einförmig; aber dahinter beginnt bald die großartige Pracht der Urwälder. Der Anbau ist bereits stattlich vorgeschritten und man findet eine Menge wohlhabender Farmen und geschmackvolle kleine Landsitze. Obercanada gilt für außerordentlich gesund, da die Gegend wie eine Art Halbinsel zwischen dem Erie- und Ontariosee immer von frischen Seewinden bestrichen wird. Viele entfliehen daher im Hochsommer der städtischen Fieberluft, um hier die heilsame Frische und Reinheit der Luft zu genießen.

Besonders anziehend war es, ganz auf der Uferhöhe der canadischen Seite zu wandern und zu sehen, wie die breite, wogende Masse gegenüber schneeweiß und wasserblau durch die grünen Bäume und Büsche schimmerte. Stundenlang habe ich da an schönen Nachmittagen gelegen unter den hohen Lebenseichen, Nuß- und Kastanienbäumen, und habe geträumt, umwogt von unendlichen Ideen und Gebilden. Eines Nachmittags setzte sich dort ein Canadier zu mir, er war französischer Abkunft und wußte Atala und René auswendig. Das war mir ganz neu, in Amerika dieser melancholischen Poe-

sie zu begegnen. Er lieh mir den Band, und so sehr mich auch manches wieder ansprach, zumal in dieser wild erhabenen Natur, so schien es mir doch, als wenn mit einem ziemlichen Theil seiner Phrasen und Klagen der gute Chateaubriand ein altes Weib wäre. Wie hatte ich einst bei dieser Leidensgeschichte der jungen Wilden geweint. Jetzt widerstand mir die ganze Atala, weil auf die zauberhaften Schilderungen sich doch der Hauch einer unreinen Phantasie legt. Wochenlang in einsam blühender Wildniß ruht ein Indianermädchen am Busen ihres Geliebten und verzehrt sich und stirbt vor unerfülltem Verlangen, weil sie geschworen hat Nonne zu werden. Und mit welch kühnen Strichen hat der französische Dichter die amerikanische Waldnatur gemalt. Da steht neben der Waldherrscherin Magnolia ein Nebenbuhler, die Palme, „die neben ihr leise weht mit ihren grünen Fächern." Des Nachts, „wenn der Genius der Lüfte sein blaues Haupthaar schüttelt, welches duftet vom Hauch der Fichten, athmet man den schwachen Ambrageruch, den die Krokodile aushauchen, gelagert unter den Tamarinden der Flüsse." Aber „am Ende der Baumgänge sieht man Bären wandeln, welche von Trauben trunken sind." Schwerlich hat im ganzen Bereich der Vereinigten Staaten der wanderlustige Jäger jenen Palmenstolz, den krokodilischen Ambrageruch und die besoffenen Bären wahrgenommen.

Die Abende brachte ich, da das Wetter meist milde war, gewöhnlich unter der Halle meiner Wohnung zu, wohin die freundlichen Wirthe mir den Theetisch setzten. Es war da ein heimisches Plätzchen. Die kleinen Buben aus den umliegenden Häusern kamen Abends, um auf dem offenen Scheitel des Hügels, der rings mit Wald umzogen ist, zu spielen. Wenn ich ihnen zusah, wanderten meine Gedanken über das Meer zurück, zu den Spielplätzen meiner Vaterstadt. Das Hallen des Niagara, welches durch die Abendstille herüber tönte, mischte sich mit den tiefen starken Lauten, welche das Streifen des Windes in den Wäldern unter mir hervorbrachte. Wie viele Jahrtausende erscholl nun schon diese gewaltige Naturstimme!

Vor hundert und vor zweihundert Jahren sahen Reisende die Fälle nicht an ihrer jetzigen Stelle, sondern weiter unten. Indem das Wasser leise in jedem Moment etwas vom Gestein abreibt und wegwäscht, rücken die Fälle in jedem Jahre um fast einen Fuß weiter. Also hat ihre Wanderung von den Höhen von Queenstown bis zu dem Platze, wo sie jetzt niederstürzen, schon über dreißigtausend Jahre gewährt. Was ist gegen eine solche Zeit die Sternschnuppenkürze eines Menschenlebens! Aber noch weiter müssen wir hier in die Urzeit hinaufsteigen. Die Flächen zu beiden Seiten der Niagaraufer sind mit tiefem Sand, Kies und allerlei Geschieben bedeckt und darin finden sich Muscheln und Abdrücke von Thieren, welche noch jetzt oberhalb der Fälle im Niagarastrom und im Eriesee leben. Dies zeigt an, daß früher die tiefe Schlucht, in welcher das Wasser jetzt fortströmt, noch gar nicht bestand, sondern die Gewässer des Eriesees breit flutheten bis an den Kamm der Höhen von Queenstown und dort sich erst allmählig einen Durchgang brachen. Welch ungeheure Zeiträume, bis durch die vereinte Kraft des fressenden und anprallenden Wassers längs dem Sturze, der reibenden Rollsteine und Sandkörner auf dem Grunde des Flußbetts, der allmähligen Verwitterung der Felsen auf chemischen Wege, durch eindringende Moose, durch spaltenden Frost all das Gestein zerstört und das jetzige zwei- bis dreihundert Fuß tiefe Flußthal eingerissen und ausgeschliffen war!

Denkt man diese Zeiten durch, so ist man wie versenkt unter die dunkeln Schatten und Riesengestalten der Urwelt. Man sieht den Kampf der Elemente, wie die Stoffe sich scheiden, ungeheure Gebirgskessel entstehen, fruchtbare Erden sich bilden. Aus dem warmen Erdenschooß keimte dann, vom Lichte geweckt, allerlei Gewächs hervor und hob sich immer mächtiger bis zu den Waldriesen. Dann kamen die höheren Bildungen der Thierwelt, von den unförmlichen Gestalten, die noch schwerfällig zur Erde gebeugt sind, bis zu den leichteren und beweglicheren, und endlich entstand das Menschenbild, die schönste Gestalt auf der Erde, dieses wellige, leichte Wesen, dem die Seele aus den Augen und jeder Bewegung blickt, in welchem der geschärfte Instinkt zum Verstand geworden, dessen selbstbewußter Geist endlich die Geschichte der Schöpfung nachdenkt, die Natur selbstschöpferisch nachahmt und bezwingt. Die Natur aber hat ihr Höchstes vollendet in einem Wesen, das statt ihrer Neues schafft; sie selbst bringt nur noch das Gewöhnliche hervor, was einmal da ist und nach Jahreszeit und Klima sich forterzeugt. Vollständig Neues erzeugt die Erde nicht mehr, sondern nur noch Vermischungen und Abarten.

Der Mensch war anfangs noch befangen von der Natur. Als ein Nachklang der Urgeschichte, wo die Naturkräfte noch gewaltig rangen und gährten, entstand in seiner Einbildungskraft die Götterwelt mit ihren Schlachten und Verwandlungen. Bei den ältesten, wie jetzt noch bei niederen Völkern, herrscht darin noch viel Thierisches vor, denn im Thierleben stand dem Menschen das dunkle Naturleben leibhaft vor Augen. Mit seiner fortschreitenden Bildung wurde auch seine Einbildungskraft heller und freier; die Germanen schufen ihre Riesengötter, die in Wolken wandelten, die Griechen dichteten ihre lieblich klare Götterwelt. Höhere Geister und Völker kamen zum Bewußtsein der Einen großen Naturgewalt, des Weltgeistes, Gottes, und diese Erkenntniß schreitet immer weiter über den Erdball, und in ihrem Gefolge die Kultur, und die Völker, die sich ihr nicht beugen wollen oder können, verschwinden. Die geistig freieren und kräftigeren Völker verdrängen die übrigen, diese müssen Art und Sitten von jenen annehmen oder verkümmern. Die Indianer sterben aus. Der französische Canadier, einst so lebendig an diesen Ufern, ist auf sich selbst zurückgedrängt und hat als Volk wenig Bedeutung mehr. Den Engländern, Schotten, Irländern, Deutschen, Franzosen, allen die herkommen sich anzusiedeln, sitzt das neue Mischlingsvolk, die Amerikaner, auf der Ferse, welches stürmisch und erobernd vorwärts dringt. Aber wenn einmal der Niagara, dieser Zeiger der Weltuhr, ein paar hundert Fuß weiter gerückt ist, wird dann nicht auch das englisch amerikanische Volk, so wie es jetzt ist und sein will, flüchtig vorübergerauscht sein, werden sich dann nicht in seinem ungeheuern Gebiete neue selbstständige Staaten und Volksarten gebildet haben? Wird dann der Deutsche der neuen Welt auch seinen Theil daran haben? Oder sind die Deutschen hier ewig nur dazu verdammt, mit ihren Knochen und mit ihrem Geist, mit ihrem Blut und ihrem Gemüth andere aufstrebende Völker zu düngen und für sich selbst keine andere Zukunft zu haben, als sie den Slaven in den jetzt deutschen Landen jenseits der Elbe geworden ist?

Die deutschen Freimänner-Vereine in der Union.

Von C. Beyschlag.

Jedes Ding, das den Verhältnissen und Umständen entsprossen, überlebt sich nach längerer oder kürzerer Dauer seiner Existenz. Die Zeit ließ es wachsen, gedeihen, blühen und Früchte tragen, letzteres oft auch nicht. Dann fängt es an, abwärts zu gehen und der Herbstwind der Zeit weht es vom Baume auf die Erde, wo es verwittert und sich in seine Urstoffe auflöst.

Mit den Freimänner-Vereinen der Union ist es in der That nicht anders. Schon nehmen die ehemals grünen Blätter derselben eine fahle Todten- und Verwesungsfarbe an, und wie lange wird es noch dauern, bis sie der Sturm der Zeit hinweggefegt hat?

Wird dies aber den Blutlauf der freien Bewegung des deutschen Elementes stocken? Wir glauben dies keineswegs, vielmehr sehen wir in dieser wahrscheinlich baldigen Thatsache nur einen Fortschritt, da das freie Element dadurch eine Schranke durchbricht, die es bisher vielfach lästig hemmte.

Die Vereine freier Männer verdanken, so viel uns bekannt ist, zunächst dem „Hochwächter" ihre Existenz. Die Opposition, die derselbe neben der „Fackel" und ähnlichen derartigen Blättern machte, rief diese Vereine ins Leben. Fast alle nahmen auch die Statuten des Freimänner-Vereins in Cincinnati zum Muster, in dessen allgemeiner Einleitung der Zweck des Vereines also definirt wird: „Zweck des Vereines ist, den immer weiter um sich greifenden Anmaßungen und Freiheit feindlichen Bestrebungen des Pfaffenthums einerseits, dem Indifferentismus und der geistigen Versumpfung andererseits einen kräftigen Damm entgegenzusetzen u. s. w." Die dann noch berühmte Unterstützung der Mitglieder durch Errichtung einer Unterstützungs-Section war größtentheils nur Nebensache und von vielen Vereinen gar nicht in Betracht gezogen.

Die freien Männer-Vereine haben bisher alle pfaffenfeindlichen Elemente der deutschen Bevölkerung an sich gezogen, wo sie aufkommen konnten. Es ist, bei aller ehrenwerthen Anerkennung dieser Opposition, nicht zu läugnen, daß eine Menge geistig roher und oft auch unmoralischer Elemente sich unter der Firma: „Haß und Krieg gegen das Pfaffenthum!" einschmuggelten. Die Vorgänge in dem Vereine zu Cincinnati haben dies nur zu deutlich auch den Gegnern der freien Männer-Vereine vor Augen gelegt. Das bloße Opponiren und Negiren gegen Christen- und Pfaffenthum mußte sich bald echauffiren und erschöpfen. Für etwas Anderes hatten aber leider die meisten Mit-

glieder oft weder Lust noch Geschick noch die nöthige Vorbildung, und wollte ein Mann nicht gerade seine ganze Kraft aufwenden, um auch das Trockene und schwer zu Fassende unterhaltend und leichtverständlich zu machen: so ward er bei bloßen Vorlesungen geschichtlicher, naturgeschichtlicher oder literar-historischer u. s. w. Vorträge angegähnt und — falsch oder gar nicht verstanden. Hr. Rösler von Oels, der die Quincy Tribune redigirt, hat den Freimänner-Patienten vor einigen Monaten den Puls gefühlt, und dessen bedenkliche Krankheit bereits angemeldet *. Er glaube dem Patienten vornehmlich drastische Mittel durch geschichtliche und sonstige Vorträge anrecommandiren zu müssen, aber—wir glauben—ohne besondern Erfolg, wenn wir ihn auch für tüchtig genug halten, durch seine geschichtlichen Vorträge anzuregen. Bald wird der Kranke, trotz Rösler und der Beschlüsse und Maßregeln des Toledo Freimänner-Vereins, auf sein Bett zurücksinken und — das Zeitliche segnen.

Die Freimänner-Vereine haben ihre Bestimmung erfüllt und können mit dem Bewußtsein, dies gethan zu haben, abscheiden. Sie haben manche Versumpfung in fruchtbares Land verwandelt, Manchen aus dem Indifferentismus aufgeschüttelt und manchem Pfaffenunfug die Maske vom Antlitz gerissen. Alles gut und anerkennenswerth! Aber sie haben durch ihr der Masse und dem Gebildten nicht selten arrogant erscheinendes Katerochen-Prädicat „frei" der Freiheit selbst fast mehr geschadet, als genützt, weil die Masse im Durchschnitte indolent ist und nur langsam und fast unbemerkt vorwärts gestoßen sein will, der allgemein Gebildete aber das Prädikat für zu abstoßend gegen Andersdenkende und Glaubende hielt, und der amerikanische Methodismus und Kirchenpopanz sich über diese „Infidels" förmlich entsetzte.

Wir bedürfen heut zu Tage hier zu Lande anderer Mittel, um der Bildung und Aufklärung Vorschub zu leisten; am allerwenigsten freilich geheimer Gesellschaften, die mit der Unbildung und Rohheit noch den Fanatismus vermählen würden. Die Know-Nothings haben die geheimen Gesellschaften nicht nur gebrandmarkt, sondern sie in unendliche Fractionen auseinandergehenden Deutschen auch auf einen Punkt hin gedrängt, wo sich alle, wenn auch nur für kurze Zeit, die Hand reichen. Die Reformpartei setze durch allseitige Ausbreitung der Keime der Aufklärung und Humanität ihre Propaganda fort. Es bedarf dazu keiner Vereine. Die Presse, das freie lebendige oder geschriebene Wort, Schulen, Lese-Vereine, Theater, zeitweilige gesellige Zusammenkünfte u. s. w. sind die besten Mittel und Hebel für sie, um die Masse immer mehr und mehr der Bildung und Humanität in die Arme zu führen, und ein altes Sprüchwort ist wahr, das sagt: ein Schurke thut mehr als er kann. Wir müssen uns vor Allem angewöhnen, die Keime der Bildung und Menschlichkeit nicht deßhalb ausstreuen zu wollen, weil wir die Früchte derselben genießen wollen, sondern weil wir durch Ueberzeugung und innere Wahrheit dazu gedrängt werden. Ob wir oder unsere Kinder die Früchte genießen—dies kommt hierbei, bei allem Wünschen und Hoffen unserer Seits — nicht in Betracht. Die Bildung muß alle fesselnden Schranken brechen, auch die von Vereinen, welche eine zu enge Brust für den kosmopolitischen Athemzug der Zeit haben oder hatten.

* Wir thaten dasselbe in ähnlicher Weise schon früher in der von uns redigirten „Freien Presse von Indiana."
D. Vf.

Die New Yorker Winter-Saison.

I. Gesellschaft.

Wir Alle wissen mit unumstößlicher Gewißheit, daß New York unter dem 41sten Grad nördlicher Breite, folglich in gleicher Höhe mit Neapel liegt, und es ist demnach nicht zu verwundern, daß viele der einwandernden Europäer die Erwartung eines italienischen Klimas mitbringen, und sich nachher nicht genug ärgern und erboßen können, wenn sie den 41 Graden zum Trotz oft mehr von der Kälte zu leiden haben als daheim etwa unter dem 51sten. Der verflossene Winter konnte freilich für ein Specimen der verhältnißmäßigen Rauheit und Unfreundlichkeit des Klimas gelten, und der wiederholte ungestüme Schneefall gab den New Yorkern häufig Gelegenheit, sich ihrer Leidenschaft für Schlittenfahrten einige Tage lang hinzugeben. Ich glaube in keiner andern Stadt werden dieselben mit solcher Passion, ja Tollheit betrieben als in New York. Die Reichern nehmen Schlitten für sich und sausen im obern Theile der Stadt umher; die große Masse dagegen macht sich das Vergnügen einer Schlittenfahrt für sechs Cents auf einem der zahllosen Omnibusse, welche in Schlitten verwandelt die Stadt in allen Richtungen durchrasen und jedem kleinern Fuhrwerke Verderben drohen. Wundern möchte man sich, auf diesen Schlitten oft ganz anständig gekleidete Leute, ja sogar Damen zu sehen, wo sie zusammengepackt wie gesalzene Heringe, sich gegenseitig stoßend und tretend im kalten Nordwind, unter dem Gewehrfeuer von tausend Schneeballen werfenden Gassen-

fungen sich auf dem holprigen Straßenpflaster zusammenrütteln lassen, und Derjenige mag sich noch glücklich schätzen, welcher von einer solchen Spazierfahrt mit keiner größern Beschädigung, als einem verdorbenen Hut, zerrissenen Rock und einigen blauen Flecken statt des ihm von Taschendieben gestohlenen Porte-Monnaie nach Hause kommt. Jeder weiß dies, aber die Versuchung ist unwiderstehlich, und selbst der Unglückliche, welcher eben in Broadway bei einem plötzlichen Stoß vom Schlitten herunterfiel, und alles Schlittenfahren verwünschend durch die liebliche Mischung von Straßenschmutz und schmelzendem Schnee an's Ufer waten muß, vergißt sein Mißgeschick noch ehe seine Kleider getrocknet sind, knöpft die Fragmente seines Rocks zusammen und steigt an der nächsten Ecke wieder ein. Den Gipfel erreicht die Raserei indessen noch am Abend, und von acht bis elf Uhr scheint das Treiben auf Broadway in der That lebensgefährlich zu werden. Gegen einen solchen Omnibusschlitten, der mit fünfzig bis sechszig betrunkenen schreienden, brüllenden Kerlen bepackt, welche die Vorübergehenden mit Schneeballen und Eis werfen, im tollen Galopp dahinjagt und in seinem Laufe Laternenpfosten und was ihm sonst etwa in den Weg kommt, ohne Barmherzigkeit zerschmettert oder niederreißt, erscheint das wilde Heer zart und elfenhaft. Manchmal rennen wohl zwei dieser Unthiere gegen einander, und das Freudengeschrei wird eine Weile durch Flüche und Verwünschungen unterbrochen; dann geht es weiter, fort und fort, bis endlich die Pferde nicht weiter können, die Menschen sich heiser gebrüllt haben oder vor Betrunkenheit umfallen, die Taschen leer sind und Jeder von den Genüssen des Tages todtmüde auf sein Lager sinkt.

Zum Glück pflegt dieses Vergnügen nicht lange anzuhalten; das gewöhnlich nach einigen Tagen eintretende Thauwetter macht ein schnelles Ende, bis etwa ein schneidender Nordwest neue Kälte und abermaligen Schneefall bringt. Der Frühling verzögert sich bei diesen Sprüngen unverhältnißmäßig, und selbst in der ersten Hälfte des April streckten die Bäume ihre Zweige noch gleich Besenreisern in die Höhe und ein kalter Nordwest jagte Wolken von Staub in den Straßen auf, so daß die schwarzen Röcke und Mäntel der Pflastertreter weiß, die Gesichter ihrer Besitzer aber schwarz anliefen. Unter solchen Umständen flüchtet man sich natürlich zu den Wintervergnügungen, welche zu dieser Zeit noch in voller Blüthe stehen. Es ist zwar unter den Europäern eine gewöhnliche Klage, daß man hier fast allen gewohnten Genüssen, namentlich in Beziehung auf Kunst und Geselligkeit entsagen müsse, und wenn sich auch wirklich nicht ableugnen läßt, daß dieselbe im Allgemeinen begründet ist, so kann man doch unter nur einigermaßen günstigen Verhältnissen und mit etwas Glück das Gesuchte hier so gut finden als in den großen Städten Europa's. Es ist wahr, daß die Amerikaner im Ganzen nicht viel Sinn und Talent für Geselligkeit haben, daß namentlich unter der codfish oder mushroom aristocracy nicht nur die Bälle und Diners, sondern auch die wöchentlichen Empfangsabende wie auch das allsonntägliche Kirchenlaufen größtentheils nur als Gelegenheiten betrachtet werden, um den möglichsten Luxus zur Schau zu tragen, wo von wirklicher Geselligkeit und gegenseitigem Austausch so wenig die Rede ist, als etwa bei den Abfütterungen unserer Geldherrscher in Hamburg oder Frankfurt, allein wenn man erwägt, daß alles, was die Ver. Staaten an Wissenschaft, Kunst und Literatur besitzen, sich in einigen wenigen großen Städten des Ostens concentrirt, so ergibt sich, daß in dieser Hinsicht in New York keine so schreckliche Dürre herrschen kann als man behaupten will.

Auch hier gibt es Salons, in denen sich künstlerische und literarische Notabilitäten Deutschlands und Amerikas frei und ungezwungen zusammenfinden. Freilich braucht der Fremde, wie in jeder großen Stadt, etwas Glück, um in die rechten Kreise eingeführt zu werden, und selbst in diesem Falle habe ich gefunden, daß bei den Deutschen manchmal eine gewisse Trägheit hindernd dazwischen tritt, welche es ihnen zu beschwerlich erscheinen läßt, sich den Ansprüchen einer andern Nationalität zu accomodiren, wo die geistigen Verbindungsbrücken erst aufgeschlagen werden müssen. Die Selbstverläugnung, welche dazu gehört, um die Gedanken in das lästige Gewand einer fremden Sprache einzuzwängen, indem sie unfehlbar viel von ihrer ursprünglichen Originalität einbüßen müssen, dünkt ihnen zu groß, und je mehr sie vielleicht im geschäftlichen Verkehr mit den Amerikanern in Berührung kommen, um so mehr suchen sie Erholung im Kreise der eigenen Landsleute, unter denen sich in der That in den letzten Jahren, trotz der fortwährenden Klagen über ihre Zersplitterung, ein selbstständigeres geselliges Leben entfaltet hat, besonders seitdem in Folge der politischen Ereignisse nicht mehr wie in frühern Zeiten fast ausschließlich die Glücks- und Geldjäger, die ungerathenen „jüngeren Söhne von jüngern Brüdern" heruntergekommenen Familienväter und flüchtigen Diebe, sondern ein so großer Theil unserer wahren Elite hier eine Zuflucht gefunden hat. Des günstigen Erfolges, welche die in diesem Winter veranstalteten deutschen Vorlesungen fanden, ist in diesen Blättern schon mehrfach erwähnt worden.

A. A.

II. Amerikanisches Theater.

Wenn auf diese Art selbst den höheren Ansprüchen des Europäers größtentheils Befriedigung gewährt wird, wenn seitdem der Ocean aufgehört hat ein Hinderniß für europäische Künstler zu sein, durch gute Oper und Conecrte reichhaltige musikalische Genüsse geboten werden, so befindet sich ein anderes Gebiet der Kunst dagegen in einem Zustand der tiefsten Verwahrlosung; dies ist das Drama, und es kann einen hier mitunter eine wahre Sehnsucht nach einer jener Vorstellungen anwandeln, wie wir sie in Deutschland zu Hunderten genossen. In allen Theatern New Yorks, welche dem recitirenden Drama gewidmet sind, wird eine Tragödie oder Comödie getrampelt, gepoltert, gebrüllt, geheult und gedonnert, oder um es mit dem technischen deutschen Bühnenausdruck zu bezeichnen, „vermöbelt," wogegen die Vorstellungen mancher kleinen deutschen Provinzialbühne als meisterhafte Leistungen gepriesen werden können. Daß das Drama bei den Amerikanern selbst nicht fashionable ist und von der höheren Gesellschaft sehr wenig besucht wird, wäre bei dem allgemeinen Mangel an Kunstverständniß kein Beweis für die Unfähigkeit der Darsteller, aber nichts desto weniger springt es in die Augen, daß von Schauspielern, welche ausschließlich auf den Beifall einer ungebildeten hartmäuligen Masse angewiesen sind, die nur durch faustdick aufgetragene Effekte hinzureißen ist, ohne eine gänzliche Umwälzung ein für allemal kein Fortschritt zu erwarten ist. Dazu kommt die ganze von Unwahrheit, Unnatur und Uebertreibung strotzende Richtung der englischen Schauspielkunst, deren Einfluß selbst bedeutende Talente nicht entgehen, in welcher die Uebrigen aber rettungslos untergeben. Man klagt auch in Deutschland über das Aussterben großer Schauspieler, allein dort ist der Einfluß der großen Künstler, welche als Vorbilder dienen, so groß und entscheidend gewesen, daß das ganze Streben der Schauspieler auf eine andere Bahn geleitet, daß Wahrheit und Schönheit das Ziel wurde, welches der Eine mit größerm, der Andere mit minderm Erfolg, der Eine mit Bewußtsein, der Andere aus Nachahmungstrieb nach Kräften zu erreichen strebt. Auf der englischen Bühne dagegen sind der sogenannte tragische Schritt, das Brüllen und Coulissenreißen, der hohle Pathos selbst bei Affektstellen im Conversationsstück von Alters her sanctionirt, und werden, wie gesagt, hier dem Publikum zu Liebe auf die Spitze getrieben. Auch in Betreff des scenischen Arrangements geht man mit einer unerhörten Nachlässigkeit zu Werke, und ich habe öfter gesehen, daß in Stücken, wo zwischen den Akten ein Zeitraum von mehreren Jahren lag, die Personen in den nämlichen Anzügen erschienen; und daß ein Teppich, der erst in einem Zimmer paradirt hat, nachher, wenn die Scene eine Straße vorstellt, liegen bleibt, ist eine ganz gewöhnliche Sache. In einem Stück, das ich in Burton's Theater sah, erschien ein entlaufener Galeerensträfling, den aber niemand als solchen erkennen durfte, in einem französischen Wirthshaus in dem Costüm eines italienischen Banditen, mit zinnoberroth angestrichenem Gesicht und damit ja kein Zweifel übrig bleiben konnte, trug er sogar noch ein Bruchstück der Kette am Arm, mit dem er bei jeder Gelegenheit nach Kräften klirrte. Erst ein abermaliger im Wirthshaus selbst verübter Diebstahl führte zum Argwohn und endlich zur Entdeckung des untadelhaften Gentleman, und einige Gensdarmen erschienen, um ihn zu arretiren, allein eine einfache Verhaftung wäre ein viel zu nüchterner Abschluß, und nach einigen Balgereien entspringt er in's Freie. Ein Scenenwechsel versetzt uns auf die Straße, wo man den Flüchtling niederschießen sieht, aber noch ist ihm die Ruhe im Grabe nicht vergönnt; er rafft sich auf und setzt in wilden Sprüngen über die Bühne, bis er sich endlich an dem Bajonett eines der Gensdarmen aufspießt. Im Augenblick, wo er weggeschleppt wird, fällt der Vorhang, das Orchester stimmt die Marseillaise an und das Publikum applaudirt.

Etwas bessere gesündere Elemente zeigen sich auf dem Gebiete der niedern Komik, wo sich oft ein frischer Humor kund giebt, und ich habe einzelne Schauspieler gesehen, welche mich in ihrer Art an die Wiener Lokalkomiker erinnerten, allein auch hier verleitet die übertriebene Genügsamkeit des Publikums zu Possenreißereien und wohlfeilen Witzen, die stark den Späßen der Clowns in den Reiterbuden gleichen. So sah ich Burton, der doch für einen ausgezeichneten Komiker gilt, ein unauslöschliches Gelächter dadurch erregen, daß er denselben Satz ohne alle Veranlassung wohl zwanzigmal wiederholte, und um der Geschmacklosigkeit die Krone aufzusetzen, führte er dies wohlfeile Kunststück im Laufe desselben Abends z w e i m a l aus!

Trotzdem hatte ich kein Recht das unbedingte Verdammungsurtheil über die amerikanische Bühne auszusprechen, wie ich es jetzt mit voller Ueberzeugung thue, bis ich Forrest, das größte Licht derselben gesehen hatte. Vor Kurzem lernte ich ihn als Macbeth kennen, und habe an dieser Vorstellung so vollständig genug, daß ich ihn aus eigenem Antrieb wohl niemals wiedersehen werde. Einen künstlerisch durchgebildeten Schauspieler konnte ich bei dem gänzlichen Mangel an Vorbildern, Schule und Methode von vorn herein nicht erwarten, allein nach allem, was ich gehört, dachte ich doch wenigstens einen begabten Naturalisten zu finden, der mit gesunden Sinnen und einem glücklichen Instinkt ausgestattet, wohl oft das Rechte verfehlen und in Uebertreibung und Effekthascherei verfallen, aber es mitunter, vielleicht unbewußt auch treffen würde; aber von alledem nichts! „Es ist nichts als Brüllen!" Forrests ganze Tragik, seine ganze Kunst, seine ganze Kraft, durch die er „die Gründlinge im Parterre" zu lärmendem Applaus hinreißt, besteht in Brüllen und Gesichterschneiden. Einem Hund oder Affen, der in einer Thierkomödie seine eingeprügelte Rolle agirt, können Verständniß und Wiedergabe eines Charakters nicht wildfremdere Dinge sein als sie Forrest sind. Es wäre unbedingt lächerlich von Vergreifen oder Verfehlen zu sprechen, oder einzelner Momente zu erwähnen, denn es ist auch nicht die leiseste Spur von irgendwelcher Auffassung, und jedes Mittel ist recht, wenn es nur irgend einen Eindruck macht; und unter andern komischen Effekthaschereien bemerkte ich auch, daß er bei einer Affektstelle, anstatt wie andere Sterbliche einen Fuß vor den andern zu setzen, dieselben seitwärts, ohne sie zu erheben,

fortschob, ein Experiment, welches ich bis dahin nur von einigen Tänzerinnen gesehen hatte. Außerdem trägt Forrest's ganzes Wesen den Stempel einer wahrhaft widerwärtigen Rohheit und Gemeinheit. Eine plumpe stämmige Figur mit ungraciösen gemeinen Bewegungen, grobe massive Gesichtszüge, unfähig die Regungen der Leidenschaft auszudrücken, welchen Mangel er durch das erwähnte Fratzenschneiden auszugleichen sucht, ein kräftiges, aber abstoßend rohes und durch das fortwährende Ueberbrüllen bereits halb zu Grunde gerichtetes Organ, das ist Forrest, der berühmte amerikanische Schauspieler, ein Comödiant, der auf deutschen Bühnen, wie etwa in Altona, Lübeck oder Rostock unfehlbar ausgezischt würde. Daß die übrigen Darsteller ohne Ausnahme, und besonders die Lady, vollkommen seiner würdig sind, ist in der Ordnung und versteht sich eigentlich von selbst. Eine einzige Sache wurde gut ausgeführt; dies war das Gefecht zwischen Macbeth und Macduff. Die heftigen Angriffe, die darauf folgende Ermattung und die sich steigernde Leidenschaft und Erbitterung des Kampfes, alles das wurde vortrefflich dargestellt, und niemals sah ich auf der deutschen Bühne einen solchen Zweikampf. Im Uebrigen war die mise en scène der ganzen Vorstellung angemessen, albern, ungeschickt und geschmacklos. Ein Engländer, Locke, hat Hexenchöre componirt, welche zweimal den Gang der Handlung wohl eine Viertelstunde lang unterbrechen. Die ganze Bühne füllte sich dann mit Hexen, von denen mehre mit schönen schwarzen Schnurrbärten versehen waren, und lange Chöre und Solos, gleich schreckenerregend in der Composition und Ausführung wurden gesungen, ja vier Tänzerinnen, red, white, grey und black spirit genannt, nahmen sogar eine Art Anlauf zum Tanzen. Die drei Originalhexen wurden von Männern gespielt, durch deren Baßstimmen der hergebrachten volksthümlichen Vorstellung, nach welcher Hexen nur als häßliche alte Weiber erscheinen dürfen, geradezu Hohn gesprochen und der ganze Eindruck verdorben wurde. Ebenfalls abgeschmackt bis zum Burlesken war das Arrangement des Festes. Auf den Hintergrund waren zwei lange Tafeln geklecksft, und auf der Bühne saßen die lebenden Gäste, je zu Vieren oder Fünfen an kleinen Tischen; die unerläßliche lange Tafel mit dem Platz für Banquo blieb ganz weg, und man hatte dafür von den Uebrigen gesondert, einen einzelnen Stuhl in den Vordergrund gestellt, auf welchem der Geist Platz nahm, so daß für Banquo, den geladenen Gast, an keinem Tisch Platz gewesen wäre. Daß auch hier, in der Nachtwandlerscene der unvermeidliche grüne Teppich erschien und bis zum Ende des Stückes liegen blieb, daß Macbeth bei seinem spätern Besuch bei den Hexen den Commandostab in der Hand trug, daß er ferner von Anfang bis zu Ende mit rothgeschminktem Gesicht umherlief, und daß endlich in den Zwischenakten lustige Walzer gespielt wurden, würde man bei uns freilich schrecklich finden, allein hier stößt niemand sich an solchen Kleinigkeiten. A. A.

III. Gemälde-Ausstellungen.

Die Düsseldorfer Gallerie sollte vor Kurzem für immer geschlossen werden, und zwar—wegen Mangels an Theilnahme unter dem Publikum, welches sich so spärlich einzufinden pflegte, daß die Einnahme schon seit langer Zeit nicht einmal hinreichte, um die Kosten für Miethe und den Unterhalt des Aufsehers auszugleichen. Es ist dies in der That ein beschämendes Zeugniß für den Kunstsinn einer Bevölkerung von so vielen hunderttausend Menschen, und die Amerikafresser werden sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einmal wieder ihr Verdammungsurtheil für Gegenwart und Zukunft auszusprechen; ein Verdammungsurtheil, das sich ebensowohl in Beziehung des Kunstinteresses auf die große Masse der hier lebenden Europäer ausdehnen ließe, wenn nicht so Viele derselben ihre Entschuldigung darin fänden, daß ihnen bei dem Kampf mit den Erfordernissen der Existenz, den sie im Anfang durchzumachen haben, oft weder Zeit noch Ruhe bleibt, um sich auch nur auf Augenblicke darüber zu erheben. Wer dagegen gewohnt war, sich, wenn ihn das Heimweh nach den heimischen Kunstschätzen anwandelte, aus dem Drängen der Alltagswelt mitunter hierher zu flüchten, müßte die Entbehrung um so mehr empfinden, da man sich umsonst nach irgend einem Ersatz umsehen würde, und die Bilder, welche vorübergehend in den Kunsthandlungen ausgestellt sind, fürs Erste wohl alles sein würden, was uns von moderner europäischer Kunst offen bleibt. Ary Scheffer's „Versuchung Christi" hat, nachdem sie lange bei Goupil ausgestellt war, denn auch endlich die Rückreise angetreten; ich weiß nicht, ob zum Bedauern Derer, die noch immer an der frommen Pinselei hängen, schwerlich aber zu dem der Kunstkenner oder selbst der unbefangenen mit gesundem Urtheil ausgestatteten Laien, die nicht blos durch die technische Vollendung eines Kunstwerks zufrieden gestellt sind. Dieser Christus, nach dem hergebrachten langgezogenen Typus angefertigt, wie langweilig, abstract, gleichgültig und geistlos sieht er in die Welt hinein! Nur ein ganz uninteressanter Mensch kann so aussehen. Man sieht, der Künstler hat sich bestrebt, ein vollkommenes Ideal darzustellen und ist gerade durch dieses Ueberidealisiren ins Charakterlose und Abgestandene gerathen. Der splitternackte broncefarbige Teufel mit den ungeheuern Fledermausflügeln, dessen Muskulatur übrigens meisterhaft ausgeführt ist, sieht menschlicher aus, und steht uns deshalb entschieden näher, ist aber in seiner Art eben so verfehlt. In diesem gutmüthig-schmerzlichen Gesicht sucht man vergeblich nach dem himmelstürmenden Haß des gefallenen Engels, oder nach der kalten Ironie des „Mannes in seinen besten Jahren" und mir fielen vielmehr die armen Indianer ein, welche im untern Theil der Stadt scheu und verschämt ihre Mocassins ausbieten und sich dabei augenscheinlich zurück in ihre Wälder, hinaus aus einer Civilisation sehnen, welche ihnen als die höchste Barbarei erscheinen muß, da sie durch die Repräsentanten derselben von ihrem heimischen Boden vertrieben, allmählig dem Untergang zugeführt werden. Die gekrallten Finger, welche die höchste Anstrengung und Spannung des Kampfes andeuten sollen, stehen mit dem erwähnten schmerzlichen, mitleiderregenden Gesichtsausdruck nicht in Einklang und man denkt eher an einen Klavierschüler, der verzweiflungsvoll seine Hände in die rechte Position zu bringen sucht. In diesem Bild Scheffer's spricht sich eine Richtung

aus, der ähnlich, welche in Deutschland etwas weniger pathetisch, aber dafür sentimentaler durch Overbeck, Steinbrück und noch andere talentbegabte Künstler vertreten wird, welche, anstatt auf der Bahn vorwärts zu streben, die Wahrheit, Geschichte und Fortschritt ihnen anweisen, sich künstlich auf ein längst überwundenes Stadium zurückversetzen und einfältiglich-fromm, wie die alten Maler sogar mitunter wieder auf Goldgrund malen, und diese nicht nur in ihren Vorzügen, sondern selbst in ihren Unvollkommenheiten nachahmen. Es ist dies das wahre Epigonenthum der Kunst, und ihm verdanken wir die ganze moderne Christusgallerie, die albernen oder koketten Madonnen, die schläfrigen Engel, welche Steinbrück keinen Anstand nahm in seiner heiligen Nacht mit Flügeln darzustellen, die ganz ungenirt aus den wahrscheinlich der Schicklichkeit halber hoch an den Hals hinaufgehenden Roben herauswachsen, so daß man nicht darüber ins Klare kommt, ob die Flügel an die Kleider angenäht sind, oder ob sich in diesen etwa Schlitzen oder Flügellöcher befinden. In die Kategorie dieser gottseligen Genügsamkeit und Selbstbeschränkung innerhalb der Gränzen des bereits Erreichten, welche von Manchen in die Beziehungen des äußern Lebens hinübergenommen wird, gehört ein Zug Overbecks, der, obwohl hier nicht eigentlich zur Sache gehörig, doch zu charakteristisch ist, um ihn nicht anzuführen.

Einer meiner Freunde besuchte Overbeck vor vielen Jahren in Rom in seinem Atelier. Zufällig kam die Rede auf Neapel und die Schönheit der dortigen Gegend, und mit Erstaunen hörte mein Freund, daß Overbeck, obgleich schon acht Jahre in Rom lebend, noch niemals dort gewesen war. Er fragte nach dem Grund dieser auffallenden Unterlassung, und da erwiderte Overbeck, die Augen andächtig zum Himmel aufschlagend: „Ich glaube nicht, daß Gott mich schon würdig gefunden hat, die Herrlichkeit jener Gegend anzuschauen!" Ob er eine besondere Manifestation, etwa einen von Engeln gezogenen Himmelswagen, statt der von andern unwürdigen Sterblichen benützten Schnellpost erwartete, setzte er nicht näher auseinander.

Wie wohlthätig contrastirt mit solcher unerfreulichen Ueberirdischkeit die schöne frische Wirklichkeit, welche sich in den „Brüdern Josephs" von Horace Vernet kundgibt, die bald nach Scheffers Christus eine kurze Zeit lang gleichfalls bei Goupil ausgestellt waren. Die Aufgabe der Kunst, Wahrheit, veredelt durch Schönheit, ist mit der höchsten Meisterschaft der Technik, Vollendung der Zeichnung und des Kolorits gelöst. Ich glaube, der unglücklichste Mensch könnte vor diesem Bild auf einige Augenblicke alle seine Sorgen und Schmerzen vergessen, über dies schöne gesunde Leben, das einem daraus entgegentritt. Der Moment ist gewählt, in dem die Brüder, nachdem sie Joseph den Kaufleuten verkauft, deren Kameele man noch im Hintergrund, in der Ferne wahrnimmt, seinen Rock in das Blut der Ziege tauchen. Von den Beiden, welche den Rock halten, gibt sich der in der Mitte Stehende, ein schöner kräftiger Mann in einem weißen Burnous, der die erste Jugend schon hinter sich hat, durch seine kalte Ruhe und Bedächtigkeit offenbar als Denjenigen kund, von dem der ganze Anschlag ausging und durchgeführt wurde, während der Andere, auf dem Boden knieend und nach einem weiter hinten Stehenden gewendet, besorglich die Finger auf den Mund legt. Dieser Letztere, welcher auf die sich entfernenden Kameele deutet, spricht augenscheinlich mit einem Andern, der weiter hinten als die Uebrigen, auf einer Anhöhe steht, und indem er sich über den horizontalen Ast eines Baumes beugt, zu fragen scheint, was vorgefallen. Neben dem in der Mitte Stehenden sitzt Einer, welcher dem Anschein nach, bedenklich die Folgen zu erwägen scheint, während Zwei, die im Vordergrund sitzen, eifrig den Kaufpreis zählend, nur an den Gewinn zu denken scheinen. Der Eine von diesen, der allein unter allen Uebrigen blond und mit einem Schaffell bekleidet ist, und dem Zuschauer den Rücken zukehrt, ist eine der hervortretendsten Gestalten des Bildes, und scheint jeden Augenblick bereit, sich umzuwenden. Seitwärts, mehr nach hinten, stehen an einen Baum gelehnt, die jüngern Brüder, fast noch Knaben, und sehen scheu und ängstlich an, was sie nicht hindern konnten. In dem ganzen Bilde ist so viel Leben und Bewegung, und doch so viel edle Ruhe, fern von aller Effekthascherei, von den Hauptgestalten bis zu der am Boden liegenden geschlachteten Ziege und den beiden Bäumen; der orientalische Typus der Gesichter und das Kolorit der Landschaft und des Himmels sind mit einer Vollendung wiedergegeben, daß der Zuschauer sich unwiderstehlich in den Kreis der Darstellung hineingezogen und in den heißen Süden versetzt fühlt.

In der national academy of design ist die jährliche Ausstellung schon seit einigen Wochen geöffnet. Der Katalog enthält 278 Nummern, von denen sich die Mehrzahl bereits im Privatbesitz befindet. Das Streben, inländische Kunst zu fördern und das Interesse dafür in dem Publikum zu wecken, ist jedenfalls anzuerkennen, aber unser europäischer Geschmack kann dabei freilich nur sehr relative Befriedigung finden, und man denkt mit Sehnsucht an unsere Ausstellungen zurück, wo wir die Werke der Künstler aller Nationen friedlich vereinigt finden. Die Vorliebe der Amerikaner für Landschaften tritt einem in diesen Sälen sehr entschieden entgegen, denn außer einer großen Zahl von Portraits findet man fast nur Landschaften; die Geschichte ist gar nicht, das Genre nur höchst spärlich vertreten, und sieht man im Katalog nach, so stellt sich heraus, daß die wenigen Genrebilder größtentheils von hier lebenden deutschen Künstlern herrühren. Auch eine von Hasenclever's humoristischen Wirthshausscenen: „Die Politiker in einem preußischen Kaffeehause" und ein Portrait von Sohn haben sich hierher verirrt. Unter den Landschaften zeichnen sich besonders die von Church, Gignoux und Durand aus, in denen die Natur mit eigenthümlicher Frische und Poesie aufgefaßt und wiedergegeben ist. Daneben fehlt es, wie auf keiner Ausstellung, natürlich auch nicht an jenen harten gras- oder grünspangrünen Bäumen, waschblauen Himmeln und perspektivelosen Hintergründen, die mich immer an unsere Nürnberger Bilderbogen erinnern, die vor ihnen wenigstens den Vorzug der Wohlfeilheit und Anspruchlosigkeit voraus haben. Ein ähnliches Verhältniß findet in Hinsicht der Portraits Statt; neben manchen keck und lebensfrisch aus den Rahmen heraustretenden Gestalten eine schauerliche Reihe geschmacklos aufgedonnerter, dumm und stier glotzender Ladies, todt und steif, als hätten die Wachs-

figuren in den Schaufenstern der Friseure als Model gesessen, lebensgroßer lederner Gentlemen, denen zu Ebenbildern lebender Menschen nicht mehr als alles fehlt, allerliebster Holzpuppen von hoffnungsvollen Rangen, wie man sie auf dem Weihnachtsmarkt nicht besser finden kann. A.A.

IV. Deutsches Theater.

In einer Zeit wie die jetzige, wo die Bornirtheit der sogenannten Natives keine Gelegenheit versäumt ihren Fremdenhaß zu bethätigen, ja die Unverschämtheit ihrer Hauptorgane so weit geht, dem Deutschen ein baldmöglichstes Vergessen seiner Muttersprache als das beste Mittel zur schnellen Amerikanisirung zu empfehlen, in einer solchen an den altegyptischen Kastengeist nur zu sehr erinnernden Neuzeit, ist es doppelt erfreulich, den Aufschwung wahrzunehmen, den das deutsche Theater im Laufe des letzten Jahres allenthalben in der Union genommen. Von New York bis New Orleans sind wenige selbst unbedeutendere Städte, in denen der Deutsche nicht den Drang gefühlt zur deutschen Bühne sein Schärflein beizutragen; wo ein stehendes Theater noch eine Unmöglichkeit ist, vertritt einstweilen ein Liebhabertheater seine Stelle und namentlich ist es der an deutschen Ansiedlungen reichere Westen, wo das deutsche Schauspiel gegenüber den Know-Nothings-Bestrebungen wenigstens den Triumph der Sprache feiert, wenn ihm auch der der Kunst noch abgeht. Aber auch in dieser Hinsicht, in der ersten künstlerischen Gestaltung des deutschen Theaters in Amerika, hegen wir bedeutende Hoffnungen für das nächste Jahr. Denn erst jetzt hat der deutsche Schauspieler, der europamüde sein Glück in der neuen Welt versuchen will, eine sichere Garantie für sein Fortkommen in den Ver. Staaten, vorausgesetzt, daß er etwas zu leisten vermag; er hat nicht mehr zu befürchten, daß sein Engagement an der Intrigue einer einzigen Bühnenverwaltung scheitert, noch braucht er in New York sich am Ende der Welt zu wähnen. Die ganze Union steht ihm offen und er ist überall willkommen, wenn ihm nur Mutter Natur die freundliche Gabe der Darstellung verliehen hat und er bei der Kunst nicht vergebens in die Schule gegangen ist. Durch einen solchen Zuwachs von bessern Kräften kann auch einzig und allein das deutsche Theater hier gehoben werden, es hat vor der Hand noch zu viel Sauerteig an sich kleben, bei dem selbst eine Gährung nicht mehr denkbar ist: Schauspieler, die es hier erst geworden und das Geschäft handwerksmäßig betreiben.

Und sprechen wir speciell von den Leistungen unseres New Yorker Stadttheaters während der acht Monate seines Bestehens, so können wir es von dem Vorwurfe nicht freisprechen, der bis jetzt die deutsch-amerikanische Bühne noch im Allgemeinen trifft, es entspricht den Erwartungen nicht, zu denen es seine Gönner berechtigt. Die Direktion versprach bei Gelegenheit der Eröffnung desselben in einer Ankündigung an das Publikum „ein unermüdetes Streben nach Besserem, um das deutsche Theater auch hier zu Ehren zu bringen" ohne auch nur im entferntesten zu erfüllen, was sie versprochen.

Wir sind keineswegs Schwärmer genug den Herren Hoym und Hamann zuzumuthen, sich zu opfern „für die Kunst" oder keinen andern Lohn zu beanspruchen für eine mühevolle Bühnenleitung als den des Bewußtseins, den Erfordernissen der Zeit entsprochen zu haben, allein wir protestiren entschieden dagegen, wenn unter dem Deckmantel des Gemeinwohls die Spekulation ausschließlich arbeitet und die zu fördernde Bildung der Menge eher untergraben, als gehoben wird.

Was soll man von dem guten Geschmacke einer Direktion denken, die sich nicht entblödet nach Manier der ordinärsten englischen Theater die Außenseite ihres „Kunsttempels" mit Bildern zu dekoriren, die uns nur zu lebhaft an die „Moritbaten" erinnern, die mit dem bekannten Refrain: „Sie hat ihr Kind" auf deutschen Jahrmärkten ihr Unwesen treiben und seiner Zeit in dem „Brand von Hamburg" eine würdige Zugabe erhielten? Was soll man von dem Streben einer Direktion halten, die es nicht verschmäht dem Auswurf der englischen Bühne auf der deutschen einen Platz einzuräumen, zum Ergötzen der Gallerie weiße Schwarze und schwarz angestrichene Weiße Negermelodien herblärren läßt und Holzschuh und Kastagnette als besondere Attraktion empfiehlt? Auf solche Art kommen wir nicht vorwärts, das Geschäft mag sich wohl dabei halten, denn Gallerie und Parterre sind immer leidlich besetzt, aber ein besseres Publikum wird eher dadurch verjagt als herbeigezogen, was sich auch seit der Aufführung der „Korsikanischen Brüder" thatsächlich erwiesen. Will die jetzige Direktion für die Dauer sich möglich machen, und dem besseren Geschmacke nicht hemmend in den Weg treten, so liegt es in ihrem eigenen Interesse durch ächt deutsche Vorstellungen die Mängel der englischen Bühnen bloszustellen und das Bedürfniß der ersteren fühlbar zu machen, während umgekehrt ein bloßer Abklatsch der letzteren die Menge nur zu leicht auf das Original zurückweist. Feinere Lustspiele, Conversationsstücke, wie z. B. die Bauernfeld'schen, Schauspiele im Genre Gutzkow's und Laube's, das ist das eigentliche Feld für die Bühnenthätigkeit eines deutschen Theaters, solche Stücke sind unterhaltend und belehrend zugleich, letzteres jedenfalls in höherem Grade, als die der Birch-Pfeifer, die ein bedeutendes Contingent zu dem Repertoir der letzten Saison gestellt hat. Auch eignen sich die Kräfte unserer Bühne weit besser für dergleichen Stücke, als für die aus dem französischen übersetzten historischen Dramen, denn in diesen Vorstellungen tritt gewöhnlich der Mangel an künstlerischer Veranschaulichung der Charaktere historischer Persönlichkeiten sehr deutlich hervor. Freilich dürfen dann Individualitäten, denen eine oder die andere Rolle nicht zusagt nicht das Schicksal eines Stückes bestimmen, und in solchen Fällen erkennen wir dem Direktor als Schauspieler durchaus kein Vorrecht zu, erwarten im Gegentheile, daß er die Marotte immer auf dem Paradepferde zu stolziren einmal abstreift und als Glied des Ganzen sich willig in Reihe und Glied stellt. Solchen Eitelkeiten haben wir es zu verdanken, daß im letzten Repertoir Novitäten spurlos verschwanden, die als tüchtig anerkannt an deutschen Bühnen immer gern ge-

sehen sind, und ihre Anziehungskraft auch sicher hier nicht verfehlt hätten, wenn sie nicht von blutigen Helden im Style Rinaldo Rinaldinis verdrängt worden wären. Aber vor Allem muß für das kommende Jahr eine Completirung der Gesellschaft zu Stande gebracht werden, neue, frische Kräfte dürfen nicht allein versprochen werden, wie dies auch voriges Jahr der Fall war, sondern müssen den sehr lückenhaften alten wirklich einverleibt und hauptsächlich Intriguant, Liebhaber und Anstandsdame dabei nicht vergessen werden.

Eine Beurtheilung der im letzten Winter an der hiesigen Bühne engagirten Schauspieler und Schauspielerinnen behalten wir uns für einen unserer nächsten Artikel vor, sowie auch eine nähere Beleuchtung des Unterschiedes zwischen der deutsch- und englisch-amerikanischen Bühne in New-York, ein Thema, zu dessen Besprechung uns heute sowohl Raum als Lust fehlt. l.

V. Die musikalische Saison.

Von Theodor Hagen.

Die musikalische Saison des vergangenen Winters hatte, wie so viele Dinge in unserer Zeit, ein negatives Verdienst, sie zeichnete sich weit mehr durch das aus, was sie nicht bot, als durch das Gegentheil. Sie war arm an Konzerten, und ihre Armuth war ihr Reichthum. Es gab Tage, ja Wochen, wo rein Nichts zu hören war, und dieses Nichts klang melodischer, als die vereinten Anstrengungen von hundert Virtuosen hätten möglich machen können. Wir haben uns nie an der hier so oft versuchten Nachahmung europäischer Musikmacherei erfreuen können, an der Auffrischung einer Virtuosen-Misère, die in der alten Welt höchstens noch für England von Bedeutung sein kann, und wenn es auch nur rein zufällig war, daß wir im vergangenen Winter selten daran erinnert wurden, so war diese Zufälligkeit etwas, was sich der gebildete Geschmack immerhin gefallen lassen kann. Freilich kann das Beste, das uns hier geboten wird, immer nur ein Nachhall europäischer Musikzustände sein, denn wenn schon auf dem politischen Gebiete ein Hindrängen nach den Zuständen der alten Welt unvermeidlich zu sein scheint, wievielmehr muß dies auf dem musikalischen der Fall sein, wo das Neue und Gute eine Kultur von Jahrhunderten voraussetzt. Alles, was wir in New York zu hören bekommen, und was erwähnenswerth ist, können wir musikalische Erinnerungen an Europa nennen. Es ist Vergangenes, gegen dessen Auffrischung wir nichts einzuwenden haben, nur das will uns bedenklich erscheinen, daß man die musikalische alte Welt weit mehr in ihren Schwächen und Thorheiten, als in ihrer Stärke und Fülle hieher zu verpflanzen sucht. Ist es überhaupt möglich, auf amerikanischem Boden die musikalische Kunst in eine neue Phase der Entwickelung zu bringen, ist es möglich die musikalischen Nationalitäten der alten Welt in eine musikalische Kunst zu verschmelzen, welche in Wahrheit als die einer neuen Welt betrachtet werden kann, und somit die Erwartungen einiger Aesthetiker der Neuzeit zu rechtfertigen, nun, dann muß vor allen Dingen darauf gesehen werden, daß nur das Beste und Gediegene jener Nationalitäten zur Basis diene. Wenn aber New York eine Akademie der Musik baute, um sie zum Tummelplatz habsüchtiger, unwissender Spekulanten zu machen, oder darin das Volk mit alleiniger Hülfe italienischer Künstler und Opern erziehen zu lassen, so heißt dies von vornherein den Grund zu einer Unmöglichkeit legen. Die italienische Oper in Europa ist todt, in Italien hält sie sich der Sprache, der Tradition wegen und aus politischen Gründen, aber in allen übrigen Ländern kann sie nur durch den fortwährenden Ruin ihrer Direktoren und durch die Unterstützungen der Regierungen über dem Wasser gehalten werden. In dem frischen Boden Amerika's nun den welken, morschen Stamm italienischer Tonweise pflanzen wollen, ist eine Barbarei, die, wie alle Barbarei, am Ende die Waffe gegen sich selbst kehrt. Und mag die Pflege noch so kostspielig sein, mag man alles Geld, ja, die „Sterne" am Himmel daran wenden, der Stamm wird dennoch nicht grünen und Frucht treiben. Es ist unnöthig, hier die Geschichte dieser anfänglich so viel versprechenden Academy of music zu berühren. Unsere Leser wissen hinlänglich, daß weder berühmte Sänger, noch berüchtigte Operndirektoren, noch „taktvolle" Geschäftsleute das Institut vor einem Verfall bewahren konnten. Es ist in ungefähr sechs Monaten dreimal eröffnet, dreimal geschlossen worden, es hat zu allem Möglichen dienen müssen, zur Bloßstellung der Gemeinheit, künstlerischer Bornirtheit und der ganzen Misère italienischer Opernunternehmungen. Gleich den Kindern, die um ein glänzendes Spielzeug streiten, haben sich die Partheien eine der andern das prachtvolle Gebäude zu entreißen gesucht, und wenn es vor einigen Wochen schien, daß endlich eine Parthei im alleinigen Besitze desselben bleiben würde, so bedurfte es nur der Ankunft einer europäischen Gesangsgröße, und der Geschäftsameisen, die in der Regel daran herumkriechen um die Errungenschaft auf's Neue wieder in Frage zu stellen. Daß endlich die Zeit kommen muß, wo die Betheiligten einsehen werden, daß sie sich um des Kaisers Bart streiten, daß dieses glänzende Spielzeug ohne allen wirklichen Nutzen weder für sie noch für das Publikum ist, und daß es für die Entwickelung der Kunst in New York nur dann von Gewicht sein kann, wenn es in ein instructives Instrument umgewandelt wird, wir sagen, daß diese Zeit nach so und so vielen neuen Enttäuschungen endlich kommen muß, ist gewiß; schlimm nur, daß bis dahin wir Alle mehr oder weniger unter den trostlosen Bemühungen der Streitenden leiden müssen.

Das einzige Ereigniß der italienischen Saison des vorigen Winters war die Insceneseztung von Rossinis „Wilhelm Tell." Es wurde auf eine anständige Weise zur Erscheinung gebracht, zwar nicht ohne Verstoß in der Scenerie, und in gesanglicher Beziehung keinen Vergleich aushaltend mit den Vorstellungen auf den ersten Bühnen Europa's. Aber was unter Umständen mit Sängern zweiten Ranges zu ermöglichen war wurde geleistet, die Schönheiten des Werkes konnten mindestens unverstümmelt wirken, und das Ganze mußte den Eindruck machen, den es seinem Sujet und der theilweise meisterhaften Bearbeitung Rossini's nach hervorzurufen weiß. Die Oper, welche bekannterweise mehr französisch, als italienisch ist, wurde zehnmal gegeben, und ist die einzige, welche der Direktion einen wirklichen

Ueberschuß gebracht hat. Dahingegen konnte Verdi's "Il Trovatore," für die Mazzinisten in Italien und eine korrumpirte Gesellschaft in Paris berechnet, und auf eine wahrhaft erschreckende Weise den Stand der Italiener und ihrer Musik wiederspiegelnd, kaum die auf die Insceneseßung desselben verwendeten Kosten decken. Verdi's Musik ist wirklich fürchterlich, ganz, wie die Libretti, die er komponirt, und würde wahrscheinlich auf die Amerikaner den r e c h t e n Eindruck machen, wenn sie italienisch verständen. Trotzdem, daß "Il Trovatore" einen außerordentlichen Succes erlangt hat, konnte er doch, nachdem er zweimal die Neugierde befriedigt hatte, zum dritten Male das Haus kaum zur Hälfte füllen, und nur zum Schlusse wußte die Direktion durch besondere Kunstmittel ein zahlreiches Auditorium herbeizuführen.

Wenn die Akademie der Musik mit ihren italienischen Opern, ihrem Direktorenwechsel und dem damit verbundenen Theaterskandal beim Publikum kein Glück macht, so hätte man vermuthen sollen, daß die Vorführung einer deutschen Oper in Niblo's Garden mehr Anklang finden würde. Allerdings mögen die Auspizien für die Etablirung einer permanenten deutschen Oper in New York nie so günstig gewesen sein, als vor einigen Monaten, wenn das Publikum der ewigen Streitigkeiten und Jämmerlichkeiten der Arroganz, und der Eifersüchteleien in der Akademie überdrüssig, mit sichtlicher Sympathie die Bemühungen entgegennahm, einige Vorstellungen deutscher Opern in deutscher Sprache in's Leben zu rufen. Wären diese Bemühungen ernsterer Natur gewesen, wäre man dem zuströmenden Publikum nur einigermaßen mit dem guten Willen entgegengekommen, das Beste zu geben, dessen man habhaft werden konnte, so hätte das Unternehmen als ein höchst ergiebiges ausfallen müssen. Statt dessen konnte es, wie wir hören, kaum die Einbringung der Kosten ermöglichen. Die Schuld liegt in diesem Falle einzig und allein an der mangelhaften Ausführung der Sache selbst, und nicht an dem Publikum. Letzteres ermuthigte durch sein Erscheinen so lange es nur ging; aber Vorstellungen wie die des „Freischütz," waren wirklich mehr als genügend, um endlich selbst die Geduld eines deutschen Publikums im Auslande zu Grabe zu tragen. Und nun gar die Vorführung einer französischen Spieloper, wie „der Brauer von Preston!" Hätte man für ein besseres, reichhaltigeres Orchester, für einen bessern, stärkern Chor gesorgt (und alles dies lag im Bereiche der Möglichkeit), h ä t t e m a n N i c h t s u n v e r s u c h t g e l a s s e n, theilweise mehr genügende Solisten zu engagiren, hätte man in Betreff der Scenerie keine unzeitigen ökonomischen Studien zu machen versucht, hätte man sich so viel wie möglich im Bereiche der deutschen Oper gehalten, selbst auf die Gefahr hin, dadurch bei der Primadonna Anstoß zu erregen — so wäre mit Sicherheit ein glänzendes Resultat zu erwarten gewesen. Das pekuniäre, und vor allen Dingen das künstlerische Interesse wäre befriedigt worden, und eine solide Basis für eine stehende deutsche Oper in New York gewonnen. Daß mit der letzteren von einigen Spekulanten selbst jetzt noch ein neuer Versuch gemacht werden soll, kann nur mit Freuden vernommen werden. In einem Lande, wo das deutsche Element einen integrirenden Theil der Gesellschaft ausmacht, kann die Pflege der deutschen Oper nur als etwas Natürliches erscheinen, abgesehen von dem wohlthätigen Einflusse, den sie auf den Gesammtzustand der Musik des Landes ausüben muß. In Deutschland ließe sich mit der nöthigen Kenntniß und dem richtigen Takt noch mehr, wie e i n e tüchtige deutsche Operntruppe für Amerika sammeln, und es ist nur zu wünschen, daß diejenigen, welche mit diesem Geschäfte für das neue Unternehmen beauftragt werden, sich als die rechten bewähren mögen.

Außer den musikalischen Gaben der Theater sind es vorzüglich die philharmonischen Konzerte und die Quartettunterhaltungen des Herrn Eisfeld, welche das Interesse der Dilettanten von New York hervorriefen. In den ersteren wurden uns die Eroica und A-Dursymphonie von Beethoven, die Symphonie in G moll von Mozart und die in A dur von Mendelssohn, ferner die übliche Anzahl von Ouvertüren, unter diesen die zu Tannhäuser vorgeführt. Das Orchester leistete im Einzelnen Achtungswerthes, im Allgemeinen konnte es jedoch höheren Ansprüchen nicht genügen. Den Grund dieser Erscheinung müssen wir weniger in dem Mangel an Tüchtigkeit der einzelnen Mitglieder, als in der fehlerhaften Organisation der Gesellschaft selbst suchen. Die kommunistische Verfassung der letzteren, die jedem einzelnen Mitgliede die gleiche Zurechnungsfähigkeit für die Erkenntniß dessen, was Noth thut, zuspricht, ist unverträglich mit einer richtigen Erfassung künstlerischer Zustände und einer würdigen Ausführung künstlerischer Intentionen. Kein Orchester der Welt, selbst das beste nicht, sei es in Paris, in Leipzig, Berlin oder Wien, kann von sich sagen lassen, jedes seiner Mitglieder habe ein gleiches Maaß von Kunstgefühl, von Kenntniß und Geschicklichkeit. Es muß immer Einzelnen überlassen bleiben, ihre bessere Einsicht, ihre reichere Erfahrung zur Geltung zu bringen, und maaßgebend zu machen. Wo dies wegfällt, sind so arge Verstöße in Betreff der Wahl der vorzuführenden Compositionen, wie wir sie im vorigen Winter erleben mußten, ganz und gar selbstverständlich. Aber nicht nur dies, auch die Entwickelung der Kräfte des Orchesters ist ungemein erschwert, wenn nicht geradezu unmöglich gemacht. Wo nur der Gesammtheit das Recht der Aufnahme und Ausscheidung zusteht, ist an eine konsequente Beseitigung positiv unfähiger Mitglieder nicht zu denken. Die letztern sind so eng durch Gewohnheit mit den übrigen guten verbunden, daß sie immer mit Sicherheit auf die nöthige Anzahl von Stimmen zu ihrer Erhaltung rechnen können; der sogenannte esprit de corps, Familien- und freundschaftliche Interessen, müssen die Stelle der rein künstlerischen einnehmen, und auf diese Weise bleibt nichts Anderes übrig, als mit denselben Kräften fortzuarbeiten. Kommt nun noch hinzu, daß die Proben öffentlich vor einem zahlreichen und zahlenden Auditorium abgehalten werden, welches höchst ungern sich durch häufige Unterbrechungen und Wiederholungen von Seiten des Orchesters in seinem vermeintlichen Genusse stören läßt, so liegt es auf der Hand, daß von einem eigentlichen Einstudiren des vorzutragenden Werkes, von einer Belehrung und Zurechtweisung seitens des Dirigenten, kurz von einer künstlerischen Ausführung nicht die Rede sein kann. Die

sogenannten Proben sinken zu einer Farçe herab, und die eigentliche Aufführung ist im Grunde nichts als eine Probe. Die philharmonische Gesellschaft kann unserer Ansicht nach nur dann von Bedeutung für die Entwickelung besserer musikalischer Zustände in New York werden, wenn sie ihre kommunistische Verfassung über den Haufen wirft, die Direktion die künstlerischen Interessen einigen wenigen befähigten Mitgliedern überläßt, die nicht brauchbaren Spieler ausschließt, gute dafür engagirt und einem tüchtigen Kapellmeister die Gewalt verleiht, seine Ideen und Rathschläge zur Ausführung bringen zu können.

Durch die Krankheit des bisherigen, in seiner Art noch tüchtigen Dirigenten, des Herrn Eisfeld, mußte die Leitung des vierten Konzertes einem Andern übergeben werden, dem Herrn Carl Bergmann. Dieser sehr befähigte Musiker leistete unter Umständen das Mögliche, ja seine Auffassung der Tannhäuser-Ouvertüre und die unermüdete Sorgfalt, welche er auf deren Aufführung durch das Orchester verwendete, bewies, daß er ein Mann von tiefem Gefühl und Verständniß ist. Den Intentionen des Konzertmeisters wurde auf vollständige Weise Genüge geleistet.

Was die Quartett-Unterhaltungen des Herrn Eisfeld anbetrifft, so litten sie augenscheinlich ebenfalls unter der Krankheit ihres Leiters. Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, F. Ries, Kalliwoda, Spohr und Mendelssohn waren die Komponisten, die im Quartett, Trio, Septett und Nonett dem ziemlich zahlreichen Auditorium vorgeführt wurden. Die Executanten sind gewiß recht tüchtige Orchesterspieler, aber man muß etwas mehr als dies sein, um denjenigen Ansprüchen zu genügen, die man heut' zu Tage an die Ausführung dieser Art von Musik stellt. Wo eine charakteristische Auffassung der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Komponisten nicht erwartet werden kann, müssen dafür Correctheit, Sicherheit, und wenn irgend möglich auch etwas Schliff obwalten. Leider fiel in den meisten Fällen das Eine wie das Andere fort, und wir müssen uns vor der Hand mit der Hoffnung begnügen, daß im nächsten Winter dieses für die Entwickelung des bessern Geschmacks so nothwendige Institut einer gründlichen Reform unterworfen werde.

Louis Napoleon in London.

Ein historisches Genrebild, von E. Meyen.

— Nun werden Sie auch morgen den Kaiser einziehen sehen? fragte mich ein alter deutscher Philister, als ich ihn am 15. April wie gewöhnlich Abends in meinem Kaffeehause traf.

— O ja, vielleicht, erwiederte ich, denn warum sollte ich's nicht? An dem Manne mit der langen Nase und den kalten Fischaugen liegt mir wenig, aber ich will die schöne Eugenie sehen und das Volk dabei beobachten.

— Keinen Schritt gehe ich darum, rief der Alte aus, ein komischer Kauz, der sich aufs eifrigste mit der Politik beschäftigte, aber sich immer darüber ärgerte, weil sie nicht nach seinem Kopfe ging, und sich nie dazu erheben konnte, die Dinge humoristisch anzusehen. Er stammte aus Hamburg, war aber seit fünf und zwanzig Jahren in London und kannte alle englischen Verhältnisse ganz genau, wußte jede Peerage auswendig, verfolgte aber darum nichts desto weniger alle Schwächen des englischen Volkes mit dem bittersten Haß.

— Soll ich etwa mit ansehen, fuhr er fort, wie sie dem Manne zujubeln, den keiner nur über die Achseln ansah, als er hier lebte? Ich habe ihn oft genug gesehen. Niemand traute ihm Verstand zu und Niemand wollte ihm Kredit geben. Sein Leben war auch darnach. Er that nichts, als spielen und sich in den Klubs umhertreiben, um sich an die Aristokratie zu drängen, die nichts von ihm wissen wollte. Ueberall war er schuldig, und als er einmal zu einem Banquier kam, um sich fünf £ zu borgen, speiste dieser ihn mit zwei £ ab. — Und welche lächerliche Figur spielte er, als er i. J. 1848 sich als Privat-Constabler einschreiben ließ, um gegen die Chartisten Dienste zu thun, und mit dem weißen Knüttel in der Hand am Strande paradirte! — Und nun werden sie ihn als großen Mann bejubeln und auf Händen tragen, weil er im Revolutionsspiel Glück gehabt hat, weil es ihm eingeschlagen ist, als er sein Alles auf eine Karte setzte! Ich kenne das Volk, die Masse bleibt sich überall gleich.

— Nun, wir wollen sehen, erwiederte ich. Ich hoffe und erwarte von dem englischen Volke, daß es sich auch bei dieser Gelegenheit anständig benimmt und in Louis Napoleon nur den Alliirten seiner Königin und seines Landes ehrt.

— Sehen Sie zu, sagte der Alte darauf, ich sage Ihnen, es wird der wahre day of humiliation werden.

Damit brachen wir das Gespräch ab. Am nächsten Tage hatte ich doppelte Veranlassung, nach dem Empfang auszugehen, weil mich ein Freund aufsuchte, der eben aus Paris kam und mich bat, ihn ein wenig in London, das er noch nicht kannte, umherzuführen.

Es war gegen drei Uhr Mittags, als wir nach Trafalgar Square kamen. Da war schon Alles lebendig, die Terrassen, welche die Fontainen einschließen, sowie der Weg an der Straße, durch welche der Zug kommen mußte, waren voll Menschen. Wir stiegen hinunter und gingen Parlaments-Street entlang nach der Westminster-Brücke zu. Da nahm Alles ein festliches Ansehen an. Ueber der Straße und von den Häusern flaggten große trikolore Fahnen neben der englischen, und an den Seiten wurden Tribünen aufgeschlagen und mit rothem Tuch belegt. Als wir uns Westminster Hall näherten, kam gerade die prachtvolle Horse-Guarde geritten, die dem Kaiser entgegenzog. Wie allen Fremden, welche diese schöne Leibgarde zuerst sehen, machte sie meinem Freunde lebhafte Freude. Ausgesuchtere Leute und Pferde, sowie geschmackvollere Reiteruniformen kann man nicht sehen, als bei diesen mit rothem Koller, glänzendem Harnisch und Helm mit

Roßschweifen, weißen Lederhosen und hohen Reiterstiefeln bekleideten Kürassiren.

Dann sahen wir noch die Bande der Garde mit klingendem Spiel vorüberziehen. Sie trägt noch immer die alten geschmacklosen Bärenmützen und rothen Fracks.

— Nun das wird ein ganz stattlicher Zug werden, sagte ich zu meinem Freunde und Louis Napoleon wird sich über den Mangel an Ehrenbezeugungen nicht beklagen können.

— Sie werden ihm um so mehr behagen, erwiederte mein Freund, weil die Pariser ihn, als er abreiste, — mit der größten Kälte entließen. Ich befand mich auf den Boulevards und sah, daß eine Menge Leute sich umwandten, statt ihn zu grüßen, als er vorüberfuhr.

— Wie, fragte ich, ist die Stimmung in Paris schon so prononcirt, daß sich dergleichen Zeichen kundgeben? Der Krieg ist freilich nicht populär.

— Nein, erwiederte mein Freund. Im Lande tadelt man ihn, weil man überhaupt keinen Krieg will und in Paris verhält man sich indifferent dagegen oder wünscht, daß er vorüber wäre, weil er nicht genug gloire einbringt und um diesen Preis die Geschäfte zu viel leiden. Jetzt ist freilich noch alle Hoffnung auf die Ausstellung gerichtet, aber wenn sie fehlschlägt, möchte die Stimmung bald sehr böse werden.

— Und doch muß Frankreich den Krieg so gut fortführen und ausfechten, wie England, sagte ich darauf, denn es handelt sich um ihre historische Stellung, ihre Nationalehre und ihre Zukunft.

Um so schwieriger ist freilich die Lage, in welche sich beide versetzt sehen, weil sie den Krieg verpfuscht haben. Das muß man auch in Paris immer deutlicher fühlen, und Louis Napoleon wie die Whigs werden ihr elendes conservatives Princip und ihre daraus entsprungenen politischen wie militärischen Fehler noch schwer zu empfinden und hoffentlich auch noch zu büßen haben. — Doch wie sind jetzt die französischen Zustände im Ganzen, wie lebt man in Paris? —

O, das geht wohl an, antwortete mein Freund. Der Polizeidruck hat wesentlich nachgelassen und man lebt wieder ziemlich ungenirt. Ich kann nur sagen, daß es mir trotz des jetzigen Despotismus ganz wohl in Paris gefallen hat. Es ist doch Alles noch zehnmal besser, als bei uns in Deutschland. Das ganze Leben hat einen humanern Charakter und das Princip der Gleichheit ist noch eben so in Kraft, wie unter der Republik. Keinem Arbeiter fällt es ein, sich geringer zu schätzen, als den mächtigsten Beamten und er bewegt sich neben ihm mit der größten Unbefangenheit. Alle Behörden, an die ich mich wandte, um die Spitäler u. s. w. zu sehen, kamen mir mit der größten Freundlichkeit engegen, selbst das Frauenkrankenhaus im Gefängniß von St. Lazare wurde mir ohne Weiteres geöffnet.

Mein Freund ist Arzt aber auch zugleich entschiedener Demokrat und politischer Schriftsteller und sein Urtheil galt mir als maßgebend. Ich hörte ihm daher gern zu.

— Aber das politische System, die Regierung? fragte ich weiter.

— Nun das könnt Ihr Euch denken, wie über diese von allen freisinnigen Leuten geurtheilt wird. Einen grelleren Abstand als von dem Volke und der Regierung kann es nicht geben. Wenn man die Wirthschaft ins Auge faßt, die von ihren Anhängern bei allen Aemtern, Concessionsverleihungen und an der Börse getrieben wird, hat man stets das Gefühl, daß sie einer Falschmünzerbande gleichen, denen es gelungen ist, sich durch ihren Betrug zu Macht und Ehren zu verhelfen, und daß sie diese benutzen, um ihr System auf legitime Weise fortzusetzen. Fould, der zugleich Louis Napoleons Banquier ist, gilt jetzt schon für so reich, wie Rothschild, Morny der früher so gut wie nichts besaß, hat jetzt 25 Millionen und das erstreckt sich natürlich durch alle Beamtenkreise hindurch. Nach dieser Seite hin ist die Corruption nie ärger gewesen, als jetzt.

— Und wird auch ihre Früchte tragen, fiel ich ein. So lange Louis Napoleon im Stande ist, den von ihm geschaffenen Mechanismus der Verwaltung im Gang zu erhalten, indem er die Staatsfonds dazu benutzt, die Arbeiter in Paris zu beschäftigen und die Armee gut zu besolden, wird er auch herrschen, aber sobald diese Quelle versiegt und nur etwas in dem Mechanismus stockt, wird er auch zusammenbrechen, und deßhalb begreift sichs, wie ungern auch er diesen Krieg führt, dem er doch nicht entrinnen kann, und der vielleicht noch die Ursache zu diesem Bruch und dieser Stockung wird.

— Ich habe den Kaiser und seine Bande oft genug gesehen, sagte hier mein Freund und schenke ihm seinen Triumphzug, um den ich ihn nicht beneide. Mir war es hier nur um das englische Volk zu thun und ich bin von dem, was ich davon gesehen, zufrieden gestellt. Ich muß fort. Leb also wohl bis auf Wiedersehen!

Wir schieden und ich blieb im Trafalgar Square, der sich noch mehr gefüllt hatte. Das Wetter war schön, der erste ganz warme Frühlingstag und ich beschloß den Zug abzuwarten. Ich nahm einen Sitz auf einem der Cabs, die sich an der Straße aufstellten und ließ von dort mein Auge auf die bewegte Volksmenge schweifen oder sah Parlamentsstreet hinunter, in der die Tricoloren so lustig flaggten. Ebenso heiter und munter war die Stimmung des Volks, das zum Theil schon viele Stunden lang des kommenden Schauspiels wartete. Es währte nicht lange, so stieg ein alter englischer Herr zu mir auf den Cabsitz und begann alsbald ein Gespräch mit mir.

— S'ist doch etwas Großartiges um solch ein Schauspiel und den Manne, dem Alles entgegensieht, sagte er. Er ist doch ein bedeutender Mensch.

— Hm, erwiederte ich, er hat viel Glück gehabt.

— O nicht nur das, fuhr der alte Herr fort, auch viel Einsicht und Verstand, und er ist doch am Ende der rechte Herrscher für Frankreich. Er verdient es, Kaiser zu sein.

— Meint Ihr? Ich glaube das nicht. - Mir ist er immer nur ein Glücksritter und ein Usurpator, den ich nur soviel gelten lasse und anerkenne, als die Umstände ihn tragen und das Volk ihn duldet. Ihr werdet als Engländer doch nicht seinen Staatsstreich rechtfertigen?

— Dazu war er gezwungen. Die Intriguen der Nationalversammlung nöthigten ihn dazu. Er war der erwählte Präsident und hatte das Recht, seine Macht zu schützen, und da er dies nicht anders konnte, als durch die Auflösung der Versammlung, schritt er dazu.

Das war mir doch etwas zu stark. Ich sah,

daß ich einen regelrechten englischen Philister vor mir hatte, und ich beschloß, ihm etwas aufzutrumpfen.

— Wenn Ihr das sagt, begann ich, müßt Ihr den Mann da auch rechtfertigen, dessen Statue da vor uns steht — ich wieß auf die Reiterstatue Karl I. — und seinen Krieg gegen das Parlament gut heißen. Und doch verdankt Ihr dem Kampfe, den dieses führte, den wahren Grund Eurer Freiheit und habt sehr wohl daran gethan, daß Ihr diesen Mann für seine Frechheit gegen das Volk einen Kopf kürzer machtet.

— O das war etwas anderes, erwiederte der Alte, Karl I. verletzte die Rechte des Parlaments und dieses stand bei seinem Kampfe auf dem Rechtsboden. Ob bei seiner Verurtheilung und Hinrichtung will ich nicht entscheiden.

— Die Geschichte hat längst darüber entschieden, dünkt mich, Karl II. und James II. zeigten, wie sehr dies Parlament Recht gehabt hatte, sich dieses Tyrannen zu entledigen. Denn Despoten und Absolutisten sind nicht zu bessern. So wenig Recht wie Karl I. hatte aber Louis Napoleon die National-Versammlung aufzulösen und die vom Volk geschaffene und von ihm beschworene Verfassung aufzuheben. Er hat dabei aber nur Glück gehabt, denn wären ihm seine Gegner zuvorgekommen und hätten sie ihn richtig beurtheilt, so hätten sie ihn nach Vincennes geschickt, die Republik bestände noch und Ihr begrüßtet jetzt Cavaignac oder Carnot als Präsidenten statt dieses Despoten, und hättet in ihnen wahrscheinlich eine bessere Garantie für Euern Krieg, als jetzt.

— Ja mit dem Kriege sieht es böse aus, fing der Alte an zu klagen. Aber seht die Franzosen verstehen nichts von dem parlamentarischen Leben. Sie können es nie über sich gewinnen, sich der Majorität zu fügen, wie es bei uns geschieht. Sie müssen immer neue Revolutionen machen, wenn eine Partei gesiegt hat. Seht, wie schön ist das bei uns. Wenn einmal im Parlament etwas durchgegangen und Gesetz geworden ist, so erkennt die Minorität dies an und wirkt fortan für dasselbe. Seht, das ist das Grundgesetz der Volksfreiheit.

— In der That, das ist es, erwiderte ich lachend. Das weiß jedes Kind, und glaubt ihr nicht, daß die Franzosen dies nicht ebenfalls wissen? Aber in Revolutionen gehen die Dinge nicht so glatt ab, als in schon fixirten Zuständen, wie die Eurigen es jetzt sind. Auch bei Euch war es nicht so, und es hat nicht nur eine Revolution, sondern auch eine lange Reaktion und eine neue Besiegung derselben bei Euch gegeben, und Ihr erndtet jetzt die Früchte der Kämpfe, die Eure Vorfahren durchgemacht haben. Die moderne Revolution will aber etwas mehr, als Eure aristokratische Bewegung unter Karl I. und James II. und den Sieg des Constitutionalismus, und es war daher auch natürlich und nothwendig, daß das Princip, welches Frankreich realisiren wollte, das der auf der Gleichheit basirten Volksfreiheit, die moderne Republik, heftigere Kämpfe kostete, als bei Euch. Diese Bewegung ist aber noch lange nicht zu Ende und der Kampf nicht durchgekämpft. Er wird erneuert werden und wer weiß, ob Ihr dann nicht auch zur Einsicht kommt, daß Ihr noch eine neue Reformepoche durchzumachen habt, die sehr nahe an Revolution gränzt. Ich muß gestehen, es sieht mir ganz danach aus.

— O glaubt das nicht, fiel der Alte ein. Wir sind ganz zufrieden und verlangen nicht nach dem allgemeinen Wahlrecht. Seht, bei uns ist jeder Hausbesitzer, jeder Geschäftstreibende Wähler und die Nation hat es ganz in ihrer Macht, sich vertreten zu lassen, wie sie will.

— Ich kenne Eure Wahlen, wie Eure Verhältnisse, erwiederte ich darauf etwas finster. Ich weiß, wie um Eure Stimmen geworben wird, und wie die einzelnen Wähler sie verkaufen. Ich weiß auch etwas von dem Einfluß, den die Landaristokratie bei den Wahlen ausübt. Mehr als hundert Sitze im Parlament gehören der Aristokratie der Lords, die sie für ihre Söhne und Verwandte commendiren. Meint Ihr, daß dabei eine wahre Volksvertretung möglich ist? Ihr seht es ja jetzt, was Ihr an Eurem Parlament habt, wie schwach und kraftlos es ist, wo es sich um die größte Energie handelt, und welche Folgen die von Euren Oligarchen bestellte, vom Parlament nie controlirte Verwaltung gehabt hat, welche Günstlingswirthschaft dabei zu Tage gekommen. Eure halbe Armee hat Euch das gekostet und wird Euch bald noch mehr kosten, denn so wie der Krieg jetzt geführt wird, kann er zu keinem Resultate gelangen.

— Meint Ihr das wirklich? fragte der alte Philister auf's Neue beängstigt.

— Ja. Zuerst war es mit dem Kriege gar kein Ernst und er wurde auf's Unverantwortlichste hingezogen, dann unternahm man den Feldzug nach der Krim, weil Louis Napoleon nicht wußte, wie er die meuterische Stimmung seiner Armee beschwichtigen sollte, dabei zeigte sichs, daß weder Canrobert noch Raglan etwas vom Kriege verstanden und nun steckt Ihr im Sumpfe drin und könnt nicht rück- oder vorwärts. Ihr könnt Sebastopol nicht nehmen und es auch nicht aufgeben. Ihr müßtet, um aus dieser Lage zu kommen, einen Feldzug im großen Maßstabe gegen die russischen Armeen unternehmen, aber Ihr habt sie wieder so stark werden lassen, daß Ihr nicht dagegen ankommen könnt.

— O ich denke die Franzosen und Omer Pascha werden doch stark genug dazu sein, warf der Alte besorgt ein.

— Das wird sich bald zeigen, erwiederte ich ihm. Glaubt Ihr, daß Louis Napoleon umsonst nach der Krim geht? Er muß dahin, weil Alles auf dem Spiele steht. Die Disciplin in der französischen Armee ist wieder so in Auflösung wie vor Varna, wo die Truppen nach Lamoriciere riefen. Canrobert ist verachtet und die Soldaten sind so entmuthigt, daß die Zuaven nicht mehr mit ihnen operiren wollen, weil sie zu nichts mehr taugen.

Es zeigt sich auch jetzt wieder, daß Louis Napoleon nichts als ein Glücksritter ist. Ohne etwas vom Kriege zu verstehen, hat er den Feldzug dekretirt und er muß jetzt wieder Alles auf eine Karte setzen. Das fühlt er, und darum kommt er jetzt nach England, um durch den Glanz, der ihm dadurch möglicher Weise zu Theil wird, die Niederlage, die er nicht nur auf dem Felde in der Krim, sondern auch in der Politik, auf dem Wiener Congreß erlitten hat, zu verdecken und einen neuen Aufschwung zu versuchen. Oestreich hat ihn wie

Euch dupirt. — Doch seht da unten entsteht eine Bewegung. Richtig, der Zug kommt.

Wir gaben das Gespräch auf und richteten unsere Gläser schärfer nach Parlamentsstreet. Es währte nicht lange, so sahen wir die Musikbande der Garde, dann den Polizeipräfekten von Paris Pietri, der dem Zuge vorausritt, dann eine Abtheilung Horse-Guards, dann den Wagen mit Louis Napoleon, und der Kaiserin, die ziemlich tief saßen, ihnen gegenüber Prinz Albert in seiner Feldmarschallsuniform. Er sah prächtig, kräftig und ungemein heiter aus, und verdunkelte Louis Napoleon vollständig. Dieser sah so fahl und kalt aus, wie immer und eben so kalt und gemessen waren auch seine Grüße an das Volk. Die Kaiserin sah bleich aus, und war wohl von der Reise angegriffen. Sie ist unstreitig eine hübsche, eine anmuthige Erscheinung, zu der sich Jeder hingezogen fühlen muß. Man muß sich unwillkürlich für sie interessiren und an ihr Antheil nehmen. Sie ist nicht imponirend, aber desto reizender. Sie schien von dem lauten, rauschenden Empfang, den ihr das Volk bereitete, freudig ergriffen, denn sie grüßte häufig lebhaft und bewegt. Wo der Wagen vorbeifuhr, wurde er mit Hurrah und Hüteschwenken begrüßt.

Ich muß gestehen, das hatte ich nicht erwartet. Das war eine ganz ausgesprochene, herzliche Begrüßung und eine Demonstration, und ich fing an, darüber nachzudenken, als ich mich von meinem alten conservativen Philister verabschiedet hatte und Pall-mall hinausging um die Straßen anzusehen, durch die der Zug gefahren war.

Ja, da sah es wo möglich noch lebendiger aus, als in Parlamentstreet, da flaggten noch mehr Trikoloren und selbst in Regentstreet, wohin der Zug nicht kam, waren sie in riesigen Formen vorhanden. Ganz London hatte ein festliches Ansehen gewonnen, und es lag auf der Hand, man wollte ein Volksfest daraus machen. Das zeigte mir die Sache plötzlich in einem andern Lichte. — Sollte das Volk, fragte ich mich, wirklich so viel der Vergangenheit dieses Mannes vergessen haben, daß es denkt, wie der alte Philister, den ich eben gehört, sollte es diesen Kaiser wirklich anerkennen und so blind in Bezug auf die Zukunft sein, daß es ihm absolut vertraut und sich von ihm völlig ins Verderben reißen läßt? Freilich ist es durch die Nothwendigkeit an ihn gekettet und muß sich auf seine Armee verlassen, aber es hätte der politischen Tendenz des Krieges längst eine andere Richtung geben sollen. Doch das ist Englands schwache Seite. Es versteht nichts von den auswärtigen Verhältnissen und läßt sich darin von Palmerston gerade so beherrschen, wie die andern Völker Europas von ihren Cabinetten. Unter diesen Gedanken hatte ich Piccadilly durchwandert und war wieder umgekehrt. Dabei begegnete ich einem Freunde, der mir sagte, daß er den Kaiser ganz in der Nähe gesehen habe.

— Nun wie kam er Ihnen vor?

— Er ist nicht so häßlich, wie man nach den Karikaturen des Punch von ihm glauben könnte. Er sieht nicht so nußknakermäßig aus, aber er kam mir vor, wie ein alter Landsknecht. Der lange weit hingedrehte Schnurrbart und der große Kinnbart geben ihm völlig solch rohes soldateskes Aussehen.

— Nun, das wird sich ja bald zeigen, erwiederte ich, ob darin sein wahres Wesen besteht. Bis jetzt glaub ich hat er den Landsknecht nur am Spieltisch kennen gelernt, und seinem Militärwissen trau ich nichts zu, trotz der Bücher über Artillerie, die seine Adjutanten unter seinem Namen geschrieben haben. Das beweist Sebastopol. Doch man kann das noch nicht völlig übersehen. — Jedenfalls ist kein Napoleonisches Blut in ihm. Sie wissen; er ist der Sohn des Admiral Verhuel und bei seiner Geburt machten die Pariser den nicht üblen Calembourg auf seine Mutter Hortense: Elle a fait des faux Louis. Er ist ein Holländer vom Wirbel bis zur Zehe, und hat überall deren Haupteigenschaft, die waghalsige Speculationswuth mit der raffinirtesten Berechnung und kaltblütigsten Handlungsweise vereinigt gezeigt.

Damit trat ich in mein Kaffeehaus, wohin mich der Weg geführt, meinen Freund verließ ich auch, und ich fand meinen alten Cerberus, wie gewöhnlich um diese Zeit über den neuesten Nachrichten der Globe brüten.

— Nun, haben Sie gesehen? rief er mir entgegen.

— Freilich, eine scharmante Frau diese Eugenie und ein höchst bewegtes, interessantes Schauspiel, erwiederte ich zu seinem Aerger.

— Habe nichts davon gesehen, murrte er. Habe den ganzen Tag über in dem Kaffeehause in Haymarket gesessen und gelesen. Werde kein Narr sein!

— Nun, was giebt es Neues in den Zeitungen? Wie benehmen sie sich zu dem heutigen Feste?

— Wie Sie sich denken können, erbärmlich. Diese Times, die ihn nach dem Staatsstreich als Räuber und Mörder behandelte, muß ihn heut mit sauersüßer Miene willkommen heißen. Gehn Sie mit der englischen Presse!

— Prinzipielle Politik ist freilich ihre Sache nicht, es bleibt aber immer doch so viel gesundes natürliches Raisonnement darin übrig, daß sie das Nöthige für die jedesmaligen Umstände leistet. Die Haltung der Daily News ließ am Sonnabend nichts zu wünschen übrig und so wird, denk ich, auch die Times sich wohl durch ihre freilich schwierigere Lage durchzuwinden wissen.

— Haben Sie den heutigen Diogenes gesehen? Der hat es den Engländern gegeben, wie sie es verdienen.

— Nun, was hat er?

— Hier! Louis Napoleon auf John Bull reitend.

— In der That, rief ich lachend aus, das Bild ist nicht übel. Die Don Quixote ähnliche Figur des Kaisers mit dem abgemagerten Kaiseradler im Käfig zur Seite, und die vor selbstgefälliger Eitelkeit fast verliebt verdrehten Augen John Bulls, der sich zum Boeuf gras machen läßt, sind nicht übel gedacht und ausgeführt. Nun, das zeigt, daß es auch Engländer gibt, welche die Sache in ihrem wahren Lichte ansehen und — darüber lachen.

Hier trat ein zweiter deutscher Freund zu uns herein. Ich höre eben, sagte er, daß in der City Plakate angeschlagen waren, welche in rothem Druck die Hauptstellen aus der Times, Morning Chronicle und anderen Blättern über Louis Napoleon vom Jahre 51 enthielten. Die Police-

men haben sie zwar heruntergerissen, sie werden aber doch verbreitet.

—Das ist der Protest der Chartisten, rief ich aus. Auch er kann nicht schaden, wenn er auch nicht viel Wirkung thut. Er zeigt wenigstens, daß das englische Volk nicht gesonnen ist, zu vergessen, was der Geschichte angehört und was es dem französischen Volke schuldig ist.

Abends war eine Anzahl von Häusern in Regent-Street erleuchtet. Es waren jedoch nur solche, in denen große Geschäfte bestehen und die mit dem Hofe und der Aristokratie zu thun haben. Sie hatten sich's zum Theil viel Geld kosten lassen, eine glänzende Beleuchtung ihrer Fronten durch kolossale Gassterne oder die Anfangsbuchstaben der Namen des Kaiserpaars und der Königin herzustellen.

Ein ehemaliger ungarischer Oberst, der mir begegnete, erzählte, daß während er dem Zuge zuschaute, einer der geheimen Policisten, die natürlich sämmtlich auf den Beinen waren, und zu denen Pietri noch gegen 300 von seinen Leuten aus Paris hinzugebracht, die Unverschämtheit begangen hatte, ihn an die Brust zu fassen, als er in seiner Tasche eine etwas starke Brieftasche gewahrte.

—Ich drohte natürlich, ihn sogleich niederzuschlagen, wenn er mir nicht vom Leibe bleibe und die um mich stehenden Engländer nahmen Partei für mich, aber die Sache war einmal geschehn. Der Kerl mußte wohl glauben, ich hätte eine Kanone bei mir. Albernes Volk!

—Diese Pariser Policisten beweisen allerdings, sagte ich, daß Louis Napoleon auch hier dem Frieden nicht völlig traut. Ich bin indessen überzeugt, daß hier nichts gegen ihn geschieht. Die Republikaner werden sich hüten, das Asylrecht Englands zu verletzen.

Den nächsten Tag zeigte sich der Kaiser nicht öffentlich, sondern nahm nur die Adressen des diplomatischen Corps und die Einladung der City zu dem Fest in Guildhall im Buckingham-Palast entgegen. Mittwoch folgte die Ertheilung des Hosenbandordens und Festmahl der Ritter desselben in Windsor, von denen sich übrigens nur ein Theil eingefunden hatte.

—Wird der Königin auch lebhafte Freude verursacht haben, als sie ihm das Knieband umnesteln und das Band umhängen mußte, bemerkte Abends mein Cerberus. Es soll dasselbe sein, was Ludwig XVIII., Karl X. und Ludwig Philipp getragen haben. Wünsche ihm viel Glück dazu, wird auch nicht vor deren Schicksal bewahren, weggejagt zu werden, wenn das Volk seiner müde ist. Glauben Sie nicht, fuhr er fort, daß die Königin es mit den Orleans hält und hofft, daß diese wieder drankommen? Noch kurz zuvor, ehe Louis Napoleon kam, hat sie die Herzogin von Nemours bei sich empfangen.

—Das glaub ich auch, das beweist ihre Vorliebe für Louis Philipp, erwiderte ich. Aber was bleibt ihr übrig? Sie muß die Komödie mitmachen, das gebieten ihr die Umstände.

— Aber sie hätte den Waterloo-Saal nicht in Picture-Galerie brauchen umtaufen zu lassen, bellte mein Cerberus wieder auf. Das ist auch eine Erniedrigung.

Der Donnerstag kam und mit ihm ein Doppelfest in London. Mittags fuhr der Kaiser nach Guildhall. Dabei sah man ihn und die Kaiserin nur wenig, da er der Etikette gemäß in geschlossenem Wagen saß, so daß man beim Vorüberfahren nur diesen und die prachtvollen Pferde sah, welche ihn zogen.

Abends erschien die Königin in Staat mit ihren Gästen im Coventgarden-Theater, das für diesen Zweck wie es nur sehr selten geschieht, festlich eingerichtet war. In der Mitte des ersten Ranges war eine königliche Loge geschaffen, die Brüstungen waren dekorirt und im untern Raum stand die Leibgarde der Königin Wache. Die Plätze für diesen Abend wurden mit enormen Preisen bezahlt. Die Logen galten 50, 60 bis 100 £, ein Stall-Ticket 10 £. Für die Erlaubniß, auf der Bühne zu stehen, während die Nationalhymne gesungen wurde, zahlten Herren wie Damen 2 Guineen. Es wurde Fidelio gegeben, aber von der Oper hörten die Gäste nicht viel, denn sie kamen erst gegen 10 Uhr dahin.

Das God save the Queen bildete die Hauptsache, dem man eine Strophe angehängt hatte mit folgenden klassischen Versen: Emperor and Empress, o Lord be pleased to bless, look at this scene. Diese Anrufung des Herrn im Theater hatte für das fromme England etwas sehr Komisches.

—Na, was sagen Sie nun? rief mir Cerberus am folgenden Tage entgegen. Das ist doch der Schwindel aufs Höchste getrieben. Diese Komödie! Dieser Humbug!

—Die Scene im Theater gebe ich Ihnen Preis, erwiderte ich ihm, das ist Humbug, wie er bei allen Hoffesten getrieben wird, aber was den Vorgang in der City betrifft, so kommt mir dieser doch sehr ernsthaft vor, und ich muß den Cityleuten nachsagen, daß sie dabei nach ganz richtiger Berechnung gehandelt haben. Indem sie Louis Napoleon ihr freedom gaben, nöthigten sie ihn, sich dem englischen Volke gegenüber auszusprechen und sich ihren Prinzipien zu fügen. Hier mußte er anerkennen, daß die Freiheit die Grundlage der Civilisation bildet und daß die unterdrückten Völker mit Recht nach dem Westen blicken, weil dieser die Aufgabe hat, die Civilisation Europas zu schützen und zu fördern. Er hat damit seinen eigenen Despotismus Lügen strafen und ihn verleugnen müssen, indem er Frankreich mit England identificirte. Das ist nützlich für das französische Volk, wenn es von dieser Waffe Gebrauch zu machen weiß und auch nützlich für England, wenn der Krieg eine andere Wendung nimmt und es sich schließlich darum handelt, die Rechte der andern Völker festzusetzen.

—Ja und um so größer ist die Lüge, welche jetzt in dieser Allianz und dieser Huldigung liegt, die England erniedrigt, nachdem es seine Politik wie seine Armee ruinirt hat.

—Diese Lehre ist allerdings sehr bitter, aber auch sie war nothwendig und wird England nicht verloren gehen. England mußten die Augen über seinen wirklichen Zustand geöffnet werden und alle gescheidten Männer des Landes haben sie geöffnet. Durch diese Niederlagen, welche England jetzt erlitten und vielleicht noch zu erleiden hat, wird es einer neuen Reform zugetrieben, die den Einfluß seiner Aristokratie brechen und es der demokratischen Entwickelung des übrigen Europas zutreiben muß. Dies wird freilich

nicht sogleich geschehen, aber doch auch in nicht all zu ferner Zeit.

—Die Verehrung für Louis Napoleon ist eine schöne Vorbereitung dazu, brummte mein Cerberus.

—Sie wiegt für die Zukunft wenig oder nichts, erwiderte ich ihm jetzt. Ich habe mit vielen gescheidten und gebildeten Engländern darüber gesprochen und gefunden, daß diese nur eine politische Demonstration gegen die gemeinsamen Feinde darin sehn, und diese liegt auch nur dem Jubel des Volkes zu Grunde. In Louis Napoleon wird Frankreich geehrt und damit auch die eigene Sache gefeiert. In dem Bündniß mit ihm als Kaiser und Despoten liegt allerdings ein Widerspruch, aber diesen kann nur die Geschichte lösen, indem sie seine Herrschaft beseitigt. Dies wird indessen nicht ausbleiben und mir kommt es ganz so vor, als sei dieser Empfang in London der Höhepunkt in Louis Napoleons Laufbahn und sie werde von da an wieder abwärts gehen.—Die Reise nach der Krimm wird sein Unglück werden, denn nach Allem, was man von dort weiß, kann es ihm nicht gelingen, einen neuen auch nur haltbaren Boden zu gewinnen.

—Das hoff ich auch, sagte Cerberus und das soll der glücklichste Tag meines Lebens werden, wo ich diesen Gaunerkaiser stürzen sehe.

—Die Franzosen werden freilich auch damit noch nicht frei werden, fuhr ich fort, sie werden sich wieder einen neuen Despoten schaffen, weil sie noch zu fest am Centralisationssystem hängen, weil das celtische Element bei ihnen das fränkische überwiegt, aber dieser Despot wird endlich doch einen solchen Charakter annehmen müssen, daß er im Stande ist, die Entwicklung der Freiheit zu fördern und die moderne Republik zu begründen, um die der Kampf sich so lange erneuern wird, bis sie möglich ist.

Am Donnerstag Abends war die Beleuchtung noch prachtvoller, denn sie erstreckte sich auf die Hauptgeschäfte aller Straßen, durch welche der Zug nach Coventgarden ging.

Freitag besuchte die Königin mit ihren Gästen den Krystallpalast in Sydenham. Da hierzu nur Season-Ticket-Inhaber zugelassen wurden, mußte ich auch diesem Schauspiel entsagen. Abends erzählte mir jedoch einer meiner Freunde, ein Maler, der als Stellvertreter eines solchen Inhabers bei dessen Gattin fungirt hatte, Alles, was ich zu wissen begehrte.

—Das Schauspiel beim Empfang war großartig, begann er. Die vornehmsten und elegantesten Damen saßen draußen in den Wagen oder am Wege auf Feldstühlen, um die Königin mit dem Kaiser und der Kaiserin ankommen zu sehen. Auch dort wurde natürlich wieder laut gecheert. Als wir dann später vom Garten aus in den Palast gelassen waren, sah ich die ganze Gesellschaft dicht an mir vorüber gehn. Dabei muß ich indessen gestehn, machten die Franzosen einen schlechten Eindruck auf mich. Vor Allen Louis Napoleon. Er ist klein, nicht viel größer als die Königin Victoria, die er führte, hat weit hervorstehende wie ausgestopft aussehende Hüften und einen schlaffen, fast watschligen Gang. Es ist keine Kraft in der Erscheinung und auch seinen runzelvollen Zügen sieht man die Verlebtheit an. Aber auch die Andern gefielen mir nicht. Der dicke Marschall Vaillant keuchte wie ein Elephant, während ihm der Bauch wackelte, und die Andern hatten sämmtlich etwas Glücksritter-, um nicht zu sagen, Gaunermäßiges an sich, und ebenso sahen ihre Weiber wie alte abgelegte femmes galantes aus. Wenn man sie mit der englischen Aristokratie verglich, erschien diese wie aus lauter Göttergestalten bestehend.

—Das kam Ihnen nur so vor, weil Sie nicht gewohnt sind, Franzosen zu sehn, bemerkte ich, und weil diese auch vielleicht sich nicht so gut in Civil zu kleiden wissen, wie die Engländer. In Uniform und zu Pferde soll selbst Louis Napoleon ganz gut aussehen. Doch erzählen Sie mir von der schönen Eugenie, wie kam die Kaiserin?

—Auch sie entsprach den Erwartungen nicht, die ich nach Winterhalters geschmackvollen Portraits von ihr hegte. Sie ist nur hübsch zu nennen und ihr Wuchs ist nicht tadellos. Sie ist zu schmal in den Schultern und geht deßhalb zu sehr vorn über gebückt. Ihre Erscheinung ist nichts weniger als grandios, sondern nur gefällig und die Königin Victoria repräsentirte weit besser als sie, trotzdem daß sie schon über die Jahre der Blüthe hinaus ist. Was mich aber bei der Kaiserin am meisten frappirte, war der tiefe Kummer, der sich auf ihrem Gesicht ausspricht. Sie war nicht nur bleich vor Ermüdung, nein die Sorgen haben an ihr genagt, sie sieht care-worn out aus. Ihr sah ich es am deutlichsten an, sie glaubt nicht an die Dauer dieser Kaiserherrlichkeit.

—Wohl möglich, erwiderte ich. Ihr ist unstreitig das härteste Loos in dieser Sphäre zu Theil geworden. Nachdem sie zuerst zu der Hoffnung berechtigt war, Gründerin einer neuen Dynastie zu werden, hat die Natur ihr diese grausam wieder entrissen und scheint ihr dieselbe fortan beharrlich verweigern zu wollen. Man kann sich denken, wie sie sich nach dieser Erfüllung sehnt und sich daran abmüht, ohne ihren Wunsch befriedigt zu sehn. Jüngsthin sprach man einmal von Scheidung und einer neuen Heirath mit einer österreichischen Prinzessin. Also eine neue Josephine und wieder die Nachahmung des von dem großen Oheim Vollbrachten. Aber so weit wird diese wohl nicht gehn, zumal sie so Unheilvolles bedeuten und am Ende doch auch zu keinem Resultat führen würde.—Die arme Eugenie wird also wohl an diesen Mann gekettet bleiben, aber dafür auch ewig von den Parisern den Vorwurf hören, daß sie eine Fremde ist. „Entweder hätte er eine Prinzessin, oder wenn er diese nicht erhielt, eine Französin heirathen sollen," lautet das unabänderliche Urtheil des Volkes.—Uebrigens war auch die gute Eugenie eine Glücksritterin und es war ihr darum zu thun, Kaiserin zu werden. Mag sie daher auch zusehn, wie sie mit der damit verbundenen Bürde fertig wird!—Wie ängstlich sie sich an Louis Napoleon kettet, beweist der Entschluß, den sie neulich kund gab, ihn nach der Krimm begleiten zu wollen. Vermuthlich wird sie ihr Hauptquartier indessen nur in Constantinopel aufzuschlagen haben, um den Türken Courteoisie beizubringen.

Am Sonnabend erfolgte die Abreise des Kaisers. Sie geschah lautlos, da nur der Prinz Albert denselben bis Dover begleitete, und es war merkwürdig, wie schnell sich darauf London wie-

der ernüchterte. Die Trikoloren verschwanden und Alles sah so verständig aus und ging seinen regelmäßigen Gang wie früher. Der Besuch des Kaisers war nur eine kurze romantische Episode, ein Kapitel aus einem historischen Roman gewesen und der weitere Verfolg desselben wird es schnell in den Hintergrund drängen.

Nach der Krimm heißt es, wo der blutige Ernst der Geschichte waltet. "A l'assault" rufen die ungeduldigen Soldaten, und wer den Sturm kommandirt, muß auch für die Folgen desselben einstehen.

Der große Kampf des Westens gegen den Osten, der Civilisation der freien Völker gegen die Barbarei des Despotismus fordert sein Recht und entweder muß die Geschichte den Mann, der sich an die Spitze des civilisirten Europas gedrängt hat, aufs Neue hoch emportragen oder tief in den Abgrund stürzen.

Ich erwarte das Letztere.

Pariser Revue.

Von Friedrich Szarvady.

Die Pariser Feuilletonisten mühen sich allwöchentlich ab, um aus den getrockneten Blumen des armseligen Theaterherbariums ein wenig Honig zu saugen, den Morgenimbiß ihrer Leser zu versüßen. Sie lassen sich von der Gewohnheit und vom Herkommen an ein Handwerk ketten, gegen welches gehalten die Arbeit eines Sisyphus reine Zerstreuung genannt werden muß. Das Leben wie die Literatur lassen sie an sich vorübergehen und haben kein Wort darüber zu sagen. Gar manches Buch, das eine literarhistorische Bedeutung hat, bleibt unbeachtet oder wird höchstens von einem der literarischen Kritiker mit einigen Zeilen abgefertigt, während das allerunbedeutendste Vaudeville, die kleinste Farce darauf zählen kann, von zehn, zwölf, und unsere Theaterjournale hinzugerechnet, von zwanzig Blättern besprochen zu werden.

Eben so geht es mit den Ereignissen des Pariser Lebens und was nicht in's Gebiet der Mode fällt oder sonst durch ein Zusammentreffen von Umständen nicht Lärm zu machen versteht, wird von diesen Geschichtsschreibern der Gesellschaft nicht bewahrt. Man sollte es nicht glauben, daß die Journalisten, welche doch selbst die Reclamen machen, von dieser ebenso getäuscht werden, wie der naivste epicier der rue des Lombards. Es bedarf erst der saxophonen Turbulenz der Reclame, um auch die Feuilletonisten auf die Existenz irgend einer Thatsache aus dem Gebiete des geselligen oder künstlerischen Lebens aufmerksam zu machen.

Oft habe ich ähnliche Betrachtungen angestellt, wenn ich den Stoff, den das Pariser Leben bietet, mit dem vergleiche, was uns die Blumenlese der Feuilletons jeden Montag bringt. Ein Spaziergang durch die Straßen den ein Beobachter in Paris macht, ist lehrreicher, amüsanter und ergiebiger, als das Wettkeuchen jener Dutzende von Feuilletonisten durch die Theater dieser Stadt. Heißt dieser Beobachter noch obendrein Honoré Balzac, dann ist die Frucht solcher Promenade eines jener Meisterstücke, wie sie auf manchem Blatte dieses außerordentlichen Schriftstellers niedergelegt sind.

Jüngst lockte mich ein warmer Abend, der uns die endliche Ankunft des Frühlings anzukündigen schien, hinaus auf die boulevards und ich ließ mich von der schäckernden und drängenden Menge hinaustragen vom boulevard des Italiens bis zum boulevard St. Martin. Wenn die Pariser einen heitern Himmel haben und nicht wie ein harrender Fiaker mit den Armen herumfechten und in die starren Hände blasen um sich zu erinnern, daß sie in einem warmen Klima leben, dann sind sie überglücklich und lassen ihrer heitern Laune freien Lauf. Wer dieses bunte Getreibe mit ansieht, der wäre versucht zu glauben, es gäbe in diesem Lande keine Sorge und keinen Kummer, dieses Volk habe niemals mit dem Inhalte von Pandora's Büchse Bekanntschaft gemacht. Wo man hinhört nichts als Schäckern und Lachen, und die Leute, die vor den unzähligen Cafe's auf der Straße sitzen, Bier trinken wie die deutschen Athenienser, oder schlechtes Eis essen, gemahnen nicht im Entferntesten daran, daß wir in harten Zeiten leben, geprüft von mannigfacher Noth. Es würde keinem Menschen einfallen, daran zu denken, daß diese Epoche eine große Rolle in der Geschichte spielen werde. Es kommt mir oft vor als sehe ich diese heiteren Leutchen schon in zwanzig Jahren über irgend einem Geschichtswerke sitzend, sich voll Verwunderung darüber aussprechen, daß sie in einer so interessanten Zeit gelebt, gerade so wie jener Edelmann Molières zu seinem Erstaunen erfahren, daß er sein ganzes Leben hindurch Prosa gemacht habe.

In dieser Gemüthsstimmung sind die Pariser, die von den verschiedenartigsten Genüssen blasirt den Mond zu ihrer Unterhaltung herunter wünschten, wieder wie die Kinder, die eine Kleinigkeit amüsirt — ein sonderbarer Anzug, eine auffallende Haltung u. s. w. Hat sich ein solcher Gegenstand gefunden, und wo fände sich nicht dergleichen, dann wird die Unterhaltung gleich allgemein und alle Welt verschwört sich gegen den Armen, der Zielscheibe des Spottes und des Witzes ist ohne Etwas davon zu merken.

Ich war wie gesagt am boulevard St. Martin angelangt und sah vor dem Theater vielleicht fünf hundert Menschen versammelt, die etwas sehr angelegentlich zu beschäftigen schien. Anfangs dachte ich, es sei wieder eine kleine Emeute im Anzuge oder man habe die Nachricht von der Einnahme von Sebastopol erhalten.—Erst nach einer Weile entdeckte ich, daß Alles zu einem verhangenen Fenster des Foyers vom genannten Theater hinaufblickte und daß es dieses Fenster sei, welches den Stoff zur Unterhaltung abgebe.

Nun hören Sie was es gab. Es war gerade ein Zwischenakt und zwei der Theaterbesucher, die sich einander sehr interessante Dinge zu sagen haben mochten, hatten sich in die Fensternische zurückgezogen, um sich von den im Foyer Herumspazierenden unbemerkt unterhalten zu können. Aber die Unglücklichen hatten vergessen, daß sie dem

Lustre im Wege stunden und daß dieser aus Rache jede ihrer Bewegungen auf dem Fenstervorhange abzeichnete und so auf die Straße hinabtelegraphirte. Die Menge unten beobachtete diese Bewegungen, commentirte sie und ersand gleich einen Roman, dem sie die Gebärden des Helden und der Heldin anpaßte. Es war allerdings komisch anzusehen, diese auf dem Vorhang projectirte Liebeserklärung. Die beiden thaten auch sehr zärtlich miteinander und der Held schien gar nicht furchtsamer Natur zu sein. Das Mädchen war schüchtern oder schien gerührt zu sein und man merkte es dem unentschiedenen Kopfschütteln an, daß der Mann keinen Grund habe, sich aus Verzweiflung in die Seine zu stürzen. Noch komischer aber waren die Randbemerkungen, welche unten zu diesem illustrirten Romane gemacht wurden.

"Comme il y va," rief der Eine aus, „wenn General Canrobert vor Sebastopol sich so benommen hätte, wären wir längst Herren der Festung." "Elle l'aime, mais elle voit qu'il lui dit des mensonges," meinte der Andere. „Sie macht ihm Vorwürfe, denn er legt die Hand auf's Herz, um ihr zu betheuern, daß sie ihm Unrecht thue." „Stark böse muß sie doch nicht sein, denn sie reicht ihm ihre Hand ohne Widerstand." „Er will sie zu etwas bereden, aber sie hält sich gut, obgleich ihr ein wenig Krämertugend nicht schaden könnte." "Ma foi, was gibt man heute für ein Stück Monsieur Charles?" "Les noces venetiennes." „Ah, ein Stück in fünf Akten, dann ist Alles gut, der Mann hat Zeit vor sich." „Was seiner Beredtsamkeit nicht gelingt, das werden die Tiraden und Knalleffekte des Herrn Victor Sejour vollenden; wenn so ein Mädchen sich windelweich geweint, dann ist ihr Herz mürbe wie eine frischgebackene brioche." „Er hat ihr die Hand geküßt, wir wollen hoffen, der junge Herr wird sich für die andern Zwischenakte auch noch Etwas aufbewahren." "Je parie que ce monsieur n'est pas un calicot (commis) et que la demoiselle n'est pas une modiste." "Parbleu c'est un jeune collegien, cela se voit à ses manières." "C'est peutêtre sa cousine."—Dies ging so eine Viertelstunde fort und im buntesten Durcheinander, und würde wohl noch länger gedauert haben, wenn nicht ein Garçon des Café's unten den Spektakel gemerkt und die in ihre Unterhaltung Versunkenen nicht gewarnt hätte. Die Schatten verschwanden in einem Nu—"comme il se sauvent," rief Einer lachend aus—"oui, il se sauvent," sagte ein Anderer, "mais elle n'est pas sauvée, elle est prise au contraire." Hierauf ging man lachend auseinander. Ich setzte auch meinen Weg fort und spann mir den Roman der Beiden weiter aus zu meiner Privatunterhaltung. Wie oft aber geschieht es nicht im Leben, daß man mit seinen Handlungen die Rolle des Straußvogels spielt. — —

In diesem Augenblicke sind die Boulevards wieder weniger besucht. Die Pariser flüchten sich wieder in das Theater, denn der Frühling hat uns bloß in den April geschickt, es war ein Tartaren-Jur. — Der Winter ist noch nicht besiegt und ein sehr rauher Wind bläst durch unsere Fenster, während unser Kamin wieder dem holzvorsehenden Auvergnaten tributpflichtig geworden.

Für uns haben die Theater im gegenwärtigen Augenblicke keinen Reiz. Der Erfolg von Alexander Dumas Demimonde absorbirt Alles.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß dieses neueste Bühnenprodukt von Alexander Dumas Sohn auf die Nachwelt kommt, trotz seines beispiellosen Erfolges, aber der Titel selbst wird bleiben. Die französische Sprache ist um eine Bezeichnung reicher geworden, le demi monde wird in's Dictionaire kommen, die Academie mag sich noch so sehr dagegen sträuben. Deutsch ist es schwerer zu geben und die Halbwelt wird jenseits des Rheines nie die Bedeutung haben die sie hier hat, weil ja auch die sogenannte gute Gesellschaft nicht die deutsche Welt ausmacht. Es ist nicht ohne Interesse, die drei Erfolge welche Alexander Dumas der jüngere mit seinen drei ersten Dramen auf dem Theater hatte, bei diesem dritten gegen einander zu halten.

Alexander Dumas versuchte seine Dramen nach dem Leben zu schildern, und so ist es natürlich, daß er mit den Loretten begann, da diese heute das Leben der Jungfranzosen ausfüllen. Die Cameliendame war eine bekannte Phryne, deren lungensüchtige Liebenswürdigkeit alle unsere Feuilletonisten besungen haben. Alexander Dumas schilderte sie und vielleicht seinen eigenen Roman, wie uns Alexander Dumas Vater in seiner allzu mittheilsamen Weise zu verstehen gibt, in einem Buche und brachte seine Heldin zum süßen Entsetzen der fashionablen weiblichen Welt auf die Bühne. Das Interesse, welches dieses allerdings sehr wohl confectionirte Stück beim Publikum erregte, führte den Dichter zur Dame aux perles oder zu Diane de Lys wie die Heldin in der dramatischen Behandlung, gewissermeise aus Polizeirücksichten, umgetauft wurde. Diesmal sollte es die große Dame sein, welche von ihren ehelichen Verhältnissen durch ein Künstleratelier hindurch in die sogenannte Halbwelt hinabgezwungen wird. Der tragische Ausgang aber verhindert den Fall der Heldin, sowie der komische, oder richtiger gesagt, der heitere Ausgang von „Demimonde" die emeritirte Lorette verhinderte, in die eigentliche Welt hinaufzusteigen; wenigstens scheitert der Versuch vor unsern Augen, obgleich natürlich damit nicht zugleich auch gesagt ist, daß Madame St. Ange, die noch keineswegs à bout de ressources ist, in England oder in Italien ihren ähnlichen Feldzug nicht mit mehr Glück erneuern werde.

Die Hauptsache worauf es uns vom ästhetischen und vom moralischen Standpunkte aus betrachtet am meisten ankommt, ist, daß die drei denkwürdigsten Bühnenerfolge der letztverflossenen Jahre alle in Kreisen sich bewegen, von denen die Hälfte des Publikums, für das diese Stücke berechnet sind, nämlich die weibliche Hälfte eigentlich keinen Begriff, wenigstens keinen aus eigener Anschauung hat. Die handelnden Personen sind meist einer Welt entnommen, von welcher die Frauen und Töchter, die ihre Männer und Väter in's sonst so keusche Gymnase führten, ohne Schaden für ihre sittliche und ästhetische Bildung, sehr gut nichts zu wissen brauchen. Aber der Stoff ist einmal modern, er wird mit Talent dramatisch ausgebeutet, das Stück ebenso talentvoll dargestellt und das ist vollkommen hinreichend, dem Dichter Absolution zu verschaffen. Auch war die Kritik so ziemlich einstimmig in ihrem Lobe, obgleich man

es ihr doch ansah, daß dieser allzugroße Erfolg, den sie nur zu bestätigen hatte, denn doch etwas unbequem werde.

Alexander Dumas Sohn definirt die Halbwelt durch die vollkommene Männer (d. h. Ehemänner)-eclipse, und er sucht sich durch einen sehr drastischen aber für die französische Damenwelt gar nicht schmeichelhaften Vergleich noch deutlicher zu machen. Der Held des Stückes, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, einen naiven und unschuldigen aus Afrika heimkehrenden Offizier (!) aus den Klauen der Mad. St. Ange zu befreien, erklärt den Unterschied zwischen le monde und le demi monde in folgender Weise: „Sie treten in einen Obstladen, Sie sehen einen Korb prachtvoller Pfirsiche und fragen nach dem Preise, man sagt Ihnen 30 Sous das Stück — daneben sehen Sie einen Korb mit ähnlichen Pfirsichen ebenso schön, sie kosten nur fünfzehn Sous. Erstaunt fragen Sie nach der Ursache dieses unbegreiflichen Unterschiedes und der Verkäufer nimmt sachte eine der billigen Pfirsiche in die Hand, wendet die Frucht nach der andern Seite und zeigt Ihnen ein kleines Fleckchen, einen schwarzen Punkt — dieser scharze Punkt ist das Kennzeichen der demimonde.“ Dieser Vergleich ist wie gesagt sehr witzig aber in seinem Bestreben handgreiflich zu werden, wie es für Bühneneffecte oft nothwendig erscheint, ist Alexander Dumas Sohn zu weit gegangen, indem er ja auch die honetten Frauen als eine käufliche Waare darstellt und den Unterschied nur im Preise findet. Er hat es gewiß nicht so gemeint, aber es gehört schon ein Stück Pariser Anschauung dazu, das Unschickliche dieses Vergleiches nicht zu fühlen.

Die Handlung des Stückes ist interessant genug, denn sie schildert das Pariser Leben wie es ist; das Pariser Leben wie es Balzac in seinen zahlreichen Romanen zu portraitiren gewußt. Alexander Dumas ist kein so tiefer Beobachter als Balzac, aber muthet uns auch keine so radicale Menschenverachtung zu wie sie Balzac zur Schau trägt. Die Gesellschaft in die er uns führt ist zwar nicht die beste, wenigstens in ihren zahlreichen Bestandtheilen nicht, aber er stellt seinen mauvais sujets auch gute und tugendhafte Menschen zur Seite, so gut und tugendhaft als er sie nur sich einzubilden vermag.

Abgesehen von der ganz meisterhaften Darstellung verliert das Stück in der Erzählung seine ganze Bedeutung, da es vorzüglich durch die unzähligen Apercus, aus dem Leben gegriffenen Bemerkungen und namentlich durch den von Wiz und esprit übersprudelnden Dialog seinen eigentlichen Werth erhält. Das Gymnase hat mit diesem Drama für die ganze Zeit der Ausstellung ausgesorgt, es kann durch fünf bis sechs Monate auf volle Häuser rechnen, die Fremden, die hierherkommen, werden es alle sehen wollen, und mit Recht. Solche Stücke darf man in keiner Bearbeitung sehen—hier sind sie am Platze und auch nur hier allein weiß man sie zu spielen. Dumas Sohn aber hat sein Glück gemacht in jeder Beziehung — er ist unstreitig der beliebteste Bühnendichter Frankreichs geworden.

Wie das gewöhnlich geschieht hat sich die Parodie bereits dieses Stückes bemächtigt und das Variététheater eröffnete den Reigen mit Le quart de monde. Die folies dramatiques kündigen Le petit monde an, das Palais royal, Le monde camelote und ein anderes Le monde admis. Diese Dichter brauchen nicht mehr Zeit als der liebe Herr Gott ihre Welten zu schaffen. Allerdings treten mehrere Schöpfer zur Erzeugung einer kleinen Welt zusammen, aber das ist nun schon so Brauch geworden bei uns. Man schreibt einen sechzehnbändigen Roman, ein ebenso umfangreiches Geschichtswerk allein, aber zu einem kleinen Akte bedarf es mindestens eines Dioscurenpaares.

Die ganze Aufmerksamkeit unserer Bühnen wie aller Geldspeculanten ist auf die Ausstellung gerichtet. Das Theater der Porte St. martin allein hat vier große Dramen in der Werkstätte. Une histoire de Paris von Meurice (124 Tableaux); Les carrieres de montmartre, Volksdrama von Dupeuty und Bourjet, La belle Gabrielle von Maquet, in dem Mad. Doche die Cameliendame, Fechter, der hektische Liebhaber, die Hauptrollen spielen werden; endlich La boulangère à deux sous vom Feuilletonisten der Patrie, M. Jules Premaray. Die Gaité kündigt Une dame aux scènes an, in der Mlle. Doche die Hauptrolle übernimmt. Für Fräulein Dejazet, den fünfzigjährigen weiblichen Eulenspiegel, hat Herr Damanoir ein neues Stück geschrieben, das gleichfalls in diesem Theater gegeben werden soll. Die andern Bühnen machen noch ein Geheimniß aus ihren Ueberraschungen. — Nur von der großen Oper wissen wir, daß sie Verdi's sicilianische Vesper und von der komischen Oper, daß sie l'Indienne, das neueste Werk Halevy's vom Stapel laufen lassen werde. Das Ausstellungsfieber hat ganz Paris überschwemmt: man denkt und thut nichts mehr ohne Beziehung auf diese Festlichkeit, von der man sich goldene Berge verspricht. Die industriellen Unternehmungen schießen über Nacht wie die Pilze auf. So haben wir eine Agentschaft, um die Fremden nach drei Preiscategorien zu beherbergen, zu verköstigen und mit den Merkwürdigkeiten von Paris bekannt zu machen. Die erste Kategorie ist die des Luxus, die zweite die des Comfortablen und die dritte die gewöhnliche. Für dreihundert Franken wöchentlich lebt man prachtvoll, für zweihundert vortrefflich und für hundert nicht übel. Diese Abtheilung gemahnt an jene Schätzung des Friedensrichters: „Wir haben drei Schweine vorgefunden, alle im besten Wohlsein, das eine sehr fett, das andere sehr mager und das dritte vernünftig.“ An diese Gesellschaft schließt sich eine beträchtliche Anzahl von Unternehmungen, deren Affichen und Annoncen die Straßenmauern und vierte Seite der Journale anfüllen. Sie übernehmen die Sorge für die hierhergesandten Produkte, für die Aufstellung und während der ganzen Zeit der Ausstellung. Eine Gesellschaft für den Verkauf der hierhergeschickten Erzeugnisse, eine andere für die spätere Ausstellung in einem eigens gegründeten Bazarpolytechnique; eine Societé für Veröffentlichung von wissenschaftlichen und biographischen, apologischen und kritischen Schriften zur erbaulichen Ausbeutung der Eitelkeit der Herrn Aussteller. Wen die Unsterblichkeitssucht quält, der mag nur herkommen; für Geld kann er unsterblich werden und zwar viel billiger als der berühmte Meyerbeer. Für die Künstler, die von der Jury stiefmütterlich behandelt worden, soll in ähnlicher Weise gesorgt werden und Courbet will ein

eigenes Gebäude errichten um seine Bilder für Geld zu zeigen.

Wir verzichten natürlich auf den Anspruch auch nur im entferntesten vollständig sein zu wollen bei dieser Aufzählung, sonst müßten wir das Gesammtdichten und Trachten von Paris schildern.

Die Literatur wird auch nicht zurückbleiben und abgesehen davon, daß jedes Blatt mehrere Spezialitäten für die Berichterstattung über die Ausstellung engagirt hat, werden uns noch besondere Zeitschriften, Revuen, kritische Cataloge, Memoiren, illustrirte und photographirte Sammlungen angekündigt.

Die sogenannte Eisenbahnbibliothek gibt mit einem Schlage eine ganze Reihe von zeitgemäßen Büchern zum Gebrauche der Reisenden heraus. Es ist gerade zum toll werden. Und alles das soll ein armer Berichterstatter lesen und sehen und beschreiben. — Man müßte ein Argus und ein Briäus zugleich sein, um einer so schweren Last nur einigermaßen zu genügen.

An erotischen Genüssen wird es auch nicht fehlen. Man verspricht uns eine italienische und eine englische Schauspielergesellschaft und wir persönlich wünschten uns auch noch eine deutsche. Sollte die Allianz Oesterreichs mit den Westmächten nicht die Folge für uns haben können, daß wir einige der Matadoren vom Wiener Burgtheater hier zu sehen bekommen? Deutschland dürfte uns diesen Genuß nicht versagen, das kosmopolitische Fest wäre auch nur ganz unvollständig ohne diesen Beitrag. Die Zeiten, wo man, wie uns Börne schildert, über einen unaussprechlichen Namen, wie Weirelbaum, das Talent ganz übersah, wo man die englischen Schauspieler mit Aepfeln und faulen Eiern bewarf, sind vorüber. Die Franzosen sind innerlich noch immer exclusiv wie die Griechen—aber sie schämen sich, es zu zeigen, der Sinn fürs Schöne, auch beim Fremden, ist denn doch auch wach geworden. Eisenbahn und Telegraph konnten unmöglich seit Jahren in Thätigkeit sein, ohne in dieser Beziehung eine heilsame Veränderung hervorgerufen zu haben.

Das Schwerste ist doch wahrlich geschehen und diese Mischung von Wasser und Oel, die die englische Allianz heißt, hätte sich vor drei Jahren auch Niemand träumen lassen. Die Regierung ist auch von besonderer Aufmerksamkeit für die Engländer und diesen wird in diesem Augenblicke nicht leicht etwas verweigert. Bei Gelegenheit der Ausstellung hat sich das auch gezeigt und man ist auf alle Bedenklichkeiten, deren die englische Commission sowohl für die Industrie- als für die Kunsterzeugnisse nicht wenige hervorgekehrt hat, bereitwillig eingegangen.

Auf dem literarischen Büchermarkt sieht man nur Wiederabdrücke alter Bücher und Schriften: die Herren Guizot, Cousin, Villemain, St. Martin rc. geben ihre früheren Produkte in neuen Auflagen heraus. H. Heine veröffentlicht seine sämmtlichen Werke französisch; Lucrèce, l'Allemagne etc. sind erschienen und die übrigen, Verse wie Prosa, werden nachfolgen. Ich fürchte, daß die ersteren in der Uebersetzung nichts gewinnen. Das merkwürdigste Buch, welches in der letzten Zeit veröffentlicht worden, ist sicherlich der erste Band der Uebersetzung Dantes von Lamennais. Derselbe ist mit einer Vorrede des großen Schriftstellers begleitet, und das letzte Werk des Verfassers, dessen Verlust Frankreich zu beklagen gehabt. Es gleicht seinen früheren Schriften nur im Styl; zwischen den Ideen des Indifferentismus in religiösen Dingen und denjenigen, die in diesem Buche ausgesprochen sind, ist die Kluft, welche das Vergangene von der Gegenwart trennt, die Kluft, welche alle großen modernen Geister, die auf der Seite des Alten geboren wurden, durchgehen mußten und die Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo, Lamennais durchgemacht haben, um die unwiderstehliche Gewalt der Wahrheit zu beweisen.

Zum Schlusse lassen Sie mich einen Vorfall erwähnen, der dem Anschein nach unbedeutend, in meinen Augen aber von Wichtigkeit ist, indem er zeigt, daß die Bestrebungen der Despotie und Ehrlosigkeit in ihrem gegenwärtigen Triumphe noch nicht die besseren und edleren Gefühle unterdrückt haben. Der berühmte St. Beuve, bekannt durch seine literarisch-kritischen Arbeiten und wegen der Veränderlichkeit seiner Ansichten in der Politik und Aesthetik, war neulich zum Professor an dem Collège de France ernannt worden; die Sympathien, die ihm das Kaiserreich eingeflößt hatte, haben nicht weniger diese Ehre verdient, wie seine herben und ungerechten Angriffe gegen seine früheren Freunde, die sich gegenwärtig im Lager der Freiheit befinden. Aber die jungen Leute unter seinen Zuhörern scheinen nicht auf gleiche Weise die Rechtstitel Herrn St. Beuve's auf den Lehrstuhl verstanden zu haben und nach zwei unglücklichen Versuchen, seinen Kursus zu eröffnen, sah sich der ausgezeichnete Professor genöthigt, denselben einzustellen. Man erlaubte sich, ihn an seine Vergangenheit zu erinnern, man frug ihn: „Wo der St. Beuve von 1830 wäre?“ man warf ihm sehr unschmeichelhafte Epitheta ins Gesicht. Herr St. Beuve hat eine von jenen Stirnen, die nicht zu erröthen verstehen; die Interpellationen konnten ihn nicht berühren, und er schämte sich nicht, der Compagnie Stadtsergeanten, die man ihm zur Verfügung gestellt, gelassen Befehle zur Wiederherstellung der Ordnung zu ertheilen. Aber 25—30 Sergeanten genügten nicht, um das Auditorium zu verhindern, seine Meinung auszudrücken, und wie ein Witzbold bemerkte, hat die Regierung zu viel Truppen für die Krimm nöthig, um eine zweite Expedition gegen das Collège de France zu unternehmen. Herr St. Beuve war also gezwungen, nach einem zweiten noch unglücklicheren Versuch als der erste, seinen Kampf aufzugeben und zu warten, ob man ihm zur Entschädigung nicht den Platz eines Senators einräumen werde.

Damenkupfer.

1) Frühlings-Toiletten. Hut von belgischem Stroh, auf dem Bavolet und an den Seiten mit Blumen garnirt. Taffetkleid mit drei Röcken oder drei Falbeln, die mit einer ausgeschlagenen Blätter-Guirlande besetzt sind. Mantille von geperltem Seidenstoff, mit einer Falbel und einer doppelten Reihe Spitzen verziert. Sonnenschirm von brochirtem Seidenzeug, mit Fransen besetzt.

2) Frühlingshut, mit einem Schleier bedeckt, im Innern mit Blumen verziert. Kleid von einfarbiger Seide: das glatte Leibchen hat Revers, die in Enden herabhängen und mit Spitzen eingefaßt sind. Aermel à l'Italienne, am Handgelenk bald anschließend. Unterärmel Herzogin; reichgesticktes Taschentuch.

Gedruckt bei King u. Baird, No. 9 Sansomstraße, Philada.

DATE DUE

	DATE DUE		

